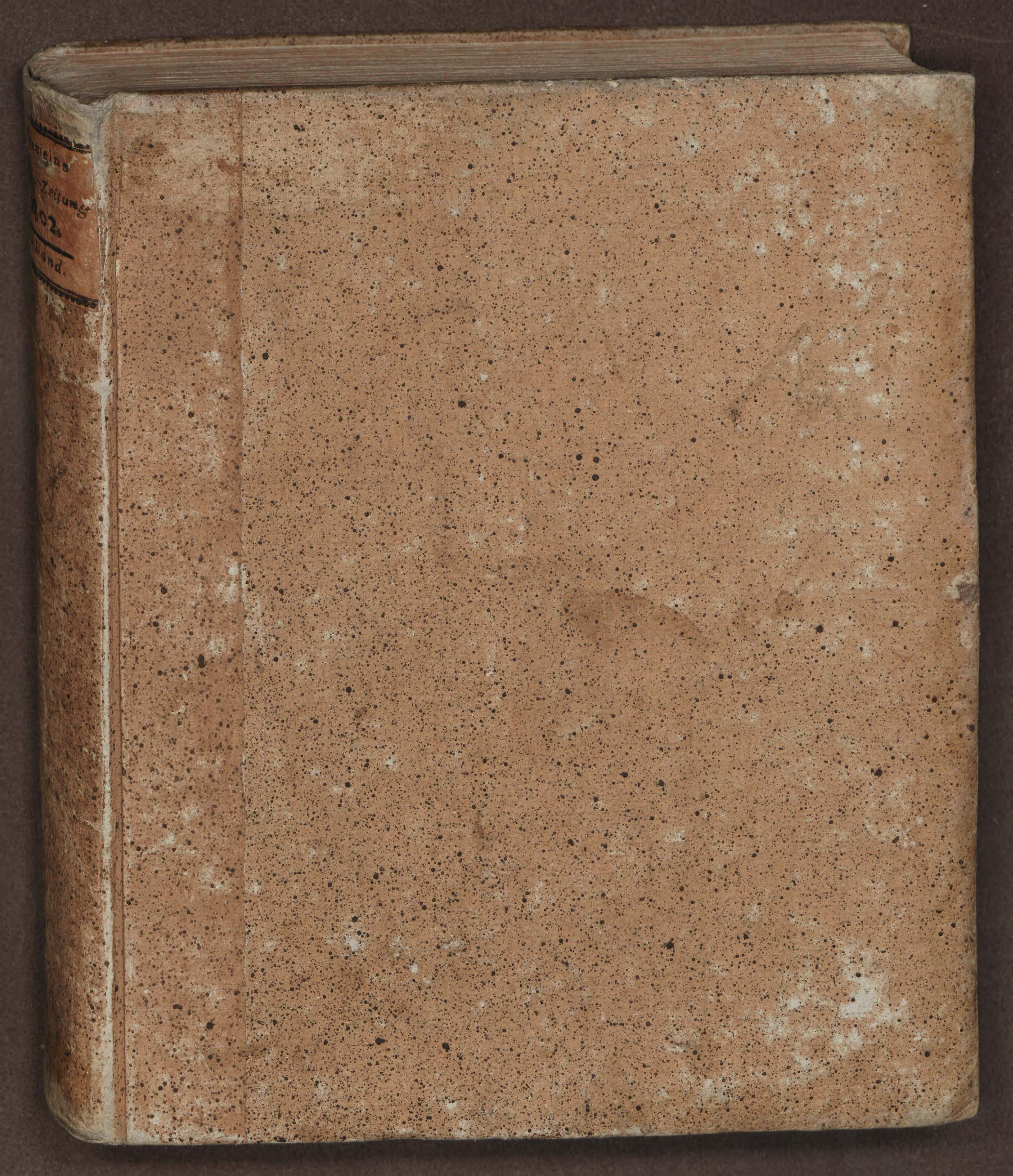
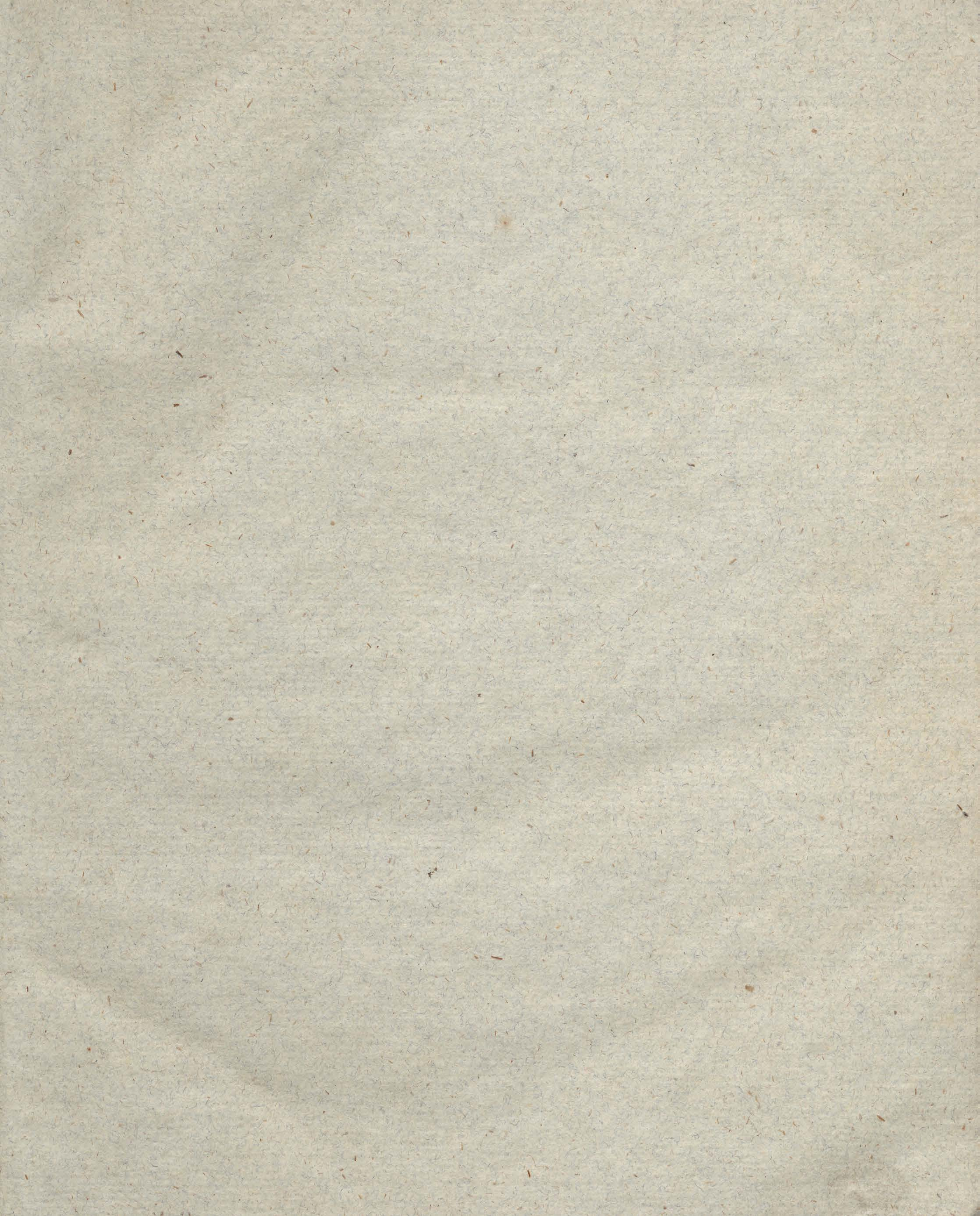
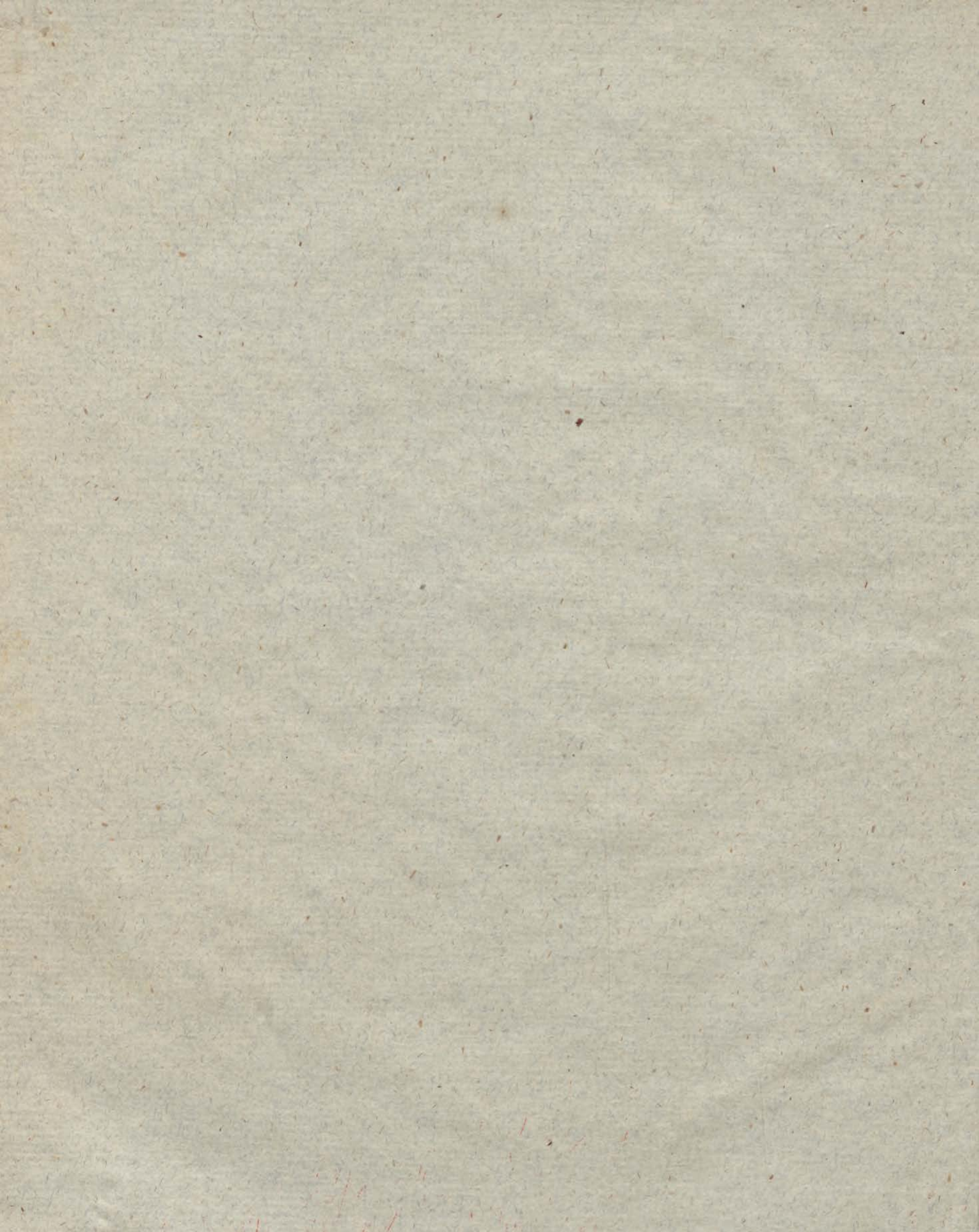
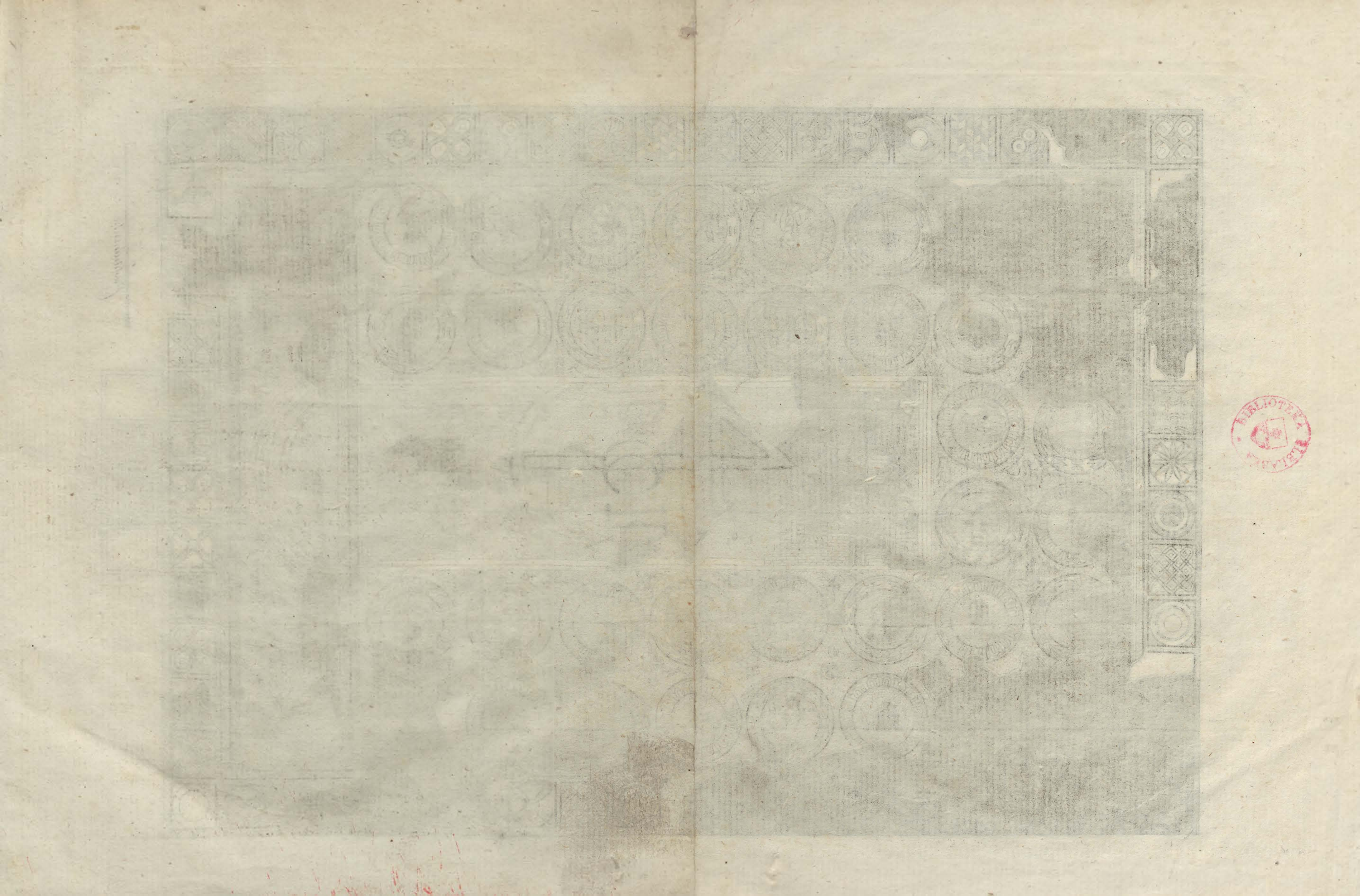


M 1









ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE
1802.

VIERTER BAND.

(MIT EINER KUPFERTAFEL.)

OCTOBER, NOVEMBER, DECEMBER.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,

und LEIPZIG,
in der kurfürstl. sächsischen Zeitungs-Expedition.
1802.


BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

Ueber die zu Rosette gefundene Stein-Polyglotte, besonders über die darauf befindliche Coptische Inschrift.

(Zur Erklärung des Titelkupfers.)

Neben den Inscriptionen in der so räthselhaften Pfeil- oder Keilschrift, worüber ein deutscher Sprachforscher, Hr. Generalsuperintendent *Lichtenstein*, vorläufig (im *Braunschweigischen Magazin* 1802. Nr. 35. 36. 37.) die überraschendsten Aufschlüsse mitgetheilt und uns zu Erwartungen berechtigt hat, deren, wie es scheint, zuverlässige Erfüllung auf einmal alle sogenannte persepolitanische Amulete, babylonische Ziegelsteine und alle Steinschriften zu Tchelminhar völlig enträthseln wird, — hat neuerlich kein Denkmal des Alterthums die Aufmerksamkeit der Archäologen und Paläographen so sehr beschäftigt, als die zum Lobe des Königs Ptolemäus Epiphanes in drey verschiedenen Sprachen und Alphabeten geschriebene und in Stein eingegrabene Danksagung, die von den Franzosen während ihrer Occupation von Aegypten in Rosette gefunden, den Findern aber in der Folge wieder von den Engländern abgenommen, von Capitain *Turner* nach London gebracht, und an die Londoner Gesellschaft der Alterthümer vor kurzem eingeliefert wurde. Die eine Seite dieser Inschrift ist bekanntlich griechisch, und also am leichtesten, wie es scheint, zu entziffern. Auch wagte schon vor mehreren Monaten der Bürger *Ameilhon* dem Nationalinstitute, dessen Mitglied er ist, eine Uebersetzung und Erklärung derselben mitzutheilen, die hierauf in mehreren französischen Journalen, besonders im *Magazin Encyclopédique* mitgetheilt, und nun auch im 4ten Theil der *Memoires de l'Institut National; Literature et beaux Arts*, abgedruckt worden ist. Seitdem hat die *Societas Antiquariorum Londinensis* die griechische Inschrift in einen treuen *Fac simile* in Kupfer stechen lassen, und an mehrere auswärtige Archäologen versendet. Hr. *Millin* wird im neuesten Stück des *Magazin Encyclopédique* die ganze griechische Inschrift liefern. Hr. *Heyne* hat ganz neuerlich (am 4ten September) in der Göttinger Societät der Wissenschaften dieselbe griechische Inschrift mit grossem Scharfsinn erklärt und seine Interpretation wird künftig bey der weitern Forschung in den collateralen Inschriften billig zum Grund gelegt werden müssen. (S. *Gött. Gel. Anz.* 1802. Nr. 148.) Indessen nimmt man wohl auch mit der von Ameilhon gegebenen vorlieb, die noch neuerlich in den meisten englischen Zeitblättern mit dem pomphaften Zusatz in Absicht auf das Denkmal selbst aufgetischt wurde, dass es die grösste Seltenheit sey, die in den jetzigen Zeiten entdeckt wurde, und die vorzüglichste literarische Ausbeute, die der gloreiche ägyptische Krieg lieferte (the

(*the greatest curiosity discovered in the present age and the principal literary fruit of our glorious Egyptian war-fare. St. James Chronicle* vom 26. August.) — Allein nun gilt es auch den zwey andern collateralen Inschriften, und zwar fürs erste wohl der mit einheimischen (coptischen) Buchstaben geschriebenen, bis etwa *Zcega* und seine Geistesverwandten am Ende auch der Hieroglyphen mächtig werden. Proben von dieser coptischen Inschrift liefert die vorliegede Kupfertafel, und es ist der Zweck dieser Blätter, die Gedanken eines der scharfsinnigsten Orientalisten in Paris darüber in einem, wo möglich, befriedigenden Auszuge mitzutheilen.

Man hat wohl oft (und mit Recht) im Auslande sich gewundert, warum die *Inscriptio trilinguis* von Rosette, auf welche jedermann so begierig wartete, noch zur Zeit nicht bekannt gemacht worden ist. Das natürlichste bey einer so schwer zu entziffernden Inschrift, als derjenige Theil ist, welcher ΕΓΧΩΡΙΟΙΣ ΓΡΑΜΜΑΣΙΝ, wie es in dem griechischen Theil der Inschrift heisst, geschrieben ist, wäre wohl gewesen, das Ganze in Kupfer stechen zu lassen, und es allen den Personen, welche sich damit beschäftigen wollen, zuzuschicken, oder diesen Kupferstich verkaufen, oder auch in ein oder einige literarische Journale, z. B. das *Mag. Encyclop.* einrücken zu lassen, damit jedermann sich nach Belieben an dem Dechiffriren hätte üben können. Statt dessen hielt man die Abschriften so geheim wie möglich, weil man es sich zum Gesetz gemacht zu haben schien, die Inschrift selbst nicht eher bekannt zu machen, bis man zugleich etwas zu ihrer Erklärung würde sagen können. Unter den einheimischen Pariser Gelehrten ist unstreitig Hr. *Silvestre de Sacy* der einzige, von dem man erwarten konnte, er werde etwas davon entziffern können. Die Copieen, welche nach Frankreich gebracht worden sind, und worunter sich der von *Marcel* gemachte Abdruck am meisten Glauben erwarb, wurden ihm daher zugestellt. Da Hr. *Silvestre de Sacy* zu gelehrt und zu wahrheitsliebend ist, um sich auch nur in der gröfsten Entfernung einige Charlatanerie zu erlauben, so untersuchte er lange, fand aber endlich, dafs es ihm nicht gelingen werde, die ganze Inschrift zu erklären. Schade war es, dafs er den von *Raffenau de Lille* genommenen Schwefelabgufs, als die genaueste Copie von allen, nicht vergleichen konnte. Er gab die ihm anvertrauten Copieen dem Minister wieder zurück, mit der Anzeige des unbefriedigenden Erfolgs seiner Untersuchungen. Dieser drang inzwischen in ihn, wenigstens diejenigen Resultate bekannt zu machen, auf welche er gekommen, und sodann die weitere Erklärung der Zeit und andern glücklichern Gelehrten zu überlassen.

Dieser Auffoderung zufolge liess Hr. *Silvestre de Sacy* einen Brief an den Minister drucken, unter folgendem Titel: „*Lettre au Citoyen Chaptal, Ministre de l'Interieur, Membre de l'Institut national des Sciences et Arts, etc. au Sujet de l'Inscription Egyptienne du Monument trouvé à Rosette; par A. I. Silvestre de Sacy, ci-devant Associé de l'Académie des inscriptions et belles lettres, de la Société Royale des sciences de Gottingue, et Professeur de langue Arabe à l'Ecole spéciale des langues Orientales vivantes.*" *Paris de l'Imprimerie de la Republique.* An X. [1802. v. St.] 47 S. in 8. nebst 2 Kupfern, einem in 4. dem andern in 8. welche beide auf beyfolgender Kupfertafel zusammengefasst sind, in Commission bey *Treuttel und Würz* 2 Fr. 50 Cent.

Hr. *Silvestre de Sacy* fieng damit an, *Nomina propria* zu entziffern. Obgleich diese Worte über die Sprache selbst keine Aufklärung geben: so liefsen sie doch hoffen, dafs man mit ihrer Hülfe eine gewisse Anzahl von Buchstaben würde herausbringen können; und dafs man so mit der Entzifferung endlich ins reine kommen würde. Hr. *S. d. S.* sagt zu Anfang des Briefs, dafs er mit Hülfe dieser Eigennamen mehr als 15 Buchstaben herausgebracht. Er hoffte so zunächst die oft in der griechischen Inschrift vorkommenden Worte, *Gott*, *König*, *Sohn*, auch in der ägyptischen aufzufinden. „*Tels etoient les motifs*, sagt er, *de l'espoir que j'avois conçu au premier aspect de ce monument, et que je Vous avois peut être un peu trop légèrement communiqué. Aujourd' hui que Vous desirez, C. Ministre, connoître les résultats de mon travail, je suis obligé de Vous avouer franchement qu'ils se réduisent à bien peu de chose; je n'aurois pas même pensé à fixer et à mettre par écrit le peu que je crois avoir decouvert, si vous ne l'aviez exigé de moi.*" Diese Erklärung des Hn. *S. d. S.* darf nicht übersehen werden, wenn man spätere Erklärungsversuche mit den seinigen vergleicht.

Er giebt hierauf einige Nachrichten über das Monument selbst, und die verschiedenen Abschriften oder Abdrücke, welche er davon in Händen hatte. Diese werden hier ebenfalls nicht am unrechten Orte stehen.

„Sie erinnern sich, B. Minister, sagt der Vf., „dafs dieses Monument, welches bey Raschid, dem „heutigen Rosette gefunden worden, drey Inschrif„ten

„ten enthält, oder vielmehr eine und dieselbe In-
„schrift in dreyerley Charakteren. Die auf dem
„obern Theil ist in Hieroglyphen; sie enthält 14 Zei-
„len; der untere Theil des Steins enthält die In-
„schrift in griechischer Sprache und Schrift, sie hat
„54 Linien. Zwischen diesen beiden ist die dritte,
„welche 32 Linien hat, und welche ich Aegyptisch
„nennen werde, ohne darum ausdrücklich zu be-
„haupten, dass der Charakter, in welcher sie geschrie-
„ben ist, ganz allgemein in ganz Aegypten ange-
„nommen war. Ein Theil des Steins ist zerbrochen:
„er ist besonders am obern Theil beschädigt, und
„dadurch ist sowohl links als rechts ein groser Theil
„der hieroglyphischen Inschrift, von der keine Li-
„nie ganz unbeschädigt ist, verloren gegangen. Man
„kann rechnen, dass im Ganzen mehr als ein Drittel
„dieser Inschrift fehlt. Der untere Theil des Monu-
„ments ist weit weniger beschädigt: nur zu Anfang
„der drey letzten Linien der griechischen Inschrift
„fehlen einige leicht zu ersetzende Buchstaben. Allein
„auf der linken Seite ist der untere Theil dieser In-
„schrift weit stärker beschädigt, und hier sind viel
„beträchtlichere Lücken als am Anfang der Zeilen.
„Sie fangen an der 28sten Zeile an, und werden im-
„mer grösser bis zur 54sten und letzten. Am Ende
„der letzten Linien fehlen wohl 30 bis 35 Buch-
„staben. Mehrere dieser Lücken sind leicht auszu-
„füllen."

Die ägyptische Inschrift ist die, welche am we-
nigsten gelitten hat. Nur zu Anfang der 14 ersten
Zeilen ist ein unbeträchtlicher Theil beschädigt. Die-
sen Verlust sieht aber Hr. *S. d. S.* doch als ein gro-
sses Hinderniss für diejenigen an, welche sich mit
der Entzifferung der Inschrift beschäftigen werden.
Hr. *S. d. S.* hatte drey Copieen dieses Monuments.
Die beiden ersten waren dem National-Institut mit-
getheilt, und schon seit länger als einem Jahr dem
Hn. *S. d. S.* zugestellt worden. Die eine davon hat-
te der damalige Director der National-Druckerey zu
Cairo, *Marcel*, durch typographisches Verfahren ver-
fertigen lassen. Die zweyte ist durch chalcographi-
sche Vorkehrungen verfertigt worden. Seit *Mar-
cel's* Rückkunft nach Frankreich hat dieser Hn. *S.
d. S.* noch eine dritte Copie zugestellt, welche der
erstern gleicht, allein in einigen Stellen besser aus-
gefallen ist. Ebenderselbe besass noch eine andere
weit vollkommenere Abschrift, welche er in dem
Brand seines Hauses zu Cairo mit vielen andern Sel-
tenheiten und kostbaren Sachen, die er in Aegypten
gesammelt hat, verlor.

In der griechischen Inschrift sind nur wenige
schwer zu lesende Stellen, und was man in der ei-
nen Copie nicht gut lesen kann, liesst man besser in
der andern. Aber in der Mitte des Steins, an dem
Orte, wo sich die ägyptische Inschrift befindet, ist
auf den verschiedenen Copieen, welche Hr. *S. d. S.*
sah, nichts als ein undeutliches Gewirre von unbe-
stimmten Strichen auf einem Theil des von der In-
schrift eingenommenen Platzes, es sey nun dass das
Monument an diesem Orte am meisten gelitten, oder
dass der Abdruck nicht recht gelungen.

Hr. *S. d. S.* lässt sich nicht auf die griechische
Inschrift ein, um denjenigen Gelehrten (namentlich
Visconti) die sich mit diesem Theil des Monuments
beschäftigen, nicht vorzugreifen.

Es ist eine unstreitige Sache, dass die drey In-
schriften dieses Monuments nur eine und ebendie-
selbe Inschrift in drey verschiedenen Charakteren ent-
hält; denn zu Ende der griechischen Inschrift liesst
man: ΣΤΕΡΕΟΥ ΛΙΘΟΥ ΤΟΙΣ ΤΕ ΙΕΡΟΙΣ ΚΑΙ
ΕΓΧΩΡΙΟΙΣ ΚΑΙ ΕΛΛΗΝΙΚΟΙΣ ΓΡΑΜΜΑΣΙΝ;
und diese Worte, obgleich der Anfang der Phrase
fehlt, zeigen hinlänglich, dass diese Inschrift *in hei-
liger*, *örtlicher* und *griechischer* Schrift sey geschrie-
ben worden. Man würde sich indessen irren, wenn
man glaubte, jede der drey Inschriften sey eine wört-
liche Uebersetzung der zwey andern.

Hr. *Silvestre de Sacy* hatte diess Anfangs auch
geglaubt, und sich eingebildet, dass er bloss mit
Hülfe eines Zirkels und des Abzählens der Anzahl
von Worten in der ägyptischen Inschrift den Ort fin-
den würde, welchen jedes *Nomen proprium* in der
griechischen Inschrift einnimmt. Der erste Versuch,
den Hr. *S. d. S.* mit dieser Methode machte, schien
auch wirklich seine Hoffnung zu rechtfertigen, er
fand so die Namen *Alexander* und *Alexandreia*. An-
dere Versuche gaben ihm indessen nicht dieselben Re-
sultate; ferneres Nachforschen und Probiren brach-
ten ihn endlich auf die Spur mehrerer eigenen Na-
men. Folgendes ist nun das Resultat seiner Arbeit:

I. Der Name *Alexander* findet sich nur *einmal* in
der griechischen Inschrift, und zwar in der vierten
Zeile, wo man liesst: *ετους ευκτου εφ ιερεως αετου
του δε του αλεξανδρου και Θεων σωτηρων* etc. Der Com-
bination der Worte-Zahl zufolge sollte sich der Na-
me *Alexander* zu Anfang der dritten Zeile der ägyp-
tischen Inschrift finden. Er fand ihn zu Ende der
zweyten, und man sieht ihn abgebildet unter Nr. 8.

Hr. S. d. S. macht bey diesem Anlass, so wie bey
den folgenden Worten, noch einzelne Bemerkungen,
theils über die Worte, oder ihre Form, theils über
die Buchstaben und Gestalt der Schrift. Es ist der
Ort nicht, diese alle hier mitzutheilen; also heben
wir nur einige derselben aus: Die 4 ersten Buchsta-
ben ΑΛΕΞ sind Uncialbuchstaben. Der erste Buch-
stab dieses Namens ist ein hebräisches א *(Aleph)*, mit
dem Unterschied jedoch, dass der schräge Strich
nicht wie im hebräischen von der linken zur rech-
ten, sondern von der rechten zur linken geht. Der
4te ist unwidersprechlich das griechische ξ, und al-
lem Anscheine nach sogar aus dem Griechischen ent-
lehnt, und bloss bey griechischen Namen gewöhn-
lich, wie diess noch jetzt bey den Kopten Statt hat.

II. Der Name *Alexandrien* findet sich in der 17ten
Zeile der griechischen Inschrift. Hr. S. d. S. berech-
nete,

nete, dafs er fich in der 10ten Zeile der ägyptifchen finden müffe und fand ihn auch wirklich. Die grofse Aehnlichkeit deffelben mit dem Namen *Alexander*, liefs desfalls keinen Zweifel ftattfinden. Er ift unter Nr. 4. in Kupfer geftochen. — Auch hier find die vier erften Buchftaben ΑΛΕΞ Capital-Schrift, und fie gleichen denen des vorhergehenden Wortes fo ziemlich. Dafs gerade bey diefen 2 Worten die *vier* erften Buchftaben Uncialfchrift find, ftatt dafs bey den andern eigenen Namen blofs der erfte Buchftab grofs ift, verdient allerdings einige Aufmerkfamkeit.

III. Der Name *Ptolemäus* kömmt oft in der griechifchen Infchrift vor. Hr. S. d. S. glaubt ihn in einem Worte erkannt zu haben, welches mit einem grofsen Alef anfängt, und welches er Aftuolma lieft. Diefs Wort findet fich wenigftens 12 mal in der ägyptifchen Infchrift in der 2, 3, 4, 5, 21, 22, 24, 29 u. ff. Zeile. Unter Nr. 5. ift diefer Name nach denjenigen Orten der Infchrift abgebildet, wo er am deutlichften war. Ueber die Form diefes ägyptifirten Namens bemerkt Hr. S. d. S., dafs die Aegypter und überhaupt die Orientaler faft bey allen ausländifchen Namen, die mit 2 Confonanten anfangen, irgend einen Vocal dem Worte vorgefetzt oder zwifchen die 2 Confonanten eingefchaltet haben. Aus στοα, σχῆμα, στρογγύλος haben die Syrier z. B. *eftuo*, *efchimo*, *eftranghelo* gemacht; die Araber fagen *Aflatun*, ftatt Πλάτων; *iklim* und *oftum* hergeleitet von κλίμα und στόμα. Die Araber fuchen den Zufammenflufs der Confonanten fo fehr zu vermeiden, dafs, als die Mauren in Spanien das Spanifche mit Arabifchen Charakteren fchrieben, fie beftändig *garan*, *pirimero*, *porovicion*, *taravajo*, *teres*, *balanco* fchrieben, anftatt: *gran*, *primero*, *provicion*, *travajo*, *tres*, *blanco*, wie diefs Hr. S. d. S. in der Notiz bemerkt hat, welche er über zwey arabifch-fpanifche Mfcpt. bekannt machte.

IV. Das grofse Alef der vorhergehenden Worte half Hn. S. d. S. auch den Namen *Arfinoë* erkennen, der fich in der 2, 3, 4, 6 u. 24 Zeile findet. Der Name *Ptolemäus* geht oft vor demfelben her, und diefs aus dem guten Grunde, weil *Ptolemäus Philopator* und *Arfinoë*, hier als Vater und Mutter von *Ptolemäus Epiphanes* genannt werden, zu deffen Gunften das Decret, welches auf diefem Monument enthalten ift, gegeben wurde. So liefst man z. B. in der 9ten Zeile der griechifchen Infchrift: *επειδη βασιλευς πτολεμαιος . . . επιφανης . . . ο εκ βασιλεως πτολεμαιου και βασιλισσης αρσινοης*; und eben diefs lieft man auch in der 41. Zeile. Der Name *Arfinoë* ift unter Nr. 6. abgebildet. Hr. S. d. S. bemerkt hier, dafs man in diefem Worte die wahre Geftalt des Refch findet, welches aus einem perpendiculären und links daran einem halbzirkelförmigen Strich befteht. Vereinigt man diefe beide, wie diefs wahrfcheinlich im Schreiben gefchah: fo hat man das famaritanifche und phönicifche Refch, ꓷ aus welchem das griechifche ρ mit dem Unterfchiede entftanden ift, dafs die gebogene Linie fich auf der entgegengefetzten Seite befindet. — Das σ in *Arfinoë* ift hier durch ein Schin ausgedrückt, welches an feinen drey perpendikulären Strichen erkenntlich ift, welche fich auch in dem Hebräifchen ש, im Samaritanifchen ש, im Phönicifchen und Arabifchen س, und im Coptifchen ϣ nur mit dem Unterfchiede finden, dafs die 3 Striche unten zufammenhängen. Dafs diefs hier nicht der Fall ift, rührt vielleicht von dem unvollkommenen Verfahren beym Abdruck her, wie diefs auch bey andern Buchftaben zu bemerken ift. Ueberdiefs bemerkt Hr. *S. d. S.*, dafs diefer Name wahrfcheinlich *Arfiniua* ausgefprochen worden.

V. Anfangs hatte Hr. *S. d. S.* nicht geglaubt, dafs der Name *Epiphanes* in der ägyptifchen Infchrift fich finden würde. Allein er fand ihn und zwar auf folgende Art. In einer Sprache, die wie die hebräifche, fyrifche u. f. w. keinen Buchftaben hat, welcher dem griechifchen π entfpricht, mufs das griechifche π und φ mit demfelben Buchftaben ausgedrückt werden. Das Wort ΕΠΙΦΑΝΕΣ mufste aus diefem Grunde zwey ähnliche Buchftaben haben. Eben fo mufste man im hebräifchen אפיפאנס fchreiben. Diefer Umftand machte ihm diefen Namen in dem Worte kenntlich, welches unter Nr. 7. abgebildet ift. Diefes Wort, welches fehr oft vorkömmt, z. B. in den Zeilen 2, 3, 5, 21, 22, 24, 25, 29, 30 u. 31. folgt immer unmittelbar oder in einer geringen Entfernung auf den Namen *Ptolemäus*, aber jedesmal, wenn auf diefen letztern Namen das Wort *Arfinoe* folgt, wo alfo von *Ptolemäus Philopator* die Rede ift, fieht man diefe Charaktere nicht zum Vorfchein kommen. Diefs beftätigt Hn. *S. d. S.* Meynung gar fehr. Man fieht es in der 2ten Zeile, in der 5ten verbunden, mit dem Anfange der 6ten und in der 24ften Zeile; an diefen 3 Orten findet man zuerft das Wort *Aftuolma*, und unmittelbar darauf das Wort *Epiphanes*; einige Buchftaben weiterhin lieft man alsdann nochmals *Aftuolma*, und nach demfelben *Arfiniua*; diefs beweift hinlänglich, dafs an diefen 3 Stellen der Sinn der Infchrift ift: *Ptolemäus* . . . *Epiphanes* . . . *Sohn* von Ptolemäus und Arfinoë. Auf der Tafel Nr. 2. ift diefe Reihe von Worten nach der 2ten Linie der Copie nachgebildet, welche dem Hn. *S. d. S.* von Marcel ift mitgetheilt worden. — Wir übergehen hier die Bemerkungen des Vfs. über die Buchftaben, mit denen das Wort *Epiphanes* gefchrieben ift.

VI. Zwifchen den Worten *Ptolemäus* und *Epiphanes* befindet fich an verfchiedenen Orten der Infchrift, namentlich in der 2, 5 u. 21. Linie ein Wort, welches nach Hn. *S. d. S.* Meynung dem Worte ΘΕΟΣ entfpricht, und welches diefer Gelehrte eher für eine Abbreviatur als für ein ganzes Wort zu halten geneigt ift. Es ift unter Nr. 10. abgebildet. Hr. *S. d. S.* glaubt in diefen Charakteren ein Wort zu entdecken, welches die heutigen Copten *abnudi* oder *abnuda* ausfprechen, und welches *Gott* bedeutet. Diefs Wort wird in dem memphitifchen Dialect immer abgekürzt

kürzt bloſs mit dem erſten und letzten Buchſtaben ϕ┼ geſchrieben. Vielleicht war im alten Aegyptiſchen ehedem am Ende dieſes Wort eine Aſpiration; dieſs veranlaſste vielleicht die Griechen Φθαὲ zu ſchreiben; und dieſes Φθαὲ oder Φθὰ iſt vielleicht nichts anders als die Abkürzung von Abnouda oder Afnouta. *Kircher* ſchon hat die Bemerkung gemacht, daſs abgekürzte Worte oft Urſache waren, daſs die Pronunciation abgeändert wurde. So ſagen z. B. die Juden *Rambam* ſtatt *Rabi Moſché ben Maimûn*, und *Ramben* ſtatt *Rabi Moſché ben-Nahman*; weil ſie dieſe Worte abgekürzt ſo ſchreiben: רמב״ם und רמב״ן. „Ich weiſs, ſetzt Hr. *S. d. S.* hinzu, daſs wenn „man die gelehrten Vermuthungen von *Jablonsky*, „über die Ableitung des Wortes Φθὰς annimmt, wel„che er in dem 2ten Kapitel des 1ſten Buchs ſeines „*Pantheon Aegyptiorum* vorträgt: ſo ſollte dieſer „Name nicht die Gottheit überhaupt, ſondern eine „Gottheit insbeſondere bedeuten; ich weiſs auch, „daſs das Zeugniſs der Alten dieſe Meynung zu un„terſtützen ſcheint, weil die Griechen überhaupt den „ägyptiſchen Namen Φθὰς mit Ἥφαιςος überſetzen; „allein unſere Inſchrift ſcheint ſie gerade hierin ei„nes Irrthums zu überführen, weil ſie offenbar ei„nen Unterſchied macht zwiſchen Φθὰς und Ἥφαιςος. „In der That lieſt man dieſe zwey Namen in der „griechiſchen Inſchrift. In der 2ten Zeile wird *Pto„lemäus Epiphanes* mit Vulcan und der Sonne ver„glichen. κυριου τριακονταετηριδων καθαπερ ο ηφαιστος „ο μεγας βασιλεας καθαπερ ο ηλιος μεγας βασιλευς των „τε ανω και των κατω χωρων εκγονου Θεων Φιλοπατορων „ον ὁ ηφαιστος εδοκιμασεν ωι ο ηλιος εδωκεν την νικην. Und „etwas weiterhin lieſt man den Namen Φθὰς: πτολε„μαιου αιωνοβιου ηγαπημενου υπο του Φθα; was doch zu „beweiſen ſcheint, daſs Ἥφαιςος und Φθὰς nicht mit „einander verwechſelt werden ſollen. Jablonsky „glaubte, daſs in dieſem Namen die Endung Σ zum „ägyptiſchen Worte gehörte, allein ich glaube, daſs „er ſich irrt, und daſs es bloſs die griechiſche En„dung iſt. *Cottelier* dürfte wohl alſo Unrecht ge„habt haben, in der von Jablonsky angeführten Stelle „Φθὰς ſtatt Φθαὲ zu leſen; und Jablonsky hatte eben„falls Unrecht, wenn er im Jamblichus Φθὰς leſen „will ſtatt Φθὰ. Wenn dieſe Bemerkung richtig iſt: „ſo zerſtört ſie die ägyptiſche Etymologie von Φθὰς, „welche *Lacroze* zuerſt aufgeſtellt, und Jablonsky „ebenfalls angenommen hat."

VII. Die Namen *Iſis* und *Oſiris* finden ſich in der 10 und 26. Zeile der griechiſchen Inſchrift. Hr. *S. d. S.* durfte alſo hoffen, ſie auch in der ägyptiſchen Inſchrift zu finden. Er glaubt ſie wirklich beide zuſammen zweymal in der 6 und einmal in der 12ten Zeile entdeckt zu haben; überdieſs erkennt er den Namen Oſiris *allein* in der 7, 10, 11, 20, 21. 29 und 30. Zeile: auch den Namen Iſis findet er mehrere male allein, ohne den Namen Oſiris. Wenn die Entdeckung dieſer Namen richtig iſt: ſo hat er auch die Conjunction aufgefunden, wodurch dieſelben verbunden ſind. Er hat alles unter dem Nr. 8. abbilden laſſen, und zwar vorzüglich nach der 6ten Zeile der Inſchrift, und indem er einige andere Stellen zu Hülfe nahm, wo dieſe Worte deutlich abgebildet waren. — Von S. 26 bis 34 trägt Hr. Hr. *S. d. S.* die Conjecturen vor, auf welche er ſeine Entdeckung dieſer beiden Namen gegründet glaubt. Hier muſs man ihn ſelbſt nachleſen. Wir begnügen uns hier nur Weniges davon auszuheben. Der Vf. glaubt, man muſs leſen *Iſi uh Oſnih*. Daſs man 2 Nomina propria hier hat, ſieht man daraus, daſs jeder mit einem groſsen Buchſtaben anfängt. Der 2te Buchſtabe eines jeden dieſer zwey Worte iſt ein *Schin*, deſſen Form man ſchon aus dem Namen *Arſinoë* kennt. In der 10ten Zeile der griechiſchen Inſchrift ſteht *Iſis* vor *Oſiris*, καθαπερ ωρος ο της ισιος καὶ οσιριος υἱος; eben dies findet ſich auch in der 26ſten Zeile. Es iſt alſo natürlich, dieſelbe Ordnung auch in der ägyptiſchen Inſchrift zu finden. Die Form des Buchſtabens, welchen Hr. *S. d. S.* für ein *Jod* nimmt, läſst ſich gewiſſermaſsen aus dem Samaritaniſchen Alphabet, einigen phöniciſchen Monumenten und einer haſmoneiſchen Münze rechtfertigen. Die zwey Buchſtaben nach *Iſi* gehören nicht mehr zu dieſem Namen, ſondern machen die Conjunction aus, daher findet man ſie oft in der übrigen Inſchrift. Die erſte dieſer Buchſtaben iſt ein *Vav*, die Conjunction aller Orientaliſchen Sprachen. Ueber den 2ten Buchſtaben hat Hr. *S. d. S.* nichts gewiſſes, er vermuthet aber, daſs es nichts anderes als die Aſpiration *hori* iſt.

VIII. Da der Name Aegypten mehreremale in der griechiſchen Inſchrift vorkömmt: ſo läſst ſich vermuthen, daſs er ſich auch in der ägyptſchen Inſchrift finden werde. Hr. S. d. S. glaubte den Namen *Misr* (welchen Aegypten bey mehrern orientaliſchen Völkern führt) lange Zeit in einem Worte zu erkennen, welches er unter Nr. 9. abbilden lieſs. Er nahm an, daſs der groſse Buchſtabe, mit welchem das Wort anfängt, ein *Mem* ſey; der zweyte ein I oder E, der dritte ein *Tsade* und der vierte ein *Reſch*. Allein daſs dieſer letzte Buchſtab kein *Reſch* ſeyn kann, ſieht man daraus, weil die Form deſſelben aus dem Wort *Arsinoe* bekannt iſt, und dort eine ganz andere Form hat. Der dritte Buchſtabe könnte wohl allenfalls ein *Tsade* ſeyn; ſeine Form, verglichen mit dem hebräiſchen *Tsade* צ und dem ſyriſchen ܨ, ſchien dieſe Vermuthung zu rechtfertigen; allein dieſs war für Hr. S. d. S. kein hinlänglicher Beweis, auch die übrigen Buchſtaben zu errathen, um ſo mehr da man keinen Grund hat zu vermuthen, daſs Aegypten je von ſeinen eigenen Einwohnern ſey *Misr* genannt worden. Dieſs und einige andere Bemerkungen brachten Hn. S. d. S. auf eine andere Vermuthung, die er ſchon zu ſeiner Zeit mehrern Gelehrten mittheilte, und welche er hier gerade aus dieſer Urſache etwas umſtändlicher widerlegt, weil er ſie ſeitdem als unſtatthaft erkannt hat. „Ich erinnerte mich," bemerkt der Vf., „daſs ein Kirchenvater ſagt, „daſs man in „mehreren Städten von Unter-Aegypten phöniciſch „ge-

„gesprochen habe; da nun das Monument, von dem „hier die Rede ist, gerade diesem Theil von Aegypten angehört, so dachte ich die Inschrift, welche „ich *ägyptisch* nenne, könnte gar wohl phönicisch „seyn. Diess war auch dem Texte des Decrets nicht „zuwider, indem dieses der griechischen Inschrift „zufolge verordnet, dass man sie in dreyerley Charakteren, in *heiligen*, in *örtlichen* und *griechischen* „eingraben sollte, und das Wort ἐγχωρίοις also wohl „den in jeder Providenz üblichen Charakter bezeichnen könnte. Allein bey nochmaligen aufmerksamen Durchlesen der Stelle des Cyrillus von Alexandrien, welches der angeführte Kirchenvater ist, sah „ich, dass er nicht sagen wolle, dass die Sprache „von Unterägypten die phönicische gewesen, sondern „bloss dass man in 5 Städten von Unter-Aegypten, unter denen sich auch *Rhinocorure* befunden, „phönicisch und ägyptisch zugleich gesprochen, „und dass man auf die Erlernung der ersten von „diesen beiden Sprachen mehr Fleiss verwendet „habe. Cyrillus schreibt die Einführung der phönicischen Sprache in diesem Theil Aegyptens, der „Ansiedelung einer Colonie von Juden zu. Hier ist „die Stelle: *Αἱ πρὸς τοῖς πέρασι τῆς Αἰγύπτου πόλεις, „πρῶτον παραδέχονται τὸ σωτήριον κήρυγμα πέντε δὲ αὗται „ὧν δὴ καὶ πρώτην εἶναι φαμὲν τὴν νυνὶ Ῥινοκορουρητῶν, λαλοῦσι μὲν καὶ τῇ γλώσσῃ χαναντίδι. Ἐσπουδάκασι γὰρ τοῖς „ἐν ταύταις ταῖς πόλεσιν, οὐχὶ τῆς Αἰγυπτίων φωνῆς μεταποιεῖσθαι τοσοῦτον, ὅσον τῆς Σύρων*, d. h. die Städte, „welche auf der ägyptischen Grenze liegen, erhalten „die heilsame Lehre zuerst. Fünf dieser Städte, worunter die erste Rhinocorure ist, reden auch [nämlich „ausser dem Aegyptischen] die Sprache Kanaans: denn „die Bewohner dieser Städte bemühn sich weniger „die ägyptische als die syrische Sprache zu erlernen. „Aus dieser Stelle kann man nichts zu Gunsten meiner ersten Vermuthung abnehmen; man muss also „dabey bleiben, in dieser Inschrift einen ägyptischen „Charakter zu erkennen, und wahrscheinlich denjenigen, welchen Herodot δημοτικὰ γράμματα, *Volks-„Schrift*, oder *gemeine Schrift* nennt, um ihn von „der *heiligen*, ἱρὰ zu unterscheiden, so wie in unserer Inschrift ἱεροῖς den ἐγχωρίοις entgegengesetzt ist. „Ich habe schon gesagt, dass die ägyptische Schrift „dieser Inscription von der rechten zur linken geht, „wie die hebräische. Gerade diess sagt auch Herodot II, 36: Γράμματα γράφουσι, καὶ λογίζονται ψήφοισι, „Ἕλληνες μὲν ἀπὸ τῶν ἀριστερῶν ἐπὶ τὰ δεξιὰ φέροντες τὴν „χεῖρα, Αἰγύπτιοι δὲ ἀπὸ τῶν δεξιῶν ἐπὶ τὰ ἀριστερά, die „Griechen schreiben von der linken zur rechten, „die Aegypter hingegen von der rechten zu linken. „Unsere Inschrift beweist demnach offenbar, dass „D. *Wilkins* in seiner Schrift *de lingua Coptica*, wel-„*J. Chamberlayne's Vater Unser* beygedruckt ist, mit „Unrecht (S. 85) die obige Aussage Herodot's unter „die Fabeln verweist, welche Diodor demselben „vorwirft zu leichtgläubig angenommen zu haben. „Noch gehört die Bemerkung hieher, dass, was Herodot hier sagt, sich auf ägyptische Schriftarten „bezieht; denn fast unmittelbar nachher setzt er hinzu: *Διφασίοισι δὲ γράμμασι χρέωνται. Καὶ τὰ μὲν αὐ-„τῶν, ἱρὰ, τὰ δὲ, δημοτικὰ καλέεται.* Clemens von „Alexandrien, in einer für diesen Gegenstand classischen Stelle, schreibt den Aegyptern dreyerley verschiedene Schriftarten zu. Diejenigen, sagt er, welche unter den Aegyptern erzogen und unterrichtet „werden, lernen vor allen Dingen das System der „ägyptischen Buchstaben, welches man das *epistolographische* nennt; nachher erlernen sie die sogenannte *hieratische* Schrift, deren sich die Hierogrammaten bedienen; zuletzt auch lernen sie die hieroglyphische. *Οἱ παρ' Αἰγυπτίοις παιδευόμενοι πρῶτον μὲν „πάντων τὴν Αἰγυπτίων γραμμάτων μέθοδον ἐκμανθάνουσι „τὴν ἐπιστολογραφικὴν καλουμένην. δευτέραν δὲ τὴν ἱερατι-„κὴν, ᾗ χρῶνται οἱ ἱερογραμματεῖς, ὑστάτην δὲ καὶ τελευ-„ταίαν τὴν ἱερογλυφικήν.* Wenn auch die Aussage „dieses Schriftstellers dem, was Herodot und Diodor „sagen, zuwider scheint, indem diese letztern nur „von zwey Schriftarten sprechen: so ist es indessen „doch sehr leicht, diese verschiedenen Zeugnisse miteinander zu vereinigen. Man braucht darum nicht „gerade mit D. *Wilkins* anzunehmen, dass unter dem „Namen *epistolographische* Schrift, Clemens von Alexandrien, die griechische Schrift verstanden hat; „diess scheint mir keineswegs wahrscheinlich. Besser ist es den, Herodot und Diodor aus der angeführten Stelle dieses Kirchenvaters zu erklären und „anzunehmen, dass diese Schriftsteller unter dem „Namen *gemeine Schrift*, im Gegensatz von *heiliger* „oder *hieroglyphischer*, die beiden Schriftarten begriffen haben, welche Clemens *hieratische* und *epistolographische* nennt. Diese zwey letztern Schriftarten hatten in der That diess gemein, dass man „sie nicht als heilig ansah, und dass die Kenntniss „derselben nicht unter die Religions Geheimnisse „gehorte (sogar nach Diodor's Ausdruck *τὰ κοινοτέραν „ἔχοντα τὴν μάθησιν*) obgleich die eine allgemein gebraucht wurde, und die andere bloss den bey dem „öffentlichen Gottesdienst angestellten Schreibern „diente. Man könnte auch glauben, dass diese Benennungen einem spätern Jahrhunderte, als das von „Herodot, den Diodor abschrieb, zugehören, wo die „Kenntniss der Hieroglyphen ganz verloren war, und „annehmen, dass zu der Zeit, wo die hieroglyphische Schrift ausser Gewohnheit gekommen war, die „Priester, welche gewohnt waren, dem Volk die „Kenntniss ihrer Geheimnisse zu entziehen, eine alphabetische oder, syllabische Schrift angenommen „haben, welche von derjenigen verschieden war, „deren man sich im täglichen Leben bediente, und „dass man desswegen diese letztere die *hieratische* „Schrift nannte, während die gewöhnliche Curfiv-„Schrift den Namen der epistolographischen trug. „Die Einführung dieser neuen so zu sagen *halbheiligen* Schrift, dürfte wohl mit die Ursache gewesen „seyn, dass die hieroglyphische Schrift so ganz in „Vergessenheit gerieth; denn da sie leichter zu lernen und bequemer zu gebrauchen war: so darf man „sich nicht wundern, dass sie nach und nach jene alte heilige Schriftart verdrängte"

Man

Man hat aus einer Stelle Plutarchs mit einer Art von Gewiſsheit den Schluſs gezogen, daſs der gewöhnliche ägyptiſche Schriftcharakter aus 25 Buchſtaben beſtanden habe. Dieſer Schriftſteller ſagt, das Quadrat von 5 giebt gerade die Anzahl der ägyptiſchen Buchſtaben, und die Zahl der Lebensjahre des Apis. Die Inſchrift von Roſette ſcheint eine gröſsere Anzahl von Charakteren zu liefern; dieſs kömmt aber wahrſcheinlich daher, weil bald der nämliche Buchſtabe aus mehrern getrennten Strichen beſteht, bald mehrere Buchſtaben zuſammengehängt ſind. Hiezu kömmt noch, 1) daſs es groſse und kleine Buchſtaben giebt, wodurch die Zahl der Charaktere verdoppelt wird; 2) daſs einige überzählige, nicht zum ägyptiſchen Alphabet gehörige Buchſtaben ſich in demſelben befinden können, welche etwa von den Griechen entlehnt ſeyn konnten, wie z. B. das ξ in dem Wort Alexander, und die Vocalen ε und η; 3) daſs mehrere Buchſtaben auch eine verſchiedene Figur haben können, je nachdem ſie allein oder mit andern verbunden, am Ende oder Anfang eines Worts ſtehn, wie hievon die hebräiſche, ſyriſche und arabiſche Sprache Exempel zur Genüge aufweiſen, daſs endlich 4) auch einige Abbreviationen und Monogrammata ſich in dieſer Inſchrift finden können. Hr. S. d. S. bemerkt überdieſs, daſs er die Charaktere dieſer Inſchrift ſorgfältig mit denjenigen verglichen hat, welche man auf den Mumien-Bandeletten ſieht, die *Montfaucon* und *Caylus* bekannt gemacht haben, und welche ſich jetzt in dem Antikenkabinet der Nationalbibliothek befinden. Er fand zwiſchen den Schriftzügen der Inſcription und denen der Bandelette ſehr wenig oder vielmehr keinen Unterſchied; dieſe letztern ſchienen ihm ſogar viel ähnliches mit den Hieroglyphen zu haben. „Vielleicht," ſetzt er hinzu, „wäre es keine ſo abſurde Meynung, „anzunehmen, daſs dieſe Monumente uns die *hieratiſche* Schrift zeigen, von welcher Clemens von „Alexandrien ſpricht, und daſs die Inſchrift von Roſette hingegen ein Beyſpiel der epiſtolographiſchen „Schriftzüge aufweiſt."

Auſserdem, daſs die von Hn. S. d. S. aufgefundenen Worte *Alexander*, *Alexandria*, *Ptolemäus*, *Arſinoë* und *Epiphanes* eine ziemliche Anzahl von Buchſtaben kennen lehren, beweiſen ſie noch überdieſs, daſs die ägyptiſche Inſchriſt nicht die wörtliche Ueberſetzung der griechiſchen Inſchrift iſt; denn die Namen *Ptolemäus* und *Arſinoë* kommen häufiger in der ägyptiſchen als in der griechiſchen Schrift vor; und die Stellen, wo dieſe Namen ſich in beiden Inſchriften befinden, ſcheinen nicht ganz mit einander zu correſpondiren. Wenn man auf die Menge von Titeln und Ehrennamen Achtung giebt, welche in der griechiſchen Inſchrift dem Ptolemäus Epiphanes gegeben werden, welcher in derſelben ΑΙΩΝΟΒΙΟΣ *ηγαπημενος υπο του Φθα θεος επιΦανης ευχαριστος* genannt wird, und wenn man den Raum miſst, welcher in der ägyptiſchen Inſchrift ſich zwiſchen dem Namen von *Ptolemäus*, *Epiphanes* und dem ſeines Vaters *Ptolemäus* und ſeiner Mutter *Arſinoë* befindet, ſo wird man geneigt ſeyn zu glauben, daſs der Stil dieſer Inſchrift weniger emphatiſch iſt als derjenige der griechiſchen Inſchrift. Ein Beyſpiel dieſer Phraſe giebt No. 2.

In der griechiſchen Inſchrift ſind noch viele andere eigene Namen als diejenigen, welche Hr. S. d. S. in der ägyptiſchen Inſcription gefunden hat; dergleichen ſind die Namen des Oberprieſters, der über *Alexander's* und der *Ptolemäer* Cultus geſetzt war, und die der Prieſterinnen, welche dem Cultus der Königinnen *Arſinoë*, Gemahlin von Philadelphus, *Arſinoë*, Gemahlin von Philopator, und *Berenice*, Gemahlin von Evergetes, vorſtunden, welche man in der vierten und fünften Zeile der griechiſchen Inſchrift lieſt: *εΦ ιερεως αετου του δε του αλεξανδρε και θεων σωτηρων και θεων αδελΦων και θεων ευεργετων και θεων Φιλοπατορων και θεου επιΦανους ευχαριστου αθλοΦορου βερενικης ευεργετιδος πυρρας της Φιλινου κανηΦορου αρτινοης ΦιλαδελΦου αρειας της διογενους ιερειας αρσινοης Φιλοπατορος ειρηνης της πτολεμαιου.* In dem Theil der ägyptiſchen Inſchrift, welcher dem angeführten Stücke zu entſprechen ſcheint, entdeckte Hr. S. d. S. auch mehrere eigene Namen; allein dieſe griechiſche Namen erkannte er nicht in demſelben. Hr. S. d. S. vermuthet, daſs dieſe Prieſter und Prieſterinnen zweyerley Nomina propria hatten, einen ägyptiſchen nämlich und einen griechiſchen.

Hr. S. d. S. glaubte in der dritten Zeile den Namen des Monats *Xandicus*, der ſich in der griechiſchen Inſchrift befindet und dem ägyptiſchen Namen *Mechir* beygefügt iſt, zu erkennen; hier iſt die Stelle: *μηνος ξανδικου τετραδι αιγυπτιων δε μεχειρ οκτω και δεκατηι*; allein unglücklicker Weiſe iſt der Marmor an der Stelle wo ſich das Wort ΜΕΧΕΙΡ befinden ſoll, verſtümmelt.

Um unterdeſſen, bis das ganze Monument wird in Kupfer geſtochen ſeyn, die Gelehrten in Stand zu ſetzen, ſich von den ägyptiſchen Schrift Charakteren eine genauere Vorſtellung zu machen, als einzelne Worte geben können, lieſs Hr. *S. d. S.* unter No. 1. aus der ihm von Hn. *Marcel* mitgetheilten Copie ein groſses Fragment aus demjenigen Theil der Inſchrift nachbilden, wo die Schriftzüge am deutlichſten und vollkommenſten ausgebildet ſind. Dieſs iſt auf vorſtehender Kupfertafel aufs genaueſte nachkopirt worden.

Der gelehrte Schwede Hr. *Åckerblad*, welcher einer von den Wenigen iſt, welche eine genaue Kenntniſs der koptiſchen Sprache beſitzen, wird ebenfalls eine Abhandlung über dieſe Inſchrift drucken laſſen. Er glaubt ſchon jetzt verſichern zu können, daſs er ſie ganz entziffern kann. Schon längſt hatte er um die Mittheilung einer Copie dieſer Inſchrift angeſucht, allein ſie nicht erhalten. Wenn er ſich indeſſen lieber geradezu an den Miniſter gewendet hätte, ſo

so wäre ihm wohl sein Gesuch nicht abgeschlagen worden *).

Hr. *Åckerbladt* ist besonders damit nicht zufrieden, dass Hr. *S.* d. *S.* nur ein Stück aus der Inschrift herausgeschnitten, und nicht einige ganze Zeilen mitgetheilt hat.

Die Leser des *Mag. Encyclopédique* wissen, dass sich dieser gelehrte Orientalist gegenwärtig in Paris damit beschäftigt, die coptischen Manuscripte der Nat. Bibl. zu durchsuchen, um alles dasjenige daraus zu sammeln, was auf die Geschichte und Geographie dieses Landes Bezug haben kann. In dem gedachten Journale (Jahrgang VII. Bd. V. S. 490) liess er eine Probe einer coptischen Cursivschrift einrücken, die er bey seinen Arbeiten entdeckte, und deren Erklärung er zugleich fand. Er lässt jetzt in der Druckerey der Republik eine lateinische Abhandlung drucken, in welcher er eine neue Erklärung der Oxfordschen phönizischen Inschrift giebt.

Es ist zu wünschen, dass die Londner Gesellschaft der Alterthumsforscher, welche jetzt im Besitz des Original-Monuments ist, nicht lange zaudern möge, dasselbe vollständig und genau in Kupfer stechen zu lassen.

*) Hr. *Åckerblad* erhielt seitdem alles, was er wünschte, und es ist wirklich schon seine scharfsinnige Erklärung unter dem Titel: *Lettre sur l'Inscription Egyptienne, addressée au C. Silvestre de Sacy.* Paris, Imprimerie de la Republique 70 S. 8. erschienen, wovon nächstens in diesen Blättern eine ausführliche Anzeige gegeben werden soll.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 1. October 1802.

LITERATURGESCHICHTE.

WINTERTHUR, b. Steiner: *Johann Kaspar Lavaters Lebensbeschreibung von seinem Tochtermann Georg Gessner. Zweyter Band.* 1802. 428 S. 8. ausser der Vorrede und Inhalt. m. 1. K. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der *erste Theil* dieser Biographie war, nach S. IV. der Vorrede, „nicht ohne Segen;" und am Ende der Vorrede äussert der Vf. abermals die Hoffnung, „der Segen des Herrn werde diese Schrift „nicht unbegleitet lassen." Sollten wir nicht eilen auch die Leser unserer Blätter zur Theilnahme an dem Segen auch dieses zweyten Bandes einzuladen? Wir unterscheiden auch hier das *Subject* und das *Object*, den Lebensbeschreiber und seinen Helden. Von jenem müssen wir wiederholen, was in der Anzeige des ersten Theils bemerkt worden ist: der Vf. erinnert überall an *sich*; oben und unten, beynahe auf jedem Blatte zeigt er *sich selbst* dem Leser, der ihn doch als Biographen nur in so fern schätzen kann, als er sich in seinem Werke persönlich unsichtbar zu machen weiss; selbst das Auge wird beleidigt, dem er sich, wo man auch aufschlage, nur zu oft aufdringt. Auch sollte man nicht denken, dass Hr. G. eine Reihe von Jahren täglich mit *Lavater* umgegangen wäre, und ihn so oft erzählen gehört hätte. Mit welcher Delicatesse wusste L. auszuheben oder zu verbergen, was er zum Vortheile eines Menschen beleuchten oder in den Schatten stellen wollte! Wie lebendig waren seine Darstellungen! Wie lieblich flossen seine Erzählungen dahin! Wer hing nicht, sich selbst vergessend, mit Wohlgefallen an seinen Lippen! Hier ist kein Hauch dieser Delicatesse; hier vermisst man Lavaters Feinheit, Kunst, Lebendigkeit ganz. Doch kömmt in diesem Theile nichts so Lächerliches vor, wie manches in dem ersten Theile ist; nur das *Witzeln* sollte der Vf. ganz unterlassen, weil es ihm immer misslückt, und zuweilen mit dem *Predigerton* des übrigen so sonderbar amalgamirt ist, dass man nicht weiss, wie einem dabey zu Muthe seyn soll. Eine Stelle reicht hin, um diess Urtheil zu belegen. „Immer, heisst es S. 380, blieb L. sich gleich, und liess „sich nicht stören in dem, was er für Wahrheit, „Recht und Pflicht hielt. In allem, gerade so wie „er es einmal machte, da, während dass er auf sei„ner Kanzel stand und predigte, eine *Katze* neben „ihm auf die Kanzel sprang; er stiess sie weg, ohne „im allermindesten aus der Fassung gebracht zu wer„den, oder sich stören zu lassen. So kam ihm sein „Leben durch manche *Katze* in die Queere, die an„dere würde irre gemacht haben, und die er, oh„ne sich stören zu lassen, sich nur von der Seite „schaffte." (Diess sey zugleich wieder eine Probe des Stils.) Auch zeigt diese Stelle zugleich, *wie* der Vf. lobt; die feinen Schattirungen fehlen nämlich, die einem Gemählde Ausdruck und Aehnlichkeit geben; er lobt immer aus allen Prädicamenten; schreibt er seinem Schwiegervater eine Tugend zu, so geschieht es immer *ohne Maass*. L. blieb z. B. so wenig als ein anderer Mensch in seinem Charakter sich immer gleich, und man darf nur manche Aeusserung des Verewigten, die Hr. G. selbst anführt, lesen, um sich zu überzeugen, dass er sich diese göttliche *Immergleichheit* keineswegs zuschrieb. Seine Toleranz war ferner nichts weniger als „*schrankenlos*," und wir werden weiter unten einen starken Beweis des Gegentheils anführen. Und wie unüberlegt wird S. IX. „der Vorrede von ihm gerühmt, „dass, wenn er einmal einen Entschluss gefasst ha„be, kein Mensch ihn davon habe abbringen kön„nen!" Diess würde ja nur dann Beyfall verdienen, wenn seine Entschlüsse immer die *weisesten* gewesen wären; L. hatte aber viel zu starke Leidenschaften, als dass er immer das Beste gewählt hätte. Manches jedoch, was Hr. G. von ihm sagt, unterschreibt Rec. und bezeugt die völlige Wahrheit davon. Bewunderungswürdig war unter andern die Leichtigkeit, mit welcher L. von einem Geschäfte zum andern übergehen, und die *Heiterkeit* und *Geistesgegenwart*, mit welcher er Fremde empfangen und unterhalten konnte, nachdem er einen Augenblick vorher noch in einer peinlichen Gemüthsverfassung gewesen war; seine Mässigkeit im Essen und Trinken war musterhaft; seine gute Laune machte ihn sehr liebenswürdig; seine Humanität gegen Unbekannte, gegen Arme, gegen Kranke hatte kaum ihres gleichen. Mit Vergnügen und Beystimmung hat Rec. alles, was sich hierauf bezieht, in diesem Theile der Gessnerschen Schrift gelesen; auch sind die vielen Materialien zu einer guten Biographie *Lavaters*, die man hier findet, sehr schätzbar, und ein künftiger *Herder* wird in funfzig Jahren in einer neuen *Adrastea* diese Materialien trefflich nutzen können. Abgesehen also von der *Darstellung*, an welcher der gute Geschmack sehr vieles auszusetzen hat, wird auch dieser Theil wegen vieler, zum Theil wenig bekannten, Nachrichten von den Lebensumständen dieses merkwürdigen Mannes dem Leser eine anziehende Unterhaltung gewähren, und alles, was aus Hand-

Handſchriften *Lavaters* ausgezogen iſt, zeigt uns ihn von mehrern Seiten ganz, wie er war. Wir wollen das Wichtigſte ausziehen, und mit mehrern Bemerkungen begleiten. — Ausnehmend fein benahm ſich *Mendelsſohn* gegen Lavater, als dieſer ihn auffoderte, entweder *Bonnet* zu widerlegen, oder ein Chriſt zu werden. „Sie erinnern ſich, ſchrieb er ihm, „der *vertraulichen Unterredung*, die ich mit Ihnen „auf meiner Stube zu halten das Vergnügen hatte; „wenn ich nicht irre, ſo ſind *Verſicherungen* vor-„hergegangen, daſs von den Worten, die bey der „Gelegenheit vorfallen würden, *niemals* öffentlich „Gebrauch gemacht werden ſollte! Jedoch *ich will* „*mich lieber irren*, als Ihnen eine Uebertretung die-„ſes Verſprechens Schuld geben." Und in einer öffentlichen Erklärung *M.* heiſst es: „das *Allzudrin-„gende*, wie es Hr. *L.* nennt, und Fehlerhafte in ſei-„ner Zueignungsſchrift kann höchſtens einer zu vor-„eiligen Wahrheitsliebe zugeſchrieben werden, *und* „*dieſe führt ihre Verzeihung mit ſich.*" — Daſs die alte Geſchichte von Frau *Kathrine* und Hn. *Weiſs*, (jetzt Canonicus in Zürich) vorkömmt, kann, überhaupt betrachtet, nicht getadelt werden; Hr. *G.* konnte ſie nicht übergehen, wenn er eine Biographie *Lavaters* liefern wollte; aber *kürzer ſich zu faſſen*, riethen collegialiſche Verhältniſſe; übrigens hat Hr. *W.* damals die Lavaterſchen Meynungen vom Glauben und Gebete nur greller ausgedrückt, und *L.* ſagte ſich von der Frau *K.* und ihm natürlich darum los, weil ſie ihn lächerlich machten; aber ihre Schwärmereyen gingen aus *ſeinen* Hypotheſen hervor, und ſie betrachteten deswegen ſeine Trennung von ihnen als eine Folge des *Neides* über ihre Celebrität. „*Gelt*, „ſagte Frau *K.* zu *L.* in einem Augenblicke der Er-„bitterung, *gelt, es thut Euerm Hochmuthli wehe,* „*daſs die Seelen bey Hunderten zu uns kommen.*" — Sehr ernſtlich verdient hingegen die Art, wie Hr. *G.* von ſeinem gelehrten Mitbürger, Hn. *Hottinger*, ſpricht, gerügt zu werden, und zuverläſſig würde Lavater ſelbſt, wenn er noch lebte, mehrere hierauf ſich beziehende Stellen tadeln. Wahrlich Hr. *G.* ſollte eher die *Zuneigung* eines Mannes wie *H.* ſuchen, von dem er noch ſo ſehr viel zu lernen hätte, nicht eine ſolche Stellung gegen ihn annehmen, die, wenn er bedenken will, was ein *H.* gegen ihn iſt, ihm keineswegs geziemt. Er ſpricht S. 167. von einem „*malhonnetten*" Streite, den *H.* mit *L.* gehabt habe, und den *L.* auf eine *honnette* Art habe endigen wollen; er ſagt S. 155. alles, was *L.* gethan habe, um ſich mit *H.* zu verſöhnen, ſey *miſsverſtanden* worden, und doch muſs er ſelbſt S. 311. erzählen, daſs *Hott.* ſich im J. 1784. auf eine edelmüthige Weiſe in einem vertrauten Briefe an den gefährlich kranken *L.* gewandt habe, damit dieſer ſeinethalben mit frohen Empſindungen in die Ewigkeit gehe. Und was anders als die äuſserſt *indiſcrete* Weiſe, mit welcher *Lav.* ein zartes Geheimniſs preis gab, und *Hott.* in unangenehme Verlegenheiten ſetzte, hatten jene Erklärungen in der Berlin. Mon. zur Folge, die *Lav.* kränkten? Muſste ſich nicht *H.* nach ſolchen Erfahrungen auf immer von einem Manne wieder entfernen, dem er in einer ſchönen Stunde ſein Herz geöffnet hatte? — Nach S. 177. 178. erklärte ſich *Zollikofer* (1777.) wie uns Hr. *G.* verſichern will, in einer Unterredung mit *Lav.* ausdrücklich dahin, daſs er glaube, „die Schrift lehre, daſs Chriſtus unſer „Herr *und Gott* ſey, durch den uns Leben und Un-„ſterblichkeit zu Theil werde." Allein aus dem eingerückten Fragmente des Geſprächs zwiſchen *Z.* und *L.* ergiebt ſich, wie jeder unbefangene Leſer ſelbſt finden wird, gerade das *Gegentheil;* auch hat ſich bekanntlich *Z. nirgends* in ſeinen Schriften zu dieſem Punkte des Lavaterſchen Syſtems bekannt. So unrichtig faſst Hr. *G.* die Aeuſserungen anderer Theologen auf. — Von einer Rede, die *L.* im Jahr 1779 in der Frühlings-Synode zu Zürch hielt, müſſen wir etwas ausführlicher referiren. *L.* denuntiirte in dieſer Synode der ganzen Geiſtlichkeit des Cantons Zürich *den feinern Deismus Steinbarts, Tellers, Semlers*, der ſich auch in dem Schooſse der Zürcherſchen Kirche verbreite. „Er iſt, ſprach er, die im „Buſen genährte, ſchmeichelnde *Schlange*, gleiſsend „mit mannigfaltigen Farben des Chriſtenthums, aus-„geſchmückt mit dem theuern Namen Jeſus Chri-„ſtus, Evangelium, Anbetung Gottes im Geiſt und „in der Wahrheit, Syſtem der reinen Philoſophie „und Glückſeligkeitslehre des Chriſtenthums." (O die gleiſsende Schlange der Verläumdung!) „Den Chriſtus „der Apoſtel machen dieſe Gelehrten zu einem *loca-„len* Chriſtus, zu einem Chriſtus *bloſs der damaligen* „*Zeit*," (ganz falſch; ſie machen ihn wie die Apoſtel zum *Heilande der Welt*). Von *Semlers* Widerlegung des *Zwecks Jeſu und ſeiner Jünger* heiſst es: „Dieſs kömmt mir vor, wie wenn ein blöder Haus-„freund, um nicht zu ſagen, ein ſchlauer *Haus-„dieb*, über einen gewaltigen, hausbeſtürmenden „*Räuber*, mit dem er ſonſt, *wo nicht gemeine Sache* „*machte*, doch *in gutem Vernehmen ſtünde*, jämmer-„liche Grimaſſen machte, und ihm alle Scheltworte „anhängen würde, inzwiſchen ihm nicht nur ein „koſtbares Geräthe nach dem andern, ſondern einen „losgeriſſenen Fuſsboden nach dem andern, durch „das Fenſter hinaus zu würfe, unter beſtändigem, „zornigem Zurufen: *Es iſt doch keine Manier, mit* „*ehrlichen Leuten ſo umzugehen, ſo arg hats uns noch* „*niemand gemacht*, — und dabey die Hausgenoſſen „freundlich verſicherte, alle dieſe Mobilien, insbe-„ſondere die *Bodenſtücke* ſeyen *entbehrlich*, und wenn „man ſie nicht preisgebe, ſey das Haus nicht zu ret-„ten." Ich entſage, heiſst es weiter, *allem Anſpruch auf geſunden Menſchenverſtand*, wenn „das „*Steinbartſche, Tellerſche, Semlerſche* Chriſtenthum „dem Leſſingſchen *Antichriſtenthum*" (als wenn Leſſing Vf. des Zwecks Jeſu und ſeiner Jünger geweſen wäre!!) „nicht näher ſind als dem apoſtoliſchen Chri-„ſtenthum." *Eigenmächtige Verdreher des Chriſtenthums und antichriſtiſche Lehrer*, nennt *L.* ſie weiter unten. Iſt dieſs die „*ſchrankenloſe Toleranz*" des guten und frommen Lavaters! dieſs ſeine *Billigkeit*, ſeine *Gerechtigkeit*, ſeine *Mäſsigung*, und vor allem

allem seine *Genauigkeit* in Beurtheilung andersdenkender Theologen, neben denen er an gründlicher theologischer Gelehrsamkeit gar nicht einmal genannt werden kann! Sonderbar: *L.* war im persönlichen Umgange gegen Fremde der artigste, der toleranteste, der honneteste Mann; selbst der, den er für den *leibhaften Antichrist* gehalten hätte, würde als Fremder von ihm mit einer Humanität, um die man ihn hätte küssen mögen, behandelt worden seyn; wenn er aber als *Geistlicher* redend auftrat, seine Feder als *ascetischer Schriftsteller*, oder als *Correspondent seiner Gläubigen* ansetzte, urtheilte er nicht selten über gelehrte Theologen, neben denen er, wie er selbst ehrlich gestand, der gröfste Ignorant war, mit einer Dreustigkeit, mit einer Härte und mit einer Ungezogenheit, die eines Capuziners würdig gewesen wäre. Und warum hat Lavater diese schon vor mehr als 23 Jahren gehaltene Rede *nie drucken lassen*, ob er gleich sonst so vieles drucken liefs, dafs nach S. 251. ein Censor ihm sagen liefs, „ob er glaube, man habe sonst nichts zu thun, als „seine Sachen zu lesen?" Warum hat er die „*anti-„christischen Lehrer und eigenmächtigen Verdreher des „Christenthums*," welche nach seiner Versicherung auf Kanzeln, auf Kathedern und in Consistorialsessionen so viele hundert und tausend Seelen von Christus und der ewigen Seligkeit abführten und abzuziehen fortfuhren, nur in einer Synode seines Vaterlandes, wo die dem Mittagsessen entgegensehenden Mitglieder seine Rede mit Stillschweigen übergingen, und nicht vielmehr ihrer Obrigkeit, oder doch dem ganzen Publicum denunciirt, damit man diese reifsenden Wölfe im Schafspelz kennen lerne und sich vor ihnen hüte? Offenbar war L., so sehr er sich das Ansehen des *Tapfern* geben wollte, im Grunde hier nur eine Memme; denn verloren wäre er vor dem Publicum gewesen, wenn er *Semlern*, *Tellern*, *Steinbarten* auf eine *solche* Weise öffentlich angegriffen hätte; verlassen von der Wahrheit wäre er als falscher Ankläger, und Injuriant erschienen, und er wäre angehalten worden, die angeklagten Männer öffentlich um Verzeihung zu bitten. Uebrigens ist hier in Hn. G. Erzählung manches zu berichtigen. Er sagt, L. habe diese Männer *nicht in Predigten* bestreiten wollen, weil ihre Schriften damals noch in dem Kreise von Gelehrten geblieben seyen; darum habe er es zweckmäfsiger gefunden, seine *Amtsbrüder* auf diese Verfälscher des Christenthums aufmerksam zu machen. Allein L. hat insbesondere gegen *Steinbart* mehrere Male öffentlich gepredigt, und Rec. weifs, dafs verschiedene Zuhörer *Steinbarts Glückseligkeitslehre des Christenthums* auf diese Lavaterschen Kanzel Declamationen angelegentlich aufsuchten, und die Schrift nachher so vortrefflich fanden, dafs es sie nicht nur bestimmte, künftig alle solche Schriften selbst zu lesen, sondern sie auch auf den Gedanken führte, dafs L. solchen Männern in seinem Eifer oft grofses Unrecht thue. Hr. G. sagt ferner, des *Anstands* wegen habe L. dem *Antistes Ulrich* vorher angezeigt, dafs er eine solche Rede gegen die *deutschen Deisten* halten wolle. Allein es ist in jeder berathenden Versammlung Sitte und Gesetz, dafs wer eine besondere Motion machen will, diefs in der Regel vorher dem Präsidenten anzeige. So ward es gewifs auch vormals in der Schweitz bey den Versammlungen des grofsen und kleinen Raths gehalten, und die Natur der Sache bringt es so mit sich. *Grundfalsch* ist es endlich, dafs L. in der *nächsten* Synode, also in der Herbstsynode von 1779 wieder eine, zwar kürzere und in eine Parabel eingekleidete Rede gehalten habe. Und was soll aus der *historischen Wahrheit* einer Biographie werden, wenn Ereignisse aus dem Zeitalter, in welchem wir selbst leben, von demjenigen, der doch die Präsumtion für sich hat, dafs er die Sache wissen müsse, und der alle Papiere, die ein Berichterstatter vor sich haben muss, besitzt, so wahrheitwidrig erzählt werden? *Rec. ist erbötig den Beweis zu führen*, dafs *L.* in der auf jene Synode, in welcher er Steinbart, Teller und Semler als antichristliche Lehrer geschildert hatte, zunächst folgenden Synodalversammlung (November 1779.) die S. 249. erwähnte, und in ein Gleichnifs eingekleidete Rede *nicht gehalten hat*, wie es doch S. 248. ausdrücklich heifst, dafs sie auch nicht in den Jahren 1780. 1781. 1782. 1783. 1784. gehalten worden ist, sondern dafs L. sie erst *am 26. April* 1785. und zwar unter ganz andern Umständen, *auch nicht so kurz*, wie Hr. G. sie angiebt, sondern so ausführlich, dafs die Rede etwa 6 Seiten der Gefsnerschen Schrift ausmachen würde, vorgetragen hat. Das Tagebuch über den unglücklichen *Waser* hat Lav. freylich nicht selbst drucken lassen, aber allen Bekannten ohne Vorsicht mitgetheilt, und noch während des Verhaftes dieses Gelehrten äufserte er gegen mehrere die schreckliche Vermuthung, dafs *W.* im J. 1776. das *Abendmahl* in der Münsterkirche zu Zürich *vergiftet* habe, (an welche Vergiftung jetzt niemand mehr in dieser Stadt glaubt,) und zwar äufserte er sie so laut und bestimmt, dafs allgemein davon gesprochen, und das ohnehin gegen diesen politischen Verbrecher erbitterte Publicum noch heftiger gegen ihn aufgereizt wurde. Diese leichtsinnige Klatscherey, *die noch auf die Entscheidung des Schicksals des Gefangenen wirken konnte*, wird Hr. G. nicht rechtfertigen können; sie gehört zu *Lav.* häufigen Unbesonnenheiten, die er gewöhnlich nachher, wann sie ihre Wirkung gethan hatten, sehr bereute.

(*Der Beschluss folgt.*)

Leipzig, b. Weigel: *Anleitung zur französischen Bücherkenntniss für diejenigen, welche diese Sprache lehren oder lernen wollen*; von *C. A. Fevrier.* 1802. 144 S. 8. (8 gr.)

Da die französische Sprache ein Hauptstück der feinen Erziehung bey allen gebildeten Personen ausmacht, oder vielmehr ausmachen sollte: so bleibt es ein verdienstvolles Unternehmen, die zu ihrer Erlernung gehörigen Bücher, hauptsächlich aus den neuesten Zeiten, systematisch zusammenzustellen, und durch

durch Anzeige ihres Inhalts, ihrer Einrichtung, ihrer Mängel und Vollkommenheiten, die Vergleichung und Auswahl zu erleichtern. Zwar findet man diese Schriften grösstentheils in gelehrten Blättern und Journalen angezeigt; allein nicht jeder hat Gelegenheit, oder Musse, die in ihnen zerstreueten Recensionen der Art aufzusuchen, und darnach seine Wahl zu bestimmen. An vorliegende *Anleitung* wende sich daher der Candidat oder Hofmeister, die Gouvernante, und überhaupt jeder Lehrer, welcher zweckmässigen Unterricht im Französischen zu geben wünscht. Selbst diejenigen, welche von ihren bisher gebrauchten Lehrbüchern nicht abgehen wollen, dürften hier die Anzeige der neuesten Auflagen nebst den etwa gemachten Verbesserungen nicht ungern sehen. Endlich auch der Wissbegierige, der, aus Mangel an Lehrern, sich selbst in dieser so nützlichen und nothwendigen Sprache zu unterrichten hofft, wird in diesem Büchlein die Mittel angeführt finden, welche seinen Endzweck befördern können.

Aber nicht bloss in Rücksicht auf Wahl der zum Unterricht vorzüglich dienenden Bücher, sondern auch in Ansehung der Aussprache, Rechtschreibung und Bedeutung mancher Wörter, werden diese Bogen Nutzen stiften. Der Anhänger der Voltairischen Orthographie z. B. wird lernen, dass sie weder bey der *Académie françoise* Beyfall, noch auch sonst viel Eingang gefunden. Da übrigens Hr. *Fevrier* nur eine kurze Uebersicht der vornehmsten Wörterbücher, Sprachlehren und Lesebücher liefern wollte, so bleibt es jedem Liebhaber unbenommen, die weitläuftigern Recensionen derselben theils in *Debonale's* Schriften, theils in gelehrten Zeitungen nachzulesen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PENIG, in d. Buch- und Oekonomiehandl.: *Allgemeiner Heyrathstempel* für Verehlichte und Unverehlichte beiderley Geschlechts. 1801. Nr. 1—4. 274 S. gr. 8. (Das Stück 8 gr.)

Ein Bureau der Ehen, wie der Herausg. unternommen hat, ist eine Idee, für und wider welche sich manches sagen liess. So viel kann man aus verschiedenen Indicationen, Eheanfragen und Eheausbietungen in öffentlichen Blättern, z. B. dem unpartheyischen Correspondenten und dem Reichsanzeiger, so wie insonderheit aus dem Fortgange des Heyrathstempels vermuthen, dass wir Deutsche uns allmälig an die britische Sitte, Gatten und Gattinnen durch den Weg öffentlicher Blätter zu suchen, gewöhnen werden. Ob der Heyrathstempel immer treuen und unpartheyischen Bericht über den Erfolg *so* geschlossener Ehen geben wird, muss die Zukunft lehren, wenn anders das ganze Unternehmen Bestand hat. Von dem Hauptzwecke dieser Zeitschrift abgesehen, kann der Inhalt dem Stoff und der Form nach Ehelustigen und Verehlichten Unterhaltung und Belehrung gewähren, und wir finden die Aufsätze, insonderheit die prosaischen, welche Schilderungen aus dem häuslichen und ehelichen Leben enthalten und mehr als Dichtung zu seyn scheinen, im Ganzen sehr zweckmässig. Mittelgut läuft mit unter, besonders da, wo es am wenigsten zu dulden ist, in der Poesie. Mit der übrigen Anständigkeit der behandelten Gegenstände und mit dem Begriff eines Tempels, in welchen nur das Reine eingehen sollte, ist doch der Beytrag zu einem Ehestands-Kalender S. 22. ff. nicht ganz zu vereinigen.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Plutopolis*: *Minos Gericht über die Libellisten in und um Hamburg.* Schauspiel aus der Unterwelt in vier Aufzügen. 1801. 88 S. 8. (10 gr.) Minos, Aeacus und Rhadamantus verhören die Seelen der Schreiblustigen, welche über die bekannte *Besetzung Hamburgs durch die Dänen* glossirten und radotirten. Vier Furien schaffen *das politische Journal*, den *alten Hamburger*, den *Freund Hamburgs*, den *Hamburger*, den *freyen Bürger*, den Weltbürger, den Holsteiner Apologisten, die reine Wahrheit, die *Besetzung Hamburgs*, und den *Nichtheuchler* herbey. Jedem wird nach dem Maasse der Vergehungen das Urtheil gesprochen. Ein *Geschwindmaler* conterfeyt alle mit charakteristischen Attributen ab, und sie kehren, *sidiis placet*, belehrt zur Oberwelt zurück.

Diese in ein Schauspiel eingekleidete Recension der genannten Schriften und Flugblätter ist mit Witz und Laune geschrieben, und auch für solche, denen keins jener ephemeren Producte zu Gesichte kam (Rec. befindet sich in diesem Falle) verständlich und unterhaltend. Sie empfiehlt sich durch reinen Stil, (das „*im Dussel*" weggerechnet) leichten Dialog, und Wahrheitsliebe. An komischen Zügen ist kein Mangel. So spricht z. B. das politische Journal allein vom *Herrn von Minos*, sieht das Verhör im Erebus für eine *Reichs-Commission* an, meynt, „da dürft' ich denn doch wohl mein Haupt emporheben, denn „mit dem Reiche hab' ich es nie verdorben," und nennt seine *Widersprüche* politisch *nur Abarten der Ueberzeugung*. Der Geschwindmaler antwortet auf die Frage des freyen Bürgers: Warum umgiebst du denn das politische Journal mit blasenden Engelsköpfen? — „Er kann sie zu *Winden* oder zu *Postillonen* umschaffen" u. s. w. Auch unsere streitsüchtigen Autoren dürften hier manche heilsame GNOME zur Beherzigung finden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 2. October 1802.

LITERATURGESCHICHTE.

Winterthur, b. Steiner; *Johann Kaspar Lavaters Lebensbeschreibung* von *G. Geſsner. Zweyter Band.* etc.

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Daſs L. im J. 1777. nach *Waldshut* kam, wo er den Kaiſer Joſeph ſprach, der als Graf von Falkenſtein reiſte, hatte noch eine andere Veranlaſſung als die *Begleitung Zollikofers;* und Hr. G. kann ſie bey der Familie ſeines Schwiegervaters leicht erfahren. Wenn aber *Zollikofer* mit Lav. zu Waldshut war, als Joſeph dahin kam, wie konnte Lav. es unterlaſſen, den Kaiſer mit ſeinem Reiſegefährten, *dem berühmteſten Prediger der reformirten Kirche*, bekannt zu machen, *und die Ehre der Audienz bey Joſeph mit ſeinem chriſtlichen Mitbruder, der wahrlich derſelben nicht minder werth war, zu theilen?* Man erſtaunt, in der Erzählung zu ſehen, daſs der würdige *Zoll.* ſogleich vor *Lav.* verſchwindet, ſobald von dem *Kaiſer* die Rede iſt; wirklich erfahren wir nicht einmal, wie und wo Z. und L. von einander ſich trennen; wie könnte dieſs auch nun noch wichtig ſeyn, nachdem L. den Kaiſer geſprochen hat?! — S. 192. wird bemerkt, daſs Lav. in den *Brelocken an das Allerley* flagellirt worden ſey. Allein flagellirte Lav. nicht auch in dem *Allerley aus Reden und Schriften kleiner und groſser Männer*, wenn er *Steinbrücheln* ein *Mönchsgeſicht, Leonhard Meiſtern* einen *Harlekin*, noch einen andern Gegner ein *flaches Schulmeiſtergeſicht* nannte? — Von S. 199. an, kommen einige *Geſsnern* betreffende Nachrichten vor. Bey einer Baroneſſe von *Erdt* fing der Pater ſeine Beſchwörungen damit an, daſs er ſprach: „Ich gebiete dir *in dem Namen Jeſu*, „daſs du in *Raſerey* und Convulſion des Haupts ver„falleſt, ohne daſs der übrige Körper angegriffen „werde." *In dem Namen Jeſu in Raſerey verfallen!?* Welche Ideenzuſammenſetzung! *Hr. G. bemerkt nichts dabey.* Uebrigens gereicht es ihm zur Ehre, daſs er weiter unten ſagt: „Irrthum und Wahrheit „ſeyen durch die feinſten Gränzlinien von einander „abgeſondert, und es ſey oft ſelbſt dem ſcharfen „Blicke des *gegenwärtigen* Beobachters kaum be„merkbar, ob kein Irrthum und Betrug ſich in ſol„che angebliche Wunder einmiſche." — Nach S. 369. ſoll Lav. *Herders Ideen zur Geſchichte der Menſchheit* ſehr geprieſen, und den Vf. den *Profeſſor der Erde*, und den *Propheten der Menſchheit* (!) genannt haben. Allein dieſs gilt nur von dem *erſten Theile;* die folgenden beurtheilte L. ganz anders, und konnte nach ſeinen Grundſätzen manches darin nicht loben. Hr. G. nehme ſich nur die Mühe, dieſs Buch einmal ſelbſt zu leſen, deſſen ganzer Inhalt ihm noch nicht bekannt zu ſeyn ſcheint, und er wird dem Rec. Recht geben. Zwar las L. vielleicht keinen der neuern Theologen ſo fleiſsig wie Herdern; aber immer ſeufzte er doch über ſeine ſpätern Schriften aus tiefſtem Herzensgrunde. S. 377. geht Hr. G., als ein Zürcher, ſehr ſäuberlich mit dem vormaligen Magiſtrate um, unter deſſen Mitgliedern Lav. doch viel Widerſtand fand, als er die heilloſe Organiſation des *Ehegerichts*, von welchem er alternirender Beyſitzer war, verbeſſern wollte. Obgleich in dieſem Gerichte nach S. 375. Dinge vorgiengen, die „*Lavaters Gewiſſen kränkten, ſein ſittliches Gefühl beleidigten*, und ihm mit der *Würde ſeines Standes unvereinbar* ſchienen," ſo iſt doch keine Grundverbeſſerung der gerügten Miſsbräuche zu Stande gekommen; die Berathſchlagungen, ob die Miſsbräuche *abgeſchafft* oder *beybehalten* werden ſollten, wurden, wie Hr. G. ſelbſt ſagen muſs, *zu langſam* geführt; mit andern Worten: *man wollte nicht reformiren*; darum kam es dann auch zuletzt zu Revolutionen. — Von dem animaliſchen Magnetismus erwartete L. nach S. 414. *zu viel;* er verband nämlich *religiöſe* Erwartungen damit, durch deren Erfüllung ſein Syſtem von den Wundern beſtätigt werden ſollte. Und wenn er einmal eine ſolche Idee ergriffen hatte, ſo war es ſchwer, mit ihm fortzukommen; alle ſeine Freunde und Nichtfreunde, mit welchen er glaubte ſich darüber einlaſſen zu können, wollte er zu Proſelyten ſeiner Meynungen machen; keinem, mit dem er in Verbindungen ſtand, erlaubte er *neutral* oder *gleichgültig* zu ſeyn; alle ſollten ſich dafür intereſſiren, alle die Sache ſo wichtig als er — alle *das* darin finden, was er gerade in demſelben Zeitpunkte darin fand; mit einer gewiſſen Gewaltſamkeit drang er andern ſeine Phantaſien auf. Hiervon giebt Hr. G. ein merkwürdiges Beyſpiel in dieſem Abſchnitte. Selbſt den Hn. *Joh. Jakob Heſs*, deſſen theologiſches Syſtem ſchon längſt geſchloſſen iſt, und der ſchwerlich mehr für neue Anſichten empfänglich ſeyn wird, wollte L., als der thieriſche Magnetismus ſeine ganze Seele füllte, in das Intereſſe ſeiner theologiſchen Hypotheſen über die Erſcheinungen deſſelben ziehen, und wenig fehlte, daſs nicht deswegen eine *Trennung* zwiſchen beiden Freunden entſtand. Und der friedliche *Heſs* würde doch gewiſs gerne dem zu raſchen Lav. auf dieſem Wege *ausgewichen* ſeyn, wenn ihm nicht die Theilnehmung an dieſer Lavaterſchen Theoſophie gleich-

gleichſam wäre *aufgedrungen* worden. „Die Rück-„erinnerung, ſchrieb Hr. *Heſs* Lavatern, an ſo man-„ches gemeinſchaftliche Wahrheitforſchen, wobey „wir einander oft auf einem Wege angetroffen, oft „auch einander merklich weit begleitet haben, macht „es mir etwas ſchwer, deiner Auffoderung zu ent-„ſprechen. Wie viel lieber wollte ich mich mit mei-„nem Reiſegefährten nun allgemach von dem ſich „nähernden Ziele der Reiſe beſprechen, und unter-„deſs an ſeiner Seite ſicher fortwandern, als mit Ein-„mal bey einem Scheidwege ſtehen bleiben, wo der „eine die Bahn für gefährlich hält, die der andere „ſchon ſo hurtig betreten hat!“ Gewiſs eine ſehr edelmüthige und preiswürdige Art, ſeine Verſchiedenheit in der Denkart zu äuſsern. — Noch eine Bemerkung kann Rec. nicht unterdrücken. Groſse Männer erheben ſich über ihr Zeitalter, eilen demſelben voraus. Nun leſe man aber Lavaters frühere Reflexionen z. B. *beym Tode ſeiner Mutter*, über *Erziehung*, über *Einwirkungen des Teufels* u. a. m. welche in mehrern Abſchnitten dieſes Bandes eingerückt ſind; wird man nicht ſagen müſſen: Lavater hielt mit ſeinem Zeitalter immer nur *gleichen Schritt*; ſeine Ideen haben immer die Farbe des Jahrzehends, in welchem er ſchrieb? Wie ganz anders verhält es ſich dieſsfalls z. B. mit *Semler*, oder um einen Nichttheologen zu nennen, mit *Johann Jakob Rouſſeau*, und andern hervorragenden Männern. Und doch hatte Lavater unſtreitig groſse Anlagen; ſollte aber nicht die ſclaviſche Erziehung, die er von ſeiner Mutter erhielt, ſeinen Geiſt etwas niedergedrückt haben? — Einige Vorfälle aus *L.* früherm Leben ſcheinen Hn. *G.* nicht bekannt geweſen zu ſeyn. So ſcheint er nicht zu wiſſen, daſs *L.* in jüngern Jahren einmal einem Landprediger des Cantons Zürich, Namens *Abegg*, von welchem es hieſs, daſs er ſich hart gegen ſeinen Vater betrage, *in der Manier des Propheten Nathan* eine Parabel ſchriftlich zuſandte, die ihm ſeine Härte in ſehr ſtarken Ausdrücken vorwarf, und daſs dieſer ihm hernach in ſeiner Antwort, bey welcher man glaubte, daſs der Chorherr *Breitinger* die Feder geführt habe, wegen ſeiner unbeſcheidenen und anmaſsungsvollen πολυπραγμοσύνη ſchneidende Vorſtellungen machte. — Mit adelichen und fürſtlichen Perſonen hat Hr. G. und ſein ſel. Schwiegervater viel zu thun; dieſs erinnert an *Pütter's* Autobiographie. Um ſo mehr muſs man ſich verwundern, daſs die Gräfinn *Branconi* fehlt, mit der L. in genauer Verbindung ſtand, auch Hr. von *Brabeck* zu *Söder* u. a. m. — Ein dritter Theil, der bald nachfolgt, macht den Beſchluſs dieſer durch die Perſon, deren Leben beſchrieben wird, intereſſanten Biographie. So bald er erſchienen iſt, ſoll er angezeigt werden.

GESCHICHTE.

NÜRNBERG, in d. neuen akad. Buchh.: *Aufklärungen in der Geſchichte des deutſchen Reichsgrafenſtandes, aus ungedruckten Quellen*, von *J. Arnoldi*, Fürſtl. Oranien - Naſſauiſchen Regierungs-Rathe. 1802. 248 S. 8. (22 gr.)

Wir haben dem thätigen Eifer des Vf. für die Erweiterung der Geſchichtskunde ſchon manche brauchbare Schrift zu verdanken, und auch die gegenwärtige Frucht ſeines, für dieſen Zweck wirkſamen, Fleiſses verdienet die Erkenntlichkeit aller derer, denen es um genauere Kenntniſs der noch ſo ſparſam bearbeiteten Geſchichte des deutſchen Reichsgrafenſtandes zu thun iſt. Dieſer Stand war im mittlern Zeitalter, wegen der groſsen Zahl der alten, jetzt meiſt erloſchenen, gräflichen Häuſer, wegen ſeiner beträchtlichen Beſitzungen und ſeines damaligen Einfluſſes auf die allgemeinen Angelegenheiten des Reichs, der wichtigſte Theil des deutſchen Staatskörpers, ſo daſs eine pragmatiſche Darſtellung ſeines ehemaligen Glanzes und ſeines allmäligen Verfalls, mit einer Entwickelung der Urſache des letztern, für den Geſchichtskenner ungemein viel Intereſſe haben würde. Die vorliegende Schrift liefert hierzu eine Sammlung brauchbarer Materialien, woraus noch manche Aufklärung für die allgemeine Reichsgeſchichte hervorgehet, und welche gewiſſermaſsen als ein Supplement zu *Lünigs Theſ. jur.* der Grafen und Herrn, zu *Moſers* Staatsrecht Th. 37. 38, und 39. und zu *Kopps* Diſcurs von den Reichsgräflichen *Votis curiatis*, anzuſehen iſt. Die Urkunden, welche hier mitgetheilt werden, beſtehen in merkwürdigen Grafenvereinen des 15ten und 16ten Jahrhunderts, welche dem Vf. Gelegenheit gaben, von den Grafenvereinen, den Reichsgräflichen Collegien und den gräflichen Curiatſtimmen auf Reichstagen eine beſondere Abhandlung zu liefern, und dieſe ſtaatsrechtlichen Gegenſtände in näheres Licht zu ſetzen. Auf Beantwortung der Streitfrage: ob jeder Graf und Dynaſt vor dem 16ten Jahrhundert Sitz und Stimme in den deutſchen Reichsverſammlungen gehabt habe? läſst ſich der Vf. nicht ein; dahingegen behauptet er (§. 2.) mit diplomatiſcher Gewiſsheit, daſs die ehemaligen Grafenvereine nicht, wie *Kopp* vorgegeben, zuerſt im J. 1512, ſondern ſchon in der Mitte des 15ten Jahrhunderts ihren Anfang genommen haben. Der Hauptzweck derſelben war die Erhaltung des Landfriedens und die wechſelſeitige Hülfe, zugleich aber auch die, zu Schlichtung der vorfallenden Streitigkeiten, zum voraus beſtimmten Austrägalgerichte, wodurch man der Einmiſchung fremder Gerichte in die Streitſachen der Grafen und Herren unter ſich, und in die Prozeſſe ihrer Unterthanen vorbeugen wollte. Bey dem Miſstrauen der Grafen gegen den Fürſtenſtand fanden erſtere ſehr bedenklich, mit Fürſten dergleichen Einigungen zu errichten, daher dieſe insgemein davon ausgeſchloſſen blieben. Aehnliche Verhältniſſe entſtanden zwiſchen den Grafen und dem niedern Adel. Erſtere ſtritten für die Erhaltung ihrer althergebrachten Rechte und Vorzüge, der letztere hingegen ſtrebte nach Unmittelbarkeit und ſuchte ſeine herkömmliche Abhängigkeit vom hohen Adel oder ſeine Landſäſſigkeit abzuſchütteln. Eine Einigung zwiſchen den Grafen und der Ritterſchaft paſste alſo

also nicht in diese Verhältnisse, und der Vf. vermuthet, dass eben deswegen bey einer erneuerten Verbindung, welche einige Wetterausche Grafen 1511 unter sich abschlossen, die Ritterschaft nicht wieder, wie vormals geschehen war, in dieselbe aufgenommen wurde.

Diese Urkunde (Beyl. Nr. 6.) war die erste, welche gewisse jährliche Versammlungstage, zur Berathschlagung über gemeinschaftliche Angelegenheiten und Aufnahme neuer Glieder, festsetzte, und dem Namen: *Grafentag*, seinen Ursprung gab. In der nachherigen Vereinigung war auch diess eine neue Vorschrift, dass die Austrägalrichter nöthigen Falls sich bey den Rechtsverständigen und Cölln, Lüttich, Aachen u. a. m. Raths erholen sollten, und dass der Nebenabschied die Errichtung einer gemeinschaftlichen Casse bezweckte, und die jährlichen Beyträge der Bundsgenossen bestimmte. Auf einem zu Andernach 1519 gehaltenen Grafentag, kamen auch gemeine Reichsangelegenheiten, besonders die neue Kaiserwahl zur Sprache; auch erhellt aus der Beylage Nr. 13. dass schon 1520 bey dem Grafenstande die Besorgniss vorgewaltet habe, aus dem Besitz ihres Stimmrechts auf Reichstagen verdrängt zu werden. Der Vf. giebt über die ehemalige Beschaffenheit dieses Stimmrechts einige Erläuterung und zeigt, dass die vormalige Gleichgültigkeit der Grafen nach und nach für sie die schädliche Folge hervorgebracht habe, dass man sämmtliche Grafen nur als *eine* Person ansah, welcher nicht mehr als *eine* Stimme in den Reichsversammlungen zustehe. Auffallend ist es, dass die Wetterauer Grafen nach der Beylage Nr. 14. zwar 1542 beschlossen hatten, auf den Reichstag dahin zu dringen, dass dem Grafenstande, wie vor Alters, *mehr als zwey* Stimmen, im Reichsrathe vergönnet werden möchten, gleichwohl aber bald darauf (1543) den Satz als unzweifelhaft aufstellten, dass der ganze Grafenstand *mehr nicht als zwey Stimmen* habe, deren eine von den Wetterauischen, die andere von den Oberländischen oder Schwäbischen geführt werden sollte. Damit über den Vorsitz der einen oder andern kein Streit entstehen möchte, wurde die Alternation desselben festgesetzt, und zwar mit der Bestimmung, dass ein Gesandter einem, etwa persönlich erscheinenden, Grafen den Vorsitz zugestehen, und nur mit dessen Gesandten alterniren solle. Zuletzt bemerkt noch der Vf. dass die Wetterauischen Grafen 1566 befürchteten, sie möchten durch die Fränkischen, in ihrem Sitz- und Stimmrechte beeinträchtiget werden, weswegen sie ihren Gesandten instruirten, darauf bedacht zu seyn, dass sie von andern besonders den Fränkischen Grafen *in sessione* nicht präveniret würden; auch ward ihnen untersagt, sich mit denselben in eine Unterhandlung wegen Stimmrechts einzulassen. Am Schlusse dieser Schrift befinden sich noch zwey kurze Aufsätze, die für die Kirchengeschichte nicht unwichtig sind. Der *eine* (S. 219.) führt die Aufschrift: *Versuche der deutschen Reichsgrafen, wegen der Aufhebung des geistlichen Vorbehalts*; und der *zweyte* enthält eine actenmäsige Nachricht *von dem Einflusse, den die protestantischen Wetterauer Grafen im Jahre 1577 auf die Cöllnische Erzbischofs-Wahl hatten.*

Wenn man (wie der Vf. S. 247.) sagt, die darin vorkommende Umstände mit einander vergleicht: so darf man wohl nicht zweifeln, dass die Erhebung des *Gebhards Truchsess* auf den Erzbischöflichen Stuhl hauptsächlich das Werk der Wetterauer und der mit ihnen verbundenen Westphälischen Grafen gewesen sey. Durch ihn mochten sie ihre Absicht wegen Freystellung der Religion am ersten erreichen, und in seiner Person einstens einen Protestanten im Besitz eines Erzstiftes und einer geistlichen Kurwürde zu sehen hoffen. Dass sie sich in ihrer Erwartung von der Denkart des neuen Kurfürsten nicht irrten, zeigt die bekannte Geschichte *Gebhards* und seiner geliebten *Agnes* von *Mansfeld*, die sich aber freylich mit der Vertreibung Gebhards aus seinem Stifte endigte.

Berlin, in d. Voss. Buchh.: *Abriss einer Geschichte des Vaterlandes.* Ein Leitfaden für den Unterricht. Von *Friedrich Rambach*, Prof. und Prorector des Friedrichs-Gymnasiums etc. 1802. 340 S. 8. (1 Rthlr.)

Unter dem weder auf dem Titel noch in der Vorrede bestimmt genannten *Vaterland*, dessen Geschichte hier bearbeitet worden, sind die sämmtlichen Staaten der Preussischen Monarchie zu verstehn. Der Vf. bestimmte diesen Leitfaden für Vorlesungen, einem gemischten *Auditorio* gebildeter Geschäftsmänner gehalten, die in einer Wiederholung der Geschichte eine lehrreiche Unterhaltung suchen. Für solche Männer musste das Handbuch so eingerichtet werden, dass es weniger die einzeln Facta mit chronologischer Aengstlichkeit aufzählte, als vielmehr unter grosse pragmatische Gesichtspunkte brächte. In der vorangehenden *Einleitung* bezeichnet der Vf. sehr richtig die Gränzlinien zwischen der Weltgeschichte und der Geschichte des Vaterlands, welche nur die Schicksale der Heymath und ihrer Bewohner gleichsam in ein Familiengemälde zusammenstellt, woraus die gegenwärtige politische Verfassung wahr und gründlich hervorleuchtet. Er geht hierauf zur *historischen Uebersicht der sämmtlichen Staaten der Preussischen Monarchie* über, und liefert ein chronologisches Verzeichniss aller der acquirirten Länder und Provinzen, durch welche sich diese Monarchie seit 1417 bis 1797 zu ihrer gegenwärtigen Grösse empor geschwungen hat. Die Geschichte derselben wird in folgende Perioden eingetheilt: I. *Dunkle Urgeschichte des Vaterlandes von . . . . bis 1156.* Sie geht bis in die Zeiten der Römer hinauf, und giebt zusammengedrängte Nachrichten von den Semnonen, Longobarden, Sueven und Wenden, welche letztere die ersten Bewohner des Vaterlandes oder der Brandenburgischen Lande waren, und 1156 von Marggraf Albrechten dem Bär besiegt wurden. II. *Vorgeschichte des Vaterlandes; von 1156 bis 1417.* Enthält die Begebenheiten der Markgrafen von Brandenburg, aus dem Anhaltischen-

Bayerischen- und Luxenburgischen Hause, und schildert den Geist des damaligen Ritterthums. III. *Hohenzollerische Periode der Kurwürde; von 1415 bis 1653.* IV. *Preussen ein Souveränes Königreich*; oder Welthistorische Periode der vaterländischen Geschichte von 1653 bis 1797. Nach diesem Plan hat der Vf. die Geschichte der Preussischen Monarchie, in gedrängter Kürze und mit zweckmässiger Auswahl der merkwürdigsten Thatsachen, eben so angenehm als lehrreich vorgetragen, und es ist nicht zu zweifeln, dass dieses Lehrbuch beym Unterricht in der Brandenburgischen Geschichte eine sehr brauchbare Anleitung abgeben werde.

London, b. Debrett: *The Life, Adventures and Opinions of Colonel George Hanger.* Written by himself. Mit dem Motto aus dem Horaz: *Nudus agris, nudus nummis.* 1801. 2. Vol. 339 u. 474 S. gr. 8. (16 Sch.)

Leipzig, b. Hartknoch: *Leben und Abentheuer des Obristen Georg Hanger.* Von ihm selbst beschrieben. Aus dem Englischen übersetzt von *D. W. A.* 1802. 302 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Oberste Hanger, der uns in diesen Memoiren mit seiner eigenen Lebensbeschreibung eine gar seltsame Olla aufgetischt hat, gehört zu den sogenannten Sonderlingen auf jener Insel, wo diese Menschenart von jeher und aus schon begreiflichen Ursachen am besten gedieh. Als ein subalterner Hausfreund und Gesellschafter des Prinzen von Wallis kann er sogar unter die Personen gezählt werden, die man in England mit der Benennung *public Characters* im Guten und Bösen aufstellt, und wirklich findet man ihn auch auf mehrern politischen Caricaturen im Gefolge seines vormaligen Schutz- und Brodherrn, des Prinzen von Wallis. Die vorliegende Selbstbiographie hat ihren Ursprung eigentlich der bekannten *King's bench prison*, einem der berühmten Londner Gefängnisse, zu danken, wo der aufs äusserste verschuldete Verfasser aus seinem eigenen Leben noch Gold zu münzen, oder wie er durch den auf dem zweyten Blatte von vorn herein in Kupfer gestochenen Maleficanten, der am Galgen hängt, zu verstehn geben will, sich bey lebendigem Leibe seiner eigenen Anatomie zu überliefern suchte. In der That muss man gerade so in die Enge getrieben seyn, um, wie hier Hanger thut, sich vor dem ganzen ehrbaren Publicum so in *puris naturalibus* zu zeigen. Kaum ein Drittel dieser zwey Bände ist wirkliche Lebensbeschreibung. Alles übrige sind Homilieen von einer ganz eigenen Art, Vertheidigungen der *Venus Vulvivaga* und ihrer Priesterinnen, volltönende Lobreden auf Vielweiberey und Strafpredigten gegen den Ehestandszwinger u. dgl. die den Vf. als den ausschweifendsten Wüstling bezeichnen würden, wenn man nicht gute Gründe zu der Vermuthung fände, dass er nach Art solcher Gesellen, die der Engländer mit dem vielsagenden Titel *Bucks* bezeichnet, in der Schande selbst eine Ehre suche und schlimmer scheinen wolle, als er im Grunde ist. Immer bleibt diess Product zur Kenntniss der jetzigen Verdorbenheit der englischen Sitten in den obersten Ständen ein merkwürdiges Actenstück. Denn man kann sich darauf verlassen, dass Colonel Hanger hier ganz in der Sprache jener auch sonst wohl gekannten Zirkel spricht. Menschen seines Gelichters haben oft ganze grosse Erzählungen erdichteter Abentheuer in Bereitschaft, mit deren vielfach ausgeschmücktem Vortrag sie ihre erhabenen Gönner bey Tisch zu unterhalten, oder, wie Shakspeare sagt, die Tafel in Aufruhr zu setzen pflegen. Eine solche bis zum Ekel ausgesponnene Geschichte ist unstreitig der Liebeshandel mit der schönen Pamela von Norfolk, einem gefälligen Zigeunermädchen, mit welcher der Vf. eine Zeitlang ein Vagabondenleben in wilder Ehe geführt haben will, bis sie endlich mit einem wandernden Kesselflicker davon lief. Diese Episode aus der Beggar's Opera nimmt fast ein Viertel des ganzen Buches ein, und mag zu ihrer Zeit für Hn. *Hanger's* nähere Bekannten einen besondern Reiz gehabt haben, ist aber jetzt nichts als eine schaale übernächtige Schüssel, die man so schnell als möglich vorübergehn lässt. Eine deutsche Uebersetzung mit allen diesen üppigen Wasserschösslingen wäre eine unverzeihliche Sünde gegen Geschmack und Sittlichkeit gewesen. Aber einzelnen Partheyen fehlt es gar nicht an Interesse. So enthalten z. B. die Geschichten von honetten Strassenräubern im Anfange des zweyten Theils sehr unterhaltende Beyträge zur Kenntniss der englischen Sitten und Denkart, und das Gemälde der englischen Gefängnisse von *King's bench* und *Fleet prison* ist vielleicht seit Fielding's Zeiten nicht kräftiger und wahrer entworfen worden, als von dem Vf. hier aus eigener Erfahrung geschieht. Ein verständiger Auszug in einem Bändchen kann also wohl auch deutschen Lesern eine angenehme Unterhaltung gewähren, und dieser ist in der oben angezeigten Uebersetzung die daher allen Beyfall verdient, geliefert worden.

* * *

Hildburghausen, b. Hanischens W.: *Handbibliothek für Kinder und ihre Lehrer.* 3tes Bändch. Ausführlicher Katechismus der christlichen Sitten- oder Pflichten-Lehre. 2te Abth. Von *G. J. L. Reuss.* 1802. 260 S. 8. (18 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1802. Nr. 206.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 4. October 1802.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

HAARLEM, b. Loosjes: *Hugonis Grotii*, Batavi, *Parallelon rerum publicarum liber tertius*: De moribus ingenioque Populorum Atheniensium, Romanorum, Batavorum. — Vergelyking der Gemeenebesten door *Hugo de Groot*. Derde Boek: enz. — Uit een echt Handschrift uitgegeeven, in 't Nederduitsch vertaald, en met Aanmerk. opgeheldert door Mr. *Johan Meerman*, Heer van *Dalem en Vuren*. *Eerste Deel*. 1801. LXIV. und 114 S. Vorr. u. Original. 410 S. Uebers. u. Anmerk. gr. 8. (4 Fl.) — *Tweede Deel*. 1802. VIII. u. 100 S. Vorr. u. Orig. und 524 S. gr. 8. (4 Fl. 10 St.)

Verfasser und Commentator dieses Werks müssen Aufmerksamkeit darauf erwecken; jener hat seit beynahe 200 Jahren im Staats- Natur und Völkerrechte eine bedeutende Rolle gespielt; und dieser, Hr. *v. M.* (seit dem 15. Juny 1802, Mitglied der holländischen Staatsverwaltung im Departement Holland; eine Würde, die mit dem Wesen und der Form der ehemaligen Staaten der Provinz Holland völlig übereinstimmt) ist durch seine Schriften ebenfalls als ein Mann bekannt, der ausgebreitete Gelehrsamkeit mit einem tiefforschenden philosophischen Geiste verbindet, folglich im Stande ist, die Maximen der Republiken des Alterthums, mit denen der neuern Zeit historisch und statistisch zu vergleichen. Um dazu auf einem schicklichen Wege gelangen zu können, giebt er in der 62 S. langen *Vorrede* des 1. Theils eine allgemeine Uebersicht von dem Zustande der Wissenschaften im gegenwärtigen Europa, wobey er vorzüglich den grossen Verlust der berühmtesten Männer und Gelehrten bedauert, die der Tod in dem letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts von der Schaubühne ihres Wirkungskreises rief, und wovon der Ersatz nicht so reich sey, als Mancher sich vielleicht denken möchte. In dieser Beziehung sucht der Vorredner S. X. fg. seine Landsleute auf ihren längst verstorbenen *Hugo de Groot* aufmerksam zu machen, der seit *Erasmus* bis auf den gegenwärtigen Augenblick, alle seine Landsleute sowohl in literarischer, als mehrern anderen Hinsichten weit übertroffen habe, und daher den Niederländern gleichsam zu einem Muster dienen müsse, indem seine Schriften, besonders die über Staatswissenschaft und republikanische Regierungs Verfassung, noch immer die besten und weiseften Maximen enthalten, wonach die Bürger eines Staats in ihrem Verein glücklich leben könnten. — Hierauf giebt Hr. *v. M.* S. XVIII. fg. Nachricht von der Veranlassung der Herausgabe des ungedruckten *de Grootschen* Mspts, erwähnt die Mittel, die er angewandt, um zu dieser Jugendarbeit *de Groots* zu gelangen; und zeigt die Verschiedenheit der vorliegenden Schrift von der, die *de Groot* unter dem Titel: *De antiquitate Reip. Bat.* (Leid. 1610. 4.) herausgab, welches Einige für einen Auszug von jenem ansehen möchten, die aber in keiner Beziehung mit einander d[illegible] Mindeste gemein hätten. S. XLVII. wird versichert, dass man alle Ursachen habe zu vermuthen, die Vollendung dieses 3ten Buchs der *Vergleichung* etc. könnte nicht über den 13. July 1602 hinaus gehen, welches aus historischen Gründen erwiesen wird. Der übrige Theil der *Vorrede* erklärt sich über die äussere Beschaffenheit der Handschrift und die darin enthaltene lateinische Schreibart, wovon die letztere durch den Herausg. kritisch beleuchtet und verbessert wird. — Jetzt kommen wir zum Inhalt selbst: S. 3. fg. *Commendat suam Patriae pietatem.* Ein Gedicht, worin *de Groot* seiner ächten Vaterlandsliebe Weihrauch streut. S. 5 — 11. *Breviarium libri tertii.* In dieser kurzen Uebersicht wird eine anschauliche Darstellung geliefert, was man sich von dieser Vergleichung der atheniensischen, römischen und batavschen Republik zu versprechen habe. *Capita.* S. 12. Hier sieht man, dass das ganze Buch in 26 Kapitel getheilt sey, wovon der gegenwärtige *erste Theil* nur *sieben* enthält, die übrigen aber (zufolge der Vorrede) in *zwey* nachfolgenden *Banden* nach und nach geliefert werden sollen. — *Cap. I. Esse sua gentibus, ut corpora, ita mores atque ingenia* *De Groot* sucht durch historische Beyspiele aus der Völkergeschichte zu beweisen, dass die Nationen einen ganz verschiedenen, von einander abweichenden Charakter hätten, und sich sowohl dadurch, als durch ihre körperlichen Eigenschaften und Gewandheit vor andern auszeichneten. Diese Verschiedenheit sey im Allgemeinen, so wie bey Athenern, Römern und Batavern im Besondern auffallend. — *Cap. II. Quae gentes inter se conferantur.* — In diesem wird von den Sitten auf den Zustand der Verfassung der drey hier verglichenen Völker geschlossen. — *Cap. III. De libertate et servitute in factis dictisque.* Der Vf. sucht zu beweisen, dass die wahre Freyheit den Individuis der Staaten ein ganz anderes intellectuelles Vermögen im Denken, Reden und Handeln als denjenigen verschaffe, die im Zustand der Sklaverey lebten. — *Cap. IV. De fortitudine et magnanimitate.* Durch Muth und Treue, so wie durch Standhaftigkeit

keit und Grofsmuth, hätten die Niederländer von jeher, wie die Athenienser sich ausgezeichnet; nur Roms Treue wäre, wie bekannt, nicht immer zu verläfsig gewesen. — *Cap. V. De humanitate et ferocia.* Menschlichkeit und Wildheit werden hier, wie Sanftmuth und Zügellosigkeit in dem Charakter der Volker untersucht, die der Gegenstand dieser Schrift sind. — *Cap. VI. De fide et perfidia.* Glaube, Treue und Worthalten wird den Atheniensern und Römern durchgängig abgesprochen, dagegen aber den Niederländern als vorzügliche Eigenschaften ihres Charakters zugeschrieben. — (Wer sieht hier nicht offenbar den Widerspruch, dessen sich der damals junge Schriftsteller gegen das IV. Kap. schuldig macht? — Mehrere der Art kommen bisweilen vor, die aber Hr. *v. M.* auf eine bescheidene Art zu heben weifs). *Cap. VII. De justitia injustitiaque.* Eine jede Nation hat gerechte und ungerechte Staatsbürger aufzuweisen, wovon man nicht immer auf den Geist und den Charakter des ganzen Volks schliessen darf; *de Groot* behauptet aber, dafs Gerechtigkeitsliebe seinen Landsleuten durchgängig eigen sey, welches man von Athenern und Römern nicht so allgemein sagen könne, weil die Geschichte entgegengesetzte Beyspiele liefere.

Diefs ist der wesentliche Inhalt aller Capitel des ersten Theils der *de Grootschen* Handschrift, die im Ganzen uns nicht diejenige Befriedigung gegeben haben, die von einem solchen Geiste sich erwarten liefs. Diefs vermuthet auch der Herausg. S. LXI. unt. u. fg.: aber, setzt Rec. hinzu, wenn man die Jünglingsjahre des Vfs. und die Zeiten bedenkt, in denen ihm damals noch so wenige Hülfsmittel zu Gebote standen: so ist es noch immer zu bewundern, dafs er so viel Richtiges über diesen Gegenstand in historischer, moralischer und statistischer Hinsicht darstellte. Dafs *de Groot* diese *Parallelen* etc. nicht zu den vollgültigsten seiner Schriften gezählt zu haben scheint, geht auch daraus hervor, dafs er, so viel sich Rec. zu erinnern weifs, dieser Handschrift, oder ihrer baldigen Erscheinung, in keinem seiner Werke mit einer Sylbe gedenkt. Im Gegentheil hat er das Mspt dieser *Vergleichung* etc. einem seiner Freunde und Zeitgenossen, dem *Janus Dousa* (d. ä. eigentlich *van der Does*, Hr. v. Nordwik genannt); mit einem batavischen Gedichte unter dem Titel zugesandt: *Pro sua Republica Batava, Atheniensi atque Romana comparata*, welches Hr. *v. M.* S. XXIII bis XXXI. im Original mit einer holländischen Uebersetzung und Noten liefert, so dafs also der Vf. dasselbe entweder für unwürdig zum Druck geachtet, oder es als eine Handschrift für Freunde der Literatur zum Geschenk etc. gemacht hat. Genug, der jetzige Herausg. ersetzt alle die Lücken sorgfältig, und giebt zuerst von der Urschrift eine getreue und schöne Uebersetzung, die mit einem neuen Druckalphabeth und einer zweyten Seitenbezeichnung anfängt, die man als eine zweyte Abtheilung dieses Bandes ansehen kann. Die Uebersetzung geht hier von S. 1 — 162.; auf sie folgen S. 164 — 410. die gelehrten, mitunter sehr lehrreichen Anmerkungen des Herausg., worin wir jedoch nicht allenthalben seiner Meynung beypflichten können, und wovon wir einige ausheben wollen, um den Vf. derselben zu überzeugen, dafs wir auch diese sorgfältig gelesen und geprüft haben. S. 164 — 169. wird wider *Mannert, Robertson*, und die bisherige Meynung: *Taprobane* sey das jetzige *Ceilon*, behauptet: man müsse darunter Sumatra verstehen, welches auch *de Groot* dafür gehalten. Diefs thut aber nichts zur Sache; *Grotius* irrte, und konnte, wie er mehrmals that, in diesem und mehr andern Punkten irren; nichts destoweniger ist und bleibt Taprobane deswegen Ceilon, wie *d'Anville, Rennel, Sprengel, Gosselin* u. m. a. bis zur Evidenz erwiesen haben (f. auch *Renaudot's Ancient account of India and China, Remarks* p. 7. Lond. 1733 8.). — S. 169 — 178. hätte zu der Untersuchung über die fabelhafte Gegenwart vom *Busiris* in Aegypten die lehrreiche Abhandlung, oder ein Auszug aus *H. Zoega Numi Aegyptii Imperatorii* in *Tychsens* und *Heerens Bibl. der alt. Lit. und Kunst*; 7tes Stück gebraucht werden sollen. Dagegen ist die gelehrte Excursion S. 178 — 186. über den Einflufs von Klima und Boden auf Sitten und Gebräuche eines Volks trefflich gerathen. Von dieser Seite betrachtet, hat auch die *Anmerk.* S. 190 — 194. unsern ganzen Beyfall. Diesen können wir aber der Anmerk. S. 194 — 198., in Ansehung des Wohnsitzes der alten Bataver, Caninefaten und Friesen nicht verstatten. Woher will es der Vf. beweisen, dafs der Rhein (S. 195.) sich im Alterthume, und zur Zeit der Ankunft der römischen Kriegesheere in den Niederlanden, bey der jetzigen Schenkenschanze getheilet, der nördliche Arm davon, neben Wyk bey Duderstede, über Utrecht und Leiden, nach Catwyk der Nordsee zugeeilet, — der südliche Arm dagegen, unter dem Namen der *Wahl* bekannt, sich demnächst mit der Maas vereinigt, seinen Namen abgegeben, und sonach die den Alten bekannt gewesene Insel *Batavorum* gebildet habe? — Dafs diese Insel, der eigentliche Wohnsitz der Batavi, ein kleines und ursprünglich deutsches Volk, vom Geschlechte der Catten, gegen Süd-Osten ihren Anfang da genommen, wo der Rhein sich zuerst in zwey Hauptarme theilte, ist keinem Zweifel unterworfen; dafs aber diese Theilung gerade bey Schenkenschanz geschehen sey, (wie auch Hr. *Wiebeking* in der *Allgem. auf Gesch. und Erfahr. gegründeten Wasserbauk.* 2r Th. S. 41. fg. behauptet), das bezweifeln wir aus vielen Gründen. *Einmal* war der Lauf des Rheins in jenen Zeiten, wo man weder Deiche, Ableitungsgraben, noch Wasserbau kannte, durch seine jährlichen Ueberschwemmungen der beständigen Willkür ausgesetzt, und neigte sich in dieser sogenannten Niedrigung, wo er so zu sagen von Honneff an, gleichsam vom Fufse der Siebengebirge oberhalb Siegburg bey Bonn, bis zu den *bey den Vorgebirgen* des, seit Jahrtausenden allmälig zurückgetretenen deutschen Meers, dem jetzigen Clevschen und Eltenberge, zwey sehr hohe Sandgebirge, eine grofse Ebene durchströmt, und

je

je niedriger er kam, destomehr jährliche Irrungen erzeugte und sein Strombette änderte, bald nach der östlichen, bald nach der westlichen Seite der Gebirge, welche diess grosse Rheinthal begränzen, und aus lauter Sandschichten bestehen, die eine übermässige Revolution oder Erdüberschwemmung dahin gelagert zu haben scheint. Vor der Eindeichung und *Stromrichtung* (*Strombau* dürfen wir es nicht nennen) des Rheins, war diese fruchtbar gewordene Ebene grösstentheils Sumpf, wovon hin und wieder noch Spuren angetroffen werden. Zum *andern* kann man aus den dunkeln Nachrichten der Alten, selbst aus den Reiseverzeichnissen des *Antonins* keinen bestimmten Schluss ziehen, dass die Theilung des Rheins zuverlässig bey Schenkenschanz geschehen sey. Wer, wie Rec., diesen Theil des Niederrheins häufig zu bereisen, und die vorhandnen Nachrichten mit dem Lokale an Ort und Stelle oft zu vergleichen Gelegenheit gehabt hat, wird sich überzeugen, dass der Rhein, der zwar immer sich zwischen dem Elten- und Clevischen-Berge seit dem frühesten Alterthume der Geschichte getheilet haben mag, vor dem J. 1000, als zur Zeit der Stiftung der Abtey Elten, bald nach dieser, bald nach jener Seite beider Sandgebirge sich geneiget, und daselbst die Scheidung oder Theilung des Flusses in Rhein und Wahl wird veranstaltet haben. Hr. *von Spaen* zu Bellevue hat darüber eine gelehrte und mit vieler Sachkenntniss abgefasste Excursion geliefert in seiner *Oordeelkund. Inleid. tot de Geschied. van Gelderland*, Ite Deel. p. 10 bis 21. §. 4—6. incl., die Hr. *v. M.* dabey hätte zu Rathe ziehen sollen, um dadurch seine geäusserte Meynung über diesen Punkt zu berichtigen. — Uebrigens wurde die Bataver Insel, die jetzige Betuwe, schon frühe der Schauplatz des römischen Krieges, wie man aus den lateinischen Schriftstellern, besonders aus *Dio-Cassius* (Lib. LIV. p. 333. und L. LV. p. 346. ed. *Xyl.*), *Tacitus* (Hist. L. IV. c. 12—37.; auch c. 54—79. und L. V. c. 14.), *Ammianus Marcellinus* (L. XVII. c. 8.) u. m. A. abnehmen kann. Auch hält Rec. dafür, dass ein Arm des Rheins, in den frühesten Zeiten von Wyk bey Duderstede, über Utrecht und Amersfort, unter dem Namen der Flevo; wovon schon *Cäsar* hatte reden hören (s. Bel. Gal. L. IV. c. 10.), dem deutschen Meere zufloss, und wovon *Pomp. Mela* versichert: er sey (in benannten Gegenden) der Fläche wegen, einem See ähnlich (s. *Mela.* L. III. c. 2. am Ende). — Die *Anmerkung* über *die Freyheit* der Völker enthält viele Wahrheiten, welche Geschichte und Erfahrung bestätigen. — Nicht weniger merkwürdig sind die folgenden in *acht patriotischem Geiste*, und nicht aus Vorliebe für irgend einen fremden Einfluss, oder *für ausländischen Partheygeist* mit vieler Einsicht geschriebenen Noten. Dahin gehört auch die S. 260 bis 265., wo der Vf. die *de Grootschen* Stelle commentirt, dass die batavsche Republik, wie die Nation selbst, von jeher durch die *ansehnlichsten* und *einsichtsvollesten Staatsglieder* wäre beherrscht worden. (Eine stricte Demokratie, wo bisweilen — im Zustande der Revolution — verlaufene Banquerottirer und verschuldete Ränkesüchtige Advokaten, die schreyenden Volks-Demagogen sind, kann, wie die Geschichte der jüngst verwichenen 12 Jahre bestätiget, unmöglich lange bestehen, indem sie zu Anarchie, Bürgerkriegen und Verfolgungen Anlass giebt, und alle nur mögliche Greuel herbey führt, welche die Humanität, die Moral, und selbst die Gefühle für Religion auslöschen). In der Anmerkung über *den vermehrten Ruhm der Bataver nach Tacitus* etc., die im Ganzen trefflich gerathen ist, wäre noch einiges zu berichtigen. — S. 318. fg. hätte erinnert werden sollen, dass die Hauptstadt der Caninefaten im nordwestlichen Theil der Betuwe, *Lugdunum Batavorum*, das heutige *Leyden* gewesen sey (vgl. *Tacit.* Hist. IV. 15. 16.), und dass der Name des *Caninefateschen* Volkstammes, sich mit der Zeit in den Namen des grössern Volks der *Bataver* verloren habe, und zur Zeit des *Ptolemaus* des Erdbeschreibers, der sie gar nicht kennt, schon erloschen sey. Auch ist der Wohnsitz der *Friesen* und ihre allmälige Ausbreitung bis auf *Karl den Grossen* nicht ganz richtig bestimmt. —

(*Der Beschluss folgt.*)

Kölln a. Rh., b. Oedenkoven u. Thierriot: *Grundlage zu einem vollkommenen Staate* von *Christian Sommer*, Advocat in Kölln. 1802. 1 Alph. gr. 8. (20 gr.)

Der Vf. dieses Werkchens hat, wie schon eine frühere Schrift zeigte, nicht die mindeste Anlage zu einem praktischen Staatsmanne: allenthalben geht er von Principien aus, die offenbaren Mangel staatswissenschaftlicher Theorie und Erfahrung verrathen. Um diess zu beweisen, wollen wir unserm Lesern, den Inhalt desselben vorlegen, und dabey gelegentlich einige Bemerkungen einschalten.

Das Buch zerfällt in *sechs Abschnitte. Im ersten* wird *über die Bestimmung des Menschen*; im *zweyten über den Zweck und die Entstehung des Gesellschaftsvertrags*, so wie im *dritten über den des Bürgervertrags*, und im *vierten von der Religion gehandelt* wird. In allen *vieren* finden wir nichts Neues, wohl aber häufige *Declamationen* über die Uebel, welche in der menschlichen, so wie in der Staatsgesellschaft bisweilen herrschen, und deren Grund der Vf. zwar immer in der verdorbenen Moral antrifft, nur nicht überzeugend die Mittel anzeigt, wie diesem Hauptübel abzuhelfen sey. Wir übergehen daher die Vorschriften zu den Ur Primar und Sections-Versammlungen des Volks, aus welchen die Repräsentanten erwählt werden sollen, als bekannte Dinge und zwar jetzt um so mehr, da die französische Mutter-Republik, wie alle ihre Töchter, dergleichen Volks-Manövers jetzt aus einem ganz andern Gesichtspunkte betrachtet. Mit seinem Rasonnement über Religion kommt der Vf. ohnehin zu spät, da das Concordat zwischen Frankreich und dem Papste, alle die gesetzlichen Vorschriften und Bestimmungen für den Cultus, sowohl für den Catholicism als Protestantism,

enthält, die in jeder Hinsicht ein Meisterstück der tiefen Weisheit derjenigen sind, die den Vertrag des Staats und der Kirche unterhandelten. Um aber auch eine Probe von der Declamationssucht des Vfs. zu geben, wollen wir die erste die beste, und zwar die S. 97. von der Ankunft der Religion in Frankreich wählen: „Willkomm uns, Vertraute des Himmels" — ruft der Vf. aus — „willkomm du Freundin der Menschen, Religion! Wir haben dich gefunden, ohne dich neugierig zu suchen. Du hast „dich von deinem hohen Sitze herabgelassen, und „bist bey uns eingekehrt, nachdem wir dir eine, „deiner himmlischen Abkunft würdige Wohnung zu„bereitet haben. Wir werden dich nimmermehr aus „unserer Gesellschaft verstoßen, göttliche Trösterin! „Auf allen unsern Wegen, bey allen unsern Unter„suchungen sollst du die vertrauteste Begleiterin seyn" u. s. w. — Der *fünfte Abschn.* S. 129—246. liefert eine *praktische Recapitulation einiger aufgestellten Grundsatze und Regierungs-Maximen, nach welchen die fränkische Republik sich zu einem vollkommenen Staat erheben soll*, und im *sechsten die Mittel, wie diese Grundsätze und Maximen in der fränkischen* (französischen) *Republik auszuführen* sind. Gerade das letztere ist das schwerste, wiewohl auch die Theorie der Regierungs-Maximen hin und wieder gar nichts taugt, wie z. B. S. 129. fg. Frankreich soll sein Territorium gegen jeden auswärtigen Handel verschliessen, weil es an allen erfoderlichen Producten zu reichhaltig ist, als dass es anderer Länder bedürfe. Der Vf. beschliesst diesen Satz mit dem Ausdruck: „Frankreich bedarf (der Regel nach) der „übrigen Welt nicht: vielweniger wird es sich durch „ein üppiges Gelüsten nach auswärtigen Producten „einem andern Volke zinsbar machen." Das letztere wohl nicht; aber man sieht es dem ganzen Raisonnement an, dass Hr. *S.* Frankreichs Charakter so wenig, wie den innern Bedarf seiner Natural-Producte kennt. Welchem statistischen Schriftsteller ist es unbekannt, dass Frankreich einen grossen Theil seines Getraides, besonders Waizen, da der Franzose äusserst gern Brod isst, — seines Schlachtviehes, — einen beträchtlichen Theil Eisen und Hanf zur Marine, — und vorzüglich wegen seiner, durch die Revolution und den Krieg fast durchgängig verwüsteten Wälder, das meiste Schiff- und Nutzholz aus der Fremde einführen muss! Wäre die Republik an Getraide überall so reich, als unser Vf. sie glaubt: so würde sie nicht unter dem Vorwande, dass das Getraide, wenn es auch gleich auf dem östlichen Rheinufer gewachsen, gekauft, und im Septbr. und Octbr. 1801. eingeschifft war, nach England ginge, zu den unerhörten Mitteln gegriffen haben, mit Gewalt wegnehmen zu lassen, was den Rhein hinunter schiffte, nicht sogar Schiffe vom rechten Rheinufer durch die Douanerie mit Gewalt aufzufangen, und in Maynz, Coblenz, Cöln, selbst preussische Schiffe, die zu Rhurort bey Duisburg im Clevschen geladen hatten, zu Orsoy am linken Rheinufer im Clevschen anzuhalten und zu confisciren. Das Gewäsch über die *Sittenrichter* S. 176. fg. verdient um so weniger Erwähnung, da man sich von einem Volke, bey dem die Sitten so ganz verdorben sind, und das von Staatswegen wohl mit Worten und Vorschläge auftritt, in der That aber auf die öffentliche Erziehung der Jugend fast nichts, wenigstens etwas ganz unbedeutendes unternimmt, und alles den Communen und Mairien zu veranstalten überlässt, noch zur Zeit nichts reelles versprechen kann. — Herzerhebend wird der Gedanke des Vf. S. 247., wenn er von der französischen Regierung spricht, wie sie seyn soll: „Unsichtbar wie die Natur im Weltall re„giert, und Gott in der Natur: so soll auch die Re„gierung unter ihrem Volke herrschen, gerecht, wohl„wollend und allbeglückend."

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig u. Elberfeld, im Comtoir für Literatur: *Elisas, des Weibes, wie es seyn sollte, Vermächtniss für ihre Tochter Henriette.* 1801. 224 S. 8. Mit 1 Kupf. (1 Rthlr.)

Maximen und Vorschriften der Weisheit und Tugend, um die Mädchen über ihre künftigen Lebensperioden, als *Gattinnen, Mütter* und *Erzieherinnen* zu belehren, und *so* zu bilden, dass sie ihrer Bestimmung volle Genüge leisten, und ihr eignes und andrer Glück möglichst gründen. Der Ton ist natürlich und ernst. Die gesammelten Verhaltungsregeln sind weder neu, noch neugesagt. — Im Abschnitte: „*Bestimmung* und *gegenseitige Pflichten des Mannes und Weibes*" wäre die Bemerkung: „Selbst die „erfindsame *Koketterie*, die in der galanten Welt ge„gen eitle Liebhaber zu kindischem Spielwerke miss„braucht wird, kann die Gattin bey dem Gatten zu „*nützlichen* und *wichtigen* Zwecken verwenden", wohl besser weggeblieben; denn die Nacherinnerung, sich dieses Stratagems nie zur Unzeit, nie zu unmoralischer Erniedrigung des Gatten oder ihrer selbst zu bedienen, fruchtet zu wenig, wenn *Koketterie* als erspriesslich und hülfreich gerühmt wird. — Das Kapitel: „*Eheliche Untreue*" ist zu kurz. — Möchte doch, was in Ansehung des *Religions-Unterrichts bey Kindern* gesagt wird, von Aeltern und Lehrern innig beherzigt, und genau befolgt werden!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 5. October 1802.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Haarlem, b. Loosjes: *Hugonis Grotii, Batavi, Parallelon rerum publicarum liber tertius* etc. uitg. door Mr. *J. Meerman* etc. I — IIde Deel.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der *zweyte Theil* liefert die 15 folgenden Hauptstücke, VIII — XXII.; *Cap.* VIII. *De ambitione et contrario.* *Cap.* IX. *De avaritia et quaestu.* *Cap.* X. *De beneficentia et liberalitate.* Der Vf. setzt die *wahre* und *falsche Ehrsucht*, der Ungerechtigkeit und Rechtschaffenheit entgegen, findet beide widersprechende Eigenschaften in vielen griechischen und römischen Staatsmännern vereinigt, und sucht zu beweisen, dass dergleichen Charakterzüge einem *wahren Holländer* fremd seyen. Denn dieser verabscheue Staatsämter, die der *Geitz* und die *Gewinnsucht* auf Kosten der Bürger, wie bey Athenern und Römern der Fall gewesen, zu erhaschen, oder durch allerley Mittel, welche in den Augen des verblendeten grosen Haufens *Wohlthätigkeit* und *Milde* genannt würde, im Grunde aber nichts anders als Bestechung sey, an sich zu bringen wisse. Der Herausg. nimmt daher Gelegenheit, in den Anmerkungen darüber S. 147 — 206. manchen trefflichen Beweis zu führen, der über die Begebenheiten der Vergangenheit und Gegenwart manches Licht verbreitet. *Cap.* XI. *De venere.* *Cap.* XII. *De victu.* *Cap.* XIII. *De ebrietate.* Die *Wollust*, wie die stärkenden *Nahrungsmittel* und die Neigung zur *Trunkenheit*, waren bey den Griechen, und später auch bey Römern ganz ausgezeichnete Charakterzüge, wodurch sie sich von den Niederländern in mehreren Hinsichten unterschieden. Denn der leichtsinnige Athenienser flatterte um die aufkeimende Blume der Unschuld sowohl, als der Römer, zur Zeit des Verfalls der römischen Sitten, sich an jedem Orte einfand, wo Freudenmädchen den Männern ihre Kräfte entlockten, und sonach mit der Generation auch die Enthaltsamkeit schwächten. Der Holländer machte hievon eine glückliche Ausnahme. Seine Speisen, und die Mässigung in geistigen Getränken, die er nie leidenschaftlich liebte, liessen den Geschlechtstrieb nicht leicht in zügellose Ausschweifungen übergehn. *Cap.* XIV. *De vestitu.* *Cap.* XV. *De aedibus et supellectile.* *Cap.* XVI. *De cultu corporis.* In der *Kleidung*, *Wohnung*, den *Hausgeräthen*, auch der *Pflegung* und *Wartung des Körpers*, trifft man einen grosen Unterschied bey den gedachten Republikanern an. Was das erste betrifft: so ist die Mode in jenen Zeiten von der im *de Grootschen* Zeitalter merklich verschieden. Denn die spanischen Kleidungsstücke der Holländer, die mit mancher Eigenheit des Nationalgeschmacks vermischt waren, stachen gegen die der Griechen und Römer merklich ab. So war es auch in Ansehung der Häuser und deren Geräthe beschaffen. In Athen und Korinth, in Rom und in manchen italiänischen Städten zeichnete sich die Pracht der Paläste der Grosen, gegen die der Kaufleute und übrigen Bürger, die man nicht zum grosen Haufen zählen durfte, merklich aus. In Holland und dessen vorzüglichsten Städten war dieser Unterschied, zur Zeit des *Grotius*, nicht so beträchtlich. Die gröfste Verschiedenheit dieser Völker besteht wohl eigentlich in der Körperpflege, worin es die Vornehmen in Athen und Rom, zur Zeit ihres Wohlstandes, allen abendländischen Völkern, besonders den Niederländern zuvorthaten. *Cap.* XVII. *De lusionibus.* *Cap.* XVIII. *De constantia.* *Cap.* XIX. *De ingenio et prudentia.* Die *Spiele* der Griechen und Römer bestanden, wie bekannt, meistens in Leibesübungen; die Holländer, zur Zeit des *de Groot*, hatten zwar auch Gefallen an letztern, und wurden durch den Drang der damaligen politischen Verhältnisse zu letztern genöthiget; aber sie liebten bey weitem dergleichen Lustbarkeiten nicht so leidenschaftlich wie jene Völker. Desto mehr waren unsere Nachbaren, und noch selbst im 17ten Jahrhundert, wie Hr. *v. M.* in seinen lehrreichen Anmerkungen zu diesem Gegenstande S. 379 — 420. ausführlich darstellt, dem Tanzen, Ballschlagen und andern Beschäftigungen der Art ergeben. Auffallend ist auch die grosse Verschiedenheit der Griechen und Niederländer, in Absicht der *Standhaftigkeit* des Charakters. Jene, zumal die Athenienser, waren, wie die Franzosen, leichtsinnig und wankelmüthig; diese dagegen sind sehr beharrlich und standhaft in Allem, was sie versprechen. Durch *Verstand* und *Klugheit* haben sich dagegen die niederländischen Völker, wie die Griechen und Römer ausgezeichnet. Sind sie minder vorschnell wie die Athenienser in Beschlüssen, und langsamer in Unternehmungen, die Einsichten und Ueberlegungen erfodern, wenn sie der gehoffte Erfolg krönen soll: so zeigt doch schon die römische und die spätere Geschichte des batavischen Staats, dass der Holländer, wie die Menge ihrer hervorstechenden Köpfe in allen Zeitaltern beweiset, keiner der europäischen Nationen nachsteht. — *Cap.* XX. *De re militari.* *Cap* XXI. *De re maritima*; und *Cap.* XXII. *De omni vita.* In der *Kriegskunst* und

und dem *Seewesen* stöfst man oft auf eine eben so grofse Verschiedenheit, als im *täglichen Leben* der Griechen, Römer und Niederländer. *Grotius* verbreitet sich hier in Absicht des Kriegswesens, mit ungewöhnlichem Lobe über die Bataver, deren militärische Geschichte er, bis zur Wiederholung dessen, was er im *ersten Theil* schon darüber gesagt hat, hier auseinander setzt. Doch ist er in soferne gewissermafsen zu entschuldigen, da er die Begebenheiten der Griechen und Römer in diesem Punkte als bekannt voraussetzt, dagegen aber der militärische Zustand und das Kriegswesen der Niederländer, zumal unter den Grafen, weniger bekannt ist. Dafs der Vf. den Athenienfern bisweilen das Verdienst der Tapferkeit abspricht, hat der gelehrte Herausg. in seiner trefflichen Anmerkung ganz richtig auseinander gesetzt, auch den Punkt, wo *Grotius* die Schwimmkunst der Niederländer rühmt, durch spätere Beyspiele erläutert. — In Rücksicht des Seewesens, theilt *de Groot* dessen Zweck in Fischerey, Seehandel und Seekriegskunst ein, und geht jeden dieser Marinzweige bey Griechen, Römern und Niederländern durch. Anfänglich war uns die Stelle des *de Grootschen* Textes S. 86. Lin. 14. fg. v. unt.: *Romam ab his omnibus arcet loci situs, qui procul a mari* unverständlich, wenigstens konnten wir uns nicht vorstellen, dafs dieser Gelehrte einen solchen geographischen Schnitzer hätte machen können; und doch ist es so. Vermuthlich dachte *Grotius* an Ostia nicht, dessen Hafen, mittelst der Tiber, Rom mit dem mittelländischen Meere, wie London, Hamburg, Bremen u. s. w. mit der Nordsee verbindet. Vielleicht fand er in dieser Entlegenheit vom Meere, auch einen *unzeitigen* Grund, dafs der Seehandel der Römer, bekanntlich so unbedeutend geblieben sey. Diefs alles erklärt aber der Herausg. in einer gelehrten und gründlichen Anmerkung. Eben so belehrend ist der historische Beytrag zur Geschichte der Häringe. Nicht so befriedigend aber ist die Anmerkung über das Seewesen und den Zustand der Marine bey den Alten, zumal die der *Ptolemäer* in Aegypten, die vorzüglich nach dem *Athenäus* geschildert wird. Hierüber hätten Hn. v. *M.* mehrere Landsleute Auskunft geben können. Was endlich die Verschiedenheit der *Lebensart* im täglichen Leben der drey hier verglichenen Völker betrifft: so ist dieselbe zu bekannt, als dafs sie nähere Erwähnung verdiente. Das Merkwürdigste für die Holländer davon in Ansehung der Jagd und des Vogelfangs, hat der Herausg. in einer belehrenden Anmerkung gezeigt, und in einem *Anhange* S. 503 bis 524. berichtigende Zusätze geliefert, die, wie die Verbesserungen in der *Vorrede* S. III — V. allen Dank verdienen. — Dem *dritten* Theil sehen wir mit Vergnügen entgegen, und wünschen dann ein vollständiges Wort- und Sachregister über das Ganze der Uebersetzung und der Anmerkungen, damit die grofse Mannichfaltigkeit der hier vorkommenden Gegenstände desto bequemer aufgesucht und wieder benutzt werden könne.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) SALZBURG, b. Duyle: *Sittenschrift. Erstes* und *zweytes Bändchen.* 1800. 451 S. 8. (1 Rthlr.)

2) HALLE, b. Hendel: *Hallischer Kinderfreund.* Ein angenehmes und nützliches Lesebuch für die heranwachsende Jugend, von *Friedr. Manitius*, Collaborator am luther. Gymnas. zu Halle. 1801. *Erstes Bändchen.* 163 S. *Zweytes Bändchen* VIII. und 168 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

3) FRANKFURT a. M., b. Guilhauman: *Die Rothkehlchen.* Eine Geschichte für Kinder. Zur Beförderung der Menschlichkeit gegen Thiere. Nach dem Engl. der Mistrifs *Trimmer*, frey bearbeitet. *Erster Theil.* 1801. 120 S. *Zweyter Theil.* 1802. 124 S. gr. 8. (18 gr.)

4) FRANKFURT u. LEIPZIG: *Briefe eines Grofsvaters an seine Enkelin über die Ausbildung des Verstandes und Herzens, und einige Punkte der weiblichen Bestimmung. Erstes Bändchen.* 1802. VIII. und 196 S. gr. 8. (16 gr.)

5) BERLIN, b. Braun: *Neujahrs-Angebinde* für gute Kinder auf das J. 1802. von *A. N. F. Seemann.* XII. u. 193 S. kl. 8. (20 gr.)

Beförderung der Sittlichkeit, vorzüglich durch Bekanntmachung nachahmungswürdiger Handlungen, ist der Zweck der Wochenschrift Nr. 1., in welcher wir mit Antheil und Rührung so manchen schönen und edeln Zug der bessern Menschheit gelesen haben. Des wirklich guten und wohlthätigen Inhalts eines grofsen Theils dieser Blätter wegen übersehen wir manches nicht ganz Zweckmäfsige und manche Mängel in der Darstellung und Sprache. Die Aufsätze sind zum Theil aus andern Zeitschriften, wie der National-Zeitung der Deutschen, entlehnt, aber sehr viele erscheinen auch zuerst in diesem Wochenblatt gedruckt. Die Geschichte des letzten Krieges hat manchen Charakterzug dargeboten.

Der Vf. von Nr. 2. ist der tändelnden Raffschen Manier noch zu wenig entwachsen, wiewohl wir ihm gar nicht die Anlage absprechen, sich in die Seele kleiner Kinder zu versetzen, und ihrer Beschaffenheit gemäfs kindlich, einfach, verständlich und herzlich zu sprechen. Diefs kann aber ohne kindische Tändeley und Empfindeley geschehen. Die ganze Anlage und Einrichtung des Buchs erinnert an Dassels Reise der Gutmannschen Familie; in dieser reist ein Vater mit seinen Kleinen durch die halbe Welt; in unserm Kinderfreund ein Lehrer. Beide wollen durch das Vehikel einer Reise Belehrungen aller Art an den Mann oder vielmehr an das Kind bringen. Der Kinderfreund verweilt in beiden Bänden insonderheit bey Leipzig, Lützen, Meifsen und Dresden. Man urtheile danach, wie bändereich das Werk zu werden drohe, da das kleine Völkchen mit seinem Lehrer mehr als Einen Welttheil durchstreifen will!

Die

Die Urschrift von Nr. 3, ist nicht mehr neu, verdiente aber noch jetzt in einer freyen Bearbeitung ins Andenken zurückgerufen und unsrer Jugend in die Hände gegeben zu werden, da eine humane und milde Behandlung der Thiere noch immer zu wenig im Codex unsrer Kindererziehung in Anschlag gebracht wird. Der kleine Roman, in welchem freylich die mährchenhafte Einkleidung der Erzählung von den Rothkehlchen, die sich ganz menschlich geberden und benehmen, an das Possirliche streift, ist gegen zwey Fehler, der Härte und Gefühllosigkeit gegen die Thiere und den der übertriebnen Zärtlichkeit für dieselben, gerichtet, und hat in der freyern und etwas abgekürzten deutschen Bearbeitung vielleicht eher gewonnen als verloren.

Das Buch Nr. 4. hat eine ähnliche, wiewohl noch weiter gehende, Bestimmung mit Campe's väterlichem Rath an seine Tochter, auf den es auch eine beständige prüfende Rücksicht nimmt. Der Inhalt zeigt von Nachdenken, Verstand und Erfahrung in Angelegenheiten der Erziehung, der Vortrag ist körnicht und nachdrucksvoll, vielleicht aber nicht durchaus gewählt, keusch und vorsichtig genug für ein Buch, das für Mädchen in den Jahren des Nachdenkens bestimmt ist. Der warme, lebhafte und herzliche Ton scheint uns die Wahrheit der Aussage in der Vorrede des Herausg. zu verbürgen, dass die Schrift von einem alten schwäbischen Krieger zum Besten seiner Enkelin aufgesetzt worden, als deren Gatten sich der Herausg. ankündigt. Wie überhaupt über die Angelegenheiten der Erziehung und der weiblichen insbesondere, so wird auch viel Wahres und Gutes über das Campische Buch darin gesagt, das Schöne und Vortreffliche desselben erhoben, aber das Paradoxe, Einseitige, Schiefe und Oberflächliche gerügt. In diesen Rügen hält der Vf. vielleicht nicht immer das rechte Maas, und tadelt auch wohl, was sich rechtfertigen liefse, oder verfällt selbst zuweilen in übertriebne oder einseitige Behauptungen. Wenn auch die Ehe, nach dem zehnten Brief, nicht durchs Naturrecht begründet wird, so muss man sie doch auch nicht blofs als eine bürgerliche und conventionelle Einrichtung, sondern als ein sittliches Gesetz ansehen. Wir wünschen, dass der Herausg. die noch rückständigen Briefe bald abdrucken lasse.

Das zierliche Neujahrs-Geschenk Nr. 5. mit dem schönen Titelkupfer und Vignette enthält in Erzählungen und Liedern, Charaden und Räthseln Stoff zu einer angenehmen Unterhaltung und zur Weckung guter Gefühle. „Seine Absicht, sagt der Herausg. von sich sehr gut, ist minder, den jungen Leser zu *belehren*, als die *Reizbarkeit seines Gefühls zu erhöhen*; ihn durch Beyspiele von mancherley Tugenden, die ihm Beyfall abgewinnen sollen, selbst zu ihnen hinzulenken, seine Aufmerksamkeit zu beleben, und sein eigenes Nachdenken zu beschäftigen. *Frohsinn*, der die Begierde nach lauten, so leicht ausartenden Freuden dämpft, indem er sowohl schon für sich allein befriedigt, als auch weit weniger vom Aeufsern abhängt; *Liebe für die Natur*, welche sanft macht, wollte er einflössen. Nur in eine ruhige Gemüthsstimmung sollte sein Leser versetzt werden; daher ist alles vermieden, was die *Einbildungskraft zu sehr beschäftigt*, und den Hang zum Wunderbaren zu Hülfe nimmt, um anzulocken."

Berlin, b. Vofs: *Nachlass über weibliche Bildung*, von *T. G. v. Hippel.* 1801. IV. und 159 S. 8. (12 gr.)

Man weiss aus Schlichtegrolls Nekrolog, wie reich Hippels Nachlass an literarischen Aufsätzen und Bruchstücken war, aus denen die Freunde seines verklärten Genius gewiss eine schätzbare Sammlung, etwa unter dem Titel von Miscellen, veranstalten könnten. Wir sind nicht so reich an Erzeugnissen solcher Genieen, dass wir auch nur die Reliquien der Wenigen verschmähen dürften. In den Händen der Vossischen Buchhandlung sind namentlich eine Menge Zusätze zu einer künftigen neuen Ausgabe der Kreuz- und Querzüge und des Buchs über die bürgerliche Verbesserung der Weiber. Da das letzte noch keinen solchen Absatz gefunden, dass die Verlagshandlung eine neue Ausgabe wagen könnte: so hat sie die erheblichsten Zusätze und Verbesserungen hier abdrucken lassen und diese unter gewisse Rubriken gebracht, z. B. Verbesserung der Weiber; Schönheit; was sind unsere Weiber; Erziehung derselben; Seelenstärke; Freundschaften; Unterdrückung; Vereinigung zwischen Herz und Kopf; weibliche Beredsamkeit, Kunst, Handlungsweise der Weiber u. s. w. Die Besitzer der Schrift über die bürgerliche Verbesserung der Weiber würden es doch gern gesehen haben, wenn die Seitenzahl jedesmal angegeben wäre, zu welcher jeder Zusatz gehört. Die Bemerkungen in dieser kleinen Gedankenlese beziehen sich eben so wohl auf das männliche als auf das weibliche Geschlecht; aber sie stützen und kräftigen insonderheit die eigenthümlichen Ansichten Hippels über die gegründeten Ansprüche der Weiber auf alle Rechte und Würden der Männer im Staate, mit welchen paradoxen Sätzen es dem Vf. völliger Ernst war, und sie sind bestimmt eine Opposition gegen die gesetzlichen und besonders die römisch-gesetzlichen Härten gegen das andre Geschlecht zu bilden. Allerdings hätte dieses Geschlecht alle Ursache, erkenntlich gegen den Vf. zu seyn, wie er ihnen diess selbst S. 70. vorhält: „Die Weiber sollten meinem Buche danken, das ihnen hie und da Entdeckungen macht; sie sollten manches, was zu ihrem Frieden, zum wahren, zum Frieden Gottes gehört, in ihrem Herzen erwägen, um ihre Stärke recht beurtheilen zu lernen, die sich oft auf ihre angebliche Schwachheit gründet, oder wie! ist es eine Wollust, keine Wollust zu geniessen? Ist es ein Göttermahl, zu fasten? Ist blofs Sterben unsre Tugend, und Hoffnung jenseit des Grabes unser Glück? Haben Weiber diesseits in diesem Erden- oder Mannerleben nichts zu erwarten, und ist ihnen blofs vorbehalten, nachdem sie hier

hier von Rechtswegen ihre Kräfte im Schweistuche vergraben, in einer bessern Welt einen erweitertern und günstigern Wirkungskreis zu finden, und wenns Glück gut ist, zur Belohnung für ihren diesseitigen Gehorsam — aus Weibern Männer zu werden!" Die Discussionen in dieser kleinen Schrift sind nicht mit jenen Witzspielen und Flittern überladen, in denen sich der Vf. sonst gefiel, aber sie gehen auch selten in jene seelen- und herzvolle Wärme über, durch welche der Vf. so viele gefühlvolle Leser eroberte. Eine Stelle der letztern Art können wir nicht umhin hierher zu setzen. S. 72.: „Die Menschheit kommt gewiss einmal, wenn nicht über kurz, doch über lang, zum Hauptprincip des Lebens: Sey vernünftig! Die Vernunft konnte im Allgemeinen nie herabgewürdigt werden, vielmehr gab es von jeher Menschen, getrieben vom heiligen Geiste, die vor den Riss standen, den Schaden Josephs beherzigten und als wahrhaft göttliche Gesandte sprachen: Es werde Licht, und es ward Licht; und schon diess läfst eine bessere Zukunft erwarten. Nicht immer und ewig wird die Sinnlichkeit mehr als die moralische Vernunft und das Sittengesetz gelten, vielmehr wird der Mensch sich dereinst so weit erheben, dafs er würdig einer geistigen Natur die Sinnlichkeit, die mit ihr in so genauer Verbindung lebt, heilige, und, wenn ich so sagen darf, zum Sacrament einweihe. Es giebt aufser der Temperamentsneigung (die, wenn sie geläutert wird, eine Herzensneigung heifsen könnte) eine Geistesneigung, so wie es ein Geistesvergnügen giebt, und sollte es nicht endlich dahin kommen, dafs die Vernunft, wo nicht an allen Orten und Enden, zu aller Zeit und bey aller Gelegenheit, so doch in der Regel, Herr und Meister der Wahrheit werde? Ich glaube, ja, und mein Beweis? Für nichts, was in die Sinne fällt, hat der stolze Mensch in die Länge Achtung. Je höher die Spannung war, je schneller läfst sie nach, und so wie Gott, der ein Geist ist, nur im Geist und Wahrheit angebetet seyn will: so kann auch der Mensch, Gottes Ebenbild, nur durch den in ihm wohnenden und wirkenden Geist auf Achtung Anspruch machen. Dieser Geist bekämpfet die Sinnlichkeit, bis er endlich den Sieg erhält, die Menschheit die Kinderschuhe auszieht, würdig auftritt und zu jenem Grade der Vollständigkeit gedeihet, den sie sich vorstellen kann. Heil ihr, wenn sie jene Tugend üben kann, die ihr im Ideal so viel Freude macht!" Dem Druck fehlt es an Correctheit, welches wahrscheinlich von der sehr unleserlichen Handschrift Hippels herrührt. So steht S. 120. *Psychodochemu* für *Psychodocheum*.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Erlangen*, b. Palm: *Zwey Predigten zur Feyer des neuen Jahrhunderts* in der Universitäts-Kirche zu Göttingen gehalten von D. *Christph. Friedr. Ammon*, ord. Lehrer der Theol., erstem Universitätsprediger und Director des königl. Predigerseminariums. 1801. 54 S. gr. 8. (3 gr.) Der Werth und das Charakteristische der Ammonischen Predigten ist zu bekannt, um hier herausgehoben zu werden. Wir begnügen uns also mit folgender Inhaltsanzeige. — Die 1. *Pred.* (am Neujahrstage 1801.) stellet dar den *Geist des verflossenen Jahrhunderts*, über Hiob 8, 8—10. Durch diesen Geist erinnert 1) die Vorzeit an ihre Verdienste, gesteht 2) ihre Schwachheiten und Verirrungen, und giebt 3) Ermahnungen für die Zukunft; der 1. Theil erinnert demnach an die Verdienste, der 2te an die Gebrechen des vorigen Jahrhunderts, in Absicht auf die kirchliche, bürgerliche und sittliche Verfassung des Zeitalters, der 3te ermahnt zu einer reinern und geläutertern Erkenntnifs Gottes, zum Frieden und zur Eintracht zwischen Obrigkeiten und Unterthanen, und zum immer reineren und edleren Dienste der Wahrheit, in besonderer Anwendung auf die Freunde der Wissenschaften. — Die 2te *Pred.* (am ersten Advent 1800.) erörtert die Frage: *Was uns obliegt, den Endzweck zu erreichen, der eine kirchliche Gesellschaft auszeichnet?* Der Endzweck wird also bestimmt: Wir wollen in diesem ehrwürdigen Kreise unsere Kenntnifs Gottes bilden und beleben, wollen die Welt als eine von ihm geleitete Ordnung der Dinge betrachten, wollen uns überzeugen, dafs die Annährung unsers Geistes und Herzens an ihn unsere einzige und selige Bestimmung sey, wollen das kühne Laster durch die heilige Stimme der Wahrheit zu entwaffnen suchen, wollen endlich in jeder unsrer Versammlungen, als Brüder und Kinder einer grofsen Gottesfamilie, das Band der Eintracht und der Liebe und des gemeinschaftlichen Wetteifers im Guten knüpfen. Um diese grofsen Absichten zu erreichen, müssen wir aus dem Zustande der Unentschlossenheit über kirchliche Angelegenheiten heraustreten, der den Charakter so vieler von unsern Brüdern in einem so zweydeutigen Lichte darstellt, müssen uns zweytens durch den unvermeidlichen Wechsel kirchlicher Lehrmeynungen und Gebräuche nicht in dem Glauben an die eigentlichen Wahrheiten der Religion irre machen lassen, und es mufs endlich der frohe, heilige, und selige Gedanke an Gott mit den Grundsätzen aller unsrer Handlungen in die genaueste Verbindung treten. — Wenn der ersten Predigt in Hinsicht auf die schöne, männliche Beredsamkeit (nur die Haupteintheilung scheint zu preciös ausgedrückt) der Vorzug gebührt: so möchte sie der zweyten in der festen Bestimmtheit der Begriffe nachstehen, die freylich mit dem Rednerischen des Vortrags nicht immer sich vereinigen läfst.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 6. October 1802.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Köln, b. Keil: *Neue Organisation des Religionswesens in Frankreich.* Herausgegeben von *Ph. Chr. Reinhard,* Mitgl. des Arrondiss. Rath(s) von Köln, und Prof. der Gesch. an der Central-Schule im Ruhrdepartement. 10. J. der Republ. (1802.) in 3 Heften zusammen 391 S. gr. 8. (1 Rthlr. 2 gr.)

Es war allerdings zu vermuthen, dass die neue Ordnung des Religionswesens in Frankreich sowohl für als wider diese wohlthätige Maassregeln mehrere Schriften hervorbringen würde, welche den Zustand der kirchlichen Verfassung entweder genehmigten oder bestritten. Die gegenwärtige erfüllt jene Erwartung von einer günstigen Seite, indem sie auf den einzigen Gesichtspunkt reducirt ist, alle Actenstücke und Bemerkungen über dieselben darzustellen, welche das zwischen Frankreich und dem Papste am 23. Fruct. 9. J. (d. 10. Sept. 1801.) in Paris ausgewechselte Religions-Concordat veranlasst hat. In dem *ersten Hefte* findet man I. das Concordat selbst; II. die organischen Artikel der katholischen und protestantischen Kirchenordnung, etc. nach dem Gesetz vom 18. Germinal X. J. (d. 8. April 1802.); III. die von dem Staatsrathe *Portalis* vor dem gesetzgebenden Körper gehaltene Rede in einer gutgerathenen deutschen Uebersetzung. (Diese ist zu Paris in fünf besondern Druckereyen einzeln, mit und ohne Noten, in gr. 8. im May 1802, auch an mehreren Orten in den entlegensten Theilen der Republik, in deutscher, holländischer, italiänischer und spanischer Sprache erschienen); IV. *zwey Berichte* von Ebendemselben an den Staatsrath über die Organisation der gallicanischen und protestantischen Kirchenpolizey, nebst einer Analyse zur bessern Verständlichkeit dieser letzten drey Actenstücke; V. einen Theil des von *Simeon* vor dem Tribunate erstatteten Berichts, der im *zweyten Hefte* geendigt wird, bis zum Schlusse. Darauf folgt der *Bericht* von *Lucian Bonaparte,* den er im Namen des Tribunats, in der Sitzung des gesetzgebenden Corps am 18. Germinal X. J. (d. 8. April 1802.) erstattete. — Der nächste Abschnitt enthält die apostolischen Briefe, Bullen und Breven des römischen Stuhls, wovon die *Bulle,* durch welche die Convention zwischen der französischen Regierung und dem heiligen Vater ratificiret wird, den Eingang eröffnet, in der Ursprache und Uebersetzung lateinisch und deutsch. Merkwürdig auch für den Statistiker ist das Decret und die Bulle, nach welchen die neue Diöceseneintheilung von Frankreich und der damit incorporirten Länder vorgenommen wird, S. 212. ff. findet man deshalb ein Verzeichniss der Erz- und Bisthümer, nebst den Namen der heiligen Patronen, unter deren Anrufung in jedem Erz- oder Bisthum die Hauptkirche genannt werden soll, so wie die Namen der Provinzen oder Departemente, deren Grösse, Umfang und Gränzen die zu jedem Bisthume gehörigen Kirchsprengel bezeichnen. — S. 230. ff. das apostolische Schreiben des Papstes von 4ten Sept. 1801., worin der Cardinal *Caprara,* zum Legat *à latere* ernannt wird. — S. 238. ff. das Creditiv des Papstes für den römischen Legaten, worin bekanntlich *Pius VII.* den französischen Gross-Consul *Napoleon seinen liebsten Sohn in Christo nennet.* Den Beschluss dieses Hefts macht das *Breve,* wodurch dem Cardinal-Legaten die Macht ertheilt wird, die neuen Bischöfe einzusetzen. Der *dritte Heft,* der das Ganze beschliesst, enthält die übrigen Materien, und besonders den Indult, wegen eines vollkommenen Ablasses in Form eines Jubiläi, den der päpstliche Legat *à latere* Cardinal *Caprara* in Frankreich, am 9. April 1802. zu Paris bekannt gemacht hat. Dieser, so wie der Indult zu Verminderung der Festtage ist deutsch und lateinisch geliefert. — Nr. VI. enthält die Acte der Regierung, als eine Folge des neuen Gesetzes über den Cultus, worauf der Regierungsbeschluss über die Annahme und die Functionen des Legaten, dessen Audienz und Eid, die Proclamation der Consuln über die neue Organisation des katholischen und protestantischen Cultus, der Aufruf des Ministers vom Innern an die Künstler, und die feyerliche Promulgirung des Cultusgesetzes am Osterfeste 1802. folgen. — Nr. VII. liefert die Acte des Consistorii der Cardinäle und das Dankfest, welches wegen des, mit Frankreich geschlossenen Concordates zu Rom gehalten worden, dem die Rede des Papstes *Pius VII.* an die Cardinäle beygefügt ist, die jener am 24. May 1802. gehalten hat. Nr. VIII. der Beschluss der Consuln vom 20. Prair. X. J. (d. 9 Junius 1802.) in Betreff der Aufhebung aller Klöster und Stifter in den vier vereinigten Departementern des linken Rheinufers, hat schon zum Theil, und wird noch vor dem Winter 180⅔, viele Tausend Ordens-Geistliche, und solche Personen beiderley Geschlechts, zum Theil Protestanten, die in irgend einer Beziehung, mittel- oder unmittelbar, für ihr eigen Geld mit einer geistlichen Corporation lebten, in eine traurige Lage versetzen. Die unter Nr. IX. enthaltenen historisch-politischen Bemerkungen über das Concordat und die organischen Gesetz-Artikel in Betreff des

des Cultus in Frankreich, sind trefflich und mit vieler Schonung und Würde abgefasst. Angehängt ist der lateinische Text des Concordats.

Haag, b. Wynants W.: *Bedenkingen en Aanmerkingen over den Waterstaat van Rhynland(,) en over eene Uitwatering te Catwyk*; door *A. P. Twent.* 1802. 79 S. gr. 8. (16 St.)

Ueber diesen Gegenstand sind in Deutschland wenige Werke der Holländer, höchstens nur einige Winke in *Cornel. Redelykheid Rivierkund. Aanmerking. op de Revierkund. Waarneemingen etc. van de Heer Barneveld; s Gravenh.* 1773. gr. 8. und in *J. Muntjewerff tegenwoord. en voormal. Staat van den Hondsbosche en Duinen te Petten. Alkmaar* 1795. gr. 8., zu welchen man *C. Brunings Verhandeling over de onschadelykheid der Paalwerken voor de Sluizen op Halfwegen, met betrekking tot de Ontlasting van Rhynlands boezemwater, — Haarlem* 1795. 33 S. gr. 8. mit 1. Kupf. zählen kann, in neuern Zeiten bekannt geworden; alles was dahin gehört, liegt theils bey der Land - Wasserbau - Commission und den einzeln Deich- und Wasserschau - Behörden handschriftlich in den Archiven, theils ist es in den in Deutschland wenig oder gar nicht bekannten *Verzaamelingen van Raporten, Verhaalen en Memorien, nopens den Waterstaat van Holland, enz.* 3. *Deel.* 1798 und 1799. Fol. abgedruckt, so dass es dem Publico, das die Existenz dieses Werks grösstentheils nur dem Namen nach kennt, äusserst wenig nutzt. Destomehr Dank verdient daher Hr. *T.*, dass er nicht nur seinen Landsleuten, sondern auch auswärtigen Verehrern des holländischen Wasserbaues, mit diesen wenigen Bogen, die ein grosses Interesse für die Bewohner des innern Departements von Holland haben, beschenkt. Zuerst untersucht der Vf. die verschiedenen Mittel, die zwar seit mehreren Jahrhunderten, besonders aber seit 1772 zur Ableitung des Wassers in Rhynland angewandt sind, um dieses oft grossen Schaden verursachenden Elements los zu werden. Bekanntlich bestehen die bisher dieserhalb geschehenen Vorschläge: 1) in Vermehrung der Schleusen zu *Halbwegen*, zwischen Amsterdam und Haarlem, wo die Ableitung des Rhynlandschen Binnenwassers ins Y, noch zur Zeit geschieht; 2) in Vervielfältigen der Wasserableitungs - Mühlen (*Stoo Maschinen*), die Ableitung des Wassers ins Y dadurch zu befördern; und 3) in Grabung eines Abführungs - Canal durch die Duynen zu Catwyk an der Nordsee. Nachdem der Vf. dieser und der so oft projectirten Austrocknung des sogenannten Haarlemer - Meers mit vieler Einsicht und Sachkenntnisse gedacht, und die Vor- und Nachtheile hinlänglich erwogen hat, zeigt er S. 22. ff., dass kein anderes und sicheres Mittel vorhanden sey, den beabsichtigten Zweck zu erreichen, als den Durchstich zu Katwyk, an dem Orte, der noch jetzt in der holländischen See- und Ufersprache das *Mallegat* (verkehrte Loch) genannt wurde, zu unternehmen, und daselbst eine zweckmässige Schleuse gegen die äussere Gefahr von der Seeseite, anzulegen. Dass dieser Versuch daselbst mehrmals, und in den Jahren 1537, 1370 bis 1572, 1629, 1662, 1708, 1738 bis 1740, 1766 und 1767. geprüft, auch 1572 dergestalt zu Stande gebracht worden sey, dass durch diese Oeffnung, der Rhein mit einer solchen Gewalt sich in die Nordsee gestürzt habe, dass ein Kahn (*Schuit*) auf dem Graben, nur mit allen Kräften gegen die Gefahr ins Meer weggeschwemmt zu werden, zu widerstehen im Stande gewesen, wird bis S. 27. erzählt; indess aber dieser Canal, der nachher, ohne dass man die Zeit und die wahre Ursache bestimmen könne, von der Nordsee wieder verstopft worden, nicht wieder aufgegraben worden, davon glaubt er den Grund in verschiedenen politischen und staatsökonomischen Ursachen zu finden. (Diess letztere ist auch ganz natürlich; denn wer aus der Geschichte der vereinigten Niederlande, sich der mannigfaltigen Begebenheiten erinnert, die in den Jahren 1590 bis 1625 den vom spanischen Joche sich frey fechtenden Batavern begegnet; wer die erstaunlichen Geldaufopferungen überblickt, die die Generalstaaten damals anwenden mussten, um den vorhabenden Zweck zu realisiren; und wer endlich mit den Hindernissen bekannt ist, die in jenen Zeiten sich der niederländischen Wasserbaukunst widersetzten, — der wird es sich leicht erklären können, warum jene Arbeit zu Catwyk nicht wieder erneuert wurde.) Im J. 1767. wurde das so oft bezweifelte Project, das Haarlemer Meer auszutrockenen, von Neuem erwogen. In der Hauptsache, dass dieses, ohne den Durchstich zu Catwyk zu erneuern, nicht geschehen könne, war man eins; nur die Beweggründe (und das Interesse, die nicht unbeträchtliche Fischerey im Haarlemer Meer zu verlieren, die der Vf. entfernt hier im Auge zu haben scheint,) waren verschieden, und so nach unterblieb der heilsame Entwurf, der, wenn er ausgeführt würde, der Landwirthschaft überhaupt, und dem Feldbau in Rhynlands Quartier der Provinz Holland, erstaunlichen Vortheil stiftete. Der Vf. nimmt daher Gelegenheit, alle Hindernisse zu prüfen, die jenem Entwurf entgegnen stehen, und schlägt die dazu dienlichen Mittel vor, seinen Plan zu realisiren; dadurch würden, wie er versichert, 80,000 Morgen Acker- und Weideland, (der ganze District von Rhynland wird auf 95,000 Morgen geschätzt), jeder zu 600 rheinländischen Ruthen von dem der Landwirthschaft so schädlichen Binnenwasser befreyt, das auf keine bequemere Weise ab- und der Nordsee zugeführt werden kann, als den Durchstich zu Catwyk, und das Anlegen einer grossen, und jeder Gefahr widerstehenden Schleuse daselbst zu unternehmen. Rhynland würde, nach einer mässigen Berechnung, um acht Millionen Gulden mehr Territorialwerth erhalten, und jährlich wenigstens 240,000 Gul. grösserer Einkünfte rendiren. Ein anderes Mittel, wie z. B. das Binnenwasser des Rheins, bey *Halbwegen* wie bisher geschehen, durch Erhöhung des Deichbusens und Vervielfältigung der Schleusen und Stoo - Maschinen,

in

in das Y abzuleiten, könne aus dem Grunde nicht prakticabel werden, da, nach *Gravesande's* Versicherung (S. 13. und 78.), das Bette des Y-Stroms sich zu sehr erhöhet habe. — Rec. ist in allen Stücken der Meynung des Vfs., und hält dafür, dass die Schleuse zu Catwyk eben so dauerhaft und fest angelegt und unterhalten werden könne, wie das grosse Werk zu Muyden; die Ableitung und Ausmahlung des Wassers könne demnach mit der, von Hn. *Blanke* erfundenen neuen Stoo-Maschine von vier Rädern geschehen, die alle bisherige Erfindungen der Art, bekanntermassen, übertrifft.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Maurer, und PHILADELPHIA, b. Cist: *Guatimozin über die Welt, die Erde und den Menschen.* Kosmologisches Lehrbuch zum Unterricht seines Sohnes. Aus dem Mexicanischen von *Heinrich Rittner.* Mit einer Vorrede von *Joh. Elert Bode*, u. s. w. 1801. XVI. u. 420 S. gr. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Die Vorrede des Hn. *Rittner* ist von Norfolk in Virginien den 12. Jul. 1800. datirt. Nach derselben will er *Guatimozin*, den Vf. des Originals, der aus Bucanora gebürtig, und in Mexico erzogen seyn soll, auf seinen Reisen durch die Spanisch-Amerikanischen Besitzungen kennen gelernt haben. Er erzählt von ihm, dass er europäische Sprachen geredet habe, von seinem 17ten bis zum 30sten Jahre auf dem östlichen Continente gereiset, in allen grossen Ländern Europa's, in Afrika und Asien, auf vielen Inseln in Westindien und im Südmeere gewesen sey, und Nord- und Südamerika fast von einem Ende zum andern durchzogen habe. Nähere Umstände, und besonders, wie Hr. *R.* zur Kenntniss der mexicanischen Sprache gekommen, die ihn in den Stand setzte, das Original, das der Vf. ihm in das Deutsche zu übersetzen erlaubte, zu verstehen; in welcher Sprache er sich mit *Guatimozin* unterhalten, welche europäischen Sprachen dieser geredet habe, u. s. w. sind nicht angegeben. Diese Unterlassung, die Einerleyheit des Namens des vorgeblichen Vfs. mit dem eines aus der mexicanischen Geschichte bekannten Königes und in der Beschaffenheit des Werks selbst liegende Merkmale, machen es sehr wahrscheinlich, dass Hr. *R.* die Erzählung von dem Ursprunge seines Buches erdichtet habe, um demselben dadurch bey seinen amerikanischen Landsleuten mehr Aufmerksamkeit und Eingang zu verschaffen. Spuren von Originalität und Individualität in Gedanken, Ansichten und Darstellung haben wir nirgend gefunden; durchaus erkennt man den deutschen Schriftsteller, dessen geographische, astronomische und philosophische Belehrungen, auf keinem fremden Boden, sondern aus uns ganz bekannten Quellen entsprungen sind. Auch die ganze äussere Form des Buchs, und seine Eintheilung in Bücher und Capitel, ist die unter uns gewöhnliche. Das Buch selbst ist zum Unterrichte eines Jünglings bestimmt, und kann auch allerdings, wie Hr. Prof. *Bode* in seiner Vorrede sagt, nicht allein als Lehrbuch für junge Leute, sondern auch als Lesebuch für Erwachsene nützlich seyn. „In Ansehung geographischer und astronomischer Angaben und Berechnungen hat er (der Vf.) da diess Buch nun in Deutschland erscheint, den Berlinischen Meridian angenommen, und aus den neuern, bey uns bekanntesten Schriften geschöpft; auch habe ich dabey, wo es mir durchaus nothwendig schien, einiges verbessert." Ein vollständiges *kosmologisches* Lehrbuch ist inzwischen dieses Buch gar nicht, und es bleibt sowohl in Ansehung der Zweckmässigkeit, als der Gründlichkeit und Ausführlichkeit der Behandlung der Materien hinter den *kosmologischen Unterhaltungen von Wünsch* weit zurück. Sein Inhalt lässt sich füglich in drey Theile eintheilen, in den kosmographischen oder astronomischen, den geographischen und den anthropologischen. Die beiden ersten liefert das *erste Buch*, in welchem, nach einer *Einleitung, über die Entstehung und den Fortgang der astronomischen Wissenschaften*, im *ersten Kapitel*, eine *geographische Uebersicht der Erde*, und im *zweyten*, eine *astronomische Uebersicht der Welt* gegeben wird. Das *dritte Kap.* enthält *freye Gedanken über die Welt und die Erde*, und das *vierte* betrachtet die Welt als ein vollkommnes Ganzes, und unsere Erde als ein Glied dieses Ganzen, zieht *Folgen* aus dieser Betrachtung, und beantwortet die Frage; ob wir von der Schöpfung der Welt und der Menschen, oder von ihrer Dauer, etwas wissen können. Im *geographischen* Theile sind die drey alten Erdtheile nur dem äussersten Umrisse nach, gezeichnet; und sie würden noch einen engern Raum ausfüllen, wenn nicht der Vf. auch vieles Historische mit vorgetragen hätte, welches wir aber dem ungeachtet nicht missbilligen. Am weitläuftigsten sind Amerika und die Südsee-Inseln abgehandelt, wo uns besonders die Classification und Schilderung der amerikanischen nördlichen und südlichen Stammvölker sehr wohl gefallen hat, welche auch bey Europa, Asien und Afrika, so weit die einzelnen Völkerschaften derselben, besonders der beiden letztern, bekannt sind, hätte gegeben werden können. — Der *Mensch* ist der Gegenstand des *zweyten* und *dritten Buchs.* Alles ist hier planlos unter einander geworfen; von physiologischer Menschenkenntniss kommt gar nichts vor, und was in empirische Seelenlehre und praktische Anthropologie einschlägt, ist äusserst mangelhaft. Philosophiren ist überhaupt die Sache des Vfs. gar nicht, wie er denn auch Philosophie, — welches doch zu einem Werke dieser Art ein nothwendiges Erfoderniss ist, nicht wissenschaftlich studiert zu haben scheint. Uebrigens lässt sich das Buch gut lesen, der Vortrag ist edel, gefällig, leicht und sprachrichtig; doch ist das Wort *Treiben* statt *Stämme, Tribus*, das oft vorkommt, undeutlich.

* * *

LEIPZIG, b. Barth: *Materialien für alle Theile der Amtsführung eines Predigers*, nebst praktischer An-

Anweisung, dieselben dem Bedürfnisse unserer Zeiten gemäss, zu gebrauchen. Herausgegeben von einigen Freunden der praktischen Theologie. 6ter B. 4tes H. von S. 385—506. 7ter B. 1tes H. 128 S. 1802. 8. (16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1802. Nr. 259.)

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Braunschweig*, b. Culemann: *Ueber einige wahre und scheinbare Verschiedenheiten des ältern und neuern Heilverfahrens.* Ein Antrittsprogramm von *K. Himly*, o. ö. L. zu Jena. 1801. 24 S. 8. (2 gr.) Diese kleine Schrift enthält eigentlich nur *einige Winke über die grosse Differenz der Systeme in Absicht der* (auf die) *Nothwendigkeit, in denselben* (scheinbar einerley) *Krankheiten Reize zu entziehen, oder zu vermehren.* Vor *Brown* entzweyten sich die Aerzte nur über die antigastrische, oder antiphlogistische Behandlung; beide trafen aber darin zusammen, dass sie schwächend heilten. Jetzt liegen die Partheyen viel weiter auseinander, da die eine Ueberfluss zu finden glaubt, wo die andere Mangel findet, und so die eine nehmen will, wo die andere geben zu müssen glaubt. Betrachtet man indess das Verfahren der antiphlogistischen Schule genauer, so findet man, dass sehr viel (aber doch gewiss nicht alles) des Widerspruchs nur in der Erklärung liegt. Man verfolge nur den Gang ihres Heilverfahrens bey Fiebern (d. h. Fiebern nach älterem Sprachgebrauche.) Den Gebrauch des Salpeters in wirksamen (das heisst?) Gaben fand auch diese Schule schon längst selten noch passend, unsere Constitution zu sehr gesunken. (Hr. *H.* hätte, dem Publicum zu Gefallen, diese Angaben mit Stellen aus Schriftstellern belegen sollen. Man denke nur an *Broklesby* und *Alexander*! Auch *Selle* und *Vogel* rathen ziemlich grosse Gaben.) An seine Stelle traten mässige Gaben des Salmiaks. Diess Mittel soll freylich schwächend wirken, thut es aber so wenig, als unser Kochsalz, sondern wird ein gelindes Reizmittel seyn. (Das ist ein Beweis, dass wir selbst nicht wissen, was wir eigentlich unter Stärken und Schwächen, Reizmittel u. s. w. verstehen.) Ferner wendet auch diese Schule, um Ausdünstung zu fördern und Hautkrampf zu heben, wahre Reizmittel an, warme Aufgüsse von Flieder, Chamillen, so wie noch mehr, der jetzt so häufig seyn sollenden krampfichten Complication (man merkt wohl, worauf Hr. *H.* hiermit deutet!) wegen, einen Aufguss des Baldrians mit Mittelsalzen, häufig mit Naphthe (durch die Annahme der häufigen und vielfachen Complicationen und die daraus entspringende Zusammenmischung vielerley, leider zum Theil sich widersprechender Arzneyen, berührt z. B. die Hufelandische Behandlungsart die Brownische, welche letztere vor jener nur in der einfachern und natürlichern Ansicht ihren Vorzug hat.) Oertliche (auch wohl asthenische angenommene) Entzündungen und die Theorie von Gegenreizen führen warme Fomentationen von Chamillen- und Bilsenkraut, flüchtige Einreibungen, Senf- und Blasenpflaster etc. herbey, rheumatische Ursache und Complication führt zu Kampfer und Opium, und endlich kommt die stärkende Nachkur von China u. dgl. So überwog die Menge bedeutender Reizmittel meistens die zugleich angewandten schwächenden. Und so spricht diese Behandlung nicht gegen, sondern für die neue Theorie. Auch klagten die Aerzte täglich mehr über zunehmenden nervösen Charakter aller Krankheiten. (Die Gegner finden in diesem ein glückliches Schicksal für die Brownische Medicin und hoffen, dass sie mit demselben wieder fallen werde. Und wer wird die Möglichkeit dieser Ahnung läugnen? Könnte nicht in diesem wechselnden Charakter der Krankheiten, *Stolls Febris stationaria*, das wechselnde Glück so vieler medicinischen Theorien und Heilarten zu suchen seyn?) Zugleich zeigt sich die neuere Schule consequenter. (Nur kommt für das Wohl oder Wehe der Kranken hierbey viel auf den ersten, richtig oder falsch aufgefassten Punkt an, ob diese Consequenz zu loben oder zu tadeln seyn soll?) Sie behandelt meistens die Krankheit vom Anfange bis zu Ende nach einem Curplane; bey der ältern müsste er in der Regel völlig verwechselt werden. (Es mag und muss diess doch auch manchmal bey der neuern statt finden, zumal bey Krankheiten der Kinder; aber die neuere Heilkunst ist furchtloser z. B. in Absicht auf überhandnehmende Galle und Fäulniss, folglich auch energischer) sie vereinigt die pharmaceutischen und diätetischen Mittel richtiger mit einander (ein Hauptpunkt!). Der Vorwurf eines gewaltthätigen Verfahrens trifft weniger die neue Praktik, als die Praktiker. Genauere Betrachtung der Behandlung sehr vieler chronischen Krankheiten giebt ganz dasselbe Resultat. (In diesem Fache hat die Brownsche Medicin nach des Rec. Urtheil durch vervielfachte Ansicht des Oertlichen vielen Nutzen geschafft.) Auf der andern Seite ist nicht zu läugnen, dass die neuere Schule in denselben Fehler verfallen möchte, gerade das Gegentheil von demjenigen bewirkt zu glauben, was wirklich bewirkt worden ist, wenn sie nämlich Reizmittel in solchem, allgemeinen oder individuellen (?) Uebermaasse anwendet, dass Ueberreizung entsteht, und zu dieser relativen Minderung der Summe reizender Potenzen auch wohl noch, durch bewirkte starke Ausleerungen, Erbrechen, Schweiss etc. absolute hinzukommt. In Absicht auf den Erfolg und die Zeit der Heilung steht die neuere Heilart der ältern auch vor. Sie schneidet das erste Stadium der Kühlung, Auflösung, Reinigung ganz ab. Doch kann man nicht leicht über Curarten nach dem Ausgange urtheilen, da so leicht mitwirkende Umstände übersehen, und die Wirkungen derselben den erkannten beygemessen werden. Besonders nimmt man zu wenig Rücksicht auf Zeit und Dauer, binnen welcher die äussern Eindrücke wirken. Jede schnelle Veränderung in der Organisation wirkt Anfangs als Reiz, auch plötzliche Entziehung des Wärmestoffs aus einzelnen Theilen. Gelegenheit zu Streitigkeiten über die Nothwendigkeit, die Summe der incitirenden Potenzen zu mehren, oder zu mindern, geben noch die örtlichen Krankheiten. Häufig liegt der Grund davon darin, dass bey diesen Krankheiten ein gestörtes Gleichgewicht wieder herzustellen ist, was auf ganz entgegengesetzte Art geschehen kann, durch Entziehen auf einer, oder Verstärkung auf der andern Seite. Doch hat hierin auch die neuere Heilmethode den Vorzug, da bey ihr der Zeitraum der Reconvalescenz besonders kurz zu seyn pflegt.

Wir haben hiemit das Wesentlichste dieser kleinen Schrift ausgezogen, was uns der Wichtigkeit der Sachen nothwendig schien. Wir bedauern, dass der Vf. einen so reichhaltigen Gegenstand nicht weitläuftiger abhandeln konnte und wollte!

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 6. October 1802.

SCHÖNE KÜNSTE.

STOCKHOLM: *Skaldestycken af Axel Gabriel Silverstolpe.* 1801. 247 S. ohne die Vorrede. gr. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. ist einer von den achtzehn Mitgliedern der Schwedischen Akademie, und hat sich unter den Dichtern seines Vaterlandes einen nicht unbedeutenden Namen erworben. Der gröfste Theil der hier zusammengedruckten Poesieen ist schon vorher in Zeitschriften bekannt worden. Die meisten derselben sind didactischen Inhalts; auch scheint das Lehrgedicht die eigentliche Sphäre für Silverstolpe's Genius zu seyn. Die *Epistel an diejenigen, die einen unsterblichen Namen suchen*, (*Skaldebref till dem, som söka ett odödligt namn*) hat im J. 1792. den grosfen Preis bey der Schwedischen Akademie gewonnen. Sie zeichnet sich auch durch einen hohen Grad von Correctheit aus; selbst gewöhnliche Ideen erhalten durch den Glanz der Sprache einen Anstrich von Neuheit und Interesse; die Philosophie des Dichters ist aber weder tief, noch originell; sinkt doch indefs nie zur Plattheit oder Trivialität hinab. Der Form nach sind diese Gedichte Oden, Episteln, Lieder, Erzählungen, Satiren und Fabeln. In den lyrischen Gesängen höherer Art herrscht ein edler, starker Charakter, auch findet man hin und wieder glänzende Stellen; aber nicht die Glut und die Fülle der Begeisterung, die den Dichter über die Schranken der Menschheit reifst und nur das Ideale zum Ziel seines Strebens macht. Ein grosfer Theil der in dieser Sammlung befindlichen Stücke ist *Pope'n, Voltaire'n, Shenstone'n, Thomasen, Lafontaine'n* und andern englischen und französischen Dichtern, die auf die Bildung und den Geschmack *Silverstolpe's* einen grosfen und sichtbaren Einfluss gehabt haben, nachgebildet. Zu den gelungensten Werken zählen auch wir die, in Schweden sehr gerühmte Erzählung: *der Thierkreis*, (*Djurkretsen, Sagan.*) Der Dichter erzählt, in einem wahrhaft launigten Ton, die Reise, die er, träumend, in Begleitung Apolls, durch den Zodiakus vollendet hat: es begegnen ihm, unter der Gestalt der himmlischen Zeichen, die Ungeheuer, die auch auf der Erde ihre Heimat haben, der Aberglaube, die Dummheit, die Zwillinge, Unwissenheit und Barbarey u. s. w. Doch scheint Rec. der Werth dieses Stücks nicht sowohl in der Anlage und der Erfindung, als in der Schönheit des Details zu liegen.

LEIPZIG, b. Wolff u. C.: *Meinun und Leila, oder der arabische Petrarch und Laura.* Nach dem Englischen des *J. D'Israeli.* Mit einem Kupfer.

Auch unter dem Titel:

Romantische Erzählungen, von *J. D'Israeli.* Aus dem Englischen. Mit einem Kupfer. *Erster Theil.* 1802. 342 S. 8. (1 Rthlr.)

Dem Rec. gewährte diefs Buch, was einen bessern Druck und ein gefälligeres Format verdient hätte, wahren geistigen Genufs. *Kais*, der Sohn Ahmed, eines reichen Scheicks der Beduinen, und ein würdiger Schüler des Effendi *Lebid*, eines Persischen Gelehrten, liebt und besingt die liebenswürdige *Leila* (Tulpe) die einzige Tochter eines stolzen Emirs. Ganz Arabien wiederholt seine erotischen Gesänge, und Leilas Herz schlägt nur für ihn. Umsonst! Ihr Vater weist ihn mit Verachtung zurück. Kais Gemüth wird der Zerrüttung zur Beute. In einem Augenblicke ruhiger Verzweiflung, flieht er in die steinigte Wüste. Nur Antelope, seine Lieblingsgazelle, folgte ihm. Er ist ganz *Meinun*, (Megnun, Wahnsinniger) sucht Pfade auf, wo nur Adler nisten, wird immer unempfindlicher gegen die schreckenden Elemente, und bricht dann und wann in Verse aus, die sein Elend schildern. Beduinen ergreifen ihn. Er genes't allmählig im väterlichen Hause. Ahmed selbst bewirbt sich für ihn um Leilas Hand. Neue Zurückweisung, neue Flucht, neuer fürchterlicher Wahnsinn. Leila besucht ihn heimlich. *Nufel*, Iman von Sana, besiegt ihren Vater, liebt sie, ordnet das Vermählungsfest an, trinkt Gift, was er für Kais bestimmt hatte, und stirbt. *Ebnsolan* erhält sie zur Gemahlin. Der Gram tödtet sie. Meinun überlebt die Todesbotschaft nicht lange. Das Grab vereint die Liebenden.

Von der Manier des Vortrags, die zwar oft durch Simplicität gefällt und rührt, zuweilen aber auch weniger gedehnt, und weniger affectirt seyn sollte, mögen folgende Stellen eine Probe geben:

S. 118. Du kannst meine Neigung für Leila nicht tadeln. Sie nahm mein junges Herz in ihre Hand, und hauchte ihm ihren Geist ein, und ihre Seele schuf meine Seele. Um mich ihrer selbst würdig zu machen, lehrte sie mich zuerst die Liebe zum Ruhm. Als ich einst badete, gab man mir ein Stück wohlriechenden Thons. Sein Duft war unbeschreiblich süfs, und ich fragte ihn: Bist du ganz Bisam oder Ambra? Er antwortete: Ich war blofs *gemeine Erde*, bis ich in Gesellschaft meiner *Rose* kam; dann ward ich von Tage zu Tage lieblicher, bis ihr

ihr ganzer aromatischer Geist in den meinen überging. — Oh, hätte ich nicht an der Seite *meiner Rose* gelebt; ich wäre noch immer ein blosser Klumpen Erde.

S. 157. Sie waren nun in die fürchterlichen Massen von Felsen eingetreten, und hatten verschiedene Stunden in diesen unbehauenen Tempeln der Natur zugebracht, als ein Beduine auf einer Höhe eine Art von Felsenbrücke bemerkte, die aus einem Baumstamme bestand, der über die kaum sichtbaren Spitzen zweyer Abgründe leicht hingeworfen war, und in der Luft zu schweben schien. Er wollte sie dem Effendi zeigen, aber die schwachen Augen des letztern konnten sie nicht erkennen. Ehrwürdiger Effendi, sagte der Beduine, du wirst sie sehn, wenn du nur gerade gen Himmel aufblicken willst. Die Brücke ist diesem ganz nahe. — „Ich sehe sie. Das ist eine fürchterliche Höhe! Dort oben eine Brücke? Nur die Verzweiflung kann ihr Baumeister gewesen seyn etc.

S. 241. Wir treffen uns nicht mehr, wie vormals; doch nie klangen deine Töne süsser, als in dieser Wüste. Vormals traten wir auf einen sanften Teppich, und sassen in einer lieblichen Gartenlaube, wo Jasmin und Rosen verschwenderisch ihre aromatischen Geister in die Luft aushauchten. — O hätten wir damals vergessen, dass wir Väter hatten! Wir hätten in dieser Wüste leben und glücklich leben können. Nein, ich will nicht an Glückseligkeit denken, es möchte mich rasend machen! Um meinetwillen also hast du diesen brennenden Sandboden betreten? — Romantisches Mädchen, ich danke dir. Gefällt dir diese gefährliche Zusammenkunft? Sey vorsichtig, Mädchen! Dein Versuch ist allzugewagt! Ich habe das Auge des wüthenden Löwen funkeln gesehn, als er vorüber ging. Doch fürchte nichts! *Hier sind keine Väter!* etc.

BERN, b. Stämpfli: *Bürkli'ns auserlesene Gedichte, zum Besten der verunglückten Schweizer.* 1800. 319 S. gr. 8. (3 Rthlr. 4 gr.)

Nicht Ruhmgier, *Patriotismus*, inniger Wunsch, seine leidenden Brüder zu unterstützen, bewog Hn. B. zur Herausgabe dieser Gedichte. Die Namen von *zweytausend Pränumeranten* sind vorgedruckt. Auch unser *Pfeffel* und *Gleim* wirkten menschenfreundlich. Jener sammelte in seiner Vaterstadt eine Liebessteuer von mehr als 900 Livres.

Hr. *Bürkli'ns* freymüthige Vorrede macht seinem Herzen Ehre. Wahrheit gilt ihm mehr als der Gewalthaber wohlwollendes Lächeln. Auch in seinen poetischen Ergüssen ist er hochachtungswerth. Ueberall zeichnet sich sein Zartgefühl für's Wahre und Gute, seine Vaterlandsliebe, sein Hass gegen Schurken aus. Im *Lehrgedicht* und in *reimlosen* Liedern scheint er dem Rec. glücklich. Den Zwang des Reims aber weiss er nicht genug zu verbergen, und lyrischer Schwung gelingt ihm da selten. Reime, wie *irret, führet, Retten, treten, Gothen, auszurotten,* sind falsch. *Flichtet* ist ungewöhnlich, und *flicht* Sprachgebrauch. Auch bedient sich Hr. B. kurzer Sylben oft lang, und umgekehrt, z. E.

lodert vielleicht Catilina. Je länger, je lieber.
◡ – ◡ – ◡ ◡ – ◡ – – ◡ – ◡ – ◡ – ◡

Die Zeile S. 188:

In unsrer Welt? Oft schweigen, fürchten viel und wenig hoffen,

ist unscandirbar. S. 209 gefällt es unmöglich, wenn von *Bürgers* Laute gerühmt wird, ihr Ton sey

„*so lungerschütternd, so anschaulich*"

und S. 307 missfällts nothwendig, wenn der schweizerische Soldat singt:

„Doch komm' ich als *zerlumpter* Held
„Auf einem *Bettelwagen*,
„Mit *Einem* Auge, *lahm*, *entstellt*,
„Was wird Schönlischen sagen?
„Es zählt die Wunden stolz auf mich,
„Und sagt: Freund, mehr noch lieb ich dich.

Der *Weise* S. 44. An *Climenen*, bey *Uebersendung* einer *Rosenknospe*, S. 100 der *gewöhnliche* Irrthum S. 126. Auf den reichen Orgon S. 155 und *seltene Vergleichung* S. 234 sind Nachbildungen französischer Epigrammen.

Hier einige Strophen aus einem der gelungesten *gereimten* Gedichte: „Abschied eines Schweizers *aus der Schweiz*."

— Statt des Felsstroms hört man Waffen rauschen,
Und von Heerden sind die Weiden leer.
Wie der Geyer auf die Taube, lauschen
Räuber mit dem blanken Mordgewehr etc.
— Schweizerblut färbt euch, ihr Alpenhöhen,
Wo der Abendsonne Glut erstarb.
Blutig seyd ihr, Wellen jener Seen,
Deren Schönheit so viel Neid erwarb.
Wohnen denn statt Hirten wilde Sieger
In Helvetiens Elisum?
Gleich der Circe schaffen fremde Krieger.
Diess Arcadien zum Chaos um! etc.

PHILOLOGIE.

LEIPZIG, b. Hartknoch: *Praktische Anweisung zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische,* nach dem Regulativ meiner lateinischen Grammatik in Beyspielen und Aufsätzen. Von M. *Joh. Gottl. Grässe,* Conr. des Lyceums und Adj. d. philos. Facultät in Wittenberg. *Erster Theil.* Die Syntaxis der Nomina für Anfänger. 1800. XII und 146 S. *Zweyter Theil.* Die Syntaxis der Verba und Partikeln. 1801. XII und 194 S. gr. 8. (Beide Theile 18 gr.)

2) JENA, b. Frommann: *Lateinischer Sprachmeister,* oder wahrhaft elementarische und regelmässige Uebungen im Lesen, Uebersetzen, Sprechen und Schreiben der lat. Sprache. Für den allerersten Unterricht, besonders der beiden untern Classen lateinischer Schulen. 1801. XVI u. 160 S. gr. 8. (10 gr.)

3) LEIPZIG, b. Lincke: *Erstes Vorbereitungsbuch der lateinischen Sprache,* in kurzen Sätzen nach der Stufenfolge des Syntax. Zur Beförderung eines

eines zweckmäſsigern Gebrauchs des Gedickeschen lateinischen Lesebuchs. 1801. VIII und 116 S. gr. 8. (6 gr.)

4) Ronneburg, b. Schumann: *Leichte, und nach einer neuen Methode eingerichtete Uebungen zum Uebersetzen in die lateinische Sprache*, für die ersten Anfänger in derselben. Von *Joh. Gottfr. Haas.* 1801. 72 S. 8. (4 gr.)

5) Frankfurt a. M., b. Andreä: *Sammlung von 250 nützlichen Aufgaben zum Uebersetzen ins Latein*, vorzüglich um die Schüler in den Regeln des Syntaxis zu üben. Zusammengetragen und zu diesem Zwecke eingerichtet, von *Jos. Uihlein*, Lehrer der lat. Domschule zu Mainz. 1801. XIV und 138 S. gr. 8. (8 gr.)

6) Tübingen, b. Heerbrandt: *Chrestomathia latina* in usum scholarum trivialium congesta ab *Just. Andr. Leppichler.* 1801. 216 S. gr. 8. (16 gr.)

7) Frankfurt u. Leipzig: *Kleines lateinisches Sittenbuch.* Ein Geschenk für Jünglinge, und als eine Uebung zum Uebersetzen ins Deutsche. 1801 72 S. 8.

Sämmtliche, hier anzuzeigende Schriften haben die Erleichterung des lateinischen Sprachstudiums zur Absicht und suchen diese, jede auf ihre Weise, zu erreichen. Der Vf. von N. 1. legt seine Sprachlehre zum Grunde und folgt ihr in der Ordnung der Regeln, die, wie bey Werner u. a., bey jedem Abschnitt vorangeschickt und mit einer Anzahl Beyspiele, denen die lateinische Phraseologie untergelegt ist, zum Ueberſetzen ins Lateinische begleitet werden. Bey einem solchen Uebungsbuch für Anfänger, glaubt der Vf., müsse man vornehmlich auf zwey Dinge achten: 1) daſs die syntactischen Regeln möglichst bestimmt, deutlich und richtig nach ihrem Faſsungsvermögen angegeben werden; 2) daſs die Beyspiele zum Ueberſetzen auch Sachen enthalten, die zu ihrer Sphäre gehören. Man erkennt in dem Vf. den aufmerksamen Grammatiker, der sich die Erreichung dieser Zwecke angelegen seyn läſst, wenn er gleich nicht durchaus in der Anordnung und Stufenfolge vom Leichtern zum Schwerern, in der Verdeutlichung und Vereinfachung der Regeln und in der Wahl der Beyspiele glücklich gewesen zu seyn scheint. Unter den bemerkenswerthen Ansichten des Vf. zeichnen wir die aus, daſs nicht die Partikeln *ut*, *ne*, *quo*, *quin* die Ursachen des Subjunctivs sind, sondern daſs dann, wenn dieser Modus zu gebrauchen ist, schon das Urtheil selbst so beschaffen sey, daſs er stehen muſs.

No. 2. ist eine erweiterte Umarbeitung der vom Vf. 1790 herausgegebenen lateinischen Fibel. Der Anfänger soll dadurch auf das Lesen der Elementarbücher vom Gedicke, Bröder u. s. w. vorbereitet werden. Die Grundsätze des Vfs., welche die Vorrede entwickelt, sind aus eignem Nachdenken und eigner Erfahrung abgezogen, und tragen den Stempel der Eigenthümlichkeit an sich. Manche Sonderbarkeit, Künsteley und Tändeley, läuft wohl mit unter, aber vieles verdient gewiſs benutzt und nachgeahmt zu werden. Das ganze Buch ist auf die Voraussetzung und das Herkommen gebaut, die lateinische Sprache Knaben zu lehren, die kaum deutsch lesen und sich erträglich in der Muttersprache ausdrücken können. Mit diesen muſs man vom lateinischen ABC anfangen. Die einzige zweckmäſsige Methode — der Vf. möchte sie die katechetische Uebungsmethode nennen — sey, welche den Schüler lehre, bald in der fremden Sprache zu denken. Das geschähe, wenn man fleiſsig und richtig in einem lateinischen Elementarbuch lesen, auswendig lernen, das Gelesene niederschreiben lasse und mit den Schülern über die gelesenen und übersetzten Pensa lateinisch spreche, so daſs sie die erlernten Worte und Redensarten als Antworten auf die Fragen wieder anbringen müſsen u. s. w. Das Werkchen zerfällt in drey Theile. Die Absicht des ersten ist, durch Vorübungen und stufenweise Uebung des Lesens, Vocabelbehaltens, Ueberſetzens, Antwortens und Schreibens viel Beyspiele zu den grammatischen Regeln des folgenden Theils einsammeln zu lassen, der die Absicht hat, durch möglichste Abwechselung der Uebungen und sehr viele Beyspiele die grammatischen Regeln der Flexion der Substantiven und Verben erlernen zu lassen, und von den dabey vorkommenden grammatischen Kunstworten und Formen die für dieses Alter möglichst deutlichen Vorstellungen zu geben. Des dritten Theils Absicht ist, die erlernten Regeln der Flexion in der Anwendung auf Ueberſetzen und Auslegen, Lesen und Verstehen, Sprechen und Schreiben wiederholen zu lassen.

Auch der Vf. von No. 3. ging von dem Bedürfniſs aus, ein Buch für die ersten Anfänger zu haben, das auf Gedicke's Lesebuch vorbereitete. Es enthält lauter kurze Sätze, geordnet nach der Stufenfolge der syntactischen Regeln. Bey jedem Abschnitt steht die Regel mit Verweisung auf einige der gewöhnlichsten Sprachlehren, erläutert durch eine Menge lateinischer Beyspiele, über welche der Vf. S. VI. folgenden sonderbaren Grundsatz aufstellt. „Je schwerer und unverständlicher der Satz dem Inhalte nach für die Kinder ist, desto beſſer und geschwinder wird die Regel, nach welcher er geformt ist, gefaſst.“ Deſſelben Glaubens ist der Vf. von No. 2. Wie viel besonnener nimmt No. 1. an, die Beyspiele müſsten aus der Kindersphäre entlehnt werden und der Jugend verständlich seyn! Die Wörter jedes Abschnittes sind in einem angehängten kleinen Wörterbuch verzeichnet.

Das Neue in der Methode von N. 4. ist nicht neu oder enthält wenigstens nichts Wesentliches. Der Vf. beruft sich dabey auf mehr als 40jährige Erfahrung. Die lateinischen Wörter, die mitten in den deutschen Text hineingesetzt sind, hätten wenigstens

ftens eingeklammert werden follen. Die Regeln find zum Theil zu fchwerfällig ausgedrückt.

Die Sammlung von deutfchen Texten No. 5. ward dem Druck übergeben, um in der Schule des zeitfreffenden Dictirens überhoben zu feyn. Der Vf. geht theils die kleinen deutfchen Auffätze, denen keine Regeln, keine Phrafen beygefetzt find, mit den weniger Geübten unter feinen Schülern durch, erklärt ihnen die zum Grunde liegenden Regeln, verweift fie auf die Grammatik und läfst fie dann die mit ihnen in der Schule durchgegangnen zu Haufe niederfchreiben und darauf zur Correctur einreichen. Den geübtern Schülern weift er jederzeit eine von den Aufgaben im Buche blofs an, die fie, ohne vorhergegangne Erklärung, mit Hülfe des kleinen Schellerfchen Wörterbuchs für fich überfetzen müffen. Sollte in dem Buch kein Mangel an folchen Aufgaben feyn, die leicht und einfach genug für die erften Anfänger wären?

Die Sammlung No. 6. begreift lateinifche Stücke aus den Claffikern unter folgenden Abtheilungen: *Dicta, narratiunculae, fabulae, epiftolae* (manchen darunter können die jungen Lefer kein Intereffe abgewinnen), *philofophica*, (das populäre) *hiftorica, phyfica, oratoria, comica, poetica*. In der letztern Rubrik findet man ganz kurze abgeriffne Stellen aus Virgil, Horaz, Ovid, Martial und Juvenal. Das Ganze ift eine artige und anziehende Sammlung. Nach der Aeufserung des Vorredners, des Superint. M. *Gaum* zu Calw im Wirtembergifchen, finden hier Knaben von fieben und noch weniger Jahren bis zum vierzehnten Stoff, ihre Kenntnifs der lateinifchen Sprache und der Realien zu vermehren. Wer aber fo früh mit dem Lateinifchen anfängt, wird wohl mit diefer kleinen Chreftomathie nicht bis zum vierzehnten Jahre ausreichen.

No. 7. ift ein lehrreiches Sittenbüchlein, ungefähr in der Art von Knigge's Umgang mit Menfchen. Es foll von der Jugend zum Ueberfetzen gebraucht werden und die guten Lehren follen fich dabey ihrem Verftand und Herzen einprägen. Allein bey der Beftimmung zu einem Lefe- oder Ueberfetzungsbuch für junge Leute mufste billig für eine befsre Correctur geforgt werden, als dem Werkchen zu Theil worden ift, welches auf allen Blättern fo häfsliche Fehler entftellen, dafs es faft fchwer wird, fie alle blofs auf der Nachläffigkeit des Setzers und Correctors zuzurechnen. Nur Ein Beyfpiel S. 15: „*Speramus*, — *lectores de opera in hoc fcribendo libello praeftita liberaliter effe benigneque judicaturos: ita quidem, ut fimul, hocce* [*huncce*] *libellum effe tantum fpecimen five prolufionem uberioris accuratiorisque libri in pofterum, fi diis placet, edendi optima* [*optime?*] *teneant. Mihi enim huncce librum fcribenti — nihil aliud confilium erat, puam* [*quam*] *ufui juventutis fcholafticae quam* [*eum?*] *maxime commendare. fpe quidem fretus* [*freto*], *fore, ut fcholarum etiam magiftri in tradendis morum decorique praeceptis, hujusce quoque libelli, fi dignum certe judicaverint, habeant rationem* etc. Deutfch ift an dem Büchlein nichts als fein Titel.

KINDERSCHRIFTEN.

LONDON: *Abftract of the improved Syftem of the Art of teaching, or communicating inftruction to the young, as far as it refpects Reading, Grammar, Writing, Arithmetic and the leading principles of Religion:* calculated as an aid to the Mafters and Miftreffes of the Subordinate Day Schools and Charity Schools of the united kingdom; and defigned as a Charity Book, to be diftributed by Societies and affluent individuals for the benefit of the children of the poor. By *David Morrice*. Ohne Jahreszahl. 108 S. 8. (12 gr.)

Der Vf. erklärt in der Vorrede, dafs fein Werk: *The Art of Teaching* fowohl aufgenommen worden, dafs er hoffte, das vor uns liegende kleine, welches vermuthlich ein Auszug von jenem ift, werde ebenfalls Beyfall erhalten. Bey dem noch immer fehr vernachläffigten Unterrichte der niedern Stände in Grofsbrittanien und mehr noch in Irland, kann diefes Werkchen in der That für die Lehrer und Lehrerinnen diefer Volksklaffen fehr nützlich feyn; auch könnten wirklich alle diejenigen, die fich mit dem Unterrichte der frühern Jugend abgeben, vieles daraus fehr wohl brauchen, indem es fo manche Winke enthält, an denen man den geübten und erfahrnen Lehrer erkennt. Aber wie es dem Vf. einfallen konnte, diefen hauptfächlich für Lehrer gefchriebenen Auffatz als ein Buch zu empfehlen, das die Reichen unter arme Kinder vertheilen follten, ift unbegreiflich, man müfste es denn für nützlich halten, dafs die Kinder die Mängel, die oft verkehrte Lehr- und Verfahrungsart ihrer Lehrer daraus kennen und beurtheilen und fo über diefe räfonniren lernten. Gegen feine Art, ganz kleinen Kindern die erften Begriffe von Gott beyzubringen, möchte fich wohl manches einwenden laffen. S. 56: „Gott wohnt im Himmel, und da wohnen Engel, oder gute Wefen mit ihm, die ihm aufwarten, ihm lobfingen, und feine Befehle ausrichten; fie find mit weifsen Kleidern angethan, und haben goldene Harfen in ihren Händen. An diefen Ort gehen die Seelen der guten Menfchen und Kinder, wenn der Körper ftirbt und begraben wird."

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 7. October 1802.

NATURGESCHICHTE.

FRANKFURT a. M., b. Varrentrapp u. Wenner: *Gotthelfs Fischer's*, Prof. u. Bibliothekars der Universität zu Mainz u. s. w. *Naturhistorische Fragmente. Erster Bd.* 1801. 256 S. 4. mit 4 Kupf. (4 Rthlr.)

„Diese *naturhistorischen Fragmente*, welche in besonderer Hinsicht auf die innere Structur „der Thiere und Gewächse entworfen sind, haben „den Hauptzweck, Materialien zu liefern, aus wel„chen endlich eine Wissenschaft bearbeitet werden „kann, von welcher die gewöhnlich sogenannte Na„turgeschichte gleichsam nur die Hülle, die äussere „Schale, zu nennen ist, und die nicht blos auf spe„culative Kenntniss gebaut, sondern auf wahre That„sachen gegründet seyn muss. — Ich werde mich „bey diesen Fragmenten genau an die Natur halten, „dieselbe genau ohne vorgefasste Meynung untersu„chen, sie mit eben den lebhaften Farben schildern, „als sie sich mir zeigt, ohne jedoch mir das Recht „zu versagen, Verbindungen zu entwickeln, welche „sich aus dem Gesagten für diese oder jene Wissen„schaft ergeben, auf Resultate hinzudeuten, die, „von den aufgestellten Thatsachen entlehnt, ein merk„würdiges Interesse für die Natur- oder eine andere „Wissenschaft haben." So giebt der Vf. in der *Vorerinnerung* den Plan und Zweck dieser Fragmente an. Gewiss wird jeder gründliche Naturforscher mit ihm darin übereinstimmen, dass vergleichende Anatomie und Physiologie die einzige haltbare Stütze eines naturgemässen Systemes der organischen Körper, der wichtigste Grund des Studiums derselben sey, und die bisherige wissenschaftliche Bearbeitung derselben noch nicht vielmehr wie Hülle und Schale geliefert habe, und ihm wird daher jeder Beytrag zu dem grossen noch erst aufzurichtenden Gebäude äusserst willkommen seyn; nur die Sprache, deren sich der Vf. schon hier in der Vorerinnerung bedient, wird ihn misstrauisch gegen den Vf. selbst machen; denn der gründliche Forscher der Natur redet einfach wie sie, und Ziererey ist ihm so fremd wie ihr. Eine gewisse deutsche Schule von Naturforschern, deren *scharfsinniger* aber gewiss nicht *tiefsinniger* Stifter durch äussere Umstände sich mehr als durch gründliche, wichtige Untersuchungen grossen Beyfall erworben hat, sucht zwar durch Kraftwörter und freylich oft blos durch Wörter, sich auszuzeichnen; Rec. thut es aber immer wehe, wenn er Männer, die, wie Hr. *F.* viel leisten können, viel leisten, und bey kaltem Forschen, kaltem Erzählen des Beobachteten noch mehr leisten würden, in ihre Fusstapfen treten sieht. In der That hat Rec. einen reichen Schatz neuer Kenntnisse aus diesen Fragmenten gesammelt, die weit mehr enthalten, als ihre Aufschrift verspricht, und wenn er auch mit den von Hn. F. geäusserten Grundsätzen nicht immer aufs vollkommenste übereinstimmt: so findet er doch auch fast keine, wofür sich nicht viel sagen liesse. Er würde daher diess Werk unbedingt loben, wenn nicht gerade das Gesuchte, Gekünstelte, der Wortschwall in der Schreibart des Vfs. ihn nicht oft, besonders in der ersten Abhandlung: *Ueber die auf dem Erdball verbreitete Fülle des Lebens und das Streben der Naturforscher dieselbe zu erschöpfen*, deren Titel selbst schon Bombast ist, zu einem gerechten Unwillen gereizt hätte. Das viele Falsche und Schiefe, welches diese erste Abhandlung enthält, die noch dazu eine Vorlesung ist, welche der Vf. beym Antritte seiner Lehrstelle hielt, wo er doch durch Deutlichkeit im Vortrage sich seinen Zuhörern hätte empfehlen sollen, rührt unstreitig daher, dass der Vf. sich schön, prächtig ausdrücken wollte, ohne zu bedenken, dass man sich nie schöner ausdrücken kann, als wenn man einen schönen Gedanken so richtig, einfach und deutlich wie möglich vorträgt. Wir wollen daher, um den verdienten Ruhm des Hn. *F.* nicht zu schmälern, diese erste Abhandlung als gar nicht vorhanden ansehen, und nur die übrigen anzeigen.

II. *Ueber die Methode in der vergleichenden Anatomie und Physiologie. Nebst Beschreibung einer zootomisch-literarischen Seltenheit.* Bey der Behandlung anatomisch-physiologischer Gegenstände betrachte man entweder ein Thier oder einen Theil desselben an sich, oder in Vergleichung mit andern. Die erste Methode könne man die *monographische* oder *subjective*, die andre die *comparative* nennen. Der ersten werde zwar auch eine Einheit der Vergleichung zum Grunde gelegt, nämlich die menschliche Structur, und eben deswegen sey sie sehr schwierig, weil es oft sehr schwer sey, dem Theile eines Thieres den Namen zu geben, der demselben Theile beym Menschen entspräche. Die vergleichende Methode sey leichter, weil hier Thiere gegen Thiere gehalten würden. Hierin kann Rec. Hn. F. nicht ganz beystimmen. Die subjective Beschreibung der innern sowohl wie der äusseren Theile eines Thieres setzt nicht mehr zur Einheit der Vergleichung den menschlichen, wie jeden andern Körper; und wenn der menschliche Körper als Gegenstand der Vergleichung angenommen wird: so handelt man offenbar schon nach der comparativen Methode. Es muss Namen geben, womit der Zergliedrer der Menschen, der Thie-

Thiere und der Pflanzen die gleichartigen Dinge in allen dreyen bezeichnet. Ein grofser Theil diefer Dinge, die wir im Innern der Thiere und Menfchen antreffen, lernten die Menfchen zuverläfsig früher durch Schlachten der Thiere an diefen, als durch Zergliederung des Menfchen im Menfchen kennen, und die Benennungen Lunge, Herz, Leber, Magen u. f. w. wurden viel wahrfcheinlicher von diefen Theilen der Thiere auf die gleichartigen im Menfchen übergetragen, als umgekehrt vom Menfchen auf die Thiere; fo wie weiterhin unftreitig aus der feinern Zergliedrung des Menfchen viele Benennungen vom Zootomen angewandt wurden. Der fubjectiv ein Thier oder eine Pflanze nach ihrer äufsern und innern Geftalt befchreibende Naturforfcher entlehnt, und mufs allerdings die Namen der Theile daher entlehnen, wo er einen gleichartigen Theil bey einem Gegenftand andrer Art bereits damit bezeichnet findet, der Menfch ift aber fein *tertium comparationis* nicht mehr und nicht weniger, wie die Maus, oder der Adler, oder die Aufter. Er erkennt bey Amphibien und Vögeln ein gemeinfchaftliches Kieferbein, bey Fifchen und Mufcheln Kiemen, bey Käfern und Schmetterlingen Fühlhörner, obgleich der Menfch nichts dem ähnliches hat, ohne fich darum zu bekümmern, dafs er es nicht hat, fo wenig wie er fich darum bekümmert, dafs auch der Bandwurm das alles nicht befitzet. Gebraucht er aber den Namen: gemeinfchaftliches Kieferbein bey einer Eidechfe, den: Kiemen bey einer Mufchel, fo zeigt er damit ftillfchweigend an, dafs er damit einen Theil anzeige, der in feiner Befchaffenheit und nach feinem Nutzen mit einem gleichartigen Theile in den Vögeln oder Fifchen übereinftimme. Die vergleichende Methode ift der Grund der Syftematik, der Charakteriftik, oder der eigentlichen Naturbefchreibung (?); die fubjective hingegen macht die Bafis der Naturgefchichte im reinften Sinne des Wortes aus. Der Vf. führt nun als Beyfpiele mehrere Naturforfcher an, die fich der einen oder der andern diefer Methoden bedienten, und bey diefer Gelegenheit befchreibt er ein fehr feltnes Werk des *Theodoro Filippo d'Liagno* in Octav, welches in Holz gefchnittene Abbildungen von Thiergerippen mit lateinifchen Epigrammen enthält. Zuletzt fchliefst der Vf. mit folgenden Sätzen über die Methode in Zeichnungen anatomifcher Gegenftände: „1) da, wo es auf geo„metrifche Richtigkeit ankommt, follte man fich aller „Perfpective enthalten; 2) perfpectivifche Zeichnung „fchadet fogar der anatomifchen Richtigkeit (??); 3) „Zeichnungen von einzelnen Theilen müffen, wo „möglich, im Zufammenhange mit ihren übrigen „(foll wohl heifsen, mit den daran gränzenden) Thei„len dargeftellt werden."

III. *Ueber das Parifer Mufeum der Naturgefchichte. Befonders über das Kabinet der vergleichenden Anatomie.* Eigentlich über das letztere allein. Zuerft eine kurze Gefchichte der vergleichenden Anatomie in Frankreich, gröfstentheils aus des Vfs. Brief an Blumenbach über denfelben Gegenftand in Reil's Archiv gezogen; dann ein Verzeichnifs der ofteologifchen Präparate des Mufeums, nach Cuviers Syftem geordnet.

IV. *Ueber die verfchiedene Form der Affenfchädel, mit Original-Zeichnungen.* Der ausführlichfte und zugleich lehrreichfte Auffatz in diefem Bande. „Wenn Wiffenfchaften in fo genauer Verbindung fte„hen wie Naturgefchichte und vergleichende Anato„mie (fo fängt diefer Auffatz an), denn Naturge„fchichte und vergleichende Anatomie, oder Thier„befchreibung und Zergliederung verhalten fich ge„nau wie Mittel und Zweck (fo wie hier die Worte ftehn, kann man unmöglich anders fchliefsen, als dafs Hr. *F.* Naturgefchichte und Thierbefchreibung, oder um es mit den Worten nicht fo genau zu nehmen, Naturbefchreibung für einerley, und Naturgefchichte für das Mittel, Thierzergliederung für den Zweck halte; beides ift aber zuverläfsig nicht der Fall, und Naturbefchreibung oder Thierbefchreibung nicht einerley mit Naturgefchichte, fondern blofs ein Theil derfelben, und eben fo ift fie auch nicht das Mittel zur vergleichenden Anatomie, fondern diefe blofs ein Theil von ihr, und in fofern ein Mittel zum Zwecke); „dann kann die eine keine Sätze „aufftellen, ohne die Gründe derfelben von der an„dern herzuholen; dann kann die eine keine Aeufse„rungen wagen, ohne von der andern die beftäti„gende Bekräftigung derfelben zu erbitten. (Diefs ift wieder unrichtig. Zur Aufftellung der Sätze: dafs die Thiere Triebe haben, dafs die Form der Cryftalle regelmäfsig fey, ift es nicht nöthig, ift es felbft unmöglich, die Gründe aus der Thierzergliederung zu holen). „Der Naturforfcher, gewohnt feine Kennzei„chen von den äufsern Theilen herzunehmen, be„darf diefer Gründlichkeit nicht immer. (Zu den äufsern Unterfcheidungsmerkmalen freylich nicht, zur Kenntnifs und zu Eintheilungsgründen aber, find ihm bey den organifchen Körpern die Zergliederung, bey den unorganifchen die chemifche Zerfetzung unumgänglich nothwendig). „Allein, wenn er Kenn„zeichen vorfchlägt, welche etwas aufserordentlich „ausgezeichnetes andeuten, das der allgemeinen Nor„malnorm, ich will nicht fagen, zuwiderläuft — „denn man kann in der bildenden Natur Alles als „möglich fich denken — aber wenigftens nicht ent„fpreche; dann kann er nur, geftützt auf Grundfätze „der vergleichenden Anatomie, feine Benennungen „vertheidigen" (Rec. fieht gar nicht ein, wozu diefe Vertheidigung dienen folle; denn Kennzeichen, welche der allgemeinen Normalnorm nicht entfprechen, find entweder von Ausnahmen von dem Gewöhnlichern, diefs ift aber doch nicht das Allgemeine — entlehnt, und warum follten die einer Vertheidigung bedürfen? oder fie können gar nicht ftatt finden, gar nicht angewandt werden, und dann find fie Undinge). „Diefe allgemeine Normalnorm findet fich bey der „auffallendften Anomalität wieder" u. f. w. Diefen letzten Satz wendet nun Hr. *F.* auf die bis jetzt angegebenen Unterfcheidungskennzeichen der Affen, und zwar zuerft auf ihre Hände an. Er zeigt, dafs man

man an den Vorderhänden des Craita (*Simia Paniscus*) und an den Hinterhänden des asiatischen Beutelthiers durch die Zergliederung den scheinbar mangelnden Daumen entdecke. Dass die Affen beym Angreifen von Sachen den Daumen nicht den andern Fingern entgegensetzen, erkläre Darwin fälschlich aus einer Nachläfsigkeit derselben, da es von der Muskelansetzung herrühre. Diess führt nun den Vf. auf die Untersuchung: ob den Affen und Maki's der Name *Quadrumanen* zukomme, und er glaubt, diess nur in sofern zugestehn zu können, als bloss von den Fingern die Rede sey. Rec. hält dafür, dass auch allein die Lage und Biegung der Glieder des ersten Zehen in Vergleichung mit der Lage und Biegung der andern Zehen, dasjenige sey, warum man jenen einen Daumen, diese Finger, den Fuss, eine Hand nenne, nicht aber die Beschaffenheit und Lage der Vor- und Mittelfussknochen. Die Untersuchungen über die Form der Hände, will Hr. F. im zweyten Bande fortsetzen. Nun geht der Vf. die übrigen von den Naturforschern angegebnen Kennzeichen der Affen, so wie ihre Eintheilungsgründe der Säugthiere überhaupt, und zwar die von Linné, Brisson, Klein, Storr, Büffon, besonders aber diejenigen durch, welche in neuern Zeiten von der Gestalt des Kopfes entlehnt sind. *Pinels* Vorschlag, das Kennzeichen in der Gelenkverbindung des Unterkiefers mit dem oberen zu suchen, wobey der Jochbogen die Basis ausmacht, gefällt Hn. *F.* nicht, und eben so wenig *Daubentons* Bestimmung des Hinterhauptloches; dagegen scheint ihm *Camper's* Gesichtslinie, gegen welche *Blumenbach* wichtige Einwendungen, die hier mit seiner Scheitelnorm angeführt werden, machte, nach *Cuviers* Verbesserung, und so wie es von diesem und *Geoffroy* geschehen ist, in Verbindung mit dem Gaumenwinkel angewandt, die Geschlechter (Gattungen, *genera*, meynt Hr. F., nicht *sexus*) oder Unterabtheilungen zu bestimmen, zu Eintheilungen deshalb vorzüglich zu empfehlen, weil sie den natürlichen Ordnungen dieser Thiere nicht widersprechen (der wahre Naturforscher wird und darf aber nie von einem einzelnen, auf die ganze Bildung und Lebensweise des Thieres keinen entscheidenden Einfluss habenden Theil die Gründe seiner Eintheilung hernehmen, die Vergleichung aller äusserer und innerer Theile muss ihn leiten, die Verschiedenheiten in den wichtigsten zur Erhaltung des Lebens nöthigsten, nach ihrer Grösse oder Zahl muss ihn bestimmen, seine Eintheilungen zu machen; und dann, wann diese festgesetzt sind, kann er zur Erleichterung des Nachschlagens von einem willkürlich gewählten, aber keinen, oder den wenigsten individuellen Veränderungen unterworfenem Theile Kennzeichen entlehnen, ihn aber nie als Bestimmungsgrund gebraucken. Dinge aber, welche, wie die Gesichtslinie, Gesichtswinkel, und der Gaumenwinkel individuellen Abänderungen unterworfen sind, die von Klima, Lebensart, Nahrungsmitteln u. s. w. abhängen, wie diess die Thierart, Mensch, beweist, bey dem der Gesichtswinkel von 70° bis 100° beträgt, können keine Unterscheidungskennzeichen und noch vielweniger Unterscheidungsgründe liefern.

(Der Beschluss folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Göschen: *Ueber nützliche Verwaltung des Predigtamts, Schulunterricht, Bildung der Gemeinden und Lebensgenuss auf dem Lande. Nebst einem Anhange über das Verbauern der Landprediger.* Von M. *Chsti. Vict. Kindervater*, Prediger zu Pedelwitz unweit Pegau. 1802. VI. und 308 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

So manche Schrift verwandten Inhalts das Publicum schon besitzt: so wird die gegenwärtige doch keinesweges dadurch überflüssig gemacht. Von einem durch gelehrte Kenntniss der Theologie, Philosophie und classischen Literatur so gebildeten, und durch mehrjährige Amtserfahrungen bereicherten Mann wird man nichts Alltägliches erwarten, und man wird sich in seiner Erwartung nicht betrogen finden. Der Vf. schrieb zunächst für Candidaten und angehende Prediger, aber auch Männer, die schon lange in Aemtern stehen, werden dadurch zu fernerm Nachdenken veranlasst werden. Denn wenn gleich eine Schrift der Art ihrer Natur nach nicht gerade auf Neuheit des Inhalts Anspruch machen kann: so giebt ihr doch die Art, wie das Bekanntere gesagt ist, das gesunde, nüchterne Urtheil über alle hier in Frage kommende Punkte, das Eigenthümliche mancher Ansichten und die fruchtbare Behandlung des Ganzen, verbunden mit einem gefälligen und lebhaften Vortrag, einen mehr als vorübergehenden Werth. Der Vf. kleidet seine Bemerkungen und Rathschläge in Briefe an einen jungen Theologen ein, der im Begriff ist, eine Predigerstelle auf dem Lande anzutreten. Die Hauptmomente lassen sich hier nur andeuten, nicht ausführen oder ausziehen. Vor allem sucht er den Candidaten auf den rechten Standpunkt zu versetzen, aus welchem er seinen künftigen Wirkungskreis und seine Lage betrachten muss, welches vorzüglich durch eine getreue Schilderung der Landleute geschieht. Dann geht er zu Rathschlägen über das Betragen des Predigers beym ersten Eintritt in sein Dorf über. Diess führt ihn auf die Antrittspredigt und überhaupt auf die beste Einrichtung der Predigten. Die Beredsamkeit im Sinne der Griechen und Römer wird von der Kanzel verwiesen, und die verkehrten Vorstellungen von der Beschaffenheit der Demosthenischen Beredsamkeit werden berichtigt. [Eine lesenswerthe Würdigung des letztern findet sich in *Jenisch* Parallele des Demosthenes und Cicero Berl. 1801. Less, der den Demosthenes studierte, nachahmte und Kanzelrednern zur Nachahmung empfahl, hatte eine ganz irrige Vorstellung von ihm, und seine eigne Kanzel-Beredsamkeit war von der Demosthenischen so verschieden wie Tag und Nacht]. Strafpredigten missbil-

billigt der Vf. nicht unbedingt, der Ironie räumt er keine Stelle auf der Kanzel ein. Er verbreitet sich weiter über Leichen und andre Casualpredigten. Homilien, d. h. Zergliederungen von Pericopen oder andern biblischen Texten, hält er nicht für die vorzüglichste und empfehlungswertheste Form für Kanzelvorträge, sondern ist der Meynung, eine lichtvolle, wohlgeordnete Rede über einen einzigen Hauptsatz nütze und gefalle im Ganzen mehr. Er empfiehlt das sorgfältige Concipiren und Memoriren der Predigten. Den möglichen Missbrauch und Nachtheil aus der Unterlassung desselben gestehen wir ein, glauben aber dennoch, dass dem Prediger sein Geschäft durch freyere, nicht genau concipirte Vorträge nicht nur erleichtert werden, sondern auch glücklicher von statten gehen würde, wenn er sich nur von Jugend auf, wie die Griechen und Römer, durch häufige Stil- und Redeübungen, durch vorbereitetes und unvorbereitetes Sprechen über einen Gegenstand, die dazu erfoderliche Bildung und Fertigkeit erworben hätte. Niemand verlangt von dem Professor, dass seine Vorträge, die doch für *Studierende* bestimmt sind, wörtlich niedergeschrieben seyn sollen, und wir wollten dieses Joch dem Landprediger auflegen, der zu dem einfältigen Bauersmann ohne oratorische Kunst, schlecht und recht, reden soll? Der Vf. berührt weiterhin die Frage: ob man sich andre Kanzelredner zum Muster nehmen soll? Darauf handelt er von der Einrichtung der Exordien, den Anfangsgebeten und liturgischen Veränderungen. Seine Apologie der Privatbeichte hat uns gefreut. Der Einführung neuer Gesangbücher wird mit Recht das Wort geredet; nur hätte mit Nachdruck gegen den Abweg des Zeitalters gewarnt werden sollen, welches so viele unschuldige, herzliche, dem Volke theure alte Kernlieder oft bloss wegen einzelner veralteter oder nicht reinphilosophischer Ausdrücke umschmelzt oder gar verdrängt und mit kalten, trocknen philosophischen Liedern vertauscht! Viele unsrer Gesangbücher leuchten nur, sie wärmen nicht. Ueber die Schullehrer und deren Behandlung fasst sich der Vf. kurz, weil er diesen Gegenstand anderswo *ex professo* abzuhandeln denkt. Er wendet sich darauf zu den Pastoralgeschäften, spricht von dem Verhaltnis zu den Personen, mit denen der Landprediger in nothwendige Verbindung kommt, als seinem Ephorus u. s. w., und von seinem Umgang mit den Bauern. Ueber das Fortstudieren des Landpredigers in seinem Fach, in der Philosophie, in der classischen Literatur, über die Art, wie er studieren soll und die Hülfsmittel, wird viel Gutes gesagt. Darauf kommt er auf die Wahl einer Gattin, sodann auf die Bewirthschaftung der Pfarrgüter, welche er dem Prediger selbst zu übernehmen empfiehlt. Noch widmet er dem Umgang, dem gesellschaftlichen Betragen und der Kleidung der Prediger einen Brief, und das Ganze beschliesst er mit einem Gemälde des Landpredigerstandes von seiner angenehmen und von seiner beschwerlichen Seite. In dem beherzigenswerthen Nachtrag beschäftigt sich der Vf. mit einem sehr gewöhnlichen Gebrechen der Landprediger, dem Verbauern, welches sehr nahe an das Versauern gränzt. Er zeigt, worin es bestehe, theilt es in physisches, moralisches und topisches, und entwickelt die Ursachen davon.

* * *

GOTHA, b. Perthes: *Christliches Gebetbuch für Bürger und Bauersleute.* Herausgegeben von *Heinrich Ludwig Pfaff.* Neue Auflage. 1802. 176 S. 8. (4 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Magdeburg* u. *Leipzig*: *Der Nachtwächter des 19ten Jahrhunderts.* 1801, 36 S. 8. (4 gr.) Die Absicht, dem Volke durch den Nachtwächter nützliche Kenntnisse, Grundsätze und Erinnerungen in kurzen Verschen zusingen zu lassen, ist lobenswerth. Möcht' es allgemein werden! Rec. z. B. erinnert sich mit Vergnügen, dass die *Stuttgarter* Nachtwächter in der Neujahrsnacht gute Verse nach einer schönen neuen Melodie absangen. Die vorliegenden Quatrains, Denksprüche, Gnomen, oder Gedächtnissreime sind artig und belehrend, aber nicht selten doch zu prosaisch. Einiges ist zu individuell, z. B. am 6. May.

Heut floss bey Prag der Väter Blut,

oder am 24. Jänner:

Diess ist der Tag, der den gebahr,
Der gross uns macht, und gross uns war;
Noch lebet *Friedrich* u. s. w.

oder:

Mein *Sohn*, an deinem *frühen Grab* etc.

Die Zeilen:

„Gott!
— „*gieb mir, wenn es nöthig that,*
„*Auch, Menschen zu beleid'gen, Muth.*

können vom Volke leicht missverstanden werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 8. October 1802.

NATURGESCHICHTE.

FRANKFURT a. M., b. Varrentrapp u. Wenner: *Gotthelf Fischer's — Naturhistorische Fragmente. Erster Band* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Nach dieser Einleitung wendet sich Hr. *F.* zu den Affenschädeln, und betrachtet zuförderst ihre Form im Allgemeinen. Der Intermaxillarknochen verlängert den Kopf, und bringt dadurch die Verschiedenheit zwischen Menschenschädel und Affenschädel hervor. „So wie der Oberkiefer hervortritt, „sagt der Vf., so wie die Muskelkräfte stärker seyn „müssen, denselben (den Oberkiefer?) zu bewegen, „desto mehr wird der Schädel nach hinten gebogen „und zusammengedrückt, in dem höchsten Grade des „Zusammendrückens schiebt sich die Knochenmasse „so nach oben, dass eine merkwürdige Erhabenheit „längst des Obertheils des Schädels — die *Gräte* — „entsteht." Der Vf. geht die Affengattungen nach dieser allgemeinen Betrachtung, und dem Verhältniss der Schnautze zum Schädel durch, und gründet darauf die folgende Eintheilung der Affen in 6 Gattungen: „I. *Orange.* Affen mit rundem Kopfe, „deren Kopflinie von dem obern Augenhöhlenrande „bis an das Hinterhauptbein einen wahren Zirkelabschnitt bildet; die Schnautze kurz, der Gesichtswinkel 60°, weder Schwanz noch Backentaschen. „Orang-Utang, Schimpansee, Wauwau. II. *Sapaschu's* Affen mit länglich rundem, mehr plattem „Kopfe, deren Kopflinie von dem obern Augenhöh„lenrande bis an das Hinterbein eine elliptische oder „Korblinie (ein vom Vf. vermuthlich aus *Anse de panier* neugemachtes Wort) „bildet; die Schnautze „kurz, wie in den Orangen 60°, oft schnell abge„stumpft, wie abgeschnitten; das Hinterhauptbein „nach hinten vortretend, langem Schwanze; keine „Backentaschen; sehr weite, an der Nase geöffnete „Nasenlöcher. Die Sapaschu's und Saguinchen des „Buffon. III. *Cercopitheken.* Affen, deren Augen„höhlenränder den Schädel ungefähr in zwey glei„che Hälften theilen, oder deren Gesichtswinkel un„gefähr 50° enthält; sie haben einen langen, aber „nicht Rollschwanz, Backentaschen und Callositäten „am Hintern. Diese Bestimmung umfasst also die „Guenons und Macaco's zugleich, die aber gleich„sam zwey neue Ordnungen dieser Unterabtheilung „geben, nachdem *a*) der Augenhöhlenrand eine ver„ticale Richtung gegen die Schnautze hat, Cuvier's „Cercopitheci; oder nachdem *b*) der Augenhöhlen„rand mit der Schnautze einen stumpfen Winkel „macht, oder mehr nach hinten gelegt ist. — Die „Macaco's (Pithecus) Cuvier's. IV. *Magots.* Affen, „deren Schnautze länger ist als der Hinterkopf, der „Gesichtswinkel hat 40°, die Augenhöhlenränder ma„chen mit der Richtung der Schnautze rechte Win„kel, sind nach hinten sehr aufgetrieben, so dass „ihre Ränder eine Leiste bilden; sie haben Schwänze, „Backentaschen und Callositäten — die Mago's, die „Cynocephalen, die Hamadrias u. a. V. *Paviane.* „Affen, deren Schnautze ohne Vergleich (beynahe „zweymal) länger ist, als der Schädel; der Gesichts„winkel hat 30°, eine starke Leiste über den Augenrän„dern, kurzer Schwanz, Backentaschen und Callo„sitäten. Hierher gehören die Mandrile, die Choras, „der Pongo. V. *Aluaten.* Affen mit pyramidalen Kö„pfen, deren Schädel ganz nach oben geschoben ist, „der Gesichtswinkel ungefähr 30°, ein langer Roll„schwanz, keine Backentaschen, auch keine Callo„sitäten." Rec. vermisst hier den Gibbon, so wie in dem Verzeichnisse der Skelette des Pariser Museums in welchem sein Gerippe doch nach Daubenton's Verzeichnisse seyn muss. Sollte Hr. *F.* ihn mit dem Orang-Utang für einerley halten? oder vielleicht mit dem Wauwau? In beiden Fällen würde er irren, da sich der Gibbon von beiden wesentlich unterscheidet. Auch kann Rec. weder in den hier, noch von andern angegebnen Kennzeichen und Beschreibungen, noch durch die Zergliederung keine wesentliche Unterschiede zwischen den Cercopitheken, Magots und Pavianen finden, da sie nach den hier aufgestellten nicht einmal mehr wie ein Mohr vom Europäer verschieden sind. Eben diess ist der Fall mit den Aluaten und Sapaschus, so wie der Vf. ihre Unterschiede darstellt, aber freylich sind Sapaschus und Sagoins durch die Beschaffenheit und Zahl der Rippen, der Zähne, des Magens u. s. w. unter sich wesentlicher, wie es hier ist, verschieden. Den allgemeinen folgen nun besondere Beobachtungen über die Form der einzelnen Theile der Affenschädel, und zwar macht Hr. *F.* hierbey mit ihrer Verbindung unter einander den Anfang. Er fand bald bey derselben Art die Knochen verwachsen, bald durch Harmonien, bald durch sehr deutliche Nähte getrennt. Dass die letztern bey den Thieren so oft minder deutlich, wie bey den Menschen, so oft in Harmonien ausgeartet, oder auch ihre Spur selbst verschwunden ist, schreibt Hr. *F.* theils der frühen bey den Thieren wirkenden Muskelkraft, theils der Art und Weise zu, wie bey der Knochenwerdung die

die Knochenstrahlen sich begegnen, und hält deswegen dafür, daſs die Verwachſung der Nähte gar nicht mit dem Alter des Kopfes im Verhältniſſe ſtehe. Rec., ob er gleich an einem Schädel eines fetten fünf und dreyſsigjährigen Mannes alle Nähte verwachſen, und zugleich die Knochen ſo ſpröde fand, daſs ſie durch einen unglücklichen Fall dieſes Menſchen ganz zerſprengt waren, kann doch nicht leugnen, daſs er glaube Hn. *F's*. Behauptung ſey der gewöhnlichern Erfahrung zuwider. Wir dürfen dem Vf. in ſeinen vergleichenden Unterſuchungen über den Zwiſchenkiefer die Oberkiefer, die Zähne, die Gaumenbeine, die Jochbeine, die Naſenbeine, die Augenhöhlen, die Unterkiefer, das Stirnbein, die Scheitelbeine, das Grundbein und die Schläfenbeine, wobey er ſich als einen genauen und trefflichen Beobachter zeigt, nicht folgen, um die Gränzen dieſer Recenſion nicht zu überſchreiten; wir bemerken nur, daſs Hr. *F.* aus Joſephi's Anatomie der Säugthiere die Tabellen über das Verhältniſs der Länge der Naſenknochen zur Länge des Kopfes und über die Verhältniſſe der Augenhöhlen zur Breite des Kopfes habe abdrucken laſſen. Wir können in dieſem Augenblicke Hn. Joſephi's Werk nicht vergleichen, und daher über die Richtigkeit des Abdrucks gar nicht urtheilen, ſo aber, wie hier die Tabellen ſtehen, haben ſie bloſs durch die Angaben der Maaſse einigen Werth, denn die Verhältniſſe ſind gröſstentheils falſch angegeben. Z. B. die Breite der Augenhöhlen beym Menſchen iſt nach denſelben 1″ 8‴, die ſeines Kopfes 5″ und die Verhältniſs von jener zu dieſer ſoll ſeyn 3 : 7, ſie iſt aber darnach = 1 : 3; die Verhältniſs ihrer Höhe zur Breite des Kopfes ſoll = 1 : 2 ſeyn, ſie iſt aber = 1 : 3, 75; bey dem Verhältniſs ihrer Höhe zu ihrer Breite ſteht gar eine 1 ohne zweytes Verhältniſsglied, und dieſs iſt in der ganzen Columne der Verhältniſſe der Höhe der Augenhöhlen zu ihrer Breite der Fall, auſser beym Saimiri, wo dieſelbe 1 : 0, d. h die Augenhöhle gar keine Breite haben ſoll. Die Thränenbeine, die Muſchelbeine, die Pflugſchaar, und alle noch übrige Höhlen des Kopfes werden der Gegenſtand einer beſondern Abhandlung über den Bau und die Geſtalt der innern Form der Affenſchädel ſeyn. Den Schluſs dieſer wichtigen Abhandlung macht ein Rückblick auf die angeführten Beobachtungen in beſondrer Hinſicht auf die abgebildeten Affenſchädel, nämlich des Schimpanſee (deſſen Ausmeſſungen die des Schädels vom Orang-Utang beygefügt ſind), des Craita (wobey Bemerkungen über das ganze Skelett und Ausmeſſungen deſſelben beſonders der Hand und Fuſsknochen, wie auch eines andern leider nicht genannten Sapaſchu's), des Cynocephalus, des Magot's, der Aluate und des Pongo nach Campers von Hn. Hofr. Sömmerring mitgetheilter Zeichnung.

V. *Ueber die auſserordentlich feine Vertheilung der Blutgefäſse in den Kiemen der Fiſche, nebſt einigen Bemerkungen über die Leber und den Luftbehälter derſelben als Beytragsorgane des Athmens.* Obgleich dieſe Abhandlung in Vergleichung mit der vorigen nur kurz iſt (denn ſie hält nur 26, die vorige 124 Seiten), obgleich ſie manches Bekannte enthält, welches man in ihr nicht ſuchen würde: ſo iſt ſie doch eine eben ſo ſchätzbare Sammlung merkwürdiger Beobachtungen, und liefert, weil ſie ſich mit einem minder bearbeiteten Gegenſtand beſchäftigt, noch reichern Stoff zum Unterſuchen und Nachdenken, als ſie. Nach der Bemerkung, mit wie groſsen Schwierigkeiten die Oſteologie der Fiſche verknüpft ſey, und daſs die Geſichtsknochen derſelben am längſten abgeſondert bleiben, die Scheitelknochen am früheſten verwachſen, lehrt Hr. *F.* als Zuſatz zu ſeiner Schrift über den Intermaxillarknochen, daſs derſelbe ihnen nicht fehle, in mehreren Fiſchen aber beweglich, in andern zwiſchen dem Oberkiefer eingeſchoben, auf demſelben, oder an den Seiten deſſelben mit ihm verwachſen ſey. Die Eintheilung der Fiſche nach den Zähnen hält er nicht weiter, als zur Beſtimmung der Untergeſchlechter (Familien) und der Geſchlechter (Gattungen) für anwendbar, weil die Verſchiedenheiten zu mannichfaltig und ſelbſt nicht gleichbleibend ſeyen. Ohne Uebergang kommt jetzt der Vf. nach einigen gröſstentheils bekannten Bemerkungen über das Herz der Fiſche zu den Kiemen derſelben, und liefert die Abbildung eines vom Hn. Prof. Barth in Wien ausgeſprützten und unter deſſen Aufſicht von Ponheimer gezeichneten Stückes der Kiemen eines Hechtes, um die erſtaunliche Vertheilung der Blutgefäſse in denſelben zu zeigen. Hr. *F.* hält es für wahrſcheinlich, daſs das Blut, welches ein Theil der Blutgefäſse des Kopfes wieder in den Venenſack ergieſset, kein dem Kopfe aus den Kiemen zugeführtes Blut ſey, und alſo bey den Fiſchen ein doppelter Kreislauf ſtatt finde; Rec. iſt faſt mit Gewiſsheit davon überzeugt. Als Ergänzung von des Vfs. Verſuch über die Schwimmblaſe ſind hier die des *Oſtracion quadricornis*, des *Diodon Atinga*, und aus *Parra Deſcription de différentes parties de l'hiſt. nat.* die eines noch unbekannten Fiſches Macubi abgebildet. Mit Recht war es dem Vf. auffallend, daſs mit der Vergröſserung der Schwimmblaſe in Hayfiſchen die Gefäſse verhältniſsmäſsig nicht zunehmen. In der innerſten Haut derſelben konnte er gar keine Gefäſse entdecken. Gleichwohl ſcheint ſie ihm höhere Zwecke zu haben, als die Beförderung der Bewegung im Waſſer. Die Verſchiedenheit des Gaſes, welches man in ihr gefunden haben will, gab ihm, ſo wie der Proceſs des Athemholens zu Verſuchen Anlaſs, wobey er theils verhindert wurde, ſie gehörig anzuſtellen, und die theils ſeiner Abſicht nicht entſprachen; Fragen darüber, und ein ſehr intereſſanter Brief des Hn. *Minnigerode* in Gieſſen über dieſen Gegenſtand machen daher den Schluſs dieſer trefflichen Abhandlung.

VI. *Ueber die Ausdünſtungsgefäſse einer neuen Gattung* (Art) *Carthamus.* Dieſe Abhandlung ſoll die Einleitung zu einer vollſtändigern Darſtellung dieſes Gegenſtandes und über den Umlauf der Säfte in den Pflanzen im zweyten Bande ſeyn. Wir liefern daher keinen Auszug derſelben, ſondern bemerken nur, daſs

dass Hr. F. diese neue Art *Carthamus* so bestimme: *Carthamus argenteus foliis sessilibus angusto-lanceolatis, spinis canis munitis mutuo ascendentibus et decurrentibus, caule ramoso nitide albescenti.*

VII. *Ueber fossile Palmen in den Umbergruben zu Liblar.* In den Umbergruben bey Brühl, zu Liblar bey Cölln, welche die sogenannte Cöllnische Erde liefern, findet man 2 bis 4 Fuss lange, 7 bis 8 Zoll breite, 4 bis 5 Zoll dicke Stücke fossiles Holz, selbst Baumstämme von etwas mehr als 2 Zoll im Durchmesser, und 12 bis 15 Schuh Länge, die stets ohne Aeste und Wurzeln sind, und die Faujas der Früchte wegen, die nach ihm hier beschrieben und abgebildet sind, welche man in eben diesen Gruben findet, für Palmen hielt. Die Beschaffenheit und Lage des Holzes ist hier kurz beschrieben.

Mit Verlangen sehen wir der Fortsetzung dieser lehrreichen Fragmente entgegen.

KINDERSCHRIFTEN.

Berlin, in d. Realschulbuchh.: *Der deutsche Kinderfreund.* Ein Lesebuch für Volksschulen von *J. P. Wilmsen,* Prediger an der Parochialkirche zu Berlin. 1802. 244 S. X Vorr. und Inhaltsanzeige. 8.

Der vor *einem* Jahre erschienene *Brandenburgische* Kinderfreund hat mit diesem grosse Aehnlichkeit. Beide enthalten eine und eben dieselbe Encyklopädie der gemeinnützigsten Kenntnisse, und sind sich gleich in Rücksicht der Materie, der Form und des Zwecks. Doch ist die Ordnung der auf einander folgenden Materien, welche wir in dem *Brandenburger* mit Recht tadeln mussten, in diesem *Deutschen* natürlicher, zusammenhängender und auf das Folgende vorbereitender, wie aus der Inhaltsanzeige erhellet. I. *Kurze Sätze zur Erweckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens* (sehr gut und ganz umgearbeitet!). II. *Erzählungen zur Beförderung guter Gesinnungen und zur Schärfung des Verstandes* (der grössere Theil derselben ist der Form nach ganz zweckmässig verändert). III. *Von der Welt* (sehr dürftig). IV. *Von der Erde und ihren Bewohnern* (mehrentheils aus Gaspari entlehnt). V. *Producte der Erde.* VI. *Von dem Menschen.* VII. *Gesundheitslehre* (Fausts Katechismus und Hildebrands Taschenbuch sind zum Grunde gelegt). VIII. *Von der Zeitrechnung und dem Kalender.* IX. *Merkwürdige Naturerscheinungen* (ist hier hinzugekommen). X. *Europa.* XI. *Deutschland* (sehr mager. Der Vf. hätte in einem solchen Buche wohl mehr auf *deutsche Bürger* und *Handwerker* Rücksicht nehmen sollen). XII. *Von den Rechten und Pflichten der Unterthanen in wohleingerichteten Staaten* (ist mehrentheils aus *Tittmann* und aus dem *Versuche eines fasslichen Grundrisses der Rechts- und Pflichtenlehre Königsberg 1796.* nach dem eignen Bekenntniss des Vf. entlehnet). Eine Aeusserung des Vfs. in der Vorrede: „*Was den Inhalt dieses Buchs betrifft: so ist darin nur* W e n i g e s von Andern entlehnt" möchte wohl nicht wörtlich zu nehmen seyn; da der Vf. ja selbst Vorr. S. III. gesteht, dass er z. B. die Erzählungen aus dem *Funkischen* (Funk'schen) *Lesebuche*, aus *Herrmanns Erzählungen*, aus *Beckers Erholungen*, aus *Thieme's*, *Salzmanns* und *Götzens* Schriften *hergenommen* und nur *umgearbeitet* hätte. Ob aber dieses Buch *eine Encyklopädie der gemeinnützlichsten Kenntnisse, mit der erfoderlichen Reichhaltigkeit*, zu nennen sey, daran werden mit Recht alle Pädagogen zweifeln, welche in einem *solchen* Volksbuche das Gemeinnützlichste aus der *Geschichte der Weltbegebenheiten*, aus der moralischen Klugheitslehre etc. vermissen werden. Und warum gab der Vf. nicht im Anhange, anstatt der unbedeutenden Denksprücke, lieber einen kurzen und doch gründlichen *Leitfaden der Pflichtenlehre?* Vernünftige Lehrer würden ihn gewiss mit Dank aufgenommen und benutzt haben, zumal da der oft sehr dürftige Landeskatechismus das einzige Büchelchen ist, was die Kinder der untern Stände allenfalls noch von ihren Aeltern bekommen oder ererben. Auch hätte ein kurzer fasslicher Entwurf des Vorzüglichsten aus der Rechenkunst für das bürgerliche Leben und anderer nöthigen schriftlichen Aufsätze für den Bürger und Landmann hier gewiss nicht am unrechten Orte gestanden, da solches doch auch zu den *gemeinnützlichsten* Kenntnissen gehöret.

Lübben, b. Gotsch: *Leitfaden zum Unterricht in der Anthropologie und in der Kunst, das menschliche Leben zu verlängern*, für Schulen entworfen von *F. G. H. Fielitz* d. J. 1802. IV. u. 166 S. 8. (12 gr.)

Der Vf. nahm bey Ausarbeitung dieses Leitfadens ausschliessend auf sogenannte Bürgerschulen Rücksicht. Dadurch unterscheidet sich sein Plan von dem, welchen Hr. *Lehmann* in seinem Abriss der Naturlehre des menschlichen Körpers befolgte, welcher auch zugleich die gelehrten Schulen ins Auge fasst. Als erster Versuch einer populären Anthropologie ist diese Schrift nicht ohne Verdienst, und der Vf. kann auf den Dank der Jugendlehrer Anspruch machen, obgleich in seiner Arbeit noch Manches zu berichtigen bleibt. In zwey Abtheilungen des ersten Abschnitts liefert Hr. *F.* eine Naturbeschreibung des menschlichen Körpers und eine kurze Psychologie; im zweyten Abschnitt eine Anweisung zur Erhaltung der Gesundheit und Verlängerung des Lebens. Der 6. und 21 §. im 1. Abschnitt scheinen uns nicht an ihrem rechten Orte zu stehen. Der erste, welcher von der Fortpflanzung handelt, hätte erst nach Erwähnung mehrerer andern Functionen seinen Platz finden, der letzte aber: *von dem Gehirn und den Nerven,* vor einigen andern vorausgeschickt werden sollen. Die Lebenskraft erklärt Hr. *F.* nach der Reilschen Hypothese; und in Bestimmung des Begriffs, Reizbarkeit folgt er Haller'n und Blumenbach. Nicht in jeder Zahnlade (S. 30.) stehen 8 Schneidezähne, sondern in beiden sind ihrer nur so viele. Gegen den (S. 47. u. 61.) angenommenen Unterschied zwischen

fchen Milch- und Lymphgefäfsen dürfte dem Vf. manche Bedenklichkeit entgegengefetzt werden. Die Bereitung des Blutes gefchiehet auch nicht (S. 63.) in den Lungen allein, fondern durch den ganzen Körper. Dafs der Nervengeift in dem Gehirn abgefondert werde (S. 70.) dürfte fich fchwer erweifen laffen, da das Gehirn nicht die Bedingungen eines Abfondrungswerkzeugs in fich vereiniget. — Da man unter Grundbeftandtheilen diejenigen Beftandtheile verftehet, die fich nicht in mehrere ungleichartige zertheilen laffen: fo ift es unrichtig, wenn S. 8. Salz, Oel, Waffer, Luft und Erde Grundbeftandtheile der thierifchen Maffe genannt werden.

Halberstadt, b. Grofs: *Die Winterabende.* Zur Unterhaltung für Kinder. Ohne Jahrzahl. 171 S. 12. (16 gr.)

Der anonyme Vf. hat diefe Unterhaltungen nicht dem wiffenfchaftlichen Ernfte, nur der frohen und angenehmen Unterhaltung gewidmet, und wünfcht durch diefelben die Wifsbegierde feiner kleinen Lefer auf manchen nützlichen Gegenftand zu leiten, und zur Schärfung ihres Verftandes Etwas beyzutragen. Rec., welcher aus vielen Gründen das jetzt wieder Mode werdende häufige Lefen der Kinderfchriften, welche die lieben Kleinen gleich von Jugend auf entweder mit blofsen kindifchen Poffen oder doch mit füfslich fpashaften Gefchichtchen amüfiren follen, nicht billigen, noch vielweniger die ganz unberufenen Mefsfabrikanten folcher Brochüren in Schutz nehmen will, mufs doch diefem Büchelchen die Gerechtigkeit wiederfahren laffen, dafs es vor fehr vielen Schriften diefer Art fich vortheilhaft auszeichnet. Es ftellet auf eine praktifche und intereffante Weife in Dialogen dar, wie Aeltern oder Erzieher in den langen Winterabenden muntere Kinder durch lehrreiche Unterhaltungen über Gegenftände aus der Natur und Menfchenwelt zweckmäfsig befchäftigen und dadurch unvermerkt und mehr gelegentlich auf ihren Verftand und Herz wirken können. Form und Materie find ganz auf die Fähigkeit der Kinder berechnet, und nähern fich dem beliebten *Weiffe'fchen Kinderfreunde.*

Bayreuth, b. Lübecks Erben: *Gefchichten für Kinder zur Befferung des Herzens und Beförderung eines rechtfchaffenen Lebenswandels,* 1802. IV. u. 169 S. 8. (12 gr.)

Dreyfsig Gefchichten, welche moralifche Lehren in Beyfpielen enthalten. Da fie alle, zwey ausgenommen, aus der Beckerfchen deutfchen und National-Zeitung *unverändert* genommen und fattfam bekannt find: fo enthält fich Rec. aller Beurtheilung. Der Sammler glaubt durch diefelben Knaben (?) Gefchmack an nützlicher Lectüre einzuflöfsen, andere die Phantafie und das Herz vergiftende Bücher dadurch den Händen der Mädchen (?) zu entwinden, und Jugendlehrern einen nicht unangenehmen encyklopädifchen Vorrath von Gefchichten, zur Benutzung nach dem Vortrage moralifcher Wahrheiten zu ihrer Beftätigung und tiefern Wirkfamkeit auf die jungen Herzen zu verfchaffen. Sollten fie fich dazu eignen: fo hätten felbige wenigftens unter allgemeine Rubriken gebracht, und mehr folche ausgehoben werden müffen, welche *für Kinder* einen moralifchen Zweck haben. Auch hätte der Sammler mehr Fleifs auf Diction und Darftellung verwenden müffen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *St. Gallen*, b. Hausknecht: *Ueber das Kirchenregiment des reformirten Theils in dem neuen Kanton Appenzell.* 1801. 36 S. 8. S. 7. „In den Oertern, die den neuen Canton Appenzell ausmachen, zeigt fich eine grofse Verfchiedenheit der ehemaligen kirchlichen Verfaffung. Hier hatte das Kirchenregiment eine Aehnlichkeit mit der monarchifchen, da mit der ariftokratifchen, dort mit der demokratifchen, an vielen Orten mit einer gemifchten." — Der Vf. dringt darum auf ein gleichartiges Kirchenregiment, unterfucht die Vortheile und Nachtheile der verfchiedenen kirchlichen Regierungsarten, und entfcheidet fich für die ariftokratifche, im griechifchen Sinne, für eine Regierung der Beften (αρισων) (welches dann im Grunde wenig mehr, als ein frommer Wunfch ift). Zu diefem Zwecke fchlägt er vor, die Regierung folle alle reformirte Geiftliche des Cantons verfammeln (vermuthlich, damit fie fich wacker mit einander ftreiten follen?) und zugleich aus ihrer eigenen Mitte weltliche Deputirte zu diefer Verfammlung fchicken. Diefe weltlichen Deputirten follen einige der *erleuchteteften, edelften* und *angefehenften* Vorfteher diefer oder jener Gemeinde' feyn. Bey Organifirung diefer Synode follte die vorige Verfaffung der Aufser-Rhodifchen und der St. Gallifchen Synode zum Grunde gelegt werden. Diefe erfte allgemeine Synode foll nun einen Cantonskirchenrath organifiren, und die Gefchäfte und Pflichten deffelben feftfetzen. Die Zahl feiner Mitglieder foll, nicht unter 12 und nicht über 20 feyn, und in jedem Falle aus $\frac{2}{3}$ Pfarrer, und $\frac{1}{3}$ weltlicher Mitglieder beftehen. Die Synode wählt hierauf 5 politifche und 10 geiftliche Wahlmänner; die 5 politifchen wählen aus der gefammten Geiftlichkeit $\frac{2}{3}$ und die 10 geiftlichen Wahlmänner wählen aus den politifchen Mitgliedern der Synode $\frac{1}{3}$.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 9. October 1802.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

PRESBURG, b. Landerer: *Merkantilische Bemerkungen und Vorstellungen in Bezug auf das Königreich Ungarn mit den angranzenden österreichischen Staaten betrachtet.* Einer hochlöblichen in Commerzwesen angeordneten Reichstagsdeputation durch den ungarischen Handelsstand der Presburger, Pesther, Ofner, und Raaber-Handelsleute im Monat Jun. 1802. unterthänigst eingereichet. 1802. 216 S. 8.

Diese Bemerkungen sind aus dem Tagebuch des ungarischen Reichstags vom J. 1802. besonders abgedruckt. Als nämlich der König von Ungarn von den Reichsständen eine Erhöhung der Contribution und des Salzpreises forderte, die ihm zwey Millionen Gulden neuer Einkünfte tragen sollte, verlangten im Gegentheil die Stände die Eröffnung neuer Nahrungsquellen für die Steuerpflichtigen durch Hinwegräumung der jetzt den ungarischen Handel drückenden Hindernisse. Hierauf wünschte der Hof selbst, diesen allgemeinen Wunsch der Stände zergliedert, und im Detail vorgestellt zu sehen. Die Reichsstände ordneten diesem zu Folge einen Ausschuss in Handelsangelegenheiten an, und um diesen Ausschuss mit allen nöthigen Kenntnissen zu versorgen, gesellten sie ihm mehrere zu diesem Zwecke einberufene Kaufleute aus den auf dem Titel genannten Städten bey. Das Resultat von allem war eine ständische Vorstellung nach Hofe, welcher vorliegende Bemerkungen im Original beygeschlossen wurden.

Es kann manchmal der Fall seyn, dass der erleuchtete Staatsmann in Handelssachen anders und zwar richtiger, mit dem aufs Ganze gerichteten Blicke sieht, als ein sein Privatinteresse vor Augen habender einzelner Kaufmann, oder eine ganze Handlungsgilde; indessen ist es dem Staatsmanne selbst höchst wichtig und nöthig, die Stimme mehrerer erfahrnen Kaufleute zu vernehmen, und vorzüglich auf jene Punkte zu achten, in welchen diese Stimme einhellig zusammen trifft. Vorliegende Bemerkungen, besonders die des Pesther Handelsstandes, sind überall bescheiden, und meistentheils gründlich verfasst. Sie lassen sich füglich unter zwey Classen bringen: zu *der ersten* gehören diejenigen, welche solche Mängel und Gebrechen der innern ungarischen Verwaltung aufdecken, die dem Handel drückend und lästig sind: *zu der andern jene*, welche das in den andern österreichischen Erbländern jetzt zum Nachtheile des ungarischen Handels bestehende, Zoll- und Monopolien-System betreffen. Von der *ersten Classe* sind z. B. die Wünsche wegen Regulirung der Juden, — Errichtung von Beschau-Aemtern; wegen Strassen- und Canalbau, — wegen Polizey der Fuhrleute, wegen Abschaffung willkürlicher Transito-Aufschläge in einigen ungarischen Städten, — wegen Regulierung der Brücken- und Weggelder, — wegen besserer Bestellung der Posten und Errichtung mehrerer Postwägen-Course, — wegen Einführung des Wechselgerichts, wegen Errichtung eines eigenen Commerzcollegiums u. s. w. Die nützlichen Wahrheiten, welche über sämmtliche diese Gegenstände gesagt werden, kommen nun durch diesen ungarischen Reichstag in grösserem Umlauf; und es war gewiss sehr zu wünschen, sie im ganzen Zusammenhange den Ständen und den Gerichtsbarkeiten des Reichs vorzulegen, welche zu deren Realisirung viel beytragen können. Doch kann man von der andern Seite nicht verkennen, dass in einer jeden, zumal aber in der monarchischen Regierungsform, die Hauptanregung zu allem Guten, und die oberste zweckmässige Leitung aller dahin einschlagenden Geschäfte und Unternehmungen der executiven Gewalt zukommt, und von ihr mit Recht erwartet wird. Es steht daher zu erwarten, dass der König, seine Hofkanzley und Statthalterey von gleichem Geiste belebt, sich jene Gegenstände besonders werden angelegen seyn lassen. So und nur so kann Ungarn zu einem Reiche werden, das seinem Könige für die Erhaltung der Monarchie nicht nur zwey, sondern mehrere Millionen Gulden neuer Einkünfte auf künftigen Reichstägen votiren wird. Ein Hauptumstand ist unberührt geblieben, der nämlich, dass zur Aufnahme des Handels der ungarische Unterthan als Hauptproducent einen höhern Grad des Eigenthums auf den von ihm bebauten Grund und Boden erhalten, und seine Roboten oder Frohndienste loskäuflich gemacht werden müssten.

Bey der *zweyten Classe* von Beschwerden hängt die Hülfe ganz allein und unmittelbar von dem Könige, als Souverain der österreichischen Monarchie ab. Die Vorstellungen des ungarischen Handelsstandes mussten hier eine doppelte Klippe meiden, die sich auf ihrem Wege fand. Zuerst liess sich nicht begehren, dass der Monarch auf sehr ansehnliche Staatseinkünfte ohne Ersatz Verzicht thun sollte, welche er z. B. aus dem Tobaksmonopol bezieht. Dann aber liess sich billigerweise nicht verlangen, dass der Souverain die Einfuhr z. B. des ungarischen Weins so sehr auf immer und auf einmal freylassen möge, dass dadurch der Weinbau in Oesterreich, und der

der daraus jetzt seine Steuer bestreitende Contribuent zu Grunde gerichtet würde. In Rücksicht auf den ersten Punkt läfst sich hoffen: dafs mit der Zeit der höchste Hof zur Aufhebung des lästigen Monopols, (dessen Ertrag durch das Heer der dabey angestellten Beamten gröfstentheils aufgezehrt wird) die Hände bieten, die hieraus gewonnene Summe auf seine Staaten (auch auf Ungarn nach einem billigen Accord mit den Ständen) vertheilen, Ersatz dafür begehren, und so den Tabaksbau in Ungarn, Galizien, Mähren u. s. w. frey lassen werde, wodurch der innere Wohlstand dieser Länder und die Beliebtheit des Monarchen gleich sehr gewönne. In Rücksicht des zweyten Punkts geschähe den österreichischen deutschen Erblanden gar kein Unrecht, wenn bey der anerkannten Unvollkommenheit und Unzulänglichkeit ihrer Fabriken, worüber auch hier z. B. S. 124 fg. geklagt wird, die jetzt zu viel mit Weinbau und Feldarbeit beschäftigten Hände allmälig mehr und mehr zu den Fabriken gezogen, die Wohlfeilheit des Materials und des Arbeitslohns durch immer mehr begünstigte Einfuhr ungarischer Producte erzielt, den wohlfeilen österreichischen Fabrikaten der Ausweg in den Welthandel gebahnt, und Oesterreich ein eigentliches Fabrikenland, Ungarn aber dessen Kornkammer würde.

Die Vorstellungen der ungarischen Handelsleute haben jedoch auch nicht einmal diese Punkte berührt, sondern sich in noch engere Gränzen zurückgezogen, um obige beide Klippen zu meiden. Destomehr Rücksicht verdienen einige ihrer Klagen, wovon Rec. hier mit ihren eigenen Worten ein paar Proben anführt. So z. B. heifst es S. 121. Der ungarische Handelsmann hat zwar die Freyheit, seine Waaren von auswärtigen Handelsplätzen und Seehäfen zu verschreiben; allein in Rücksicht der Abmauthung dieser Waaren unterliegt er dem ungewöhnlichen Druck, dafs er diese Waaren in Hauptlegstädten der kaiserlichen deutschen Erbländer verzollen mufs, dafs er sie nur verzollt schon nach Ungarn mauthfrey einführen darf, und dafs er daher des Vortheils beraubt ist, den der deutsch-erbländische Unterthan geniefst, den Consumo-Zoll ersparen, und die Waaren per Transito expediren zu können, wenn sich ihm ein Ausweg darauf zur Versendung in fremde Staaten darbietet. — S. 85. Waaren, die von Wien aus nach Galizien versandt werden, unterliegen keiner weitern Zollabnahme, weil sie von Wien dahin per Transito gehen: sobald sie jedoch diesen Weg aus Ungarn machen, müssen sie an der galizischen Gränze von neuem denselben Zoll entrichten, als kämen sie, indem sie aus Ungarn kommen, aus einem Auslande. S. 155. Wir sind unendlichen kostspieligen Verdrüfslichkeiten dadurch ausgesetzt, dafs das Gewicht unserer z. B. über Böhmen nach Sachsen gehenden Tobaksblätter gerade mit unseren Angaben, oder besser gesagt, mit den in unsern Magazinen gehabten Gewicht genau eintreffen soll. — Sind nicht (S. 186.) die Strafgesetze, im Fall der Tabak durch feuchte Witterung während seines Durchzugs durch die deutschen Erblande im Gewicht zunimmt, oder durch Hitze und Dürre abnimmt, wahrhaftige Abschreckungsmittel für den ungarischen Handel? S. 91. Die tiefsten Wunden schlagen dem ungarischen Ausfuhrhandel die Handelsverbote, wenn die von den Privaten der deutschen erbländischen Staaten bey wohlfeiler Zeit, (und verfügtem Handelsverbot) aufgehäuften Vorräthe den Speculationsgeist der ungarischen Kaufleute alsdann hindern, wann bey aufgehobenem Verbot die Preise davon im Lande durch öftere Nachfragen zu steigen anfangen, wie diefs ein bekannter Fall bey den Knoppern war.

Rec. kann nicht alles, was in diesem Buche für den Statistiker und Handlungskundigen lehrreich ist, ausheben; er mufs nur noch aufmerksam darauf machen, dafs fast alle Aeufserungen dieser Kaufleute sich wider die Aufhebung einer für jede Stadt bestimmten Zahl von Handwerks-Meistern und Kaufleuten, und wider die diefsfällige freye Concurrenz, gegen die Wünsche der 1791 angeordneten Reichsdeputation erheben; und dafs sie eben so einhellig um Wiederherstellung des Umlaufs der Conventionsmünze bitten; wie denn auch wirklich der österreichischen Monarchie nichts so sehr geschadet hat, als die im J. 1796 u. fg. vorgegangenen Münzänderungen und Einführung auch kleinerer Bancozettel in groser Menge.

Erlangen, b. Palm: *Materialien zur Polizey-Cameral- und Finanz Praxis*, für angehende praktische Staatsbeamten, von D. *Heinrich Bensen*, Professor in Erlangen. *Ersten Bandes.* 1—3 Heft. 1800. 612 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Auch unter dem Titel:

Aug. Ludw. Schotts, weil. Hofrath und Prof. auf der Friedrich. Alexanders Universität etc. *Vorbereitung zur juristischen Praxis*, besonders in Rücksicht auf die Schreibart in rechtlichen Geschäften. Neue ganz umgearbeitete Ausgabe von D. *H. Bensen*, Prof. in Erlangen etc.

Die in diesem Werke enthaltenen Vorschriften für angehende Cameralisten, wie Berichte, Rescripte, Deductionen etc. angefertigt werden sollen, sind an sich zwar gröfstentheils gut und zweckmäfsig, aber so unerhört weitläuftig, und gehen so sehr in das Detail, dafs in der That viel Geduld dazu gehört, um sie mit Aufmerksamkeit zu lesen, und durch die häufigen Wiederholungen, und durch den trockenen Vortrag sich nicht abschrecken zu lassen. Wer Logik studiert hat, und die Sprache, in der er schreiben soll, verstehet, der wird, wenn er bey einem Collegio angestellt ist, sehr bald lernen, wie die verschiedenen Auffätze in der Finanz-Praxis angefertigt werden müssen; um so mehr, da, in dem preufsischen Staate wenigstens, nicht mit Peinlichkeit auf die Beobachtung der kleinlichen Formen gesehen wird. Die Hauptregel bey Auffätzen aller Art, ist die

die Horazische *dicat debentia dici, pleraque differat, et praesens in tempus omittat.* Will man indessen besondere Regeln wegen der Formen geben: so müssen sie wenigstens kurz und bündig seyn. Vorschriften aber wie z. B. S. 20. dass die Buchstaben weder zu groß noch zu klein seyn sollen, oder S. 22. wie man sich des Komma, des Semicolons, des Punktums etc. bedienen müsse, gehören in die untersten Schulclassen und nicht hierher. — Die Schemata zu Rescripten, Berichten, Recessen, Protocollen etc. sind recht gut, nur in den letztern vermisst man die Angabe des Alters und der Religion des zu Protocoll Vernommenen, welches bey gerichtlichen Protocollen sehr häufig erfoderlich ist; desgleichen der Beweis, dass man der sey, für den man sich ausgiebt; kennt der Protocollant aber den zu Vernehmenden, so wird besonders bemerkt: erschien der, Unterschriebenem von Person wohlbekannte N. N. etc. — Rec. hat der Abschnitt von dem historischen belehrenden Geschäfts-Stil vorzüglich gefallen. Es wäre zu wünschen, dass die darin aufgestellten Regeln von allen Geschäftsmännern beherzigt würden, damit die Pleonasmen, die Einschaltung der Zwischensätze, das Zusammendrängen mehrerer Sätze in eine Periode u. a. Fehler sorgfältiger vermieden würden. Auch die Schemata zu den Berichten sind in Ansehung der Form recht gut; der Inhalt betrifft Erörterungen wichtiger Gegenstände als z. B. des Zunftzwanges, der Aufhebung der Gemeinheiten und Frohndienste, u. a. m. worüber zum Theil die Meynungen noch verschieden sind, ein Rec. also, ohne absprechend zu seyn, nicht darf entscheiden wollen. Der S. 202. angegebene Grund, weswegen der Referent eines Berichts, der Wahrheit getreu bleiben müsse, ist sehr naiv „weil „die obere Behörde, die Acten selbst nachlesen, und „das Bemänteln eines Factums, für den Vf. von „nachtheiligen Folgen seyn könnte." — S. 460. Giebt der Vf. eine Anleitung, wie jemand, der in seinen Gerechtsamen durch einen Obern dadurch gekränkt ist, dass ein Anderer vor ihm begünstigt worden, seine Vorstellung an diesen Obern richten müsse, um Recht zu erlangen. Er soll nämlich eingestehen „(NB. wider seine Ueberzeugung) dass die dem andern vor mehreren Jahren ertheilten Vorrechte, aus den triftigsten Gründen wären verliehen worden, und dass das Publicum unstreitig dabey gewonnen, (dazu gehört viel Selbstverläugnung) aber die Lage der Sache habe sich geändert" etc. Dieses sey nöthig, behauptet der Vf., weil der Obere doch schwerlich eingestehen würde, dass er die Gränzen seiner Gewalt überschritten habe. Man sieht hieraus, dass man auch in diesem Buche Gewandheit lernen könne.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PRAG, b. Calve: *Libussa.* Eine vaterländische Vierteljahrschrift. Herausgegeben von *J. G. Meinert. Ersten Bandes, erstes Stück.* 1802. 160 S. 8. m. K. (16 gr.)

Libussa, eine Herzogin der Böhmen, die böhmische Dido, wie der Vf. sie nennt, deren Geschichte in den Zeiten der Fabel sich verliert, und die das Andenken einer Wohlthäterin ihres Volkes hinterlassen hat, giebt dieser Zeitschrift den Namen. Ueber den Zweck und Inhalt derselben erklärt sich der Vf. in der Einleitung auf folgende Weise: „Irgend eine schlummernde Geisteskraft geweckt — irgend ein verborgenes Verdienst in das Licht der Oeffentlichkeit gestellt — manche gemeinnützige Erfindung verbreitet — eine und die andere treffliche Anstalt, wenn nicht zur augenblicklichen Ausführung gefördert, doch zum Gegenstande uneingenommener Prüfung erhoben — allem Guten in unserm Vaterlande seine Palme zuerkannt — mit bescheidener Freymüthigkeit die Mängel zergliedert zu haben, die zu verschweigen, Verbrechen gegen eine weise Regierung wäre — nach diesem Ruhme strebt Libussa." — Das erste Stück enthält 1) eine sogenannte Ode, die bey dem Friedensfeste, das Hr. *Jablonsky* veranstaltete, gesungen ward, 2) Geschichte des Entwurfes zu einer Holzflösung aus einem Theile des Böhmerwaldes nach der Hauptstadt Prag. Nahe am Ursprunge der Wottawa, unweit der Städte Berg- und Unter-Reichenstein giebt es grosse, jetzt fast unbenutzte Waldungen, die vermittelst der Wottawa und der Moldau auf einer 36 Meilen langen Wasserreise nach Prag geflösst werden sollen. Man hat, nach genauen Untersuchungen und Berechnungen gefunden, dass die Districte Stubenbach, Bergreichenstein und Kammerwald im Verlaufe von 130 Jahren 3,522,058 Klaftern abliefern können. Schon im J. 1797 wurden mehrere Berichte an den Hof darüber eingegeben; allein der Krieg erlaubte nicht, dass der Staat einen Aufwand machte, welchen der Vf. auf 163,932 Gul. berechnete. Indessen erklärte der Kaiser 1798, dass er aus seinem eigenen Vermögen beytragen, und der Gesellschaft, welche dieses Geschäft unternehmen würde, beytreten wolle. Hauptsächlich beförderte das Werk der Fürst von Schwarzenberg, indem er das Gut Stubenbach erkaufte. Hr. *Rosenauer*, ein bekannter Ingenieur, führte einen Canal von 9000 Klaftern, und das in einem so kurzem Zeitraume, dass er bereits in diesem Jahre Holz nach Prag abflösste. Diese Unternehmung ist um so wichtiger und wohlthätiger, da man schon seit einiger Zeit berechnet hatte, dass das Holz in dieser Stadt in weniger als 10 Jahren einen Preis erreichen müsse, den kein Armer mehr erschwingen könne. 3) Bruchstücke aus dem Vermächtnisse einer verlobten Komödiantin an ihre Tochter; ein 18 Seiten langes Gedicht, wovon der Janus schon im J. 1800. Probestücke geliefert hat, von welchem aber Rec. schlechterdings nicht absehen kann, wie es mit den angezeigten Zwecken der Libussa zusammenhangt. Ueberhaupt befremdet es ihn, in dieser Zeitschrift so viele Gedichte zu finden, die übrigens grösstentheils nicht schlecht sind. 4) Einige Gedanken über die willkürliche Anstellung und Abdankung der Beamten durch die Grundbesitzer. — *Die eigentlichen Justizbeamten hängen in den österreichischen Staaten nicht mehr von der absoluten Willkür*

kür der Güterbesitzer ab, und die Regierung hat schon längst mancherley Verordnungen und Einschränkungen darüber gemacht; allein der Vf. dieses Auffatzes wünscht, dass diese Verordnungen auch auf die Wirthschaftsbeamten ausgedehnt werden möchten, theils, weil diese in Böhmen doch immer auch eine Art von Gerichtsbarkeit ausüben, theils, weil es mehrentheils schlecht um sie bestellt ist, und endlich weil es für die Güterbesitzer sowohl als für den Staat vortheilhaft seyn würde. 5) Erläuternde Winke über die wasserdichten Stoffe der Hn. Ackermann, Suardy und Comp. ist nichts weiter als eine Uebersetzung der Analytical Hints etc. die diese Fabrikanten vor einiger Zeit über ihre jetzt schon allgemein bekannte Erfindung herausgaben. — Aber gehört das in die Libussa? — 6) Geschichte und Beschreibung der gräflich waldsteinischen Tuchfabrik in Oberlautensdorf. Sehr interessant. Diese Fabrik nährt jetzt 800 Menschen, und liefert jährlich 1000 bis 1400 Stück gewebte Tücher, die auf zwey Walkmühlen gewalkt und auf 5 bis 6 Rauböcken geraut werden. Sie liefert Halbtücher, wovon die Wiener Elle von 2 Gul. 36 Kr. bis 3 Gul. 15 Kr. kostet, und feine Tücher, von 5 bis 8 Gul. die böhmische Elle. Dieses Städtchen, das unweit Töplitz liegt, und jetzt 300 Häuser hat, war vor hundert und etlichen Jahren das elendeste Dorf des Leutmeritzer Kreises von 13 armseligen Hütten. 7) D. *Johann Brown* und sein neues Lehrgebäude der Arzney; ist eine Ehrenrettung des schottischen Arztes und Anpreisung seines Systems. — Nach dieser umständlichen Anzeige des ersten Stückes der Libussa wird der Leser hinlänglich im Stande seyn, selbst davon zu urtheilen.

Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Neue Mannigfaltigkeiten zu einer nützlichen Unterhaltung für die Jugend.* Zwey Theile. 1801. Erster Theil. 234 S., Zweyter Theil. 190 S. 8. (1 Rthl.)

Für junge Menschen, deren Seelenkräfte bereits zweckmässig ausgebildet worden, und welche sich die übrigen erfoderlichen geographischen, historischen und physikalischen Vorkenntnisse erworben haben, wird diese ernsthafte Lectüre gewiss nicht ohne Nutzen seyn. Denn solche Leser erfodert eine Sammlung, welche fruchtbare Auszüge aus den Reisebeschreibungen eines *de Luc*, *William Bligh's*, *Falkonbridges Nachrichten*, eines *v. Saussüre* liefert, welche nicht alltägliche physikalische Versuche z. B. Th. II. S. 41. über *die Verbrennlichkeit des Diamanten* von Hn. *Maquer* mittheilt, welche interessante Beobachtungen aus der Menschen- und Thierwelt aufstellt, welche überdiess noch ihren jungen Lesern, mehrere gute moralische Erzählungen als z. B. *Tobias Witt*, aus *Engels* Philos. für d. Welt, und eine nicht unebene Auswahl von Gedichten und Fabeln als geistiges Dessert zum Besten giebt. Für die gewöhnliche Jugend aber dürfte sie, wofern der Sammler auf sie gerechnet hätte, wohl ganz ungeniessbar seyn.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Göttingen*, b. Dieterich: *Von der unfehlbaren Erhörung des Gebetes im Geiste Jesu. Zwey Predigten* über Joh. 16, 23. 24. von *Nicol. Heinr. Ruete* aus Hamburg, des Gött. Predigerseminariums ordentlichen (m) Mitgliede (und) *Joh. Horn* aus Verden, Mitgliede des homilitischen Seminariums und der herz. deutschen Gesellsch. zu Helmstädt, wovon der ersten die ausgesetzte königliche Prämie, der zweyten das Accessit von der theol. Fac. zu Gött. am 4. Jun. 1801. zuerkannt wurde. 56 u. 40 S. gr. 8. (6 gr.)

Die zweyte hat noch den besondern Titel:

Predigt über die unfehlbare Erhörung des Gebetes im Geiste Jesu. Bearbeitung der von der th. Fac. zu Gött. für das J. 1801. *aufgegebenen homiletischen Preisaufgabe* von *Joh. Horn* etc.

Als *Rede* betrachtet, verdient die erste wohl unstreitig den erhaltenen Vorzug. Sie ist klar gedacht, wohl verbunden, und mit ruhiger Würde ausgesprochen, im Geiste *Spalding's*, der von keinem unserer angehenden Kanzelredner vernachlässigt werden sollte. Der zweyten fehlen zwar diese Vorzüge nicht; aber sie ist nicht frey von dem Fehler, glänzen, und bloss angenehm unterhalten zu wollen, und durch diesen Fehler wird sich der Vortrag zu ungleich. So passt der schlichte Ausdruck (S. 6.): „manche — wähnen, es sey einer-„ley, ob man bete oder nicht" nicht zu dem Anfang: „Je-„hovah nannte dich den Allgegenwärtigen, dem wir jetzt un-„sere Kniee beugen, nach der Sprache des Donners der Stif-„ter der Religion der Juden." Wir finden diese Erinnerung um so nöthiger, da Hr. *Horn* unläugbar eine schätzbare Anlage zum eigentlichen Redner hat. — In Hinsicht auf die *Theorie* vom Gebete hingegen stehen wir nicht an, die zweyte Predigt der ersten vorzuziehen. Hr. *Ruete* erkennt nur den lebhaften Wunsch, vollkommen sittliche Wesen zu werden, für das wahre und ächte Gebet (S. 9.). „Die Stellen der „Schrift, in welchen jedes Gebet, es habe zur Absicht, zum „Gegenstande, was es wolle," [versteht sich, die um unmögliche und unerlaubte Dinge weggerechnet] „empfohlen zu „werden scheint, werden *nur durch Scheingründe so verstan-„den*" (S. 17.). Die Bitte um das tägliche Brod steht freylich im V. U., aber sie ist auch die einzige bescheidene Bitte um das nothwendige Erfodernis unsers Daseyns. Die Bitte Jesu: Nimm diesen Kelch von mir, wird (S. 21.) zwar angeführt, aber es wird ihr, um das Anstössige zu entfernen, sogleich diese beygesetzt: Vater vergieb ihnen. Bitten um irdische Güter haben also gar keine eigentliche Erhörung zu hoffen. Wir begreifen nur nicht, wie sie dann der Fürbitte zugesagt werden kann, die S. 20. u. 46. empfohlen wird, ohne die für die irdischen Güter auszuschliessen. — Weit gemässigter urtheilt hierüber Hr. *Horn*. Er verwirft nur das *unbedingte* Gebet um zeitliches Wohl (S. 14.), und erklärt (S. 16.), es sey an sich nicht unerlaubt, auch um irdische Güter zu Gott zu beten. Durch das Gebet eine Veränderung in dem von Ewigkeit her gefassten Plane des Ewigen hervorbringen zu wollen (S. 39.), fällt ohnehin keinem vernünftigen Beter ein.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 11. October 1802.

SCHÖNE KÜNSTE.

GÖRLITZ, b. Anton: *Torquato Tasso's befreytes Jerusalem.* — Uebersetzt von *A. W. Hauswald,* kurf. sächs. geh. Secretär. *Erster Band.* 1802. 351 S. *Zweyter Band.* 353 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Ehe noch Hr. Gries seine treffliche Uebersetzung des Tasso'ischen Gedichts ganz beendigen konnte, erscheint diese anderweitige, die alle zwanzig Gesänge umfasst, und wie wir zum Vergnügen der Leser, und zur Aufmunterung des Vfs. sagen müssen, wirklich viel Verdienst hat, ob sie gleich, da Hr. Gries ungleich mehr Schwierigkeiten zu überwinden hatte, seiner Arbeit unstreitig die Palme des Vorzugs überlassen muss. Hr. Hauswald nämlich hat sich von dem Sylbenmasse der Ottave rime mit dreymal wiederkehrenden Reime dispensirt, und sich ausserdem viele, obgleich meist nicht unglückliche Freyheiten erlaubt; seine Manier nähert sich daher mehr der Manso'ischen, und kann daher, so fern man bey übrigens gleichen Vorzügen, die treuere Copie für die schönere halten muss, unmöglich Ansprüche machen, der Griesischen Uebersetzung im Range gleich gesetzt, geschweige denn ihr vorgezogen zu werden. Auch macht der bescheidene Vf. solche Ansprüche selbst nicht, wie schon das auf dem Titel aus Livius entlehnte Motto bezeugt: *et si in tanta scriptorum turba mea fama in obscuro sit, nobilitate ac magnitudine eorum, meo qui nomini officient, me consoler.* Aber der wackere Mann kann sich noch besser trösten; er darf nicht fürchten *verdunkelt* zu werden; seine Uebersetzung zeigt so viel poetisches Gefühl, Eleganz des Ausdrucks, und Anmuth der Versification, dass ihm mit vollem Rechte Cicero's Ausspruch zu statten kommt: *Prima sequentibus honestum est in secundis tertiisque consistere.*

Geht man endlich von dem Gesichtspunkte aus, dass eine freyere Uebersetzung eines Dichterwerks in ihrer Art eben so schön seyn kann, als die genauere und treuere Copie in der ihrigen: so muss man gestehn, dass Hr. Hauswald in jener Art etwas geliefert hat, was man den besten Arbeiten an die Seite stellen kann. Seine Stanzen, wenn gleich keine *Ottave Rime,* sind melodisch, voll Abwechslung, und schön gerundet; seine Reime meistens ganz ungezwungen, und richtig; die Beschreibungen Tasso's haben, wenn auch der Uebersetzer oft andre Züge wählt, doch in den meisten Fällen nichts an ihrer Pracht, die Erzählungen nichts an lebendiger Fortschreitung, die Reden nichts an Kraft und Feuer, der Wortausdruck nichts von seinem Adel verloren; und nur selten hat sich ein unpoetisches Wort eingeschlichen, wie das beynah nur gerichtsstilmässige *unangesehn*, das in drey Stanzen hinter einander vorkömmt.

Man lese die Beschreibung von Reinald's Jugend I, 58.

> Doch mehr als alle ward mit Staunen angeblickt
> Der junge Reinald. An der Jugend Grenze
> Mehr Knab' als Jüngling noch war in dem ersten Lenze
> Er schon durch Herz und Geist zum Mann hinaufgerückt.
> Wo Blüten sonst kaum sichtbar sind, da lachten
> Hier der Erfahrung reife Früchte schon,
> Im blanken Helm schien er der Gott der Schlachten,
> Und ohne Helm Cytherens schöner Sohn.

Oder die vorzüglich schön gearbeitete Erzählung von Olint und Sophronia, im zweyten Gesange, wo wir nur aus der Charakterschilderung Klorindens diese Stanze ausheben:

> Früh zähmte sie ihr Ross mit scharfem Wolfsgebisse
> Schwang früh den Speer, warf früh den Wurfspiess weit
> Sprang über Klüfte, schwamm durch breite Flüsse
> Und stärkte sich für Thaten künftger Zeit.
> Nichts war bey einem Muth, der immer kalt
> Und ruhig blieb, zu schwer für sie zu wagen.
> Sie schien ein Mann, wenn's Löwen gab zu jagen,
> Ein Löwe, wenn es Männern galt.

Oder das Porträt des Fürsten der Hölle, das, ungeachtet manche Pinselstriche von Tasso's Originale abweichen, doch schönen Ton und Haltung hat. IV. 7.

> Es überzieht die Wuth, die ihn erhitzt,
> Sein gräsliches Gesicht mit Feuerröthe,
> Aus seinen blutgefärbten Auge blitzt
> Der Neid des Hundes und das Gift der Kröte.
> Das Kinn umwallt ein Bart von ungeheurer Länge
> Der nieder bis zum Gürtel steigt.
> Nicht Zähne sind es, sondern Fänge
> Des Ebers, was sein offner Rachen zeigt.

So könnten wir, wenn uns der Raum erlaubte, viele *locos eclogarios* auszuheben, sie aus allen Gesängen wählen. Doch vor allen würden wir fast die Hälfte des sechzehnten Gesanges abschreiben müssen, worin

worin der Uebers. in der Beschreibung des Aufenthalts Rinaldo's bey Armiden wahre Dichterkraft aufgeboten hat, um nach seinem Originale zu ringen.

Jetzt gehn wir zu einigen Stellen über, wo sich unsers Bedünkens die Kritik erlauben darf, Verbesserungen vorzuschlagen. Wir wählen dazu gerade solche, die wir nach Hn. Gries Uebersetzung (A. L. Z. 1801. Nr. 222. u. f.) ausgehoben haben. Zuerst den Eingang des Gedichts.

1.

Die Waffen singt mein Lied, die Gott geweihten,
Den Feldherrn sing ich, der nach Morgen zog,
Um mit dem Muth, den oft das Unglück bog,
Doch nie bezwang, das Grab des Heilands zu erstreiten:
Wie sein nach langem Kampf der Sieg geworden,
Wie fruchtlos ihm die Hölle widerstand.
Und Asien und Libyen viel Horden
Umsonst, ihn zu verhindern, ausgesandt.

2.

Die du mit Lorbeern dich nicht kränzest,
Wie man am Fuss des Helikons sie bricht;
O Muse die du unvergänglich glänzest
Von Sternendiadem, das deine Schläf' umflicht,
Von deiner Glut lass meine Brust entglühn,
Lass rein mein Lied ertönen, und verzeihe,
Wenn Blümchen ich, die nur im Land der Dichtung blühn,
Zu deiner Wahrheit heilgen Perlen reihe.

In der zweyten Stanze ist bey unserm Uebersetzer die Muse der heiligen Geschichte nicht so deutlich bezeichnet, hingegen die zwey letzten Verse poetischer als im Originale.

Im vierten Gesange lauten die 30. 31. 32. Stanze, die Armidens Schönheit beschreiben, bey Hn. Hauswald also:

30.

Es wallt ihr Haar mit Nardenöl getränket
Den Nacken sanft hinab. Ihr Auge, schön gespalten,
Ist wenn es schonend nicht den Blick zur Erde senkt,
So wenig als das Licht des Tages auszuhalten.
Die Wangen gleichen frischen Blumenbeeten
Auf welchen Rosen unter Lilien blühn,
Weil ihre Lippen von Rubin
Die Rosen mit erhöhtem Purpur röthen.

31.

Es deckt die Alabasterbrust,
Die zierlicher die Hand der Liebe nie gerundet,
Ein lockrer Schnee, an dem geheime Lust
Nur heisser sich und heftiger entzündet.
Vergeblich birgt ein neidisches Gewand
Zur Hälfte diese schönen Marmorhügel
Die Phantasie geräth nur mehr in Brand,
Und löst verborgner Schätze Siegel.

32.

So wie der Sperling am Geländer
Nach der vom Netz umhangnen Traube pickt,
So schiebt die Phantasie die Hüllen weg, und blickt,
Durch alle Falten der Gewänder,
Wühlt ungestraft mit frecher Hand,
Verliert sich in geheimer Lust Genüssen
Und schwelgt, den Becher bis zum Rand
Gefüllt, wo andre darben müssen.

In diesen Strophen bemerkt man leicht, wie viel edler und regelmässiger Hr. Gries, ungeachtet der Fesseln eines schweren Sylbenmasses sich zu bewegen verstand. Die Abweichungen, die sich hier Hr. H. vom Original erlaubt, sind keineswegs Verschönerungen, nicht einmal Ersatz für das, was er verloren gehen liess. Das Gleichniss vom Sperling, das an einer andern Stelle recht gut wäre, hat hier das weit edlere Tassoische vom Lichtstral, der durch Wasser und Krystall dringt, ohne sie zu spalten, ungebührlich verdrängt, und die ganze 32ste Strophe scheint es bey Hn. H. recht darauf anzulegen, die feinen Züge des italiänischen Urbildes einer lüsternen Phantasie zu vergrössern.

Auch in den drey Strophen 75—77 bleibt Hr. Hauswald weiter, als man ihm nachsehn kann, hinter Hn. Gries zurück.

75.

Das Schmerzgefühl als Königin
Umsonst geweint zu eines Mannes Füssen
Zu haben, riss sie mächtig hin,
Und liess von neuem ihre Thränen fliessen,
Die Thränen, die wie Perlen niederfielen,
Den Tropfen gleich, die, wenn der Tag erwacht,
Auf Saat und Halm in aller Pracht
Der reinsten Diamanten spielen.

76.

Zu jedem wohlgewognen Triebe
Ist von dem Mitleid bald der Schritt gethan,
Und ihre Fackel zündet leicht die Liebe
An schöner Augen Thränen an.
Was sonst gemeine Flammen dämpft,
Dient nur der Liebe Glut zu mehren,
Und mehr als menschlich muss sich wehren,
Wer mit betrübter Schönheit kämpft.

77.

Armide weint und aufgeschlossen
Fühlt plötzlich sich dem Mitleid jedes Herz,
Und unwillkürlich lockt ihr Schmerz
Aus Augen Thränen, die sie nie vergossen.
Den hat ein Tigerthier gesäugt
Und eine Wölfin den getragen,
Seufzt mancher heimlich, der bey solchen Klagen,
Bey solchen Thränen fühllos schweigt.

Die Abweichungen vom Originaltexte, dem Hr. Gries so schön getreu blieb, sind auch hier keine schönen Va-

Varianten. Tasso sagt, den Grausamen muss eine Tigrin gesäugt, ein grauser Fels, eine schäumende Meeres-welle muss ihn geboren haben. Eine solche poetische Schöpfung kann die Phantasie wohl fassen; nicht aber, dass ein Mensch von einer Wölfin geboren und dann von einer Tigrin gesäugt sey. Auch ist die 77ste Strophe durch den verfehlten Ausdruck der letzten Verse, und dadurch, dass das Subject, Gottfried, ganz ausgelassen ist, dunkel geworden. Wie viel grössere Klarheit hat die Stanze bey Hn. Gries:

Und manches Auge weint in ihre Klagen
Und selbst das rauhste Herz wird ihr geneigt,
Und fühlt mit ihr und muss sich heimlich sagen:
Wenn itzt nicht Gottfried seinen Starrsinn beugt,
So hat ihn wohl ein harter Fels getragen
Und eine wilde Tigrin ihn gesäugt,
So hat ihn wohl das kalte Meer geboren,
Dem solcher Schönheit Thränen sind verloren.

Wir haben bey der Anzeige des ersten Theils der Griesischen Uebersetzung das treffliche Gemälde von Armidens schlauen Buhlerkünsten IV, 86. u. f. ausgestellt; hier ist es nun auch nach Hn. Hauswald's Copie, die sich nicht scheuen darf, neben jenem sich sehn zu lassen:

86.

Sie eilt indessen, weil der Wind
So günstig weht, Gebrauch davon zu machen,
Und Funken die bereits im Glimmen sind,
Zu vollen Flammen anzufachen.
Auf ihre Reize stolz, und stolz auf Künste
Durch die Medea Herzen sich gewann,
Hofft sie so glücklich das Gespinste
Hinaus zu führen, als sie es begann.

87.

Sie zeigt sich allen so verschieden,
Als sie verschieden Herz und Geist erblickt;
Und jeder findet in Armiden
Das Ideal, das ihn schon längst entzückt.
Dem Blöden macht sie Muth, dem Trägen Flügel,
Die so zu dringend federn, hält ihr Blick
In Achtung und in Furcht zurück
Und wechselnd braucht sie Sporn und Zügel.

88.

Merkt sie, dass einer sich in weiten Kreisen
Mistrauisch um sie dreht, und Zweifel hegt,
So weiss sie sich so gütig zu erweisen,
Dass flugs in seiner Brust Vertraun sich regt
Indem sie immer freundlich sich und heiter
Ihm zeigt, ihn immer näher an sich kirrt,
Bringt sie unmerklich fast ihn immer weiter
Bis sich zuletzt Verstand und Herz verirrt.

89.

Und wieder, wenn ein andrer nach dem Hafen
Zu rasch mit ausgespannten Segeln läuft,
So weiss sie ihn durch einen Stolz zu strafen,
Der seine Blüthe knickt bevor sie reift.
Doch nie beschneidet sie so ganz der Liebe
Die Flügel, löscht so gänzlich nie die Glut
Der Sehnsucht aus, dass dem erkrankten Muth
Nicht immer noch ein Stral von Hoffnung bliebe.

90.

Zuweilen scheint sie Tag und Licht zu hassen,
Begiebt sich traurig in die Einsamkeit,
Und scheint in stiller Abgezogenheit
Sich einzig ihrem Gram zu überlassen.
Und wenn sie bey der Sterne Flimmern
Nach den Gezelten hin schwermüthig sich verfügt,
Sieht sie die *Thräne, die sie lügt,*
In manchen Auge treu und wahrhaft schimmern.

91.

Auf einmal ist's, als ob die Hoffnung bessrer Zeit
In ihrem Herzen wieder Wurzel schlüge,
Und jugendliche *Heiterkeit*
Entfaltet ihre Stirn, *erheitert* ihre Züge.
Aus ihren Augen strahlt die Sonne
Mit *neuem Doppelglanz* hervor,
Und wer mit ihr in Wehmuth sich verlor,
Verliert sich jetzt mit ihr in Wonne.

92.

Doch weil sie lächelt, weil sie redet,
Doch weil sie wechselnd scherzt und weint,
Bereitet sie dem Herzen Gift, und tödtet
Den, welchen sie zu heilen scheint.
So ist denn nimmer ohne Pein
Was du mit uns versuchst, o Liebe, zu ertragen?
Du magst als Feind uns Wunden schlagen,
Als Arzt beflissen sie zu heilen seyn?

93.

So wechselt unaufhörlich Frost und Hitze
So Furcht und Hoffnung, Sturm und Sonnenschein.
Sie spottet nur mit der Verliebten Pein,
Und tiefe Wunden sind ihr leichte Ritze.
Und wenn dann zitternd einer von dem Triebe
Ihr merken lasst, der ihn verzehrt,
So stellt sie sich als hatte sie die Liebe,
Niemals gekannt, ja nie von ihr gehört.

94.

Und wenn ihr Widerstand nur grössre Glut erregt,
Und jener nun noch heftiger ihn wieder
Zu lieben fleht, und in sie dringt; so schlägt
Unmuthig sie die schönen Augen nieder,
Mit einem Blick, der jede Hoffnung tödtet
Sieht sie auf ihn herab, und dennoch dient ihr Zorn

Der ihre Wangen noch mit höhrem Purpur röthet,
Nur der Begierde mehr zum Sporn,

95.

Der Arme weiss nie ganz woran er ist,
Indem sie bald ihn fürchten lässt, bald hoffen,
Und in dem Augenblick, in dem er offen
Das Herz ihr legen will, den Mund ihm schliesst.
Sie wechselt, wie ein Proteus, die Gestalten,
Verändert öfter sich als der Aprill,
Steht wie ein scheues Wild dem Jäger nimmer still,
Und lässt so wenig als ein Aal sich halten.

96.

Durch solche Künste wusste sie
Sich täglich mehr Bewundrer zu verschaffen.
So allgewaltig siegte sie durch Waffen,
Die Amor ihren Reizen lieh.
Was Wunder noch, dass seinem Bogen
Alkmenens Sohn, Achill und Theseus unterlag,
Wenn ihm zu widerstehn nicht der vermag,
Der für des Heilands Grab das Schwert gezogen?

Allerdings hat sich auch hier Hr. Hauswald viel Freyheiten erlaubt, doch sind es meist unschädliche genialische Freyheiten, wobey nur in einigen Stellen die Schönheit der Urschrift verloren hat. So ist St. 83. der letzte Vers

Bis sich zuletzt Verstand und Herz verirrt

hier ohne Bedeutung; und das Original

Ed infiammando le amorose voglie
Sgombra quel gel che la paura accoglie

war hier buchstäblich auszudrücken. In der 88sten Stanze möchten wir die erste Metapher, ob sie wohl Tasso nicht hat, die der Uebersetzer von einem mit aufgespannten Segeln dem Hafen zueilenden Schiffe entlehnt hat, uns gefallen lassen, wenn nur nicht die Allegorie durch den vierten Vers zu rasch abgebrochen, und der Uebergang in diese neue

Der seine Blüthe knickt, bevor sie reift

zu grell wäre. Statt der *Blüthe*, die eigentlich nicht reift, hätte es überdem die *Frucht seiner Hoffnung* heissen müssen. In der 90sten Stanze giebt *die Thräne die sie lügt*, ein falsches Bild. Eine wirklich geweinte Thräne kann man nicht lügen; es sollte dafür etwa gesetzt seyn:

Sieht sie den Schmerz, den sie durch falsche Thränen lügt,
In manchem Auge treu und wahrhaft schimmern.

Wiewohl auch diese Strophe im *Ganzen* durch die Entfernung vom Original verloren hat. In der 91sten macht das *Heiterkeit erheitert ihre Züge* eine unangenehme Tautologie. *Aus ihren Augen strahlt die Sonne mit neuem Doppelglanz hervor*, ist undeutlich, und die letzten Verse weichen ohne Noth von dem schönen Urbilde ab:

E l'am peggier fa quasi un doppio sole
Il chiaros guardo, e 'l bel riso celeste
Su le nebbie del duolo oscur' e folte
E avea lor prima intorno al petto accolte.

Wir möchten diese Stanze so übersetzen:

Bald wird von ihr, als sey ihr Gram entflogen,
Und frohe Hoffnung bey ihr aufgelebt,
Der Liebende neukräftig angezogen,
Da sie Gespräch und Antlitz neu belebt.
Es glänzt, zwey Sonnen gleich am Himmelsbogen
Ihr Augenpaar, und heitres Lächeln schwebt
Auf ihren Wangen, die in düstren Falten
Des Kummers Nebel eben erst umwallten.

Uebrigens gereicht dieser Uebersetzung, die wir neben und zunächst der Griesischen in allen Lesezirkeln von gutem Geschmacke studirt, und in jeder Bibliothek der schönen Literatur aufgestellt zu sehn wünschen, ausser ein paar schönen Titelkupfern noch folgende schöne Ode an dem verdienstvollen Helden Erzherzog Karl zur Zierde, die als Zueignung dem ersten Bande voransteht:

Torquato's Lied, gespielt auf deutscher Leyer,
Wem könnt' ich es mit grösserm Anstand weihn,
Als Dir? mein Fürst! Germaniens Befreyer
Vom Glück bestimmt zu einer Zeit zu seyn,
Da minder fest in seinem alten Bunde
Bedreht auf allen Seiten von Ruin,
Und halb bereits verheert, die letzte Stunde
Der deutschen Majestät zu schlagen schien.

Wie Du, in dieser Noth, von Grossmuth angefeuert,
Dahin gerissen von erhabnem Drang
Das lecke Schiff durch eine Flut gesteuert,
Die alles, was uns heilig war, verschlang, —
Ob Enkel selten ganz nach Würd' ermessen,
Das, was sie nicht mit eignen Augen sahn,
Nein! nimmer wird die Nachwelt das vergessen,
Was Du, erhabner Fürst, für uns gethan.

Gross durch Geburt, und gross durch eignen Adel,
Von Feinden selbst bewundert und geehrt,
Der goldnen Zeiten eines Bayards werth,
Wie jener ohne Furcht und ohne Tadel,
Geneuss nunmehr bis in die spätste Zeit,
Nicht schöner weiss das Vaterland zu lohnen, —
Des Danks, den die Amphictyonen
Germaniens dir öffentlich geweiht.

Hier könnte, um der fehlerhaften Construction der Participien in der ersten Strophe, die sich auf *Germanien* beziehn sollen, und sich der Wortstellung nach auf *Stunde* beziehn würden, abzuhelfen, der fünfte Vers leicht so verbessert werden:

Da ihm, erschüttert schon im alten Bunde u. s. w.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 12. October 1802.

SCHÖNE KÜNSTE.

JENA, b. Frommann: *Torquato Tasso's befreytes Jerusalem.* Uebersetzt von I. D. Gries. *Dritter Theil.* 1802. 155 S. 4. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Anfang des elften Gesangs, der den religiösen Aufzug des Heers und die Gebete der Priester beschreibt, lässt, zumal protestantische Leser, etwas kalt; desto feuriger ist die folgende Beschreibung des Hauptsturms auf Jerusalem. Der Uebers. folgt mit Glück allen Nüancen seines Originals. Das Heer wird vor Tages Anbruch zum Sturme aufgerufen:

> Noch wollte sich kein Tag in Osten zeigen,
> Und selbst das Frühlicht blickte dämmernd nur,
> Noch lag das Feld versenkt in tiefes Schweigen,
> Der harte Pflug verschonte noch die Flur,
> Die Vögel ruhten sicher auf den Zweigen,
> Kein Jagdgetös erscholl auf Wildes Spur;
> Als schmetternd schon die Frühtrommete schallte
> Vom Waffenruf der Himmel widerhallte.

Hn. Hauswald, dessen Uebersetzung wir im vorigen Stücke angezeigt haben, ist diese Stanze nicht minder gut gelungen:

> Noch war es zweifelhaft das Licht der Morgenröthe,
> Und zwischen Tag und Nacht noch ungewiss
> Der Sieg; des Pfluges Zahn zerriss
> Den Acker nicht, und keines Hirten Flöte
> Erklang im Thal, der Chor der Vögel schlief
> Noch im Gebüsch, das Wild noch in der Heide,
> Als schmetternd zu des Kriegers Freude
> *Zum Waffen*, die Trompete rief.

nur hätte er statt des Sprachfehlers: *Zum Waffen*, lieber zum *Angriff* setzen sollen.

Die 34ste Stanze, wo Adrast die Sturmleiter ergreift, und die Mauer hinansteigt, schliesst sich bey Hn. Gries also:

> Kein siedend Pech, kein harter Steineregen
> Hält ihn zurück, er steigt hinan, verwegen.

Der Schluss ermattet hier, indem das *verwegen* so nachschleppt; Im italiänischen schliesst das Hauptwort in *e su vi poggia* nachdrücklicher. Auch steht das *dura* in *dura gragnuola* nicht so müssig, wie das Beywort in: *kein harter Steineregen.* Wir schlagen also vor:

> Und unbesorgt steigt aufwärts der Verwegne,
> Ob's heisses Pech, ob's Felsenstücke regne.

In der 61sten Stanze, wo Argant die Feinde wegen des zurückgeschlagnen Sturms verhöhnt, und wo Tasso das homerische 'Αχαιΐδες οὐκετ' 'Αχαιοί so schön nachgeahmt hat,

> *Che si tosto cessate e sete stanche*
> *Per breve assalto? o Franchi, no, ma Franche!*

hat sich Hr. Hauswald nicht gut benommen, indem er übersetzte:

> Ist das der Muth, den man an Franken lobt?
> Nicht Männer seyd ihr, sondern feige Memmen.

Hr. Gries hingegen hat die Pointe ganz ungeschwächt wiedergegeben:

> Schon seyd ihr matt vom rühmlichen Beginnen
> Nach kurzem Sturm, ihr — Franken? Nein, Fränkinnen!

Im zwölften Gesange, wo die tapfre Klorinde sich vorwirft, dass sie nur vom sichern Thurme herab streite, und unter andern sagt:

> Wie besser wär's dem Wilde nachzujagen
> Mit Pfeil und Spiess, im Wald, auf Bergeshöhn,
> Als, wo sich Männer an das Kühnste wagen,
> Hier unter Rittern als ein Weib bestehn!
> Warum nicht auch den Frauenschleyer tragen?
> Warum, verdien ich's, das Gemach verschmähn?

hier haben die letzten Verse eine Dunkelheit, die das Italiänische

> *Che non riprendo la femminea vesta*
> *S'iò ne son degna, e non mi chiudo in cella!*

nicht hat, und die sich folgendermassen vermeiden lässt:

> Was will ich, mehr nicht werth, mich anders tragen,
> Als mein Geschlecht, und Weibertracht verschmähn?

Die rührende Erzählung von Klorindens Geburt und Erziehung hat Hr. G. mit aller ihrer süssen Naivetät nachgebildet. Nicht minder hat er das dichterische Feuer in der Geschichte ihres Kampfs mit Tancred in voller Kraft erhalten. Nur folgender Strophe, die ihr Verscheiden malt, möchten wir noch mehr Füglichkeit und Ungezwungenheit des Ausdrucks wünschen:

> Wie Lilien sich vermischt mit Veilchen zeigen,
> So ist das Weiss, das ihre Wangen schmückt,
> Die Sonne, scheint es, und der Himmel neigen
> Sich sanft herab, indem sie aufwärts blickt.
> Als Pfand des Friedens, reichet sie mit Schweigen

Dem

Dem Ritter, den des Grames Last erdrückt,
Die kalte Hand. So scheidet ohne Kummer
Die schöne Jungfrau hin. Ihr Tod ist Schlummer.

Dafür hat Hr. Hauswald zwar auch eine recht artige Stanze, nur gröſstentheils ganz etwas anders, als was Tasso hat, gegeben:

Noch sterbend bleibt ihr Antlitz schön,
Als blühten Lilien bey Violen,
Den Himmel, dem sie gläubig sich empfohlen,
Glaubt sie geöffnet über sich zu sehn.
Mitleidig eilt der Tod ihr Herz zu brechen,
Und gleich der Blume, die der Pflug verdirbt
Neigt sie ihr Haupt, und reicht, nicht fähig mehr zu sprechen
Dem Freund die kalte Hand, und stirbt.

Man vergleiche das Original um zu sehn, wie viel Freyheiten sich hier Hr. H. erlaubt hat:

D'un bel pallore ha il bianco volto asperso
Come à gigli sarian miste viole;
E gli occhi al cielo affisa, e in lei converso
Sembra, per la pietate, il cielo e 'l sole
E la man nuda e fredda alzando verso
Il cavaliero, in vece di parole
Gli dà pegno di pace: in questa forma
Passa la bella donna, e par che dorma.

Tasso vergleicht das natürliche Weiſs des schönen Gesichts mit der Lilie, die Todtenbläſse aber, die dieses Weiſs durchstreift, mit der *viola flava*, die man unter Lilien menge. Von einem Himmel, den die Sterbende geöffnet zu sehn glaube, ist bey Tasso die Rede nicht. Wir versuchen es auf gut Glück die Stanze so zu übertragen:

Wie Lilien unter Veilchen, so erbleichet
Von schöner Bläſs' ihr weisses Angesicht,
Ihr Auge strebt zur Sonne, und es zeiget
Mitleidig ihr die Sonne mildres Licht;
Als Unterpfand des Friedensbundes reichet
Sie, da zu sprechen ihr die Kraft gebricht,
Die kalte Hand dem Ritter, und ihr Leben
Scheint wie in sanften Schlummer zu verschweben.

Tancreds Klagen über der schönen Leiche flieſsen, bey Hn. Gries in eben so sanfter und rührender Melodie dahin, wie in Tasso's Versen. Auch sind im 13ten Gef. die romantisch wunderbaren Scenen des Waldes, aus dem die Christen Holz zu ihren Kriegs-Maschinen holen wollen, die Wirkungen der schrecklichen Hitze und die Erquickung des endlich darauf folgenden Regens, von ihm untadelich copirt. Und so bleibt sich auch, die beiden letzten Gesänge dieses Theils hindurch, unser verdienstvoller Uebersetzer immer selbst gleich, indem er Treue und Wahrheit seiner Nachbildung mit schönem poetischen Ausdruck, und reizenden Wohlklang mit den gröſsten Schwierigkeiten seines Versmaſses verbindet. Wie sehr muſs man unsrer Sprache zu dieser Eroberung Glück wünschen; wie sehr sich freuen, daſs Hr. Gries nun sein Werk mit dem vierten Bande, den das neueste Meſsverzeichniſs ankündigt, so glücklich vollendet hat.

PARIS, b. Pougens, und BERLIN, b. Unger: *Eneide*, Livre *Quatrième* traduit en vers françois par *J. Lombard*, Conseiller intime du Roi de Prusse. 1802. 32 S. gr. 4.

Die Franzosen haben noch keine poëtische Uebersetzung der Aeneide. Die hier gelieferte Probe, deren Urheber zwar der Sohn eines gebornen Franzosen, selbst aber in Deutschland geboren und erzogen ist, ist so schön ausgefallen, daſs er sich durch die vom Abbé Delille versprochne Uebersetzung der Aeneide nicht von der Vollendung des Ganzen darf abschrecken laſsen. Ein fleiſsiges und geschmackvolles Studium des Originals, eine groſse Gewandtheit in der französischen Sprache, und dem ihr möglichen Versbau (wobey einige von allzu ängstlichen Grammatikern etwa nicht ganz rein befundne Reime gar nicht in Anschlag kommen), und eine schöne Mitgabe poëtischen Geistes haben den Uebersetzer in Stand gesetzt, mitten in Deutschland eine so schwere Aufgabe so glücklich zu lösen, daſs er das Urtheil parisischer Kunstrichter, denen er in dem Vorberichte seine Achtung bezeigt, nicht fürchten darf. Wir wollen einige Stellen von verschiednem Charakter ausheben, und ersuchen unsre Leser, Virgils Aeneide im Original damit zu vergleichen.

Gleich nach dem 6—8 Verse, welche der Vf. unübersetzt gelassen, folgt die Rede der Dido, worin sie ihrer Schwester den Eindruck gesteht, den Aeneas auf sie gemacht hat:

Ma soeur, dit-elle, où suis-je, et quel Dieu me poursuit?
D'où vient que le sommeil m'epouvante ou me fuit?
Que veut cet étranger? Quel regard! quel langage!
Il est du sang des Dieux, si j'en crois son courage,
Quels destins etonnans! quel front contre leurs coups!
Vous avez mes sermens, mânes de mon époux
Et, fidèle à la foi que je vous ai donnée,
Je n'allumerai plus les flambeaux d'hyménée;
Mais si j'osois la rompre, et former d'autres noeuds
Lui seul auroit peut-être emporté tous mes voeux.
Ma soeur, depuis qu' à Tyr une trame cachée
A dispersé la cendre et les Dieux de Sychée,
Nul mortel n'a porté ce trouble dans mes seus,
Je reconnois l'amour, et ses feux reunissans.
Mais que plutôt la terre, entr' ouvrant ses abîmes
Engloutisse avec moi mon amour et mes crimes!
Tonnez, Dieux immortels, qui jugez les ingrats
Et plongez-moi vivante au séjour du trepas,
Si d'un premier hymen oubliant la memoire
Didon pouvoit trahir sa pudeur et sa gloire!
Mon epoux eut mon coeur, eut mon premier serment,
Que mon epoux aussi l'emporte au monument.

In

In dieser sonst so wohlgelungnen Uebersetzung können wir nur den Sinn der Worte Virgils

Miseri post fata Sychaei
Conjugis et sparsos fraterna caede Penateis,

nicht wiederfinden. Was Hr. L. dafür gesetzt hat, giebt einen ganz andern Sinn. Nun die allegorische Charakteristik der Fama:

Alors la renommée étend ses larges ailes,
Et court dans la Lybie en semer les nouvelles;
Fléau qu'un jour la terre enfanta dans ses flancs,
Pour venger sur les Dieux le meurtre des Titans.
Monstre, de tous les maux, ou l'organe ou la source,
Qui s'agite sans cesse, et s'accroît dans sa course,
Et qui foible d'abord, bientôt audacieux
A le pied sur la terre, et le front dans les cieux.
Sous chaque plume il cache une langue, une oreille
Une bouche qui tonne, un oeil qui toujours veille;
Sentinelle farouche assis au haut des tours
Le jour il fait trembler les peuples et les cours;
La nuit il fend les airs, terrible, infatigable
Et sans choix mêle au vrai le mensonge et la fable.

Kein Zug ist hier verloren gegangen, und das ganze Gemälde gleicht an Leben, Fülle und Rundung seinem Urbilde vollkommen. Nur für *Mord (meurtre)* der Titanen sollte blofs Gefängnifsstrafe stehn.

Endlich die Anrede der Dido an den Aeneas, nachdem sie seinen Entschlufs abzureisen erfahren:

Perfide, espérois-tu dissimuler ton crime?
Tu fuis: tu veux en traitre abandonner ces lieux.
Rien n'a pu t'arrêter, les sermens, ni les Dieux
Ni les dangers nouveaux où tu te precipites,
Ni ton amante enfin, qui meurt, si tu la quittes,
Que fais-tu? L'Aquilon régne encor sur les flots,
L'hiver présage au loin la mort aux matelots.
Il n'est point de périls, ingrat, que tu n'essuies,
Rien, qui coûte à ton coeur pourvu que tu me fuies!
Pour qui? tu vas chercher, sous un climat lointain
Des peuples inconnus, un asile incertain.
Encor si c'étoit Troie et des rives plus chères!
Si tu me préférois la cendre de tes pères!
Je t'en conjure au nom d'un hymen commencé
Par mes premiers bienfaits, par mon bonheur passé,
Par tout ce qui m'en reste aujourd'hui, par mes larmes,
Si jamais mon amour eut pour toi quelques charmes,
Prends pitié de ma gloire, Enée, et que mon front
Du moins n'ait pas rougi de ce dernier affront.
C'est pour toi qu'on me hait, pour toi que le Numide
Insulte aux vains travaux d'une femme timide.
Cruel, étoit-ce là le prix, qui m'étoit dû?
Gloire, bonheur, amis, pour toi j'ai tout perdu.
Songe à mon abandon, hôte cher et funeste,
Hélas de noms si doux c'est le seul qui te reste.
Que pourrai-je sans toi? Où espérer si tu pars?
Ou qu'un Maure insolent enhardi par ta fuite
Mourante, m'ait trainée en esclave à sa suite?
Ah! si dans ce palais, par le deuil habité
Un gage de nos feux du moins m'étoit resté!
Il eût séché mes pleurs, consolé mon veuvage
Et je t'aurois encor cheri dans ton image.

Den nächsten beiden Versen 331. 332. hat Hr. L. beynahe den entgegengesetzten Sinn untergelegt. Beym Virgil ist Aeneas fest und widersteht der Liebe: bey dem Uebersetzer ist er erweicht, sucht seinen Muth, und zittert zu reden. Die darauf folgenden Reden des Aeneas und der Dido, sind untadelich übersetzt; nur die selbst im Original von Kritikern und Interpreten auf mannichfaltige Weise angefochtne Stelle IV. 435. f. thut uns keine Gnüge. Dido versucht es noch durch ihre Schwester Anna den Aeneas wenigstens zum Auffschub seiner Abreise zu bewegen; und trägt ihr auf, was sie ihm in ihrem Namen sagen soll.

Quo ruit? extremum hoc miserae det munus amanti;
Exspectet facilemque fugam ventosque ferentes
Non jam conjugium antiquum, quod perdidit, oro;
Nec pulcro ut Latio careat regnumque relinquat,
Tempus inane peto, requiem spatiumque furori,
Dum mea me victam doceat fortuna dolere.

Und nun folgen nach der gewöhnlichen Lesart diese beiden Verse:

Extremam hanc oro veniam (miserere sororis)
Quam mihi cum dederis, cumulatam morte remittam.

Hr. Lombard übersetzt diese letzten Verse

Prends pitié de ta soeur, et pour prix de ton zèle
Tu n'auras pas long-tems à pleurer avec elle.

Aber dieser Sinn läfst sich aus den lateinischen Worten nicht heraus bringen, und enthält überdiefs einen gegen die Schwester nicht schwesterlichen Gedanken. Unser Schiller übersetzte in der neuen Thalia:

Noch *diesen* Dienst lafs in das Grab mich nehmen,
Der deiner Liebe Maafs an mir vollenden mag.

Diefs ist allerdings schwesterlicher gedacht, läfst sich aber eben so wenig aus dem Originaltexte heraus erklären. Hr. Heyne hat sogar noch in der neusten Ausgabe den letzten Vers so erklärt: *cumulatissime usque ad mortem gratiam referam.* Aber wie kann *morte* jemals *usque ad mortem* heissen? Wir halten uns überzeugt, dafs man die alte Lesart des Apronianus, die auch der Medic. Cod. hat (*dederit*), vorziehn müsse, so, dafs die ganze Stelle mit Ausschlufs der Worte: (*miserere sororis*) noch auf den Aeneas geht.

Extremam hanc oro veniam, (miserere sororis!)
Quam mihi quum dederit, cumulatam morte remittam,

So hängen die Worte: *extremum hoc munus — non jam — oro — tempus inane peto — extremam hanc oro veniam*, sehr genau zusammen, und der Schlufs bekömmt folgenden sehr passenden und rührenden Sinn: *Um diese letzte Gefälligkeit nur bitte ich ihn (beklage deine Schwester!), und wenn er sie mir erweiset, will*

will ich sie ihm mit Wucher, auch durch meinen Tod erwiedern. Hierin liegt noch zuletzt ein schmerzender Vorwurf für den Aeneas, indem der Tod der verlassnen Geliebten als eine Gefälligkeit für ihn dargestellt wird.

Berlin, b. Braun: *Weibliches Ehrgefühl.* Schauspiel in fünf Aufzügen. Nebst angehängtem Briefwechsel zwischen dem Hn. Director Iffland und dem Verfasser. 1801. 258 S. 8. (18 gr.)

Die Heldin des Stücks, deren *Gatte* bald nach ihrer *Trauung* plötzlich *verschwand*, wird von der Besorglichkeit, *für ein gefallenes Mädchen geachtet zu werden*, so beunruhigt, dass ihr *Bruder*, um sie vor dem *Verdacht* eines *Fehltritts* zu sichern, sie mit ihrer Tochter Julie zu sich nimmt, und *für sein Weib ausgiebt.* Ein Opfer, was um so merkwürdiger ist, da er zugleich seiner Geliebten, einem trefflichen Mädchen entsagen muss. So verlebt er *sechzehn Jahre* mit ihr, und dennoch jammert sie noch: Mir schlug die Liebe eine *Wunde*, die *nie heilen soll*, *heilen kann.* Wer mich erblickt, *sieht* und *verdammt* in mir eine *Verworfene*, die es wagte, ihre *keusche Hülle* zu *entweihen* etc. — *Iffland* hat, nach des Rec. Gefühle, Recht. Ein so feines, reges, *so sehr lange nagendes* weibliches Ehrgefühl ist eine *Seltenheit*, und *nicht* für die *Bühne geeignet.* Selbst ihrem Bruder legt ja der Vf. den Ausruf: „*Grille! Schwärmerey!*" in den Mund. Wie manche Wege standen offen, ihren untadelichen Ruf zu erhalten, ohne jenes sonderbare Mittel zu ergreifen, was ihrem Bruder sein Liebchen raubt, und ihre nie zu besänftigende Bekümmernifs dennoch nur halb beschwichtigt. Wie konnte sie z. B. in einem fremden Lande Vorwürfe besorgen, wenn sie mit Danvall, als seine verwittwete Schwester, ankam? Konnte sie nöthigenfalls nicht den Trauungsschein vorweisen? die Zeugen aufrufen? u. s. w. — Aber freylich besassen wir dann dieses Schauspiel nicht, in welchem das langgetrennte Ehepaar sich schuldlos und treu wiederfindet. — *Professor Vollsinns* Rolle ist zu uninteressant, als dass Rec. darüber ein Wort verlieren möchte. *Vollunsinn* müss't er heissen, wenn nicht auch seine *Schurkerey* in Betracht käme. — Im Ganzen ist dem achtungswürdigen Verfasser mehr Gedrängtheit des Stils und Kürze zu empfehlen. *Eine* Person, nicht 2, 3, gar 5 Seiten lang sprechen zu lassen, ist auf der Bühne doppelt nöthig. Schade fürwahr, dass der talentvolle Apologist der Helene Danvall keinen Herz und Geist ansprechender'n und für theatralische Wirkung geeigneter'n Stoff wählte! Manche Scenen und Situationen sind übrigens interessant.

Berlin: *Der Klosterraub*, oder der *Graf von Silbach.* Ein Lustspiel in fünf Aufzügen. 1801. 140 S. 8. (12 gr.)

Zu schlecht für den armseligsten Dratpuppenregierer! Edelleute fluchen und schimpfen hier, wie Fuhrknechte, und die englische Maria scherzt, wie eine Marketenderin. *Neun* Bediente vollenden das geschmacklose Unding. Jeder ist ein Ideal der rohsten Gemeinheit. „Ha, ha, ha!" ruft Don Carasko. „Weib „und Kinder! Gott behüte mich *für solch Ge-„schmeiss!*" — *Corbelli*, ein adelicher Bandit, rühmt Marias *glühende Augen*, und will sie umarmen. „Lassen sie mir die Augen! lispelt die Schäkerin. Sie haben noch niemals geglüht; aber ich habe *einige Kaninchen*, die haben *recht glühende Augen*, oh, die sind *so roth, so roth!*" — Don Baratto erzählt von seinem „*Rudelgesinde.*" *Das geht, heda, hast du nicht gesehen, da raus, da rein, da wieder raus!* etc. *Corbelli.* Edler Herr! Man führt sie und mich am *Narrenseil* etc. *Diego.* Nichtswürdiger Bube. (Er giebt ihm eine *Maulschelle*.) Don *Barratto.* Still, still! *Massigen sie sich.* Maria, die *Liebende*, versichert: Alles, alles zu verlassen, wenn Diego will, *ist mir ein Spass.* — *Eine Stadt könnt' ich anstecken*, um Diego zu retten etc. — Unbegreiflich, wenn auch 1801. ein Druckfehler, und 1701 zu setzen wäre!

Berlin, im Verl. der königl. preussischen Akad. Kunst- und Buchh.: *Sebastiano, der Verkannte.* Von dem Vf. des Rinaldo Rinaldini. 1801. 279 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

O Wunder und o Glück! Nur *Ein* Theil! Auch ging der Verfasser diessmal von seinem Schlendrian, den Haupt und Staatshelden in Liebesabentheuer zu verwickeln, ab. König Sebastian spielt nur eine kümmerliche Rolle. Hingegen ist alle Liebenswürdigkeit auf den Grafen *Delfino Mascaregnus*, einen enthusiastischen Anhänger des verkannten Portugiesen Königs, ausgeschüttet; denn Mädchen und Weiber, Zofen und Herrinnen, fesselt er *subitamente.* Noch am Schlusse des langweilig-frivolen Buchs giebt ihm die berühmte *Anna Mendoza* mit den *verblümten Worten*: „*Ich gebe aber nichts umsonst*" einen Ring, der ihm den Kerker, wo Sebastian leidet, öffnen soll. Bewahre! Noch verblümter: „Sie warf, „indem sie dieses sprach, und die Gardinen zurück-„zog, den Ring auf die *Estrade.* *Dort* erhielt Del-„fino den Ring." — Nie gelingts doch dem Vf. (was er von Alexandern reimt), den *Ruhm* mit beglückter Hand aus *gold'nen Schachten zu schlagen.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 13. October 1802.

PHILOLOGIE.

STOCKHOLM, b. Delén u. Forsgren: *Svenska Akademiens Handlingar* ifrån År 1796. Första Delen. (Abhandlungen der schwedischen Akademie für d. J. 1796. *Erster Theil*). 1801. 1. Alph. gr. 8.

Schon lange hat man gehofft, von der schwedischen Akademie zu Stockholm, die von ihrem Stifter, K. Gustav III. gewissermasen nach dem Muster der *Academie françoise* errichtet, und der besonders auch die Cultur der schwedischen Sprache empfohlen war, etwas von ihren Arbeiten über dieselbe zu Gesichte zu bekommen. Mit dem Wörterbuch, das sie unter den Händen hat, wird es freylich so geschwinde nicht gehen; allein einer guten schwedischen Grammatik, die uns noch fast ganz fehlt, sieht man doch mit Verlangen entgegen. Hier erhalten wir den ersten Beytrag dazu, der eigentlich nur einen Theil der Orthographie, die Buchstabierart, enthält. Bey der grosen Verschiedenheit, die darin in Schweden herrschte, und noch herrscht, war es allerdings nöthig, dieselbe einmal nicht nach Willkür, noch nach dem Herkommen, sondern nach gewissen richtigen Sprachgrundsätzen zu bestimmen. Diese Schrift ist im Namen der Akademie ausgefertiget, und alle 18 Mitglieder derselben, die Hr. *Adlerbeth, Gyllenborg, v. Rosenstein, Gyldenstolpe, Edelcrants, Tingstadius, Flemming, Lehnberg, Vingård, Silverstolpe, Oxenstjerna, Zibet, Blom, Ramel, Nordin, Leopold, Murberg* und *Sjöberg* haben sich in der Zuschrift an den König namentlich unterschrieben. In einer ausführlichen Vorrede von 86 Seiten wird zuerst untersucht, woher eine so grose Verschiedenheit in der Rechtschreibung in Schweden entstanden sey. Eigentlich sollte billig kein Zweig der Erkenntniss einfacher, leichter und sicherer seyn, als der der Rechtschreibung einer Sprache. Und doch zeigt die Erfahrung das Gegentheil. Die Buchstaben sind eigentlich Zeichen des Lauts, woraus die Wörter zusammengesetzt sind. Dieser Zeichen sollten also eben so viele seyn, als es besondere Grundlaute giebt, keines müsste mehr als einen Laut bezeichnen, und jedes beständig seinen eigenen Laut behalten. Allein die Alphabete waren Anfangs sehr unvollkommen. Dazu kamen Verschiedenheiten und Veränderungen in der Rede und Aussprache, ein überflüssiger, unrichtiger und verschiedener Gebrauch der Buchstaben, die Verdopplung der Vocalen, um eine langsamere, und der Consonanten, um einen geschwindern Laut zu bezeichnen, die grammatikalische Beschaffenheit und Construction der schwedischen Sprache, fremde Wörter- und Buchstabierart, und endlich die wenige Hinsicht beym Unterricht auf die Muttersprache. Und diess giebt zweytens Anlass, hier eine kurze literarische Geschichte dessen zu liefern, was für schwedische Sprache und Orthographie und ihre Bestimmung gethan und geschrieben worden. In den katholischen Zeiten waren Mönche und Priester die einzigen Scribenten, die sich zu sehr nach der lateinischen Sprache richteten. Die Isländer, die das Verdienst haben, dass die nordische Literatur allgemein bekannt ist, hielten sich weit genauer an die Natur der Stammsprache. In Schweden fing man an, Deutsche und Dänen zu Muster zu nehmen, und so konnte die Sprache weder Ordnung noch Festigkeit erhalten. Der erste, der sich mit Eifer der schwedischen Sprache annahm, war der Erzbischof *Jakob Ulfson*. Die Bibelübersetzung zur Zeit *Gustav I.* gab Gelegenheit, mehr auf die Sprache, ihre Grammatik, und den Silbenbau zu denken. *Johann Buraeus* war der erste, der etwas über die schwedische Sprache in Druck gegeben hat. Diesem folgten *Stjernhielm*, *Verelius, Andr. Arvidson, Vallenius, Örnhjelm, Hjerne, Aurivillius, Lagerlöf, Tjällman, Svedberg, Pfeiff, Iserhielm, Spegel, Celsius, Alstrin, Tessin, Rudenschöld, Liliesträle, Sotberg, Dalin, Biörner, Broman, Laurel, Hof, Ljungberg, Ekholm, Sahlstedt, Ihre, Botin* u. a. m. Die neueste Schrift über die schwedische Orthographie hat *Moberg* 1796 herausgegeben. Die schwedische Akademie nimmt nun diese Sache nach der Vorschrift ihres selbst so sprachkundigen Stifters aufs neue vor, und zwar im Zusammenhang mit dem Genie der Sprache, ihrer schon erhaltenen Cultur, und der noch nöthigen Verbesserung derselben. Sie hat dabey ihre Aufmerksamkeit auf folgende drey Hauptgegenstände gerichtet: 1) das nicht zu ändern, was der Gebrauch einmal festgestellt hat; 2) auf den Sprachlaut, und 3) auf den Zuwachs und die Bereicherung der Sprache. — Und nun folgen die Abhandlungen derselben selbst. Die Akademie hat die Resultate ihrer Untersuchungen auf die Natur einer philosophischen Sprachlehre sowohl als die der schwedischen Sprache besonders gegründet. Sie verdient den Dank jedes Sprachforschers, wenn auch freylich manches noch nicht genau genug bestimmt ist, noch schon bestimmt werden können, manches aber, da es so sehr vom bisherigen Gebrauch abgeht, schwerlich allgemein angenommen werden dürfte. Da sich in diesen Abhandlungen das meiste nur auf die schwedische Sprache bezieht, und Kenntniss derselben

selben vorausfetzt, die wir von dem gröfsten Theil unserer Leser nicht erwarten können: so begnügen wir uns blofs, den Hauptinhalt kurz anzuzeigen. Dieser erste Band hat folgende Abtheilungen: 1) Ueber die Grundsätze, denen man beym Buchstabieren und Schreiben folgt oder folgen sollte, wo besonders Gebrauch und Etymologie in Betrachtung kommen, wovon doch immer der erste der sicherste Grund ist. 2) Von der Verdoppelung der Konsonanten, wenn der vor ihnen hergehende Vocal kurz auszusprechen ist. Die Akademie ist sehr für diese Verdoppelung, findet aber doch selbst einige Ausnahmen nöthig. (Sollte aber doch das nach den gegebenen Regeln bisweilen eintreffende Zusammenstofsen von 3 bis 4 Consonanten, das man sonst so gerne vermeidet, auch wohl nicht Ausnahmen erfodern? z. B. in *borrtsköljdt* u. d. m.) Auch über die richtige Sylbentheilung sind hier Regeln gegeben, und, sowohl wie geschrieben als gelesen werden müsse, wird bestimmt. 3) Von der Verwechselung des Å mit O (omicron) des Ä und E, und des G mit J und K. 4) Vermischte Anmerkungen. Sie sind mehr grammatikalisch als eigentlich orthographisch. Das wichtigste aber ist das Bedenken der Akademie über die Buchstabierung der fremden in die schwedische Sprache aufzunehmenden Wörter. Die Akademie will, dafs solchen alsdann schwedische Biegungen und Endigungen gegeben werden; man soll also nicht *Actrice* sondern *Aktris*, nicht *talent* sondern *talang* in Pl. *talanger*, *Anarkirsk*, *aptit*, *arkif*, *balausera*, *choklad*, nicht *Dame* sondern *Dam*, nicht *Phoebus* sondern *Febus*, *Filosof*, *Jurnal*, *Löjtnant*, *Massaker*, *nuans* st. *nuance*, *oblik* u. dgl. m. schreiben, und es ist ein 20 S. langes alphabetisches Verzeichnifs solcher Wörter und wie sie geschrieben werden müssen, beygefügt. Hier wird sich doch schwerlich die Akademie eines allgemeinen Beyfalls versichert halten können, besonders was viele der französischen Wörter anbetrifft, die sie, wenn gleich nicht in die höhere Sprache, doch in die Sprache des Umgangs aufgenommen wissen will. Die Hofsprache ist das freylich; allein, wenn gleich sich für manche französische Wörter kein ganz genau gleichgeltendes in der schwedischen Sprache finden sollte: so kommen doch auch hier mit unter manche vor, wo sich schwerlich ein Unterschied des Sinns wird entdecken lassen. Sollte z. B. *blifva Konungen presenterad*, etwas anders sagen, als *blifva Konungen föreställd*, dem Konige vorgestellt werden u. dgl. m.

Uebrigens sind diese Abhandlungen mit aufserordentlich vieler Mühe und Genauigkeit, und einer seltenen philosophischen Sprachkenntnifs ausgearbeitet. Möchten wir nur bald von eben dieser geschickten Feder die Fortsetzung erhalten!

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STOCKHOLM, b. Lind: *Vetenskaps Academiens Handlingar* Tom. XXII. *för år* 1802. *för månaderne Julius, Augustus, September.* (Abhandlungen der Akad. der Wissenschaften. XXII. Th. für das Jahr 1802. Drittes Quartal.)

Diefs *dritte Quartal* enthält folgende Abhandlungen: I. *Versuche zu einer Beschreibung und Bestimmung aller in Schweden sich findenden Arten von Falken*, von H. *Wachtmeister*. Ein ausführlicher hier erst angefangener Beytrag zur Bereicherung der Ornithologie. Der Vf. hat alle in Schweden bekannte Arten von Falken hier aufgenommen und beschrieben, bis auf drey in der *Fauna Suecica* vorkommende, nämlich *Falco Chrysaëtos*, *Rusticulus* und *Lanarius*, die er ungeachtet aller Bemühungen nicht zu Gesicht erhalten können. *Brissots Chrysaëtos* scheint ihm doch nur eine Abart von *F. Fulvus* zu seyn. Nach angegebenen allgemeinen Charakteren aller Falkenarten, folgt die Synonymie und besondere Beschreibung von folgenden besondern Arten: 1) *F. Albicilla cera pedibusque semilanatis luteis, rostro flavescente, cauda alba*; den er mit *F. Leucocephalus* und *Albicaudus* unter eine Art bringt. Dieser Vogel bekommt erst seine bestimmte gewisse Farbe, wenn er drey Jahr alt ist: daher so viele Verschiedenheit in seiner Beschreibung. 2) *F. Fulvus, cera lutea, pedibus lanatis luteis rectricibus albis apice fuscis, capite colloque supra-fulvis, subtus saturate fuscis, iridibus rostroque caerulescente nigris*, mit einer besondern Abart desselben aus Lappland. 3) *Falco pedibus lanatis luteis, cauda nigricante fusca, subtus fasciis binis albicantibus*; gehört vielleicht mit *F. Naevius* zu einer Art. 4) *F. Haliaetus, cera caerulea, corpore subtus capiteque albis, macula fusca ab utroque oculo per colli latera ad dorsum descendente, digitis subtus rugosissimis*, die bekannte Fischaar. 5) *F. Lagopus, cera pedibusque lanatis luteis, corpore albo fuscoque vario, capite colloque albis, striis fuscis.* 6) *F. Islandicus, albus dorso nigro-maculato, cera pedibusque caerulescentibus.* 7) *F. Gyrfalco, cera rostro pedibusque caerulescentibus, corpore supra cinereo-fusco, albicante maculato, subtus albo, maculis fuscis.* 8) *F. Milvus, cera pedibus luteis, cauda forficata ferruginea, capite albicante.* 9) *F. Buteo, supra saturate fuscus, cauda obscure cinereo fuscoque transversim lineata, cera flava, pedibus luteis.* 10) *F. Apivorus, loris plumosis, capite supra cinereo, dorso fusco, corpore subtus albo, maculis copiosis fuscis, pedibus luteis, unguibus rectiusculis.* 11) *F. Aeruginosus, cera virescente, pedibus luteis, gula verticeque testaceis, corpore fusco.* 12) *F. Rufus, cera virescente, iridibus croceis, pedibus luteis, dorso fusco, ventre ferrugineo-fusco longitudinaliter maculato, cauda remigibusque secundariis cineriis.* (Diese Abhandlung wird künftig fortgesetzt.) II. *Versuche, aus den mehresten Flechtenarten Farbenstoffe zu hohen und schönen Farben auf Seide und Wolle zu bereiten.* Siebente Abtheilung *Lichenes Scyphiferi*, von *J. P. Westring*. Diese Versuche sind besonders angestellt mit *L. cocciferus*, *digitatus*, *deformis*, *filiformis*, *bellidiflorus*, *ventricosus*, *tubulatus*, *fimbriatus*, *gracilis*, *turbinatus*, *cornutus*, *radiatus*, *alcicornis*, *parechus*, und

und *pteolepis.* Der *L. cocciferus* gab getrocknet und pulverifirt mit etwas Laugenfalz in kaltem Flufswaffer, binnen einer Minute eine fchöne ftarke violette Farbe, und dürfte beym Färben mit Cochenille diefe koftbare Farbe fehr verftärken. III. *Eine neue Methode, die Aequationen in ihre Wurzeln aufzulöfen* von *E. S. Bring*, mit Anmerkungen von *P. Tengmalm.* Schon Euler wies in feiner Analyfis auf eine allgemeine Formel hin, wodurch zwey Glieder aus einer Gleichung weggebracht werden können. Hr. T. hat diefe Methode bey cubifchen Aequationen mit Cardani Regel verglichen, und gefunden, dafs erftere vor letzterer keine befondere Vorzüge habe, welches aber doch bey höhern Aequationen der Fall feyn dürfte, wie er künftig zeigen will. IV. *Zufätze zu Hn. E. G. Adlerbergs Beobachtungen über die Auerhähne, fowohl in ihrem wilden als zahmen Zuftande mitgetheilt* von *Joh. Julin.* Die Farbe diefes Vogels ift hoch im Norden eben fo fchwarz als weiter in Süden; fällt fie mehr ins Weifse, fo ift das eher ein Zeichen einer Krankheit des Vogels. Der Auerhahn lebt aufser der Balzzeit mehrentheils einfam, und nährt fich von allerhand Beeren und den Nadeln der Fichten, die, da fie fehr hitzig find, ihn vielleicht vor der Winterkälte bewahren. Während der Balze giebt er drey ganz verfchiedene Töne von fich. Der eine, womit der Hahn die Hennen zufammenlockt, ift eine Art Klunken oder Pickern, und dann ift er fehr fcheu, und ift ihm nicht gut anzukommen. Der andere ift ein knirfchender fchneidender Ton, wobey er weder hört noch fieht, und den der Jäger in Acht nimmt, um ihm näher zu kommen. Der dritte ift eine Art Kakeln, womit er feinen Verdrufs anzeigt, wenn ihm die jüngern Hähne bey der Balze zu nahe kommen, oder ihm gar den Preis abgewinnen. Sie finden fich gewöhnlich zur Balzzeit auf einer und derfelben Stelle, befonders in Fichtenbrüchern ein. Nach der Balze bekümmert fich der Hahn nicht weiter um die Henne, die ihr Neft in den nächften Bufch bauet, und darin höchftens 12 bis 15 Eyer legt, noch faft kleiner als Hühnereyer, weifs mit braunen Flecken, die fie vier Wochen bebrütet, und fie dann felbft aufpickert, dafs die Jungen herauskriechen. Im zahmen Zuftand paaren fie fich zwar, und legen Eyer, verlaffen fie aber gleich, ohne fie zu bebrüten. Die erfte Nahrung der Jungen befteht aus Ameifeneyern und Infekten, daher man auch gemeiniglich ihr Neft in der Nähe eines Ameifenhaufens gebauet findet. Bisweilen paart fich eine dergleichen Henne mit einem Birkhahn, die davon fallenden Hähne unterfcheiden fich doch etwas an Farbe und Stimme, fowohl vom Auerhahn als Birkhahn. Der Auerhahnsjäger mufs fich im Walde eine eigene Hütte von Tannenzweigen und Reifern bauen, wo der Vogel theils gefchoffen, theils in Sprenkeln gefangen wird. V. *Fortfetzung der Abhandlung über eine Art von Lichtfchein, den das Waffer in der Oftfee von fich giebt (Mareld) nebft andern Vorboten eines bevorftehenden Oft- und Nordwindes.* von *Olof Wasftröm.* Jener Lichtfchein kommt bey Veränderung des Wetters von der Bewegung der elektrifchen Materie, wenn fich die Witterung von Dürre und Wärme zu Näffe und Kälte verändert, wie gewöhnlich beym Oftwinde zu gefchehen pflegt. So wie in der Atmofphäre bey den darin vorfallenden Veränderungen die wärmere und leichtere Luft den höhern Raum einnimmt, fo auch bey der Bewegung des Waffers, da fich dann auch die leuchtende elektrifche Feuermaterie, befonders auf der Wafferfläche anhäuft. Aufserdem kann auch fchon das Reiben der elaftifchen Luft auf der nicht weniger elaftifchen Wafferfläche ein dergleichen elektrifches Leuchten hervorbringen. Die Luftveränderungen haben aber auch auf das Wogen des Meers (*dyning*) und felbft die Empfindungen der Thiere Einflufs, und dadurch können fie auch Vorboten bevorftehender Oft- und Nordoftwinde werden.

BERLIN, b. Braun: *National-Zeitfchrift für Wiffenfchaft, Kunft und Gewerbe in den preufsifchen Staaten,* nebft einem Correfpondenz-Blatte. 1801. *Zweyter Band.* Julius bis December. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Diefe Zeitfchrift, deren *erften Band* wir bereits in der A. L. Z. (1801. Nr. 326.) angezeigt haben, wird mit diefem Jahrgange gefchloffen. Unter den Auffätzen zeichnen fich folgende aus: 1) die Fortfetzung der Abhandlung über den *Zuftand des preufsifchen Kriegswefens*, die der Vf. in dem Journal Brennus, welches an die Stelle der National-Zeitfchrift tritt, zu beendigen verfprochen hat. 2) *Würdigung einiger Einflüffe auf die Charakter-Bildung der Berlinifchen Jugend;* enthält viel Wahres über den unter die niedern Stände eingeriffenen Hang zu Privattheatern. 3) *Verfuch über das Steigen der Preife von allen Grundftücken befonders der Landgüter in Hinter-Pommern;* ein mit Befcheidenheit und Sachkenntnifs gefchriebener Auffatz, der viel Wahres und Beherzigungwerthes enthält, vorzüglich was in Anfehung der Gemeinheiten, des Gefinde-Lohns etc. gefagt wird. Was die Erhöhung der landfchaftlichen Taxen betrifft: fo verdient diefer Gegenftand wohl die genauefte Prüfung; der Ertrag der letzten zehn Jahre kann, ohne Gefahr, zur Richtfchnur nicht genommen werden. Der Vf. rechnet zu fehr auf den fichern Abfatz der Producte in Hinter-Pommern. Allein auch die Ströme, die er anführt, gehen nicht tief genug in das Land, find zum Theil nicht fchiffbar, und befördern nicht hinlänglich die Communication; daher, wenn auch die Cultur, wie nicht zu bezweifeln ift, in der Provinz mit der Zeit immer mehr fteigen follte, es dennoch nicht in dem Grade feyn könnte, als in den Gegenden an der Weichfel, Elbe, Havel, Oder, Warthe etc. — Der Auffatz über *Dittersdorfs* Aufenthalt in Berlin, die Lebensbefchreibungen von *Fafch* und von *Menken*, find fehr intereffant; auch findet man in den Correfpondenzblättern mehrere nicht unwichtige Nachrichten aus den verfchiedenen preufsifchen Provinzen.

Züllichau, b. Darnmann: *Die Vorzüge der Königl. Preussischen Staatsverfassung und Regierungsverwaltung* am Krönungsjubelfest in einer Kanzelrede ins Licht gestellt von D. *G. S. Steinbart*, Königl. Preufs. Ober-Schul- und Consistorialrath, auch Professor zu Frankfurt an der Oder. 1801. 127 S. 8. (12 gr.)

Der Vf. behauptet mit Recht, dass Patriotismus nur durch die ausführliche Kenntniss der Vorzüge der Regierung und Staatsverwaltung des Vaterlandes entstehe; wenn er aber glaubt, dass durch gegenwärtige Rede der Zweck, diese ausführliche Kenntniss zu verbreiten, erreicht werde: so irrt er höchst wahrscheinlich. Die Vorzüge der Preussischen Verfassung sind so gross, und die Vortrefflichkeit der gegenwärtigen Regierung ist so hervorstechend, dass die Belege zu beiden sehr leicht aufzufinden sind. Dadurch aber, dass der Vf. den Gegenstand einseitig behandelt, und zu beweisen sucht, dass alles ohne Ausnahme unverbesserlich, und unendlich vorzüglicher als in jedem andern Staate sey, kann er leicht Zweifel auch gegen das erregen, was er mit allem Recht, von den Vorzügen der Preussischen Verfassung sagt; um so mehr da er Dinge behauptet, wovon das Gegentheil bekannt ist. Z. B. S. 12. dass keine betrügerische Afterärzte im Lande herumziehen, und dass keine Mutter durch eine unwissende Hebamme verwahrlost werde. S. 21. Dass Geld im Preussischen Staate, mit der Post gegen *geringes* Porto versendet werden könne. S. 84. Dass Lebensmittel, wie sie die ärmere Classe bedarf, mit einer unbedeutenden Abgabe belegt wären; (der Vf. berechne die Abgaben vom Biere und vom Fleische); dass Spanndienste wohlthätig wären, u. s. w. Auf die Art, wie der Vf. seine Beweise führt, würde es jedem europäischen Bürger eben so leicht werden, zu beweisen, dass seine Verfassung die beste sey. Um die Vorzüge des Preussischen Staats in das Licht zu stellen, bedarf man dieser Mittel nicht.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Osnabrück*, b. Blothe: *C. A. Kortum über die Unschädlichkeit der Kirchhöfe und Begräbnisse in Städten und Dörfern.* 1801. 62 S. 8. (6 gr.) Die schlechte Sache der Kirchhöfe in bewohnten Oertern hat bekanntlich schon vor mehreren Jahren einen sinnreichen Vertheidiger an Hn. *Wurzer* gefunden, dem neuerlich auch Hr. *Tromsdorf* beygepflichtet hat. Der Vf. der vorliegenden Schrift schliesst sich gleichfalls an ihn an, und wiederholt, nachdem er aus *Fuhrmann's* Untersuchung über die Begräbnissplätze der Alten eine hier sehr überflüssige Gelehrsamkeit gehäuft hat, Hr. *Wurzer's* bekannte Gründe für die Behauptung, dass hochgelegene, geräumige, nicht überfüllte und nicht eingeschlossene, mit Bäumen und andern Pflanzen besetzte Kirchhöfe, in denen die Leichen tief genug in der Erde begraben liegen, unschädlich seyen. Das Begraben in den Kirchen billigt auch er nicht. Von den meisten Gründen, die Hr. *K.* selbst hinzugefügt hat, dürfte er sich schwerlich vielen Eingang versprechen können. So z. B. sagt er S. 16.: „dass das tägliche und stündliche Anschauen der Gräber, welche man auf den Kirchhöfen in Städten vor Augen hat, die Furcht vor dem Tode mindere, an der gewissen (*die gewisse*) Sterblichkeit erinnere, und also physischen und moralischen Nutzen habe, kann auch nicht geleugnet werden." (Bekanntlich giebt es kein sichreres Mittel, den Eindruck von Gegenständen, wie Kirchhöfe u. dgl., zu schwächen, als den täglichen Anblick derselben. Von Tausenden, die in einer Stadt an einem Kirchhofe vorübergehen, denkt gewiss kaum einer an den Tod.) — Oder S. 18. „Begräbnisse in Städten und bewohnten andern Oertern waren also schon seit den ältesten Zeiten nicht ungewöhnlich, und hatten den Beyfall mehrerer für ihr Zeitalter aufgeklärten Völker; seit dem vierten Jahrhundert wurden sie auch in der Christenheit durchgehends eingeführt, indem man die Gräber nahe bey den Kirchen wählte, und deswegen diese Plätze Kirchhöfe oder auch Gottesäcker nannte. *Ich ziehe nun daraus die Folge: dass ein solches Begraben in Städten und bewohnten Oertern auf Kirchhöfen nicht so ungesund und gefährlich für die Lebendigen*, (Ist denn je behauptet worden, es sey für die Todten gefährlich und ungesund?) *seyn müsse, als man in unsern Zeiten glauben will; denn sonst würde man diese Art der Beerdigung längst abgeschafft haben.* (Diese Schlussfolge, mit welcher der Haufe jeden verjährten Missbrauch zu beschönigen sucht, sollte sich am wenigsten ein medicinischer Volksschriftsteller erlauben. Um ganz ein Beyspiel aus der Nähe des Gegenstandes herzunehmen, so ist durch jenes Deräsonnement auch das doch so anerkannt häufig schädliche, Taufen der Kinder in den Kirchen entschuldigt.) Doch genug! Das Hauptargument für die Unschädlichkeit der Kirchhöfe bezieht sich auf Hn. *Wurzer's* eudiometrische Versuche, durch welche bewiesen werden soll, dass die Luft auf den Kirchhöfen nicht schlechter sey, als in andern Gegenden. Allein bey der bekanntlich so sehr mangelhaften Beschaffenheit unserer Eudiometer, und bey unserer anerkannt noch so mangelhaften Kenntniss dessen, was die Atmosphäre der Gesundheit nachtheilig machen kann, ohne sich auf das Verhältniss der Gasarten, aus denen sie besteht, zurückführen zu lassen, ist diess Argument von wenigem Gehalt. Oder würde Hr. *K.* daraus, dass einer der zuverlässigsten Experimentatoren (Hr. v. *Humboldt*) fand, dass Stubenluft, nach den vielfältigen Versuchen, die er mit dem Fontanaschen, Hebrülschen, Morveauschen und Scheelschen Eudiometer anstellte, nicht 0,001 weniger Sauerstoff als die Luft im freyen Felde am heitersten Frühlingsmorgen hatte, schliessen wollen: folglich sey die heitrere Morgenluft im freyen Felde der Stubenluft fast gar nicht vorzuziehen? — Und wenn auch nur die Missbräuche enger, eingeschlossener, überfüllter Kirchhöfe mit nicht hinlänglich tiefen Gräbern, und besonders das abscheuliche Begraben von Leichen *in* den Kirchen (das beynahe unvermeidlich eine Folge des Begrabens *neben* den Kirchen ist) durch das Entfernen der Kirchhöfe aus den Städten und Dörfern zu erreichen stände, wäre denn nicht der Gewinn schon gross genug?

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 13. October 1802.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Hamburg, b. Perthes: *Beyträge zur Kritik der Feuerbachischen Theorie über die Grundbegriffe des peinlichen Rechts*, von *Anton Friedrich Justus Thibaut*, ordentlichem Professor des Rechts in Kiel. (jetzt zu Jena.) 1802. 104 S. 8. (10 gr.)

Zwar nur wenige Bogen! — doch wufste Rec. zum Voraus, dafs in denfelben nichts Gemeines enthalten feyn könne. Dafür bürgte ihm der Namen des Vfs. und der Namen deffen, welchem fich der Vf. vor dem Publikum gegenüber ftellte. In diefen nicht geringen Erwartungen hat Rec. fich keinesweges getäufcht gefunden, und aus voller Ueberzeugung kann er das Urtheil fällen, dafs unter allen literarifchen Erzeugniffen, welche die vergangene Ofter Meffe dem Criminaliften geliefert hat, keines an Wichtigkeit und Intereffe für die Wiffenfchaft mit diefen wenigen Bogen verglichen werden könne.

Was Rec. am meiften auffiel, ift, dafs Hr. T. in dem Hauptgrundfatze der Nöthigung durch pfychologifchen Zwang ganz mit Hn. F. übereinftimmt und mit diefem annimmt, dafs ein vernünftiges Criminalrecht nur allein von jenem Grundfatze ausgehen könne, und eine Strafe zur Praevention etwas widerfprechendes fey. Nach diefer Vorausfetzung hätte Rec. das Urtheil über die F. Theorie keineswegs erwartet, welches Hr. T. durch die Worte ausfpricht: „Nach meiner Ueberzeugung hebt fich diefe Theorie, wie fie itzt von Hn. F. entwickelt ift, in manchen Theilen durch fich felbft auf; fie widerfpricht in andern Punkten den Vorfchriften des pofitiven Rechts, und leitet, wenn fie mit voller Confequenz durchgeführt wird, zu manchen Refultaten, denen eine weife Gefetzgebung, welche die wirkliche Welt und den Zweck des Ganzen nicht aus dem Auge verliert, nie unbedingt ihren Beyfall wird ertheilen können."

Um diefes Urtheil zu belegen, unterwirft der Vf. zuerft den von Hn. F. aufgeftellten Begriff der bürgerlichen Strafe feiner Kritik. Er tadelt es, dafs Hr. F. die *Androhung des Strafübels durch das Strafgefetz* und *die Richtung des Strafgefetzes gegen eine Rechtsverletzung* als nothwendige Merkmale diefes Begriffs angegeben habe, da doch diefes nur Merkmale der *gerechten* bürgerlichen Strafe, nicht Merkmale der bürgerlichen Strafe *überhaupt* feyen; und der Gefetzgeber bekanntlich auch Handlungen, welche gar keine Rechtsverletzungen enthielten, verpönen könne. Nach dem Titel der Schrift hätte man wohl *dergleichen* Ausftellungen, welche im Grunde die Feuerbachifche Strafrechtstheorie, wenn fie auch gegründet wären, in ihren wefentlichen Beftimmungen gar nicht berühren, nicht erwarten follen, Rec. glaubt aber überdiefs, dafs Hr. F. hier fich fehr wohl gegen den Tadel des Vf. rechtfertigen könne. In einer Rechtstheorie, fey fie allgemein oder pofitiv, kann jeder Begriff nur infoferne er für die Rechtstheorie Realität hat, aufgeftellt werden, und es kann daher in einer Theorie, der alles Strafrecht aus der, *zum Schutze des Rechts* nothwendigen Verhinderung der Illegalitäten *durch pfychologifche Nöthigung* hervorgeht, der Begriff der Strafe nicht anders gebildet werden, als wie ihn Hr. F. gebildet hat. Dafs die, nicht für die Rechtstheorie allein gebildete, Sprache eine weitere Bedeutung des Begriffes kennt, kann den Rechtslehrer nicht kümmern, wenn nur der von ihm aufgeftellte Begriff kein Merkmal enthält, welches den durch den Sprachgebrauch beftimmten Merkmalen diefes Begriffs widerfpricht. Uebrigens wird Hr. F. gerne Hn. T. zugeben, dafs in dem Staate manche Handlung bey Strafe verboten werden könne, welche nicht als Verletzung der Rechte der Menfchen, wie fie aufser dem Staate gedacht werden müffen, betrachtet werden könne; allein er wird behaupten, dafs dann diefe Handlungen als einem, durch die Begründung des Staats entftandenen Rechte deffelben widerfprechend und daher doch als Rechtsverletzungen betrachtet werden müfsten.

Dem Gefagten zufolge kann Rec. keineswegs Hn. T. beyftimmen, wenn er die Feuerbachfchen Behauptungen: *ein homicidium in volentem commiffum ift als Verbrechen eben fo undenkbar, als eine injuria in volentem commiffa; — an einem Infamen kann keine Injurie, an einem Menfchen, der zum Tode verdammt ift, kein Mord begangen werden; — für Deutfchland kann kein Verbrechen begangen werden an denjenigen, die keine Reichsbürger find, und aufserhalb Deutfchlands Grenzen verletzt werden*, — verwirft. Zwar giebt Rec. gerne zu, dafs wenn man unter dem Infamen, mit Hn. *Hübner*, nicht den *ganz* Ehrlofen verfteht (wie es doch Hr. F. ficher verftanden hat), der Infame allerdings injuriirt werden könne, *weil er dann noch Rechte auf Ehre hat*; auch ift Rec der Meynung, dafs allerdings ein homicidium an dem Einwilligenden begangen werden könne, weil, wie Hr. T. fehr richtig fagt, die Einwilligung zur Aufhebung aller Rechte = 0 ift; allein eben diefer von Hn. T. gebrauchte Grund hätte ihn überzeugen follen,

len, dafs bey *veräufserlichen* Rechten, wo jene Einwilligung nicht = 0 ift, nicht daffelbe behauptet werden könne; — dann würde er den Grund, warum das *invito domino* zum Begriffe des Diebftahls gehört, gefunden und eingefehen haben, dafs das: *volenti non fit injuria* nicht, wie er glaubt, Folge des bey Injurien ftatt findenden *accufatorifchen* Verfahrens, fondern vielmehr Folge der unerfchütterlichen Wahrheit fey, dafs der Staat, der durch Strafen veräufserliche Rechte, auch wider Willen der Berechtigten, fchützen wollte, fich an dem wefentlichen Charakter des Rechts, dafs er und feine ganze Exiftenz der Willkür des Berechtigten unterworfen fey, verfündigen würde — Der Grundfatz: dafs an einem Fremden aufser Deutfchland kein Verbrechen für Deutfchland begangen werden könne, ift, wenn gleich Rec. darum, weil er überhaupt nicht von Hn. F. Strafrechtstheorie ausgeht, denfelben für unrichtig hält, doch in der Feuerbachifchen Theorie unumftöfslich und ein Beweis von F. bekannter Confequenz. Denn fo wenig Deutfchlands Gefetzgeber die Rechte des Chinefen in China anerkennen und beftimmen können: fo wenig kann ihre, zur Verhinderung der Verletzungen von ihnen anerkannter Rechte beftimmte Strafdrohung auf eine, gegen den Chinefen in China vorgenommene Handlung gerichtet feyn. Nur Chinas Strafgefetze können in China Verletzungen des Chinefen verhindern follen und nur Chinas executive Staatsgewalt hat das Anfehn verletzter chinefifcher Gefetze gegen den Uebertreter aufrecht zu erhalten.

Weit treffender, als dasjenige, was Hr. T. gegen den Feuerbachifchen Begriff der Strafe erinnert hat, fcheint Rec. die darauf folgende Kritik der von Hn. F. aufgeftellten Gründe der abfoluten und relativen Strafbarkeit. So fehr es auch, wie Hr. T. nicht abläugnet, zu Feuerbachs bleibenden Verdienften um das Criminalrecht gerechnet werden mufs, dafs er die moralifche Imputationslehre mit dem glücklichften Erfolge aus diefer Wiffenfchaft verbannt hat: fo hat es doch Rec. von jeher gefchienen, als ob Hr. F. in der Bekämpfung der fogenannten Freyheitstheorie zu weit gegangen fey, und als ob die Freyheit, wie fie in dem Bewufstfeyn des gemeinen Lebens erfcheint — nämlich als das Vermögen der Wahl zwifchen entgegengefetzten Willensbeftimmungen (Willkür) — in Ewigkeit an der Spitze aller Zurechnungstheorieen ftehen müffe. Rec. mufs daher auch ganz mit Hn. T. übereinftimmen, wenn diefer behauptet, dafs in der Feuerbachifchen Theorie, welche den Menfchen als blofses Naturwefen betrachtet, aller Begriff von eigentlicher *Schuld* hinwegfallen und jeder Delinquent, welcher geftraft werde, als Märtyrer betrachtet werden müffe; denn jedes begangene Verbrechen ift, von den Vorausfetzungen diefer Theorie confequent weiter gefolgert, Beweis, dafs der Verbrecher den ftärkeren Antrieben zu dem Verbrechen habe folgen *müffen*, und zwar darum habe folgen müffen, weil der Staat geirrt, und, vermöge eines falfchen Calculs, einen Gegenreiz *gegen* das Verbrechen gefetzt habe, welcher in Vergleichung mit dem nun wirklich ftatt gefundenen Reize zur Begehung deffelben als unbeträchtlich und daher als nicht beftimmend zu betrachten fey.

Das Scharffinnigfte in diefer Kritik ift, nach Rec. Urtheil, dasjenige, was der Vf. über die Gründe der relativen Strafbarkeit und vorzüglich über die Anwendung derfelben bey unbeftimmten Strafgefetzen fagt. Rec. meynt indeffen hier nicht dasjenige, was der Vf., um zu beweifen, dafs F. fich durch Philofophie am pofitiven Rechte verfündigt habe, vorbringt; denn hier mag wohl F. — was auch von einzelnen Behauptungen fcheinbar entgegenftehen mag — im Allgemeinen nicht fo fehr abweichend von dem Vf. denken (wie der §. 113. des Feuerbachifchen Lehrbuchs Rec. anzudeuten fcheint): dagegen aber glaubt Rec. mit Recht, jenes Urtheil von demjenigen fällen zu müffen, was Hr. T. fagt, um darzuthun, dafs Hr. F. die Rückficht auf das pofitive Recht beftimmt habe, in der philofophifchen Entwickelung feiner Theorie mitunter inconfequent zu werden. So ift es allerdings fehr fcharffinnig, wenn Hr. T. fagt, dafs in der Feuerbachifchen Theorie keineswegs geradezu eine gröfsere Strafbarkeit der *dolofen* als der *culpofen* That, und eine gröfsere Strafbarkeit der *grofsen*, als der *geringeren culpa* behauptet werden könne, weil derjenige, welcher nur einigermafsen zur Nachläffigkeit inclinire, weit leichter eine einzelne gefetzwidrige Begierde niederfchlagen, als in der fteten Spannung leben könne, welche dazu gehöre, um die unendliche Menge von Neigungen, welche feine *Befonnenheit* ftören und ihn, zumal zur Begehung nicht leicht vorauszufehender Illegalitäten führen könnten, beherrfchen zu lernen. Weniger treffend fcheint es Rec., wenn H. T. behauptet, dafs Hr. F., infoferne er *fubjective* Gründe der Strafbarkeit annehme, den *objectiven* Maafsftab für die Strafbarkeit *ganz und gar aufgeben müffe*, weil Abfchreckung nur zur Befiegung der Impulfe zum Verbrechen nothwendig fey, diefe Impulfe aber in der *Schädlichkeit* der Handlung — als dem Princip für den objectiven Maafsftab — keineswegs lägen. Hier hat wohl der Vf. Hn. F. blofs mifsverftanden; denn, wenn gleich in der Schädlichkeit der That freylich nicht die Impulfe zum Verbrechen liegen: fo ift es doch diefe Schädlichkeit ganz vorzüglich, welche, nach pfychologifch richtigen Grundfätzen, über die Gröfse der, äufserlich felten erkennbaren Impulfe zu dem Verbrechen Auffchlufs zu geben vermag, da, wenn auch für den roheften Menfchen in der Gröfse des Andern zu ftiftenden Schadens natürliche Abhaltungsgründe von der Beftimmung zur That liegen, die Neigung zu dem Verbrechen um fo gröfser feyn mufs, je ftärker diefe Abhaltungsgründe find, welche bey der dennoch ftatt findenden Beftimmung zu der That nicht geachtet werden.

Ganz

Ganz aus des Rec. Seele dagegen geschrieben ist das, was Hr. T. am Ende seiner Abhandlung noch gegen Hn. F's. Theorie erinnert, dass nämlich diese Theorie, consequent ausgesponnen, nothwendig zu *Dracos* System hinführen müsse, — dass nach ihr der Regent die *grössten* Strafen auf *jedes* Verbrechen setzen *müsse*; denn wozu Modificationen der Strafe nach der Verschiedenheit der Impulse, da der rechtliche Mann, der kein Verbrechen begehen will, durch das härteste Strafgesetz — welches ja mit ihm nichts zu thun hat — nicht beleidigt wird, der wirkliche Verbrecher aber durch die begangene That, und wenn sie auch noch so gering ist, zeigt, dass selbst die stärkste, im Gesetz angedrohte Strafe für ihn kein Abhaltungsgrund seyn konnte, seine Impulse zu dem Verbrechen also stärker, als der höchste mögliche Gegenreiz durch Strafe, waren, folglich dasselbe diese stärkste Strafe — wenn nur in dieser Theorie überhaupt von Schuld geredet werden könnte — gewiss reichlich verschuldet habe? — Man sollte denken, dass diese für jedes Gefühl schneidenden Resultate, auf welche eine consequente Folgerung aus dem *Feuerbachschen* Strafrechtsprincipe, nach Hn. T. Ueberzeugung, hinführen muss, den Vf. zu einem Misstrauen gegen die Wahrheit und rechtliche Realität dieses Princips hätten bestimmen müssen. Allein diess ist nicht geschehen! Der Vf. erkennt vielmehr das Draconische System als das völlig rechtliche an und behauptet, dass alle nothwendigen Beschränkungen desselben nur von aussen — durch die nothwendige Rücksicht nämlich, nicht durch die Ausbildung des einen Gewaltzweiges im Staate den andern Eintrag zu thun — gegeben würden. War etwas im Stande, den Genuss zu verbittern, welchen Rec. die Lectüre dieser Blätter gewährte: so war es dieser Schluss. Dem Rechte dienen alle Staatsgewalten; das Recht kann keiner dienen und um keiner willen auch nur das geringste von seinen Foderungen nachlassen. Rec. ist aber überzeugt, dass der wahren Rechtstheorie das Draconische System eben so fremd sey, als ein System, welches durch die Vernichtung aller Freyheit die Störungen der Freyheit aufzuheben suchen wollte, — er ist überzeugt, dass sich allerdings ein Strafrecht ableiten lasse, in welchem die Modificationen der Strafen durch diese rechtliche Ableitung selbst begründet, nicht von aussen erborgt werden; — er *darf* indessen nicht vergessen, dass *hier* der Ort nicht ist, diese Behauptung durch den wirklichen Versuch zu erweisen.

Leipzig, b. Tauchnitz: *Ueber die Grenzen des Philosophirens in einem Systeme der Strafrechtswissenschaft und Strafgesetzkunde.* Gegen Herrn Professor *Feuerbach*, von D. *Karl August Tittmann*, kurfürstl. sächsischem Ober-Consistorial-Rathe in Dresden. 1802. 84 S. 8. (7 gr.)

Dieses Schriftchen ist gegen dasjenige gerichtet, was Hr. *Feuerbach* in seiner *Revision* etc. S. 176 ff. über die Grenzen des Philosophirens in der positiven Rechtswissenschaft gesagt und zum Theile Hn. *Tittmanns* Behauptungen in dem *Versuche über die wissenschaftliche Behandlung des peinlichen Rechts* S. 54 ff. entgegengesetzt hatte.

Dass nur der Rechtsphilosoph im Stande sey, das positive Recht mit Glück zu bearbeiten, darüber ist kein Streit, und kann keiner seyn; denn da alles positive Recht im Grunde nichts anders, als ein individualisirtes Naturrecht — eine objectiv dargestellte, mehr oder minder einseitige Ansicht des Allgemeingültigen ist, so ist es von selbst klar, dass der *Geist* des positiven Rechts von demjenigen nicht ergriffen werden könne, welchem das verborgen ist, was allem Positiven zum Grunde liegt, und was durch dasselbe objectiv dargestellt werden soll. Allein darüber, ob dem positiven Rechtslehrer seine Kenntniss des Allgemeingültigen nur zur Auffassung des Geistes des positiven Rechtes *dienen*, oder ob derselbe durch seine Ansicht des Allgemeingültigen sich berechtigt fühlen dürfe, über das positive Recht zu *herrschen*, und der Wissenschaft zu Liebe Theile der Ansicht des positiven Gesetzgebers wegzulassen, weil *seine* Ansicht nicht zu gleichen Bestimmungen ihn leitet, — diess ist die Streitfrage. Hr. T. scheint das Letztere zu glauben, denn sonst könnte er nicht S. 50 behaupten, „dass der Bearbeiter der Strafrechtswissenschaft Missethaten im Systeme übergehen dürfe, sobald sie nach dem Begriffe der Wissenschaft als Gegenstand derselben nicht angesehen werden könnten, und dass ihn der Umstand, dass diese Missethaten in den positiven Gesetzen aufgeführt würden, keineswegs binden könne." Hierin nun hat Hr. T., nach Rec. Meynung, offenbar Unrecht. So wie der Historiker zwar nur dann pragmatischer Geschichtschreiber werden kann, wenn er den Geist der Geschichte aufzufassen vermag, wenn er mithin die Ideale kennt, welche die Tendenzen des Strebens der Menschheit bestimmen, diese Kenntniss aber denselben nicht verleiten darf, uns die, durch minder glückliche Auffassungen des Zweckes missgeleiteten Versuche der Menschheit vorzuenthalten; so muss auch der positive Jurist, welcher durchaus pragmatischer Geschichtschreiber seyn soll, uns die ganze Ansicht des positiven Gesetzgebers *vollständig* und *rein* mittheilen — und *seine* Rechtsphilosophie — die im Grunde *idealisch-positives* Recht ist — darf ihm nur *dienen*, um jene Ansicht *lauter* aufzufassen, keineswegs aber, um dieselbe gewaltthätig zu *modeln*.

Diess *scheint* Rec. die eigentliche Divergenz zwischen Hn. *Feuerbach* und Hn. *Tittmann* zu seyn, und in Ansehung dieser muss Rec., nach dem Gesagten, sich für ersteren erklären; — alles Uebrige, worin Hn. T. noch andrer Meynung, als Hr. F. zu seyn glaubt, scheint Rec. nur die Methode der Bearbeitung des positiven Rechts zu betreffen. Hier lassen sich allerdings zwey sehr verschiedene Methoden denken. Man kann die einzelnen positiven Bestimmungen hinstellen und aus ihnen den Geist, welcher in ihnen lebt, entwickeln — also von dem Einzelnen

nen zu dem Allgemeinen hinaufsteigen; — man kann aber auch umgekehrt verfahren, die einzelnen positiven Gesetze entstehen lassen und dadurch dieselben genetisch erklären. Die letztere Methode scheint Rec. diejenige zu seyn, welcher Hr. T. den Vorzug einräumt. Sie empfiehlt sich auch dem Lehrer vorzüglich, obgleich derselbe, um sie mit Glück anwenden zu können, wohl erst den andern Weg wird eingeschlagen haben müssen.

Ehrenvolle Erwähnung verdient es übrigens, dass Hr. T. durchaus ruhig und ohne Ausfalle und Persönlichkeiten streitet, welches eine um so angenehmere Erscheinung ist, je mehr man sich schon daran hat gewöhnen müssen, bey literarischen Streitigkeiten zu bemerken, dass die Kämpfer, bey hoher einseitigen Bildung, dennoch in gar mancher Hinsicht nur *gemeine* Menschen sind.

KINDERSCHRIFTEN.

Leipzig, in d. Dykischen Buchh.: *Allwin und Theodor.* Ein Lesebuch für Kinder. 1802. 107 S. kl. 8. (14 gr.)

„Um Kinder zu Männern zu bilden, sagt der ungenannte Vf. in dem *für erwachsene Leser* geschriebenen Vorbericht, um sie der Geistesträgheit zu entreissen, die schon darum erniedriget, weil sie nicht erhebt, muss man mit ihnen männlich sprechen. Man muss ihre Einbildungskraft zu beleben, man muss die Selbstthätigkeit ihres Gemüths zu erwecken suchen, und, indem man ihnen die Natur und den Menschen in heiteren und gefälligen Gestalten zeigt, oder indem man sie zur Anschauung des Unendlichen führt, worauf die ganze Menschheit ruht, muss man die reinen Quellen eröffnen, aus denen Religion und Andacht entspringt.“ Diesen schönen Zweck auf diese Weise zu befördern, ist vorliegendes Buch bestimmt. Wir wüssten seit langer Zeit keine Kinderschrift, welche wir mit so vieler Befriedigung gelesen, und einer ausgezeichneten Empfehlung so würdig geachtet hätten, wie die gegenwärtige. Ueberall sieht man ein warmes, für Humanität, Religion und Menschenwohl höchst empfängliches Herz mit einem reinen, einfachen und wahrhaft kindlichen Sinne gepaart; überall zeigt sich in der Darstellung ein so zartes Gefühl fürs Schickliche, eine so natürliche und lebendige Anmuth, dass man, obgleich der bescheidene Vf. seinen Namen verschwieg, doch leicht ein sehr vorzügliches Talent wahrnimmt, welches in der Schule der Griechen gepflegt und ausgebildet wurde. Tägliche Erscheinungen der Sinnenwelt, auffallendere Natur- und Weltbegebenheiten, oft auch schlichte Geschichten des Tages, welche zu einem kleinen, gefälligen Ganzen geordnet sind, geben den Stoff zu mannichfaltigen Belehrungen her, die ein gutdenkender Vater seinen beiden Söhnen, Allwin und Theodor, ertheilt. Kräftig wird darauf hingearbeitet, dass das Streben nach dem Idealischen befördert, der kindlichen Einbildungskraft eine schickliche Nahrung dargeboten werde, dass das Kind das Bedürfniss fühlen lerne, in sich selbst hinabzusteigen, und sich durch eigenes freyes Denken, Träumen und Dichten über die enge Sphäre zu erheben, mit der es die Sorgfalt seiner oft allzu beschränkten Erzieher umspannt hat. Wie der Inhalt, so ist auch die Form mannichfaltig, und schützt, selbst bey alltäglichen Gegenständen, vor Ermüdung, der lästigen Gefährtin jeder Eintönigkeit. Gespräche, Erzählungen, Gedichte, Bruchstücke aus Tagebüchern, kurze moralische Reden u. s. w. wechseln in anmuthiger Varietät mit einander ab, verbunden unter sich durch Einen leichten Faden, welcher den kleinen Roman zusammenhält, und harmonisch durch die gleiche Tendenz, das Gemüth zu einem reinen und uneigennützigen Wohlgefallen zu erheben. — Eine ausgehobene Stelle wird, was wir vorhin über das Einzelne urtheilten, dem unbestochenen Sinne deutlicher machen. „In Osten erhob sich der Mond und schwamm, wie ein leichter Nachen, in dem Wiederscheine des Abendroths. Die Kinder zeigten ihn ihrem Vater. „Wie schön und zart ist er, sagte Allwin; so sieht er nicht immer aus.“ „Er ist in seiner Kindheit, erwiederte der Vater. Mit jedem Tage wird er wachsen, und sein Licht wird zunehmen, bis er uns die ganze volle Scheibe zeigt. Vielleicht werden ihn bisweilen Wolken bedecken, und er wird sein Angesicht, gleichsam trauernd verhüllen. Nach einiger Zeit wird er wieder abnehmen, und kleiner werden, bis er endlich ganz verschwindet, um ein vollkommenes Bild des menschlichen Lebens zu werden.“ „Ich verstehe nicht, was du meynst“, sagte Theodor. „O ja! fiel Allwin ein; ich weiss, was du sagen willst. Der Mensch nimmt auch zu und ab; er glänzt eine Zeitlang über der Erde, dann verschwindet er, und wird im Grabe verborgen.“ „Und die Wolken, die den Mond bisweilen umhüllen?“ sagte der Vater. „Diese weiss ich nicht zu deuten.“ „Es sind die Unfälle, die dem Menschen begegnen, fuhr der Vater fort; kein Leben ist noch glänzend und heiter über die Erde hinweggezogen; jedes hat seine trüben und düsteren Tage gehabt. Aber an dem unschuldigen und guten Menschen ziehen diese Wolken vorüber, und die Ruhe seiner Seele bleibt ungestört. Und wenn er auch endlich vor unsern Augen verschwindet, so geht er nicht zu Grunde, sondern strahlt in einer andern Gegend ewig dauernd und unveränderlich.“ — Auch das Aeussere der Schrift ist sehr empfehlend.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 14. October 1802.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Hamburg, b. Perthes: *Versuch einer theoretisch-praktischen Anleitung zur Bergzeichnung* mit besonderer Hinsicht auf richtigen Zusammenhang der Höhen, Thäler und Ebenen. Nebst einer kleinen *Abhandlung über Karten und Situationsplane.* Von dem Königl. Dänischen Generalquartiermeister, Generalmajor *von Binzer.* 1802. 52 S. 4. Mit fünf Kupfertafeln. (1 Rthlr.)

Beide Abhandlungen sind zunächst zum Leitfaden bey militärischen Vorlesungen entworfen. Der Vf. geht, wie sehr natürlich, von der Beschaffenheit der Erdoberfläche aus, und findet Berge, Thäler und Ebenen; und da die Berge theils Erdberge, theils Felsenberge, theils aber auch aus beiden vermischt sind: so zerfällt alle Bergzeichnung in Erdbergzeichnung, Felsenbergzeichnung und vermischte Bergzeichnung; von diesen aber handelt er nur vorzüglich die erste Gattung ab, und die Felsenbergzeichnung wird für eine andere Gelegenheit aufgespart. — Die Theorie der Bergzeichnung des Vfs. im ersten Abschnitte, gründet sich auf folgende Annahmen: durch die Länge der Striche, oder vielmehr durch die Breite der mit Strichen bezeichneten Fläche wird die Horizontalbreite der Abdachung bestimmt, und durch die Stärke und Schwäche der Striche bezeichnet man die Stärke (Gröfse) der Abdachung oder vielmehr den Winkel derselben, so dafs Länge und Stärke der Striche zusammengenommen, den Ausdruck für die Höhe und Abdachung eines Berges geben. Hierauf geht der Vf. alle Stufen von Erhöhungen und Vertiefungen durch, und erläutert alle angenommenen Fälle durch Zeichnung. Schatten und Licht im malerischen Verstande (eigentlich Schlagschatten) wird deswegen durchaus vermieden, weil sonst eine flache Abdachung, welche nach der Schattenseite hinliegt (gegen das hier angenommene System) leicht ein steiles Ansehen erhalten könnte. — Das was der Vf. durch Stärke und Schwäche der Striche zu erreichen sucht, und was in der Wirklichkeit schwer zu erreichen ist, suchen andere durch Stärke und Schwäche der Tiefen leichter zu erreichen. Alles was übrigens von der Bergzeichnung gesagt wird, ist wahr und gut, und verdient von Seiten der Situationszeichner alle Beherzigung. Nichts kann wohl wahrer seyn, als die Behauptung, dafs man nach einer richtigen Bergzeichnung im Stande seyn muss, die wahrscheinliche Beschaffenheit einer Gegend durch Profillinien auszudrücken; auch ist gegen die zur Prüfung einer gezeichneten Situation angeführten Grundsätze nichts einzuwenden, da sie aus der natürlichen Beschaffenheit der Erdoberfläche selbst hergenommen sind. Nach diesen Grundsätzen sind eine Menge Profile aus den mitgetheilten Situationen entworfen.

Der *zweyte Abschnitt* enthält einen sehr bestimmten und deutlichen Unterricht über den Begriff der verschiedenen Arten von Karten und über die Situationsplane, worin man zugleich über die sogenannten Croquis, ihre Absicht, den Entwurf etc. viel Lehrreiches findet.

So viel Genugthuung übrigens der schriftliche Unterricht des Vfs. Rec. gewährt hat, so wenig Befriedigung hat er in den Kupfertafeln gefunden. Ueberhaupt scheint sich der Vf. bey seiner Theorie der Zeichnung der Berge zu viel Gewalt angethan zu haben, denn die Darstellung fällt zu schwer aus; einem fertigen Zeichner aber ist es möglich, mehr Gefälligkeit in die Striche zu bringen, als es dem Kupferstecher (C. Jättnig in Berlin) möglich gewesen ist. Diefs einzige abgerechnet, gehört dieser Versuch des bescheidenen und gelehrten Vfs. unter die besten und lehrreichsten Producte des topographischen Faches. Wenn der Vf. das militärische Publicum mit der versprochenen Felsenbergzeichnung beschenkt: so bittet Rec. (der ihr mit vielem Verlangen entgegen siehet), wenn es irgend möglich ist, meist Copieen aus der Natur zu liefern, weil diese weit besser unterrichten, als die schönsten eigenen Erfindungen.

Berlin, im Verlage d. Vfs.: *Vorschriften zur militärischen Situations-Zeichnung.* Zum Gebrauche der Königl. Preufsischen Militär-Erziehungsanstalten, entworfen von *Marschall von Bieberstein,* Major beym adelichen Cadetten-Corps. 1801. 12 Bl. 4. (1 Rthlr. 2 gr.)

Diese Sammlung von Vorschriften scheint der Bestimmung gemäfs, und im Allgemeinen sehr zweckmäfsig zu seyn, obgleich der schon geübte Situationszeichner manche seiner Wünsche nicht ganz befriedigt finden wird.

Von Pl. I. bis IV. findet man Zeichen oder Charaktere zu Wegen, Strafsen, etc. Bächen, Flüssen, Seen, etc. zu Häusern, Dörfern, Städten und zu allgemeinen oder geographischen Kartenbezeichnungen; ferner einige Charaktere zu eigentlichen militärischen Gegenständen, als Palisaden, Wolfsgruben, Fladderminen etc. wie sie auf Situationskarten vorzu-

zukommen pflegen, und Truppenzeichnungen. Mit Pl. V. fängt die Bergzeichnung an. Eine allgemeine Figur versinnlicht die Begriffe von Grundlinie, Fuſs, Abdachung, Krone und Fläche der Berge, und enthält die Grundstriche von sanft bis senkrecht (lothrecht) mit den wichtigsten Zwischenstufen der Bergabdachungen, dann Muster, wornach sanfte Vertiefungen, Gründe, Zungen, Schluchten und Erdberge gezeichnet werden sollen. Pl. VI. giebt Vorschriften zu Absätzen, Hängen, Kuppen, (abermals) Gründen, Hohlwegen, Graben und Tellen für die Erdbergzeichnung. Pl. VII. enthält die Vorzeichnung (Skizze) des Plans von Landeshut (in Schlesien) mit unterlegtem quadratischen Netze; die Situation selbst findet man auf Pl. VIII., nebst dem dazu gehörigen Maaſsstabe. Pl. IX. zeigt einen förmlichen Angriff einer Festung. Pl. X. gehört zur Felsengebirgszeichnung, und faſst theils einzelne Charaktere, theils eine ausgeführte Zeichnung des Felsengebirges unweit des Luciensteiges. Auf Pl. XI. sind Vorschriften zum Beschreiben und zum Auszeichnen eines Plans enthalten.

Da nirgends etwas von einer eigenen Theorie des Vfs, das Terrain zu charakterisiren vorkommt: so muſs man sie ganz allein in der Stärke, Schwäche und Form der Striche suchen, was aber wohl nicht durchgängig Stich halten dürfte. Auch hat es der Vf. nicht für gut gefunden, überall Maaſsstabe unter die Plane zu zeichnen, was doch zur Beurtheilung der Zweckmäſsigkeit und Proportionalität der Charaktere, besonders der Charaktere der Gradation, wesentlich erfoderlich ist. Wie würden sich wohl die mitgetheilten Bergcharaktere in sehr groſsen Maaſsstäben ausnehmen? dürfte man wohl von ihrem Gebrauche die richtige Physiognomie der Erhöhungen und Vertiefungen über dem angenommenen Horizonte, in Absicht ihrer Neigung oder Abdachung, und die richtigen Entfernungen der verschiedenen Horizontalebenen über einander, vom Haupthorizonte, mit Zuverläſsigkeit erwarten? Auch fallen in dieser Manier die Berge zu zeichnen, die schiefen Bergflächen zu glatt und folglich widernatürlich aus.

Mit Pl. IX. oder mit demjenigen, was über den förmlichen Angriff einer Festung gesagt wird, kann man keineswegs zufrieden seyn. Die Anordnung der Parallelen ist nach le Febure oder le Febvre. Warum man wohl nicht einsehen lernt, daſs die le Febvresche Methode des Angriffs nur für solche Werke paſst, welche vor das Hauptwerk der Festung vorspringen, wie etwa ein Hornwerk oder eine detaschirte Lünette, so daſs also diese ganze Manier nichts anders ist, als eine Anwendung der Vaubanschen Form des Angriffs, auf einen besondern Fall? Die Communicationen (auf Pl. IX.) liegen zum Theil in Gründen oder Schluchten, und machen also Vertiefungen in Vertiefungen. Treffen sie in der Wirklichkeit auf Gründe oder Schluchten, welche nicht ensilirt werden können: so hören sie in diesen auf, weil man eben durch sie schon gedeckt ist. Das Epaulement A ist von der Festung aus ensilirt, und überhaupt taugt die ganze Anordnung nicht viel. Schlechte Muster aber schaden, wenn auch nur darnach gezeichnet wird.

Musterhaft schön ist Papier, Zeichnung und Stich, und für den Unterricht das Vorzeichnen oder Skizziren der Plans, wie auf Pl. VII. nachahmungswerth.

Einiger gerügter Mängel ungeachtet, gehören diese Vorschriften zu den schönsten, die wir gegenwärtig besitzen; durch treue Nachzeichnung derselben, und durch einen damit verbundenen gründlichen Unterricht über die *wahre* Terraingestalt, kann der angehehende Infanterie- und Kavallerieofsizier ein recht brauchbarer Situationszeichner werden.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Unger: *Gemälde nach der Natur*, von *C. W. Frölich.* 1802. VI. u. 130 S. 8. (12 gr.)

In dem ersten Versuche des selbstdenkenden Vfs. „über den Menschen und seine Verhältnisse" Berlin 1792, erkannte man schon, bey aller Paradoxie, ein edles Streben nach dem Höchsten, nach dem Unendlichen. Dort war es auf Menschenbildung im Allgemeinen angelegt; in den Aufsätzen der vorliegenden Sammlung wird der Mensch gröſstentheils unter bestimmten Verhältnissen gedacht. Den Titel griff der Vf., wie er selbst gesteht, zufällig auf, vermuthlich nach dem ersten Aufsatz: *Ueber Gemälde nach der Natur.* Wahrheit der Darstellung ist ihr höchstes Gesetz. *Wodurch kann der Deutsche von seiner Vorliebe für ausländische Producte zurückgebracht werden?* Wir werden dahin gelangen, die Vollkommenheit des Auslandes auf ihren wahren Werth herabzusetzen, wenn wir unsere Denkkraft bilden, die Kräfte der Natur, welche bey der Bearbeitung ihrer rohen Producte angewendet und modificirt werden, erkennen, und so uns selbst die Fähigkeit verschaffen, ähnliche Producte zu liefern; also durch Nationalbildung, die von der Jugend ausgehen muſs. Die schon gemachten Menschen aber, wie sich der Vf. ausdrückt, welche durch Wahrheit nicht zu leiten sind, müssen durch Gesetze (wir möchten die Anwendbarkeit und Güte der vom Vf. vorgeschlagenen nicht verbürgen) abgehalten werden, sich ausländischer Erzeugnisse zu bedienen, bis die von Vorurtheilen geblendete, Volksmenge der zur Mündigkeit im Urtheilen verholfenen, sorgsamer ausgebildeten Jugend Platz gemacht haben wird. Auf eine solche Jugendbildung soll nun ein theoretisches und praktisches Handwerksinstitut hinarbeiten, dessen schöner Plan in dem folgenden Aufsatze verzeichnet ist, welcher die Ueberschrift hat: *Was verursacht den Verfall des Handwerksbetriebes? und welches sind die Mittel zu dessen Aufhülfe?* Der nächste Aufsatz *über Sonntagsschulen* spricht diesen das Urtheil, nach

nach den Zwecken des Sonntags, an welchem der Mensch durch leichte, freye, selbstgewählte Thätigkeit, des Thieres oder Geistes, seine Erholung vorzugsweise erwartet. Auch der Knabe will froh seyn, und hasst am Sonntag eine Sammlung seiner Gedanken in dem ernsten Schulhause. Sehr wahr! Aber der Vf. erwägt nicht die Umstände, Einschränkungen und Einrichtungen, unter welchen und durch welche solche Anstalten empfehlungswerth seyn können. Sie sind theils für junge Leute bestimmt, die in der Woche keinen ordentlichen Unterricht erhalten, oder ehemals nicht erhalten haben, und nun etwa in der Lehre das Versäumte nachholen müssen, und um der höhern Zwecke willen wohl *etwas* von ihrem Vergnügen aufopfern können; sie sind gewöhnlich, auf ein paar Stunden, am besten des Vormittags, eingeschränkt, die man ja auch wohl sonst zum Besuchen der Kirchen anwendet, ohne dass noch jemand aufgetreten wäre, der die sonntäglichen Gottesverehrungen als dem Zweck der Erholung zuwiderlaufend verrufen hätte; sie lassen sich endlich auch wohl so einrichten, dass sie im Ganzen mehr vergnügen als lästig sind. *Ein Resultat quengelnder* (tändelnder) *Erziehung.* Die Folgen der Verzärtelung an einem warnenden Beyspiel gezeigt, mit der Anwendung: Aeltern, die sich nicht geschickt fühlen, ihre Kinder zu erziehen, sollen sie nach dem achten Jahre dem Staat übergeben, und für jedes Kind eine Erziehungssteuer nach ihrem Vermögen entrichten. Diejenigen aber, welche ihre Kinder selbst erziehen, sollen für die Handlungen derselben in Rücksicht ihrer Fähigkeit zur Gesetzmäſsigkeit bis zum 24sten Jahre, in Rücksicht aber auf die Angewöhnung, ihre Kräfte zu nützlichen Zwecken zu verwenden, zeitlebens verantwortlich bleiben! *Der Jäger und sein Hund*, Anwendung vom Dressiren der Jagdhunde auf die Menschen, nicht ohne Bitterkeit. *Der Bauer an die Gelehrten.* Den letztern wird der Text gelesen, dass sie den Landmann *einfältig* nennen. *Giebt der Geizige gern?* Sehr gern, um sich und andere zu überreden, er sey nicht geizig, freylich nicht oft und nicht viel, aber doch gern. Diess kann doch nur in bessern Momenten geschehen, wo er sich selbst seines Geizes vor sich und andern schämt. *Nur eine schöne Seele darf sich einer schönen Kunst weihen.* Ein gemeiner Mensch, der Maler werden will, wird zurecht gewiesen und belehrt, dass er nur zum Copisten der Natur tauge. Missfallen hat uns folgende Stelle S. 106. „Ihr (*Bürgerlichen!*) seyd alle Kaufleute, treibt mit der Natur Handel, wollt, nein! wollt nicht, müsst immer von ihr baar und blank gewinnen!" *Darf die Freyheit der Akademisten beschränkt werden?* Die Negativa wird einem Studenten in den Mund gelegt. Wissenschaft lasse sich überall erwerben, nirgends aber sey wieder ein Ort, wo der Mensch, aller Vormundschaften entledigt, sich frey auslegen, zu dem Gefühl seiner Selbstständigkeit gelangen, was er als Natur und Wahrheit anerkennt, ungescheut üben, und so sich einen bestimmten Charakter, und mit diesem eine gewisse Obergewalt über die Umstände zum Vortheil der Wahrheit aneignen dürfe. Die äusserste Gränzlinie der hier gebietenden Gewalt sey Recht und Unrecht und öffentliche Sicherheit; jede weitere Beschränkung sey vom Uebel. *Ueber den Einfluss der Gebehrdensprache auf gesellschaftlichen Frohsinn.* Zur guten Laune in einer Gesellschaft gehört, dass man sich sehe, vorzüglich ins Gesicht sehe, weil die Mimik zur Belebung der Gesellschaft so viel beyträgt. Diess wird angewendet auf das Fahren in Postwägen und auf eckigte Tafeln. *Antwort eines Fürsten auf die Klagen der Schullehrer über geringes Gehalt.* Gäben sich nicht die Menschen zu den elendesten Schullehrerstellen her, so müsste der Staat wohl von seiner Sparsamkeit lassen. *Klage eines Dienstboten über schlechte Herrschaften.* Sehr naiv! *Zur Idylle fehlt ihm das reine Ideal.* Unterhandlungen der Menschen mit den Thieren, wodurch letztere zur Abtretung ihrer Freyheit an die erstern bewogen werden, welches sie nachher zu spät bereuen. Die schlaue Ziege hatte das, was da kommen würde, richtig vorausgesagt: „Glaubt mirs, ich kenne den Menschen. Er allein hat Rechte; ausser ihm ist Pflicht; und ich erleb es noch, er eignet sich am Ende die ganze Erde an, uns mit, und was in und um der Erde ist, und noch an Erde entdeckt werden möchte. Auf Erde ist er sehr erhitzt. Und wir, was weiss ichs, wir sind dann Miethlinge, Fremdlinge auf dieser unser aller Erde, verkauft, verloset, wie ihr wollt, kurz ohne Recht."

Leipzig, b. Barth: *Vorlegeblätter*, oder *methodischer Unterricht im Schönschreiben*, sowohl in der deutschen Current- und Kanzley- als auch der französischen und englischen Schrift. Zum Gebrauche für öffentliche Schulen und bey dem häuslichen Unterricht entworfen und gestochen von *Adolph Bergmann. Erster Cursus.* 31. Blatt. 1801. *Zweyter Cursus.* 31. Bl. 1802. (2 Rthlr. 8 gr.)

In vieler Rücksicht zeichnen sich diese Vorlegeblätter vor mehreren andern calligraphischen Modellen zu ihrem Vortheile aus. Sie empfehlen sich nicht nur durch einen gemeinnützigen und verständlichen Inhalt, durch deutliche und einfache Schriftzeichen, sondern auch durch den darin beobachteten Stufengang vom Leichtern zum Schwerern, und vom Einfachen zum Zusammengesetzten. Jedes Blatt des ersten Cursus enthält sechs, und späterhin vier einzelne, besonders numerirte kleinere Vorschriften, von welchen jede besonders auf Pappe gezogen, als Vorlegeblatt gebraucht werden kann. Von Haar- und Grundstrichen wird zu einzelnen Buchstaben, welche nach ihrer Ableitung geordnet sind, und sodann zu kurzen Sätzen übergegangen, deren jeder einen für sich bestehenden nützlichen Gedanken, bald eine gute moralische Sentenz, bald eine historische oder naturhistorische Notiz etc., in eine, höchstens zwey Zeilen zusammengedrängt, enthält. Im zweyten Cursus

aus nimmt jedes einzelne Vorlegeblättchen einen Raum von 4—7 Zeilen ein, deren Inhalt meistentheils aus der Tugend- und Anstandslehre genommene Sätze sind. In den Schriftzeichen des Hn. *Bs.* ist Deutlichkeit und Einfachheit unverkennbar; und nur zuweilen stöfst man auf einen verunglückten oder gezierten Buchstaben. Musterhaft und wirklich elegant ist besonders die englische Schrift. Zwischen den Zügen im ersten und zweyten Cursus findet zwar eine Verschiedenheit statt: doch ist der Unterschied nicht so bedeutend, dass nicht beide nebeneinander bestehen könnten. Rec. hat zwey Exemplare von diesen Vorschriften vor sich liegen. In dem einen finden sich einige unangenehme Schreibfehler, als Ochse (Ochse), Zepra (Zebra), Mährgen (Mährchen), Unmöchliches (Unmögliches), Messen st. Messer. In dem andern Exemplare aber herrscht eine richtigere Schreibart. Jeder, welcher den Unterricht im Schreiben zu leiten hat, und nicht selbst Schreibmeister und Calligraph von Profession ist, wird sich dieser Vorlegeblätter mit Nutzen bedienen können.

HANNOVER, b. Ritscher: *Väterliche Winke an junge Frauenzimmer* über ihre Bestimmung als Mädchen, Gattinnen, Hausfrauen und Mütter; allen edlen Töchtern Deutschlands gewidmet von *Karl Rose.* 1802. XIV. u. 230 S. gr. 8. (20 gr.)

Die Vorrede überzeugte uns von dem guten, wohlwollenden Herzen des Vfs. in höherm Grade als von seinen Schriftsteller-Gaben. So gedehnt und schleppend ist der Vortrag. „Es sey, sagt der Vf., dieses Buch ein *Handbuch*, d. i. *ein Buch, das man oft in die Hand nimmt*, um daraus Belehrung und Ermunterung zum Guten, und Rath und Trost für sich zu schöpfen.“ Er schrieb es zunächst für eine Schwester und eine Freundin, die nachher seine Gattin wurde, und er hat in gewissem Sinne recht, dass nichts geschickter ist auf mehrere zu wirken, als was recht genau auf Einzelne berechnet ist. Der Vf. schöpfte aus mehrern neuen Büchern über die von ihm abgehandelten Gegenstände und auch aus dem Buche der Erfahrung. Was er giebt, wird zwar die Gattung von Leserinnen, welche an eine sehr gewählte und piquante Lectüre unserer besten Schriftsteller gewöhnt sind, in diesem Vortrage vielleicht nicht genug anziehen: aber Mädchen und Frauen von einer gewöhnlichen, schlichten Bildung werden, wenn sie Interesse für die wichtigsten Angelegenheiten ihres Geschlechts mitbringen, auch hier ihre Rechnung finden, wenn gleich die Einkleidung und der Vortrag nichts Glänzendes und Hervorstechendes hat. Wie in den meisten Büchern für Frauenzimmer, so finden wir auch hier S. 7. ff. die Anfoderung der Natur an das Weib herausgehoben, dass es andern zu *gefallen* suchen soll. Wozu man aber unmittelbare Neigung hat, dazu braucht es keiner besondern Anreizungen, die nur zu leicht zu Missbrauch führen. Wenn sich das weibliche Geschlecht die Tugend erwirbt, die es liebenswürdig machen, so wird das *Gefallen* als Folge und Lohn des Guten nachkommen; es soll aber nicht das Ziel seyn, wornach man strebt, und warum man gut ist. Die Ausführung des Satzes S. 101. ff. „die Weiber sind nicht *falsch*, aber *verschlagen*“ hat uns sehr misfallen. Das angehängte Verzeichniss von Büchern zur Bildung des weiblichen Geschlechts kann sehr vermehrt werden. Am meisten vermissen wir *Ewalds* Kunst, ein gutes Mädchen, eine gute Gattin, Mutter und Hausfrau zu werden, 2te Aufl. Bremen 1801, welche gleiche Tendenz mit der vor uns liegenden Schrift hat.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Schwalbach*, (ohne Angabe des Verlegers): *Ueber Schwalbachs heilsame Quellen*; ein Versuch von *Heinrich Fenner*, Brunnenarzte zu L. Schwalbach. *Der Stahlbrunnen.* 1800. 78 S. 8. (4 gr.) Der Vf. hat diese Abhandlung mehr für Layen, als für Aerzte, bestimmt, und sich daher sehr kurz gefasst. Nach einigen vorläufigen Nachrichten von der Lage der Stadt Schwalbach, von den daselbst zur Bequemlichkeit der Curgäste getroffenen Einrichtungen, u. s. w. theilt er nur noch die wissenswerthesten Notizen über den Gebrauch, die Anwendung und den Nutzen des dasigen Stahlwassers mit, verspricht aber zugleich, sich an einem andern Orte hierüber sowohl, als über die Bestandtheile dieses Mineralwassers, weitläuftiger auszubreiten. Wir halten dafür, dass eine vollständige, beides mit einer guten Analyse dieses martialischen Wassers, (das, ausser kohlensaurem Eisen, auch freye Kohlensäure, Schwefelsäure, geschwefeltes Wasserstoffgas, Sauerstoffgas, Natron und Gyps in sich hat,) und mit Beschreibungen der Heilkräfte und der Gebrauchsart desselben versehene, Schrift mehrern Lesern sehr willkommen seyn wird, und wir ersuchen den Vf., das Versprechen, das er uns, in Hinsicht eines solchen Werks, gemacht hat, zu erfüllen; aber wir setzen den Wunsch hinzu, dass er sich bey der Ausarbeitung derselben einer Schreibart bedienen möge, die dem Gegenstande, den er behandelt, angemessener, und weniger geziert ist, als die, in welcher er das vor uns liegende Werkchen verfasst hat; denn Ausdrücke und Perioden, wie S. 19, 35, 53, 73. u. s. w., gereichen demselben gewiss nicht zur Empfehlung.

In der Recension von *Hauswald's Tasso* Nr. 287. sind folgende Druckfehler zu verbessern: S. 73. Zeile 19. ist nach *nähert sich* das Wort *daher* auszustreichen. Z. 35. st. *endlich* l. *nämlich.* S. 74. von unter Z. 10. st. *seinen* l. *seinem.* S. 75. Z. 3. st. *nach seinem* l. *mit seinem.* Z. 21. st. *von Sternendiadem* l. *Im Sternendiadem.* S. 76. Z. 23. st. *vergrösstern* l. *vergröbern.* S. 79. Z. 29. st. *pania* l. *paura.* S. 80. Z. 3. l. *E lampeggiar.* Z. 4. *chiaro sguardo.* Z. 6. *Ch'avea.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 15. October 1802.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Braunschweig, b. Culemann: *Kritische Geschichte der Operationen, welche die Englisch combinirte Armee zur Vertheidigung von Holland in den Jahren 1794 und 1795 ausgeführt hat,* von *H. P. R. v. Porbeck,* Premier-Lieutenant im Hochfürstlich Hess. Casselschen Garde-Grenadeir-Regiment, und Quartiermeister-Lieutenant im Generalstabe. 1802. 8. (3 Rthlr.)

Der Vf. hat sich vorgenommen, die Operationen der englischen Armee zur Vertheidigung von Holland kritisch darzustellen; er thut aber in Absicht des Materiellen mehr; er geht den ganzen Feldzug summarisch durch, und läfst sich selbst in den Operationen, welche auf die Vertheidigung von Holland keinen Bezug haben, zu Zeiten in das gröfste Detail, auf die unbedeutensten Postengefechte ein; ein Umstand, der eine Folge einer zu grofsen Reichhaltigkeit seiner Materialien zu seyn scheint. Im Allgemeinen glaubt Rec. zwar nicht, dafs man die Operationen der coalisirten Armeen im J. 1794 zur Nachahmung aufstellen könne; er hält sich aber fest überzeugt, dafs der Rückzug der Englischen Armee weniger Vorwürfe, als der der übrigen, verdiene. Auch beweiset diefs der Erfolg. Sie war auf dem grofsen Rückzuge aus den Niederlanden bis hinter den Rhein immer die letzte, und litt dennoch am wenigsten. Das Gefecht bey Boxtel, bey weitem das gröfste, kostete aufser einigen 100 Gefangenen, keine 150 Mann an Todten und Verwundeten. Wie grofs war dagegen nicht der Verlust der Kaiserlichen an der Ourte und in andern Gegenden! Es ist sehr natürlich, dafs man den unglücklichen Ausgang des Krieges den Heerführern zuschrieb, und dafs man vorzüglich den Grund in der Unerfahrenheit der jüngern zu finden glaubte. Dafs aber das Alter es hier nicht ausmacht, beweisen die französischen Generale, und dann waren ja auch die ältern der coalisirten Armeen nicht glücklicher, als die jüngern. Niemand wurde mehr getadelt als der Herzog von York. Dafs er aber diesen Tadel nicht verdiente, glaubt Rec., der nie mit ihm im Verbindung stand, beweisen zu können. So lange er in den österreichischen Niederlanden war, stand er unter der Curatel des kaiserlichen Haupt-Quartiers; er war eigentlich nichts mehr, als ein General eines abgesonderten Corps, welches durch die Führung des Ganzen seine Bestimmung erhielt. Er hatte überdem den Graf Meerfeld vom kaiserlichen General-Stabe bey sich, der selbst bey der Ausführung der Operationen seines Corps, in mancher Hinsicht Einflufs hatte. Das Unglück, welches ihn am 18ten May traf, war dem General Kinski, dem kaiserlichen Haupt-Quartiere und dem General Clairfayt zuzuschreiben. Diefs ist in den darüber publicirten zum Theil officiellen Berichten, jetzt der ganzen Welt vor Augen gelegt. Als er sich von der kaiserlichen Armee nachher trennte und nunmehr ein eigenes Commando hatte, litt er weiter keinen bedeutenden Verlust. Dafs er mit der englischen Armee allein den Franzosen keine Schlacht lieferte, darüber wird ihm Niemand Vorwürfe machen, der es weifs, dafs man dieser schon damals auswich, als noch die englische und kaiserliche Armee vereinigt war. Wie konnte er jetzt abgesondert eine Schlacht liefern, bey der leicht die Nord-, Samber- und Maafs-Armee sich zum grofsen Theil gegen ihn vereinigt seyn konnte. Selbst die holländischen Truppen vereinigten sich nicht mit ihm, und gingen immer früher, als die englische Armee, zurück. In dieser Lage konnte er nichts thun, als dem Feind sich entgegenstellen, so lange es, ohne die Armee zu compromittiren, möglich war, und diefs ist wirklich geschehen. Er befand sich noch an der Neethe, als die kaiserlichen Armeen schon die Maas passirt waren, und er vertheidigte noch die letzte, als die Kaiserlichen schon lange an dem rechten Ufer des Rheins sich befanden. Waren seine Positionen nicht sehr ausgesucht: so war doch das Ganze so combinirt, dafs der Armee kein grofses Unglück zustofsen konnte.

Dem Hn. Lieut. v. P. geht es wie den meisten jungen Schriftstellern unserer Zeit; sie fangen da an, wo man sonst aufhörte; sie eröffnen ihre literarische Laufbahn mit Kritiken von Feldzügen, welche den Beschlufs machen sollten. Werden sie dadurch veranlafst, nun die höheren Theile des Krieges zu studiren: so führt diese verkehrte Methode dennoch am Ende zum Zweck; ist diefs aber nicht der Fall: so ist denn auch nicht viel von ihnen für die Zukunft zu erwarten. Wir glauben diefs hier um so mehr sagen zu müssen, da der Hr. v. P. in dem gegenwärtigen Werke nicht gemeine Fähigkeiten und Kenntnisse verräth. — Ein Haupt-Fehler bey der Beurtheilung der Operationen der englischen Armee, ist aber hier dadurch entstanden, dafs der Vf. nicht selten vergifst, dafs der Feind das nicht wufste, was ihm im hessischen Generalquartier von der Stellung der englischen Armee und dem Terrain, auf dem sie sich befand, bekannt seyn konnte. Bey dem Calcul der Operationen ist es ein sehr grofser Fehler, wenn man

man immer glaubt, der Feind wiſſe die Lage, in der man ſich befindet. Turenne macht in ſeinen Memoiren die Bemerkung, daſs derjenige, der dieſem Fehler ſehr unterworfen wäre, nie Etwas Groſses thun könnte. Die Beurtheilung und umſtändliche Beſchreibung der Operationen der engliſchen Armee fängt von dem Zeitpunkte an, wo ſie in das Lager bey Conticq rückt. Der Vf. tadelt hier die Stellung der verſchiedenen Corps und der Haupt-Armee, und findet es unerklärbar, fehlerhaft und höchſt gefährlich, daſs die Armee hier ſo lange zubrachte, ehe ſie gegen Holland ihren weitern Rückzug antrat. Allein das Verfahren des Herzogs von York erſcheint in einem ganz andern Lichte, wenn man die nähern Umſtände in Erwägung zieht. Die allgemeine Dispoſition des Rückzugs von kaiſerlicher Seite entworfen, gieng nur bis hinter den Canal von Löwen. Der Herzog von York glaubte ohne Zweifel, hier wieder in Verbindung mit der kaiſerlichen Armee zu treten, und höchſtwahrſcheinlich war ſeine Abſicht die, mit dem Prinzen von Coburg die weitern Operationen zu concertiren, als er zu dieſem zu reiſen von der Armee gieng, aber ohne ihn zu treffen, wieder zurückkam. — Dieſer Umſtand machte, daſs einige Tage in Ungewiſsheit verſtrichen. Gleich von Anfang an waren Veranſtaltungen getroffen, die Magazine von Antwerpen wegzuſchaffen; aber es häufte ſich jetzt hier alles, das Lazareth, ein groſser Vorrath von Lebensmitteln und Fourage, und die erwarteten Schiffe kamen nicht zu rechter Zeit an. — Man weiſs jetzt, daſs die franzöſiſche Parthey in Holland ſie zurück hielt. Dieſs war die Urſache, daſs die Armee ſich in dem Lager bey Conticq und an der Neethe bey Lier ſo lange aufhalten muſste. So gefährlich, wie der Vf. glaubt, war ihre Lage hier nicht. Sie war vom Feinde durch einen zwar nicht bedeutenden, aber doch immer nicht ohne Brücken zu paſſirenden Fluſs getrennt. Das Terrain war durchſchnitten, die Vorpoſten ſtanden 2 bis 3 Stunden vor ihr, ſie konnte ſich alſo immer, ohne ſich in ein Gefecht einzulaſſen, zurückziehen, wenn der Feind ſie mit einem Angriff bedrohete. — Die vermeyntliche groſse Gefahr, welche durch das Umgeben des linken Flügels entſtehen konnte, fand nur dann ſtatt, wenn der Feind dieſs zu thun im Stande war, ohne daſs es die Armee erfahren konnte. Dieſs war aber nicht der Fall. Die Corps und Detaſchements waren auf mehr als 6 Stunden links zur Beobachtung an der kleinen Neethe hinauf geſtellt, und ſo lange ſie nicht vertrieben wurden, konnte die Armee von dieſer Seite her auf keine Weiſe in Gefahr kommen, ſich ſchlagen zu müſſen. Wäre es nicht von dem Herzog von York unverantwortlich geweſen, ſeine Krieges- und Mundbedürfniſſe und ſeine Kranken dem Feinde in Antwerpen zu überlaſſen, ohne daſs dazu ein zureichender Grund vorhanden war?

Bey der Erzählung der weitern Operationen fährt der Vf. auf die angefangene Weiſe fort; er findet allerwärts Etwas zu verbeſſern, und es ſcheint, als wenn er nur bloſs Thatſachen erzählte, um ſich Gelegenheit zu einer meiſtens ſehr eigenen Art von Kritik zu geben. Er legt unter andern dem Herzog von York es zum Nachtheil aus, daſs ihn in dem Lager bey Roſendal (das 1ſte, wo die unter ſeinem Commando geſtandenen Corps ſich mit der Armee vereinigten) die Soldaten nicht alle gekannt haben. Ein andrer Vorwurf beſteht darin, daſs der Herzog, ſo wie auch die kaiſerlichen Heerführer, nicht in Lägern campirten. Nicht ſelten tadelt er bitter und mildert hernach den Tadel wieder. Eine vorzügliche Kritik trifft die Vorpoſten. Um ſowohl hierüber, als über die Operationen der engliſchen Armee überhaupt, richtig zu urtheilen, muſs man einen Blick auf das Ganze werfen. Als der Herzog von York bey Mecheln ſeine Armee ſammelte, war, wie ſchon erwähnt, ſein Plan, nur dann eine Schlacht zu liefern, wenn es in Verbindung mit den Kaiſerlichen geſchehen könnte. Er hatte dazu die gröſste Hoffnung, wie wir jetzt aus den nachher bekannt gewordenen Verhandlungen wiſſen. Was blieb ihm bis dahin zu thun übrig? Holland bis zu dieſer Vereinigung zu decken. Wie aber konnte dieſs geſchehen? Zerſtreute er die Truppen in den nicht verproviantirten ungeſunden Feſtungen: ſo war er auſſer Stand geſetzt, in der Folge den vorgeſetzten groſsen Plan auszuführen, anderer Nachtheile nicht zu gedenken; ſtellte er die Armee hinter die Ueberſchwemmung in einer unangreifbaren Stellung: ſo wendete der Feind ſich gegen nebenliegende unverſorgte Feſtungen. Kein anderes Mittel blieb übrig, als ſich dem Feinde entgegenzuſtellen, dabey aber eine Schlacht, ſo viel als möglich war, zu vermeiden. Dieſs konnte aber nicht ohne weit vorgeſchobene Vorpoſten geſchehen. Hieraus läſst ſich ſehr wohl erklären, daſs der Herzog dem Vorpoſten-Commandeur, dem General v. Hammerſtein im Lager bey Breda den Befehl gab, mit den Vorpoſten weiter vorzugehen. Dieſer General errieth auch ſogleich den Plan des Herzogs, und traf in der Folge Anordnungen, welche demſelben angemeſſen waren. Die Gefahr weit vorgeſchobener Vorpoſten iſt übrigens in der That nicht ſo groſs, als der Vf. ſich dieſelbe vorſtellt, wenn ſonſt die Anordnung nur gut iſt, und ein Soutien von 10 bis 20 Esquadronen Cavalerie und einige Batterien reitender Artillerie nahe hinter denſelben ſind, wie es bey der engliſchen Armee der Fall war. Unbegreiflich iſt es uns, wie dieſs dem Vf. (nach ſeinen beſtimmten Aeuſserungen) unbekannt ſeyn konnte. Man kommt bey mehrern Stellen auf den Gedanken, der Vf. habe mehr im heſſiſchen General Quartier Materialien zur Geſchichte des Feldzugs geſammelt, als ſelbſt die Stellungen und das Terrain, welche er beſchreibt, geſehen. Auch viele Kritiken deſſelben hörte Rec. ſchon in der Armee von jungen Officieren, die nicht von den beſondern Verhältniſſen derſelben unterrichtet waren, und nur nach Elementarbegriffen urtheilten. Der Verluſt des Poſtens bey Boxtel war, wie ſchon erwähnt, fürs Ganze unbedeutend, und hatte überdem ſeinen Grund in Neben-Umſtänden, welche

in

in jeder Lage Unglücksfälle der Art herbeyführen können. Der General von Düring, ein junger, braver Mann, der vor Begierde, sich auszuzeichnen brannte, wollte an diesem Tage mehr thun als die Umstände, in denen er sich befand, gestatteten. Er nahm seine für einen Vorposten sehr zahlreiche Cavalerie zusammen, um mit ihr einen Streich gegen den, den Posten angreifenden, Feind auszuführen; der Plan war zwar wohl überlegt, aber er hatte bey demselben nicht darauf gerechnet, dass er mit der ganzen französischen Armee zu thun bekommen könnte, und dann hatte er den Fehler gemacht, bey der Infanterie in Boxtel keine hinlängliche Cavalerie zu lassen, um sie bey ihrem Rückzuge aufzunehmen. Die zurückgelassene bestand dazu aus den eben angeworbenen Emigranten Husaren, welche sich beym Rückzuge in die Infanterie stürzten. Dass diese Fehler nicht von dem patriotischen über alle kleinen Verhältnisse erhabenen General von Hammerstein gerügt wurden, lag in der persönlichen Schätzung des General von Düring. Er glaubte, dass aus diesem ein wichtiger Mann für die Armee werden könnte, wenn der Krieg fortdauerte, und dass man Fehler, die aus Ruhmbegierde gemacht werden, so viel als möglich übersehen müsste.

Die Ideen, welche der Vf. über die Vorposten äussert, zeigen nur gar zu deutlich, dass ihm die mancherley Combinationen, welche die Umstände im Kriege nothwendig machen, nicht geläufig sind, und dass er auch selbst die Anordnungen bey der englischen Armee nicht immer kannte, indem zu Zeiten das, was er tadelt, auch wirklich nicht statt fand, wie z. B. S. 347, 377, 404 u. a. O. m.

Sehr viel verspricht sich der Vf. von den Nachrichten der Spione; er scheint zu glauben, ein commandirender General müsste durch seine Spione immer von der feindlichen Armee sichere und bestimmte Nachrichten haben können. Rec. hörte in seinen ersten Dienstjahren von einer gewissen Classe alter Officiere, über die Nachrichten Friedrichs II. oder des Herzogs Ferdinand zwar auch so Etwas; — aber er berichtigte sich hierüber, als er das Detail eines Feldzugs studierte. Wir empfehlen dem Vf. in dieser Hinsicht die *Vie du Prince Ferdinand* von *Schaaper* zu lesen. Mit den strategischen Manövern der Pichegrüschen Armee, von welchen der Vf. im 6ten Abschnitt verschiedenes erzählt, hat es nicht viel zu bedeuten. — Sie folgte ohne viele Kunst den Alliirten. — Unter die auffallenden Behauptungen des Vf. gehört auch diese: dass die coalisirten Armeen im Revolutions-Kriege sich nicht genug verschanzt hätten, und dass nur allein die preussische hierin eine Ausnahme gemacht habe. Sah der Vf. die Gegend von Valenciennes, Dünkirchen, von dem Gehölz von Mormal, von Menin, Mouscron, Courtray, Denain, Brügge, Tournay, Gent, Breda und die vielen Batterien an der Maas und Waal nicht? Lagen hier nicht mehr Werke, als vielleicht je in ein Paar Feldzügen aufgeworfen sind, von aller Art jedem vor Augen? Der Vf. eifert ausserordentlich gegen das Cordon-System. Uns ist es fast unbegreiflich, wie er dazu bey der englischen Armee Stoff finden konnte. Die Corps dieser Armee waren, nachdem sie sich einmal vereinigt hatten, so nahe bey einander, als es die gegenseitige Unterstützung erfoderte, oder standen in einer unzertrennten Linie; nur hinter der Maas und Waal waren sie, wie es hier nicht anders seyn konnte, von einander abgesondert. Man würde sich sehr irren, wenn man in der permanenten Concentrirung der Massen, den höchsten Grad der Taktik suchte; eine vorsichtige, geschickte Vertheilung und unerwartete Vereinigung, war bey den Ferdinand's, Broglio's, Moreau's, ein höherer Punkt der Kunst. — Und wie stimmt die Concentrirung mit den Aeusserungen des Vfs. in Breda, Bergenopzom, starke Besatzung von 16 bis 18000 Mann zu haben? — Ueberhaupt ist er sehr freygebig in der Stärke der Besatzung. In Herzogenbusch (diese Festung ist bis auf einen kleinen Fleck mit Wasser umgeben) will er wenigstens 10,000 Mann haben.

Es finden sich überall viele Unrichtigkeiten in der Darstellung des Theils, welcher die Geschichte der Operationen betrifft. Das vorzüglichste ist, was das hessische Corps insbesondere und die Vorposten der Armee in der Zeit-Periode angeht, wo der General von Hammerstein sie allein commandirte, und es scheint, dass das Journal dieses Generals seine vornehmste Quelle ist; voller Fehler ist dagegen die Beschreibung des Uebergangs der Franzosen über die Maas, der Vorgänge zwischen der Maas und Waal u. s. w. Ueberall fehlte es dem Vf. an der Kenntniss der wahren Beweggründe der Operationen und der besondern Lage, in der die Armeen, Festungen und der Feldherr sich befand.

Das ganze Werk wird in zwey Theilen bestehen, der gegenwärtige gehet vom 25sten July bis 11ten Decemb. 1794. Diesem Theile sind zwey Plane beygefügt; der erste enthält die Schlachtordnung der englischen Armee, welche aber nicht ganz richtig ist, und der zweyte eine Karte von der holländischen Gränze von Bergenopzom bis Nimwegen, und von der Bommelwaard. — In der letztern sind die Stellungen der gegenseitigen Armeen eingezeichnet; sie unterscheidet sich aber übrigens in Nichts von den bekanntesten Karten dieser Gegend; beide sind schlecht gestochen.

Der Vf. dieses Werks gehört, wir wiederholen es hier, zu der Classe von jungen, lebhaften und talentvollen Officieren, die durch die Ueberlegenheit ihrer Kenntnisse und Beurtheilungskraft gegen ihre weniger wissenschaftlich unterrichteten Cameraden, verführt werden, sich eine Zeitlang unrichtig zu schätzen, aber gewöhnlich durch fortgesetztes Studium und durch kälteres Blut wieder zu den angemessenern Verhältnissen zurückkehren, und dann Bescheidenheit mit gründlichen Kenntnissen zu verbinden pflegen.

KIN.

KINDERSCHRIFTEN.

Köthen, b. Aue: *Die biblische Geschichte mit praktischen Anmerkungen.* Zum Schulgebrauch entworfen von *C. F. Hartmann*, Rector der evang. luth. Schule und Adjunct des Ministeriums zu Köthen. 1802. 204 S. 8. (9 gr.)

Weil Hübner's biblische Historien nicht mehr für Schulen passend sind, und ein Lehrbuch der biblischen Geschichte gleichwohl für die Schuljugend ein Bedürfniss seyn soll: so entschloss sich Hr. H., der vermuthlich Rosenmüller's, Scherers, Förster's u. a. biblische Geschichtsbücher nicht kannte, oder nicht kennen wollte, zur Ausarbeitung dieser Schrift. Er versichert zwar, in Ansehung der Erklärungen sich an die neuesten und anerkannt besten Schriftausleger angeschlossen zu haben. Aber wir haben von diesen neuesten Schriftauslegungen im ganzen Buche wenig oder gar nichts entdecken können. Hr. H. lässt noch die ersten Menschen vor dem sogenannten Falle, ihrer *ganzen Natur* nach unsterblich seyn: lässt sie noch S. 21 durch *den Teufel* verführt werden; und behauptet noch S. 42, dass einer von den Reisenden, die den Abraham besuchten, *Gott selbst* oder ein Bote Gottes war. — Viele von den biblischen Erzählungen des A. T. sind überhaupt, wenn man ohne Vorurtheil des Alterthums und Ansehns urtheilen will, für die Jugend ohne alles praktische Interesse. Wird es nun aber einmal noch für nothwendig geachtet, biblische Geschichte in Schulen zu lehren: so ist ein in diesem Geiste geschriebenes Lehrbuch eben so wenig als Hübners den Bedürfnissen des Zeitalters angemessen. Die jeder Erzählung beygesetzten praktischen Anmerkungen, deren Richtigkeit wir nicht in Zweifel ziehen, geben dem Buche ebenfalls keinen sonderlichen Werth; weil nur ein geringes Maass von Geisteskraft erfoderlich ist, aus jeder nicht ganz inhaltsleeren Erzählung mehrere Dutzend näher oder entfernter liegende Bemerkungen herzuleiten.

Leipzig, b. Benj. Fleischer: *Unterhaltungsbuch der kleinen Familie von Grünthal*, oder Erzählungen für die zartere Jugend. Auch als Lesebuch in den Lehrstunden zu gebrauchen. Von *Jacob Glatz. Drittes Bändchen.* Mit Kpf. 1801. 310 S. 8. (1 Rthl.)

Bey diesem Bande dachte sich Hr. G. Kinder von zehn Jahren als seine Leser. Die beiden ersten Bändchen, welche in diesen Blättern 1801. Nr. 192. angezeigt worden sind, waren auf ein früheres Alter berechnet. — Erzählungen, welche eine moralische Tendenz haben, wechseln mit allerhand nützlichen Belehrungen, die grossentheils aus dem Gebiete der Naturkunde entlehnt sind, mit Anekdoten, Stammbuchversen etc. ab. Die meisten von den hier wiedererzählten Anekdoten sind mehr belustigend, als in irgend einer Rücksicht belehrend. Indessen lässt sich ihre Aufnahme in ein *Unterhaltungsbuch* wohl entschuldigen. Nach den, seit Erscheinung dieses Buchs, über die sogenannten Kuhpocken angestellten Beobachtungen bedürfen nun die Aeusserungen des Vfs. über das Einimpfen der Menschenpocken (S. 164.) einer Berichtigung.

KLEINE SCHRIFTEN.

Handlungswissenschaften. *Stuttgart*, (ohne Namen des Verlegers): *Ausführliche Vergleichung des französischen Geldes mit dem deutschen Gelde, und des deutschen Geldes mit dem französischen Gelde, sowohl nach dem ältern als neuern französischen Münzfusse.* 1801. 36 S. 4. (4 gr.) Diese Vergleichungstafeln sind blos für den deutschen 24er Conventionsfuss in Fl., Kr. und Hell., gegen Liv., Sols, Den. und Francs, Decimen und Centimen. Zuerst eine kurze Geschichte der Reichs- und französischen Münzen, die in Absicht der letztern Münzstädten und ihrer successiven Verminderung bis auf die neuesten Zeiten merkwürdig ist. Denn vor dem Jahr 1772 waren in Frankreich 30 Münzstädte, die 1772 auf 18, am 22. Vendém. III. J. (d. 14. Oct. 1795) auf 10 reducirt und für die Zukunft festgesetzt wurden. Richtig sagt der Vf.: dass nach einem Regierungs-Beschlusse vom 22. Sept. 1795 der *Livre* auf 99 Centimen, und der *Franc* auf 10 Decim. oder 100 Centimen gesetzt worden sey: er vergisst aber S. 9 zu bemerken: dass nach einem Gesetz vom 28. Thermid. III. J. (d. 16. Aug. 1796), der Gehalt dieser neuen republikanischen Silbermünze, auf 9 Theile fein und 1 Theil Zusatz Kupfer bestimmt, folglich die Toleranz auf $\frac{1}{1000}$ Theil bestimmt worden, so dass 1 *Franc* 5 Grammen neues Normalgewicht, oder 94 $\frac{335}{1000}$ Gran altes Pariser Königs-Gewicht enthalten müsse, folglich auf 22.5 Grammen, oder 423 $\frac{9}{100}$ Gran fein Silber valvirt sey. Vergleicht man diesen Gehalt mit dem des 6 Livrestück (Doppelthaler oder Laubthaler), welcher 10 Den. 21 Gran beträgt: so bekömmt man zur Parität 10 $\frac{8}{[illegible]}$ Den., oder 10 Den. 19 $\frac{1}{5}$ Gran nach dem vorigen französischen Münzausdrucks; also hat sich der Gehalt der neuen Münze, gegen die königliche, um 1 $\frac{1}{4}$ Gran vermindert, und doch hat die jetzige Regierung, durch einen Consular-Beschluss vom 13 Brüm. IX. J. (d. 4 Novbr. 1800), den neuen Franc = 1 Liv. 0 Sous. 2 $\frac{333}{1000}$ Den. Tournois, und also über 1 Proc. besser, als den vorigen Livre gesetzt; daher dann das Verhältniss von 1 Franc = 99 Centimen, das aus dieser Erläuterung hätte technologisch erwiesen werden sollen. — Der Vergleichungstafeln sind übrigens drey, wovon I. die ältere französische Münze mit der neuern und dem 24 Fl. Fuss; die II. den Franc mit den Liv. und Gulden, und die III. den Gulden mit den Livr. und Francs enthält. Alle fangen sie mit 1 Den., Heller oder Centime an, und gehen bis auf 10 Millionen Liv., Guld. und Francs, so dass diese Tafeln sehr bequem zu gebrauchen sind.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 16. October 1802.

GOTTESGELAHRTHEIT.

BERLIN, b. Mylius: D. *Wilh. Abr. Teller, über die neuere Schriftauslegung, in Antwort auf die an ihn gerichteten Briefe des Hn. de Luc.* 1801. 126 S. 8. (12 gr.)

Hr. *de Luc*, dem niemand seine Verdienste im Fache der Geologie absprechen wird, der aber als Theolog weit zurückgeblieben ist, fühlte sich berufen, in einer Reihe von in *Paragraphen* eingetheilten *Briefen*, den verdienstvollen *Teller* über mehrere seiner Urtheile in der *Beantwortung* des bekannten *Sendschreibens einiger jüdischer Hausväter*, wie auch in seiner Schrift *die Zeichen der Zeit* zurecht zu weisen. Da antwortet dann Hr. *T.* in der vor uns liegenden Schrift erst S. 1 — 40. auf einige einzelne Einwürfe desselben, z. B. dass die 10 Gebote nicht, wie Hr. *T.* glaube, *Civilgesetz* wären, sondern *das ganze Moralgesetz* enthielten; dass die von Hn. *T.* für gleichgültig ausgegebene Frage: ob Christus das Judenthum nur habe verbessern oder ganz aufheben wollen, da es von selbst habe aufhören müssen, je mehr die höhere Moralität des Christenthums anerkannt sey, vielmehr sehr wichtig wäre, indem *Juden und Christenthum in genauester Beziehung auf einander ständen*, ohne deren Anerkennung Hr. *T. kein Christ* seyn könne (!); dass er den Ausdruck *Gottesdienst* geflissentlich zu vermeiden scheine, der doch in der heiligen Schrift so oft vorkomme u. s. w. Und weil dann Hr. *de Luc* seine Behauptungen allenthalben mit der Auctorität des *Baco* zu verbrämen sucht, den er einen *grossen Mann* nennet, und für einen bedeutenden *Theologen* und *Exegeten* ausgiebt: so zeigt ihm Hr. *T.* beyläufig aus dem Leben und den Schriften dieses Mannes, dass er alles dieses nicht gewesen sey. — Doch auf diess alles würde Hr. *T.* geschwiegen haben; und das mit Recht, da es jeder sachverständige Leser mit einem Achselzucken, und jeder geschmackvolle Schriftsteller, der es zu berühren sich genöthigt gesehen hätte, es mit einigen Ausrufungszeichen beantwortet haben würde. Allein Hr. *de Luc* hatte auch in gewissem Betrachte des Vfs. moralischen Charakter angetastet. Er redet viel und oft von einer *neuen Exegese*, wie von Theologen, die sie eingeführt hätten, und die dadurch der Schrift ein neues Licht anzünden wollten. Er erzählt von einem *Gerichtshofe der Auslegung* (*tribunal d'interpretation*), welchen diese errichtet, von *Winkelversammlungen*, welche sie hielten. Auch am Schlusse der Einleitung des *Bacon tel qu'il est* hatte er schon vorläufig von einer *Secte der Theologen* gesprochen, die seit einiger Zeit in Ansehung der heiligen Schrift, den Plan der *Encyklopädisten*, das Christenthum auszurotten, befolgten, und ein *Auslegungssystem* in Ansehung der Bibel auszubreiten suchten, worüber man den *Bacon* ganz vergessen, oder doch seine Werke ganz entstellen müsste. Ja Hr. *de Luc* schreibt ihnen sogar *Bubenstücke* zu u. s. w. Diess alles konnte in mehr als einer Hinsicht auf Hn. *T.* mitbezogen, und seinem Privat- und Amtscharakter nachtheilig werden. Deswegen hält er eine öffentliche Vertheidigung besonders für nöthig. Zunächst versichert er dann mit der ihm so eignen Treuherzigkeit, dass er von oben erwähnter *Secte* und ihren *Winkelversammlungen* etc. gar nichts wisse, dass er sich aber allerdings zu der von Hn. *de Luc* sogenannten *neuen Exegese* bekenne, die, wie er beyläufig zeigt, schon so alt sey, als die Reformation. Hiernächst entwickelt der Vf. das Wesen dieser Exegese, und macht davon beyläufig die nöthigen Anwendungen zur Erhärtung seiner in den oben genannten Schriften gegebenen Erklärungen, so wie zur Widerlegung der von Hn. *de Luc* und seinem Waffenbruder *Baco* aufgestellten Behauptungen. S. 43. bis 126. Diese Entwickelung, auf welche auch der Titel zunächst hinweiset, macht den interessantesten Theil dieser Schrift aus, der sie vor dem gewöhnlichen Schicksale der Gelegenheits und zumal Streitschriften, dass auch die *de Lucschen* Briefe treffen wird, bald vergessen zu werden, sichert. Erst erklärt sich Hr. *T.* über die neue *Kritik*. (Wenn er aber bey dieser Gelegenheit S. 51. den Namen *höhere* Kritik bloss daher erklärt, dass diese nicht bloss einzelne Worte und Verse, sondern auch ganze Abschnitte und Bücher umfasse: so möchte diess wohl eine zu enge Gränzbestimmung derselben seyn). Dann aber verweilt er vorzüglich bey der neuen *Exegetik*, welcher Hr. *de Luc* vorwirft, sie verwerfe den *sens litteral*, und erkläre alles *à l'arbitraire*, da doch allein diejenigen Theologen wahre Ehrfurcht für die Schrift hätten: *qui maintiennent la lettre de l'Ecriture sainte*. Nachdem Hr. *T.* nun vorläufig Hn. *de Luc* gefragt, wie er z. B. mit dem *sens litteral* bey dem Befehle Christi Luc. 10, 4. „ihr sollet niemand auf eurer Wanderschaft *grüssen*" durchkommen wolle, wenn der Spöttling ihm zu hören gäbe: „nun, das war auch etwas grob gesagt!" nachdem er im Scherze (denn auch diese Laune hat ihn noch nicht verlassen), gesagt: „es komme ihm vor mit den Auslegern *nach den Worten* in Vergleichung mit den Auslegern nach dem *oft sehr verborgen liegenden Sinne*, wie mit den kleinen Krämern im Einzelnen, deren Waare oft sehr an-

untauglich sey, verglichen mit den Grofshändlern im Ganzen, welche ihre Waare aus der ersten Hand nähmen: so stellt er den Satz auf, dafs die neue Exegetik nur den *gesunden Menschenverstand* oder *Gemeinsinn* für die höchste Regel der Auslegung anerkenne. Dieser verweise dann auf den *Sprachgebrauch*, wie auch er selbst ihn gebildet habe, der wiederum ein *allgemeiner* Sprachgebrauch aller Völker, und ein *besonderer* jedes Volks, und ein *eigner* jedes Schriftstellers sey. Es gebe also auch nach dem Gemeinsinne nur Einen aus Einem Worte oder einer Redart hervorgehenden, d. i. den *buchstäblichen* Sinn, der nun aber wieder, je nachdem der Schriftsteller den *eigentlichen* Sinn eines Wortes beybehalte, oder ihm einen andern Begriff unterlege, zu verstehen sey. Man solle also nicht einmal diesen buchstäblichen Sinn wieder eintheilen in *sensum proprium* und *tropicum*, wie es noch von manchen neuerlich geschehen ist, sondern sagen: jener sey mit *eigentlichen* oder *uneigentlichen* Worten ausgedruckt. — Wie nun aber der Gemeinsinn auch Sprachen mit Sprachen vergleichen lehre: so habe er auch den Auslegern des N. T. gezeigt, dafs die griechische Sprache des N. T. ganz nach der hebräischen in dem Gebrauche der kleinen Redtheile, einzelner Worte, ganzer Redarten und selbst der Denkweise gebildet sey. — Endlich lehre der Gemeinsinn zur Erklärung des besonderen Sprachgebrauchs eines Schriftstellers den *Context* zu Hülfe zu nehmen, andere Stellen damit zu vergleichen, in welchen er sich selbst deutlicher erklärte, oder aus unbestrittenen allgemeinen Grundsätzen, wie aus der Natur der Sache, die eigentliche Meynung desselben gleichsam zu postuliren. Aus allem *folgert* dann der Vf. 1) was die *Erklärung* und *Auslegung* betrifft, *a*) dafs alles, was im A. und N. T. *menschlicherweise* von Gott gesagt ist, auf eine *Gottgeziemende* Weise erklärt werden müsse, S. 69—83. *b*) dafs der Gemeinsinn auch allein lehren müsse, was *ohne alle Erklärung* und *geradezu* vom Schriftsteller gesagt werde, und wobey also der Ausleger stehen bleiben müsse, S. 83—93. *c*) dafs der Gemeinsinn zuweilen auch die *Denkungsweise* des Redenden in einem besondern Falle aus den Umständen errathen müsse, um der Sache Genüge zu thun, S. 93—97. 2) Die Folgerungen aber für eine gereinigte *Religionslehre*, bey welchen man jedoch nicht vergessen muss, dafs sie gegen die *de Lucschen* Behauptungen gerichtet wurden, sind: *a*) dafs durch die neue Exegese das (vom Hn. *de Luc* sehr falsch verstandene) *Ganze* (*Ensemble*) des A. und N. T. in das hellste Licht gesetzt werde, S. 97—108. *b*) dafs sie nichts von dem (von Hn. *de Luc* so sehr urgirten) Unterschiede zwischen *providence spéciale et génerale* wisse, S. 108—112. *c*) dafs sie vieles nur von der *Mehrheit* verstehe, was die Schrift von *Allem* sage, und Hr. *de Luc* auch wörtlich von Allem verstehe, S. 112—120. *d*) dafs sie den Vf. in der Meynung befestigt habe: dafs die *Taufe* noch ganz zarter Kinder in ihrer Stiftung von Christo selbst nicht gemeynt gewesen sey, sondern nur die der Erwachsenen, S. 120—126. Die von dem Allen gemachten Anwendungen auf die Behauptungen des Hn. *de Luc* mag der Leser als Erläuterungen der eben aufgestellten Sätze durch *fingirte* Beyspiele, vom Gegentheile entlehnt, betrachten, um sie desto verdrufsloser lesen zu können. Uebrigens hat sich Hr. *de Luc* zu gratuliren, dafs er es mit einem so sanftmüthigen Gegner zu thun hat, der ihn, für seine oft derben Ausfälle, höchstens nur hin und wieder leise ritzt, wohin Rec. auch diejenigen Stellen mit rechnet, in welchen Hr. *T.* seinem Gegner zeigt, dafs er bald sich selbst, bald der ihm so theuren Autorität des *Baco*, widersprochen habe, mit dem er nun die Sache ausmachen möge. Kurz, Hr. *de Luc* wird sich überzeugen, „dafs seine Bemühungen. Hn. *T.* „zur *alten* Exegese zurückzubringen, an diesem al„ten Manne *tout perdues* sind" S. 83. — Zum Schlusse heben wir nur noch zwey neue Erklärungen für unsre Leser aus, ohne uns, beym Mangel des Raums, auf eine nähere Prüfung hier einzulassen: die eine betrifft Luc. 12, 1. coll. Matth. 16, 6. ff. wo er das Mifsverständnifs der Jünger in Ansehung der Warnung Jesu vor dem Sauerteige der Pharisäer darein setzt, dafs sie gemeynt hätten, er wolle sie warnen, kein Brod von einem pharisäischen Becker zu kaufen, weil der Sauerteig von diesen mit Gift vermischt seyn könne S. 94. (Nur warum gerade der *Sauerteig*, und nicht das *Brod* selbst?). Die andre besteht darin, dafs der Vf. eine besondere Schönheit von Pauli Vortrage darin findet, dafs er im Briefe an die Römer, die Völker, die gegen das ewige Vernunft- und Sittengesetz gehandelt, schlechthin *verloren* gehen läfst; hingegen die, wider das geschriebene Gesetz handelnden, Juden *verurtheilt* werden, weil das *Gewissen* in jedem Gesetzgeber, Ankläger und Urtheilssprecher zugleich an Gottes Statt sey; hingegen wenn der Jude gegen das geschriebene Gesetz handelte, der weltliche Richter nach diesem Gesetze das Urtheil über ihn sprechen mufste: (wenn sich anders wirklich aus Vergleichungen mehrerer Stellen ergeben sollte, dafs *Paulus selbst* diesen Unterschied zwischen ἀπολλυσθαι und κατακρινεσθαι gemacht habe).

NATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Breitkopf u. Härtel: *Ueber die sogenannten Seemäuse oder hornartigen Fischeyer, nebst anatomisch-physiologischen Bemerkungen über die Fortpflanzungsweise der Rochen und Hayfische*, von *W. G. Tilesius*, der Weltweisheit, Arzneywissenschaft u. Wundarzneykunst Doctor u. s. w. 1802. 1 Alph. 2 Bog. kl. 4. Mit 5 ausgemalten Abbildungen. (1 Rthlr. 16 gr.)

Die Schrift besteht aus 11 Abschnitten. Der erste enthält ein literarisches Verzeichnifs derjenigen Schriftsteller, welche über den Ursprung der Seemäuse und über die Fortpflanzungsweise der Rochen und Hayfische geschrieben haben, nebst einer prüfenden Uebersicht ihrer Schriften und Nachrichten über diesen Gegenstand. Der zweyte, allgemeine na-

naturhistorische Bemerkungen über das Geschlecht der Rochen, nebst Abbildung und Beschreibung einer neuen Gattung (*Art*) des Rochengeschlechts (*der Rochengattung*) aus dem portugiesischen Ozean. Der dritte, allgemein anatomische und physiologische Bemerkungen über das Geschlecht (*die Gattung*) der Rochen. Der vierte, naturhistorische Bemerkungen über das Geschlecht (*die Gattung*) der Haysische. Der fünfte, anatomische und physiologische Bemerkungen über den Haysisch. Der sechste, naturhistorische Bemerkungen über das Geschlecht (*die Gattung*) der Haysische. Der 7te handelt von den verschiedenen hartschaligen Eyern der Fische, ihrer Anwendung und Benutzung. Der 8te über die Gestalt, Farbe, Substanz und Grösse der Rocheneyer. Der 9te über die Gestalt, Grösse, Farbe und Substanz der Hayeneyer. Der 10te enthält chemische Versuche über die Auflösbarkeit der hartschaligen Fischeyer, über ihr Verhalten gegen die Auflösungsmittel und ihre übrigen Eigenschaften. Der 11te über die Begattung und Fortpflanzungsweise der Rochen und Hayen insbesondere, Den Beschluss macht die Erklärung der Abbildungen. Man wird in dieser Liste sogleich wahrnehmen, dass die Ordnung der Abschnitte natürlicher hätte seyn können; und beym Lesen derselben findet man, dass der Vf. über alle die Gegenstände, welche er in der Natur zu beobachten nicht Gelegenheit hatte, oder damals, als er sie zu sehn Gelegenheit hatte, nach seinem eignen Geständnisse nicht gehörig zur Beobachtung und Untersuchung derselben vorbereitet war, sich um sehr vieles hätte kürzer fassen und auf die bereits vorhandenen Beobachtungen und Schriften verweisen müssen. Indessen ist das, was er liefert, dankenswerth. Die von dem Vf. S 77—80. beschriebene und auf der ersten Kupfertafel abgebildete portugiesische Rochenart ist allerdings neu, und befindet sich noch nicht in dem neuen Werke von *Bloch* (*Systema Ichthyologiae*), welches zu vergleichen der Vf. nicht Gelegenheit hatte. Er versichert wohl 10 Exemplare untersucht und alle gleichförmig gefunden zu haben, ein einziges ausgenommen, welches noch 2 Stacheln auf jeder Seite neben der Reihe auf dem Rücken, einen Fingerbreit hinter den Augen hatte. Die Beschreibung selbst ist nicht ganz vollständig, denn der Vf. beschreibt blos die obere Seite des Fisches, und erwähnt nicht des Geschlechts oder der Zähne; gleichwohl reicht sie zu, um die Art darnach zu bestimmen, und die folgenden Tafeln lehren noch deutlicher als die erste Platte, dass der Vf. ein Weibchen vor sich hatte. Ob alle die übrigen Exemplare auch weiblich waren, läfst sich nicht bestimmen, aber doch vermuthen. Er nennt sie *rhomboidalis*, von der rautenförmigen Gestalt des Körpers, und giebt mehrere Kennzeichen an, wovon der rautenförmige glatte Körper, der mit Borsten und 2 kleinen Flossen besetzte Schwanz und die einfache Reihe von gebogenen Stacheln auf der Mitte des gefleckten Rückens bis ans Ende des Schwanzes schon hinreichen. Ueber die Seemäuse selbst giebt der Vf. so viel Auskunft, als ihm seine Erfahrung erlaubte, nicht aber eine vollständige befriedigende physiologische Beschreibung nach dem verschiedenen Zustande des Eyes in und ausserhalb des Leibes. Er fand und zerlegte einmal ein trächtiges Weibchen von der abgebildeten Rochenart (S. 131.), und liefert davon zwey Zeichnungen nach verschiedenen Ansichten. Ein Hayeney mit der Frucht sah er in einer Sammlung, und bildete es ab; die übrigen Abbildungen sind von leeren Eyern, wie sie der Vf. vom Meer ausgeworfen am Strande fand. Die Beschreibung davon ist, so wie die Abbildung, sehr genau, so dass man den Unterschied der Rochen und Hayeneyer vollkommen darin erkennt. Auch die Art und Weise, wie das Ey auf der einen Seite zwischen den langen Ecken sich von selbst im Meere öffnet, um die reife Frucht auszulassen, und dann sich wieder vermittelst einer Art von Leim verschliesst, hat der Vf. genauer als *Vicq - d'Azyr* erklärt. Nur hat Rec. einige beyläufige Dunkelheiten bemerkt, welche auch andre Leser zweifelhaft machen können. So will der Vf. S. 122. unter den Seemäusen in den Apotheken nicht nur Rochen- und Hayeneyer, sondern auch noch eine dritte von jenen verschiedene Gattung gefunden haben, die er nicht kannte, und die nach seiner Vermuthung vielleicht Eyer vom Froschfische waren. Gleichwohl erwähnt er ihrer Gestalt nirgends weiter, ob er gleich vom Froschfische einen eignen Abschnitt hat. S. 165. sagt er, dass eine jede Rochenart eine eigne Gestalt in der Bildung ihrer Eyerhüllen zu beobachten und beyzubehalten scheine, so, dass man aus der Gestalt, Grösse und Farbe der Eyerschale die Art der Roche, die sie gelegt, bestimmen könne; und dann beschreibt er drey verschiedene Rocheneyer, welche auch Taf. 4. abgebildet sind, von *Raia batis* und *oxyrynchus Lin.* Das dritte soll von der Krampfroche oder von der neuen Art seyn. Wenn die Kennzeichen der Art so deutlich und untrüglich sind: so wundert sich Rec., wie der Vf. das Ey der von ihm untersuchten Rochenart, welche ein hartes Ey im Leibe hatte, erkennen konnte? Und dann sieht er nirgends bemerkt, wie der Vf. zu der Ueberzeugung gekommen ist, dass die von ihm beschriebenen 2 andern Eyer den beiden genannten Rochenarten wirklich gehören. — Die chemischen Versuche über die Auflösbarkeit der Rocheneyer enthalten ihr Verhalten gegen die Auflösungsmittel der Maceration im süssen und salzigen Wasser, der Digestionswärme, der Vitriolsäure, der Salpetersäure, der Salzsäure, der kaustischen Lauge, des Terpentingeistes, des rectificirten Weingeistes, der Vitriolnaphta, des Kochens und der Destillation. Sie geben alle ein anderes Resultat als Bohadsch von seinem gekochten Hayeney erhielt, und diesen Unterschied leitet der Vf. von dem verschiedenen Zustande dieser Eyer her. Er hatte lauter alte, leere, eingetrocknete Schalen zum Gebrauche, dahingegen Bohadsch ein frisches aus Mutterleibe geschnittenes Ey behandelte. Gleich Anfangs vermuthete der Vf. aus der glänzenden Consistenz und Elasticität derselben, dass

dafs der Hauptbestandtheil ein verdickter thierischer Leim oder eine geronnene Lymphe seyn möchte. Die beiden ersten angewendeten Mittel machten sie nur härter und spröder, wenn sie an der Luft wieder trockneten. Hieraus schlofs der Vf., dafs der Leim hier durch eine innige Mischung mit öligen und harzigen Theilen festgebunden, und gegen seine sonstigen Auflösungsmittel unauflöslich erhärtet seyn müsse. Am stärksten wirkten die Säuren auf die Schalen, indem sie den meisten Färbestoff auszogen, die Schalen geschmeidig, wie Häute machten, und die Substanz und Bindungsmittel gänzlich trennten; verbrannt rochen sie wie Haare oder Horn. Nach der Destillation gaben sie einen sauern flüchtigen Spiritus, viel empyreumatisches und stinkendes Oel, und eine sehr harte Kohle. Etwas verschieden gab vorher der Vf. das Resultat in der Note S. 124. an, wo es hiefs: *Schwefel ist gar nicht darin, und Erdharz so wenig, wenn es ja darin wäre, dafs man sein Daseyn bey der Zerlegung nicht beweisen kann: und wie will man dieses endlich aus der Farbe erkennen? Bey der Zerlegung verhält es sich wie Horn, es giebt nämlich ein brenzliches oder empyreumatisches Oel, und ein dem Hirschhornsalze ähnliches flüchtiges Laugensalz und flüchtigen Geist.* In der Orthographie sind dem Rec. S. 123. die *Trochisten* statt Droguisten oder Drogisten, und einige andre Worte aufgefallen. Die Abbildungen sind von dem Vf. selbst gezeichnet und gestochen, beweisen sein grosses Talent für die Kunst, und versprechen bey dem vorzüglichen Eifer des Vfs. für diese Art von Kenntnissen, auch der Naturgeschichte, viele Erläuterungen, dergleichen sie schon in einzelnen medicinischen und naturhistorischen Abhandlungen desselben erhalten hat.

KINDERSCHRIFTEN.

Leipzig, in d. Sommer. Buchh.: *Gesellschaftliche Spiele für Kinder und junge Leute*, bestehend in einem zwölffachen und dreyssig andern unterhaltenden Spielen, wodurch eine Menge nützlicher Kenntnisse auf eine angenehme Art beygebracht werden kann. (Ohne Jahrzahl) XVI. und 208 S. 12. (gebunden 1 Rthlr. 12 gr.)

Diese gesellschaftlichen Spiele sind nichts anders, als das in diesen Blättern Jahrgang 1801. Nr. 335. nach Würden angezeigte: *Zwölffaches Unterhaltungsspiel, nebst einem Anhange von dreyssig verschiedenen Gesellschaftsspielen, zum Nutzen und Vergnügen für Kinder und junge Leute, um ihnen auf eine angenehme Weise eine Menge nützlicher Kenntnisse beyzubringen*, mit einem andern Titel versehen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Kriegswissenschaften. *Berlin*, im Verl. d. Vfs.: *Coup d'oeil militaire*, oder kurze Anweisung zur Erlernung eines sichern militairischen Augenmaasses, das Terrain vermöge desselben gehörig beurtheilen, und alle vorkommende Karten richtig verstehen zu können. Nebst einem Versuche, ohne Lehrer einen Situationsplan zeichnen zu lernen. Von *J. F. Schneider*, Seconde-Lieutenant in dem königl. preufsischen Feld-Artillerie-Corps. 1802. 78 S. 8. m. V. Kupft. (18 gr.) Wenn Rec. nicht ganz irrt, wie diefs bey der Beurtheilung vorliegender Schrift wohl verzeihlich wäre: so bezweckt der Vf. durch diese kurze Anweisung nicht allein die Terrainkenntnifs vermittelst eines sichern militärischen Augenmaasses, die Beurtheilung aller Karten und die Zeichnung eines brauchbaren Situationsplans, sondern auch die Aufnahme oder das Croqui einer Situation. — Dafs es eine sehr gute und für den militärischen Felddienst unentbehrliche Sache sey, wenn Officiere im Stande sind, nicht nur mit einem Blicke eine gegebene (nicht zu weit ausgedehnte) Gegend zu übersehen und zu beurtheilen, sondern wenn sie auch die Fertigkeit besitzen, ein *Bild* davon zu entwerfen, welches dem Originale so nahe gebracht wird, als es Zeit und andere Umstände erlauben, ist gewifs. Eine solche Arbeit aber kann nicht die Sache eines Anfängers seyn, sondern es ist die Arbeit eines lange geübten und mit der schulgerechten Theorie des Aufnehmens bekannten Feldingenieurs, wobey es gleichviel ist, ob er diesen Charakter wirklich bekleidet, oder Officier von irgend einer andern Classe ist. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, ist es verdienstlich, die dazu nöthigen Regeln zu sammeln; ein solches Ganze kann sodann mit Recht, ein *Theil* des militärischen *Coup d'oeil* genannt werden. Dafs der Vf. nicht von diesem Gesichtspunkte ausgegangen ist, sondern sich einzubilden scheint, dafs derjenige, der seine Anweisung befolgt, im Stande seyn werde, nicht nur das Terrain überhaupt zu beurtheilen, sondern auch brauchbare Croquis von Gegenden zu entwerfen, findet man auf dem ersten Blick. Wollte er seine Anweisung für Anfänger nutzbar schreiben: so mufste er sie so abfassen, dafs weder Doppelsinn noch offenbare Unrichtigkeiten den Leser irre leiten konnten; diese trifft man aber fast auf allen Seiten an. Wer kann den Begriff vom *Coup d'oeil* und vom Orientiren ohne Widerwillen und den herzlichen Wunsch lesen, dafs es dem Vf. gefallen haben möchte, nicht nur diese, sondern jede schriftliche Belehrung einem andern zu überlassen. Was die mitgetheilten Charaktere zu Situationsplanen betrifft: so stehen sie, wie der Vf. selbst bekennen wird, den neuerlich erschienenen an Vollständigkeit und Schönheit nach.

Rec. giebt dem Vf. den wohlgemeynten Rath, nicht eher wieder als Schriftsteller aufzutreten, bis er richtig denken und correct schreiben gelernt hat.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 18. October 1802.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, b. Hartknoch: *Meine Fussreise durch Schweden und Norwegen* von de la Tocnaye. Ein Seitenstück zu der Fussreise des Verfassers durch die brittischen Königreiche. Mit Anmerkungen und Zusätzen eines Deutschen. *Erster Theil.* 1802. 352 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Vf. fängt seine Reisebeschreibung in Irland an, das er vor dem Ausbruche des grossen Aufruhrs verläst, geht von da (S. 10.) nach Schotland, und schifft sich (S. 16.) nach Gothenburg ein. Von hier aus geht er über Trolhätta, Janköping, Nyköping und Nordköping nach Stockholm. Von dieser Stadt aus macht er, mitten im Winter, eine Reise nach Gripswald, Strengnäs, Eskiltstuna, Arboga, Dylta, Oerebro, Wederag, Westerås, Eckholmsund, Upsala, und kehrt wieder nach Stockholm zurück. Im folgenden Frühjahre besucht er Sala, Fahlun, die Porphyrfabrike bey Elfdal, und geht so weiter in Dalecarlien hinauf bis an die Nähe der Gränze von Norwegen, wo dieser Theil sich schliesst.

Dadurch, dass der Vf. an mehreren Orten sich einige Zeit lang aufhielt, und ganz unter Schweden lebte, lernte er die Sprache und wurde mit dem Volke und seinen Sitten bekannt. Daher ist ihm auch dieses Werk im Ganzen besser gerathen, als das, welches er über Irland herausgab. Freylich läst er sich auch in dem gegenwärtigen, durch eine seiner Nation eigene Anmasslichkeit, zu manchem schiefen Urtheile verleiten; indessen ist das Buch angenehm geschrieben, und hin und wieder finden sich auch einige interessante Nachrichten. — S. 22. In guten Jahren verkauft man zu Gothenburg an 500,000 Tonnen gesalzene Heringe, und 30,000 Tonnen Thran. Zu einer Tonne Thran gehören 10—12 Tonnen frischer Heringe. Wenn der Fischfang ergiebig ist, wird die Tonne gesalzener Heringe, die zwischen 1000 und 1200 Stück enthält, zu 2 bis 3 Rthlr. verkauft. In schlechten Jahren ist der Preis von beiden oft zweymal so hoch. — S. 167. Zu Wedewåg ist die vornehmste Stahlfabrik in Schweden. 300 Arbeiter sind immer in Thätigkeit. Man verfertiget hier Küchengeräthe, Messer, Scheeren, Schlosser etc. — S. 196. ff. liefert der Vf. Bemerkungen über die Religion Thors, Schwedische Alterthümer, Geschichte, über Odin, Thor, Freya, einiges aus der Edda etc. und S. 226. ff. über Sitten, Geschichte, Sprache der alten Bewohner, die Gothische Sprache und ihre Mundarten, Finländische Sprache und Runische Schriftzeichen. Diese Bemerkungen sind mager und nichts weniger, als neu; auch ist es sonderbar, dass der Vf. diess und jenes ausschreibt, und sich doch an mehreren Orten über die Reisenden, die dieses thun, lustig macht, und dabey besonders Ausfälle auf die Deutschen thut. Sonst machten die Runischen Schriftzeichen den Gelehrten viel zu schaffen; jetzt sind sie bekannt genug. Sie sind in der Alt-Gothischen Sprache geschrieben. Man hat in Schweden 1060 Steine mit solchen Inschriften, die aber mehrentheils höchst unbedeutend sind. S. 283. „Ein Knabe und ein Pferd sind hinreichend, einen Weg durch den Schnee zu bahnen." — Diess mag in gewissen Fällen möglich seyn; hätte aber der Vf. auf die sehr grossen Schneepflüge Achtung gegeben, die man im Sommer hin und wieder an den Strassen liegen sieht, so würde er begriffen haben, dass oft sechs, acht und zehn Pferde erfodert werden, um eine Bahn in gewissen Fällen zu brechen. — Die Rennthiere, die der Vf. zu Eckholmsund sahe, müssen sehr klein gewesen seyn; (S. 285.) die ausgestopften, die er zu Upsala hätte sehen können, sind doch von einer Grösse, dass ein Mann ohne Waffen es gewiss nicht mit sechsen aufnehmen würde. — Wenn der Vf. (S. 291.) sagt: „Ich glaube nicht, dass es in ganz Europa ein Bergwerk giebt, dessen Arbeiten interessanter wären, als die zu Sala" etc. so beweisst das bloss, dass er sehr wenig Bergwerke gesehen hat. — Ueber Dalecarlien findet man S. 301. ff. interessante Nachrichten; doch irrt sich der Vf. gewaltig, wenn er diese Provinz für die bevölkertste in Europa hält. Manche Striche sind freylich ausserordentlich mit Menschen angefüllt; dafür giebt es aber andere in Menge, die völlig wüst sind. — S. 330. Die Werkstätte, wo man den Porphyr bearbeitet, liegt ½ Stunde von Elfdal. Die Einrichtung ist noch ganz neu, und setzt 70 Personen in Arbeit. Der ganze Fond besteht nur in 15,000 Rthlr. Hier werden Vasen gemacht, die 2 bis 300 Rthlr. kosten. Die Maschinen, den Porphyr zu sägen und zu polieren, werden vom Wasser getrieben. Hier hört die Bevölkerung gänzlich auf, und der nächste Ort ist sechs Meilen weit entfernt in Herjedalen. — S. 339. „Die Streifereyen der Lappländer erstrecken sich bis auf diese Gegenden (nämlich in Dalecarlien,) vorzüglich im Winter, da sie auf die Markte ziehen, und bis nach Fahlun kommen. Zu Stockholm sah ich mehrere male ganze Haufen von Lappländern." — Diese ganze Bemerkung führt den Leser irre, welcher an die ächten nomadischen Lappländer im Norden denken wird, wovon selten einer sein Land verlässt. Wofern der Vf. nicht eine gänzliche Verwechselung

ſelung begangen hat: ſo kann er mit den Menſchen, von denen er redet, nichts anders meynen, als jene ſogenannten Lappländer, die in der Gegend von Räroas und weiter hinauf wohnen, und ganze Heerden von Rennthieren beſitzen, aber ſonſt von dem nördlichen, nomadiſchen Lappen ſehr verſchieden ſind. — S. 73. ſagt der Vf., daſs man das Kupfer, das in Menge in der Gegend von Nordköping gefunden wird, in einer groſsen Fabrike bearbeite. Wäre er hineingegangen: ſo würde er die weitläuftigen Gebäude dieſer Fabrik leer gefunden haben. Zu der Zeit, da er dieſes ſchrieb, arbeiteten da kaum zehn Menſchen. — Wenn der Vf. ſagt (S. 46.) daſs der Wenerſee 13 Meilen lang ſey: ſo meynt er ſchwediſche Meilen, welches er oder der Ueberſetzer hätte anzeigen ſollen. Aber dann iſt es falſch, daſs der Wettern 15 Meilen lang ſey, und iſt hier von einer andern Art Meilen die Rede. Ueberhaupt ſollten die Schriftſteller, wenn von Meilen, Schuhen und Gewicht die Rede iſt, allemal anzeigen, was ſie meynen. Aus dieſer Vernachläſſigung iſt unendlich viel Irrthum in die Welt gekommen. So wird auch in dieſem Werke von Gewicht geredet, ohne Rückſicht auf die verſchiedenen Tonnen und Pfunde in Schweden.

Die Ueberſetzung lieſt ſich leicht und angenehm; doch haben wir über einige Stellen Bemerkungen zu machen. Das Land der *cakes* (S. 10.), und an einem andern Orte „*the land of cakes*" was nicht überſetzt worden iſt, heiſst das Land der Kuchen. Es iſt in England eine ſcherzhafte Benennung von Schotland, wo viel Häferbrot gegeſſen wird, welches man *cakes* nennt. S. 28. und 29. *Watchmen* ſind Nachtwächter. S. 34. ſteht *Woolſtonecraft*, für *Wolſtonecroft*, S. 74. *Finsgông*, für *Finſpång*, S. 90. *Guislehamn*, ſt. *Grislehamn*. Für *Sahla* und *Falhun*, welche zu wiederholten Malen vorkommen, muſs *Sala* und *Fahlun* geleſen werden. — Der Vf. ſchreibt das Schwediſche å durch ein Franzöſiſches ô, als *Weſterôs*, ſtatt *Weſterås*, *Wedwôg*, ſtatt *Wedwåg*, und der Ueberſetzer behält dieſe Schreibart bey, und vertheidiget ſie, weil ſie der Ausſprache gemäſs ſey. Dieſer Grundſatz würde aber groſse Verwirrung in die Geographie bringen, weil dann jede Nation nach ihrer Ausſprache ſchreiben könnte; ſo z. B. der Engländer *Oboo* der Franzoſe *Obou*, oder *Aubou*, und der Deutſche *Ohbu* ſtatt *Åbo*, weil die Schweden dieſes Wort wirklich ſo ausſprechen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

WIEN, (ohne Angabe des Verlegers): *Auszüge aus meinen Tagebüchern und andern Handſchriften phyſiſch-techniſch-chemiſchen Inhalts von Max. Joſeph* Freyherrn von *Linden*, K. K. Adminiſtrationsrathe. 1800. 227 S. 8. u. 1. Kupfertafel. (16 gr.)

Die vielen techniſch-chemiſchen Arbeiten und Verſuche, die Hr. v. L. ſeit einer anſehnlichen Reihe von Jahren angeſtellt, und die zum Theil wichtigen Bemerkungen, die er dabey gemacht hat, haben ihn veranlaſst, durch dieſe Schrift ſeine Entdeckungen dem Publicum zur Prüfung, und wenn ſie, wie er nicht zweifelt, dieſe beſtehen, zur Benutzung mitzutheilen. Er macht in dem angezeigten Bande, dem er von Zeit zu Zeit mehrere Hefte nachfolgen laſſen will, die Leſer zuerſt mit einigen Vorſchriften zur Bereitung guter Schmelztiegel bekannt, dann handelt er von der Zurichtung einiger Farben, Oele und Firniſſe, ferner von der Verfertigung verſchiedener Schönheitsmittel und wohlriechender Geiſter, von der Veredlung der Weine u. ſ. w. und giebt zuletzt noch von einigen fremden Erfahrungen, Vorſchlägen, Speculationen, Vermuthungen u. ſ. w. Nachricht. Wir geſtehen zwar, daſs nicht alle Verſuche und Beobachtungen, die der Vf. erzählt, gleichen Werth haben; aber mehrere derſelben ſind in der That wichtig und nutzbar, und ſelbſt einige von denen, die, in Hinſicht auf die Ausübung der techniſchen Chemie, keine groſsen Vortheile erwarten laſſen, ſind in gewiſſem Betrachte merkwürdig und verdienten daher wohl bekannt gemacht zu werden. — Die Arbeiten, die der Vf. in Anſehung der Bereitung guter Schmelzgefäſse unternommen hat, haben ihn gelehrt, daſs nur Thon zu dieſer Abſicht brauchbar iſt, der weder Eiſentheile in ſich hat, noch mit Säuren brauſst, der ferner im Feuer nicht auseinander fällt, an der Luft und im Feuer keine tiefen Riſſe bekommt und nur wenig eingeht, auch im Feuer ſich unſchmelzbar verhält, und bey dem Schlämmen die wenigſten fremdartigen Theile abſetzt. Mit ſolchem Thone vermengt man einen halben Theil gebrannten und zerſtoſsenen Thon, (der aber nur gröblich pulveriſirt ſeyn darf, ſo daſs die einzelnen Körner deſſelben die Gröſse von Nadelköpfen haben,) und etwas klar zerriebenes Federweiſs (oder Glimmer), macht aus dieſem Gemiſche mit Waſſer einen Teig, und brennt die daraus gebildeten Gefäſse, die vorher in eine Miſchung aus Waſſer und Thon getaucht worden ſind, damit ſie eine glatte Oberfläche erhalten, zweymal in einem Töpferofen; die ſo erhaltenen Tiegel ſind, ſagt der Vf., beſſer als die, die man aus mehrern Schmelztiegelfabriken bekommt; man kann Bleyglas ziemlich lange darin im Fluſſe erhalten, und ſie zu allen Verſuchen, die einen ſtarken Feuersgrad erfodern, mit Nutzen gebrauchen. — Um aus dem Bleyweiſse eine beſtändigere weiſse Farbe zu erhalten, ſchlägt der Vf. vor, daſſelbe mit etwas Mohnöl abzureiben, dann in ein leinenes Tuch zu thun und mit Regenwaſſer zu kochen; es laſſe, meynt er, auf die Art ſeine Eſſigſäure fahren und verliere die Eigenſchaft, eine dunklere Farbe anzunehmen. Wir wollen gern glauben, daſs das Bleyweiſs, auf dieſe Art vorbereitet, eine beſſere Farbe giebt, als wenn man es roh anwendet; aber die Eſſigſäure kann wohl nicht an der Veränderung Schuld ſeyn, die das zur Oelmalerey benutzte Bleyweiſs mit der Zeit erfährt; denn dieſes metalliſche Product iſt bekanntlich kein eſſig-

essigsaures, sondern ein kohlensaures Bley. Das sogenannte Wiener Grün, das sich vor andern grünen Farben sehr vortheilhaft auszeichnet, ist eigentlich, wie das Scheelische Grün, ein aus Schwefelsäure durch feuerbeständiges Kali gefällter und durch Arsenik in seiner Farbe erhöhter Kupferkalk; der Vf. hat mehrere Versuche angestellt, um die Bereitungsart desselben zu verbessern; er macht daher seine Leser mit den Resultaten derselben bekannt, und erinnert zugleich, dass man sehr Unrecht thue, wenn man dieses Grün für eine Erfindung des Hn. *Scheele* hält; denn im Oesterreichischen habe man es lange vor *Scheelen* bereitet und Gebrauch davon gemacht. Die Meynung einiger Naturforscher, dass sich das Wasser in Erde verwandeln lasse, dünkt dem Vf. bey weitem nicht so unwahrscheinlich, wie sie andern Chemikern vorgekommen ist; er habe, versichert er, aus Schnee, Thau und Regen, so wie aus andern atmosphärischen und gemeinen Wässern sowohl vor, als nach der Destillation, immer, wenn er sie auch mehrere Male bearbeitete, eine vollkommene Erde erhalten, die ihre Entstehung nicht den Gefässen verdanke habe; diese Erde sey zwar der Kalkerde in einigem Betrachte ganz ähnlich gewesen, aber sie habe auch Eigenschaften besessen, die man an dieser nicht gewahr wird, und sie zeichne sich besonders durch mehrere Tugenden, die sie zu medicinischen und alchemistischen Zwecken sehr geschickt machen, vortheilhaft aus. Hr. von *L.* glaubt, dass eine weitere Untersuchung dieser Erde eben keine unwürdige Beschäftigung für genaue Scheidekünstler abgeben könne; wir stimmen ihm hierin gern bey, wundern uns aber, dass er nicht selbst diesem Gegenstande alle die Aufmerksamkeit gewidmet hat, die er verdient; denn ihm müsste es, da er, wie es scheint, eine ziemliche Menge solcher *Wassererde* besessen hat, leichter geworden seyn, die wahre Natur und die Tugenden derselben zu entdecken, als es, aus nicht schwer zu begreifenden Ursachen, andern Chemikern werden möchte. — Die Vorschriften, die der Vf. zur Verfertigung einiger Schönheitsmittel und verschiedener Farben und Firnisse, auch des ächten Lacmartin, ferner zur Veredlung der Weine u. s. w. giebt, so wie die Vorschläge zur bessern Einrichtung der Salpeterplantagen, zur bessern Benutzung der Quercitronrinde zum Färben, Drucken u. s. w. haben wir mit Beyfall gelesen, wir empfehlen sie daher den Lesern, die sich mit diesen Gegenständen beschäftigen, und wir zweifeln nicht, dass sie von mehrern Winken und Bemerkungen, die Hr. von *L.* mittheilt, mit Vortheile Gebrauch machen werden.

1) HAMBURG, b. Nestler: *Blumen aus der alten Geschichte.* Ein Lesebuch für diejenigen, welche Verstand und Herz bilden wollen. 1802. VIII. u. 272 S. 8. (20 gr.)

2) LEIPZIG, b. Müller: *Kleines Lesebuch für die Jugend*, herausgegeben von *F. W. D.* und *C. W. Snell. Erster Theil.* 1802. 142 S. *Zweyter Theil.* 72 S. 8. Mit Kupfern. (1 Rthlr.)

3) HAMBURG, b. Nestler: *Aesops des jüngern Fabeln und Erzählungen für die Jugend.* Von *J. H. Ehlers*, Past. in Oppeln im Herzogthum Bremen. 1802. 120 S. 8. (12 gr)

4) HAMBURG, b. Meyn u. Mahncke: *Hamburgischer Kinderfreund.* Herausgegeben von *J. O. Thiess*, Dr. u. Prof. *Erstes Bändchen.* 1802. VIII. u. 104 S. 12. (20 gr.)

5) BERLIN, b. Maurer: *Contes moraux* pour former le coeur et l'esprit de la jeunesse, suivis d'une pastorale en un acte, à l'usage des écoles. Ouvrage imité de l'allemand. *Second cahier.* 1802. 125 S. 8. (8 gr.)

Der Vf. von Nr. 1. vermisste ein Lesebuch, welches durchaus und bestimmt, *die Erlangung der so nothwendigen Fertigkeit, mit lateinischen Lettern lesen zu können*, zum Zweck hätte, und dieser vermeynte Mangel gab seiner Blumenlese ihr Daseyn. Wenn wir den Vf. recht verstehen, so will er nichts weiter sagen, als, er vermisste ein aus lateinischer Schrift gesetztes Lesebuch für die Jugend, woran es uns doch schwerlich fehlen möchte. Er will, dass man vorzüglich in den Bürgerschulen Uebungen im Lesen der lateinischen Schrift anstelle, weil ein beträchtlicher Theil der Bücher, die zur weitern Fortbildung gebraucht werden können, mit lateinischen Lettern gedruckt sey! Für solche Uebungen ist auch sein Büchlein bestimmt, welches uns darum nicht sehr glücklich aus dem Gebiet der *alten* Geschichte gewählt zu seyn scheint, da für Bürgerschulen wohl ein nützlicherer Stoff aufzufinden gewesen wäre. Denn was kann und soll der Jugend dieser Classe mit Erzählungen aus der speciellsten alten Geschichte, der Mythologie, Anekdoten von Philosophen u. s. w. gedient seyn? Mit mehr Nutzen wird die Sammlung von Knaben, die studieren wollen oder eine feinere Bildung bekommen sollen, gelesen werden, wiewohl sie auch da der gehörigen Auswahl ermangelt.

Nr. 2. ist ohne Vorrede in die Welt geschickt, und enthält ein Gemisch von Aufsätzen aus der Geschichte, Naturgeschichte, Lebensweisheit, Anekdoten, Verse u. s. w. Unter andern Erzählungen, die eben so geschickt sind, die Aufmerksamkeit der Jugend zu reizen als sie zu belehren, bemerken wir die Schiffbruchs Geschichte des englischen Schiffslieutenant Mackay. Die Kupfer stehen zwar auf dem Titel angezeigt, aber in Natura finden sie sich, wenigstens in unserm Exemplare, nicht.

Der Vf. von Nr. 3. hat den einfachen, kindlichen Ton der Erzählung getroffen, und sollte auch der Aesthetiker seinen Fabeln keinen sonderlichen Werth beylegen, so wird sie doch der Pädagog brauchbar nennen. Wenn aber der Vf. nach S. 6. bemerkt hat, dass es Kinder schon lächerlich finden, „Thiere reden zu hören:" sollte er nicht mit noch mehr Recht dasselbe z. B. von seiner Fabel von der bellenden Katze

Katze zu fürchten haben? S. 14. sollte es heissen: „Freylich werden nicht alle boshaften Spasmacher von Katzen gefressen" oder: „Die boshaften Spasmacher werden freylich nicht" u. s. w. statt: „Alle boshaften Spasmacher werden freylich nicht" u. s. f. Druck und Papier nehmen sich sehr gut aus.

Nr. 4. scheint vorzüglich für kleinere Kinder berechnet zu seyn. Der kindliche Ton streift hier und da an das Kindische und Tändelnde. Mit Antheil lasen wir die Unterredungen des Vaters mit seinen Kleinen, in welchen eine sentimentale Stimmung vorwaltet. Unzweckmäfsig ist es, dass mitten unter den Aufsätzen für Kinder auch Aufsätze für Aeltern stehen (mit gröfserer Schrift gedruckt) über Fehler der modernen Erziehung, u. s. w. die in einer andern abhandelnden Schrift an ihrem Ort wären. Der Vf. macht S. V. seine Kinder auf die *schönen Bilder* in diesem Büchlein aufmerksam. Kinder von unverdorbenem Geschmack dürften sich aber schwerlich durch dieses Urtheil bestechen lassen.

Bey dem zweyten Heft von Nr. 5. haben wir nichts zu dem Urtheil hinzuzufügen, welches wir in der A. L. Z. Nr. 156. S. 470. ff. über den ersten Heft gefällt haben.

NÜRNBERG, in der Steinischen Buchh.: *Europens vorzüglichere Bedürfnisse des Auslandes und deren Surrogate*, botanisch und chemisch betrachtet, und mit besonderer Hinsicht auf ihren diätetisch-medicinischen Gebrauch nach der Erregungslehre bearbeitet von D. *Karl Wilhelm Juch*, der naturforschenden Gesellschaft und der mineralogischen Societät zu Jena Mitglied u. s. w. *Erstes Heft. Kaffee und dessen Surrogate.* 1800. 118 S. 8. (12 gr.)

Die einheimischen Producte des Pflanzenreichs, die man hier und da statt des ausländischen Kaffees zu benutzen versucht hat, haben sich, bey den damit angestellten Beobachtungen, nicht ganz so, wie man wünschte und erwartete, verhalten; denn kein einziges derselben hat mit Wasser einen Aufguss oder eine Abkochung geliefert, welche, in allem Betrachte, den Absichten, welchen der von ächtem Kaffee bereitete Aufguss entspricht, vollkommen Gnüge zu thun im Stande gewesen wäre. Indessen giebt es doch allerdings unter jenen Surrogaten eins und das andere, welches sich dem wahren Kaffee ziemlich nähert, und wenn man es regelmäsig behandelt, mit siedendem Wasser eine Brühe macht, die, in Rücksicht auf den Geschmack sowohl, als in Ansehung anderer Eigenschaften, dem Kaffeeaufgusse fast gleich kommt. Der Vf. dieser Schrift empfiehlt unter diesen vorzüglich die Cichorienwurzel, und glaubt durch chemische und andere Erfahrungen zu dieser Empfehlung berechtigt zu seyn. Man muss aber, setzt er hinzu, wenn man eben das von der genannten Wurzel erwarten will, was man von dem ächten Kaffee zu erwarten berechtigt ist, sie, wenn sie vorher gewaschen und zerschnitten worden ist, etwas welk werden lassen, sie dann einige Tage in kaltem Wasser weichen, um ihr einen Theil ihrer unangenehmen Bitterkeit zu entziehen, hierauf abtrocknen und in einem Backofen so lange rösten, bis sie eine hellbraune Farbe angenommen hat. Diese so vorbereitete Wurzel giebt, den Versuchen des Vfs. zufolge, mit siedendem Wasser eine Flüssigkeit, die fast wie ächter Kaffeeaufguss schmeckt, und einen durchdringenden wohlthätigen Reiz auf unsere Erregbarkeit äufsert, der zwar nicht so bald bemerklich ist, als der, welchen ächter Kaffee hervorbringt, dagegen aber eine längere Zeit fortwirkt. Um indessen das Cichorienwurzelgetränk dem wahren Kaffeeaufguffe ähnlicher zu machen, kann man, nach dem Rathe des Vf., die auf die oben beschriebene Art vorbereitete Wurzel mit geröstetem Kaffee, in dem Verhältnisse wie 6 zu 3 oder 4, vermischen, 9 bis 10 Drachmen eines solchen Pulvers gegen ein Maafs siedendes Wasser nehmen und so einen Aufguss verfertigen, der tassenweise genossen werden kann, und dessen Gebrauch besonders für Menschen, die sich in ihrem stehenden Lebensalter befinden, sehr zuträglich zu seyn scheint u. s. w. Die Scorzonerwurzel kommt, als Kaffeesurrogat betrachtet, der Cichorie am nächsten, und sie kann auf eben die Art, wie diese, benutzt werden, die Erdmandeln aber und die Runkelrübe, und noch mehr die Saamen, Früchte und Kerne, durch die einige Neuere den wahren Kaffee entbehrlich zu machen versucht haben, sind, den hier beschriebenen Erfahrungen zufolge, zu Erreichung mancher andern Absicht weit brauchbarer, als zur Bereitung eines dem Kaffeeaufguffe ähnlichen Getränkes, und der Vf. räth daher, dass man diese Dinge lieber zur Fütterung anwende, oder auf Oel u. s. w. benutze. Die Versuche, auf welche sich die angeführten und andere mit denselben mehr oder weniger in Verbindung stehende Behauptungen, die in dieser Schrift vorkommen, stützen, sind mit Sorgfalt angestellt, und sie verdienen der Aufmerksamkeit der Leser empfohlen zu werden; aber der Stil des Vfs. könnte besser seyn; wir wünschen daher, dass Hr. J. in der Folge mehr Fleiss auf denselben wenden, und solche fehlerhafte Ausdrücke und Constructionen, wie uns hier und da aufgestossen sind, vermeiden, auch sich schaaler Witzeleyen, dergleichen er an einigen Orten, z. B. S. 16, 79, 92. u. s. w. angebracht hat, enthalten möge.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 19. October 1802.

CHEMIE.

Amsterdam, b. Holtrop: *Nieuwe Scheikundige Bibliotheek. XI. u. XII. Stück*, oder des *IIIten Bandes IIItes u. IVtes Stück.* 1802. 134 S. gr. 8. (10 Stüb.)

Das IX. u. X. Stück, oder das 1ste und 2te des 3ten, und, wie wir mit Bedauern hören, *letzten* Bandes, zeigten wir in Nr. 200. der A. L. Z. 1802. an. An Originalaufsätzen enthalten diese beiden Stücke: I. *Nachrichten von dem Leben des Wolter Forsten Verschuir*, weil. Prof. der Heilkunde zu Gröningen. Von *J. R. Deimann*, M. D. zu Amsterd. *Verschuir* war d. 4. Oct. 1739 zu Sleen, einem Dorfe in Drenthe, geboren. Nach Vollendung seiner Studien hielt er sich, um sich in seiner Wissenschaft weiter auszubilden, eine Zeitlang in Frankreich, England und Schottland auf. Nach seiner Rückkehr lebte er, mit Ruhm und Glück, als ausübender Arzt in Amsterdam, bis er im J. 1780 nach Gröningen berufen wurde. Daselbst starb er den 17. Oct. 1793. Hr. D. macht folgende Schilderung von ihm: „*Verschuir* hatte sich um die gelehrte Welt grosse Verdienste erworben; aber — sein Charakter als Mensch, „als Glied der bürgerlichen Gesellschaft, als Gatte „und Hausvater war nicht weniger schätzbar. — „Standhaftigkeit bey allen Vorfällen des Lebens; „Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung seiner Pflichten; Behutsamkeit in der Wahl der Freunde; gefühlvolle Theilnahme an den Schicksalen seiner „Nebenmenschen; Edelmuth im Innern seines Herzens — das waren die Hauptzüge seines Charakters, „die alle seine Unternehmungen und Handlungen „auszeichnen." — II. *Schreiben des Hn. van Marum an den Hn. Volta*; Prof. zu Pavia, *betreffend die von ihm, gemeinschaftlich mit dem Prof. Pfaff in dem Teyler'schen Laboratorium zu Haarlem im November 1801 angestellten Versuche mit der Galvanischen Saule.* Aus deutschen Zeitschriften hinlänglich bekannt. — III. G. *Vrolik über das Athemholen und die thierische Wärme, nebst erläuternden Versuchen.* Eine Vorlesung, gehalten in der Amsterdammer Gesellschaft: *Felix Meritis.* Die Folgerungen, welche der Vf. aus den vorgetragenen Sätzen herleitet, sind diese: 1) Man hat nicht nöthig, den thierischen Dunst, der mit der, aus den Lungen ausgeathmeten Luft frey wird, aus einer chemischen Verbindung des Wasserstoffes aus dem Blute mit dem Sauerstoffe des Luftkreises herzuleiten, sondern er ist als ein Erzeugniss der Schlagadern zu betrachten, die in den Lungen diese Flüssigkeit eben so absondern, wie in andern Hölen unsres Körpers. 2) Man muss die Lungen nicht für den Feuerheerd der thierischen Wärme halten, sondern der, bey dem Athemholen frey werdende Wärmestoff fixirt sich in dem Blute, macht sich, während des Blutumlaufes, von Stelle zu Stelle los, und verbreitet sich gleichmässig durch den ganzen Körper. 3) Des Blutes reizende Eigenschaft wird erhöhet, sobald es sich in den Lungen nicht in Schlagaderblut verwandelt. 4) Diesem Fehler ist es zuzuschreiben, wenn der Blutumlauf aus Mangel an Lebensluft stockt. 5) Bey Erstickten, Erhängten und Ertrunkenen muss demnach unsere erste Sorge dahin gerichtet seyn, einen neuen Zufluss von Luft zu veranstalten, und, im Nothfalle dieselbe in die Lungen einzublasen. 6) Luftzüge in Krankenzimmern, Hörsälen etc. dürfen (aus den bekannten Gründen) nicht in der Höhe angelegt werden. 7) Es kann nützlich seyn, Fässer mit Wasser in Krankenzimmer zu setzen. 8) Diese müssen aber von Zeit zu Zeit erneuert werden, damit die feste oder Kohlenstoffluft desto begieriger von dem Wasser aufgenommen werde. 9) Man kann dieses Aufnehmen durch Kalkwasser oder ätzendes Laugensalz beschleunigen. — IV. *Nachricht von dem medicinischen und chirurgischen Unterrichte, welcher gegenwärtig in Amsterdam gegeben wird.* Dieser Unterricht ist, auf einen Vorschlag der aus den Ergänz. Bl. d. A. L. Z. bekannten Gesundheitscommission, der von der Municipalität der Stadt genehmigt wurde, seit dem Monate October 1800 im Gange.

Utrecht, b. van Paddenburg: *Nieuwe Chemische en Physische Oefeningen. Voor de Beminnaars der Schei - en Natuurkunde* etc. Door *Pieter van Werkhoven*, Apotheker te Utrecht. *Xde Stuk* (oder des IIten Bandes 5tes). 1802. 67 S. gr. 8. (12 Stüb.)

Die ersten IX Stücke sind angezeigt A. L. Z. 1801 Nr. 221. Am Ende des X. St. verspricht zwar der Herausg. diese Zeitschrift fortzusetzen; er hat aber hernach seinen Vorsatz geändert, und sie für geschlossen erklärt. Der Inhalt des X. St. ist: 1) *Fourcroy's Abh. über die Anwendung der Luftchemie auf die Heilkunde etc.* Schluss von Nr. 6. des IX. St. 2) *Ueber den Mohnsaft und dessen Bestandtheile, nebst Darstellung verschiedener Methoden, ihn aus den Köpfen des weissen Mohns (Papaver somniferum Linn.) zu erhalten.* Von *Dubuc dem ältern*, Apotheker zu Rouen. Aus den *Annal. de Chimie*, T. XXXVIII. 3) *Felix über die, in Griechenland gewöhnliche Weise,* baum-

baumwollen Garn türkiſch roth zu färben, *nebſt den darüber erſtatteten Berichten der Bürger Darcet*, *Desmareſt und Chaptal.* Im Auszuge aus den *Annal. de Chim.* 4) *Zuſtand der Chemie am Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts; verglichen mit ihrem Zuſtande am Ende des achtzehnten Jahrhunderts.* Vom Hofr. *Gmelin* in Göttingen. Aus *v. Crell's Annal.* 1801. St. I. S. 3. 5) *Ueber das Glas des Spiesglanzes*, *in Rückſicht auf die bisherige ſehr fehlerhafte Bereitung des Brechweinſteins.* Von *Vauquelin.* Nebſt *v. Crell's* Anmerkungen aus deſſen *Annalen* 1801. St. 1. S. 63.

PHILOLOGIE.

London, b. Phillips: *Piēn (of lateral) Hōe (lines) Yĕ (an Interpretation) or An explanation of the Elementary Characters of the Chineſe with an Analyſis of their ancient Symbols and Hieroglyphics.* By *Joſeph Hager*, D. D. 1801. 76 und 44 S. Fol. (14 Rthlr. 12 gr.)

Der ſprachkundige Hr. *Hager*, welcher den Umfang und die Gründlichkeit ſeiner Kenntniſſe ſchon durch Verbeſſerungen des Vergleichungswörterbuches von Pallas und Entlarvung der Vella'ſchen Betrügerey mit den arabiſchen Handſchriften zu Palermo bewieſen hat, tritt hier in einem ganz neuen Fache auf. Nach vorläufigen Nachrichten ward das Werk bald für eine chineſiſche Sprachlehre und bald wieder für ein Wörterbuch ausgegeben. In der That aber iſt es nur Vorläufer dazu, eine Abhandlung, dergleichen Deutſchland ohne das ſchöne Papier und den übergroſsen Druck auf wenigen Bogen für ſo viel Groſchen, als jene Thaler koſtet, zu erhalten gewohnt iſt.

Die Vorrede, welche den gröſsern Theil und das eigenthümliche der gelehrten Unterſuchung des Vfs. ausmacht, ſoll eine Erklärung von dem Urſprung der chineſiſchen Schriftzüge enthalten. Dazu aber geht er von dem Kaiſer Fohi, und den ganzen und gebrochenen Strichen im Buche Yeking aus, ſpricht von den acht Grundſtoffen, dem Rechenbret, den Pythagoriſchen Zahlengeheimniſſen, der Uebereinkunft der ſieben Wochentage u. dgl. Seine Abweichung von dem Wege der ächten Sprachvergleichung geht hier ſo weit, daſs er das chineſiche Zahlwort yĕ eins mit dem Römiſchen I, und fünf mit dem V und xĕ (ſche) zehn mit dem X und Griechiſchen Ξ 1 für verwandt und einerley hält. Darauf folgt eine Menge alter Schriftzüge aus einer Sammlung des Kaiſer Kienlong und einem von Hn. Titſingh aus Japan mitgebrachten Buche, welche Drachen, Schlangen, Kornähren, Regenbogen, Armbändern und Weiberkopfputz gleichen, die er aber ſelbſt nicht für zuverläſſig ächt hält. Nur erſt um die Mitte der ganzen Abhandlung berührt er kürzlich mit wenigen Beyſpielen den ſchon von *Kircher* verſuchten richtigen Weg der Erklärung des Urſprungs aus grober Bilderſchrift, welche allmählig durch Kunſt, Bequemlichkeit und Abkürzung verändert worden. Auch erzählt er die eingebildeten Vergleichungen von *Kircher*, *Hyde*, *Needham* und *Deguignes* mit den ägyptiſchen Hieroglyphen, von *Raſpe* mit den altperſiſchen Keilſchriften, von *Vallancey* mit den Irrländiſchen Oghams oder Geheimſchriften, von *Clavigero* mit den mexicaniſchen Bilderſchriften und von *Meiners* mit den in Sibirien am Irtiſch gefundenen Felſenſchriften beym *Strahlenberg*, den er aber mit *Spangenberg* verwechſelt. Ferner ſpricht er von dem Unterſchied der neuen und alten, beſonders auch in Siegeln verzogenen Schriftzeichen, ihrer groſsen Anzahl, die auf 80,000 angegeben wird, davon aber 9 bis 10,000 hinreichen, alle Bücher zu verſtehen und eine gelehrte Würde zu erlangen, indem es ſo viel gleichbedeutende giebt, daſs *Parennin* für Alter und ein anderer zu einem Glückwunſch für Glückſeligkeit 100 geſammelt hat. In Abſicht der Sprache wird auch hier das gemeine Vorurtheil aufgeſtellt, daſs ſie nur 350 einſylbige Wörter habe, zu deren Unterſcheidung in der Ausſprache und Bedeutung *Pantoja* fünf Tonzeichen erfunden habe, welche durch Muſiknoten erklärt und noch durch beygefügte Punkte und Hauchzeichen vervielfältiget ſind. Hievon iſt doch manches ſchon von *Bayern* widerlegt und berichtiget, beſonders aber muſs die gröſsere Anzahl und Mehrſylbigkeit der Wörter in den Beugungen ſowohl als Zuſammenſetzungen jedem unbefangenen Forſcher einleuchten. Eben ſo allgemein und oberflächlich urtheilt der Vf. über die Zuſammenſtellung der Zeichen in ſenkrechte Zeilen von oben herunter, und ihren Gebrauch zur allgemeinen Sprache, ferner über die Verwandtſchaft der chineſiſchen Sprache mit der in Tibet und Tunkin und ihre gänzliche Verſchiedenheit von der Japaniſchen, welche eine weit gröſsere Menge Wörter auch vielſylbige, und Beugungen der Nenn. und Zeitwörter habe, welche doch in den chineſiſchen Sprachlehren von *Bayer* und *Tourmont* ebenfalls klar vor Augen liegen. Neben den chineſiſchen Schriftzeichen werden noch eigene Buchſtaben oder Sylbenſchriften in Corea, Tunkin und Japan, auch zu Bezeichnung der Ausſprache ſelbſt in China gebraucht. Dieſes iſt, wie der Vf. bemerkt, ein deutliches Beyſpiel des natürlichen Fortganges von der Zeichen - zur Buchſtabenſchrift, welches er aber doch näher ins Licht zu ſetzen ganz verabſäumt hat. Zuletzt kommt er endlich auf den Hauptgegenſtand des Werks, nämlich die bey den Chineſen ſogenannten Pú, Richterſtühle, Schlüſſel d. i. einfachen Grund - oder Wurzelzeichen, aus welchen alle übrige zuſammengeſetzt werden. Ueber dieſe macht er zuvörderſt allgemeine Bemerkungen in Abſicht des Urſprungs, der Uebereinkunft, Anzahl und willkürlichen Verbindung der Züge, welche ſehr von richtiger Beurtheilung, Scharfſinn und eindringendem Kunſtrichterblick zeugen. Gleichwohl aber folget er in Aufſtellung des Verzeichniſſes der Grundzeichen, ſelbſt blos der Leitung eines Chineſen Múy — yn in ſeinem Wörterbuche Cú — iúy (Sammlung der Schriftzeichen), welches unter der Regierung

rung des Kaisers Kaamhii gedruckt und in *Fourmonts* Verzeichnifs zuerst aufgeführt ist. Danach sind nun der Grundzeichen überhaupt 214 nach der Anzahl der Striche in 17 Classen, z. B. 6 von einem, 23 von 2, 34 von 4, 9 von 8, 1 von 15 Strichen angenommen, deren jedes denn durch das beygesetzte chinesische Wort nach der portugiesischen Schreibart und eine englische Uebersetzung ganz kurz und einfach erklärt wird. Es läfst sich also davon weiter gar kein Gebrauch machen, als um die eine Lehrart kennen zu lernen, welche aber nur ganz willkürlich und in mancher Absicht sehr fehlerhaft ist. Denn so nehmen z. B. andere chinesische Sprachlehrer, welchen *Bayer* in seinem kleinen Wörterbuche gefolgt ist, gleich in der ersten Classe 9 einfache Grundzüge an, in der zweyten 37, in der achten 25, in der funfzehnten 3 Hauptschriftzeichen, deren Ordnung auch nicht mit jener übereinstimmt. Vornämlich aber sind unter diesen sogenannten Pú manche einander vollkommen gleich und doch von ganz verschiedener Bedeutung, wovon der Vf. selbst Beyspiele giebt, und viele augenscheinlich schon aus mehrern Schriftzeichen zusammengesetzt. Auch zählen die Chineser, weil sie mit dem Pinsel schreiben, zwey Striche, die einen Winkel ausmachen, oft nur für einen. Dieses alles macht denn natürlich sehr grosse Schwierigkeiten bey Aufsuchung der Schriftzeichen in ihren Wörterbüchern, wenn man auch die grosse Anzahl vorgeblicher Grundzüge, auf welche sie die andern nicht nach dem wahren Ursprung, sondern blofs zufälliger Aehnlichkeit zurückgeführt haben, dem Gedächtnifs eingeprägt hat, welches gleichwohl schon eiserne Mühe erfodert. Daher wäre es nun wohl am besten, dafs unsere Gelehrten ihre Lehrart lieber ganz verlassen und die Schriftzeichen in dem Wörterbuch nach der Entstehung aus einfachen, geraden, senkrechten und rechts oder links schiefen Zügen mit weniger oder mehrern Ansätzen und Zusammenfügungen deutlicher und leichter ordnen möchten; dieses versuchte schon *Müller*, *Bayer* wünschte und lobte es auch und der Vf. giebt ihm Beyfall. Wie kann er es denn also darum für unnütz oder unmöglich halten, weil die chinesische Sprache selbst und ihre Wörterbücher unverändert bleiben? Möchte er doch vielmehr bey der ihm in Paris zu Theil gewordenen so vorzüglichen Unterstützung den Entwurf ausführen, und dadurch sein Wörterbuch vollkommener als die bisherigen darstellen!

Schleswig und Kopenhagen, b. Röhfs u. Brummer: *Neues Dänisch-Deutsches Wörterbuch zum Gebrauch für Deutsche*, welche diese Sprache erlernen wollen, samt einer kurzgefafsten *dänischen Sprachlehre* für die Anfänger, von *G. H. Müller*. *Erster Band.*: 1800. 592 S. und 1 Bog. *Zweyter Band.* 644 S. gr. 8. (3 Rthlr. 12 gr.)

Mit Ueberzeugung kann Rec. dieses Wörterbuch allen Deutschen empfehlen, die es der Mühe werth halten, die wahrhaft schöne dänische Sprache, und die vielfachen Geisteswerke der Dänen, bey welchen die Morgenröthe des Geschmacks und Genie's etwas weiter als angebrochen ist, sich bekannt zu machen. Elend mufste sich bisher der entfernte Deutsche, wenn ihm nicht *Aphelen's Wörterbuch*, das längst in Buchläden nicht mehr zu haben war, zu Gebote stand, mit dem kleinen Wörterbuche zu Langens Chrestomathie, mit den beiden Heften A. und B. (mehr als diese erhielt wenigstens Rec. nicht) des schätzbaren Anfangs eines Etymologicons von Prof. *Ehlert*, und mit dem dänisch-lateinischen Theile von dem lateinischen Lexicon des Prof. *Baden* behelfen: denn *Reisler's* dänisch-deutsches Handlexicon. Kopenh. 1799. gr. 8. scheint nicht in den deutschen Buchhandel gekommen zu seyn. Hn. *Müllers Wörterbuch* hilft auf einmal diesem langgefühlten Bedürfnifs ab, und ist besonders in den jetzt gebräuchlichen Redensarten und Bedeutungen sehr reichhaltig. Ohne eine genaue Abzählung, welches kein Vernünftiger dem Rec. zumuthen wird, vorgenommen zu haben, glaubt Rec. doch nach der geringen angestellten Vergleichung, dafs es von dem Vf. nichts weniger als eine Rodomontade ist, wenn er behauptet, er habe *mehrere tausend Wörter* in die Sammlung *Aphelen's*, den er zum Grunde legt, und *Baden's*, welchem er in der Rechtschreibung folgt, eingeschaltet. Ja, Rec. hat gefunden, dafs diefs nicht blofs mit den Wörtern selbst, sondern auch mit der nähern und vielfältigeren Bestimmung ihrer Bedeutung und Beyspielen ihres Gebrauchs geschehen ist. Unter solchen Umständen wäre es unbillig, dem Vf. es zum Vorwurf anzurechnen, dafs sein Werk noch gleichwohl auf Vollständigkeit keinen Anspruch zu machen habe. Genug, wer die neuesten Geisteswerke der Dänen zu lesen wünscht, wird sich in diesem Wörterbuche selten verlassen sehen. Mehr also, um zu beweisen, dafs der Rec. sich Mühe gegeben hat, die Reichhaltigkeit dieses Wörterbuchs, den Werth der angegebenen Bedeutungen und seine Brauchbarkeit überhaupt zu prüfen, fügt Rec. zum Schlusse noch einige Ausstellungen bey, die ihm bey der Lectüre verschiedener Schriften aufgestofsen sind. S. 33 fehlt *Aaring*, annona. S. 34 das oft schwer zu gebende *ad*, S. 39 *af og til* von — an bis — S. 40 *afböde for*, ausspariren. 43. *aflive sig*, sich entleiben. 47. *afslake en Fiende*, einen Feind zurückschlagen. 53. *Alster*, ein Rindvieh. Ebend. bey *Alt* fehlen die Ausdrücke *i alt*, *alt i alt*, *alt saa* u. s. w. 62. *Arvöl* Leichtrunk. 70. *Barnagtighed*, heifst nicht Kindheit, sondern eine *Kinderey*. 164. *Dysse*, dasselbe, was *Dynge*. 185. *Fader*- oder *Farfader*, Grofsvater. 188. *Faetalien*, Victualien, vorzüglich Vorrath an Schlachtvieh. 196. *Feiltagelse*, Mifsgriff, Versehen. 193. *Fiære*, illuvies, ein von der Fluth überschwemmtes Land. 214. *Folkefaerd* hat auch die Bedeutung *Volksstamm*, *Volksart*. S. 257. fehlt *fravise*, abweisen u. s. w. S. 304. *grangivelig*, deutlich. 309. *Grundt* (z. B. Haveler gr.) seicht. 317. *Handfaestning*, Handtreue. 322. *Haendig*, gewiegt. 395. *ihielstange*, zu Tode stofsen, und *ihielsvelte* soviel als *ihielsulte*, welches

ches angeführt ist. S. 381. fehlt *hvorom* ganz, also auch die für Deutsche sehr schwer verstehbare Redensart: *hvorom altinger*, wie es aber auch immer sey. S. 422. *i veiret*, in die Höhe, in die Luft. S. 485. das zusammengesetzte *laenge siden*, seit langer Zeit, lange her etc. S. 520. *Luse-sot* eben so viel als *Luse syege*. II. Th. S. 5. fehlt *Naeringsveie*, Nahrungsweg, Nahrungszweig. S. 115. *pinsom*, peinvoll. S. 170. *reevise*, gerecht u. s. w. S. 259. *Skjaels Aar*. — Noch bemerkt Rec., dass der Anfang des Etymol. Wörterb. von *Ehlert* dem Vf. des gegenwärtigen gar nicht bekannt zu seyn scheint; denn bloss in den Buchstaben *A.* u. *B.* befinden sich eine ziemliche Anzahl Wörter und Redensarten, die hier nicht aufgenommen sind, und doch noch keineswegs unter die obsoleten gehören. Von dem voran geschickten kurzen grammatischen Unterricht für Anfänger, der die ersten 30 Seiten einnimmt, ist wenig zu sagen. Für diejenigen, die *Lange's Ekkards*, und welche die vorzüglichsten Stellen unter allen dänischen Sprachlehren für Deutsche einnehmen, *Tode's Anweisungen*, und *Abrahamson's* verbesserten *Lange* nicht kennen oder besitzen, mag immerhin diese kurze Anleitung von Nutzen und Interesse seyn, und Rec. will ihr also auch ihren relativen Werth keineswegs streitig machen.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Barth: *Neues Lesebuch zur leichtern Erlernung der griechischen Sprache*, von *Ch. Stolzenburg*, Rector in Anclam. Mit Anwendung der Hemsterhuys-Valkenär-Lenneppischen Grundsätze und einem vollständigen Wortregister nach der neuen Theorie der griechischen Conjugation eingerichtet. *Erste Abtheilung*. 1800. (Vorrede, Text und Wortregister, jedes mit neuen Seitenzahlen; zusammen 9 Bogen.) gr. 8. (9 gr.)

Das Buch verdient vor anderen dieser Art eine Empfehlung. Noch in keinem Lesebuch für Anfänger ist die Anwendung der neuen Theorie von dem griechischen Verbum so praktisch gezeigt worden, als hier. Indess hat der Vf. in dem erklärenden Wortregister, welches nicht alphabetisch, sondern den einzelnen Stücken der Sammlung angepasst ist, die neue Derivationstheorie so befolgt, dass nicht nur die Freunde der neuen, sondern auch die Anhänger der alten Methode davon Gebrauch machen können. Den zu veralteten Formen, als λήβω, λήβω, λεβέω, λήφθέω, λήφθημι, ist immer auch die übliche, als λαμβάνω, hinzugefügt worden, so, dass mithin auch von dieser die Tempora nach der alten Methode abgeleitet werden können. Die ausgewählten Stücke dieser ersten Abtheilung, welche der Herausgeb. alle selbst bis auf einige aus *Hörstel's* griechischem grammatischen Lesebuch entlehnte Sentenzen aus griechischen Schriftstellern gezogen hat, haben Interesse und Nutzen für die Anfänger. Eine gut gefasste Uebersicht des griechischen Verbi macht den Beschluss. Die zweyte Abtheilung aber soll eine möglichst zusammenhängende Geschichte der Griechen, nach Herodot, nebst Scenen und Gemälden aus Homer, und Unterhaltungen aus Xenophon enthalten.

* * *

Weimar, b. den Gebrüdern Gädicke: *Reisen und Abentheuer Rolando's und seiner Gefährten*. Ein Robinson für Kinder zur Erlernung geographischer und naturhistorischer Vorkenntnisse. Nach dem Französischen des *Jauffret*. Viertes Heft von S. 491 — 658. 1802. 8. (12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1802. N. 39.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Leipzig*, b. Barth: *Todesfeyer des verewigten Hn. Geh. Kriegsraths Müller in der Rathsschule zu Leipzig*, am 8. März 1801. Nebst einem Auszuge aus einer bey diesem Todesfalle von dem Hn. Domherrn D. *Rosenmüller* in der Thomaskirche gehaltenen Predigt. 1801. 46 S. gr. 8. (4 gr.) Diese Todesfeyer war würdig des Verewigten, würdig der Lehrer an einer so wohl eingerichteten Schule, welche jenem ihre Gründung und zum Theil auch ihren seitherigen Flor verdankt. In einer kurzen, aber herzlichen *Einleitungsrede* bereitete Hr. Director *Plato* auf die lehrreiche religiöse Unterredung vor, welche Hr. Vicedirector *Dolz* darauf folgen liess. Diese *Katechisation* über Sp. Sal. X. 7., nebst einem passenden Prolog und Epilog, ist unstreitig das Schönste und Ausgearbeitetste in dieser kleinen Sammlung. Am Ende ist noch ein *Gebet* beygefügt, von Hn. M. *Döring* gesprochen, und ein Auszug und Schluss der von dem würdigen *Rosenmüller* am Sonntage Reminiscere 1801 gehaltenen Predigt, worin mit warmem, gefühlvollem Herzen von einem Freunde der Charakter des Verewigten und seine Verdienste um Leipzig kurz dargestellt werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 20. October 1802.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Chemnitz, b. Tasché: *Politisch-arithmetisches Jahrbuch, zur Geschichte des menschlichen Lebens und der Fortpflanzung der Menschen*, wie auch zur Erweiterung der Naturkunde, der Staatswirthschaft, der Geographie, der Geschichte und der Philosophie: besonders in Hinsicht auf das Kurfürstenthum Sachsen und seine Nebenländer. Von *Christ. Gotth. Fix.* 1. Th. 1. B. 1801. 247 S. 4. (20 gr.)

„Die Naturgeschichte des Menschen, heisst es im Vorbericht, hatte bekanntermaßen gar wenig nutzbares in den vormaligen Zeiten, aber in den neuern Zeiten sind wir mit uns vertrauter geworden. Denn nicht viel höher als etwa 100 Jahre datirt sich die Arithmetik des wahrscheinlichen Lebens des Menschen: sie hat aber ein sehr schnelles Wachsthum bekommen. Diese Arithmetik, die man von ihrem vornehmsten Endzwecke die politische genannt hat, liegt nicht nur auf den Gränzen der Naturkunde und der Staatswirthschaft, sondern ist auch eine Zierde der Geographie, der Geschichte und der Philosophie. Sie liefert theils wichtige Betrachtungen und Folgerungen, wenn man sie aus verschiedenen Kreisen, Aemtern und Städten nimmt, theils wird sie auch um so viel wichtiger, jemehr sie natürlich ist. Derowegen sind die Listen der Gebornen, der Konfirmirten und Kopulirten, besonders der Gestorbenen aus kleinen Städten und Dörfern immer die richtigsten, natürlichsten und wichtigsten. Alles lebt hier ländlich und arbeitet ländlich; alles ist hier, was Leben, Sterben und Fortpflanzung anbetrifft, gröſstentheils ein Werk der ungestörten Natur. Es geben aber auch dergleichen Listen aus grosen und Mittelstädten wichtige Betrachtungen und lehrreiche Folgerungen. Bey solchen *Betrachtungen* und daraus geleiteten Folgerungen müssen hauptsächlich dergleichen Listen von Lebenden und von den Familien, sonderlich aber der Hauptstuhl, oder der jedesmalige Hauptstamm aller Lebenden nach folgenden *drey Absichten betrachtet* werden: 1) wie ist eine gegebene Strecke Land bevölkert und besetzt? — Diess giebt denn Landlisten; eine Art Geographie des Staats. 2) Wie steht es mit den Heyrathen? Das giebt denn Ehelisten, durch welche alle übrige Listen der Gebornen, Heyrathenden, und Gestorbenen erst recht beweisend werden: und 3) womit beschäftigen sich die Glieder des Staats, und ist jeder Zweig der Beschäftigung der Natur, der Lage und den Absichten des Staats gemäss? Das giebt denn Standlisten, woraus die Erwerber des Staats oder die Nährstände und die Köstlinge zu ersehen sind."

Wir ersehen aus diesem Raisonnement, dass Hr. F. sich an einen Gegenstand gewagt hat, von dem er auch nicht einen richtigen und klaren Begriff hat; dass er unfähig ist, auch nur ein paar Begriffe an einander zu reihen; dass sein Vortrag höchst kläglich ist; und dass er zu den allerarmseligsten unserer statistischen Rechenmeister gehört; was denn doch fürwahr nicht wenig sagen will. Die ganze, anderthalb Bogen lange Vorrede enthält zu diesem Urtheil fast so viele Belege als Zeilen. — Sollte man glauben, dass man noch in unsern Zeiten über die Diener des Staats das niederschreiben könnte, was wir S. 5. lesen. „Die sogenannten Köstlinge, heisst es da, sind den Nährständen entgegengesetzt: sie beschweren die Nährstände allemal, sobald der Staat über das, was derselbe leiden kann, vermehrt wird. (?) Denn jede neue Bedienung in einem Lande legt gewisse Procente dem Ackerbau und dem Kunstfleisse auf. Besoldet der Staat den neuen Bedienten hinreichend: so leidet der öffentliche Schatz Abgang; besoldet er ihn nicht hinlänglich: so muss der Bediente sich Mittel schaffen und der Staat zu Sporteln und Erpressungen durch die Finger sehen." Man sieht wohl, was Hr. F. hier durch einander warf. Er hat von einem Verhältnisse der Dienerschaft zu der productiven Classe gehört, und nun muss mit jeder neuen Bedienung Raub und Ungerechtigkeit im Lande zunehmen, oder der Staat dem Verarmen näher gebracht werden. — „Da in Sachsen und auch in andern Ländern zweckmässige Listen der Gebornen, der Konfirmirten, Kopulirten und Gestorbenen *für die Kirchenbücher* gemessenst *angeordnet* worden sind: so sollen dieselben auch — in diesem Jahrbuche zum Grunde gelegt und daraus Bemerkungen und Folgerungen hergeleitet werden!" Bey den Gestorbenen will Hr. F. auch mitunter „die Krankheiten beyfügen, woran der Kranke gestorben ist, weil dergleichen Krankheitsanzeigen für die Aerzte das ist, was die politische Arithmetik für den Staat ist." Von den Verzeichnissen der Kommunikanten verspricht er der politischen Arithmetik eben nicht gar viel: „Diese Verzeichnisse, sagt er, sind nicht allemal von reichhaltigen und richtigen Bemerkungen, weil sie zu schwankend sind, und mehr moralische als physische Anzeigen geben." Desto reichhaltiger aber an Folgerungen und Bemerkungen sollen die Listen von den stehenden Familien, ihren Gewerben und Nahrungszweigen seyn. „Der Nutzen, den diese für den Staat haben, ist, 1) gehen sie

ſie in gewiſſer Abſicht mit den Ehen auf und ab; 2) aber, jemehr Familien und je kleiner ſie ſind, deſto mehr, oder doch deſto beſſer vertheilte Nahrung iſt an einem Orte; und wenn die Zahl der Perſonen, ſo zu jeder Familie gehören, ſteigt: ſo iſt entweder eine Ungleichheit in Vertheilung der Nahrungsarten entſtanden, oder es hat auch der — Luxus zugenommen, — ein Punkt, den der Staat nie aus den Augen laſſen muſs: endlich 3) kann auch der Staat aus der Zählung der Familien ſeinen innern Gehalt und ſeine Stärke genau erkennen." Die Liſten der Kopulirten ſollen auch benutzt werden, um das Maaſs der Fruchtbarkeit und der Keuſchheit an's Licht zu bringen; und dabey ſoll Rückſicht auf die Frage genommen werden: warum eine gleiche Anzahl Ehen weniger Fruchtbarkeit an dem einen, als an einem andern Orte giebt. Bisweilen, verſichert Hr. *F.* liege hier der Grund in dem langen Säugen der Kinder, beſonders auf dem Lande; (alſo wären dann die Ehen auf dem Lande weniger fruchtbar?) bisweilen komme es daher, daſs die Wittwen ſehr leicht wiederum einen Gatten fänden, aber gleichwohl durch ihre Heyrathen das Maaſs der Fruchtbarkeit verminderten. — Es wäre alſo wohl den Wittwen zu verbieten, zur zweyten Ehe zu ſchreiten? und ſo hätte das Verbrennen der Weiber der Braminen mit ihren verſtorbenen Männern denn doch auch ſeine gute Seite. Die ſchreckliche Behauptung des Troſſes unſerer Statiſtiker und Politiker, daſs alle die Kinder, die vor Erreichung des Alters dahin ſterben, in dem der Menſch zu produciren anfängt, nichts der Welt nützten, wird auch von Hn. *F.* wiederholt. „Die Liſten der Konfirmirten, ſagt er, zeigen die Früchte oder die Aerndte des Staats; denn nicht, wie viel aufgeht, ſondern wie viel zur Vollkommenheit gelangt, kömmt dem Staate zu Gute: alles andere iſt ſammt den Koſten für den Staat verloren." Schade, daſs man es den neugeborenen Kindern nicht immer anſehen kann, ob ſie das 15te Jahr erreichen werden oder nicht. Wäre dieſs: ſo würde offenbar das Wohl des Staats fodern, daſs man allen den Kindern, die nicht bis zur Konfirmation kommen würden, gleich nach ihrer Erſcheinung die Hälſe umdrehete: ein Verfahren, für das ſich noch obendrein das vorleuchtende Beyſpiel eines hochberühmten Geſetzgebers und eines eben ſo ſehr verehrten Volks, das des Lykurg und der Spartaner, anführen lieſse. Hoffnung haben wir allerdings, den frühen oder ſpäten Tod eines Neugebornen mit der Zeit durch Hülfe unſerer politiſchen Arithmetik herauszubringen. Hr. *F.* hat zu dem Ende ſchon Hand angelegt. Er lebt der Hoffnung, durch Sterbeliſten einſt darzuthun, daſs die Sage des gemeinen Mannes „die Männer würden ſehr alt, die ihren Müttern gleichen, nicht ohne allen Grund ſey." Hier und da hat man wirklich ſchon bemerken wollen, daſs die meiſten vom ſchönen Geſchlechte, die etwas hoch an Jahren ſind, einen kleinen Strich von männlichen Weſen an ſich hätten. Hr. *F.* ſchlieſst mit einer Ehrenerklärung der Frühlingsmonate, denen, beſonders dem ſogenannten Wonnemonate, unſere politiſchen Arithmetiker bekanntlich eben ſo unhold wie unſere Dichter hold ſind. „Bisweilen, ſagt er, haben unter den Frühlingsmonaten der März und April den Vortritt unter den Leichen, aber eben dieſe Frühlingsmonate ſind auch bisweilen die reichſten an — Zeugungen."

So viel über die erſte Hauptrubrik. Auch über die Beſchäftigungen der Menſchen ſoll dieſs Jahrbuch ſich verbreiten. Auf die möglichſte Vollkommenheit hat es Hr. *F.* hier angelegt. Selbſt der Vogelfang ſoll nicht vergeſſen werden; beſonders aber iſt ſeine Aufmerkſamkeit dem Kirchen- und Schulweſen gewidmet. Ob auſser dem Kirchhofe bey der Kirche noch ein beſonderer Gottesacker in der Parochie vorhanden ſey, das werden wir nicht nur nebſt vielen andern nichtswürdigen Dingen haarklein erfahren; ſondern auch Bemerkungen werden uns verſprochen über Glocken, *Seiger*, Schlaguhren, Orgel und Thürme. Namentlich und beſonders aber werden wir von den ſächſiſchen Ländern alles das erhalten, was nur immer einen Freund der Staatskunde, einen Rechtsgelehrten, einen Prediger, einen Kandidaten, einen Schullehrer, einen Oekonomen und einen Geſchäftsmann intereſſiren kann.

Doch wir müſſen endlich auf den Inhalt des Buchs kommen. I. Vorauf geht eine ſechs Bogen ſtarke Einleitung, „von dem Erdboden und den Erdbewohnern überhaupt." Die erſten Zeilen dieſer Einleitung entſprechen dem Vorberichte vollkommen. Dann aber erſcheint Hr. *F.* plötzlich, wie durch ein Wunder, ganz umgeſchaffen. Ein paar Züge von ſeiner Hand abgerechnet, die aber höchſtens ein Blatt einnehmen, iſt alles, was wir auf dieſen ſechs Bogen leſen, mit einer faſt beyſpiellosen Schamloſigkeit, Wort für Wort abgeſchrieben aus Gatterers kurzem Begriff der Geographie, zweyten Ausgabe Göttingen 1793. S. 1. bis 79. II. Von Kurſachſen, in drey Hauptſtücken. Das erſtere handelt nach einer kurzen hiſtoriſchen Einleitung von der Gröſse und Gränze des Landes, der Eintheilung deſſelben und der Volkszahl, von der Induſtrie und den Erzeugniſſen; von der Regierungsform und dem jetzigen Regenten; von der Kriegsmacht, den Staatseinkünften und Staatsſchulden; und von der Religion und den Sitten. Hier läuft alles bunt und wild durcheinander. Bey Angaben der Quellen und andern Kleinigkeiten dieſer Art hält Hr. *F.* ſich nicht auf. Er rafſt zuſammen, was er nur faſſen kann; reihet an einander, ſo wie es ihm unter die Hand kömmt; und zieht Schlüſſe und Folgerungen und ſtreuet Bemerkungen ein, daſs dem Leſer die Augen übergehen. — Das zweyte Hauptſtück handelt von dem Herzogthum Sachſen oder vom Kurkreiſe insbeſondere. Meiſt Topographie. Im dritten Hauptſtück iſt von den geiſtlichen Perſonen in den kurſächſiſchen Landen und deren Mortalität der Rede. Hr. *F.* nimmt 2500 Prediger in den kurſächſiſchen Landen an, und will, daſs von 72 einer ſterben ſoll. Nach den Dresdner Anzeigen ſtarben nun zwar in den 10 Jahren von 1780 bis 1789 überhaupt 232 Geiſtliche, alſo von faſt 80 nur

nur einer. Aber Hr. *F.* weiss sich zu helfen. „Hieraus sagt er, lässt sich gleich abnehmen, dass jene Anzeigen nicht ausreichend sind; denn so gering ist die Mortalität unter den Geistlichen nicht, da Ursachen genug vorhanden sind, welche das Lebensalter derselben verkürzen können; ja man findet vielleicht, im Ganzen genommen, wenig Geistliche, die über 50, allerhöchstens über 60 Jahr alt sind. Da nach Süssmilch auf dem Lande von 42 und 43 einer stirbt, in gemischten Jahren aber von 38 und 39 einer: so könnte man wohl annehmen, dass von 50 Landgeistlichen einer, und in Städten von 40 einer stirbt." Unter den Bemerkungen, welche Hr. *F.* hier seinen Lesern mittheilt, stehen auch diese: dass in protestantischen Ländern durch den geistlichen Stand der grosse Schade für die Bevölkerung nicht zu befürchten ist, der in katholischen statt findet; dass sich auch aus solchen Verzeichnissen die geistigen Kräfte der Geistlichen und der daraus für den Staat erwachsende Vortheil berechnen lasse; und dass man auch hier im Allgemeinen von Kursachsen rühmen müsse, dass es nicht an Geistlichen fehlt, die ihrem Stande Ehre bringen, und ihren Mitbürgern unbezweifelte Vortheile, so wie sich selbst unsterblichen Ruhm erwerben. Das vierte Hauptstück liefert eine tabellarische Uebersicht der Prediger- und Schullehrer Einkünfte in einigen Diöcesen des Oberkonsistorialsprengels vom Jahr 1744.

London, b. Ridgway: *Communications concerning the Agriculture and Commerce of America: containing Observations on the Commerce of Spain with her American Colonies in time of war.* Written by a Spanish Gentleman in Philadelphia this present year 1800. With sundry other papers concerning the Spanish interests. Edited in London, by *William Tatham.* 120 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Nach einer kurzen Einleitung des Herausg. mit einem Seitenblick zur Anklage der englischen Staatswirthschaft ist die Verordnung des spanischen Hofes vom 20ten April 1799 abgedruckt, wodurch die seit dem 18ten November 1797 zugelassenen neutralen Schiffe von den Häfen des spanischen Amerika wieder ausgeschlossen sind. Die Bemerkungen darüber gehen hauptsächlich dahin zu zeigen, dass nach dem Verfall der innern Macht und Grösse Spaniens der auf Cadiz eingeschränkte Alleinhandel nach den amerikanischen Colonien ihrem Emporkommen äusserst nachtheilig war, und nur der Schleichhandel der Franzosen und Engländer aus ihren westindischen Besitzungen dahin sie einigermassen erhielt, bis Carl III. 1778 den Handel frey gab, und sich dadurch selbst in Cadiz der Handel so ansehnlich hob, dass bey verminderten Abgaben statt anderthalb Millionen Piaster über vier einkamen, auch überdiess *Barcelona, Alicante, Malaga, Coruña* und *Santander* viel gewannen. Das übrige ist eine mehr wort als lehrreiche Anwendung des Smithischen Satzes von der Grundlage zum Wohlstand der Völker in blühender Landwirthschaft, gleicher Begünstigung aller Gewerbe, und Freyheit des Handels, auf Spanien und seine Colonien, nach dem Beyspiel Englands und Frankreichs, welches auch nach einer genauen Berechnung die Einfuhr an Kaffee, Baumwolle, Indig und Zucker aus seinen westindischen Inseln durch Freyheit von 1783 bis 1790 von 116 bis auf 227 Millionen vermehrt hat. Der Mangel an europäischen Bedürfnissen und Absatz der einheimischen Producte in der *Havana* und *Caracas* machte dort schon vor der allgemeinen Erlaubniss die Zulassung fremder Schiffe nothwendig, und dadurch nahmen sich die Pflanzungen wieder auf. Mit Grunde schliesst daher der Vf., dass die neue Verordnung in *Mexico, Peru, Chili* und *Buenos Ayres* bey der geringen Zufuhr aus Spanien und Wegnahme des grössten Theils derselben von englischen Kriegesschiffen und Capern, nothwendig eine schädliche Stockung und vermehrten Schleichhandel unter dem Schutz der Kriegsschiffe, in Spanien aber Theurung der westindischen Waaren und den Stillstand mancher Fabriken, und für die Schatzkammer einen Ausfall von 10 bis 12 Millionen Piaster nach sich ziehen müsse, welches alles durch Anführung besonderer Fälle und Berechnungen, auch ähnliche Beyspiele in andern Ländern bestätigt wird.

Anhangsweise folgen noch einige für die Staats- und Länderkunde wichtige Nachrichten: 1) von dem Lande *Ouachita*, welches dem *Mississippi* gegen Westen vom 33ten bis 77ten Grad N. B. liegt, in der Breite aber kaum 40 englische Meilen beträgt. Es hat überhaupt mässige Witterung, gesunde Luft, und viel Wiesen, auch ist es fruchtbar an Mais, Reiss, Getreide, Flachs, Hanf, sehr gutem Tabak, Indig, Wein, Baumwolle, Eichen, Oel-Maulbeer- welschen Nuss u. a. Bäumen. Von Thieren hat es Tiger, Wölfe, Katzen, Büffel, Hirsche, Rehe, Kaninchen, Truthühner, Gänse, Enten, Fasanen, Rebhühner und wilde Tauben, und in dem Fluss Störe, Karpfen, Aale, Barsche, Hechte. Auch finden sich Anbrüche von Silber, Kupfer, Bley, Eisen, Vitriol, Alaun, Schwefel, ferner schöne Krystalle, Kalksteine, Töpferthon, Steinkohlen und Salz. Ein französischer Emigrant *de Maison* hat aus Amerika 30 Familien den Ohio hinunter geführt, welche sich 1795 unter vortheilhaften Bedingungen da niedergelassen haben, und 900 deutsche Nachfolger hoffen. 2) Von der *Havannar* 794. Es waren darin 257,000 freye Einwohner und 405,000 Sklaven, und die Ausfuhr betrug 98,000 Fass Zucker von 4 bis 5 Ctr., 100,000 Ballen Leder, 80,000 Ctr. Schnupf- und 20,000 Blättertabak, 9000 Ctr. Kaffee, 6000 Ctr. Wachs, und 1500 Ctr. Baumwolle, 500 Oxhoft Balsam, 60,000 O. Syrup, und 10,000 Rum. Das königliche Einkommen war 5 Millionen Piaster, welches aber zum Sold der Truppen und Beamten nicht hinreichte. 3) Von *Caracas, Terrafirma* und *Venezuela.* Die Bevölkerung ward 1789 auf 237,000 Freye und 163,000 Sklaven geschätzt, bis 1794 aber war sie durch Eroberung gegen

gen die Indianer auf 300,000 Freye und 250,000 Sklaven gestiegen, 135,000 Indianer waren der Regierung unterthan, die Freyen in den grossen Wüsten aber ungerechnet. Es wurden 13,000 Ctr. Zucker gewonnen und im Lande verbraucht, ausgeführt aber 80,000 Cacao, 3000 Baumwolle, 7000 Kaffee, 25,000 Schnupftobak, 150,000 Leder, 18,000 guter und 12,000 schlechter Indigo, vor dem Kriege auch 25 bis 30,000 Pferde. 4) Berechnung der Foderungen der amerikanischen Staaten nach dem 21sten Artikel des Tractats mit Spanien. Sie betragen für 37 Schiffe 320,095 Dollars ohne 13 noch unbestimmte. 5) Betrag der Ausmünzung zu Mexico im Jahr 1795 nach Monaten. Sie beträgt 644,552 Piaster in Golde, und 23,948,929 in Silber.

Leipzig, b. Doll: *Blumen des Guten, Schönen und Wahren.* Eine Auswahl der schönsten Stellen aus den neuesten Werken unserer vorzüglichsten Schriftsteller. 1802. 8. (18 gr.)

Was der Sammler sich unter *Blumen des Guten*, in der Verbindung mit den Blumen des Schönen und des Wahren, denken mag, läfst sich nicht einsehen. Eine Stelle, ein Satz, eine Periode aus einer Schrift kann ausserdem, dass sie logisch und grammatisch richtig ist, nur noch schön und wahr seyn. Die Eigenschaft der Güte kann nur dem Willen, der moralischen Denkart, aber keiner Stelle beygelegt werden, wenn sie auch ein praktisches Erkenntniss ausdrückt. Die Sammlung selbst ist aus einer grossen Menge poetischer und prosaischer neuer deutscher Originalschriften gezogen; dass es aber gerade die *schönsten* Stellen sind, die der Sammler aus diesen Schriftstellern, von welchen hier mehr als 40 genannt werden, aufgegriffen haben will, läfst sich leichter sagen, als beweisen. Wenigstens kommen mehrere Stellen vor, die wir Bedenken finden würden, in eine Sammlung auserlesener, schöner und gehaltreicher Stellen aufzunehmen; z. B.

„Geht, *welchen Weg ihr wollet,*
Nur nicht mit Sauss und Brauss!
Wer fein bedächtig *trollet,*
Hält desto länger aus.
Die allzu raschen Läufer
Verfolgt *mit grossem Eifer*
Der alte *Sensenschleifer,*
Und mäht sie ab, wie Gras.

Langbein."

Oder: „Kehre um, junger Leser, wenn du auf dem Irrwege stehst, welcher in die *Maulwurfsgänge* des Lasters hinabzieht, in eine *schwarze Höhle voll herunter tropfenden Gifts, voll zielender Schlangen und finsterer schwüler Dämpfe*; und *begebe* (begib) dich zurück auf die Sonnenbahn der Tugend, die in ein weites ruhiges Land voll Licht und Aernten und voll Engel bringt. — *Jean Paul.*" *Schiller* hat sicher selbst nie folgenden Vers unter seine bessern und gelungensten in dem Gesange *an die Freude* gerechnet:

Göttern kann man nicht vergelten,
Schön ists, ihnen gleich zu seyn.
Gram und Armuth soll sich melden,
Mit den Frohen sich erfreun.

Hr. *v. Kleist* hat wenigstens etwas sehr bekanntes in folgender Stelle gesagt, wenn er sie auch, woran wir doch sehr zweifeln, für eine seiner schönsten und vorzüglichsten gehalten haben sollte: „Ein jeder hat von Natur das Maass des Verstandes, das er haben soll. Die Erziehung kann die Verstandeskräfte, die in der Seele sind, entwickeln, aber die nicht hineinlegen, die nicht darin sind." Bey solchen Auszügen kömmt es aber freylich auf die Kenntnisse, Einsichten und den Geschmack des Sammlers an, was *er* für vorzüglich, neu und wichtig erkennt. Um bey Fertigung dieser Abschriften nicht bloss Hand und Feder zu bewegen, sondern sie doch auch einigermasen zweckmäsig zu machen, hat sie der Herausgeber unter folgende Ueberschriften geordnet: I. Gott und Religion. II. Tugend und Pflicht. III. Mensch und Menschheit. IV. Lebensphilosophie. V. Glückseligkeit. VI. Freundschaft. VII. Liebe. VIII. Ehe.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Altona*, b. Eckstorff jun.: *Das Königliche Stammhaus Oldenburg*, oder: *die Wahl Christians des Ersten.* Historisch-romantisches Schauspiel mit Gesang, in zwey Aufzügen von *Evers.* etc. 1801. 52 S. 8. (4 gr.) Diess zur Geburtsfeyer Sr. Maj. des Königs Christian VII. und des Kronprinzen Friederichs von Dänemark auf dem Nationaltheater zu Altona viermal aufgeführte Schauspiel zeichnet sich durch einen fliessenden Dialog, und kräftige Sprache aus. Dass *Freya*, die Schutzgöttin Nordens mit *Waldnymphen* erscheint, hinter einer Florgardine auf ihren Wink ein *indianisches Opferfest* sichtbar wird, und am Schlusse sich gar der *volle Prospect* von *Kronenburg* zeigt, mag die Zuschauer mehr ergötzt haben, als den Rec. — „Sich im *Sonnenstral* deiner „*Gute wärmen* — unsere *Vernunft* in einen *Maulwurfhügel* „*sperren* — ihre *schlechte bürgerliche Tugend erzeugt* dennoch „so gut *Bastarde* als euer Reichsadel" contrastirt sehr gegen den übrigen Ton. Vermuthlich *auf eurem Auftrage* (euren Auftrag) ist wohl ein Druckfehler? — Die eingestreuten Verse sind besonders gelungen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 20. October 1802.

KIRCHENGESCHICHTE.

ROTHENBURG ob der Tauber und HEILBRONN am Neckar, b. Class: *Geschichte der christlichen Religion, ihrer Entstehung, Verfälschung und Wiederherstellung*, von M. *Christian Friedrich Duttenhofer*, Senior des evangelischen Ministeriums zu Heilbronn. *Vierter Band.* 1802. XV u. 668 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Nichts anders als eine Fortsetzung des Werks, dessen drey erste Bände unter dem Titel: *Geschichte der Religionsschwärmereyen in der christlichen Kirche* 1796. 97 u. 99., herausgekommen und in der A. L. Z. 1800. N. 207. von einem andern Rec. angezeigt sind. Für die drey ersten Bände ist jetzt auch der veränderte dreyfache Titel beygelegt. Den Grund der Veränderung des Titels giebt der Vf. so an: „Je weiter ich in der Bearbeitung dieser Geschichte fortschreite, desto mehr erkenne ich die Wahrheit dessen, was gewisse Rec. daran auszusetzen fanden, dass nämlich eine solche einseitige Darstellung nicht allein der Wahrhaftigkeit und Unpartheylichkeit der Geschichte schade, sondern auch eine Menge Leser abschrecke, welche, selbst ohne genauere Kenntniss von der Geschichte des Christenthums zu haben, es doch unmöglich finden, dass das Christenthum so viele Jahrhunderte hindurch nicht seine guten und empfehlungswürdigen Seiten gehabt haben sollte. Da es nun mit dieser Geschichte gar nicht darauf abgesehen war, blofs allein die durch Schwärmerey erzeugten Meynungen und Gebräuche aus der Geschichte des Christenthums hervorzuheben, sondern die Veränderungen der christlichen Religion im eigentlichen Verstande historisch darzustellen: so entschloss ich mich, diesem Werke, das blofs allein durch die Einseitigkeit seiner Aufschrift so manches schiefe Urtheil veranlasst haben mag, einen andern schicklichen Namen zu geben." Eigentlich steht die Sache so. Der Vf. hatte in den ersten Bänden die *Geschichte der christlichen Religion* blofs als *Geschichte der Religionsschwärmereyen* behandelt. Er hatte die vielen wohlthätigen Folgen des Christenthums, selbst in Rücksicht der Aufklärung, verkannt, und statt ruhig, pragmatisch psychologisch zu erzählen, mehr geschimpft und gespottet. Er hatte nicht daran gedacht, dass auch die Verfälschungen und Missbräuche des Christenthums doch nicht alle blofs aus der Schwärmerey abgeleitet und nicht durchaus unter diesen Gesichtspunkt gebracht werden können. Er hatte einen Begriff von Schwärmerey aufgestellt, unter welchem, ohne dass er es bemerkte, selbst das ursprüngliche Christenthum, wie es in seinen heiligen Urkunden dargestellt ist, gebracht werden konnte, und doch ohne allen Erweis vorausgesetzt, dass das Christenthum ursprüglich reine ächte Vernunftreligion gewesen sey. Er hatte nicht bemerkt, dass das, was er Schwärmerey nennt, die Vorstellung von einer unmittelbaren göttlichen Inspiration, bey gewissen Menschen und unter gewissen Umständen, die einzig mögliche Form der Religion ist, und nicht nur unschädlich, sondern mit den vortrefflichsten moralisch religiösen Gesinnungen und Einsichten vergesellschaftet seyn kann, dass überhaupt die Religion, besonders als öffentliche und gesellschaftliche Religion, nothwendig mancherley verschiedene Formen und sinnliche Darstellungen annehmen muss, und dass sein Naturalismus nicht die einzig wahre und mögliche Form derselben ist. Keinem dieser Gebrechen des Werks ist durch die Veränderung des Titels abgeholfen worden, und der Grund der Vorwürfe, welche man den drey ersten Bänden gemacht hat, liegt gar nicht blofs in der Einseitigkeit der Aufschrift, sondern in der Einseitigkeit des Inhalts. Uebrigens muss man gestehen, dass der vierte Band weniger von diesen Gebrechen an sich trägt, und dass der Vf. das, was er in der Vorrede noch ausdrücklich vertheidigt, doch stillschweigend anerkannt zu haben scheint. Dieser Band umfasst den Zeitraum von 1100 bis 1500 und enthält 1) Geschichte der scholastischen und mystischen Theologie, des Predigtwesens und der wieder beginnenden Cultur des menschlichen Verstandes. 2) Geschichte des römischen Aberglaubens, des Sittenverfalls und des Inquisitionsgerichts. 3) Geschichte der Religionsschwärmerey bey den Kreuzzügen. 4) Geschichte der römischen Hierarchie und des Mönchswesens. 5) Geschichte der von der grofsen Kirche abweichenden, reformirenden Religionsparrheyen. Der Vf. hat auch hier, wie in den ersten Bänden, selten aus den Quellen selbst geschöpft. Er gesteht es jetzt selbst und entschuldigt es damit, dass er keine *gelehrte oder politische Kirchengeschichte*, sondern eine *Geschichte der christlichen Religion, als einer eigentlich gemeinen Volksreligion habe schreiben wollen.* Wir sehen nicht ein, warum zu dem letzten Zwecke nicht eben sowohl Quellenstudium erfodert werden sollte, als zu dem ersten, wiewohl wir dem Vf. bey seiner Absicht, ein gemeinnütziges Lesebuch der Kirchengeschichte zu schreiben, gern ein sorgfältiges und durchgängiges Quellenstudium erlassen. Bey der Geschichte der mystischen Theologie ist übrigens der

Vf., weil er sich hier von Hülfsmitteln beynahe ganz verlassen sah, zu den Quellen selbst, wenigstens zu den Werken der vornehmsten Mystiker, zurückgegangen. Er glaubt damit einige nicht ganz unbrauchbare Beyträge zu einer philosophischen Geschichte des Mysticismus, woran es uns noch fehlt, geliefert zu haben. Da dieser Abschnitt noch am ehesten auf Neuheit Anspruch machen kann, so wollen wir noch etwas dabey verweilen und ihn zugleich dazu gebrauchen, um auf die ganze Manier des Vfs. in der Bearbeitung der Kirchengeschichte, wie sie in diesem vierten Bande sichtbar wird, aufmerksam zu machen. Er fängt mit der Behauptung an, dass ob es gleich im Mittelalter keine finsterere und fanatischere Träumer als die Mystiker gegeben habe, doch bey ihnen noch am ehesten wahre Religion anzutreffen gewesen sey. Wie stimmt aber diess zu der Grundidee dieser Geschichte, dass der Glaube an unmittelbare göttliche Eingebung, die Quelle aller Entstellungen und Verfälschungen des Christenthums sey? Nachher setzt auch der Vf. die Mystiker so herab, dass er das Gute, was er vorher von ihnen gesagt hatte, so gut als wieder aufhebt. Statt feiner und treffender psychologischer Bemerkungen über den Mysticismus überhaupt und über das Charakteristische einzelner Mystiker insbesondere, findet man allgemeine, schwankende Declamationen, statt Humanität und Milde, Härte und Rauheit. Was er aus den Schriften der Mystiker beybringt, beruht offenbar mehr auf der Ansicht einzelner Stellen, als auf einem Studium ihrer Werke und einer Ergründung ihres psychologischen Charakters. Vom Verhältnisse des Mysticismus zur Moral sagt der Vf. manches Gute. Der Ton und Ausdruck des Vfs. aber ist oft niedrig, pöbelhaft, ganz unter der Würde der Geschichte. Folgende Beyspiele sind bloss aus seiner Geschichte der mystischen Theologie. S. 114. Der gute fromme Bernhard liess den himmlischen Seelenbräutigam so gerne zu der nach ihm verlangenden Seele kommen, liess ihn aber auch so gerne wieder entschlüpfen, als wie wenn er die blinde Kuh mit ihr spielen wollte! S. 118. Durch die mystische Brille gucken. S. 121. Den berühmtesten Theologen unserer protestantischen Kirche bis auf die zwey letzten Decennien des vergangenen Jahrhunderts war die mystische Kapuze noch tief bis über die Ohren herabgezogen. S. 131. Kauderwälsch. S. 132. Ohe! und: *Rusbroch* der arme Wicht. S. 149. Diesen halbscholastischen halb mystischen Schnickschnack. S. 181. in einen einsamen stillen Winkel des Hauses hinhucken. S 193. wieder Ohe! Eben so hat der Vf. die unschickliche Gewohnheit, oft mehr als ein Ausrufungs- oder Fragzeichen in den Text einzuflechten, um den hohen Grad seiner Verwunderung über die Dummheiten anderer an den Tag zu legen. Die *Geschichte der Kreuzzüge* behandelt er gleichfalls blos als Geschichte der Religionsschwärmerey. Ueberall sieht er auch hier nur Schwärmerey und keine andere Thätigkeit des menschlichen Gemüths wirken. Schwärmerey ist das Zauberwort, welches alle Räthsel auflöst. Von der Schwärmerey fliesst Alles aus, zu ihr geht Alles hin. Für die Züge von Erhabenheit, von Aufopferung, von Heroismus, von Kraft und Würde, welche die Geschichte der Kreuzzüge, ungeachtet der Irrthümer, die dabey zum Grunde lagen, in reichem Masse darbietet, hat dieser Geschichtschreiber der Schwärmereyen weder Sinn noch Gefühl. Wenn werden doch die Kirchenhistoriker unpartheyisch werden? Wenn werden sie aufhören, die Kirchengeschichte zum Kampfplatze der theologischen Polemik zu machen? Ob man sie gebraucht, um den Katholicismus, oder Lutheranismus, oder Calvinismus, oder einen kahlen und todten Naturalismus mit Rohheit und Heftigkeit zu vertheidigen, das ist am Ende ganz einerley, und dem Geiste und Zwecke einer dieses Namens würdigen Kirchengeschichte gleich zuwider. Berühmte Vorgänger, welche der Vf. in dieser Manier die Kirchengeschichte zu schreiben hat, können ihn nicht entschuldigen. Möchte er doch den edlen Geist *Mosheims* und seines Uebersetzers und Fortsetzers, des ehemaligen Heilbronnischen Lehrers, *Schlegels*, sich zum Muster genommen haben!

PHYSIK.

PARIS, b. Bernard: *Histoire du Galvanisme et Analyse des differens ouvrages publies sur cette decouverte, depuis son origine jusqu'a ce jour*, par *P. Sue aine*, Prof. et Bibliothecaire de l'école de Med. d. Paris etc. *T. I.* 335 S. *T. II.* 440 S. gr. 8. (2 Rthlr. 21 gr.)

Hr. S. gesteht sehr freymüthig, dass er bloss die in lateinischer und französischer Sprache geschriebenen Werke, deren er sich zu dieser Geschichte bediente, selbst gelesen habe, bey den andern aber, aus Mangel an hinlänglicher Sprachkenntniss, mit den in verschiedenen Journalen vorhandenen Auszügen zufrieden seyn musste. Wo er selbst gelesen und studiert hat, ist die sorgfältigste Genauigkeit und Deutlichkeit unverkennbar; bey den übrigen hat er seine Freunde und selbst fremde Gelehrte, welche in diesem Fache gearbeitet hatten, und nach Paris kamen z. B. Hn. *Volta* zu Rathe gezogen, damit es auch hier nicht an der erfoderlichen Vollkommenheit fehlen möchte. Den Ursprung des Galvanismus und die Arbeiten seines Erfinders sind aus *Alibert's* Lobschrift auf Galvani genommen. Die chronologische Ordnung ist zwar möglichst, aber doch aus triftigen angeführten Gründen nicht immer beobachtet worden. Das 1ste Kap. ist überschrieben: Ursprung des Galvanismus. Leben und Arbeiten Galvanis. Es wird hier bemerkt, dass *Lalande* der erste gewesen, der den Galvanismus in Frankreich bekannt gemacht habe, nämlich im *Journ. des Savans* Nov. 1792. Man liest aber bereits im *Journ. encycl*, No. VIII. 1786. von *Contugno*, dass ein Student der Medicin, der eine Maus, die ihn ins Bein gebissen hat-

hatte, zergliederte, sich sehr darüber betroffen fühlte, dass, als er mit seinem Messer den Intercostalnerven des Thieres berührte, er einen so heftigen elektrischen Schlag erhielt, dass ihm die Hand davon betäubt wurde. Auch ist hier die bereits vor etwa 40 Jahren von *Sulzer* in seiner allg. Theorie des Vergnügens angeführte Bemerkung aufgenommen, dass man einen Eisenvitriolischen Geschmack auf der Zunge empfinde, wenn man eine Bley- und Silberplatte so mit einander verbinde, dass die Ränder von beiden in Einer Ebne liegen und sie sodann an die Zunge bringe, da hingegen von den einzelnen Platten nichts der Art erfolgte. *Galvani* selbst war zu Bologna den 9 Sept. 1737 geboren, studierte die Medicin, und heirathete die Tochter des Prof. *Galeazzi* Namens Lucia, die er zärtlich liebte. Er war sehr glücklich mit der vergleichenden Anatomie, zergliederte besonders viele Vögel und gab eine Schrift über das Urinsystem derselben heraus. Er richtete hernach seine Aufmerksamkeit auf die Lage und Gestalt, structur, Häute, Substanz, Canäle und andere Gefäfse, Nerven etc., der Nieren beym Geflügel. Er war bey seiner sanften und empfindsamen Seele fast beständig von Unglücksfällen niedergedrückt. Seine Gattin gab ihren Geist in seinen Armen auf, und er verlor alle seine Stellen, weil er den von der Cisalpinischen Republik vorgeschriebenen Bürgereid standhaft verweigerte. Hierauf raubte ihm der Tod fast alle seine Verwandten. Ein unaufhörlicher Magenschmerz, welchen die Aerzte einer Verstopfung des Pylorus zuschrieben, stürzte ihn in Abzehrung und Mattigkeit, und beförderte seinen Tod in einem Alter von 60 Jahren. Der Ursprung seiner so berühmt gewordenen Entdeckung wird hier auf die gewöhnliche Art erzählt. (Vgl. Erg. Bl. z. A. L. Z. 1. J. N. 119.) Es folgen hierauf in den übrigen Kapiteln die *Versuche* und *Briefe* von *Valli* über die sogenannte *thierische Elektricität*, die *Briefe von Desgenettes* und *de la Métherie* über eben diesen Gegenstand. Die Versuche sind hier einzeln angeführt und beschrieben, von den Briefen aber bloss berichtliche Darstellungen mitgetheilt worden. *Versuche über den Menschen*, von *Larrey* und *J. J. Sue*. Ein Brief von *Vassalli-Eandi* über den Galvanismus und die thierische Elektricität. Die *Briefe und Arbeiten von Berlinghieri*. Ein Brief von *Paje*. Ein Aufsatz von *Corrambert* und Versuche von *Gaillard*. Ausgesetzte Preise über den Galvanismus. Von der *thierischen Wärme*; der Vitalität. Unterscheidung zwischen Irritabilität und Sensibilität. Irritabilität der Pflanzenfaser von *Josse*, *Sue* und *Humboldt*. Auszüge aus den beiden *Reinholdischen* Dissertationen über den Galvanismus; *Crève* und *Fabroni* über den Metallreiz und *Boissier's* Versuche über den nämlichen Gegenstand. *Volta's* Arbeiten über den Galvanismus. Versuche von *Desormes* über *Volta's* galvanischen Apparat. *Erman's* Bemerkungen über eben diesen Gegenstand. *Ritter's* und *Pfaff's* Versuche über die Galvanischen Anziehungen kleiner Goldstreifen. Mit den Beobachtungen und Versuchen von *Nicholson*, *Carlisle*, *Robertson*, *Cruikshank*, *Henry* und *Davy* schliesst sich der *erste* Band. Der *zweyte* fängt mit einer Auseinandersetzung der in der Medicinalschule zu Paris über den Galvanismus angestellten Versuche an. Dann folgen nach einander: ein Auszug des von *Hallé* ans Nationalinstitut erstatteten Berichts über den Galvanismus. Ein Auszug aus *Humbold's* Werk über die gereizte Muskel- und Nervenfaser nach der Jadelotschen französischen Uebersetzung. *Jadelot* hat seiner Uebersetzung einen *discours preliminaire* vorausgeschickt, auch mit *Humbolds* Einverständniss mancherley Veränderungen in der Anordnung der Materien vorgenommen. *Pfaffs* Abhandlung über *Humboldts* Versuche; auch die Beobachtungen und Versuche von *van Mons*, *Ritter* und *Pfaff*. *Lehot's Mém. sur le Galvanisme*. Berliner Versuche von *Helwig*, *Bourguet* und *Grapengiesser*, *Cuvier's* Bericht über den Galvanismus, nebst Versuchen von *Fourcroy*, *Vauquelin*, *Thenard*. *Biot's* und *Cuvier's* Bemerkungen über einige Eigenschaften des Galvanischen Apparats. *Biot's* Abhandlung über die Bewegung der Galvanischen Flüssigkeit. Sammlung neuer Versuche über diesen Gegenstand von verschiedenen Physikern, wo vieles von dem wieder vorkommt, was bereits im vorigen enthalten war. Versuche von *Wollaston*. Arbeiten und Untersuchungen von *Gautherot*. Verschiedene physiologische Untersuchungen von *Dumas*, *Bichat*, *Richerand*, *Guyton* und anderen. *Simon's* Beschreibung einer neuen Galvanisch-chemischen Geräthschaft. Besondere Thatsachen und Bemerkungen über den Galvanismus; hier sind auch die Tromsdorffischen Versuche erzählt und überhaupt eine Menge kurzer Nachrichten aus mehrern Journalen, wie sie eben der Vf. haben konnte, zusammengerafft. *Neue Arbeiten von Volta*. Ein Auszug aus seiner dem Nationalinstitut vorgelesenen Abhandlung über die Galvanische Elektricität nebst *Biot's* Bericht darüber. *Van Marums* Brief an *Volta*. *Robertsons* Beobachtung und Antworten darauf. Neue Versuche und Beobachtungen über die elektrische Säure. *Pepys* neuer *Galvanometer*. *Hallé's* Nachricht von den vorgenommenen Voltaischen Wiederholungen vor den Commissarien des Instituts. Hiebey befindet sich die beym III. Tom. des Bulletin des Sc. No. 58. mit herausgegebenen IVte Kupfertafel, welche jene Herausgeber dem Vf. überlassen haben. Ausserdem ist zu Ersparung der Kosten sonst keine Kupfertafel beygefügt worden. Den Beschluss machen diejenigen Versuche, wo der Galvanismus zur Heilung einiger Krankheiten angewandt worden ist, wobey zugleich des Mesmerismus und Perkinismus Erwähnung geschieht. Man sieht von selbst, dass diese Arbeit den Namen einer Geschichte des Galvanismus eigentlich noch nicht verdient, aber für einen künftigen wissenschaftlichen und systematischen Geschichtschreiber dieses Zweigs der Naturlehre sind eine Menge schätzbarer Materialien hier zusammengetragen worden; auch geben die in den Anmerkungen befindlichen literarischen Nachweisungen Auskunft, wo das-

dasjenige, was hier nicht mit aufgenommen werden konnte, in seiner ganzen Vollständigkeit aufzusuchen ist. Noch mehr wird demselben das am Ende angehängte alphabetische und räsonnirende Verzeichniss dabey zu statten kommen. Von einigen Schriften, die hier mit hätten genannt werden können, fehlt indessen doch noch die Anzeige.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN: *Der Graf von Flemming.* Ein Lustspiel in fünf Aufzügen. 1801. 120 S. in 8. (12 gr.)

Steifer trockner Dialog, flach gezeichnete Charaktere, schleppende Handlung, aber eine sehr artig erfundene Geschichte, die vielleicht in *Einem* Akt auf den Bühnen wirken möchte, wenn der Sohn nicht mehr den Mentor seines Vaters, des Ministers, spielte, und consequenter handelte, Wilhelmine weniger alltäglich — kurz, mehr Geist und Leben im Ganzen wäre. „*Anbetungswürdige Wilhelmine!*" monologisirt der Hauptmann Flemming: „Dem *Himmel* selbst hat es *gefallen sie für mich zu bilden.*" — Wer erwartet auf diesen poetischen Erguss folgende Selbstfrage: „*Wie* soll ich es aber *verantworten*, dass ich seit einiger Zeit *aufgehört* habe, *ihre Liebe gegen mich zu unterhalten.* („*Sie* zu *vernachlässigen*" wie es bald weiter hin heisst.) S. 28. bittet Wirth Gluckmann einen Fremden: „Entdecken sie sich mir! Mit meinem Leben büss ich für meine Verschwiegenheit" und der Fremde — sagt für sich: „*Da widerstehe einer!*" und entdeckt ihm — Alles. — Ein Bedienter, welchem das Kammermädchen eine Ohrfeige gab, fragt:

Ist denn *das* nicht ein *Zeichen*, dass Sie mich *liebt?*

Sie. Wenn er es dafür annehmen will, so kann er *alle Augenblicke dergleichen* haben.

Er. Ja, da müsste ich mir gewiss *Sohlenleder* auf *die Backen setzen lassen.*

Sprachfehler, wie „*um der* Geliebten seyn — *für die* Baronessin haben *Sie sich* gar nicht zu *fürchten* — *In was für Verhältnisse* mag sie stehen? u. s. w. hat wohl der *Setzer* nicht zu verantworten.

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Dresden*, b. Gerlach: *Kurze Geschichte der französischen Revolution.* Verfasst von Cicero, Sallustius, Livius, Vellejus Paterculus, Tacitus, Suetonius, Cornelius Nepos, Curtius, Aurelius Victor, A. Gellius und Andern *In lateinischer Urschrift und deutscher Uebersetzung.* 1801. 831 S. 8 Ein kleines niedliches Mosaik, aus Bruchstücken römischer Classiker, welche sich auf die Begebenheiten der französischen Staatsumwälzung anwenden liessen, zusammengesetzt und unter gewissen Rubriken nach den Hauptepochen der letztern gebracht. Die lateinische und französische Urschrift erschien unter dem Titel:

Essais sur l'Histoire de la Révolution française, par une société d'Auteurs latins. Romae, prope Caesaris hortos. Hor. Sat. 8. L. 1. et à Paris, près du jardin des Tuileries. — III. Kal. Septembres, V. C. MMDLIV. — XII. Fructidor, An. VIII.

Einen bedeutenden historischen Vortheil wird man aus diesen so ganz aus ihrem Zusammenhang gerissnen Stellen nicht ziehen können, aber eine angenehme Unterhaltung gewährt diese witzige Zusammenstellung gewiss. Dem Vf. scheint sie zunächst das Bedürfniss eingegeben zu haben, seinem gepressten Herzen Luft zu machen und durch das Organ der Alten sich so frey über die unglücklichen Schicksale seiner Nation auszudrücken, als er vielleicht in eigner Person noch nicht gewagt hätte. Dass der Vf. die französische Revolution aus dem Gesichtspunkt einer Rebellion ansieht, lehrt schon der Anfang aus Sallust: „*Cum domi otium atque* „*divitiae, quae prima mortales putant, affluerent, fuere tamen* „*cives, qui seque remque publicam, obstinatis animis perditum* „*irent. Omnino cuncta plebes, novarum rerum studio, Catilinae* „*incepta probabat cet.*" Doch es ist hier weder an Einheit der Grundsätze, noch an einen gehaltnen Zusammenhang oder gar an Vollständigkeit zu denken, wo sich alles nach den zerstreuten Bruchstücken der R. Geschichte bequemen musste. Daher wird man freylich auch oft die Aehnlichkeiten nur sehr gering, die Anwendung sehr gezwungen finden, z. B. S. 24 ff. in der Parallele zwischen dem König den 10. Aug. 1792 und Vitellius, der öffentlich in Trauerkleidern Stadt und Reich verlässt. Zu Robespierre's Bild hätten sich, sollten wir meynen, aus der R. Geschichte noch mehr treffende Züge ausheben lassen, als hier gesammelt sind. Indess gestehen wir, dass im Ganzen und an vielen Stellen die Uebereinstimmung des Alten mit dem Neuen überraschend ist. Der Abschnitt: *der 18. Brumaire* besteht aus einer Anzahl schöner Motto's auf den wohlthätigen Genius Frankreichs: „*Unus, qui nobis restituit rem. (Ennius).* — *Felix ac prudens, armis praecipue: adeo ut nullo congressu nisi* „*victor discesserit auxeritque imperium. (Aur. Victor)* — *Consulem se ferens, ubi militem donis, populum annona, cunctos* „*dulcedine otii pellexit, insurgere paulatim, munia senatus, magistratuum, legum in se trahere, nullo adversante, cum ferocissimi per acies aut proscriptione cecidissent: ceteri nobilium* „*quanto quis servitio promtior, opibus et honoribus extollerentur: ac novis ex rebus aucti, tuta et praesentia quam vetera* „*et periculosa mallent. (Tacit.)* — *Nunc tibi omnia belli vul*„*nera curanda sunt, quibus, praeter te, mederi nemo potest.* „*(Cic.)* — *Illa vita est tua, quae vigebit memoria seculorum* „*omnium, quam posteritas alet, quam ipsa aeternitas semper* „*tuebitur. Obstupescent posteri imperia, provincias, Rhenum,* „*Oceanum, Nilum, pugnas innumerabiles, incredibiles victorias,* „*monumenta innumera, triumphos audientes et legentes tuos.*" (Cic.)

Der deutschen Uebersetzung wäre etwas mehr Geschmeidigkeit zu wünschen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 21. October 1802.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Zürich, b. Orell u. Comp.: *Johann Kaspar Lavaters — nachgelassene Schriften.* Herausgegeben von *Georg Gessner. Erster Band.* 1801. 1 Alph. 1 Bog. *Zweyter Band.* 1801. 1 Alph. *Dritter Band.* 1802. 1 Alph. *Vierter Band* 1802. 1 Alph. 5 Bog. *Fünfter Band* 1802. 7½ Bog. gr. 8. mit vielen Kupf. (alle 5 Bde 5 Rthlr. 20 gr.)

2) Leipzig, b. Jacobäer: *J. C. Lavaters vermischte physiognomische Regeln*; ein Mscpt. für Freunde. 1801. 5¼ Bog. kl. 8. (12 gr.)

Der erste Band ist *politischen*, der zweyte *theosophischen*, der dritte *poetischen*, der vierte *homileitischen*, der fünfte *physiognomischen* Inhalts. Von jedem wollen wir kurz referiren.

Weit der interessanteste ist der *erste*. Er enthält *Briefe und Aufsätze, betreffend die Geschichte und Lage des Vaterlandes während der Revolution*, und der Herausg. giebt diesem Bande das passende Motto: ἀποθανὼν ἔτι λαλεῖται, welche Worte aber, mit Hn. G. Erlaubniss, nicht zu übersetzen sind: *er redet noch, wiewohl er gestorben ist*, sondern vielmehr in unserer Sprache so lauten: auch im Tode noch wird er gepriesen, oder: auch im Tode noch spricht man von ihm. Wer hat nicht von dem Briefe an den Exdirector *Rewbel* gehört, wodurch sich Lavater gegen das Ende seines Lebens eine eben so grosse Celebrität, als in seiner Jugend durch die Anklage eines angesehenen Zürcherschen Beamten, erwarb? Dieser Brief ist mit grosser Kraft geschrieben; nur zu leidenschaftlich, nur zu derb wird ihn der ruhige Leser vielleicht finden. L. hatte aber den Grundsatz: man *müsse* mit solchen Machthabern derb sprechen, und er hielt dafür, die Kraftworte: *infame Rauber*, *Schurken*, *Satane*, seyen in solchen Aufsätzen von hoher Schonheit. Dass er übrigens doch das *Weissagen* nicht lassen konnte! Mit aller Feyerlichkeit wendet er sich S. 7. an R. und schreibt ihm: „*Verlassen Sie sich darauf*: Es wird keine zwey Jahre „anstehen: Sie werden froh seyn, *wenn Sie bey uns* „*einen sichern Zufluchtsort finden*. Ich sage nicht nur: „Es *könnte* geschehen; ich sage auch: es *wird* gesche„hen." Bekanntlich hat aber R. nie nach der Schweitz flüchten müssen, sondern hat ungeachtet seines Sturzes immer persönliche Sicherheit in Frankreich genossen. Von der durch das französische Directorium der Schweitz aufgedrungenen Staatsverfassung, sagt Lavater S. 12.: „*Ich bewundere sie als ein Meisterstück des menschlichen Genies, als ein ehrwürdiges Denkmal grosser Politik!!*" So konnte er oft denselben Menschen oder dieselbe Sache, die er mit den fürchterlichsten Schimpfreden übergoss, in gewisser Rücksicht zugleich mit den übertriebensten Lobsprüchen auszeichnen. Die Antwort, die Lavater auf seine Philippica erhielt, ist unwürdig: es war doch immer viel *Gemüthe* in seinem Schreiben; von diesem ist aber in der Antwort keine Spur. Viel ist es jedoch immer, dass L. mit einer Antwort beehrt ward; nur macht man sich im Auslande zu übertriebene Vorstellungen von der Kühnheit seines Schreibens; weder für sein Leben, noch für seine Freyheit wagte er so sehr viel dabey, da er nur das allgemeine Urtheil über eine empörende Gewaltthat aussprach, und die öffentliche Meynung in Ansehung dieses Lavaterschen Schrittes immer geschont werden musste. — Einen merkwürdigen Brief an den Bürgermeister *Wyss* liest man S. 84—91. Es erhellet nämlich daraus, dass vor der helvetischen Revolution von 1798 eine allgemeine Unzufriedenheit gegen die Regierung von Zürich in dem Cantone herrschte, und dass, wenn ausserhalb Troja's Mauern gefehlt ward, innerhalb derselben gewiss eben so sehr gefehlt worden ist. L. entdeckt in diesem Briefe dem Oberhaupte des Staats, welches an der harten Behandlung der Seebewohner in dem J. 1795 einen sehr wesentlichen Antheil hatte, mit männlicher Freymüthigkeit die Stimmung des Volks gegen seine Regenten, und es fällt insbesondere schwer auf das Herz, wenn es S. 86. 87. heisst: „In dem Herzen der *Besten und Bescheidensten*, „die ich (an den Seeufern) sprach, liegt ein tief ein„gesessenes und schwer vertilgbares *Misstrauen* in die „*Redlichkeit* (!) und das *Wohlmeynen* (!) meiner gnä„digen Herren." Einer Umschmelzung der Verfassung sah L., wie er S. 101. sagt, mit festem Blicke entgegen; nur besorgte er, dass sich „der verruchte, alles ekelhaft wachende Sanscülottismus" darein mischen würde. Was der Justizminister *Meyer* ihm wegen einer Predigt schrieb, war nicht eine „*Rüge*," wie es S. 115 heisst, sondern der freundschaftlichste Wink, den ein Minister in einem solchen Falle nur geben kann; wenn hier Raum für diesen trefflichen Brief wäre, den Rec. besitzt: so würde nur Ein Urtheil über die edelmüthige Art seyn können, mit der L. gebeten wird, sich ein wenig zu mässigen; und L. selbst muss im Anfange und am Ende seiner Antwort diess anerkennen; aber der empfindliche Mann konnte, wenn einmal sein Geist in Feuer gesetzt war, selbst den leisesten Tadel nicht gut ertragen. — In einer fein-ironischen Vorlesung über die *Vortheile* der

der neuen politischen Ordnung der Dinge ist der Ton meisterhaft gehalten, und Rec. hat diese verständige Abhandlung mit vielem Vergnügen gelesen. — Ein fragmentarischer Auffatz, betitelt: *Moses und Aaron*, dringt sehr auf Sonderung der Moral von der Religion, und seine Tendenz ist, zur Festsetzung richtiger Begriffe über das Verhältniss des Staats zur Kirche in der neuen Verfassung mitzuwirken. Man lernt hier das grosse Talent Lavaters, eine Sache deutlich auseinander zu setzen, sehr gut kennen; nur ist nicht zu übersehen, dass die besondern religiösen Meynungen dieses Mannes, die er jedoch oft sehr scheinbar zu machen wusste, an seiner Art zu philosophiren, grossen Antheil haben; wenn er z. B. Moral von Religion *geschieden* wissen will: so darf man sich nur desjenigen erinnern, was in seiner Biographie aus einem eignen Auffatze Lavaters von der „Brauchbarkeit" Gottes (S. Nr. 30. der A. L. Z. d. J.) gesagt wird, um sogleich zu begreifen, dass in seinem religiösen Systeme die Religion etwas von der Moralität *ganz Verschiedenes* seyn müsste; wessen Religion aber aus seiner *Sittlichkeit* hervorgeht, den werden seine Philosopheme nicht befriedigen. — S. 258 bis 282. liest man ein interessantes Schreiben an Lavater, das Hn. *Nägeli*, einen Componisten und Musikalienhändler, zum Verfasser hat; der Vf. wünscht, dass ein so geistreicher Mann wie L. in der Revolutionszeit von seinen glänzenden Talenten und von seinem Einflusse auf das Volk einen *zweckmässigern* Gebrauch gemacht, und sich über die Einseitigkeiten seiner Mitbürger mehr erhoben haben möchte. Mit innigem Vergnügen liesst man diesen schönen Brief; Hr. *N.* hält es nicht mit denjenigen, welche *nur das Alte* wollen, auch nicht mit denjenigen, welche *nur das jetzige Neue wollen*, sondern er ist von der Parthey derjenigen, welche *Besseres* mit reinem Herzen wollen und mit thätiger Vernunft *suchen*. Rec. bekennt sich auch von ganzer Seele zu dieser Parthey. Die Antwort L. auf das Schreiben folgt S. 283 — 40. Einige politische Zeitgedichte machen den Beschluss dieses Bandes.

Religiöse Briefe und Auffätze machen, dem Titelblatte zufolge, den Inhalt des zweyten Bandes aus. Eine Abhandlung über die *Versöhnungslehre* eröffnet denselben. Nach L. findet nicht bloss eine *moralische* Versöhnung des Menschen mit Gott durch Christus Statt, sondern er statuirte auch eine *chemische*. In der Abhandlung kommt zwar dieser letztere Ausdruck nicht vor; allein in mündlichen Unterhaltungen über diesen Gegenstand bediente er sich desselben oft, und in der That drückt er seine Denkart am besten aus. Denn mit dem Sünder muss, seinen Behauptungen zufolge, *ein chemischer Process* vorgehen, wenn er von der Sünde und dem Tode genesen soll; die geistigsten Theile des Fleisches und Blutes Jesu Christi müssen sich, *wie eine Arzney*, mit seiner Natur innigst vereinigen; dann ist ihm geholfen; die Sünde wird *präcipitirt* und der Tod ist in Leben verwandelt." „Es verhält sich, sagt er, damit eben so, „wie wenn in einer alle Einwohner eines Landes an„steckenden tödtlichen Seuche nur die Einimpfung „eines Tropfen Bluts von einem ganz gesunden Men„schen Rettung schaffen könnte, und nun der Kron„prinz gern den letzten Tropfen Bluts sich abzapfen „liesse, um die Unterthanen dem Tode zu entreissen, „nachher sich aber doch noch ein Mittel fände, in „des Prinzen blutlosen Körper wieder Blut und Leben „zu bringen, und darauf der Vater dem trefflichen „Sohne die Regierung abträte" [um als Emeritus seine Tage zu beschliessen!!]. Wie können wir aber, fragt man, dieses, nach Naturgesetzen wirkenden, Universalmittels gegen Sünde und Tod theilhaftig werden? Dadurch, antwortet Lavater, dass in dem heiligen Mahle der Leib und das Blut Christi, mit dem Brode und Weine, in unser Fleisch und Blut übergeht (S. 74 — 82). (Wir führen diess alles nur an, und überlassen gern dem Leser das Urtheil darüber). Eine *gerichtliche* Genugthuung hingegen, eine *Stillung des Zorns Gottes* verwarf L. mit Unwillen (S. 84. bis 93.). — Die zweyte Abhandlung hat den Titel: *Jesus Christus stets derselbe; neue Ausgabe des alten Evangeliums für ächtgläubige Christen.* Sie behauptet, dass der Christ mit Christus in einem *persönlichen* Umgange stehen müsse, wie wenn er als ein guter Freund im Nebenzimmer wäre, und in Verlegenheiten sogleich mit Rath und That Auskunft geben könnte. Auf diese schon vor mehrern Jahren geschriebene Abhandlung legte L. einen hohen Werth; als er beym Ausbruche der Revolution in der Schweitz gleichsam sein Testament machte, legte er noch das Bekenntniss ab, dass er nichts darin bey gesunder Vernunft und gutem Gewissen zurücknehmen könnte, wenn er auch noch denselben Tag stürbe; er verordnete, dass sie nach seinem Tode genau abgedruckt oder abgeschrieben und unter Christen verbreitet würde; Rec. glaubt auch, dass L. allerdings die Inconsequenz derjenigen sehr gut gezeigt habe, die von der persönlichen Herrschaft Jesu Christi eben so wie er denken, und doch mit diesem allmächtigen, allgegenwärtigen, allwissenden Gottmenschen in gar keine genauere Verbindung in diesem Leben zu kommen wünschen, ihm ihre Kranken und Sterbenden nicht nahe legen, von ihm keine Wunder der Liebe und helfenden Macht verlangen, ob sie gleich annehmen, dass er vormals auf Erden alle an ihn gerichteten Bitten um Hülfe erhört habe, und dass er durch seine Erhöhung für die ganze Menschheit das geworden sey, was er nach ihrer Voraussetzung einst für diejenigen war, die ihn persönlich gekannt, und sich in allen Nöthen an ihn gewendet haben. Allein, wenn wir auch L. zugeben wollten, *wovon wir doch weit entfernt* sind, dass seine Abhandlung exegetisch *unwiderleglich* sey: so ist es doch unläugbar, dass die *Erfahrung* nicht damit übereinstimmt, und Lavater selbst hat es bis ans Ende seines Lebens nie dahin gebracht, dass er in einem *persönlichen* Umgang mit Christus, *als wäre er in einem Nebenzimmer*, gekommen wäre. Sind es also nicht, um in seiner Sprache (S. 176.) zu reden,

„werth-

„*werthlose Afsignate*," die er uns, als wären fie „*guten Wechfelbriefen und geltenden Metallen*" gleich, anbietet, und was anders als Aberglaube und Schwärmerey kann dadurch bey Chriften von fchwachem Verftande und lebhafter Phantafie befördert werden, wenn man fie einen folchen perfönlichen Umgang mit Chriftus, als wäre er in einem Nebenzimmer, erwarten läfst, und fogar alles Chriftenthum ohne eine folche Verbindung mit Chriftus für Wahn erklärt? Aber auch die Exegefe des Vfs. ift fehlerhaft, wie jeden Augenblick bewiefen werden könnte, wenn L. das Vorurtheil eines genauen Schriftauslegers für fich hätte; und ob er fich gleich das Anfehen eines ftrengen Logikers geben will: fo bemerkt man doch bey aufmerkfamen Lefen manche Erfchleichung, die auf das Ganze feiner Abhandlung wirkt. — Eine aus dem Lateinifcher überfetzte Rede, deren Original L. den 11. Sept. 1797. an dem Fefte der einft zu Zürich getödteten Märtyrer *Felix* und *Regula*, hielt, verräth das Dichtertalent des Vfs. Das Ganze ift eine Fiction; Lavater erzählt, diefe Märtyrer feyen ihm nach einer Meditation auf ein fchickliches Thema der ihm aufgetragenen Rede im Traume erfchienen, und haben ihm den Zuftand der Zürcherfchen Kirche in der Zeit, in dem gegenwärtigen Zeitalter und in der Folgezeit gefchildert; diefe Schilderung theilt er dann mit. Die Idee ift im Ganzen glücklich ausgeführt, und es find beredte und treffendwahre Stellen in diefer Rede; insbefondere hat die Darftellung des jetzigen fittlich religiöfen Zuftandes von Zürich dem Rec. ungemein gefallen, und er läfst demjenigen, was darin weniger feinen Beyfall hat, gerne feine Nachficht angedeihen. — *Briefe* an die (jetzt verwittwete) *Kaiferin von Rufsland*, Maria Föderowna, über den *Zuftand nach dem Tode* (wovon niemand etwas weifs!), folgen nun, und der Band fchliefst mit einigen (unbedeutenden) kurzen Vorlefungen an feine Gemeine, während einer Krankheit in dem Jahr 1795.

(Der Befchlufs folgt.)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

MEISSEN, b. Erbftein: *Predigten*, gehalten in der Domkirche zu Meifsen von dem Domvikarius *Gottlieb Ludw. Lobeck.* 1801. 16 Bog. 8. (20 gr.)

Der Vf. will nach feiner Verficherung in der Vorrede und Zueignungsfchrift feinen Patronen durch diefe Predigten von feiner Amtsführung Rechenfchaft ablegen, und davon geben fie auch wirklich ein rühmliches Zeugnifs, wenn fie gleich nicht, wie der Vf. mit Befcheidenheit gefteht, für eine Probe ausgezeichneter Rednertalente gelten können. Die Materien zeichnen fich zwar nicht durch Neuheit aus, find aber doch durchgehends gut gewählt und praktifch behandelt. Der Stil ift fliefsend und plan. Nur hie und da fcheint die Wärme des Redners ihn über das allgemein verftändliche hinausgeführt zu haben; z. B. S. 26., wo er vom Nutzen des Gebets in Verfuchungen redet: „Ehrwürdiges Bild des frommen Beters! mit hoher Bewunderung findet ihn mein Geift in der Stunde der Verfuchung — fchon ift die Stimme der Vernunft faft von dem Getümmel der Leidenfchaft übertäubt. Die Engel zittern vor feinem Falle — da bricht der Gedanke an Gott aus feinem Innerften hervor; er fammelt feine letzten Kräfte und wirft fich — verzeih Unendlicher! wenn ich zu menfchlich von dir rede! und wirft fich im Gebet in die Arme des himmlifchen Vaters. Hier erwacht fein edlers Selbft u. f. w." Dagegen redet der Vf. wiederum anderswo ganz die Sprache des gemeinen Lebens, bedient fich hie und da der Sprichwörter, z. B. viel hilft viel; wer fich auf andere verläfst, ift verlaffen genug u. f. w., was denn freylich gegen jenen Pathos fehr abfticht; doch kann man nicht fagen, dafs er ganz zum Niedrigen und Unedlen herabfinke.

Dafs er von den Sonntagsevangelien, worüber die Predigten gehalten werden, blofs die bisher gewöhnlichen exegetifchen Anfichten giebt, und manche darin erzählte Begebenheiten für ausgemachte Wunder gelten läfst, die dem fcharffinnigen Ausleger nicht fo erfcheinen, dürfte vielleicht in den Lokalverhältniffen des Vfs. feinen Grund haben; aber leugnen läfst es fich doch einmal nicht, dafs die evangelifchen Gefchichtserzählungen weit praktifcher benutzt werden können, wenn man das Wunderbare darin fo viel als möglich auf das Natürliche zurückführt. Wenn Hr. *L.* z. B. in der Predigt über die Speifung der 5000 Mann das Thema ausführen will: Man kann mit wenigem viel thun, und doch von jener Begebenheit fagt: freylich war das nur durch die Dazifchenkunft übernatürlicher Kräfte möglich: fo ift er felbft Schuld daran, dafs mancher Lefer bey fich felbft denkt: ja! wem folche Kräfte zu Gebote ftehen, der kann wohl mit wenigem viel ausrichten. Würde alfo der Kanzelredner nicht beffer für die Belehrung und Erbauung feiner Zuhörer, und man kann hinzufetzen, auch für die Ehre Chrifti forgen, wenn er bey folcher Begebenheit mehr die Weisheit deffelben in Erfindung und Benutzung der vorhandenen Mittel als feine Wunderkraft rühmte?

Das Verzeichnifs der Predigten, deren 14 an der Zahl find, übergehen wir, und bemerken nur noch bey der 9ten, dafs uns die Stelle über die gewöhnliche Convenienzmoral vorzüglich gefallen habe.

WUNSIEDEL, b. Müller u. Mehlhorn: *Predigten auf alle Sonntage und Fefte des Jahres* zur Beförderung der Anbetung Gottes im Geift und in der Wahrheit, von *J. G. Dorfmüller*, Syndiakonus zu Wunfiedel. *Zwey Theile.* 1801. 4. (1 Rthlr. 12 gr.)

Diefer Jahrgang foll, nach der in der Vorrede erklärten Abficht des Vfs., zur Beförderung der häuslichen Erbauung dienen, und manche alte unbrauchbare und fchädliche Erbauungsbücher in dortiger Gegend verdrängen. Die darin vorkommenden Predigten fcheinen mehr für ungelehrte Lefer befonders aus

aus dem Mittelstande als für solche berechnet zu seyn, die in dergleichen Vorträgen eine scharfsinnige Untersuchung und Behandlung der Sachen und einen gewählten Ausdruck verlangen. Die letztern möchten auch wohl ausserdem in Hn. *D.* Predigten eine richtige Auslegung der Texte und citirten biblischen Stellen hie und da vermissen. Doch auch in Hinsicht auf Leser der ersten Art würde Rec. dem Vf. rathen, manche Vorstellungen und Ausdrücke zu vermeiden, die nur denen, welche an die Büchersprache gewöhnt sind, ganz verständlich seyn würden. Von der Art scheint die ganze Stelle S. 399. zu seyn: Unermesslich gross ist das Feld des Wissens, welch ein gränzenloser Spielraum für den forschenden Geist! Ferner ist von zerstreuten Bruchstücken, von Einem grossen Ganzen, von einer Kette der Dinge, die von einem einzigen Urheber ausgeht, die Rede.

Wenn aber der Prediger sich hüten muss, vor einer vermischten Gemeine dergleichen nicht allen verständliche Ausdrücke zu gebrauchen: so hat er sich auf der andern Seite davor in Acht zu nehmen, dass er Dinge behaupte, die mancher mit den Kenntnissen der Neuern nicht unbekannte, deren es doch in allen Ständen giebt, leicht als unrichtig befinden wird. Dawider scheint unsers Bedünkens Hr. *D.* gefehlt zu haben, wenn er S. 162. 1. Th. sagt: „Noch dauern die nämlichen Arten von Geschöpfen fort, wie sie nach den ältesten Nachrichten vom Anfange der Schöpfung vorhanden waren. Das Meer behauptet seine Gränzen, und noch ist kein Strom vertrocknet, wir vermissen keine Art von Thieren, die das Alterthum kannte," welches die neuern Entdeckungen doch widerlegen.

Diese Bemerkungen sollen indessen dem Werthe dieser Predigten, welche wir zu den bessern zu rechnen kein Bedenken tragen, nichts benehmen. Unter den häufig eingestreuten Liederversen, kommen neben vielen guten, auch einige mittelmässige vor.

PIRNA, in Comm. b. d. Arnoldischen Buchh.: *Confirmationsreden nach den Bedürfnissen unsers Zeitalters für die Jugend aus den gebildeten Ständen von Christian Heinr. Oeser*, d. P. C. 1802. VIII. u 103 S. 8. (10 gr.)

Fünf Aufsätze, welche im Geiste und gewöhnlichen Tone der langweiligen, matten und trivialen Predigten abgefasst sind. Keinem einzigen liegt ein fester und klarer Plan zum Grunde; kein einziger empfiehlt sich durch die Würde, Kürze und Wärme, welche in Reden, die ihres Zwecks nicht ganz verfehlen sollen, herrschen muss. Selbst der Ausdruck ist nicht immer sprachrichtig, wie S. 25.: sollte es der unendlichen Macht jemals an Mittel fehlen, euch — die erduldeten Leiden wieder zu ersetzen? Dass es an Tautologien auch nicht fehlen werde, lässt sich schon nach unserm bereits gefällten Urtheile vermuthen. S. 23.: Im heil. Abendmahle bietet euch Gott seine *Gnade und Huld*, *Liebe* und *Erbarmung* an.

KOPENHAGEN, b. Proft: *Betrachtungen über wichtige Gegenstände im häuslichen Leben in einigen Reden von P. O. Boisen*, Prediger in Westerburg auf Laaland. *Aus dem Dänischen vom Verfasser.* 1802. 19½ Bog. 8. (1 Rthlr.)

Diese Betrachtungen bestehn in XV Kanzelreden über moralische im häuslichen Leben vorkommende Verhältnisse, nach Anleitung verschiedener Evangelien: I. Der häusliche Kreis, in welchem Kindererziehung gelingen kann; II. III. wie wir unsere Kinder zu Menschenfreunden erziehen und durch Religion bilden sollen; IV. wie wir sie zum Mitleiden erziehen sollen; V. das gute Mädchen, wie es sich zur würdigen Gattin bildet; VI. Regeln für die Gattin, welche den trüben und verdriesslichen Sinn ihres Gatten aufzuheitern sucht; VII. wie der Mann den zur Beglückung seines häuslichen Kreises so nothwendigen Frohsinn bewahren kann; VIII. wie gute Kinder zur häuslichen Glückseligkeit beytragen können; IX. ein ehrlicher Freund erhöht das häusliche Glück; X. Wie ein vernünftiges Gebet die häusliche Einigkeit befördern kann; XI. Auch Leiden können das häusliche Glück befördern; XII. Gute Kinder bey den Gräbern ihrer würdigen Aeltern; XIII. Trostgründe für Aeltern bey dem Grabe ihrer hoffnungsvollen Kinder; XIV. Trostgründe für eine traurende Mutter und Wittwe; XV. Gedanken für den Greis am Rande des Grabes. Etwas über das Gewöhnliche Hervorstechendes besitzen diese Reden nicht; sie haben uns weder durch Neuheit der Ansichten, noch durch kräftigen eindringlichen Vortrag interessirt. Vernunftmässigkeit lässt sich hingegen der Ausführung ihrer Themen nicht absprechen, und sie können in dieser Rücksicht für den grössern Theil der Zuhörer und Leser nicht ohne Nutzen seyn.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *München*, b. Seidel: *Die Kunst unter Menschen glücklich zu leben*, vom Hn. Grafen *v. Chesterfeld.* A. d. Franz. übersetzt von *P. Wilibald Schrettinger*, Benedictiner in der oberpfälzischen Abtey Weissenohe. 1802. 88 S. gr. 8. (8 gr.) Die Urschrift ist 1799 in Dresden erschienen, und ist vielleicht, wie der Uebers. meynt, unter den Papieren von Chesterfields Sohn, der als englischer Gesandter am Dresdner Hofe gestanden, gefunden worden. Möge sie aber apocryphisch oder ächt seyn: so ist sie doch lesenswerth und enthält im Chesterfieldschen Aphorismenton und in einer etwas declamatorischen Sprache gute Winke und Lehren über einzelne Selbstpflichten, über Affecten, über Verhältnisse der Familienglieder zu einander, über Verschiedenheit der Menschen und Stände, über gesellschaftliche Pflichten und über Religion. Der Titel passt nicht recht zu dem Inhalt. Die Uebersetzung ist gut bis auf einzelne Provinzialismen, z. B. Geschwistrige. Angehängt sind einige Anmerkungen vom Uebersetzer.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 22. October 1802.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Zürich, b. Orell u. C.: *J. K. Lavaters — nachgelassene Schriften.* Herausg. von G. Geſsner. 1—5r Bd. etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Der *dritte* Band ist im Ganzen sehr unerheblich. Er enthält grösstentheils Reimereyen und Lavatersche Hexameter, die für das Publicum wenig Interesse haben, und sich über das Mittelmäſsige nicht leicht erheben; auch fällt eine gewisse Einförmigkeit und Eintönigkeit beym Lesen sehr auf; und hat der Vf. ja zuweilen einen glücklichen poetischen Gedanken: so schwächt er ihn durch sein zu langes Verweilen bey demselben. Eine rühmliche *Ausnahme* von diesem Urtheile verdient das schöne Gedicht: *Zürich am Ende des achtzehnten Jahrhundert*, das der Vf. im December 1799, als er schon an seinen Wunden litt, seinen Mitbürgern widmete; Dieſs Gedicht gehört unstreitig zu den vortrefflichsten poetischen Arbeiten des verewigten Mannes, und war der Auszeichnung werth, einzeln auf Velinpapier, mit einem zierlichen Kupfer von Lips geschmückt, prächtig im Drucke zu erscheinen. Schwächer und gedehnter ist freylich das folgende, das *Zürich im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts* darstellt; allein als *Schwanengesang Lavaters*, des schwergeprüften Dulders, verdient es gleichwohl eine rühmliche Erwähnung. Auch die *geistlichen Gedanken des frommen Priesters*, *der bey dem unter die Mörder gefallenen vorbeyging*, und verschiedene *Lehrgedichte*, denen der Vf., wenn er strenger gegen sich selbst gewesen wäre, einen hohen Grad von Vollkommenheit hätte geben können, dürfen nicht übersehen werden. Mit Wehmuth lieſt man jetzt, da der Dämon der Zwietracht das unglückliche Helvetien zerreiſst, das der *bürgerlichen Eintracht* geweihte Lied:

> Was wir Jahrhunderte genossen,
> Wofür der Väter Blut geflossen,
> Der Tugend Lohn, der Weisheit Ruhm,
> Die *Eintracht*, welche Herzen bindet,
> *Daſs keins vom Bande Schmerz empfindet*, (nicht gut ausgedrückt)
> Bleib' unsers Staates Eigenthum!

Gott, *wohin* ist diese Eintracht? Unter den Zeitgedichten hat das bey den *Stäfa*'er Unruhen geschriebene dem Rec. am wenigsten gefallen; doch hat es Ansprüche auf eine schonende Beurtheilung, da Menschenleben dadurch gerettet werden sollte. In der Sammlung vermischter kleiner Verse an Verschiedene ist so viel Triviales, daſs man die Stelle bedauert, welche der *vorzüglichere Theil* dieses Abschnitts unter so vielen gereimten und reimlosen Gemeinplätzen einnimmt. Einige satyrische Fabeln finden sich S. 347—353.; die *Aufklärung* soll in einer derselben lächerlich gemacht werden; in zwey andern geht es über die *Wölfe* (Recensenten?) her, welche die *frommen Lämmer* gerne verschlängen, und vor ihnen heuchlerisch warnen, als wenn bey *Lämmern* Gefahr seyn könnte! Allein obgleich L. Recht hat, wenn er versichert, *die Lämmer seyen gute, fromme Thiere*: so hat doch schon Jesus vor solchen Propheten im *Schafspelz* gewarnt, welche *wölfisch* beiſsen, wenn man sich nicht vorsehe; man wird also noch kein Wolf, wenn man wenigstens vor *solchen* Lämmern warnt. Das Auffallendste in diesem Bande ist, daſs L. in einem Gedichte die Religion „*die magische Kraft, sich ein ewiges Ur-Eins zu bilden*," nennt, womit zu vergleichen ist, was in *Thieſs'ens Taschenbuch für Theologen und Prediger* 1802 von L. vorkömmt, wo L. unter andern sagt: *Wir selbst sind die Schöpfer unsers Schöpfers!* So berühren sich die Extreme, *Fichte* und *Lavater*! In dieser Hinsicht ist noch zu bemerken, was L. in dem ersten Bande der nachgelassenen Schriften von *Fichte's Appellation* sagt. „So schrecklich, schreibt er an einen Freund, „die Sache in gewissen Absichten ist: *so hat sie doch* „*für mich ihre herrlichen Seiten.*"

Der *vierte* Band erschien auch unter dem Titel: *ausgewählte Kanzelreden Lavaters, vom Anfange seines Predigerberufs bis zu seinem Lebensende.* Wie wenig Fortschritte in seinen theologischen Kenntnissen hat L., wenn man nach diesen Predigten urtheilen soll, von seinen Jünglingsjahren an bis an sein Lebensende gemacht! Diese Bemerkung drang sich dem Rec. beym Lesen dieses Bandes auf, und man kann an L. Beyspiele deutlich sehen, wie sehr sich die Vernachläſsigung eines Studiums der Bibel an einem Volkslehrer rächt. Den theologischen Einsichten nach, predigte L. in den letzten Jahren seines Lebens nicht viel besser, als er in seinen Studentenjahren predigte. Freylich wird man sagen, daſs es ihm zur Ehre gereiche, wenn er schon als Jüngling beynahe eben so gut als in seinem Alter predigte, und daſs die *Unveränderlichkeit* seiner Denkart ihm rühmlicher sey, als wenn er wie Saturn seine eignen Kinder beständig verzehrt hätte. Allein diese als *Consequenz* gerühmte Unveränderlichkeit der theologi-

logischen Denkart war bey L. nur die Folge einer bis an sein Ende *hintangesetzten* gelehrten Bildung; seine Ideen konnten sich nie berichtigen, weil er sich nie die Kenntnisse erwarb, die ihm das Irrige eines großen Theils derselben aufgeschlossen hätten; daher findet man ihn an seinem Lebensende eben da, wo man ihn in seinen jüngern Jahren sah. Durch Faßlichkeit, durch Wortfülle, durch lebendige Anregung der Phantasie und des Gefühls zeichneten sich schon seine frühsten Kanzelvorträge aus, und durch diese Eigenschaften empfahlen sich auch seine spätsten Predigten; aber eine *ganz aufgeklärte Denkart* vermißt man in seinen frühsten und in seinen spätsten Arbeiten dieses Fachs. Wo es daher auf Entwicklung der *Glaubenslehren* des Christenthums und auf gründliche *Schriftauslegung* ankam, da glänzte er nie; hingegen *moralische* Gegenstände wußte er oft trefflich ins Licht zu setzen, und in *Gelegenheitsreden* ward er nicht leicht von einem andern übertroffen. Auch in dieser Sammlung findet sich eine vorzügliche Predigt über *Freyheit und Gleichheit*, die er am 11. Februar 1798 hielt; aber man kann mit Zuversicht behaupten, daß, wenn er auch noch zwanzig Jahre gelebt hätte, ihm über *Wunder und Weissagungen*, über *Judenthum* und *Christenthum*, über *Glauben* und *Gebet*, über die *Messiaswürde Jesu*, über die *Gaben des heiligen Geistes*, über das *Weltgericht* und ähnliche Gegenstände schwerlich mehr ein helleres Licht würde aufgegangen seyn, und daß sich seine Denkart darüber schwerlich je über die Denkart der nach ihm sich bildenden religiösen Frauenzimmer, welche sich ihre Vorstellungen davon aus Luthers fleißig gelesnen Bibelübersetzung abziehen, sehr merklich würde erhoben haben.

Der *fünfte* Band ist *physiognomischen* Inhalts.

Schon vor etwa zwölf Jahren hatte der Vf. *hundert physiognomische Regeln* mit den dieselben erläuternden Zeichnungen, als Handschrift im Kreise seiner Freunde verkauft. Diese werden hier dem größern Publicum mitgetheilt, und wenn die Anwendung dieser *Geheimregeln* eben so leicht und untrüglich wäre, als der sel. L. sie mit Zuversicht vortrug: so dürfte es so schwer nicht mehr gefunden werden, aller Welt Richter zu seyn, und die Schafe von den Böcken zu scheiden. *Entschieden böse* und *gute Menschen*. *Dummköpfe* und *Genies*, *Personen zum Fliehen* und *Personen zum Küssen* kann man hier, wenn man dem Vf. glauben will, physiognomisch kennen lernen; ihre Nasen, Augen und Stirnfalten sind in Kupfer gestochen; auf die *Nase* kömmt vornämlich viel an; danke der Gott, der eine physiognomisch gute Nase hat, zumal wenn er an andern Nasen sieht, die kein andrer Zug des Gesichts vergüten kann! Doch laßt uns den, obgleich sich ungesucht darbietenden, Scherz bey Seite setzen und ernsthaft sprechen. Diese Regeln sind größtentheils von *einzelnen Menschen* abgezogen, die L. liebte oder haßte, und die sich ihm verpflichtet oder ihn beleidigt hatten. Nun ist es bekannt, daß, wenn wir Zuneigung zu jemanden haben, auch sein Aeußres etwas Angenehmes für uns hat, daß hingegen derjenige uns äußerlich widrig wird, gegen den wir mit Recht oder Unrecht eine Abneigung empfinden, und daß der Eindruck, den die Person eines Menschen auf uns macht, sich ändert, so wie sich die Gesinnung ändert, die wir gegen ihn hegen. Dieß begegnete, wie natürlich, auch dem sel. L. Hatte er z. B. jemanden im Verdachte, daß er *einer seiner Recensenten* sey: so hätte es übel fehlen müssen, wenn er nicht entweder in seiner Kinnlade, oder in seinem Augenwinkel, oder in der Mittellinie seines Mundes den entsetzlichen Zug gefunden hätte, der ihn vor diesem gefährlichen Menschen warnte; nahm er hingegen aus irgend einem Grunde einen Menschen in seine Affection, und versprach sich von ihm etwas, wodurch sein Reich erweitert und sein System befestigt würde: so legte er auch das, was er für ihn empfand, in sein Gesicht, er sah Edles, Großes, Erhabenes, Himmlisches darin, das aber auch für ihn wieder verschwand, so bald sich die Verhältnisse änderten. Vieles also in diesen Regeln kann, ob es gleich allgemein ausgedrückt ist, nur für *individuelles Gefühl* gelten, das *einzelne* Menschen in L. erregten. Warum sollte z. B. eine *braune Warze am Kinne* mit Weisheit und Edelmuth schlechterdings unverträglich seyn? Auch der, ein gereiztes Gemüthe verrathende, Ausdruck mancher Regel warnt uns vor zu rascher Anwendung derselben. Uebrigens ist viel Interessantes und zum Theil trefflich Gesagtes in dieser Sammlung. Nur einiges zur Probe. „Wer den „großen oder merklich kleinen (großen oder merk„lich kleinen!!) Kopf zurückstrebend emporhebt, „wer die kurzen Füße, Aufmerksamkeit erregend, „spiegelt; wer die großen Augen, größer machend, „geflissentlich seitwärts drehet, als müßte er alles „über die Achsel ansehen; wer lange stolz schwei„gend horcht, und dann trocken, kurz und absprechend antwortet, und mit kalter Lache endigt; so „bald du aber zur Replike die Lippe regst, superci„lios und Stillschweigend gebietend dich anbrummt, „er hat von drey lieblichen Eigenschaften nur eine „weniger als vier: *Eigensinn*, *Stolz*, *Härte* mit al„len ihren Symptomen, und obendrein höchst wahr„scheinlich noch *Lügenhaftigkeit*, *Schalkheit* und „*Geitz*." Offenbar ist dieß ein *Porträt*, das L. zur *allgemeinen Regel* erhob. „Wer schleicht, sich vor„warts neiget, zurückgeht im Entgegenkommen, „leise schüchtern Grobheiten sagt, dich scharf fixirt, „so bald du dich wendest, und dir nie gelassen in „das Gesicht sehen darf, wer von keinem Menschen „Gutes spricht als vom Bösen, wider jeden Beruf „Exceptionen, wider jede Behauptung Widersprü„che in Bereitschaft hat — o könntest du seinen Schä„del fühlen! Welche versteckte Misform! Welche „unregelmäßige Knoten! Welche pergamentene „Weichheit und eiserne Härte zugleich! Fliehe! Du „verlierst in seiner Atmosphäre, auch wann du zu „gewinnen scheinst. Betrachte (aber, ehe du flie„hest) die Falten seiner Stirne, wenn er einen gera„den, unschuldigen, religiösen Mann (einen Lava„ter)

„ter) ecrafirt, und einem harten Schalk das Wort „redet; die Verworrenheit derfelben wird dir das „Verworrene feines Charakters zeigen." *Ohne Zweifel ist diess auch zur Beförderung der Menschenliebe von Lavatern geschrieben worden?* Noch find in diefem Bande drey Kupfertafeln, welche in allmäligen Uebergängen die Stufenfolge von dem *Frosche* bis zum *Apollo* im Profil und *en face* darftellen; auch ift eine Erklärung derfelben beygefügt.

Der unter Nr. 2. angezeigte, in Leipzig erfchienene befondere Abdruck der *phyfiognomifchen Regeln* beeinträchtigt die Erben des feligen Lavaters; auch fehlen die Kupfer, welche nicht entbehrt werden können, da fie manche Regel erft deutlich machen. Eine folche unerlaubte Induftrie verdient eine Rüge. Mit Recht hat fich Hr. *Gefsner* in der Vorrede zum fünften Bande des Lavater'fchen Nachlaffes darüber befchwert.

LITERATURGESCHICHTE.

Hamburg, b. Hoffmann: *Nachtrag zum gelehrten Frankreich von* 1771 *bis* 1796 aufser den Zufätzen und Verbefferungen, die neuen Artikel von 1797 bis mit 1800 enthaltend; nebft einem allgemeinen Materien-Regifter von Dr. *Joh. Sam. Erfch*, Univerfitäts Bibliothekar zu Jena, mehrerer gelehrten Gefellfchaften Ehrenmitgl. 1802. 600 S. 8. (2 Rthlr.)

Auch mit dem Titel:

Supplément à la France literaire de 1771 — 96 *contenant* etc.

Alle Liebhaber der franzöfifchen Literatur — und diefe find bekanntlich über die ganze cultivirte Welt zerftreut — werden Hn. E. Dank wiffen, dafs er fein Verzeichnifs der franzöfifchen Gelehrten und der von ihnen herausgegebenen Schriften bis an das Ende des 18ten Jahrhunderts fortgefetzt hat. Erfreulich ift auch das Verfprechen, mit dem Ende eines jeden Luftrums eine Fortfetzung herauszugeben. Selbft Frankreich kann fich eines mit fo vielem Fleifse gefertigten Verzeichniffes nicht rühmen, wie die von Hn. E. gegen *Deffeffarts Siecles literaires* gemachten Erinnerungen zeigen. Viele Artikel find ganz neu, zu andern find Zufätze und Verbefferungen hinzugekommen, die bald die Perfon des Schriftftellers, bald feine Werke betreffen. Wenige mufsten ganz umgearbeitet werden, wie z. E. der von *La Harpe*. Auf jeder Seite wird der Kenner der franzöfifchen Literatur fehr fichtliche Beweife von dem Beftreben wahrnehmen, dem Werke den möglichften Grad der Vollkommenheit zu geben, und dadurch für feinen Theil den Deutfchen den Ruhm, Bibliothekare der ganzen Welt zu feyn, zu fichern. Nach dem Beyfpiele der ... der Vorerinnerung genannten Gelehrten follten nun andere, vorzüglich Franzofen, und unter diefen vorzüglich die, die fich in Deutfchland aufhalten dem Vf. mit brauchbaren Notizen an die Hand gehen, damit feine Ueberficht des gelehrten Corps fich immer mehr der Vollftändigkeit und Zuverläfsigkeit nähere. Hier hätte *Maugerard*, der in der Nähe des Hn. E. zu Erfurt lebt, gute Dienfte leiften können. Er fcheint aber Hn. E. wenig bekannt zu feyn, weil er nur von ihm meldet, dafs er mehrere diplomatifche und bibliographifche Werke gefchrieben habe. Er würde ihn verfichert haben, welches in den Corrections mit einiger Ungewifsheit angeführt wird, dafs *Affeline* und *Affelin*, der fich dermalen noch in Hildesheim aufhält, ein und derfelbe Mann fey, anderer viel wichtiger Nachrichten nicht zu gedenken. Dergleichen Notizen follten Franzofen, denen die ihrer Nation erwiefene Ehre fehr fchmeichelhaft feyn mufs, unaufgefodert dem Hn. E. mittheilen. — Das von *Bonnaire* citirte Werk S 62. ift nicht zu Hamburg, fondern zu Braunfchweig herausgekommen, wo der Vf. neulich geftorben ift. — Von *Silveftre de Sacy* werden gar keine oder nicht viele Abhandlungen in den *Memoir. de l'Inftit. Nation.* feyn, aber gar wichtige find von ihm in *Notices et extraits de la bibliotheque nationale.* — *Needham Turberville* kommt im Nachtrag zum erftenmal vor. Ein wichtiges Buch, das er mit einer Vorrede herausgegeben hat, ift ausgelaffen: *Lettre de Pekin de la langue Chinoife et la nature de leur ecriture fymbolique comparée avec celle des anciens Egyptiens en reponfe à celle de la Societé Royale* (oder wie es nach Sir *John Pringle's* Bemerkung in *J. D. Michaelis* Briefwechfel Th. 2. S. 372. hätte heifsen follen *à celle d'un membre de la S.* etc.) *des Sciences de Londres fur le même fujet etc. Bruxelles* 1773. 4. Wir zeigen es nicht an, um eine Lücke bemerklich zu machen — denn wo eine folche Maffe von Büchern zufammengehäuft ift, kann man wohl über einige fehlende hinweg fehen — fondern, um die, welche die Chinefifche Literatur ftudieren, deren es vielleicht bald mehrere in Deutfchland geben wird, die durch das Studium der neu aufgefundenen und von *Lichtenftein* in Helmftädt glücklich entzifferten Alphabete darauf geleitet werden, auf diefes wenig bekannte Buch, wovon nur ein Auszug in dem 59ten Bande der *Philofoph. Transactions* befindlich ift, aufmerkfam zu machen.

Wodurch Hr. E. feinen Bemühungen die Krone aufgefetzt hat, ift die angehängte *Table des Matières*, wo bey jeder die Namen der Verfaffer, die nicht blofs in dem Nachtrag, fondern auch in den vorhergehenden 3 Theilen aufzufuchen find, gezeigt werden. Dem über den Flor der Literatur und der einzelnen Zweige derfelben nachdenkenden Lefer, wird diefes Regifter, dem die merkwürdige Periode, worein die verzeichneten Schriften fallen, ftatt eines Commentars dienet, zu mancherley Betrachtungen Gelegenheit geben. So traurig auch ein grofser Theil des Zeitraums für Frankreich war: fo verlor das Volk doch nicht die ihm eigene Neigung zum Frohfinn und zur Luftbarkeit: der Comödien wurden weit mehr gefchrieben, als Tragödien. In Schäfer- und Lehrgedichten fcheint die franzöfifche Mufe mehr Verfuche gemacht zu haben, als in vorigen Zeiten. Welch eine Menge von Romanen find auch in diefem Zeitraum producirt! Man hätte denken follen,

die

die Geschichte des Tages würde alle fabelhafte Geschichte verschlungen und zum Stillschweigen gebracht haben. Allein die Revolution beschäftigte noch lange nicht so viele Federn, als die Ideenwelt, worin die Romanschreiber leben. Tänze und Ballets waren an der Tagesordnung. Anakreon wurde öfter übersetzt als Epiktet. England zog mehr die Aufmerksamkeit der Franzosen an sich, als andere Länder, daher mehr Bücher über England und Engländer, als über Deutschland und die Deutschen, mehr über die englische Sprache, als eine andere ausländische; denn natürlich schreibt der Franzose am meisten und am liebsten über seine eigene Sprache. Die hebräische ist nicht ganz leer ausgegangen. Ueber die ungersche, russische und andere slavische Sprachen scheint er sich zur Zeit noch nicht zu bekümmern. Zwar war er im heftigen Kampfe mit Oesterreich und Russland; allein er schrieb nicht viel über Oesterreich, Russland setzte mehr Federn in Bewegung. Wenn gleich der Artikel Theologie wenige Schriftsteller aufweiset: so sind doch Religion und Bibel reichlicher mit Namen ausgestattet. Mehr erblicken wir noch unter *Droit*. Ueber keinen Schriftsteller ist so viel geschrieben worden, als über Voltaire und Rousseau. Doch wir brechen ab, und überlassen es dem Leser, dieses dem Anschein nach trockene Register zu einer nahrhaften Speise für den Geist zu erheben.

Leipzig, in d. Weidman. Buchh.: *Bibliotheca historica, instructa* a b. *Burc. Gotth. Struvio*, aucta a *Christ. Gottl. Budero*, nunc vero a *Jo. Georg Meuselio* ita digesta, amplificata et emendata, ut paene novum opus videri possit. *Voluminis X. Pars I.* 1800. 417 S. *Vol. X. Pars II.* 1802. 439 S. gr. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Die erste Abtheilung dieses Bandes setzt das Verzeichniss der speciellen historischen Schriften über *Frankreich* dergestalt fort, dass zuerst die Languedoc, Dauphinée, Provence, Orange, Avignon, Roussillon, die Graffschaft Burgund, Elsass, Lothringen, Artois, Flandern, Cambray, Hennegau und Corsica betreffenden vorkommen. Sodann folgen p. 168. seq. die Schriften über französische Staatsverfassung und Statistik; z. B. von der Volksmenge des Landes, von den Sitten der Nation, von den Titeln und Vorrechten der Könige, ihrem Wappen, ihrer Staatsverwaltung, der Regentschaft, den Ständen und Reichstägen, dem Adel, den Ritterorden, dem Zustande der Wissenschaften, des Gerichtswesens, der Handelsschaft, des Münzwesens, der Staatseinkünfte und der Kriegsverfassung. Den Beschluss machen (p. 350. sq.) die Schriftsteller der französischen Kirchengeschichte. Was man schon an dem Werke gewohnt ist, Vollständigkeit und Genauigkeit in hohem Grade, trifft auch hier ein. Doch fällt es wiederum, wie bey den nächst vorhergehenden Bänden, in die Augen, dass eine grosse Menge unbedeutender Flugschriften, nach denen jetzt selbst in Frankreich niemand frägt, dem Winde hätten überlassen werden sollen, der sie längst aus der Welt geweht hat. Auch wäre es wohl den Lesern angenehm gewesen, wenn, wie hin und wieder wirklich geschehen ist, auch öfters, von wichtigen Werken, wie von *Goujet Biblioth. Françoise*, von der *Gallia Christiana* u. d. m. eine ausführliche Nachricht ertheilt worden wäre, als dergleichen man eben hier mit Recht zu suchen hat. Noch müssen wir bey p. 101. bemerken, dass *Wenckers Apparatus et Instructus Archivorum* nur einen sehr geringen Anspruch auf einen Platz unter den *Script. Rerum Alsaticarum* machen könne. Diese schätzbare Sammlung enthält vielmehr für die allgemeine Archivkenntniss, deutsche Reichsgeschichte und Diplomatik der mittlern Jahrhunderte treffliche Beyträge; unter andern das berühmte Schreiben der Freyrichter in Westpfalen an den Kaiser Friedrich III. vom J. 1470, worin sie ihn *bey der Ungehorsame citiren* (p. 383. sq.).

In der zweyten Abtheilung hat Hr. *M.* angefangen, Zusätze und Ergänzungen zu den zehntehalb Bänden seines Werks mitzutheilen, die desto nothwendiger waren, da seit der Herausgabe desselben die gesammte historische Literatur mit so vielen neuen Schriften bereichert worden ist. Er wird darin in der ersten Hälfte des folgenden Bandes fortfahren; in der zweyten aber ein allgemeines Register über den bisherigen Umfang des Werkes beyfügen. Sehr angenehm muss besonders deutschen Lesern das Versprechen des Vfs. seyn, mit dem 12ten Bande den Anfang zur historischen Literatur von Deutschland zu machen: eine Erfüllung der billigsten Erwartungen schon seit mehrern zwanzig Jahren!

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. Hamburg, b. Campe: *Juristische Ansicht und aus den gedruckten Memoiren gezogene Geschichte der von dem französischen Kaufmann Maupas an die Wittwe und Erben des verstorbenen Sieveking in Hamburg gemachten Geldfoderung.* 1801. 72 S. 8. (10 gr.) *Maupas* verklagt die Wittwe und Erben des Kaufmanns *Sieveking* wegen einer Foderung von 80000 Mark *banco*, und bringt darüber einen Schuldschein bey, den der Verstorbene während seines Aufenthalts in *Paris* ausgestellt haben soll. Aus vielen der Sache vorangegangenen, noch mehr aber aus nachherigen Umständen ergiebt sich mit vieler Wahrscheinlichkeit, dass es mit der vorgeblichen Foderung und der Verschreibung darüber, nicht ganz richtig sey, dass daher die Beklagten wohl erwarten können, zur eidlichen Ableugnung der Urkunde gelassen zu werden, obgleich der Kläger über die eigenhändige Unterschrift des Verstorbenen die Aussage eines Zeugen für sich hat. Denn die Gründe, welche der Glaubwürdigkeit der Sache an sich entgegenstehen, und einige andere Rücksichten scheinen das Gewicht des Zeugnisses zu mindern. Mit den einzelnen Rechtssätzen und Argumenten muss man es in solchen Streitschriften so genau nicht nehmen; aber nicht wenige Druck- und Schreibfehler finden sich hier, die zum Theil den Sinn ganz entstellen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 23. October 1802.

GOTTESGELAHRTHEIT.

1) Leipzig, b. Graffé: *Anleitung zur Kenntniss der den Theologie studierenden, den Candidaten des Predigtamts und den Religionslehrern in den Städten und auf dem Lande wesentlich nothwendigen und geprüft nützlichsten Bücher*, von *W. D. Fuhrmann*, Ev. reform. Prediger in Mark bey Hamm in der Graffschaft Mark. 1801. XXVI. u. 644 S. gr. 8. (2 Rthlr. 4 gr.)

2) Ebendaselbst: *Anhang zur Anleitung zur Kenntniss u. s. w. oder: Anzeige der besten Bücher aus andern Theilen der Gelehrsamkeit ausserhalb der Theologie, in so fern solche den jungen Theologen, Hofmeistern, Candidaten des Predigtamts und Predigern zu kennen nothwendig und nützlich sind*, von Ebendems.

Auch noch unter dem besondern Titel:

Handbibliothek für junge Theologen und Religionslehrer, oder Anzeige derjenigen allervorzüglichsten Schriften, welche zur Erlangung derjenigen Sprach- und Sachkenntnisse dienen, die zwar nicht zunächst ins Gebiet der Theologie gehören, aber doch dem jungen Theologen und Religionslehrer wesentlich nothwendig und nützlich sind. 1802. VIII. u. 58 S. gr. 8. (12 gr.)

Neben mehreren, zum Theil vortrefflichen, Anleitungen zur theologischen Bücherkenntniss, welche wir bereits besitzen, konnte allerdings noch eine Schrift bestehen, ja es war selbst eine solche zu wünschen, welche zunächst blos für praktische Religionslehrer, und solche die sich dazu bilden, nicht für gelehrte Theologen, bestimmt, und zugleich raisonnirend und beurtheilend wäre. Wenn damit noch eine gleichfalls pragmatische Anweisung zur Kenntniss anderer Bücher verbunden würde, welche zwar nicht in das Gebiet der Theologie gehören, aber auf die höhere menschliche Bildung, die sich der Religionslehrer zum Zweck setzen soll, und auf den schönen Beruf des Hauslehrers und Pädagogen, welchen viele theologische Candidaten wählen, Beziehung haben, so wäre damit ein wichtiger Zweck mehr erreicht. Dazu aber gehörte ein Mann von einer tiefen und ausgebreiteten Kenntniss sowohl der Bücher, als auch ihres Inhalts, von einer vielseitigen wissenschaftlichen Bildung, von einem reifen, freyen, selbstständigen und unpartheyischen Urtheile des Verstands und Geschmacks. Auch die Eigenschaft eines deutlichen, bestimmten, treffenden und gedrängten Ausdrucks durfte ihm nicht erlassen werden, weil es sonst für den Leser fast unerträglich seyn musste, sich so viele Bücher vorzählen und vorrecensiren zu lassen. Ob der Vf. der beiden vorliegenden Schriften diese zur Erreichung seines an sich sehr rühmlichen und gemeinnützigen Zwecks erfoderlichen Eigenschaften besitze, dawider erregen schon die schleppenden, weitschweifigen und undeutschen Titel seiner Bücher ein gegründetes Vorurtheil, welches dann auch durch die Bücher selbst bestätiget wird. Man findet zwar eine sehr ausgebreitete Bücherkenntniss, man findet selbst eine gewisse Genauigkeit und Sorgfalt in der Angabe der Bücher, man findet überall einen Eifer, sich den Lesern, für welche diese Bücher bestimmt sind, wahrhaft nützlich zu machen; aber wenig Kenntniss der Sachen, vollends in nichttheologischen Wissenschaften, einen weitschweifigen, unbestimmten, schielenden, geschmacklosen Stil, Urtheile, welche fast nur aus Recensionen, die der Reihe nach bey jedem Buche, oft über halbe Seiten lang, citirt worden, zusammengestoppelt sind, und oft ganz possirlich klingen. Die Urtheile, welche er in der Vorrede über seine Vorgänger fällt, beweisen auch noch ausserdem seine Partheylichkeit, wo seine Eitelkeit mit ins Spiel kommt. *Keil* macht er es zum Vorwurfe, dass er viele veraltete, ausgediente und unwichtige Schriften anführe, dass er nicht auf Recensionen verweise und die Preise der Bücher nicht anführe. *Thiess* soll in seiner *Handbibliothek für angehende Theologen* einmal zu viele Werke, nämlich 816, und dann unter denselben viele entbehrliche und ausgediente angeführt haben, manches Fach soll von ihm zu dürftig besetzt, und manches Buch in ein Fach gebracht seyn, wohin es nicht gehört. Von *Nösselts Anweisung* urtheilt der Vf. unter andern: „Es sind darin in allen Theilen der theologischen Gelehrsamkeit die vollständigen Titel der bessern Werke, ohne alle etwa in einer glücklichen Kürze anzubringenden Urtheile (wie man mehrmals von Vf. wünschte) über dieselben angeführt." Hat denn Hr. *Fuhrmann* so manche kurze und treffende Urtheile, die in *Nösselt's Anweisung* theils über mehrere Bücher zugleich, theils über einzelne Bücher vorkommen, und die oft weit mehr werth sind, als seine langen Auszüge aus den Recensionen, in seinem Exemplare nicht gelesen? Von der *Bibliothek für Prediger*, von *Dav. Gottl.* und *Aug. Herrm. Niemeyer*, und von *H. P. Wagnitz* herausgegeben, mit welcher das Werk des Vfs. noch am ehesten in Collision kommen könnte, sagt er unter

ter andern: „Die Herausgeber haben sich nicht auf die Anzeige und raisonnirende Beurtheilung bloss solcher Bücher eingeschränkt, *die der Prediger selbst besitzen muss*, sondern sich vielmehr über alle die verbreitet, deren Kenntniss dem Prediger wo nicht nöthig (?), doch wenigstens nicht zunächst nützlich ist. Sie eröffneten sich ein zu weites, nicht genau begränztes Feld, da sie doch stets die Frage: welche theologische Schriften haben auf die Kenntniss und den Besitz des Predigers Anspruch zu machen? im Auge hätten behalten sollen." Muss denn aber der Prediger alle die 535 Bücher selbst besitzen, die Hr. *Fuhrmann* anführt, und kann diess überhaupt vernünftiger Weise der Zweck bey einer solchen Anleitung zur theologischen Bücherkenntniss seyn? Um unser allgemeines Urtheil noch mehr zu begründen, wollen wir nun noch einige Beyspiele aus der *Anleitung* selbst anführen, welche sich meistentheils selbst hinlänglich charakterisiren werden. Gleich in der Einleitung, wo der Vf. einige allgemeine literarische Werke anführt, beschreibt er den Inhalt und Plan jedes Bandes, und diess thut er auch in der Folge sehr oft bey andern Büchern. Diess geht so weit, dass er sebst bey Commentaren über die Bibel angiebt, welche biblische Bücher in jedem Bande commentirt seyen. Wozu dient diess anders als das Werk unnütz weitläuftig zu machen? S. 5. wird von *Meusels* Geschichte der Gelehrsamkeit gesagt: „Diess Werk ist zwar zum Leitfaden zu akademischen Vorlesungen bestimmt, aber es fehlt demselben auch ohne weitern Commentar nicht an *Besleischung und Ründung*. Der Vf. bestrebt sich zwar, so kurz als möglich zu seyn, und nimmt sogar im *äusserlichen Stil zu Abkürzungen seine Zuflucht.*" etc. Von der *Jenaischen A. L. Z.* heisst es S. 14. einige Recensionen wären partheyisch und mit Animosität abgefasst, *weil* sich die Herrn Redacteurs Hofr. *Schütz* und D. und Prof. *Hufeland* (in den Nachträgen, deren ungemein viele sind, ist corrigirt: D. und G. K. R. *Griesbach*) die Mühe nicht nähmen, die Localverhältnisse der Recensenten mit dem Verfasser der beurtheilten Schriften kennen zu lernen. Woher weiss nun der Vf. diess? Und wie kann er so etwas wissen? Gesetzt auch, dass einige solche Recensionen, als er will, in der Literaturzeitung wären, (was bey einem so umfassenden und schon so lange dauernden Institute eben kein Wunder wäre), warum sollen nun gerade die Redacteurs die Schuld tragen? Und steht es denn in irgend eines Redacteurs Macht, die Verhältnisse der Recensenten mit den Schriftstellern genau und vollständig kennen zu lernen? Von *Planks Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs* urtheilt der Vf. unter andern: „Es ist für junge Theologen und Prediger zu weitläuftig. Es gewährt keine kurze Uebersicht des Entstehens und der Fortbildung des protestantischen Lehrbegriffs, ist etwas zu kostbar und im Vortrag trocken." S. 241. und von dessen *Abriss einer historischen Darstellung der dogmatischen Systeme*: „Der Vf. legt ziemlich unpartheyisch die wichtigsten dogmatischen Systeme dar, und betrachtet alle diese Lehrbegriffe in Beziehung auf das Lehrsystem der evangelisch-lutherischen Kirche. — Von dem katholischen Systeme urtheilt er zu günstig, urtheilt vom Partikularismus der ehemaligen reformirten Kirche zu hart, übrigens aber urtheilt er billig." S. 242. *Steinbarts* Glückseligkeitslehre soll ächte Philosophie des Christenthums enthalten, und seit ihrer Erscheinung soll man freye Aeusserungen in der Theologie angefangen haben. S. 272. *Ständlins Geschichte der Sittenlehre Jesu*, soll bey allen ihrem Werthe viele *übertriebene* Behauptungen enthalten. S. 286. Noch an schätzbarsten ist, wie uns dünkt, das Verzeichniss und die Beurtheilung derjenigen Schriften, die zu den eigentlichen Predigerwissenschaften gehören. Wir setzen noch ein paar Worte von dem Anhange hinzu. Hier sind die Urtheile kürzer und oft fehlen sie ganz. Hier sind selbst *holländische*, *spanische*, *italiänische*, *dänische*, *schwedische*, *russische* Sprachlehren, Lese- und Wörterbücher angeführt. Der Vf. hofft, dass die Prediger in andern Gegenden mehr als in der seinigen sich auf die *neue Philologie* legen werden. Vorr. S. VIII. Warum hat der Vf. bey der *Geschichte der Philosophie* bloss *Eberhards* Compendium und *Tennemanns* unvollendete *Geschichte* angeführt? Und warum prangt unter den allgemeinen philosophischen Schriften auch *Pölizens* Lehrbuch für den ersten Cursus der Philosophie? Von *Kants* Schriften urtheilt der Vf., was ihm zur Ehre gereicht, mit wahrer, ungeheuchelter Hochachtung, ungeachtet er kein Kantianer ist. Wir halten dafür, dass der Anhang besonders Hauslehrern sehr gute Dienste leisten könne.

Leipzig, b. Crusius: *Das Zeitalter der Harmonie, der Vernunft und der biblischen Religion.* Eine Apologie des Christenthums gegen *Thomas Paine* und seines Gleichen in Deutschland. Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von D. *Georg Friedrich Seiler.* 1802. 221 S. gr. 8. (18 gr)

Viele Gegner des Christenthums und ausschliessende Freunde einer reinen Vernunftreligion haben sich darin sehr geirrt, dass sie Vernunft und Bibel einander unaufhörlich entgegensetzten, und nicht einsahen oder nicht einsehen wollten, dass doch auch in der Bibel die Grundsätze der Vernunftreligion, obgleich nicht systematisch, doch fragmentarisch und zerstreut enthalten seyen, und dass die Bibel sich ungemein grosse Verdienste um die Entwicklung der Vernunftreligion unter den Menschen erworben habe. Namentlich hat *Thomas Paine* in seinen *Zeitalter der Vernunft* diess verkannt, und in so fern wird er in der vorliegenden Schrift recht gut widerlegt. Eine andere Frage wäre die: ob die Vernunftreligion, welche die Bibel enthält, nicht wiederum durch andere Glaubenslehren, welche daselbst mit ihr in enge Verbindung gebracht werden, getrübt und eingeschränkt werde, ob man berechtiget sey, das Reinvernünftige von dem Uebrigen zu trennen, und es für

für wahre biblische Religion auszugeben, und ob auch das, was die Bibel ausser der Vernunftreligion Religiöses enthält, mit der Vernunft harmonire? Die letzte Frage beantwortet der Vf., wie sie in den meisten Schriften deutscher Apologeten, und namentlich in mehreren *Seilerischen* Schriften beantwortet zu werden pflegt; er sucht zu zeigen, dass dasjenige, was die Bibel mehr sagt, als die Vernunft, doch der Vernunft nicht widerspreche, sich an gewisse Bedürfnisse und Ahndungen derselben anschliesse und sie befriedige; er wiederholt die vornehmsten sogenannten Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion, und kehrt sie wider *Thomas Paine*, alles in einer sanften, milden, liberalen und klaren Manier, und überhaupt so, dass wir glauben möchten, Hr. D. *Seiler* habe diese Schrift nicht nur mit einer Einleitung versehen und herausgegeben, sondern selbst geschrieben. Am Ende der *Einleitung* lesen wir folgende Worte: „Man wird es dem Vf. dieser Schrift nicht als eine *Heterodoxie* anrechnen, dass er in manchen Punkten seinem Gegner sehr viel zugiebt: denn es war *mir* nur darum zu thun, dass die Leser, welche wie *Paine* denken, erst zu Christen gebildet würden. Wenn sie diess Werk und dann dabey die heilige Schrift selbst lesen, so wird es ihnen an *Rechtgläubigkeit* nicht fehlen.“ In der Einleitung redet Hr. *Seiler* von *Paine's* Lebensumständen, von den Ursachen, warum sein *Zeitalter der Vernunft* so viele Leser gefunden habe, von der Entstehung und wahren Beschaffenheit dieses Buchs.

HANDLUNGSWISSENSCHAFTEN.

Breslau, b. Schall: *Noth- und Hülfsbuch für Banquiers und Kaufleute;* enthaltend eine genaue Anweisung zum Gebrauche der gewöhnlichen Taschenbücher der Münz-Maass- und Wechselkunde, u. s. w. Entworfen von *Andr. Wagner*, Lehr. der Arithmetik etc. in Magdeburg. 1802. VIII. u. 304 S. gr. 8. Mit zwey halben Bogen Tafeln. (1 Rthlr. 8 gr.)

Seitdem das Beckersche *Noth- und Hülfsbüchlein für Landleute* einen so grossen Absatz gefunden, haben sich viele Autoren und Verleger in diesen Titel, als wär er eine glückliche Wünschelruthe, verliebt, und gebrauchen ihn bey Büchern, wo er gar nicht passt. Selbst solche Verfasser, deren Bücher keines Modetitels bedürfen, wie es mit gegenwärtigem der Fall ist, lassen sich zu solcher Tändeley herab.

Hr. *W.*, der schon mehrere brauchbare Schriften über das Handelswesen geliefert, hat sein Buch einzig und allein dazu bestimmt, das vortreffliche *Taschenbuch für Bankiere und Kaufleute* des Hn. *Gerhardt*, das unter dem Namen des *Nelkenbrecherischen* bekannt ist, zu erklären, und den gemeinnützigen Gebrauch desselben für jeden Comptoristen verständlich zu machen. Diese Absicht ist nicht übel, da Rec. es aus eigener Erfahrung weiss, dass mancher junge Mann, der übrigens die Theorie der Handlungswissenschaft hinlänglich kennt, jenes Taschenbuch nicht überall gehörig versteht. Dafür hat nunmehr Hr. *W.* gesorgt. Seine Absicht geht dahin vorzüglich: Ungeübtern die Wege zu zeigen, wie sie nicht nur dieses und jedes Werk über Münz- und Wechselkunde gehörig verstehen, sondern auch richtig anwenden und benutzen können. Die Schrift zerfällt daher in fünf Abtheilungen. In der *ersten* wird eine Anweisung zum Gebrauche der ersten Angabe jedes Wechselplatzes in *Nelkenbrechers Taschenbuch* etc. gegeben, welche das Verhältniss seiner Münzen enthält. Die *zweyte* begreift den Zahlwerth der Wechsel von andern Plätzen, nebst der Anweisung, wie solche bey vorfallenden Berechnungen anzuwenden sind. Hier kommen brauchbare Berechnungen für die ältern und neuern Münzvaluten vor, die jungen Leuten zur Nachahmung und weitern Ausführung zu empfehlen sind. Die *dritte* Abtheilung handelt vom Gebrauche des Werthes wirklicher und fingirter Münzsorten und ihrer wahren Berechnung. Auch hierbey hat der Vf., durch mathematische Darstellungsgabe gezeigt, dass Anwendung der Buchstaben-Rechnung auf kaufmännische Vorfälle, wesentlichen Nutzen stifte. In der *vierten* wird der Gebrauch der bereits angeführten Wechsel-Course gewiesen, und in der *fünften* die Berechnung des Verhältnisses der Maasse und Gewichte gelehrt. Ein lehrreicher *Anhang* enthält besonders einen interessanten Aufsatz, nämlich eine kurze und gründlich bearbeitete *Geschichte und Erklärung des deutschen Münzwesens älterer und neuerer Zeiten.* Auf Quellen und Hülfsmittel hat der Vf. nirgend verwiesen; inzwischen hätten wir doch gewünscht, er hätte hierbey auf den schätzbaren *Beytrag zu einer chronologischen Geschichte des innern Gehalts der lübeschen Währung im Mittelalter*, des Hn. Syndicus *A. J. Kraut* zu Lüneburg im *Hannöv. Magaz. f.* 1782. 64tes bis 67tes Stück Rücksicht genommen. Da man diese Abhandlung am genannten Orte nicht leicht sucht: so hätte Hr. *W.* das Wesentlichste derselben ausheben, und in die seinige übertragen können. — Das Uebrige von S. 228. bis zu Ende enthält vermischte Aufsätze, Berechnungen der Münzsorten, und Tafeln, die von jedem Kaufmanne mit Nutzen gebraucht werden können.

KINDERSCHRIFTEN.

Leipzig, b. d. Gebr. Müller: *Handbibliothek für die Jugend*, oder *Inbegriff des Nützlichsten zur Bildung des Verstandes und Herzens. Erster Band.* 1802. 210 S. 8. (16 gr.)

Der Titel dieses Büchelchens ist sehr doppelsinnig und anmassend. Das Ganze enthält weiter nichts als entlehnte Geschichten und einzelne Stücke aus der Anthropologie, Diätetik, und Zoologie. Die angehängte Lebensbeschreibung *Ludwig Kapet's* des Sohnes des letzten Königs der Franzosen ist neu und nicht unin-

uninteressant. Uebrigens ist die ganze Sammlung ohne Plan angelegt, nicht *auf die Jugend* berechnet, und eine eilfertige spekulirte Compilation, welche eher jeden andern, nur nicht den obigen absichtlich täuschenden, Titel verdienet.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Leipzig*, b. Kummer: *Was versteht man unter dem Glauben an Christum zu Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, und was ist die Lehre der Schrift davon?* 1802. 80 S. 8. (6 gr.) Der Zweck des Vfs. ist nach dem Vorberichte bey dieser Schrift nicht, die Feinde der Gottheit Christi zu bekehren, denn das hält er für moralisch unmöglich, sondern diejenigen Christen, welche von jenen in ihrem Glauben wankend gemacht werden, darin von neuem zu befestigen, und ihnen zugleich die Nothwendigkeit zu zeigen, über das, was man heut zu Tage Aufklärung im Christenthume nennt, etwas reiflicher nachzudenken. — Dabey kann kein Unbefangener etwas zu erinnern haben, so bald dieses mit Gründlichkeit, und in einem anständigen Tone geschieht; allein wir bedauern von Herzen, beides hier nicht gefunden zu haben, und wünschten deswegen, dass der Vf. diese Sache einem gründlichern und bescheidenern Gelehrten überlassen hätte, durch den der angegebene Zweck vielleicht eher hätte erreicht werden können, als es so geschehen wird. Man findet hier nämlich nicht viel mehr als den gewöhnlichen Katechismus, der einem jeden bekannt ist. Damit es aber das Ansehen erhalte, als wenn der Vf. etwas viel besseres gesagt habe, und noch viel gelehrteres hätte sagen können: so bricht er auf der einen Seite in unaufhörliche Herzenserleichterungen gegen die Neologen aus, und bedauert es auf der andern Seite, dass er sich nicht weiter verbreiten kann. So heisst es z. B. am Ende des Vorberichts. „Gern „hätte ich noch, ich gestehe es [ey warum nicht?] aus den „authentischen Zeugnissen der *ersten* christlichen Jahrhunderte, und aus ihrer *Uebereinstimmung* mit den *Normalbüchern* „*unserer Kirche* die lächerliche Prahlerey derer ein wenig ins „Licht gesetzt, welche, ihrem Vorgeben nach, darauf *umgehen* [warum nicht *ausgehen*?], die christliche Religion von „allen menschlichen Zusätzen zu saubern, und in ihrer ur„sprünglichen Reinigkeit völlig wieder herzustellen: allein ich „durfte es nicht wohl wagen, eine Schrift, die für eine ein„zelne Abhandlung ohnedem schon stark genug gerathen war, „dadurch noch weitläuftiger zu machen. Vielleicht findet sich „künftig eine schickliche Gelegenheit dazu, und wofern ich „meine Gegner recht kenne, so wird mich ihr *frommer* Eifer „[ausserordentlich ironisch!] wohl nicht allzulange darauf „warten lassen." Der Vf. wird es uns nicht übel nehmen, wenn wir sein Versprechen ebenfalls für eine *lächerliche Prahlerey* halten, die aus einer völligen Unkunde mit dem christlichen Lehrbegriffe der ersten Jahrhunderte gewagt ist; denn ein Sachverständiger kann es gar nicht unternehmen wollen, zu zeigen, dass jener Lehrbegriff derselbe sey, welcher sich in unsern symbolischen Büchern findet. Nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche werden die drey ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung mit dem Namen der ersten christlichen Jahrhunderte belegt. Nun weiss es aber jeder Anfänger in der Theologie, dass der *Athanasische* Lehrbegriff von der Trinität, der in unsern symbolischen Büchern steht, erst im *vierten* Jahrhunderte ausgebildet ist, woraus allein der Vf. schon abnehmen wird, dass er grosse Ursache hat, sein aus Unkunde gegebenes Versprechen wieder zurück zu nehmen, wenn er sich mit der Ausführung desselben nicht prostituiren will. Man halte solche Ausdrücke wie den letzten nicht zu hart; denn man kann aus den hier vorkommenden Herzenserleichterungen beweisen, dass sich der Vf. schon prostituirt hat. Wir verweisen deswegen auf die gemeine Tirade S. 29. u. 30., woraus wir wenigstens etwas anführen wollen. Nach Matth. 7, 22. lässt er die *heutigen* Theologen [als wenn er von *gestern* her wäre] dem Herrn Christus zurufen, wenn er in der Herrlichkeit seines Vaters kommen wird. „Ha„ben wir nicht *Freyheit im Denken* eingeführt? Die Welt über „das, was sie dir glauben oder nicht glauben soll, *aufgeklärt*? „und mit dem profanen und neuerungssüchtigen Geiste unsers „Zeitalters gleichen Schritt gehalten? u. s. w. Allein er wird „ihnen, ohne auf ihr prahlerisches Selbstlob zu hören, oder „nach den *neuen Hülfsmitteln in der Exegese*, und den in der „*Physik* gemachten *Fortschritten* zu fragen, deren sie sich vor „ihm rühmen werden, antworten: ich habe euch noch nie „erkannt; ihr gehört nicht unter die Meinigen, ob ihr gleich „jetzt zu mir sagt Herr! Herr! Warum habt ihr mich denn „sonst nicht für den *Herrn* erkennen wollen, da euch der Ein„gang in das Reich meiner Gnade noch offen stand? Wei„chet nunmehr von mir ihr *unmoralischen Menschen*! — Ich „frage nichts nach euern Scheintugenden! — Befreyet mich „von euerm *verhassten Anblicke*. Hinweg von mir ihr Frev„ler! Hinweg auf ewig!" So würde freylich ein wüthender Zelot sprechen, dem christliche Duldsamkeit bey Verschiedenheit der Meynungen in Glaubenssachen eine nichtswürdige Tugend ist: allein es ist wahre Blasphemie eines Unbesonnenen, den sanften und menschenfreundlichen Christus in seiner Herrlichkeit so reden zu lassen, der schon auf seiner irdischen Laufbahn einen Irrthum des Verstandes von einer Verkehrtheit des Herzens und Wandels sehr wohl zu unterscheiden wusste, und deswegen einen barmherzigen *ketzerischen* Samariter einem hartherzigen *orthodoxen* Juden vorzog. — Man sieht aus dem vorigen, dass der Vf. die neuen Hülfsmittel in der Exegese, also auch die neue Exegese selbst verabscheuet; allein das ist gerade die Quelle des Uebels, dass er sich in die bessere Erklärung der Bibel nicht finden kann, und deswegen die alten Beweisstellen nach der Lutherischen Uebersetzung abermals wieder aufführt, wodurch die neuere Theologie widerlegt seyn soll, ohne zu erwägen, dass sie nach der gründlichern neuern Exegese die alte Beweiskraft nicht mehr haben. So werden z. B. für die Gottheit des Sohns S. 14. ff. die Stellen des Johannes wieder aufgeführt: ich und der Vater sind eins! Wer mich sieht, sieht den Vater u. s. w. Eben so wird S. 24. ff. die Gottheit des Sohns aus dem blossen Namen *Herr* (κυριος) erwiesen, ohne zu erwägen, wie vielfach die Bedeutung desselben ist, und wie wenig daher die meisten angeführten Stellen für jenes Dogma beweisen können. Die Erlösung wird ferner 1) aus der ehernen Schlange bewiesen, S. 35. ff. so wie sich der Vf. überhaupt sehr stark für die Typik erklärt, 2) aus Joh. 10, 15. 3) aus Joh. 6, 51. 4) aus den Einsetzungsworten des Abendmals. Bey allem diesen eine exegetische Verbesserung anzubringen, halten wir für vergebliche Mühe, da die bessern exegetischen Schriften allgemein bekannt sind. In der Schlussrede S. 64. zieht der Vf. alsdann ein Glaubensbekenntniss aus den Zeugnissen Jesu und der Apostel, welches nach seiner Exegese so ausfällt, wie es im Katechismus steht. Dagegen wird nun S. 71. u. 72. das Bekenntniss der neuern Theologie gestellt, aber freylich in einer Karikatur, in der es schwerlich irgend ein gründlicher neuer Theolog für das seinige erkennen wird, so bald er nur ein wenig gesunde Philosophie besitzt. Natürlich wird dasselbe verworfen, und für absurd erklärt, welches dem Vf. ein leichtes ist. Wollte er sich dagegen noch ernstlich mit dem Studium der Philosophie, Exegese und Kirchengeschichte beschäftigen: so könnten wir ihm versprechen, dass er zum mindesten zu tolerantern Gesinnungen gelangen müsste.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 25. October 1802.

ERDBESCHREIBUNG.

Paris, in der Druckerey der Republik: *Voyage autour du monde pendant les années 1790. 1791. et 1792. par Etienne Marchand,* précédé d'une introduction historique; auquel on a joint des recherches sur les terres australes de Drake et un examen critique du voyage de Roggeween avec cartes et figures par *C. P. Claret Fleurieu,* de l'Institut national des Sciences et des Arts et du Bureau des Longitudes. *Tome I.* CCI und 294 S. *Tom. II.* 529 S. An. VI. 8.

2) Leipzig, b. Hinrichs: *Die neueste Reise um die Welt* in den Jahren 1790. 1791 und 1792, von *Etienne Marchand,* Hauptmann. Mit Portrait, zwey Karten und Kupfer. *Erster Band.* 269 S. *Zweyter Band.* 220 S. 8. (ohne Jahrzahl). (3 Rthlr.)

Wenn alle Reisen, die im Auslande herauskommen, vorzüglich Seereisen und Reisen um die Welt, übersetzt werden müssen: so durfte freylich diese nicht ausgelassen werden: sonst, sollte man denken, wäre eine kurze Anzeige in Journalen, wie die A. L. Z. ist, und ein umständlicher Auszug in den der Geographie besonders bestimmten Zeitschriften für das deutsche Publikum, das an den Entdeckungen zur See nur einen entfernten Antheil nehmen kann, hinlänglich gewesen. Die Reise war wegen der Schnelligkeit, womit sie vollzogen wurde, und die vielleicht noch von keinem andern französischen Seefahrer erreicht ist, merkwürdig, hat aber wenig zur Erweiterung der Erdkunde beygetragen. Als die europäischen Nationen, denen die Nord-Amerikaner bald nachfolgten, Schiffe nach der Nordwestküste von Amerika schickten, um mit den daselbst erhandelten Pelzwerken einen vortheilhaften Handel in China zu treiben, wurde das Schiff Solide gegen Ende des J. 1790 von einem Handelshause in Marseille zu gleicher Absicht ausgerüstet, und dem Capit. Marchand übergeben, der auf seiner neulichen Rückreise von Bengalen von dem englischen Capit. Portlock wichtige Nachrichten über diesen Handel und dem daraus zu hoffenden Gewinn erhalten hatte. Auf der Hinreise hielt er auf dem atlantischen Meere nur auf der Cap-Verdischen Insel Sant Yago an, segelte um das Cap Horn oder die südlichste Spitze von Amerika, und landete nach 4 Monaten von seiner Abreise aus Marseille auf Santa Christina, einer von den Marquesas- oder Mendoza-Inseln. Seitdem Marchand diese Inseln besucht hat, hat der Engländer Wilson einen Missionar dorthin gebracht, der Muth genug hatte, sich allein unter den Eingebornen niederzulassen, und von dem man nachher nichts mehr erfahren hat; ein Umstand, der das Interesse an der sehr ausführlichen Beschreibung des Hn. M. von dieser Insel oder vielmehr Inselgruppe erhöht. Wenn gleich die Mendoza Inseln nicht so fruchtbar sind, als die Societäts-Inseln: so liegen sie doch denen, die von C. Horn nach Nordwesten von Amerika segeln wollen, um 300 Meilen näher als diese. Bananas-, Cocos- und Brodfruchtbaum sind die gemeinsten auf St. Christina. Auch wächst daselbst das Zuckerrohr, obgleich die Einwohner den Werth davon nicht zu schätzen wissen. Die Britten, die vor und nach Hn. M. hier gelandet haben, scheinen es nicht bemerkt zu haben. Obgleich die Einwohner sich der Anwesenheit des Capit. Cook 1774 noch erinnerten: so war doch von den Waaren, die er unter sie vertheilt hatte, keine Spur mehr anzutreffen. Aus der Reise des Capit. Wilson weiss man, dass das unverschämte Betragen der Frauenzimmer einen der beiden für St. Christina bestimmten Missionarien zu nicht geringem Leidwesen des frommen Capitains abschreckte, auf der Insel zu bleiben. Die Nachrichten des Capit. M. von dem Mangel aller Schaamhaftigkeit und sittlichen Gefühls in den Einwohnern, vorzüglich dem weiblichen Geschlecht, entschuldigen den armen Missionar, und geben uns wenig Hoffnung, dass der zurückgebliebene bey einem so tief gesunkenen Volke, wo eine Gemeinschaft aller Männer und Weiber statt zu finden scheint, die Sitten verbessern werden. Das Band, welches die Männer an dem äussersten Theil der Schaamglieder nach Art der Neuseeländer befestigen, ist ein Beweis, dass sie die Beschneidung nicht kennen. Statt der Unreinlichkeit, die ihnen Cook vorwirft, hält sie der Franzose vielmehr für reinlich; oder hat die Bemerkung nur in dem relativen Begriff, den die Reisenden mit der Sache verbanden, ihren Grund? Den Brantewein tranken sie sehr gern, woher man vermuthen will, dass ihnen gegohrene Getränke nicht unbekannt sind. Doch hat man nie Betrunkene gesehen. Die Franzosen sprechen von der Geschicklichkeit der Insulaner im Bauen der Häuser und Kähne vortheilhafter, als die Engländer. Die Stelzen, auf welchen sie zur Zeit der Ueberschwemmung gehen, sind sehr gut ausgedacht, und können sowohl bey hohen als niedrigen Fluthen gebraucht werden. Uebrigens war das Benehmen der Einwohner gegen die Franzosen so beschaffen, dass diese sie als das sanfteste, humanste, gast-

gastfreyste, friedfertigste und edelste Volk unter allen, die das grosse Weltmeer bewohnen, anpreisen. Ob sie gleich ihre Neigung zum Stehlen nicht verläugnen konnten: so bewiesen sie doch viele Treue und Aufrichtigkeit im Handel. Ueber die Regierung und Religion konnte man sich keine Aufschlüsse verschaffen. Die Bevölkerung auf den drey Inseln, die man unter dem Namen Mendoza - oder Marquesas - Inseln begreift, scheint sich auf nicht mehr als 20,000 zu belaufen, statt der 50,000, die ihnen G. Forster gab. Gegen Norden und nicht weit von dem Hafen, wo M. vor Anker lag, entdeckte er eine bisher unbekannte Gruppe von vier Inseln. Er besuchte eine nur auf zwey Stunden, nannte sie nach seinem Namen Marchand, und die drey übrigen Baux, Masse, Chanal. Auf der von ihm besuchten waren die Frauenzimmer viel schamhafter, als auf St. Christina, und wurden von Greisen den Fremdlingen angeboten. Der merkwürdigste und ruhmvollste Zug in ihrem Charakter ist, dass sie nicht die geringste Neigung zum Diebstahl zeigten, nichts begehrten und auch nicht einmal etwas zu verlangen schienen. Nachdem M. in diesen Meeren segelte, hat der engl. Lieut. Hergest 1792, wie man aus Wilson's Reisen ersieht, drey bewohnte, nebst vier unbewohnten Inseln entdeckt, und man vermuthet, dass noch mehr zu dieser Gruppe gehören. Die Lage der Inseln auf der von Wilson entworfenen Karte weicht von der bey M. ab. Wilson hatte auch Nachricht von den früheren Entdekungen des Hn. M. Die auf seiner Karte genannte Insel Rooahoogah aber, bey welcher er erinnert, dass sie von M. entdeckt sey, kann nicht die von M. besuchte und nach seinem Namen genannte Insel seyn, sondern ist vielmehr die Insel Baux, welche gegen Norden von der Insel Marchand liegt, und die M. vorbey segelte.

Da es zu spät im Jahr war, weit hinauf gegen Norden zu segeln: so gieng M. in der Norfolkbay des Capit. Dixon, von den Eingebornen Tchinkintane genannt, im 57° 4′ Nordbreite und 137° 59′ Westlänge von Paris vor Anker. Er verweilte hier beynahe drey Wochen, und der Capit. Chanal und der Chirurgus Vobler versäumten keine Gelegenheit, sich von der Beschaffenheit des Erdbodens, der Produkte, und der Eingebornen zu unterrichten. Aus deren Papieren hat der Herausgeber auch hier, wie fast im ganzen Buche, das merkwürdigste herausgehoben und in eine zierliche Verbindung gebracht. Denn das Journal des eigentlichen Capit. M. ist ihm nicht zu Gesichte gekommen. Obgleich nun vor March. der Engländer Dixon die Bay beschrieben, und nach ihm Vancouver die ganze Küste befahren hat: so ist doch die französische Beschreibung keinesweges überflüssig. Denn sie ist als eine Kritik und Ergänzung der von Dixon gefertigten anzusehen. Vancouver aber, der die Gestalt des Archipels, wozu Tchinkintane gehört, genau gezeichnet hat, ist auf seinen vielen Hin- und Herfahrten in diese Bay nicht eingelaufen, und hat überhaupt mit den Einwohnern nicht viel Verkehr gehabt, weil seine Absicht nicht Handlung, sondern Entdeckung der wahren Gestalt der Nordwestküste von Amerika war. M. erhandelte hier 100 Seeotterfelle von der ersten Güte, 250 weisse Seeotterfelle, 36 ganze und 13 halbe Bärenfelle, viele Stücke von Seeotterfellen in Streifen geschnitten, von einer geringern Qualität, zum Theil sehr abgenutzt, die man zu 150 Fellen anschlagen konnte, 37 Seekalbfelle, 60 Biber, Wiesel und andere Felle, einen Sack mit einigen Eichhornfellen und Schwänzen von Seeottern, einen Teppich von Murmelthierfellen, und einen andern theils von Murmelthier- theils von Bärenfellen. Die Vögel sind nicht zahlreich, allein das Meer und die Flüsse bieten Lebensmittel im Ueberfluss dar. Das Tätowiren ist bey den Einwohnern wenig im Gebrauch. Die Regierung scheint patriarchalisch zu seyn, so dass ein jedes Oberhaupt der Familie unabhängig von einem andern herrscht. Von dem Vorwurf Menschenfresser zu seyn, spricht sie mehr der Herausgeb. der Reise, als die Reisenden selbst frey. Voblet, der sie dieses Lasters verdächtig hält, bezeugt auch, dass sie insgeheim der ausgelassensten Wollust ergeben sind. Der Scharfsinn und die List, womit sie Handel treiben, zeigen ihre Fähigkeit, in der Cultur Fortschritte zu machen. Die Sprache ist von der in Nutka Sund ganz verschieden.

Von Tchinkintana segelte M. südwärts, erhandelte einige Seeotter und ein Biberfell in Cloakbay unterm 54° 10′ N. B. und fand in Coxs Kanal Gemälde und Sculpturarbeiten, die ihn auf die Gedanken brachten, dass sie durch Flüchtlinge aus Mexico, die sich zur Zeit der Ankunft der Europäer hierher begeben haben, entstanden sind. (Aber warum sollten nicht die Einwohner an der Küste, so gut wie die im Innern des Landes, von selbst auf dergleichen Abbildungen fallen, und wenn man, wie der Vf. thut, Amerika von Asien aus bevölkert werden lässt, warum sollen nun die im Innern zuerst cultivirt seyn, und denen an der Westküste ihre Kenntnisse mittheilen, da doch nach der Hypothese sie von Asien aus über die Küste nach Mexico gewandert sind?) Nachher segelte M. nach einem noch südlicher gelegenen Hafen auf Queen - Charlotte - Insel, und fand unter Leuten, die Dixon für Menschenfresser gehalten hatte, die freundschaftlichste Aufnahme. Seine Absicht aber, Felle zu erhandeln, wurde wenig erreicht, weil Schiffe, die kurz vorher da gewesen waren, das meiste weggekauft hatten. Er entschloss sich daher, während der Zeit, dass diese noch im Ankauf mehrerer Felle begriffen seyn mochten, ihnen in China, wo Britten und andere Nationen vor ihm die amerikanischen Felle mit grossen Vortheil verkauft hatten, zuvor zu kommen. Der Herausgeb. beschliesst die Erzählung der Schiffahrt langst der nordwestlichen Küste mit einer weitläuftigen Erörterung der Frage, wie Amerika bevölkert und zu einem gewissen Grad der Cultur gelangt sey. Was wir von seiner Hypothese urtheilen, ist schon

schon vorher angezeigt, und aus einer Note ersehen wir, dass die Abhandlung, die er im National-Institut vorgelesen, nicht vielen Beyfall erhalten hat.

Auf der Fahrt nach China nahm M. von den Sandwich-Inseln einige Erfrischungen ein, ohne daselbst zu landen. Die Erwähnung dieser Inseln veranlasst den Herausg. zu einer Abschweifung über ihren ersten Entdecker, wozu er nicht die Engländer, sondern die Spanier machen will, die sie auf der von Anson eroberten Karte Mesa genannt haben, obgleich in der Bestimmung der Länge ein Unterschied von 22 Graden ist. Da er die Spitze des Berges Mowna Roa auf Owyhee in einer Entfernung von 50 Meilen noch sehen konnte: so berechnet er darnach die Höhe zu 2398 Klaftern (toises); folglich wäre dieser Berg der höchste nach Chimborasso in Peru auf der Erdkugel. Von Tinian weiss M. nichts zu berichten; er segelte vorbey, ohne sie zu berühren; diess hindert aber den Herausgeb. nicht, die ältern und spätern Nachrichten von den Inseln zu excerpiren. (Dergleichen Digressionen erlaubt er sich mehrmalen, um eine an sich thatenlose Reise mit Begebenheiten aus andern auszuschmücken). Endlich kam M. den 26. Nov. 1791 in Macao an, erfuhr aber zu seinem Leidwesen, dass die chinesische Regierung die Einfuhr aller Pelzwerke, und insbesondere der Seeotterfelle in die südlichen Häfen des Reichs verboten hätte. Er eilte daher mit seiner ganzen Ladung nach Europa, hielt sich indess 2½ Monate in Ile de France auf, von welchem Aufenthalt weder er, noch sein Herausg., etwas zu sagen wissen, versah sich mit Wasser und Erfrischungen in St. Helena, (wo der Herausg. die Gelegenheit wahrnimmt, seine Galle gegen England auszuschütten) und kam den 14. Aug. 1792. in Toulon an. Die geschwinde Fahrt von Ile de France nach Toulon innerhalb 4 Monaten wird den französischen Seefahrern als ein nachahmungswürdiges Beyspiel vorgehalten. Die Pelzwerke wurden nach Lyon geschafft, wo sie zu einer unglücklichen Zeit ankamen, und von den Würmern verzehrt wurden. Zwey Drittel von dem auf die Ausrüstung verwandten Capital gingen verloren, und der einzige Vortheil war, der Nation einen Weg gezeigt zu haben, der vielleicht in künftigen Zeiten zu vortheilhaften Unternehmungen führen kann.

Ein Buch, das so viele Auswüchse, Declamationen und Excerpte aus englischen, längst unter uns bekannten Reisebeschreibungen hat, ganz zu übersetzen, würde sehr unrecht gewesen seyn. Hr. *J. C. Hinrichs* (Verleger und Uebersetzer treffen hier in einer Person zusammen) übergieng daher die minder wichtigen, und nur für eine Classe von Lesern brauchbare Nachrichten. Aus der Ursache mag er auch das oben mitgetheilte Verzeichniss der Pelzwaaren weggelassen haben. Da wir das Princip, dass nur solche Nachrichten zu übersetzen sind, die für alle Leser ein Interesse haben, nicht billigen können: so würden wir noch mehr Lücken in der Uebersetzung bemerkbar machen, wenn das ganze Buch in unsern Augen einen vorzüglichen Werth hätte. Es ist aber hier nur zu entscheiden, wie das, was Hr. H. ausgehoben hat (und dieses ist unstreitig der wesentlichste und merkwürdigste Theil des Buchs) übersetzt sey. Die Aufrichtigkeit nöthigt uns zu dem Geständniss, dass die Uebersetzung zu den mittelmässigen gehöre. Die Construction des Hülfsworts *haben* ist durchaus fehlerhaft. Kaum sollte man glauben, dass ein Deutscher schreiben könnte, wie S. VI. *welche* (Halbinsel) *seinen* (des Entdeckers) *Namen zu führen die Ehre haben gesollt hätte* — S. XXIV. *welche* (Richtung) *ihn auf die Breite bringen gemusst hätte.* Unzähligemal kommt diese sprachwidrige Stellung des Hülfsworts *haben* vor. Allein dieses ist nicht das einzige Undeutsch, das wir rügen müssen. Viele Redensarten verrathen den Fremdling in seiner Muttersprache. Dahin gehören z. E. S. XVII. *der Entdeckung eine Fortsezung geben* statt *die Entdeckung fortsetzen* — S. XXXII. *Reichthümer in der Erdkunde u. s. sich vermehren werden*, statt *Kenntnisse in der Erdkunde u. s. erweitert werden.* — S. XXXV. *harte Meere* (*Meres chaudes*) — *Meere befeuchten die Küsten* sagt man nicht, sondern *bespülen, schlagen an* u. s. Die ungeschickte Wiederholung des Pronomens *welcher* macht oft die Perioden schleppend und unverständlich. Z. E. S. 13. *Aber ein unwissender Schiffer, welcher auf seiner Ueberfahrt keines von den Mitteln zu gebrauchen gewusst hätte, welche ihm Aufklärung über die Fehler verschaffen konnten, welche bey einer täglichen Schätzung unvermeidlich sind* — 2 Bd. S. 13. *Er suchte Schutz hinter einer kleinen Insel, welche man nordostwärts der Bucht liegen sah, und welche von der südwestlichen Küste der nördlichen Insel nur durch einen kleinen Kanal getrennt wird, welche dem Kahne einen artigen Hafen und Schutz gegen den Wind, welcher von Westen her wehte* u. s. Wenn man diese rauhe Sprache mit der klaren und sanft fliessenden des Originals vergleicht: so muss man sich wundern, dass Hr. H. sich nicht mehr bemüht hat, die Schönheiten des Originals in Absicht auf den Stil seiner Uebersetzung mitzutheilen. Dass ein Uebersetzer der Art den Sinn nicht immer getroffen haben werde, lässt sich leicht vermuthen, und dass dieses auch wirklich der Fall sey, beweisen folgende Exempel. Bd. 1. S. 42. *er liess eine 1 pfündige Kanone mit Pulver abfeuern* (*il ordonna qu'on tirât à poudre un coup de canon d'une livre*) d. i. *liess eine einpfündige Kanonenkugel unter sie werfen.* — S. 192. oben (wo im Original alles hell und klar ist) ist die ganze Periode ein Galimathias, aus dem man nicht leicht einen Verstand herausbringen, oder in welches man nicht leicht einen hineintragen kann. Bd. 2. S. 5. ist z. B. ist es wohl ein blosses Versehen des Setzers, dass statt *kein Geheimniss*, gesagt ist: *ein Geheimniss.* Die falsche Lesart der Uebers. enthält eine Beschuldigung gegen die Engländer, deren sie im Original nicht bezüchtiget werden. — S. 29. *Ich habe bereits mit einem Theil des Hausgeräths bekannt gemacht.* Man muss hier fragen: wen denn? und die Antwort schuldig bleiben, wenn man nicht im Ori-

Original nachschlägt: *J'ai dejà fait connoitre une partie de mobiliar.* — S. 51. Die Einwohner von Cloak Bay erscheinen in der Uebersetzung in einem minder günstigen Lichte, als sie das Original schildert. *Die Franzosen hätten sich nur ihrer Zuvorkommenheit zu erfreuen gehabt.* Also nicht anderer guten Eigenschaften? *Die Franzosen*, sagt das Original, *hatten alle Ursache, ihre Zuvorkommenheit zu rühmen.* — S. 113. ist die Warnung, die Hr. M. den Seefahrern ertheilt, verfälscht. *Sie sollen die Sandwichinseln nicht berühren, und von den Booten die Lebensmittel n i c h t annehmen.* Sein Rath ist, nicht ans Land zu steigen, sondern von den Booten oder Canots der Einwohner die benöthigten Lebensmittel in Empfang zu nehmen. — S. 127. Das Schiff wurde *gegen Nord abgetrieben*, so dass man nicht hoffte, mit einem Südostwinde durch die Einfahrt zu kommen; ist wenigstens zweydeutig. Deutlicher: Das Schiff wurde im Norden von seinem Laufe abgetrieben, *le vaisseau eprouvoit une derive dans le nord.* — Wenn man an den angeführten Proben noch nicht genug hat, den Werth der Uebers. zu beurtheilen, so nehme man folgende: *Man weiss, dass auf einer der Ladroneninseln Magellan von Geburt ein Portugiese, damals in spanischen Diensten das Leben verlor, indem er durch Hülfe seiner Waffen die Eroberungs-Plane des Oberherrn einer der Inseln begünstigen wollte, welcher im Krieg mit dem Oberherrn einer benachbarten Insel war, welche, der eine wie der andre, einst mit ihren Ländern unter die Botmässigkeit eines andern Oberherrn kommen sollten, welcher in einer Entfernung von 6 Meilen, und ohne sich hineinzumischen, seine Länder mit ihren Inseln vermehren sollte.* Dass 6 für 6000 Meilen gesetzt ist, macht nicht allein die Stelle dunkel, sondern vielmehr die holperichte Wortfügung in geradem Gegensatz der französischen. *On sait que c'est dans l'une de ces îles que Magellan, Portugais d'origine, employé au service de l'Espagne perdit la vie en voulant favoriser par le secours de ses armes les projets de conquête du Souverain d'une des îles en guerre avec le Souverain d'une île voisine, qui l'un et l'autre un jour devoit passer, eux et leur pays, sous la domination d'un autre Souverain qui, de six mille lieues de distance et sans s'en mêler, sauroit ajouter leurs îles à ses vastes Domaines.* Wir würden uns bey den mancherley Fehlern der Uebersetzung nicht so lange aufgehalten haben, wenn nicht zu befürchten wäre, dass auch die übrigen drey Theile dieses Werkes (denn es bestehet eigentlich aus fünf, von denen die beiden ersteren die Reise enthalten) von derselben Feder übersetzt oder in Auszug gebracht werden würden, der wir mehr Schärfe, Richtigkeit und Gewandtheit wünschen müssen, ehe sie ihre Produkte dem Publikum vorlegt.

SCHÖNE KÜNSTE.

MAINZ u. HAMBURG, b. Vollmer: *Marcipilla Ripsraps Wanderungen, Stationen, Durchflüge, Kreuz- und Queerzüge durch die Nomadenhorden des deutschen Theaters, von Giovanni Paesiello, Verfasser der schönen Müllerin, der eingebildeten Philosophen,* u. a. m. *Erster Theil.* 1802. 254 S. mit 1 Kpf. *Zweyter Theil.* 348 S. 8. (2 Rthlr.)

Jedem, dem nicht etwa schon sein eignes Divinations-Vermögen aus dem blossen Titel des Buchs verkündigt, was er hier zu erwarten habe, können wir versichern, dass unter den vielen Romanen, die Begebenheiten und Charaktere aus dem Schauspieler-Leben zum Gegenstande sich wählten, gegenwärtiger einer der zweck- und nutzlosesten sey. Zwar scheint er von einem Vf. herzustammen, der seit mehrern Jahren mit mehr als einem Theater in genauer Verbindung lebte, und viele der hier aufgeführten Scenen mögen auf wahrhafte Anekdoten sich gründen; aber abgerechnet, dass nirgends eine planmässige Verbindung unter ihnen herrscht: so sind es auch fast durchgängig Geschichtchen von so schlüpfriger, dann und wann — geiler Art, dass wahrlich beym Verlust derselben sehr wenig verloren gegangen wäre. Vorzüglich ist ein gewisser Hr. Hellmuth der Held des Vf., dessen Eroberungen, Lüderlichkeiten und Durchprügelungen recht *con amore* erzählt werden, wiewohl sie zur eigentlichen Geschichte des wandernden Schauspieler Häufleins wenig oder gar nichts beytragen. Gut ist es übrigens, dass der Hr. Paesiello nicht Beysitzer eines Criminal-Gerichts ist! S. 271—275. IIter Th. hält eine zahlreiche Hofschauspieler-Gesellschaft über den Theater-Dichter, dessen Kritik sie beleidigt hat, Hochgericht; und er empfängt, nach kniend geleisteter Abbitte von dem männlichen Personale 30 Nasenstüber, 60 Ohrfeigen, und von den Damen 400 Streiche, mit starken, wohl eingeweichten Ruthen, und aus besten Kräften auf den entblössten Hintern. Gleichwohl geht keine andre Veränderung mit seinen gestäupten Gliedmassen vor, als dass sie ihre Bekleidung kaum mehr fassen will; und der Gemisshandelte geht auf seinen eignen Füssen von dannen, indem ihm die Hofkappellisten den Marsch aus Wallensteins Lager nachblasen. — Fürwahr, der Vf. traut den körperlichen Theilen seines Hn. Confraters viel Unverwüstlichkeit zu. Mehr vielleicht, als er selbst besässe, wenn er unter den Rächer Arm der hier von ihm vielfältig gekränkten Theater-Schönen fiele. Wo er vollends die Sitten der Dorfschauspieler schildert, wie er hier und da im ersten Theile thut, da verdient er noch mehr den Unwillen gebildeter Leser; verdient ganz die Belobungsrede, die er am Schluss seinen Verleger halten lässt; und die ein merkwürdiger Beweis ist, wie hoch manche Autoren ihre eigne Arbeit achten mögen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 26. October 1802.

RECHTSGELAHRTHEIT.

HANNOVER, b. d. Gebr. Hahn: *Juristische Beobachtungen und Rechtsfälle* grösstentheils in der Göttingischen Juristenfacultät und in der K. Justizcanzley zu Hannover gesammelt und herausgegeben von *Günther Heinrich von Berg. Erster Theil.* 1802. 368 S. 8. (1 Rthlr.)

Die meisten genauern Untersuchungen einzelner Rechtsfragen werden, wie der Vf. ganz richtig bemerkt, durch wirkliche Fälle veranlasst, da diese die dringendsten Beweggründe an die Hand geben, eine Sache von allen Seiten zu betrachten. Die mancherley Verwickelungen der Thatsachen, die oft seltsam zusammentreffenden Umstände, die verschiedenen Gesichtspunkte, aus welchen die Partheyen und ihre Sachwalter, und die auf einander folgenden Gerichte eine Rechtssache ansehen, müssen nothwendig zu einer gründlichen und vielseitigen Prüfung anreizen. Eine andere nicht minder interessante Seite hat der Theil des Amts eines Rechtsgelehrten, der im friedlichen Rathgeben — *respondendo* — besteht. Häufig ist hier zwar die Untersuchung, oder wenigstens die Darstellung ihres Resultats einseitiger, aber dagegen auch die Rücksicht auf alles, was den Rechten nach nützlich und rathsam seyn kann, sorgfältiger und vollständiger, so dass auch für die sogenannte *jurisprudentia cautelaris* daraus ein nicht geringer Gewinn zu hoffen ist. In dieser doppelten Hinsicht ist die Bekanntmachung vorgekommener Rechtsfälle mit gehöriger Auswahl derselben, so gross auch schon die Anzahl der Sammlungen dieser Art ist, um so weniger für überflüssig zu halten, da, der Mannichfaltigkeit der Fälle nicht zu gedenken, die Fortschritte in der Theorie auch gegen die furchtbare Autorität des Gerichtsgebrauchs nach und nach ihren wirksamen Einfluss auf die Praxis äussern, und es daher nicht unwichtig ist, diese allmäligen Veränderungen derselben zu beobachten. Natürlich muss es auch zur Berichtigung und Verbesserung des Gerichtsgebrauchs, der sich immer nach Beyspielen zu richten pflegt, von Zeit zu Zeit beytragen, wenn dafür gesorgt wird, dass die Fälle, worin eine richtigere Theorie ihre Rechte behauptet hat, nicht in den Gerichtsarchiven verborgen bleiben, sondern ihrer Gemeinnützigkeit wegen ins Publicum gebracht werden. So wahr dieses alles ist, so sehr muss es auch zugleich einem jeden einleuchten, dass in Ansehung der Rechtssätze, die auf diesem Wege vorgetragen werden, eine desto strengere Prüfung nothwendig sey, damit der Nachtheil, den ein widerrechtlicher Ausspruch, oder eine verkehrte Anwendung der Gesetze unter den Parteyen, welche die Sache zunächst angieng, bereits angerichtet hat, durch die Nachahmung, worauf man in gewissem Betrachte mehr oder weniger immer rechnen kann, nicht noch vervielfältigt werde. Im Ganzen enthält diese Sammlung mehrere brauchbare und wohlgerathene Aufsätze, welche Richtern und Sachwaltern in vorkommenden Fällen allerdings willkommen seyn werden, wenn gleich Rec. mit einigen Ausführungen weniger zufrieden ist, z. B. Nr. 22. wo von der billigen Rücksicht gehandelt wird, welche peinliche Gerichte auf das Privatinteresse zu nehmen haben, und wo der Vf. meynt, dass dem Beschädigten weniger mit der Verfügung einer ausserordentlichen Strafe, als mit der *absolutio ab instantia* gedient sey. Dagegen dürfte sich erinnern lassen, dass, wenn der Richter so viel gegen den Angeschuldigten findet, um ihn mit einer öffentlichen, obgleich ausserordentlichen Strafe belegen zu können, eben dadurch auch so viel klar seyn müsse, dass er zum Schadensersatz geradezu angewiesen werden könne. Uebrigens verbreiten sich die hier vorkommenden Aufsätze über mehrere Rechtstheile; und zwar sind die Gutachten und Erkenntnisse zum Theil in dem gewöhnlichen Facultätsstile, den die Göttinger Juristenfacultät noch immer beybehält, wörtlich abgedruckt, meistens aber doch die Rechtsfälle in der ordentlichen Form einer Erzählung, und die Rechtssätze in natürlicher Ordnung einer wissenschaftlichen Darstellung vorgetragen. Für die Rechtspflege an sich mag jener gezwungene Facultätsstil vermöge des Zwecks einer bestimmten Form überhaupt, und einer gedrängten, dabey aber doch vollständigen Zusammenstellung aller in den Acten vorkommenden oder vom Richter ergänzten Gründe *pro* und *contra* sein Gutes haben. Auch hat Rec. wohl schon eher bemerkt, dass der ganz ungebundene Vortrag bey gewissen Referenten bald ein Behelf der Nachlässigkeit werden, und noch leichter in ein leeres Gewäsche ausarten kann. Allein vor dem Publicum sollte man doch nicht in jener alten, sondern in einer gefälligern Form auftreten, wovon wir auch schon mehrere gute Beyspiele haben, denen der Vf. grösstentheils rühmlich gefolgt ist. Mit den bloss factischen Erörterungen und mit der Widerlegung nichtswürdiger Gründe, die die Advocaten oft gegenseitig vortragen, ist dem Publicum nichts gedient, und gleichwohl muss es alles dieses doppelt und zehnfach bezahlen, wenn es einem Facultisten einfällt, die juristischen

stischen Leser mit seinem Vorrathe, wie er da liegt, in Contribution zu setzen, anstatt dass die eigentliche erhebliche Ausbeute ungleich weniger Bogen gefüllt haben würde. Zu den Aufsätzen, welche sich durch gehörige Bestimmung der Begriffe verdient machen, rechnet Rec. besonders auch Nr. 20. über die Frage: Muss das Recht des Vasallen am Lehn *dominium utile* oder *usus fructus* genannt werden? Der Vf. zeigt sehr gut, dass der erstere Ausdruck, ob er gleich nicht gesetzlich ist, dennoch als der seit dem 14ten Jahrhundert gewöhnliche, füglich beybehalten werden könne, um den Inbegriff der Rechte des Vasallen am Lehn zu bezeichnen, und dass es eine wahre Grille sey, uns dafür die Benennungen *usus fructus germanicus* oder *feudalis* aufdringen zu wollen. Nr. 21. werden *Landesverweisung*, *Landesräumung* und *Landesverbot* sehr gut unterschieden. Die erstere ist eine schwere peinliche, gewöhnlich mit Ehrlosigkeit verbundene Strafe, durch welche nach vorgängiger förmlicher Untersuchung einem überwiesenen Verbrecher der Aufenthalt in einem Lande auf immer oder auf eine Zeitlang untersagt wird. *Landesräumung* ist eigentlich eine Polizeyverfügung, wo meistens nur zur Vermeidung eines Scandals oder auch zur gemeinen Sicherheit gewissen Personen die Entfernung aus einem Lande aufgegeben wird. Das *Landesverbot* geht gegen Auswärtige, welchen in ein Land sich zu begeben untersagt wird, (Quistorp Grundsätze des peinlichen Rechts §. 79.) wie es Kaiser *Paul* gegen alle Fremden zu verfügen für gut fand.

LEIPZIG, b. Barth: *Theoretisch - praktischer Commentar über die Pandecten nach Anleitung des Hellfeldischen Lehrbuchs* von *Chr. Heinr. Gottl. Köchy*, D. Privatlehrer der Rechte zu Jena etc. *Zweyten Theils*, erste Abtheilung. 1801. Zweyte Abtheilung. 1802. beide zusammen 672 S. 4. (3 Rthlr. 12 gr.)

In diesem Theile rückt der Commentar in das sechste Buch der Pandecten fort, und schliesst mit §. 599. des Hellfeldischen Lehrbuchs. In der Vorrede streitet sich der Vf. mit dem Erlangischen Recensenten des ersten Theils, in einem Tone, den man unter Männern, die sich den Wissenschaften widmen, nie entschuldigen kann, so sehr man auch der Stimmung eines gereizten Schriftstellers einige Nachsicht zuzugestehen geneigt ist. Was den Commentar selbst betrifft: so wäre zu wünschen, dass der Vf. gerade auf die Hauptpunkte, wodurch ein neuer Pandecten-Commentar vorzüglich Nutzen stiften, und die Wissenschaft weiter bringen könnte, noch etwas mehr Rücksicht nehmen möchte. Dahin rechnet Rec. ausser der grössern Sorgfalt für die genaue Bestimmung der Begriffe, noch besonders, dass die Anwendbarkeit des römischen Rechts in Deutschland bey jeder einzelnen Rechtsmaterie nach richtigen Gründen vollständig auseinander gesetzt werde. Um die nachtheilige Ungewissheit des Rechts in diesem Betrachte nach Möglichkeit zu mindern, ist gewiss noch vieles zu leisten übrig, wozu gerade in den Pandecten-Commentarien, wie sie neuerer Zeit angelegt worden sind, die schicklichste Gelegenheit vorhanden seyn würde. Hiernächst wird der Vf. Ursach haben, gegen den vermeynten Gerichtsgebrauch, worauf die Rechtsgelehrten so häufig zurückweisen, viel misstrauischer zu seyn, als es bis jetzt aus diesem Commentar hervorleuchtet. Rec. sind mehrere Stellen vorgekommen, wo die unerwiesene, oder vielmehr unerweisliche Praxis dem entgegengestellt wird, was doch, nach Gesetzen und Rechtsgründen zu urtheilen, sich unstreitig ganz anders verhalten muss. Die Praxis als solche sollte eigentlich nie als entscheidende Rechtsquelle angeführt werden. Ist sie auf unrichtigen Wegen: so muss sie bestritten und verworfen werden. Hat sie Gründe für sich, so müssen diese angeführt, und ein Rechtssatz nur darum angenommen werden, weil er wahr und richtig ist, nicht weil einmal ein oder anderes Gericht ihn befolgt hat. Wer wird gern seinen Weg durch unebene und unsichere Gegenden nehmen, wenn er die gebahnte gerade Strasse vor sich hat? Und doch thun das alle, die sich auf die schwankende Praxis berufen, wo sie Gesetze und Rechtsgründe für sich anführen könnten. §. 368. Not. 9. heisst es von dem Falle, da der Advocat *in Facto* geirrt hat, „dass der „Irrthum auch, wenn er binnen den nächsten drey „Tagen widerrufen wird, erwiesen werden müsse, „scheint zwar in der Theorie gegründet zu seyn, al„lein die Praxis erfodert hier keinen Beweis. *Brun„nemann ad L. 3. C. de error. advocat.*" Soll der Irrthum, wenn er binnen der rechten Zeit widerrufen wird, der Parthey nicht nachtheilig seyn: so muss sie auch natürlich mit dem Beweise des Gegentheils nicht belästigt werden. Kein Gesetz verfügt auch etwas anderes hierüber. Die Praxis würde daher sehr unrecht haben, wenn sie nicht diesem gemäss verführe. — Von Behauptungen, die sich wenigstens als gemeines Recht in Deutschland nicht rechtfertigen lassen, kann §. 388. der Satz zum Beyspiel dienen, dass der Ehemann in Ansehung der Paraphernalgüter der Frau als *gesetzlich bestallter Verwalter* handle, und daher keines Auftrags bedürfe. — Das Citiren anderer Schriftsteller ist recht gut, und in gewissem Betracht auch nothwendig; aber es kann übertrieben werden. Davon giebt §. 422. bey der Controverse über die *culpa*, welche der *negotiorum gestor* zu verantworten hat, ein Beyspiel. Wem kann wohl damit gedient seyn, zu wissen, wie viele Nachbeter ein Satz gefunden hat? Wer nur andere Rechtslehrer anführt, um eine weitere Ausführung der Sache nachzuweisen, was er als fremde Behauptung angiebt, gehörig zu belegen, und um sich nicht ungebührlich das Eigenthümliche der Quellen, woraus er geschöpft hat, zuzueignen, der wird die Zahl der Citate wenigstens sehr einschränken können. Billig erwartet der Leser solche Nachweisungen, bey denen es sich der Mühe verlohnt, sie selbst mit andern zu vergleichen. In diesem Betrachte hat aber

aber auch Rec. wohl noch einige Schriften vermisst, die billig in diesem Commentar eine Stelle verdient hätten, dahin gehört *tit. de judiciis in Malblanc's conspectus rei judiciariae*, vorzüglich aber *tit. de inoff. test.* die erhebliche Ausführung, welche *Koch's bonorum possessio* §. 8. über den Einfluss der neuern Verordnungen Justinian's auf die *querela inofficiosi testamenti* enthält. Der Vf. würde dadurch noch auf manche andere Meynungen geleitet worden seyn, die eine nähere Prüfung verdienten. Besonders gehört auch dahin die Behauptung *Schneidts*, dass eigentlich nach dem Sinne der Nov. 115. die sogenannte *querela inofficiosi* bey der ungebührlichen Ausschliessung der Aeltern und Kinder des Testators gar nicht mehr statt finde, sondern dass bloss nur noch Brüder und Schwestern desselben sich dieser Klage zu bedienen hätten. Beyläufig bemerken wir, dass es nicht genau reden heisst, wenn Geschwister hier immer mit dem Namen der Notherben bezeichnet werden, da ihnen doch der Pflichttheil als Vermächtniss ohne Erbenseinsetzung hinterlassen werden kann. Ueberhaupt ist der Vortrag der subtilen Rechtsmaterie von der *querela inofficiosi testamenti* dadurch etwas unvollständig geworden, dass der Vf. die Fälle der förmlichen aber unbilligen *Enterbung* und der blossen *Uebergehung* nicht schon, soweit es diese Querel betrifft, hier mit einander verbunden, sondern das erstere dem Titel von der Enterbung vorbehalten hat, welches eigentlich auch dem Helfeldischen Lehrbuche nicht ganz gemäss ist, wo unstreitig beydes in Beziehung auf die erwähnte Querel mit einander verbunden ist. — Der Ausdruck hätte wohl bisweilen einige Sorgfalt mehr erfordert, z. B. wenn §. 543. von dem *unchristlichen* Benehmen der römischen Väter zur *Zeit des Freystaats* die Rede ist. — Rec. hofft, dass der Vf. diese Bemerkungen nicht anders als gut aufnehmen werde, und lässt ihm übrigens gern die Gerechtigkeit widerfahren, dass sich an mehrern Stellen des Commentars deutliche Spuren eines vorzüglichen Fleisses wahrnehmen lassen.

Hamburg: *Erläuterung der Hamburgischen Falliten-Ordnung.* Von *Theodor Hasche*, B. R. Dr. *Zweyter Theil.*

Auch unter dem Titel:

Hamburgisches Privatrecht. — Siebenten Theils, zweyte Abtheilung, welche den zweyten Band der Erläuterung der Hamburgischen Falliten-Ordnung enthält, von Th. Hasche. 1802. 480 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Der im Jahr 1797 herausgekommene erste Theil dieser Erläuterung der Hamburgischen Fallitenordnung giebt von der eigenthümlichen Behandlung der Schuldsachen nach Hamburgischen Rechten ausführlich Nachricht. Man bemerkt darin mit Vergnügen die wohlthätige Einrichtung, dass es selten zum förmlichen Concursprocess, zum Zweck der Gütervertheilung eines Verschuldeten kommt, sondern dass die Sache meistens, unter Leitung der dazu obrigkeitlich bestellten Curatoren, durch einen gütlichen Accord unter den Gläubigern abgemacht wird. Die Vorsorge, welche diesen Curatoren obliegt, den Schuldenstand gehörig zu berichtigen, die Verhältnisse der Gläubiger und des Schuldners, sowohl gegen einander, als auch gegen einen dritten, die den Gläubigern zukommende active und passive Repräsentation des Schuldners, die nicht von dem gemeinen Schuldner geschehenen Unternehmungen, alles dieses ist im ersten Theile von dem Vf. nach den Vorschriften der Fallitenordnung, und zur Hülfe nach gemeinrechtlichen Grundsätzen vorgetragen worden. Der vorliegende zweyte Theil begreift alles, was zur Constitution der Masse in gewöhnlichen Fällen bis zum Accord gehört, ohne sich genau an die Folge der Artikel der Fallitenordnung zu binden. Der folgende dritte Band wird sich mit dem förmlichen Concursprocess beschäftigen. Da das Werk überall hinlängliche Beweise von der darauf gewandten Sorgfalt des Vfs. giebt, und als ein gemeinnütziges Unternehmen allerdings eine gute Aufnahme unter den Mitbürgern des Vfs. erwarten lässt, so befremdete Rec. in der Vorrede die Aeusserung: dass die Ermunterung, das Buch fortzusetzen, nicht aus dem Absatze desselben entstanden sey, vielmehr der Vf. noch lange nicht die Kosten ersetzt erhalten habe. — So etwas lässt sich nur aus der gewöhnlichen Vernachlässigung der einheimischen Rechte erklären, die sich in Deutschland mehr oder minder fast überall zeigt, und nicht wenig dazu beyträgt, dass die Ungewissheit des Rechts, worüber von jeher geklagt worden ist, immer in und ausser Gerichten sammt ihren nachtheiligen Folgen fortdauert.

Göttingen, b. Vandenhök u. Ruprecht: *Georg Ludwig Böhmers — auserlesene Rechtsfälle aus allen Theilen der Rechtsgelehrsamkeit*, nach dessen Tode gesammelt, und herausgegeben. *Dritten Bandes, zweyte Abtheilung.* 1802. 2 Alphab. 6 Bog. gr. 4. (2 Rthlr.)

Bey der Anzeige dieser Abtheilung glaubt Rec. sich auf die allgemeine Versicherung einschränken zu dürfen, dass mehrere Ausführungen darin vorkommen, deren Bekanntmachung mit der strengen Auswahl, wie sie bey Sammlungen dieser Art billig erfodert wird, wohl bestehen kann. Z. B. die Gutachten über die Anwendung II. F. 45. auf deutsche Reichslehne, besonders über die Rechtswohlthat des Erbschafts-inventarii in dieser Beziehung, über die Verbindlichkeit eines Reichsfürsten in Ansehung einer beraubten öffentlichen Post, über die Zwangmühlen etc. Bey dem Gutachten über die Frage, in wie fern der Besitzer den Rechtstitel anzugeben habe, ist es Schade, dass der Vf. die Sache nicht noch vollständiger ausgeführt hat. Besonders kommen L. 1. C. *Theod. de fide instrum.* und L. 5. C. *de furtis* hierbey in Betrachtung, obgleich wenige Rechtslehrer darauf geachtet haben. — Gegen die hier auch noch vertheidigte

digte Gültigkeit eines durch einen Anwald dem Gerichte übergebenen Testaments, finden bekanntlich erhebliche Zweifel statt. Gerade der Hauptumstand, dafs der Testirer die wirkliche Vollziehung des Testaments, und zwar noch fortdauernd, gewollt habe, beruhet alsdann immer nur *in fide privata*. Gesetzt, der hinlänglich legitimirte Anwald unterdrückt die Widerrufung dieses Auftrags, und übergiebt das Testament dennoch; dagegen kann das Gericht, welches das Testament von ihm annimmt, doch Niemanden sichern.

Leipzig, b. Fritsch: *Theoretisch-praktisches Handbuch der Referirkunst*, von D. *Christian Wilhelm Wehrn. Dritter Theil.* 1802. 178 S. 8. (16 gr.)

Die ersten beiden Theile dieses Handbuchs sind schon ehedem in der A. L. Z. (1801. Nr. 272.) angezeigt worden, und Rec. bezieht sich im Ganzen auf das dort Gesagte. Der gegenwärtige *dritte Theil* beschäftigt sich mit den gerichtlichen Erkenntnissen, und den verschiedenen Arten derselben überhaupt, mit den Rechtsquellen, woraus sie zu schöpfen sind, dem richterlichen Ergänzungsamte, mit dem was in Ansehung der Procefskosten Rechtens ist, mit der collegialischen Abfassung der Erkenntnisse, ihrer Form und Einrichtung überhaupt. Die schon bey den vorigen Theilen angemerkte Ausdehnung des Werks in seiner ganzen Anlage, der übergrosse Aufwand sogenannter literarischer Nachweisungen, das minder Fafsliche der Darstellung, besonders die langen Perioden, welche das Lesen durch eine Menge eingeschalteter Zwischensätze ungemein erschweren, alles dieses findet man auch hier wieder. In Schriften, die zur Bildung der Geschäftsmänner bestimmt sind, ist diefs am aller wenigsten zu verzeihen.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Reinicke: *Neues Repertorium chirurgischer und medicinischer Abhandlungen für praktische Aerzte und Wundarzte* von D. *J. C. F. Leune. Erster Band.* 1801. 364 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der neue Herausgeber dieser Sammlung ist zwar, im Ganzen genommen, dem Plane getreu geblieben, der bey der Ausarbeitung der drey ersten Bände dieses Werkes befolgt worden ist; indessen hat Hr. *Leune* doch mehr weitläuftige Abhandlungen über medicinische und chirurgische Gegenstände, als Wahrnehmungen einzelner Krankheitsfälle, in dem vor uns liegenden Bande abdrucken lassen, und diese Fortsetzung unterscheidet sich, in diesem Betrachte sehr von der Arbeit seines Vorgängers; denn dieser hatte, wie unsere Leser wissen (A. L. Z. 1797. Nr. 270. 1798. Nr. 279.), besonders in dem letzten Band, eine so grosse Anzahl von Auffätzen und Beobachtungen aufgenommen, dafs wir, um nicht zu weitläuftig zu seyn, nur die Quellen, aus welchen er geschöpft hatte, angeben, nicht aber die Ueberschriften der Auffätze selbst namhaft machen konnten; Hr. *L.* hingegen hat in diesem Bande nur drey, einzeln herausgekommene Abhandlungen, aus dem Englischen und Französischen übersetzt, mit einigen Anmerkungen vermehrt, mitgetheilt. Wir lassen uns diese Abweichung von dem ehedem bey dieser Sammlung befolgten Plane gern gefallen; nur wünschen wir, dafs Hr. *L.* immer solche Schriften wählen möge, die der Verdeutschung wirklich werth sind, und die andere Uebersetzer in unsere Sprache überzutragen unterlassen haben. — Die Abhandlungen selbst, die den Inhalt des vor uns liegenden Bandes ausmachen, bedürfen keiner weitläuftigen Anzeige; denn zwey derselben (*Cruikshank's Versuche und Erfahrungen über die Wirksamkeit des Sauerstoffs zur Heilung der Lustseuche und Berlinghieri von venerischen Krankheiten*) sind unsern Lesern schon aus andern Anzeigen in diesen Blättern (1799. Nr. 157. und 1802. Nr. 166.) hinlänglich bekannt, und die dritte (*Champelle Versuch über die Behandlung des Krebses*,) enthält weder neue Beobachtungen, noch andere Bemerkungen, die einer Anführung werth wären. Hr. *Champelle* scheint diesen Auffatz blofs in der Absicht geschrieben zu haben, um ein geheimes Arzneymittel wider den Krebs und andere Geschwüre, das er entdeckt haben will, anzupreisen; da er aber die Bereitungsart desselben nicht mittheilt, und auch keine Thatsachen anführt, die die Tugenden desselben bestätigen könnten: so sind wir nicht vermögend, ein Urtheil darüber zu fällen. Wenn indessen der Vf. bey der Bereitung dieses Mittels sich solcher Fehler schuldig macht, wie die sind, die wir bey den von ihm mitgetheilten Vorschriften zur Verfertigung des rothen Queckfilberniederschlags, des braunen Queckfilberoxyds u. f. w. bemerkt haben: so wird es wenigstes des Namens eines kunstgemäsen Präparats nicht würdig seyn. — Hr. *Leune* hat an mehrern Orten, besonders in der Schrift des Hr. *Berlinghieri*, Anmerkungen beygebracht, und in denselben manche Behauptungen des Vfs. erläutert oder berichtigt.

Camburg an d. Saale, b. Röfsler: *Nova Materia Medica in Tabulis* oder *Tabellarische Arzneymittellehre für angehende Aerzte.* 1802. 2 Bog. Fol.

Ist nach des Hn. D. *Hebenstreit* eigener Erklärung im 10ten Stück des Leipziger Allgem. Intelligenzblattes für Literatur und Kunst v. J. 1802. weiter nichts, als ein wörtlicher, und in 2 Bogen nicht weniger als durch 64 Sprach- und Druckfehler verunstalteter Abdruck einer Tabelle, die er vor mehrern Jahren blofs zum Gebrauch seiner Zuhörer entworfen, nie aber für das gröfsere Publicum bestimmt hatte.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 27. October 1802.

GESCHICHTE.

London, b. Hurst: *History of the Rebellion in Ireland, in the year* 1798 etc., containing an impartial account of the proceedings of the irish Revolutionists, from the year 1782 till the Suppression of the rebellion. With an appendix to illustrate some facts. By the rev. *J. Gordon* etc. 25 years an inhabitant of the county of Wexford. 1801. 302 u. 94 S. gr. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Der Vf. geht bis in das J. 1782 zurück, um den ersten Quellen eines Aufruhrs nachzuspüren, der erst 16 Jahre nachher in volle Flammen ausbrach. Und dazu hat er das vollkommenste Recht; denn was auch der Partheygeist gesagt hat und noch ferner sagen mag: so wird doch jeder, der den Begebenheiten in Irland seit 20 Jahren mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, eingestehen, dass nicht der Druck, unter welchem die Katholiken lebten, und noch weniger englische Tyranney, sondern die grossen Vorrechte, die die Iren damals erhielten, die wahren Ursachen waren, warum seit jenem merkwürdigen Jahre der Friede von dieser Insel gewichen ist. Zwar ist sie zu keiner Zeit viele Jahre hindurch ruhig gewesen; doch ging in der grössern Hälfte des verflossenen Jahrhunderts Alles so ziemlich seinen Gang bis in das Jahr 1782, von welcher Zeit an Rec. dieses Land nie 10 Monate nach einander ganz ruhig gekannt hat. Der glückliche Erfolg der damaligen Foderungen der Irländer, die von den gewaffneten Volunteers unterstützt wurden, und den Engländern, im americanischen Kriege, Vorrechte abdrangen, welche diese aus Schwäche eingestehen mussten, machten, dass manche Leute gar bald anfingen, auf eine grössere Ausdehnung von Freyheiten und Unabhängigkeit von Irland zu denken. Schon im Februar 1782 versammelten sich zu Dungannon die Repräsentanten von 153 Volunteer Corps, um eine parliamentarische Reform zu verlangen. 1783 wurde daraus zu Dublin ein *National assembly*, welche aus Abgeordneten der verschiedenen Graffschaften bestand, und sich nachher den *Congress* nannte. Diess war nicht die Sache der Katholiken, sondern grösstentheils der Protestanten. Schon damals standen viele Irländer in dem thörichten Wahne, dass sie Grossbritannien entbehren, und zwischen dieser Insel und Frankreich als ein unabhängiges Land bestehen könnten. — Das Irische Parliament verwarf die Foderung des Congresses, welcher dadurch getrennt wurde; aber nun entstanden die Clubs, aus welchen endlich die *united Irishmen* hervorgingen. Diese waren in Belfast entsprungen, bildeten sich aber völlig unter diesem letztern Namen in Dublin 1791. — Von allem hier gesagten war Rec. oft ein Augenzeuge; und wenn er den Vf. des vorliegenden Werkes tadeln wollte: so wäre es, dass er nicht lange genug bey allen diesen Umständen verweilt, und sie nicht so auseinander setzt, dass der Leser deutlich den Gang der Unruhen sähe, die 1798 in einen blutigen Krieg ausbrachen. Der Vf. war dieses dem Publicum um so mehr schuldig, da selbst in England eine Parthey alles aufgeboten hat, dieses Publicum irre zu führen, und dem Ministerium Uebel zur Last zu legen, die bloss in einer revolutionären Parthey in Irland ihren Ursprung hatten. Dass das Ministerium hin und wieder Fehlgriffe gethan hat, ist eine andere Sache, und wird von dem unpartheyischen Richter nie geleugnet werden.

Die *United Irishmen* waren keine katholische Parthey, ob sich schon Katholiken darunter befanden. Sie entstanden im Norden von Irland, der grösstentheils protestantisch ist, waren revolutionär in ihren Grundsätzen, und arbeiteten für Irische Unabhängigkeit und eine Trennung von Grossbritannien. 1792 suchten sie ihre Zwecke durch militärische Gewalt zu erreichen und veranstalteten Subscriptionen, worauf sie eine Nationalgarde errichteten. Schon sollte diese gemustert werden, als die Regierung Maassregeln dagegen ergriff. Auch fasste sie in der Folge einige Hauptpersonen, welche grössentheils Protestanten waren. A. Ham. Rowan und Napper Tandy entflohen und Jackson vergiftete sich und starb im Angesichte seiner Richter. — Im nämlichen Jahre (1792) errichteten die Katholiken die *catholic Convention* und schickten eine Deputation an den König, der sie sehr gut empfing und dem Irischen Parliament empfahl. Die Folge davon war, dass diese Glaubensgenossen 1793 *die mehresten Rechte der Protestanten erhielten*, und von nichts mehr ausgeschlossen wurden, als, weil sie den Test. Eid nicht leisten wollen, vom Parliamente und von 30 der grossen Staatsbedienungen des Landes. Nun hatten sie mehr erhalten, als sie je gehabt hatten, und vermuthlich würden sie nun zufrieden gewesen seyn, wenn die *United Irishmen* sie nicht gegen die Regierung angefeuert hätten. Jetzt aber trat Lord *Fitzwilliam* auf, welcher die Sache merklich verschlimmerte. Uebrigens findet man hier keine Aufhellung der Dunkelheit, in welche die Regierung dieses Vicekönigs gehüllt ist. Lord *Camden*, der ihm folgte, war auch nicht der Mann, der das Schiff im Sturme führen konnte. 1795 nahmen die *United Irishmen* offenbar ein revolutio-

tionäres Ansehen an. Das Betragen der königl. Truppen war auch so, dass es allgemeine Unzufriedenheit erregte. Die *United Irishmen* wandten sich nun an Frankreich, welches ihnen 1796 Hülfe durch eine Landung versprach. Im nämlichen Jahre wurde die *habeas corpus* Acte suspendirt und eine Menge Personen eingezogen. In 1797 nahmen die *Un. Irishmen* ein kriegerisches Ansehen an, und in Ulster (wo die mehresten Protestanten sind) zählte man gegen 100,000 Personen, die mit Feuergewehr oder Piken versehen waren. Nun wurde die ganze Insurrectionsmasse organisirt und erhielt 5 Directoren, die aber niemand kannte, als die 4 Secretärs der Provinzial-Ausschüsse. Auch war jetzt das Landvolk in den mittlern und südlichen Graffschaften grösstentheils eingeschworen, und bereitete sich zum Aufstande. Schon vorher hatten Lord *Edward Fitzgerald* und *Arthur O' Connor* eine Reise auf das feste Land gemacht, und sich mit dem General Hoche besprochen. Bald nachher schickte Frankreich einen Abgeordneten nach Irland, der eine Landung versprach, die aber in Bantry Bay verunglückte. Diess schreckte die Unzufriedenen nicht ab. Sie schickten 1797 Lewins nach Paris, um einen zweyten Einfall zu verlangen, und, um ihn zu beschleunigen, wurde bald nachher M' Nevin an das französische Directorium geschickt. Wirklich rüstete Frankreich 15000 Mann auf der holländischen Flotte unter Daendels, der aber von Duncan geschlagen wurde.

Während dieser Ereignisse in den Jahren 1795, 96 und 97, entstanden mancherley Unruhen durch die sogenannten *Defenders* und *Orangemen*. Diese scheinen eigentlich nicht mit den *United Irishmen* zusammenzuhängen, und ihr Ursprung ist zehn Jahre früher zu suchen. Schon seit 1785 lebten die niedrigen Katholiken und Protestanten der Graffschaft Armagh in beständigem Kriege. Die Katholiken bildeten die sogenannten Defenders und organisirten sich 1789. Die Protestanten vertheidigten sich gegen diese, wie sie konnten, und errichteten 1795 die *Associations of Orangemen*. In der Folge gebrauchte man den Ausdruck *Orangeman* auch in andern Graffschaften für einen Protestanten.

Im Februar 1798 wurde Befehl gegeben, sich zum allgemeinen Aufstande bereit zu halten, und sogleich verbreitete die Parthey überall Schrecken durch nächtliches Plündern, Morden, Feuer etc. Noch immer wollten die Häupter nicht losschlagen, weil sie französische Hülfe erwarteten, als die Regierung die 13 Mitglieder des Provinzial-Ausschusses von Leinster kennen lernte und gefangen nahm. Im Monate März wurde das Kriegsrecht proclamirt, und nun fasste man noch mehrere andere Insurgenten, worunter Lord Edward Fitzgerald war. (Auffallend ist es, dass der Vf. bey dieser Gelegenheit geradezu sagt, dass dieser Lord an ein unter dem Namen Pamela bekanntes, jetzt mit einem Amerikaner zu Hamburg verehlichtes, französisches Frauenzimmer aus dem königl. Blute der Capets, einer Tochter des letzten Herzogs von Orleans, verheirathet war). Im Monate May des nämlichen Jahres fand man bey den Brüdern Sheares ein Manifest, welches zum Publiciren noch nicht ganz fertig war. In diesem waren alle Zwecke der Rebellen deutlich an den Tag gelegt. Der Aufstand sollte den 23sten May in der Nacht ausbrechen; allein die Regierung besetzte die Stadt Dublin und erhielt die Ruhe. In den Provinzen hingegen schlug man hin und wieder los und es kam zu mehrern Scharmützeln. Man mordete und wüthete schrecklich. — Den 24. May erliess der Vicekönig eine Proclamation, worin er erklärte, dass alle im Aufruhr begriffene nach Kriegsrecht gerichtet werden sollten. Viele Hunderte wurden dieser zufolge hingerichtet und noch mehrere von den Truppen erschlagen, verbrannt etc.

Bis hieher war alles, was die Insurgenten gethan hatten, keineswegs ein Krieg der Katholiken gegen die Protestanten, und Rec. ist mit Fleiss umständlich in dieser Auseinandersetzung gewesen, weil noch immer sehr Viele entweder verworrene, oder ganz falsche Begriffe von dem wahren Ursprunge des Irischen Aufruhrs haben. Es war ein Krieg, den eine revolutionäre Parthey der Englischen, sowohl, als der Landesregierung machte, wodurch sie sich von England ganz losreissen und die Irische Verfassung vernichten wollte. Dass aber von nun an der Aufruhr das Ansehn eines Religionskrieges annahm, hat seine natürlichen und leicht zu erklärenden Ursachen. Der Aufruhr brach im Südosten der Insel aus, wo bey weitem der grösste Theil der Einwohner katholisch ist, und wo bey der schrecklichen Unwissenheit und Barbarey des Volkes, jeder Aufstand ewig ein Religionskrieg seyn wird. Die Katholiken begingen unmenschliche Grausamkeiten, und die Weiber zeigten sich als wahre Furien; aber auch die königl. Truppen machten sich schrecklicher Ungerechtigkeiten schuldig, raubten, mordeten, verbrannten. — Besonders werden die Hessen angeklagt, welche viele Loyalisten ermordeten, die den Rebellen entgangen waren. Viele Loyalisten verloren ihr Leben dadurch, dass man sich oft nicht einmal Zeit nahm, zu untersuchen, wie sie unter die Rebellen gekommen waren. Ja sogar die bürgerlichen Richter begingen Ungerechtigkeiten durch Uebereilung und Irrthum. Alle Bothen, welche die Rebellen mit Waffenstillstandsfahnen an die königl. Truppen schickten, wurden niedergeschossen. Eine Zeit lang hielten selbst gemeine Soldaten, Yeomen und dergleichen Volk Kriegsrecht, so dass Niemand sicher war, und viele ruhige Menschen genöthiget wurden, zu den Rebellen zu treten. Doch hörte dieses auf, so bald Lord *Cornwallis* ankam, der den 20. Juny in Dublin eintraf. Den 3. July wurde eine Art von Amnestie bekannt gemacht, nach welcher Viele die Waffen niederlegten. Die Grausamkeiten würden nun aufgehört haben, wenn nicht viele Katholiken von der Irischen Miliz entlaufen und zu den Räubern gestossen wären, die sich in den Gebirgen von Wicklow und in den Hölzern bey Enniscorthy versteckt hatten.

Nach-

Nachdem der Aufruhr gestillt war, wurden noch viele verurtheilt und hingerichtet. Darunter waren Männer von Geburt und Vermögen, von Erziehung und liebenswürdigem Charakter. Manchem wurden die besten Zeugnisse für ihr ganzes frühere Leben gegeben; aber diess waren keine Zeiten, in denen man auf solche Betrachtungen Rücksicht nahm. — Erst 2 Monate, nachdem die Rebellen geschlagen und zerstreut waren, landete Gen. Humbert den 22. Aug. 1798 in der Bay von Killala mit 1030 Soldaten und 70 Officiers. Dass Lord Cornwallis dieser kleinen Macht eine ganze Armee entgegen stellte, wird hier mit guten Gründen als weise dargethan, weil niemand vorher berechnen konnte, wie viele Irländer zu ihnen stossen würden. Auch entstand wirklich in der Gegend von Granard eine beträchtliche Insurrection aus mehreren Grafschaften. Dabey waren Männer von Vermögen und Ansehen. Sie wurden bey Granard nachher geschlagen, so wie die übrigen Rebellen zuletzt bey Killala vertilgt wurden. Bey dieser Gelegenheit giebt der Vf. einen umständlichen Auszug aus der höchst interessanten, auch in Deutschland durch Archenholzens Minerva bekannten Schrift des Dr. Stock, Bischofes von Killala: „*Narrative of what passed at Killala*" etc.

Darüber, dass der Vf. sein Werk eine Geschichte nennt, wollen wir nicht mit ihm streiten; genug, dass es eine sehr wichtige und gute Darstellung dieser Zeit ist, und dass man eine Unbefangenheit und Unpartheylichkeit darin findet, wie sie sich kaum von einem Manne erwarten lässt, der in der Grafschaft wohnt, die durch den Aufruhr am meisten litt (Wexford), und der gewissermassen ein Augenzeuge war. Als ein Geistlicher der herrschenden Kirche erscheint er in einem sehr günstigen Lichte, wenn er die empörten Katholiken und unter diesen ihre Geistlichen in mehreren Stücken vertheidiget, oder ihnen auf mancherley Art Gerechtigkeit widerfahren lässt. Eben so ruhmvoll ist die Freymüthigkeit, mit der er Maassregeln und Personen tadelt, unbesorgt, ob die einen von der Regierung kamen, deren Anhänger er ist, und die andern Männer von Macht und Einfluss sind. Das ganze Werk athmet Billigkeit, Unbefangenheit und eine lebenswürdige Einfalt, verbunden mit männlicher Würde. Nie ist er leidenschaftlich, nirgends erlaubt er sich Declamation; Wahrheit und einfache Darstellung derselben scheinen sein einziger Zweck zu seyn. Das Publicum weiss schon längst, dass die englische sowohl als die irische Regierung manche Missgriffe that, so wie von Seiten der Armee grosse Fehler vorgingen. Hier werden sie weder verschwiegen, noch mit Bitterkeit getadelt. Sehr interessant sind die Charakterzüge, und die kurze Geschichte, die er von mehreren Häuptern der Rebellen einstreuet, und wovon manche, die sich durch den Strom der unglücklichen Zeit hinreissen liessen, ein besseres Schicksal verdient hatten. Am Ende untersucht der Vf. die mancherley möglichen Fälle, welche stattgefunden haben könnten, wenn die Rebellen siegreich gewesen wären, und zeigt, auf eine sehr befriedigende Art, dass das Ende allemal höchst unglücklich für das Ganze ausgefallen seyn müsste. Diess erklärten selbst einige Häupter der Rebellen, wovon einer schrieb, dass, wie auch die Sache ausfallen möchte, sie in dem Untergange aller guten Männer beider Partheyen endigen müsse. Die Sprache des Vfs. ist ohne alle Ansprüche, und so einfach, dass sie von Manchen für etwas vernachlässiget erklärt werden wird.

Der Anhang enthält auf 94 Seiten mehrere officielle Papiere, Briefe u. dgl.; das umständliche Verhör der Zeugen gegen verschiedene Rebellen; einige Aussagen; mehrere Verzeichnisse von Personen, die zu Scullabogue, zu Wexford, Vinegar-hill und an andern Orten ermordet, oder verbrannt wurden; auch von einigen Loyalisten, welche die Hessen erschlugen etc. Endlich einige Bemerkungen und Zurechtweisungen über die Memoiren von der irischen Rebellion des Sir *Rich. Musgrave.*

Osnabrück, in d. Hofbuchh.: *Sallusts römische Geschichte nach de Brosses* von *Joh. Chph. Schlüter.* Mit Anmerkungen. *Erstes* Buch. 1799. XXVIII und 346 S. *Zweytes* Buch. 1801. 374 S. *Drittes* Buch. 1802. VIII. u. 381 S. 8. (3 Rthlr. 6 gr.)

Der berühmte de Brosses beschäftigte sich viele Jahre mit dem Sallustius und dessen Fragmenten, vorzüglich mit denen von Sallustius Geschichte der R. Republik, von der Abdankung Sulla's an bis zum Feldzuge des Pompejus gegen den Mithridates. Er brachte an 700 Bruchstücke von diesem wichtigen Werke zusammen, und ordnete und begleitete sie mit einem Commentar. Die *Fragmenta Sallustiana* erschienen nach de Brosses Tode, aber der Commentar ist nie zum Vorschein gekommen. Dafür entschädigt die vom Vf. selbst 1777 zu Dijon in 3 Quartbänden herausgegebene classische *Histoire de la Rep. Romaine par Sallust*, worin die Sallustische Geschichte aus den allenthalben zerstreuten Bruchstücken künstlich zusammengesetzt ist, (der Vf. lässt kein einziges Wort eines Bruchstücks fallen; man sehe z. B., wie er Buch 1. S. 30. das Wort *vespera* in einen Zusammenhang zu bringen weiss!) und mit Hülfe der andern Schriftsteller ergänzt und hergestellt wird. Der Umfang dieses Werkes war vielleicht Ursache, dass es, ungeachtet der allgemeinen Schätzung, die ihm zu Theil worden, lange unübersetzt blieb; einige uns bekannte Gelehrte, die mit dem Plane einer Uebersetzung umgingen, gaben ihn wieder auf. Endlich liefert uns Hr. *Schlüter* eine Bearbeitung, mit der man im Ganzen zufrieden zu seyn Ursache hat. Er giebt über das Werk, dessen Entstehung und Beschaffenheit, in der Vorrede befriedigende Nachricht. Wie Sallustius Werk aus fünf Büchern bestand: so vertheilt er de Brosses hergestellten Sallustius in eben so viel Bände oder Bücher, von denen wir die beiden letzten noch zu erwarten haben. Die zahlreichen

chen Bruchftücke, welche Hn. de Broffes's Werk zum Grunde liegen, hat er in der lateinifchen Urfchrift jedesmal an ihrer Stelle unter den Text gefetzt. Aus dem dritten Buche liefs er die ausführliche Befchreibung der Küften des Pontus weg, weil fie die eigentliche Gefchichte zu fehr unterbricht, und wird fie als Anhang dem ganzen Werke nachliefern. Die Ueberfetzung entfpricht der Würde des Werkes, und auch der Verleger hat feine Achtung für daffelbe durch das typographifche Aeufsere an den Tag gelegt.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Vofs u. Comp.: *Adelheid von Meffina.* Vom Vf. der Scenen aus Faufts Leben. 1802. 148 S. 8. (16 gr.)

Eine Novelle, die zwar für müfsige Lefer noch immer einiges Intereffe haben mag, fich aber weder durch Plan noch Darftellung über das Mittelmäfsige erhebt; eine gewöhnliche Liebes- und Lebensgefchichte, wie man fie zu hunderten in den alten Novelliften findet, in einem gemeinen, hier und da überdem fehr holprichten Style gefchrieben, der wenig Anziehendes hat. Hier find einige Proben. S. 7. „Sie fürchteten im Sohne den Geift des Vaters, und hielten dafür, dafs man *diefem jungen Adler die Fittiche lähmen, oder wenigftens ftutzen müffe.*" S. 8. „Don Bernard — Werk zu fetzen", wo die Wörter *aber*, *darum* und *wo* den Periodenbau höchft fehlerhaft machen. S. 17. „*Sie fprach zu ihnen* von Entwürfen zur Rache, *ob denen ihr Geift ohne Unterlafs brütete.*" S. 33. „Der Graf, der fchon *durch ein dunkles Gerücht — davon gehört hatte, kam durch diefe Entdeckung ganz aufser fich.*" S. 42. „*Seine Liebe zu Adelheid wurde neuerdings rege, und er befchlofs noch einmal bey ihr anzuklopfen.* S. 51. *Man* bemerkte bald; — und da *fie*, — fo wurde *die Königin* neugierig, *diefer Begebenheit auf den Grund zu fehn*, und *fie*" u. f. w. — Doch genug, oder wir müfsten das ganze Buch abfchreiben. Möchten doch unfere belletriftifchen Schriftfteller endlich einfehen, dafs die Novelle eine ganz eigene Eleganz des Styles, und eine ganz eigene Feinheit in der Anordnung und Verbindung ihrer Theile verlangt!

Königsberg, b. Nicolovius: *Lehrreiche Erzählungen von Miguel de Cervantes Saavedra*, überfetzt von *D. W. Soltau.* 1802. *Erfter* Band. 432 S. *Zweyter* Band 300 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Diefe Ueberfetzung kann allerdigs für eine treue und gut gelungene Copie der Novellen von Cervantes gelten; indem uns der Ueberf. alle *Schönheiten* und alle *Fehler* feines Originals, worunter die *Weitfchweifigkeit* nicht der kleinfte ift, auf das gewiffenhaftefte wiedergegeben hat. Ob indeffen unfere Literatur etwas dabey gewonnen habe, ob diefe *abermalige* Ueberfetzung eines *fehr bekannten* Originales Lefer und Käufer finden dürfte; das ift eine Frage, die Rec. nicht zu bejahen wagt. Immer läfst er indeffen dem Fleifse und dem Verdienfte des Ueberfetzers volle Gerechtigkeit widerfahren, wiewohl er bey der Lectüre *der Rinconet und Cortadillo* (I. B.) und des *Licentiaten Vidriere* (II. B.) an feinem Gefchmacke etwas irre geworden ift.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Göttingen*, b. Dieterich: *Ueber die Befugnifs Zuchthäufer anzulegen*, befonders aus allgemeinen Grundfätzen von dem Zwecke diefer Strafanftalt hergeleitet, von *D. C. G. von Bulow.* 1802. 46 S. 8. Die Zuchthäufer gehören zu den *öffentlichen* Arbeitsanftalten, und können als folche fchon ihrer Natur nach nur von der höchften Staatsgewalt, oder vermöge *befonderer* Conceffion derfelben angeordnet werden. Die Patrimonialgerichte in Deutfchland find indefs bisweilen in ihren ungegründeten Anmaafsungen fo weit gegangen, dafs fie diefe Befugnifs fchon felbft vermöge der Criminalgerichtsbarkeit für fich zu behaupten gefucht haben. Der Schlufs von dem Rechte, jemanden eine Strafe zuzuerkennen, auf das Recht, alles das auch felbft anordnen und halten zu dürfen, was die Vollziehung der Strafe mit fich bringt, kann wohl nicht durchgängig zutreffen. Denn fonft müfsten Gutsbefitzer oder Municipalftädte aus dem Grunde, weil ihre Patrimonialgerichte auf Feftungsbau etc. erkennen können, auch fchon das Recht haben, Feftungen anzulegen, oder fich felbft beliebigft zu befeftigen. Der Vf. diefer kleinen Schrift zeigt nun fehr einleuchtend, dafs die gedachte Anmafsung der Patrimonialgerichte auch nach dem Zweck diefer Art der öffentlichen Strafe durchaus verwerflich fey, dafs Zuchthäufer, wenn fie die Abficht von Vergehungen abzufchrecken erfüllen, dabey aber gegen die Entweichung der Verurtheilten gehörig gefichert, und überhaupt auch als Befferungsanftalten zweckmäfsig eingerichtet feyn follen, nothwendig unmittelbar unter Anordnung und Leitung der höchften Staatsgewalt ftehen müffen; wenn gleich diefe durch befondere Vergünftigung folches Unterobrigkeiten überlaffen, oder ein unvordenklicher Befitz ein anderes mit fich bringen kann. Rec. ift der Meynung, dafs man die Patrimonialgerichte nicht genug einfchränken kann, da der Nachtheil, den die fogenannte Juftizpflege in ihren Händen anrichtet, ohnehin grofs genug ift, und ficher eine zahllofe Reihe von Mifsbräuchen den ganzen Zweck der Strafanftalten, von denen hier die Rede ift, vereiteln würde, wenn fie den Anordnungen diefer Erbgerichte Preis gegeben würden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 27. October 1802.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Dyk: *Der Sohn der Natur*, oder: *Briefe über Eudämonismus und menschliche Glückseligkeit, in Beziehung auf das kritische Moralsystem*, von *Karl Ferdinand Hungar. Erster Theil.* 1802. 1. Alphab. gr. 8. (1 Rthlr.)

Der 112 Seiten lange langweilige Vorbericht erregt grosse Erwartungen von dem Werke, dessen erster Theil hier geliefert wird. Es ist ein *unendlich* grosses Ziel, dem der Vf. entgegenstrebt; hohe Begeisterung ergreift ihn, wenn er sich die Erreichbarkeit desselben *durch ihn*, sey es auch nur theilweise, als möglich denkt. Dieses grosse Ziel ist nichts geringeres als eine *Tugendkunst*, ein *Weg zur Weisheit und Tugend*; er will in einem Unterrichte, wie ihn ein *Natursohn* giebt, wie ihn die Natur selbst vorschreibt, nicht die Lehren der Weisheit und Tugend selbst vortragen, sondern bloss das Innere des Menschen öffnen, bloss die grossen Anlagen und Keime zur höchstmöglichen Veredlung seines Wesens aufschliessen. Er *will*, setzt er in einer Note, naiv genug, hinzu, im Fall er es etwa bey dem blossen Wollen bewenden liesse. Bey diesem grossen, menschliche Kräfte fast übersteigenden *Vorwurfe* rechnet der Vf. auf den Beystand hellsehenderer Männer, als er selbst ist, und hofft, dass diese seinen Faden aufnehmen, und das grosse Ziel erreichen würden, im Fall er seine Kräfte fruchtlos abmattete oder darüber abstürbe. Um unsere Leser nicht länger aufzuhalten, sagen wir ihnen, dass sie in diesem mit so vielem Geräusch angekündigten Werke, nach der eigenen weiter hin folgenden etwas tiefer herabgestimmten Erklärung des Vfs., nichts als eine Schutzschrift der Glückseligkeitslehre gegen die kritische Philosophie zu erwarten haben, die der Vf. bloss als eine Fortsetzung von *Garvens* Beurtheilung der kritischen Moralphilosophie ansieht, und wobey er sich weiter kein Verdienst zueignet, als das, den Beweis zu einigen der Garveschen Hauptrügen gefunden zu haben. Seine ganze Untersuchung soll dahin abzwecken, zu beweisen, dass der Mensch bloss so lange von der kritischen Freyheit und den Principien ihrer Moralphilosophie Gebrauch machen könne, als er sich wirklich in ihrer intelligibeln Welt, oder in einem völlig reizlosen, bewusstseynlosen Zustande befände; dass er aber, sobald er in das wirkliche Leben mit Bewusstseyn eingetreten sey, bey seinem Willen eben so wenig der Antriebe, als bey seinem Verstande der Bezeichnung entbehren könne, und dass, da *Bezeichnung* und *Thun und Deuchten* die beiden Hauptmodificationen des Bewusstseyns, oder vielmehr seiner Darstellung wären, er beide eben so als unumgängliche Naturmittel gebrauchen müsse, wie der empirische Philosoph, und zwar aus keiner andern Ursache, als weil er Mensch und an diese Naturmittel gebunden sey.

Dieses alles soll aus der Beantwortung folgender *vier* Fragen erhellen, die den Gegenstand seines grossen Werks ausmachen: I. Wird der Mensch durch Naturgesetze abgehalten, über die Erfahrung hinaus zu gehen? giebt es ein Uebersinnliches, und ist dieses Uebersinnliche etwas anderes als Sinnlichkeit? Besteht es in etwas mehr, als in der höchsten Ausbildung der Sinnlichkeit, in den abgenommenen höheren Extracten und dem letzten Gewebe ihrer am feinsten ausgesponnenen Fäden? II. Ist das blosse Wollen, die Macht des blossen Gemüths allein schon hinreichend, mächtige Naturkräfte zu erschaffen, oder zu bezwingen und zu zerstören? oder kann der Wille des Menschen der Lust und Unlust, oder der natürlichen Antriebe eben so wenig entbehren, wie der Verstand bey seinen Urtheilen und Schlüssen des Bildes und der Bezeichnung? III. *Erstes Glied dieser Frage:* In welchem Verhältnisse steht Glückseligkeit mit der Selbstbestimmung des Willens? wirkt in ihm nicht das Sentimentale bloss durch das Bezeichnete? hört in ihm die Verbindung mit dem Wohl und Wehe auch sogleich auf, sobald der Mensch bloss beliebet, sie durch seine Abstraction wegzudenken? u. s. w. *Zweytes Glied:* Hört ein Streben, wofür die Glückseligkeit auch in dem speculativsten Begriffe noch angesehen werden muss, auf, ein Bestreben der wirkenden menschlichen Natur zu seyn, sobald der Verstand seine blosse Bezeichnung heraushebt, und dieser Glückseligkeit bloss einen neuen Ideenspiegel, bloss eine neue Abstraction von Mitteln zum Zweck unterlegt? oder bleibt und wirkt es als ein solches Bestreben in jeder Art von menschlicher Wirksamkeit? und ist dieses: was ist dann von dem Benehmen der kritischen Philosophie gegen diese Glückseligkeit zu halten, die sie ihrer Würdigkeit gleichsam hinten aufbindet? etc. IV. Was ist von den beiden Typen zu halten, mit welchen die kritische Moralphilosophie auf die äussere Welt wirkt? Ist das Antreibende, das Belohnende, das Leiden, das in der Beförderung der eigenen Vollkommenheit und der fremden Glückseligkeit liegt, von der Art, dass es von ihrer Bezeichnung nach Gefallen abgebunden und losgeknüpft werden kann, oder wirkt es nicht bey jedem kritischen moralischen Streben als sinnlicher

licher Antrieb, nur unter der Firma eines andern logischen Gesichtspunkts, fort? etc.

Schon aus der Beschaffenheit des Inhalts dieser Fragen läfst sich die Einsicht des Vfs. in den Geist der kritischen theoretischen und praktischen Philosophie, und seine eigene Vorstellung von der Art der Wirksamkeit des menschlichen Gemüths in Ansehung theoretischer und praktischer Erkenntnisse, abnehmen. In keiner von beiden Rücksichten will er von einem a priori, von einem in der Natur des menschlichen Gemüths selbst liegenden Grunde des Erkennens und Wollens etwas wissen; alles, so abgezogen von allem Materiellen, so rein und intellectuell es auch scheinen mag, ist ihm doch nur höhere, verfeinerte Sinnlichkeit und Trieb zur Lust. Dafs diese seine Vorstellung die allein wahre sey, will er nun in seinem Werke beweisen und ausführen, und damit die Widerlegung des Kantischen Lehrbegriffs parallel fortlaufen lassen, der dadurch in allen seinen Fugen aufgelöst werden soll, der theoretische sowohl als der praktische. Der Plan, den der Vf. von seinem ganzen Unternehmen entwirft, ist für uns noch zu räthselhaft, bezieht sich auf zu viel bis jetzt noch unerklärt gebliebene Dinge, als dafs wir uns auf eine Beurtheilung desselben einlassen könnten. Wir halten uns also an diesen *ersten Theil* selbst. Er führt die Aufschrift: *Ueber die Folgen von dem einseitigen Gebrauche des discursiven Vernunftgebrauchs auf das ganze Gestelle des kritischen Moralsystems*, und besteht aus 12 an den Professor *Cäsar* in Leipzig gerichteten Briefen folgenden Inhalts: I. Verlanlassung. II. Vorläufige Andeutungen — Bildung eines eigenen Organons für die folgende Untersuchung. III. Kants Protestation gegen den Gebrauch der gemeinen Menschenvernunft und die Rücksicht auf die individuelle Natur des Menschen bey der Beurtheilung seines Moralsystems. IV—X. Ueber die beiden Hauptseelengänge im Menschen, oder über den intuitiven und discursiven respectiven Verstandes- und Vernunftgebrauch: 1) Grundlage; 2) Begriff; 3) Beweis: a) Einleitung; b) Beweis, was der intuitive Verstandesgebrauch nicht ist, oder Beleuchtung des discursiven Vermögens in seiner Verbindung mit der symbolischen Erkenntnifs und mit der Lehre; c) Beweis, was der intuitive Verstandesgebrauch ist, oder Beleuchtung seines von dem Besondern zum Allgemeinen hinaufschreitenden Ganges. XI. Recapitulation. XII. Hauptresultat des Ganzen sowohl für unsere Erkenntnifs überhaupt, als auch gegen den gesammten Lehrbegriff der kritischen Moralphilosophie. Da sich der Angriff des Vfs. gegen diese auf die Behauptung, dafs Kant den Gebrauch der gemeinen Menschenvernunft bey der Beurtheilung seines Moralsystems ausgeschlossen wissen wolle, und auf die Vorstellungen des Vfs. von einem intuitiven und dem discursiven Verstandes und Vernunftgebrauch gründet: so wollen wir über beide Punkte einiges erinnern.

Die Beschuldigung Kants, er mache es bey der Beurtheilung seiner doch nur menschlichen Sittlichkeit zur Bedingung, dafs niemand dabey seine gemeine Menschenvernunft gebrauchen solle, ist ganz grundlos und mit keiner Sylbe erwiesen. Wo hätte denn K. gegen den Gebrauch der gemeinen Menschenvernunft bey sittlichen Gegenständen und deren Beurtheilung protestirt? unter allen von dem Vf. angeführten Stellen ist auch nicht eine einzige, die eine solche Protestation enthielte. *Kant* geht vielmehr in seiner *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten*, aus welcher der Vf. jene Stellen entlehnt hat, von der gemeinen sittlichen Vernunfterkenntnifs, oder der populären sittlichen Weltweisheit aus, und von dieser zur Metaphysik der Sitten über, und zeigt, wie die gemeine, gesunde Menschenvernunft in der moralischen Erkenntnifs bis zum Princip derselben gelange; welches sie, wie er hinzusetzt, zwar freylich nicht so in einer allgemeinen Form abgesondert denke, aber doch jederzeit wirklich vor Augen habe und zum Richtmaafse ihrer Beurtheilung brauche. Mit diesem Kompasse in der Hand, wisse die gemeine Menschenvernunft sehr gut zu unterscheiden, was gut, was böse, pflichtmäfsig oder pflichtwidrig sey, wenn man sie nur auf ihr eigenes Princip: kannst du auch wollen, dafs die Maxime, nach welcher du handelst, ein allgemeines Gesetz werde? aufmerksam mache, und dafs es also keiner Wissenschaft und Philosophie bedürfe, um zu wissen, was man zu thun habe, um ehrlich und gut, ja sogar, um weise und tugendhaft zu seyn. Das ist ja aber gerade das Gegentheil von dem, was Hr. H. *Kanten* behaupten läfst; und so giebt es der Stellen noch mehrere, in welchen *Kant* sich *für* die gemeine Menschenvernunft erklärt. Dafs aber die gemeine Menschenvernunft, da sie bey den ungestümen Ansprüchen der Bedürfnisse und Neigungen, leicht Gefahr laufen kann, die Reinigkeit und Strenge der Pflichtgesetze in Zweifel zu ziehen, wenigstens sie, wo möglich, unsern Wünschen und Neigungen angemessener zu machen, d. i. sie im Grunde zu verderben, und um ihre ganze Würde zu bringen, für sich selbst nicht ausreichend ist, die in ihr entstehenden, von den Neigungen hergenommenen Einwürfe einer natürlichen Dialektik gegen die Gültigkeit des Pflichtgebots zu bekämpfen, und daher angetrieben wird, aus ihrem Kreise heraus, und ins Feld einer praktischen Philosophie zu treten, um daselbst wegen der Quelle ihres Princips und der richtigen Bestimmung desselben in Gegenhaltung mit den auf Bedürfnisse und Neigung fussenden Maximen, Erkundigung und deutliche Anweisung zu bekommen; das ist doch wohl keine Protestation gegen die gemeine Menschenvernunft? Auch tadelt unser Vf. an dem Sittengesetze, wie es von Kant aufgestellt wird, dafs es auch ein Gesetz für vernünftige Wesen sey, die nicht Menschen wären. Eher sollte er diese Eigenschaft desselben für einen grossen Vorzug halten; oder meynt er, dafs ein solches den Vorzug verdiene, welches nicht für alle vernünftige Wesen gültig ist? kann es denn Kant, oder sonst ein Mensch ändern, dafs die Gesetze, die die Vernunft giebt, für alle Wesen gelten,

ten, die diese Vernunft besitzen? Vor der Hand kennen wir freylich keine andern vernünftigen Wesen, als die Menschen; wenn es aber ausser diesen noch andere gäbe, so müsste das Gesetz ja nothwendig auch für diese gelten, weil es die Vernunft in ihnen, eben so wie in uns, aufstellt. Dass der Mensch ein vernünftiges und ein sinnliches Wesen zugleich ist, ändert die Sache nicht. Bey der Gesetzgebung im Reiche der Sitten hat die Sinnlichkeit keine Stimme, sie ist der bloss gehorchende Theil; die Vernunft übt jene ausschliesslich, und muss es, oder es gäbe gar keine Moral, und Tugend wäre ein leerer Schall.

Was nun die in diesem Theile vorgetragene eigene Lehre des Vfs. betrifft: so nimmt er einen doppelten Verstandesgebrauch an, einen *intuitiven* und *discursiven*. Unter jenem versteht er einen solchen, wo unser *Geist* wirklich *anschauet*, und bey diesem Anschauen erst sein äusseres körperliches Auge, und sodann erst auch sein inneres Auge braucht. Dieses innere und jenes äussere Auge sind seine Mittel, seine *Grundlage* sind *Urempfindungen* von den äussern und innern Sinnen, die der Geist sammelt und dann durch sein logisches Vermögen bearbeitet. So geht er durchgängig vom Individuellen aus; dann von diesem zu dem Besondern, von diesem zu dem Vielgemeinen und davon wieder zu dem Allgemeinen bis zur allgemeinsten Idee fort; er *webt* blosse Extracte, die sich auch bloss mit ihrer Einheit schliessen. Der Geist geht bey dem intuitiven Verstandesgebrauche nie von der allgemeinsten Idee, als einem Ersten aus, sondern bedient sich vielmehr ihrer, mit mehrern zusammen genommen, zum tiefern *Fussgestelle*, um darauf wieder höhere Begriffe zu bauen. So endiget sich das Spiel seiner Wirksamkeit allemal in dem Gemeinsamen, bey dem Besondern wie bey dem Vielgemeinen, bey diesem wie bey dem Allgemeinen. (Der gemeine Menschenverstand, an den dieser Sohn der Natur als an die höchste Instanz in Sachen der Philosophie appellirt, dürfte mit den Dingen, die ihm dieser hier von seinem intuitiven Gebrauche vorspiegelt, schwerlich einverstanden seyn, besonders auffallend dürfte es ihm seyn, sich versagen zu lassen, dass sich die Wirksamkeit seines intuitiven Gebrauches auch bey dem *Allgemeinen* in dem *Gemeinsamen* endige.)

An diesem Gemeinsamen oder Extracten — allgemeinen oder besondern, gleichviel — stellt sich nun der *discursive Verstandes-* oder vielmehr *Vernunftgebrauch* in nun völlig oder zum Theil geformten Begriffen und Ideen, wie an ihrer Spitze, an, kehrt aber, eben weil er discursiv und nicht intuitiv wirkt, durch sein Anstellen die ganze Ordnung und Methode um; er braucht das Gemeine zuerst und geht davon aus; er knüpft das Allgemeine an das Vielgemeine, dieses an das Besondere und dieses wieder an das Individuelle an. Bey dem intuitiven Vernunftgebrauche ist das Denken ein *Vergleichen*, bey dem discursiven ein *Unterordnen*; bey dem erstern bedienet sich mein *logisches* Vermögen der *Abstraction*, bey dem letztern dieser ebenfalls, nur in umgekehrter Ordnung, und nimmt dann den Namen der *Subsumtion* an.

Die ganze Vorstellung, die sich der Vf. von dem intuitiven und discursiven Verstandes- oder Vernunftgebrauche macht, nach welcher wir uns schlechterdings keine Theorie des Vorstellungs-Vermögens, seiner verschiedenen Arten und deren Functionen bilden können, besteht also, der Hauptsache nach, darin, dass bey jenem der Verstand von dem angeschauten Individuellen zum Besondern und Allgemeinen hinauf, bey diesem hingegen von dem Allgemeinen zum Besonderen und Individuellen herabsteigt; und er meynt, dass diese seine Vorstellung von dem discursiven Verstandesgebrauche keine andere als die Kantische sey. Das ist sie aber keinesweges; denn nach *Kants* Vorstellung hält sich der Verstand immer nur innerhalb der Sphäre der Begriffe; er denkt sich die Dinge, welche es auch seyn mögen, nur durch Merkmale, die unendlich vielen Dingen zukommen können; seine Vorstellungen sind nie Anschauungen, und gehen nie in Anschauungen über, obwohl ihm die Objecte seines Denkens durch *Sinnlichkeit*, äussere oder innere, dargereicht werden. Man kann auch nicht sagen, dass der Verstand von allgemeinen zu besondern und einzelnen Begriffen herabsteige; weil die Begriffe von Objecten immer discursiv sind, und da sie, als solche, immer weniger Merkmale enthalten, als die Anschauungen, von denen sie abgezogen sind, auch deswegen auf mehr als eine Anschauung oder ein Individuum passen müssen. Es giebt auch keine *besonderen* Begriffe; denn jeder Begriff begreift *alle* Theile seiner Sphäre unter sich; folglich ist er in so fern immer allgemein. Es giebt nur *höhere* und *niedere* allgemeine Begriffe. Der Verstand steigt auch nicht jederzeit vom höchsten allgemeinen zum niedrigsten herab, sondern auch von dem niederen zu einem höheren, und dem höchsten Begriffe empor. Ueberhaupt taugt die ganze Eintheilung des Verstandesgebrauchs in den intuitiven und discursiven nichts; der Verstandesgebrauch ist jederzeit nur discursiv, intuitiv gar nicht; denn er liefert uns keine unmittelbaren Vorstellungen, sondern zieht von diesen nur Merkmale ab, und verbindet sie zu Begriffen, Begriffe zu Urtheilen, und Urtheile zu Schlüssen. Der Vf. schmelzt hier alle Gemüthsvermögen, Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft, in ein einziges zusammen, ohne die einem jeden derselben eigenthümliche Natur und Functionen zu unterscheiden, sein Verstand schaut an und denkt zugleich und in demselben Act, er steigt vom Angeschauten aufwärts bis zum Allgemeinen, und heisst ihm Vernunft, sobald er von diesem Allgemeinen zu dem Besondern und Angeschauten wieder herabzusteigen anfängt. Von den Formen der Sinnlichkeit, des Verstandes und der Vernunft, von dem, was in unsern Vorstellungen dem Gemüthe angehört, erfährt man kein Wort. Er weiss

weiss von keinen reinen Anschauungen und Begriffen, von keiner reinen Synthesis; alles was wir a priori und rein nennen, alle Handlungen unseres Gemüths, sie mögen heissen, wie sie wollen, ist ihm Sinnlichkeit, nur feiner ausgesponnen, nur subtilisirt; aber wie und wodurch dieses Verarbeiten und Verfeinern bewerkstelliget wird, davon verlautet keine Sylbe.

Ungeachtet sich der Vf. darauf beruft, dass seine Vorstellung von dem intuitiven und discursiven Verstandesgebrauche in dem Bewusstseyn gegründet sey, wiewohl diese Berufung ganz vergeblich ist, da wir weder in unserm Bewusstseyn einen *intuitiven* Verstandesgebrauch antreffen, noch in demselben die Vorstellungen des Vfs. in Ansehung der Thätigkeiten des Gemüths und der Art des Verfahrens der Sinnlichkeit, des Verstandes und der Vernunft bestimmt und erschöpfend finden: so hat er es doch noch für nöthig gehalten, zu beweisen, dass der intuitive Verstandesgebrauch vom Besondern zum Allgemeinen aufschreite; dass der ihm eigenthümliche Stoff ihm nicht allein vor den *Gebilden* des discursiven Verstandesgebrauchs in der Priorität angehöre, sondern auch dass dieser Stoff sich blos durch den intuitiven Verstandesgebrauch, und durch seinen von dem Besondern zum Allgemeinen aufschreitenden Gang allein erst erzeuge, entwickele und bilde. Dieser ganze vorgebliche Beweis sagt aber im Grunde weiter nichts aus, als was allgemein bekannt ist, und von niemanden geläugnet wird, dass alle unsere Erkenntniss mit der Erfahrung anfängt; die Art und Weise hingegen, wie unmittelbare sinnliche Vorstellungen, nach des Vfs. Meynung, dergestalt verarbeitet werden können, dass aus ihnen Begriffe und Ideen werden, ohne dass das Erkenntnissvermögen aus sich selbst etwas dazu thut, berührt dieser Beweis auch nicht von weitem, und eben so wenig sieht man eine Vorkehrung zur Widerlegung der Gründe für die Möglichkeit und das Daseyn von Erkenntnissen a priori. Und hierin besteht denn die ganze Entdeckung, die man durch eine sehr mühsame Lectüre theuer genug erkaufen muss, da man sich von dem redseligen Vf. mit Vorbereitungen, Zurichtungen und Verheissungen, die kein Ende nehmen, hingehalten, und nicht selten in einem manierirten und gekünstelten Vortrag, der einen Sohn der Natur wenig kleidet, verflochten sieht.

MATHEMATIK.

Erfurt, b. Keyser: *Messkunst für Schulen und fürs gemeine Leben, oder für alle diejenigen, welche noch wenig davon wissen*, zur bessern und leichtern Erlernung derselben mit den Anfangsgründen der Buchstabenrechnungskunst und einigen Theilen der gemeinen Rechenkunst begleitet von Meister *Johann Karl Lieber*, Seifensieder. *Erste* Abtheilung. Mit Figuren. 1800. 133 S. 8. (12 gr.)

Ein ordentlich, leichtfasslich und gründlich geschriebenes Büchlein von einem Handwerksmanne, der Achtung für sich einflösst, weil er aus Liebe zur Wissenschaft seine müssigen Stunden mit Denken und Schreiben ausfüllt. Die wohlgeschriebene Vorrede zeugt von aufgeklärter Denkungsart und von richtiger Beurtheilungskraft des Mannes, wovon auch die eigenthümliche Behandlung der vorgetragenen Wissenschaft den Beweis giebt. Bey dem populären Zweck, den der Vf. hat, muss man ihm die Foderungen der Euclideischen Methode allerdings erlassen. Sein Buch kann in Bürger-Schulen gebraucht, bey künftigen Handwerkern viel Nutzen stiften.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Züllichau* und *Freystadt*, b. Darnmann: *Sammlung von Gesängen zum Lobe Gottes und zur Ermunterung des Menschen bey seinem Gange durch diese Zeit, in einer zusammenhängenden Folge.* Zur Beförderung einer gereinigten Andacht ganz umgearbeitete Ausgabe, vermehrt mit einigen Gebeten etc. Nebst einer Vorrede des Hn. Oberconsistorial-Raths *Teller*. 1801. 64 S. 8. (8 gr.) Der Sammler dieser Liederverse ist, nach der Vorrede, eine Standesperson, und es erweckt allerdings ein angenehmes Gefühl, wenn man siehet, dass sich auch noch unter den höheren Ständen der Sinn für Frömmigkeit und Tugend erhält. Unter einem Haupttitel kommen jedesmal mehrere einzelne Liederverse vor, in welchen ein Gedanke verschiedentlich ausgedrückt wird; jeder Leser behält demnach die Wahl, nach seiner besondern Gemüthsverfassung sich diesen oder jenen Vers zu seiner Erbauung auszusuchen. Die sämmtlichen Liederverse sind unter folgende vier Rubriken gebracht: 1) Lob Gottes und Ermunterung aus der Betrachtung seiner Eigenschaften und seiner Regierung. 2) Ermunterung zu meinen Pflichten. 3) Ermunterung in Leiden und Bekümmernissen. 4) Ermunterung auf die Zeit des Uebergangs in das künftige Leben. Mit der Auswahl der Liederverse hat man im Ganzen Ursache, zufrieden zu seyn. Unter den Aufschriften: *Ergebung, Vertrauen, Ermunterung in Krankheiten, und Todesgedanken*, sind vier *Gebete* angehängt, die sich durch Kürze und gute Gesinnungen auszeichnen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 28. October 1802.

PAEDAGOGIK.

1) Breslau, b. Korn d. ä.: *Theoretisch-praktisches Lehrbuch der Katechetik*, von *Ignatz Mertian*. 1800. XVI u. 172 S. 8. (12 gr.)

2) Mannheim, b. Schwan u. Götz: *Kurze Anleitung zum zweckmäſsigen Katechisiren* für angehende Volks- und Jugendlehrer, von *Hilarius Keſsel*, Pfarrer zu Ottenau im Murgthale. Mit Genehmigung des hochwürdigſten Vicariats in Bruchſal. 1801. VI u. 106 S. 8. (9 gr.)

Bey den bereits vorhandenen Anleitungen zum Katechiſiren iſt man wohl berechtigt, von neuen Lehrbüchern dieſer Kunſt zu erwarten, daſs ſie ſich auf irgend eine Art vor ihren Vorgängern auszeichnen, und wenigſtens den glücklichen Mittelweg zwiſchen einer zu weit getriebenen katechetiſchen Künſteley, und einer faſt ganz untechniſchen und planloſen Behandlung der katechetiſchen Kunſt nicht verfehlen werden. Allein keins von dieſen beiden Büchern befriedigt dieſe Erwartungen. In keinem von beiden ſind die darin aufgenommenen Materien in einer leichten und natürlichen Ordnung vorgetragen, beide behandeln das Weſentliche der Katechetik zu oberflächlich, und ziehen zu viele Nebenſachen herbey, wodurch die Hauptſache verloren geht. Der Vf. von Nr. 1. handelt in 11 Abſchnitten von der Nothwendigkeit einer eignen Methode beym Katechiſiren. (Die Nothwendigkeit eines methodiſchen Verfahrens bey dem Katechiſiren liegt ja ſchon in dem Begriffe der Katechetik, als einer Kunſt); von der analytiſchen und ſynthetiſchen Methode; von der Art Entwürfe zu Katechiſationen zu machen; von der Nothwendigkeit, Kindern deutliche Begriffe beyzubringen; von der Art die Lehren zu verſinnlichen, von der Kunſt Fragen zu bilden; von der Nothwendigkeit, die Jugend und das menſchliche Herz zu ſtudieren; von den erfoderlichen Vorkenntniſſen zu einem Katecheten; von dem äuſsern Anſtande und der Geiſtesgegenwart. Nach dieſer willkürlichen Anordnung der Materien laſſen ſich noch unzählige andre Rubriken denken, die hier einen Platz finden konnten. Daſs es ſich der Vf. zur Pflicht machte, die von ihm aufgeſtellten Regeln durch Beyſpiele zu erläutern, iſt lobenswerth. Allein die meiſten ſeiner katechetiſchen Beyſpiele ſind von der Art, daſs man ſie unmöglich als Muſter zur Nachahmung empfehlen kann. S. 37: Wenn deine Aeltern nicht hätten erfahren können, ob du in der Kirche geweſen biſt oder nicht? — Kind: So würden ſie glauben: ich habe die Wahrheit geredet. Schwerlich wird ein Kind auf dieſe unbeſtimmte halbe Frage die niedergeſchriebene Antwort geben. Bey der mündlichen Unterredung verzeiht Rec. gern eine ſolche abgebrochne Frage; aber in einem katechetiſchen Muſterbuche iſt ſie durchaus verwerflich. An ſeltſamen Behauptungen fehlt es auch nicht, wie S. 30: Kein Wunder, daſs Chriſtus, dem keine Geheimniſſe und Kunſtgriffe (?) der Natur unbekannt ſeyn konnten, indem er Urheber der Natur iſt, ſich derſelben Methode, wie Sokrates bedient hat! Einzelne gute Winke, die man aber ſchon in andern katechetiſchen Lehrbüchern von *Gräffe*, *Schmid*, *Roſenmüller* und *Dinter* findet, kommen auch in dieſem vor. Hieher rechnen wir das Kap. von der Verſinnlichung S. 113. ff. das am beſten gerathen iſt.

Der Vf. von Nr. 2. beginnt mit einer hieher gar nicht gehörigen Kritik der heutigen Erziehungs- und Unterrichtsgrundſätze. Sein Urtheil läuft darauf hinaus, daſs bey der Anwendung der Maximen eines *Locke*, *Rouſſeau* und *Baſedow* Vorſicht nöthig ſey, wenn nicht Irreligioſität und Revolution herbeygeführt werden ſoll. Allein worauf es denn bey der vorſichtigen Anwendung dieſer Maximen ankomme, darüber ſagt er bey aller ſeiner Schwatzhaftigkeit ſo viel als — Nichts. Nach einem ſehr dürftigen Abriſs einer Geſchichte der Katechetik, kommt er auf die Quellen der katechetiſchen Regeln und zuletzt auf die Lehrſtücke und Lehrart. Hr. K. ſcheint mit ſeinen Ideen ſelbſt noch nicht ganz aufs Reine gekommen zu ſeyn. Daher wird auch der Anfänger im Katechiſiren aus dieſer fragmentariſchen Anweiſung nicht viel lernen können.

Berlin, b. Frölich: *Wegweiſer für Volksſchullehrer*, oder Anleitung zur zweckmäſsigen Führung ihres Amts. Ein pädagogiſches Handbuch von *Th. Heinſius*, D. d. Philoſ. 1801. XVI u. 240 S. 8. (20 gr.)

Dieſer Wegweiſer zeigt zwar im Ganzen die rechte pädagogiſche Straſse; aber er iſt eigentlich nur ein nach verjüngtem Maaſsſtabe abgeriſſener Arm von dem weit beſtimmter und deutlicher zeigenden Wegweiſer, welchen der verdienſtvolle Niemeyer, (den auch Hr. H. als ſeinen Führer nennt,) in ſeinem bekannten Handbuche aufgeſtellt hat. Befremdend iſt es uns daher, wenn ſich Hr. H. das Anſehn giebt, als wäre es nun erſt durch ihn den Schullehrern möglich gemacht worden, den rechten Weg zu finden

den. Scheint es doch beynahe, als ob er glaubte, der Name *Th. Heinsius* habe in der pädagogischen Welt mehr Celebrität, als der eines *Niemeyer's.* Wir glauben vielmehr, dass diejenigen Schullehrer, welche weder Fähigkeit noch Lust haben, sich von Niemeyer auf den rechten Weg bringen zu lassen, noch weniger auf die bey weitem nicht so vernehmliche Stimme des Hn. H's. hören werden. Wir haben nichts dagegen, wenn ein Schriftsteller in der Vorrede seinen Wunsch nützlich zu werden an den Tag legt; aber wir wünschen nur, dass diess nicht mit zu grossen Anmassungen geschehen möge, zumal wenn der Weg, den man zeigt, nicht neu, sondern bereits durch andre gebahnt ist. Uebrigens sind die Erfahrungen und Grundsätze, welche Hr. H. über Schulorganisation, Lehrstoff und Lehrart vorträgt, im Ganzen wahr und richtig. Nur einzelne Behauptungen möchten wir nicht unbedingt unterschreiben. Wenn S. 47. dem Jugendlehrer der Rath gegeben wird, dass er sich hüten solle, zu oft mit den Lehrbüchern zu wechseln: so ist diese Regel etwas zu unbestimmt ausgedrückt. Da der beständige Gebrauch eines und desselben Lehrbuchs sehr leicht bey Lehrern und Schülern einen gewissen Mechanismus erzeugen kann: so darf man allerdings wünschen, dass zuweilen, vielleicht alle Jahre, wenigstens in den obern Classen mit dem Lehrbuche gewechselt werde. So möchten wir es auch nicht als eine allgemeingültige Regel aufstellen, dass der Grad der Kenntnisse allein, nicht die Aufführung entscheiden dürfe, welchen Platz und in welcher Classe ein Schüler denselben einnehmen solle S. 58. Warum soll bey der Translocation nicht auch auf gute Aufführung Rücksicht genommen werden dürfen? Anstatt des von einem Schüler (nach S. 61) zu haltenden Tagebuchs, in welches die fehlenden Schüler eingetragen werden, ist es wohl sicherer und schicklicher, dass der Classenlehrer täglich nach Endigung der Vor- und Nachmittagslectionen, die Abwesenden in einer von Monat zu Monat fortzuführenden Tabelle bemerke. Wenn S. 142 dem Schüler zugemuthet werden soll, ein auswendig gelerntes Stück auch *rückwärts* zu recitiren: so scheint uns diess eine zwecklose Gedächtnissmarter zu seyn. Die Literatur in diesem Buche ist sehr dürftig; fast bey jedem Abschnitte fehlen Hauptwerke. Hr. H. scheint grossentheils nur seine Landsleute angeführt zu haben. Einen solchen literarischen Patriotismus finden wir zu engherzig.

HANNOVER, b. den Gebr. Hahn: *Handbuch für angehende Landschullehrer zur leichtern Uebersicht ihrer Pflichten und der zweckmässigsten Methode für jede Art des Schulunterrichts* Von *Ernst Friedr. Frank,* Superint. der Inspection Bardowick, 1802. 208 S. gr. 8. (9 gr.)

Der würdige Vf. schrieb diesen Leitfaden zunächst für die Schullehrer seiner Inspection; es wird ihm aber auch ein ausgedehnterer Wirkungskreis nicht fehlen, zumal in den Braunschw.-Lüneburgischen Kurlanden: denn es liegen Götten's Grundsätze der Anweisung künftiger Lehrmeister in deutschen Schulen, welche als Lehrbuch für alle Lehrer der niedern deutschen Schulen in dem genannten Lande dienen, eine Consistorialinstruction von 1790, wie der neue Hannöverische Catechismus gebraucht werden soll, und dieser Catechismus selbst, zum Grunde. Der Vf. erläutert die in den angeführten kurzen Anweisungen vorgezeichnete bessere Lehrmethode, und fügt manche durch eigne Erfahrung bewährt gefundnen Maximen und Hülfsmittel hinzu, durch welche die Schullehrer den Jugendunterricht erleichtern und zweckmässiger einrichten können. Wir müssen uns begnügen, das Fachwerk einer lehrreichen Schrift anzuzeigen. Nach einer Vorrede über die Pflichten eines Lehrers in Volksschulen wird von der Eintheilung der Schuljugend und ihrer Lectionen gehandelt; darauf von der Lehrart im Allgemeinen und insbesondere beym Unterricht im Buchstabiren, Lesen, Catechismus, Auswendiglernen, Bibellesen, Religionsgeschichte und in den biblischen Geschichten, beym Beten und Singen in der Schule, beym Unterricht im Schreiben, Rechnen und in gemeinnützigen Kenntnissen, beym Gebrauch der Sitten, und Denksprüche. Beygefügt ist ein Anhang, worin Beyspiele katechetischer Unterredungen über den Katechismus, ausgearbeitet von Kirchen- und Schullehrern in Winsen an der Luhe, Schulgebete aus Seiler, Sitten- und Denksprüche, Verzeichniss einiger neuern, dem Landschullehrer nützlichen Bücher, und ein Schema zu einem Verzeichnisse der Schulkinder und der Abwesenden, befindlich sind.

LEIPZIG, b. Crusius: *Erdmann, eine Bildungsgeschichte.* Herausgegeben von *dem Verf. des Sächsischen Kinderfreundes. Dritter Band.* 1801. VI und 368 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Hiermit beschliesst der nun verstorbene *Thieme* sein letztes Werk, dessen zwey erste Bände wir schon A. L. Z. 1801. Nr. 240. mit verdienter Empfehlung angezeigt haben. Der Held dieser Geschichte erscheint hier als Wirthschafts-Erziehungs- und Handelsgehülfe. Sowohl die Geschichte Erdmann's, als auch die der übrigen, in der Erzählung vorkommenden Haupt- und Nebenpersonen ist, wie der Vf. selbst gesteht, ganz alltäglich; auch ist kein Charakter vollständig ausgemalt. Aber durch die eingestreuten Reflexionen und durch die Resultate, welche nach der Absicht des Vfs. aus diesen Darstellungen hervorgehen sollen, wird diese Schrift ein in der That belehrendes und unterhaltendes Buch für mehrere Classen von Lesern. Ohne den zweckmässigen Bildungsanstalten ihren Werth abzusprechen, sucht doch der Vf. vorzüglich die Ueberzeugung zu begründen, dass derjenige, welcher gebildet seyn will, sich selbst bilden müsse.

VOLKSSCHRIFTEN.

Weimar, b. d. Gebr. Gädicke: *Wegweiser für Aeltern und Jünglinge, bey der Wahl eines Erwerbzweiges der letztern, oder die Kunst, ein nützlicher und zufriedener Bürger des Staats zu werden.* Ein Buch für den ehrwürdigen Mittelstand, von *Ehregott Meyer*, herzogl. Sachsen-Coburg Saalfeld. Commerzien-Rathe. 1802. 1 Alphab. 9½ Bog. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Es fehle, meynt der Vf., für Künstler und Handwerker noch ein ihrer Fassungskraft angemessenes Buch, das sie über ihre Bestimmung als Menschen, über richtige Begriffe von Ehre, Glück und Verdienst belehre, sie bey der scheinbaren Verachtung der Höhern gegen sie beruhige; das die Aeltern aus dem Mittelstande aufmerksam mache auf die besonderen Pflichten, die sie bey der Bildung und Wahl der Erwerbart ihrer Kinder zu beobachten haben; an Anleitungen für Schullehrer dieser Kinder, die jungen Seelen mit dem ihnen besonders Nöthigen vorzüglich bekannt zu machen; es fehlten ferner herzliche und dringende Worte für die Prediger der Städte und Dörfer, um durch Rathschläge und Vorstellungen die Wahl eines Jünglings mit zu leiten; Ermunterungen für Obrigkeiten, doch auf diese so wichtige Sache ein wachsames Auge zu haben; es mangle an genauer Aufzählung der Pflichten der Lehrherrn, und an einem richtigen *Wegweiser* für den Jüngling aus dem Mittelstande, um ihn mit den so mannichfaltigen Gewerben und Beschäftigungen, die sich ihm zur Auswahl darbieten, wo nicht vertraut, doch etwas bekannt zu machen; der mit ihm gehe die Wege der *Lehre*, des *Gesellen* und des *Meisters*, ihm auf der einen Seite die Leiden und Beschwerlichkeiten, auf der andern aber auch die Freuden zeige, die mit seiner künftigen Lebensart verknüpft sind, u. s. w. Alle diese Mängel soll das gegenwärtige Buch ersetzen. Es besteht aus zwey Theilen, von welchen der erste die moralischen und die Klugheitslehren und der andere den technologischen Unterricht enthält. Jene halten sich blofs an das Allgemeine sehr oberflächlich und so, wie es jeder verständige Mann seinem Sohne selbst sagen und ans Herz legen kann; auch ist die Sprache, in welcher diese keinem Manne aus der von dem Vf. bestimmten Classe fremden Sachen vorgetragen werden, zwar leicht und fasslich, aber zu schwach, um auf die Gemüther solcher Leser, als er sich denkt, Eindruck zu machen. Es giebt auch wohl so leicht keine Bürgerschule, in welcher die Knaben, die zu einem bürgerlichen Gewerbe bestimmt sind, in dieser Art von Lebensphilosophie nicht unterrichtet würden; wo dieses noch nicht geschieht, dürfte auch dieses Buch schwerlich zum Gebrauch eingeführt werden, weil es hierzu zu weitschweifig und überdiess zu theuer ist; aus welchem Grunde es auch wohl nur sehr wenig in die Hände kommen wird, denen es der Vf. darbietet. Was den technologischen Theil betrifft: so liefert derselbe Beschreibungen von ungefähr neunzig verschiedenen Künsten und Handwerken; aber sie sind so kurz und allgemein, dafs der, welcher noch keine Kenntnifs von dieser oder jener Kunst oder Profession besitzt, sich nur einen sehr unvollkommenen Begriff davon wird machen können. Dem, der sie schon kennt, werden diese Beschreibungen zu nichts dienen. Dafs z. B. der Kupferschmied verschiedene Ambosse, als den Hammer- Stock- Lieg- Faustambofs, das Sperrhorn, das Senkeisen etc. vielerley Hämmer, den Boden- Seiten- Stemp- Verschlag- Reihen- Tief- Weiter- Kreuz- und Krughämmer; Rohrstock, Nageleisen, Schelleisen, Meisel, Durchschlag, Drellbohrer, Schraubestock, Feilen, Schabemesser, Zangen, Bunzen- und Grabstichel, Gerbestahl etc. braucht, erfährt hier der angehende Lehrling zwar, aber kein Wort zu Erklärung der wenigstens unbekanntern unter diesen Werkzeugen; und eben dieser Mangel herrscht in allen Beschreibungen. Der Vf. würde vielleicht etwas nützlicheres geliefert haben, wenn er sich nur auf die künstlichern Professionen eingeschränkt, diese vollständiger abgehandelt, und dagegen den ganzen ersten Theil weggelassen, und in dem technologischen, Metzger, Friseurs, Schuhmacher, Schneider, Schornsteinfeger u. dgl. ganz übergangen hätte. Wollte man alle Künste und Professionisten umfassen: so müfste solches in einzelnen Heften geschehen, denen nöthigen Falls erklärende Kupferstiche oder saubere Holzschnitte beygefügt würden; jeder Heft, der auch einzeln verkauft werden könnte, enthielte dann eine so viel möglich vollständige Beschreibung nur einer Kunst oder Profession. Es wundert uns, dafs man bey unserer literarischen Industrie diesen Gedanken auszuführen noch nicht versucht hat. Der Vf. hat den Inhalt jener Beschreibungen theils aus seinen eigenen und anderer glaubwürdigen Personen Erfahrungen, theils aus einigen auch von ihm genannten Schriften geschöpft.

Altenburg u. Erfurt, b. Rinck u. Schnupfhase: *Das Thierquälen, die Baumbeschädigung und die Schutzpocken, katechetisch bearbeitet für Land- und Bürgerschulen*, von *S.* und *W.* 104 S. gr. 8. (8 gr.)

Diese Bogen enthalten drey Unterredungen zwischen dem Lehrer und Schüler über die auf dem Titel genannten Gegenstände. Die beiden ersten, über das Thierquälen und Baumbeschädigen, sind für die zweyte Classe in *Landschulen* (warum gerade nur für diese?) und die dritte über die Schutzpocken für die erste Classe in *Bürgerschulen* (warum nicht auch für jene?) bestimmt. Diese dritte Unterredung behandelt zwar einen für *Kinder* ganz wissenswürdigen Gegenstand, ist aber für sie nicht von so unmittelbarem Nutzen, wie die beiden ersten, ob wir gleich nicht in Abrede stellen, dafs es ihnen für die Zukunft nützlich seyn kann; worauf es aber wahrscheinlich, dafs die

die Schutzpocken-Impfung schon nach Verlauf weniger Jahre allgemein eingeführt seyn werde, dann wäre freylich ein Unterricht davon in Schulen überflüssig. Mehr möchte derselbe für Aeltern in den noch hier und da in Deutschland gebräuchlichen Kirchen-Katechisationen der Erwachsenen geeignet seyn. Der Vf. dieser Unterredung will dieselbe auch zugleich als Probe aufstellen, wie sich mancherley wissenswürdige Dinge mit den gewöhnlichen Unterrichts-Gegenständen füglich vereinigen lassen, woran wohl noch niemand gezweifelt hat. Die zwey ersten Unterredungen rühren von einem andern Verfasser her; die Manier bleibt sich aber doch in allen dreyen ziemlich gleich. Jeder Unterredung ist ein Gesang, der sich auf den Inhalt bezieht, die bey der Jugend erregten guten Eindrücke verstärken und auswendig gelernt werden soll, beygefügt. Das erste ist aus dem Gesangbuche der Leipziger Freyschule entlehnt, die beiden andern von W. einem der beiden Herausgeber selbst verfertiget; sie sind sämmtlich gut und zweckmäfsig. Abgerechnet, dafs zuweilen doch die Fragen für Kinder noch etwas räthselhaft sind, da sie die Antworten nicht bestimmt genug modificiren, wodurch der Lehrer genöthiget wird, für die Kinder selbst zu antworten, ist doch der Dialog im Ganzen genommen gut geführt, und die Materien sind ausführlich abgehandelt; so dafs diese Schrift für Lehrer in Bürger- und Landschulen ein ganz brauchbarer Leitfaden seyn kann. Vielleicht wird man über zu grofse Umständlichkeit klagen; und freylich, wenn in solchen Schulen alle Pflichten so ausführlich dargelegt werden sollten, als die beiden ersten in dieser Schrift abgehandelten: so dürfte dazu die zu dem moralischen Unterrichte in einer solchen Schul-Classe bestimmte Zeit schwerlich hinreichend seyn. Da aber doch jene zwey Pflichten besonders für Bürger- und Bauernsöhne von grofser Wichtigkeit sind: so kann in Ansehung derselben wohl eine Ausnahme gemacht, und in den Schulen länger dabey verweilt werden. Zum eigenen Gebrauche im Hause und zur Wiederholung ist jene Methode in Fragen und Antworten weniger geeignet. Um diesen Gebrauch mit jenem des Lehrers in der Schule zu verbinden, ziehen wir die Methode des im Texte fortlaufenden dogmatischen Vortrags vor; denn die Kinder sollen die Sachen im ununterbrochenen Zusammenhange erlernen und in ihr Gedächtnifs fassen; unterbrechende Fragen belästigen dieses aber und dienen ihnen zu nichts. Erst wenn sie die Sätze auswendig wissen, können sie darüber befragt, und zu diesem Behuf und zur Leitung des Lehrers die Fragen am Rande des Textes beygesetzt werden, wie es z. B. *Rosenmüller* in seinem ersten Unterricht in der Religion für Kinder u. a. m. gethan haben. Die Einleitungen in die Fragen und Antworten geschehen in gegenwärtiger Schrift jedesmal durch vorausgeschickte Erzählungen, deren Inhalt mit den Kindern zur Bestimmung ihres moralischen Urtheils zergliedert wird.

KLEINE SCHRIFTEN.

Paedagogik. *Berlin*, b. Maurer: *Vorschlag zur zweckmäfsigern Einrichtung der Confirmations-Handlung, nebst einigen dazu neu verfertigten Liedern und einer Volks-Hymne für alle christliche Religionspartheyen;* zugleich mit der Anweisung zum musikalischen Vortrage derselben. Ein liturgisches Scherflein von *Johann Wilhelm Franz Wolf*, Prediger zu Britz, Tempelhof und Riecksdorf bey Berlin. 1802. 27 S. 8. (5 gr.) Der Vf. dieses Schriftchens verlangt zwar in einer „Nachschrift für Tadler, Krittler und Recensenten von der feindlichen Parthey" dafs man „über seine Arbeit kein rasches, entscheidendes, wegwerfendes Urtheil fällen, sondern *warten sollte, bis alles pünktlich nach der gegebenen Vorschrift an Ort und Stelle ausgeführt sey*, weil alsdenn diese Skiagraphie erst Geist und Leben erhalten werde." So lange hat nun Rec. nicht warten können, weil sich an seinem Wohnorte keine Gelegenheit fand, die Confirmationshandlung nach den Vorschlägen des Vfs. einzurichten; da er jedoch zu keiner Parthey gegen den ihm unbekannten Vf. zu gehören, sich bewufst ist, so wagt er es dennoch, einstweilen sein geringes Urtheil zu fällen. Die vom Vf. vorgeschlagene Anordnung der feyerlichen Confirmations-Handlung scheint ihm ganz gut zu seyn; nur dürften die vielen Liederverse, Reden, Gebete u. s. w. etwas zu viele Zeit wegnehmen, und dadurch möchte die Andacht mancher Gemeindeglieder zuletzt etwas geschwächt werden. Mit der Skansion der eingestreuten Liederverse darf man's nicht so genau nehmen, sonst würde man: *sein Blut* nicht für einen Trochäus und *Trost in* nicht für einen Jambus gelten lassen. Der im Ganzen nicht übeln *christlichen Volkshymne* möchte man nur etwas mehr Schwung, und einige Ausdrücke, wie z. B. „der Sterne-Wölbung *Regierer*", von Gott gebraucht, mit andern vertauscht wünschen. Uebrigens glaubt auch Rec., dafs diese Hymne ohne Bedenken von allen christlichen Religionspartheyen gesungen werden könne, und dafs die Vorschläge des Vfs. in der Ausführung eine noch bessere Wirkung, als beym blofsen Lesen, thun werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 29. October 1802.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Pistevon*; oder über das Daseyn Gottes. Ein Seitenstück zum Elpizon. Herausgegeben vom Herausgeber des Elpizon. 1800. 328 S. 8.

Diese Schrift trägt, wie alle übrigen Arbeiten dieses Vfs. — der mit dem Herausg. wohl nur *eine* Person ist — das Gepräge freymüthiger, unbefangener Forschung und lebendiger Darstellung an sich, und man wird sie mit Interesse lesen, wenn man auch nicht in alle Ideen des Vfs. einstimmen, seine Darstellung bisweilen zu weitläuftig, und seine Einwürfe gegen die Fichte'sche und Forbergische Lehre von Gott nicht überall treffend finden sollte. In dem Vorberichte und in einigen Stellen des Buches selbst giebt der Vf. Nachricht von manchen Eigenheiten seiner ersten religiösen Bildung. „Als er schon das *zehnte* Jahr erreicht hatte, befand sich das Wort *Gott* noch nicht in seinem Lexikon; dennoch hatte er schon die herrlichsten Vorkenntnisse aller Art, welche ihm sein Vater gelegentlich, meistentheils im Freyem, und bey dem Anblicke der Gegenstände selbst, beyzubringen pflegte. Wie er allmälig zur Religion gekommen sey, erzählt er in dem Buche selbst, Rec. aber läfst es unentschieden, ob sich in diese übrigens angenehme Erzählung nicht etwas Poetisches eingeschlichen haben möge. Der Zweck des Vfs. (Hn. Conf. R. *Christ. Fried. Sintenis*) ist nun kein anderer, als den gemeinen Glauben an das objective Daseyn Gottes gegen die neuesten Einwürfe zu vertheidigen, und diefs thut er mit ungleichem Glücke, in dreyzehn verschiedenen Betrachtungen. In der *ersten Betrachtung* wird mit Nachdruck von dem wichtigen Einflufs dieses Glaubens auf Tugend, Glückseligkeit, Beruhigung im Missgeschick u. s. w. gehandelt, und der Vf. sucht hier der starken Sprache der Andersdenkenden eine ähnliche starke Sprache entgegen zu setzen. Unter andern heifst es S. 23, 24. mit Beziehung auf gewisse Behauptungen eines zwar nicht genannten, aber kenntlich genug gemachten Philosophen: „Das *Trachtensollen* nach dem Reiche Gottes, unbekümmert darum, ob am Ende so ein Reich komme, oder trotz des Trachtens der ganzen Christenheit, dennoch aufsen bleibe, kommt mir gar seltsam vor. Zu hoch für mich vollends ists, wie ein Mensch, der wirklich wüfste, dafs ein solches Reich Gottes eine wahre Unmöglichkeit sey und bleibe, dennoch, ohne den Charakter der Vernunftmäfsigkeit zu verleugnen, fortfahren könne, so zu handeln, als wenn er es möglich machen wollte. Sollte ein solcher Mensch nicht wirklich *Aehnlichkeit mit einem Kinde haben, das nach seinem eigenen Schatten läuft?*" In der *zweyten* Betrachtung beantwortet sich der Vf. selbst noch einige Einwürfe, die man ihm allenfalls machen könnte, bevor seine weitere Untersuchung anfängt; dafs er z. B. durch seine Gemüthsstimmung zu einer unpartheyischen Untersuchung über Gott vielleicht unfähig sey, dafs man nicht *wissen* könne, dafs ein Gott sey, dafs das Daseyn Gottes nicht zu beweisen, dafs Gott nicht zu *denken* sey u. s. w. Eine etwas ausführliche Wiederholung des Bekannten. Der letztere Einwurf wird S. 53 mit der Antwort ausgefertigt: „Es ist ganz etwas anderes, *als ein Mensch* sich Gott vorstellen, und etwas anderes, Gott sich *als einen Menschen* vorstellen. — Das letztere wäre unrecht, — das erstere aber mufs ich u. s. w." Damit ist aber der Einwurf noch nicht beantwortet, ob denn nun die Vorstellung, die ich mir *als Mensch* von Gott mache, auch die richtige sey? *Dritte* Betrachtung *Begriff der Gottheit.* Gott denken wir uns als Substanz, als existirend, als einen Geist, als den allervollkommensten Geist, dem die ganze sinnliche und übersinnliche Welt untergeordnet sey. Die *vierte* Betrachtung enthält eine Digression auf einige neuerlich aufgestellte Vorstellungsarten von Gott, womit der Vf. nicht zufrieden ist. S. 89. kommt eine verdiente Rüge der sonderbaren Art vor, womit man in den gegenwärtigen Philosophen Fehden die heil. Schrift bisweilen citirt. In der 5 *Betrachtung* sucht der Vf. *die Uebereinstimmung des von ihm aufgestellten Begriffs von Gott mit der Bibel* zu zeigen. Offenbar aber legt der Vf. hier in manche alttestamentliche Aussprüche einen höhern geistigen Sinn, als man hinein legen darf. Selbst in den meisten neutestamentlichen Stellen wird mit dem Wort *heilig* ein andrer Sinn verbunden, als in der gegenwärtigen philosophischen Sprache. Die 6. *Betrachtung* enthält eine *Untersuchung* darüber, *ob sich die Allgemeinheit des Glaubens an Gott zu einem Beweise für das Daseyn Gottes eigne.* In dieser, eben nicht tief eingreifenden, Untersuchung wird die Allgemeinheit verneinet, und ihr die Beweiskraft abgesprochen. So richtig nun auch die S. 110. vorkommende Aeufserung ist, dafs es den wenigsten unsrer Weltumsegler und Länderentdecker einfalle, die Völker und Völkchen, welche sie entdecken, in religiöser Hinsicht gehörig zu untersuchen, und dafs sie bey denen, von welchen nichts zu erbeuten ist, ohnehin nicht lange verweilen: so nimmt man doch, nach Rec. Einsicht, noch immer zu wenig auf den Umstand

ſtand Rückſicht, daſs man *die Sprache* jener Völker wenig oder gar nicht verſteht. Vielleicht würden, bey einer genauern Bekanntſchaft mit der Sprache derſelben, die von unſeren Reiſebeſchreibern aufgeſtellten religiöſen Syſteme derſelben, um mehr als die Hälfte in nichts zerfallen! Die 7. *Betrachtung* iſt überſchrieben: „Wie ſteht es um das, was man *notitia Dei inſita* ſ. *ingenita* nennt?" Der Vf. nimmt keine angebornen Begriffe von Gott, kein angebornes moraliſches Gefühl an, und behauptet, daſs dem Menſchen nur die Anlage zur Vernunft und das Vermögen, moraliſch werden zu können, angeboren ſey. Die wirklichen Begriffe von Gott, von Recht und Unrecht würden erſt durch die Kultur der Vernunft erlangt. In dieſem Abſchnitte wird auch von S. 120. an, auf eine intereſſante Art berichtet, wie der Vf. zur Gottesidee geführt worden ſey. Anfangs war ihm die Sonne Gott, ehe er noch das Wort *Gott* wuſste. Alles ſchrieb er der Sonne zu, und noch hält er es für unmöglich, zu glauben, daſs es im ganzen Sonnendienſte je eine *Sonnenjungfrau* gegeben habe, die die Sonne höher und reiner verehrte, als er ſelbſt. Von den Millionen Sonnen, die er nach und nach am Sternenhimmel kennen lernte, behauptet er, habe ihn zuletzt ſein Vater „auf die Urſonne, den unſichtbaren Ewigen und Einzigen, als den Grund der Verbindung aller jener Sonnen, der in keiner von den verbundenen Sonnen ſelbſt liegen könne" hingeführt. In der 8. *Betrachtung* — einer *Einleitung zu allen folgenden* — dringt Hr. *S.* nachdrücklich darauf, daſs man alle Beweiſe für Gott höre und nach Verdienſt würdige. Die Ueberzeugung von Gott aus der Natur hält er für diejenige, die ſich am beſten für die Menſchheit im Ganzen oder für das Volk ſchicke. Einſeitig iſt es dagegen, wenn er geradezu behauptet, „daſs diejenigen nicht Unrecht hätten, welche fürchteten, daſs der Glaube an Gott an der bloſsen Moral nur eine ſchwache Stütze habe, — daſs das Volk den *neuen Gott* noch weniger, als den alten begreife, und gar nicht im Stande ſey, den neuen Beweis für den alten Gott zu faſſen." Die 9. *Betrachtung* enthält einen *Beweis für Gott aus der Sinnenwelt*, wobey der Vf. ſehr weitläuftig den transſcendentalen Idealismus, welcher die vom Ich unabhängige Exiſtenz der Sinnenwelt leugnet, zu widerlegen ſucht. In der 10. *Betr.* wird dieſer Beweis für Gott aus der Sinnenwelt fortgeſetzt. Indem der Vf. hier ſehr richtig aus der Ordnung und Fülle der Zwecke in der Welt auf einen höchſtweiſen Weltordner ſchlieſst, beantwortet er zugleich mehrere ältere und neuere Einwürfe mit Nachdruck, und man folgt ihm mit Vergnügen bey dieſen Betrachtungen. Er glaubt, daſs die ſinnliche Welt in ihrem ganzen Umfange für die überſinnliche Welt da ſey; allein nun ſucht er allmälig einen Schluſs von der phyſiſchen Weltordnung auf die moraliſche und auf die Heiligkeit des Weltordners zu machen, wobey man jedoch manche nothwendige Mittelglieder vermiſſen wird. Die 11. *Betr.* macht den Uebergang zum Beweiſe für Gott aus der überſinnlichen Welt. Die überſinnliche Welt iſt dem Vf. die Welt des Wahren und Guten, die Kräfte, welche in ihr wirken, ſind die Denkkraft und die Willenskraft. Ein Weſen, welches dieſe Kräfte beſitzt, tritt eben dadurch in die Reihe der Intelligenzen ein. Wir Menſchen gehören dahin, und der Beweis für Gott aus der überſinnlichen Welt verwandelt ſich dadurch in den Beweis der höhern Beſtimmung des Menſchen, die denn wieder in die Beſtimmung zur Wahrheit und in die Beſtimmung zur Sittlichkeit zerfällt. Die 12. *Betr.* enthält den Beweis für Gott aus der *Beſtimmung des Menſchen zur Wahrheit.* Der Menſch vernimmt in ſeinem Innern das Gebot: „ſuche richtig zu erkennen." Er fühlt ſich an gewiſſe Geſetze des Denkens gebunden, die ihren Grund nur in einer höchſten Vernunft haben können. Die 13. und letzte *Betrachtung* enthält *den Beweis aus der Beſtimmung des Menſchen zur Tugend.* Das Gebot: *ſey rechtſchaffen*, ſagt Hr. *S.*, ſey mit dem: *ſuche richtig zu erkennen*, einerley, und: *ſey rechtſchaffen*, heiſse nichts anders, als: *neige dich zum Richtigerkannten.* Jeder Menſch höre dieſs Gebot, ſobald er zu moraliſchen *Erkenntniſſen* gelange; wie er die erkannten *ſpeculativen* Wahrheiten *glauben* ſolle, ſo ſolle er die erkannten *praktiſchen* Wahrheiten *thun. Moralität*, d. h. die Richtung des Willens auf das Gute, ſey die Krone des Univerſums. Für dieſe Moralität ſey der Menſch beſtimmt. Wir ahnen eine höchſte Intelligenz, die an der Spitze des allgemeinen Wohls — d. i. nach unſerem Vf., des *Zwecks bey allen unſern Willensbeſtimmungen* — ſteht. Wir vermuthen, daſs die Tugend, *die überall in kleinen Portionen da iſt*, irgendwo in gröſseſter Maſſe anzutreffen ſeyn müſſe. Wir fühlen es, daſs die Menſchheit beſtimmt ſey zu einem Reiche der Tugend, und es muſs ein Gott ſeyn, der dieſs Reich herbeyführt u. ſ. w. Rec. hält den Satz: „ſuche richtig zu erkennen", und den: „ſey rechtſchaffen" für nicht ſo gleichbedeutend, als der Vf., und glaubt, daſs auch der böſe Menſch etwas recht erkennen und doch unſittlich handeln könne, daſs aber die jedem Menſchen beywohnende *praktiſche Vernunft* einen durchaus ſichern Maaſsſtab des Handelns gebe, daher auch Menſchen von wenig Verſtand und wenigen Kenntniſſen dennoch oft ſehr richtig nach dieſem innern Geſetze handeln. Unſer Vf. hält es, nach S. 313. für gefährlich, daſs man aus der Ankunft eines Reichs der Tugend Gott nur beweiſen zu können vorgiebt, und es hernach aufs ungewiſſe ſtellt: ob ein ſolches Reich je kommen werde oder nicht. Nach ihm, iſt gar keine *Bürgſchaft* für das Reich der Tugend zu finden, wenn kein Gott iſt. Der Glaube an Gott aus der Sinnenwelt ſoll dazu kommen, und die Bürgſchaft feſt machen. Denn erſt werde das Sittengeſetz gleichſam durch das Gleichgewichtsgeſetz in der Natur verſinnlicht. Zuletzt kommt er noch auf die *Glückſeligkeit*, die jeder Tugendhafte fodern dürfe. „Das Geſchrey gegen die Eudämoniſten *aller* Art war dem Vf. wirklich *lächerlich.*" Wer den Satz: „einem jeglichen wird vergolten werden nach ſeinen Werken" umſtoſse,

der

der stofse die ganze moralische Weltordnung um. Nur wenn wir tugendhaft und glückselig seyn wollten, sey volle Harmonie unsers Wesens da. So wahr aber diess sey: so wahr sey Gott. — Diess sind die Grundlinien einer Schrift, der wir recht viele aufmerksame Leser wünschen. Warum jedoch der Vf. durchaus *Sistem*, *Hipothese*, *analisirt*, ferner: *befridigt*, *entschiden*, *Zufridenheit*, ohne *e*, und doch *Triebe*, *viel*, *verliehrt*, mit einem *e* schreibt, ist nicht wohl abzusehen. Am Ende des Buches wird eine Fortsetzung versprochen, der wir mit Vergnügen entgegen sehen.

PHILOLOGIE.

1) Brandenburg, b. Leich: *E. J. A. Seyfert auf Geschichte und Kritik gegründete lat. Sprachlehre* in fünf Bändchen, deren erstres als erste Grundlage zu einem vesten lat. grammatischen Lehrgebäude vornehmlich für Lehrer, Sprach- und Geschichtsforscher, die übrigen aber zunächst für Lernende bestimmt sind. 1798. XI. u. 283 S. (18 gr.) *Zweyter Th. oder erster Cursus* (für Lernende). 1800. 402 S. (18 gr.) *Dritter Th. oder zweyter Cursus.* 1800. 238 S. (12 gr.) *Vierter Th. oder dritter Cursus.* 1801. 228 S. gr. 8. (12 gr.)

2) Frankfurt a. M., b. Andreä: *Deutsche und lateinische Sprachlehre* für Schulen von *Jac. Brand*, des Erzbisch. Mainz. Seminar. Alumnus, der lat. Trivialschule zu Aschaffenburg einstweilen Professor. *Erster Theil. Etymologie.* 1801. XII. und 315 S. gr. 8. (12 gr.)

3) Berlin, b. Maurer: *Lateinische Sprachlehre.* Zum Gebrauch der K. Chirurg. Pepiniere zu Berlin und angehender Aerzte und Wundärzte Von *A. Schlosser*, K. Lehrer der lat. Sprache bey der chirurg. Pepiniere. 1801. 327 S gr. 8. (16 gr.)

4) München, b. Lentner: *Anleitung zum lat. Sylbenmaass und Versbau.* 1802. 79 S. 8. (4 gr.)

5) Dresden u. Leipzig, b. Hilscher: *Unterricht in der lat. Sprache*, oder Art und Weise, Kindern die lat. Sprache auf eine angenehme und fassliche Methode beyzubringen. 1800. 98 S. 8. (6 gr.)

Von der Zeit an, da Griechen und Römer die Grammatik zu dem Rang einer Wissenschaft erhoben haben, bis auf unsere Tage, giebt es eine unabsehbare Reihe von Grammatiken und grammatischen Erörterungen, deren Menge und widersprechender Inhalt das Studium mehr erschwert als erleichtert hat. Noch wird der Demiurg erwartet, der in das Chaos der lateinischen Grammatik Licht und Ordnung bringen soll, aber Vorbereitungen und Anfänge sind dazu gemacht. Nur in einem kritischen und philosophischen Studium der Sprachwissenschaft, in dem Aufsteigen von der römischen Tochtersprache zu der griechischen Muttersprache und in der sorgfältigsten Benutzung der alten Grammatiker ist Heil zu finden. Diese Foderungen kennt und erfüllt wenigstens zum Theil der Vf. von Nr. 1. Der erste Theil seines grundgelehrten Werks ist nicht etwa, wie man durch den Titel verleitet werden könnte, zu glauben, eine vollständige Sprachlehre für Gelehrte, sondern er beschäftigt sich meist mit der aus Buchstaben bestehenden Schrift und Aussprache der Wörter, und enthält über diese Gegenstände sehr gelehrte, grossentheils aus einem tief eindringenden Studium der alten Grammatiker, deren Beweisstellen, in *extenso* aufgeführt, einen grossen Theil des Buches einnehmen, abgeleitete Untersuchungen und Grundsätze. Hat gleich der Vf. ein etwas starkes Selbstgefühl: so steht es ihm doch nicht ganz übel, da es sich auf ein mehr als oberflächliches Studium der *res grammatica* stützt. Eine Methodik wollte der Vf. nicht geben, sondern nur einen Leitfaden, mit dessen Hülfe man sich bey einer guten Methode (die sich nicht im Allgemeinen bestimmen lasse, sondern sich nach den Subjecten richten müsse) aus dem Labyrinth der Grammatik heraushelfen könne. Die kritischen und historischen Sprachforschungen dieses ersten Theils, der auch besonders verkauft wird, empfehlen dieses Werk jedem Sprachgelehrten, wenn er gleich hie und da Hypothesen, etymologische Spitzfindigkeiten, unkritische Behauptungen finden sollte; wie es denn z. B. der gelehrten Ausführung über Erfindung der Schrift S. 11. ff. wohl an Kritik fehlen dürfte. Hier wie anderwärts vermisst man Bekanntschaft mit neuern Forschungen über diese Gegenstände. Hug's Abhandlung über die Erfindung der Buchstabenschrift und Wolfs Prolegomene über die Ilias würden dem Vf. theils zur Bestätigung seiner Ansichten gedient, theils seinen Untersuchungen eine sichere Richtung gegeben haben. Nach dem Vf. kamen die *etruscae* oder *antiquae literae latinae*, deren sich die ältesten Lateiner und die ersten Bewohner des nachmaligen Rom zuerst gemeinschaftlich mit den Etruscern bedienten, mit dem Evander nach Italien und bestanden in *kleiner* Schrift. Aber nach mehrern Jahrhunderten nahmen die Römer ein zweytes Alphabet von den Griechen an, welches Demaratus aus Corinth mitbrachte, und das aus *grosser* Schrift, unsern Versalbuchstaben ähnlich, bestand. Auf den grammatischen Unterricht dürften die Erörterungen des Vf. nur ihrem kleinsten Theil nach Einfluss haben, aber dem Gelehrten werden sie willkommen seyn. Verweisen wir nur auf einige Bemerkungen. S. 9. wird behauptet, die sogenannten arabischen Zahlzeichen seyen aus den griechischen und lateinischen entstanden. S. 20. ff. es giebt Sylben, die keinen Selbstlaut haben, wie *St! Hm!* S. 29. gelehrte Untersuchung über das Wort *suburra*. Das äolische Digamma wird vom Vf. ausführlich abgehandelt. S. 50. f. wird *Formiae* vom alten *Formum*, d. h. *calidum*, abgeleitet, in Beziehung auf die warmen Bäder, davon auch das deutsche *warm* und der Name *Worms* u. s. w. herkomme. Doch man trifft überall auf etwas Merkwürdiges, welches hier aufzuzählen der Ort nicht ist. Was nun die lateinische Sprachlehre *für Lernende* in den drey folgenden Theilen betrifft: so muss auch ihr das Lob gründlicher

cher Gelehrsamkeit und grosser Belesenheit werden. Die Sätze werden, wie im ersten Theil für Gelehrte, mit Stellen nicht nur aus den Classikern, sondern auch aus den alten Grammatikern, belegt; lateinische und deutsche Beyspiele sind zur Uebung in hinlänglicher Anzahl beygebracht. Dass eine so ausführlich behandelte und so gelehrt ausgestattete Sprachlehre für den Schulgebrauch geeignet seyn sollte, will uns freylich nicht einleuchten; dass sie aber den Provectioribus, die tiefer in das Innre der Sprache eindringen wollen, zum Nachschlagen beym Privatgrauch gute Dienste leisten könne, daran zweifeln wir nicht. Für den Schulgebrauch wird sich vielleicht besser ein Auszug aus dieser ausführlichen Sprachlehre schicken, den der Vf. nach Beendigung der letztern verspricht: denn noch ist der fünfte Theil nicht erschienen, welcher eine Nachlese zu den vorigen, vorzüglich aber die Prosodie und Register enthalten soll.

Dass Knaben oft im Lateinischen unterrichtet werden, ehe sie den nothdürftigsten Unterricht über ihre Muttersprache erhalten haben, ist eine schlimme Sache, und eben so schlimm, dass man sich überall auf manchen Schulen keine Zeit zu dem letztern nimmt, oder bey den überhäuften Gegenständen des Lernens keine Zeit dazu findet. Der Vf. von Nr. 2. sucht diesen Nachtheilen durch eine Verbindung des Unterrichts in der deutschen und in der lateinischen Sprache abzuhelfen. Es ist ein erster Versuch in seiner Art, ein psychologisches Problem zu lösen. Die Erfahrung muss entscheiden, ob diese Vereinigungsmethode, wobey Zeit und Aufwand von Kraft gespart zu werden scheint, wohlthätig und vortheilhaft ist, oder ob die auf zwey so verschiedenartige Sprachen zugleich gerichtete Aufmerksamkeit mehr Anstrengung erfodert, und eine Verwirrung der Begriffe erzeugen kann. „Ich liess, sagt der Vf., bey jedem Abschnitte, den jeder neue Sprachtheil macht, die allgemeinen Erklärungen vorhergehen, und setzte dann zuerst das Deutsche, und nach diesem das Lateinische. Das Eigenthümliche jeder Sprache muss also bey der Zusammenstellung dem Schüler von selbst in die Augen springen, und das Lateinische um so leichter seyn, weil er durch das vorhergegangene Deutsche schon vieles voraus hat. Ich bemühete mich hierbey, so kurz zu seyn, als es mir dem Zwecke gemäss, möglich war, und dieser Fall trat eher im Deutschen als im Lateinischen ein. Ich flohe die Abstractionen, weil der Knabe von 9—10 Jahren sie selten verstehet, und nahm sie nur da auf, wo sie unvermeidlich waren." In der deutschen Sprache folgte er Adelung, und wich nur in einzelnen Fällen, wo er hinreichende Gründe zu haben glaubte, von ihm ab. In der lateinischen Sprache waren Scheller, Bröder und Dissendinger seine Führer. Der Vf. hat die Fragmethode, die man glücklicher Weise aus den Katechismen verbannt hat, hier wieder eingeführt. Der zweyte Theil, welcher die Wortfügung enthalten wird, soll bald nachfolgen.

Die Sprachlehre Nr. 3. ist für künftige Aerzte und Wundärzte bestimmt. Wer eigentlich Medicin studiert, braucht keiner besonders für ihn zugerichteten lat. Sprachlehre, so wenig als der Theolog und der Jurist; eine andre Sache ist es mit dem Wundarzt, der keine gelehrten Studien macht, dem aber doch zugemuthet werden kann, dass er das Latein nothdürftig verstehe, die lateinische Terminologie nicht verstümmle und, wie man sagt, seinen Casus richtig setze. Eine schlichte lateinische Sprachlehre ohne alle scholastische Verbrämung würde für diese Classe nicht unnütz seyn. Und in sofern der Herausg. diese vor Augen hat, ist sein Unternehmen zu loben; auch kann man mit der Ausführung im Allgemeinen sich genügen lassen, wenn gleich alles noch einfacher, noch näher zum Zweck hingeleitet seyn könnte. So scheint der Vf. zu glauben, er habe die Lehre von den absoluten Ablativen sehr vereinfacht, aber seine Schüler könnten der grammatischen Zergliedrungskunst gewiss noch mehr überhoben werden, wenn sie angewiesen würden: *pietate sublata* nach aufgehobener Gottesfurcht, *vere appropinquante* bey herannahendem Fühling *Friderico rege* unter dem König Friederich, zu übersetzen. Dass der Vf. Wörter und Beyspiele zum Theil aus der Sphäre der medicinischen Wissenschafren und aus alten und neuen Aerzten entlehnt hat, verdient Lob. Ein Anhang lateinischer Aphorismen und kurzer Stellen aus guten lateinisch medicinischen, vornehmlich chirurgischen, Schriften wäre zweckmässiger gewesen als die beygefügte *Syntaxis ornata*, die nur für den Studierenden gehört, der sie aus jeder andern Sprachlehre schöpfen mag.

Nr. 4. ist für den ersten Anlauf und zum gemeinen Gebrauche des Anfängers hinreichend; es handelt erst von den Versarten und dann von der Quantität der Sylben. Ueber die Quantität der mittlern Sylben der Wörter wird hier bessre Auskunft als in den gewöhnlichen Spachlehren gegeben. Zu dem Schema der achtfüssigen Jamben S. 19. passen nicht die beiden untergesetzten Verse aus Terenz Ad. 5, 4, 1. f. Eben so wird S. 30. der erste Fuss der Hendecasyllaben als ein Spondeus angegeben, wiewohl dafür in einigen untergelegten Beyspielen ein Trochäus vorkommt, welchen auch Catull zuweilen statt jenes braucht.

Nr. 5. ist keine Sprachlehre, sondern eine Krücke für das Gedächtniss der lieben Jugend. Der Vf. glaubt, die Vocabeln würden sich dieser in, mit und unter dem Vehikel von deutschen Reimlein besser einprägen, dergestalt, dass jeder Vers auf das lateinische Wort, welches gemerkt werden soll, ausgehe, wie folgt:

Die Flucher handeln nicht nur unrecht *prave*,
Sie handeln auch oft ungereimt *inepte*,
Wenn sie z. B. einen Stein verfluchen *devovere*,
An dem sie hängen bleiben *haereo ere*.

* * *

Zu Delphi sprach begeistert *furibundus*
Auf einem goldnen Dreyfuss *tripus*
In des Apollo's Heiligthum *sacrarium*
Die Pythia den Göttersprüch *oraculum*.

Auch wir fühlen uns von des Vfs. Muse ergriffen und singen:

Zu Delphi stotterte die Priesterin, *Pythia*,
Wenn sie die Sprechwuth ergriff, *furibunda*,
Orakel in stolpernden Versen, *Hexameter*,
Nicht besser wie unser Versmann, *poëtaster*.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 30. October 1802.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Hamburg, b. Meyn u. Mahnke: *Taschenbuch für Theologen und Prediger als Freunden der Speculation und Literatur auf [das Jahr] 1802.* Herausgegeben von *J. O. Thiess*, Dr. und Prof. 1802. 198 S. kl. 4. (20 gr.)

Rec. sieht wohl ein, dass der Vf. zu den unglücklichen Schriftstellern gehört, die durch ihre äussere Lage veranlasst werden, mit der Schriftstellerey ein Gewerbe zu treiben; allein da ihm als Rec. das Beste der Literatur am Herzen liegen muss: so darf er nur auf die Schriften selbst sehen, um sie unpartheyisch zu würdigen, und ihren Werth oder Unwerth zu bemerken. Ausserdem giebt es ja für einen Gelehrten noch andere Wege zum Verdienste, als bloss die Schriftstellerey, wie z. B. der mündliche Unterricht, so dass man selbst durch äussere Noth noch nicht *gezwungen* wird, ganz unreife Geistesproducte in die Welt zu schicken, wie das vorliegende ist. Mit dem Namen eines *Taschenbuchs* oder *Almanachs* den Begriff eines Quodlibets zu verbinden, ist man schon gewohnt, und so wäre es auch eben nicht auffallend, dergleichen in diesem Taschenbuche für Theologen und Prediger zu finden, wenn nur die mannigfaltigen Partikeln von einem soliden Gehalte und einer gefälligen Form wären. Leider fehlt aber beides. Der Inhalt ist höchst mager, und die Theologen werden nicht wissen, was sie daraus lernen sollen; die Form aber, welche der ganzen Anlage nach wohl die Hauptsache seyn soll, ist die satyrische, die durch klägliche Wortspiele, geschraubte Wendungen und trivialen Witz erzwungen wird, so dass man wohl sieht, dem Vf. mangelt alle natürliche Anlage zur Satyre. Es war also eine unglückliche Idee, dass sich der Vf. gerade hierauf als auf seine starke Seite verlassen zu können glaubte, wie das Motto auf dem Titel „*difficile est, Satyram non scribere*" andeutet, da es doch gerade seine schwächste Seite ist. Ausser einigen moralisch-religiösen Sentenzen *Lavater's*, die an der Spitze stehen, ist fast alles Uebrige in dieser vermeynten satyrischen und persiflirenden Manier verfasst, wovon der Hauptgegenstand die Zeitphilosophie ist, besonders die *Fichte'sche*, der sich Hr. *Th.* doch sonst ganz in die Arme zu werfen pflegt. Hierher gehören die Rubriken *Geist der neuesten Philosophie; Mores eruditorum* (*Nicolai* und *Fichte* gegen einander gestellt). *Das System der Sittenlehre; Dicta classica; der Wissenschaftslehrer an Lessings Schatten; Antwort des Schattens; Frage; Antwort; eine Bedenklichkeit; noch eine Bedenklichkeit; Socrates, Paulus, Fichte; Acta Philosophorum; Ordre des philosophischen Journals; Acta Philosophorum T. II.; Gespräch; Gerücht* u. s. w. Die Rubrik „*Ertrag der letzten Michaelsmesse*" nimmt bey weiten den grössten Theil dieses Taschenbuchs ein, denn sie geht von S. 56—120. Hier scheint der Vf. als ein durch sich selbst berufener Satyriker vorzüglich die theologischen Schriftsteller ins Auge gefasst zu haben, um über sie und ihre Büchertitel die satyrische Geisel zu schwingen, wenn gleich die Philosophen auch nicht leer ausgehen. Weil er diese Rubrik recht *con amore* und in der Fülle seines Geistes ausgearbeitet hat: so glaubt Rec. ihm einen Gefallen zu erzeigen, wenn er einige Proben davon aushebt. „Von „*Ammon's* neuer biblischer[n] Theologie ist der zweyte Theil erschienen. Auch hier wird man keine „*biblische* und überall keine *Theologie* suchen dürfen, „aber finden, wie Hr. *A.* nach so vielen Bibelauslegern über viele Bibelstellen, die er mit so vielen „Dogmatikern dem kirchlichen Lehrbegriff anpasst, „denkt, und anders denkt, wie vor 10 Jahren. Das „neue Jahrhundert hat er von Göttingen aus in Erlangen mit zwey Predigten gefeyert." Es würde Beleidigung der Leser seyn, wenn Rec. diese Art von Witz und Satyre noch weiter auseinander setzen wollte. Also gleich weiter. „*Falk's* Taschenbuch ist das meinige; eben darum gebe ich diess heraus, *denn auch meine Taschen sind eng.*" Schwerlich wird *Falk's* Satyre Repressalien zu gebrauchen wagen. „*Guts Muths* ist die Bibliothek der pädagogischen Literatur noch immer. Ob sie es bleiben wird, wenn „das unten angekündigte Journal *für die Pädagogik als Wissenschaft* ihren Geist herausziehen sollte? „Aber da würden die Herausgeber des Journals auch „manchmal *in einen sauern Apfel beissen.*" Ach, wer sich mit solchen Anspielungen auf Namen helfen muss, der möchte wohl ausrufen! *Difficile est satyrum scribere!* „*Henke's* allgemeine Geschichte der christlichen Kirche „wird nach ihren vorhandenen vier Theilen immer fort „neu aufgelegt, und bleibt noch immer unvollendet, „auch wohl nach der letzten Auflage des letzten „Theils. Aber es ist, wenn auch keine *kirchen*- doch „eine *allgemeine* Geschichte, und die A. L. Z. wird „wie die A. D. B. von diesem Meisterwerke ihres „Mitarbeiters noch lange zu rühmen wissen. Dessen „Magazin für Religionsphilosophie u. s. w. droht bald „einzustürzen. Die Religionsphilosophie kann nicht „darunter leiden, und für die Exegese und Kirchengeschichte wird sich der *Speditör* bey Zeiten nach „einem andern *Packraume* umsehen." Es gehört zur Charak-

Charakteristik schlechter Schriftsteller, dass angesehene kritische Institute, wo ihre Schriften einer strengen Beurtheilung unterworfen werden, ihnen ein Dorn im Auge sind. Daher kommen hier die Rubriken; *die allgemeine deutsche Bibliothek*; *die allgemeine Literatur-Zeitung*; *über die allgemeinen deutschen Recensionsanstalten* u. dgl. m. gar nicht unerwartet. In der letzten bedient sich der Vf. des gemeinen Kunstgriffs, die Recensenten als unwissende Jünglinge oder als abgelebte Invaliden darzustellen, der so verbraucht ist, dass Niemand mehr darauf achtet. S. 142. „Wer selbst ein Buch schreiben kann, der „schreibt ein Buch, und keine Recension, und für „die Recensionen bleiben *in der Regel* nur diejeni„gen übrig, die kein Buch schreiben können; hin„ter ihrem Zeitalter zurückgebliebene *Invaliden*, de„ren Bücher keinen Absatz *und also* [schöner Stil!] „keinen Verleger finden, und *Schüler*, die zwar ein „Aufsätzchen in Grösse einer Recension *einzubrin„gen* [einliefern] aber nicht den Plan eines Buchs „entwerfen können. Dafür meine Leser! Dafür ist „die Anonymität der Recensenten." Bey der A. L. Z. ist es *Regel*, dass Niemand recensiren darf, der nicht als Schriftsteller in seinem Fache Beyfall gefunden hat, und so wird es auch wohl bey der A. D. B. und Götting. gelehrten Zeitung seyn. Bessere Sachverständige kennt man im Allgemeinen nicht, als solche, die es öffentlich dokumentirt haben. — (Gegen das Ende folgt noch eine Ankündigung einiger Schriften des Vfs., seiner „*auserlesenen neuen Bibliothek für öffentliche Religionslehrer*" und seiner „*Anleitung zur Bildung*" als Pendant von seiner „*Anleitung zur Amtsberedsamkeit*." Den Beschluss macht ein theologischer Nekrolog vom J. 1801. Das Titelkupfer ist ein Bild von *Lavater*. — Vermag noch ein wohlgemeynter Rath etwas über den Vf., so wird er sich mit seinen Schriften künftig nicht so übereilen, als es seit einiger Zeit der Fall war, und einen andern Ton anstimmen, der ihm nicht die ganze gelehrte Welt abgeneigt macht. Die Satyre muss fein und geistreich seyn, wenn sie gefallen soll. Ein fader Witz, der mit Buchstaben, Worten und Namen spielt, wird nicht belacht, sondern ausgelacht. Der absprechende Ton endlich schickt sich am wenigsten für den Vf., den man bis jetzt noch nicht für einen Meister, ausser in der Kunst der Vielschreiberey, anerkennt.

STUTGARD, b. Löflund: *Das Leben Jesu, nach den vier Evangelien übereinstimmig beschrieben*, von *Joh. Jak. Keller*, Conrector in Esslingen. 1802. 20 Bog. 8. (1 Gul. rheinisch.)

Der Vf. versichert in der Vorrede, „dass er nach „seiner Ueberzeugung von der göttlichen Abkunft Je„su, von seinen unaussprechlichen Verdiensten um „die Menschheit und von der unübertrefflichen Bil„dungs- und Beseligungskraft seiner Religion *in al„ler Welt keine wichtigere* (?) Arbeit hätte unterneh„men können, als diese in Harmonie gebrachte Nach„erzählung des Lebens Jesu;" er bestimmte sie für die Ungelehrten; freylich waren der hermenevtischen und exegetischen Hülfsmittel, die ihm zu Gebote standen, „*nicht gerade viele*;" doch zählt man sie unter diejenigen, „*die meist schon gut accreditirt sind*." (!) Soll Rec. aufrichtig seine Meynung sagen, so sieht er nicht, was für ein grosses Heil den Ungelehrten durch diese Arbeit zuwachsen kann; Hr. K. erzählt nicht etwa wie *Hess* das Leben Jesu pragmatisch in seiner eigenen Manier, sondern man findet hier nur, was man schon durch die gewöhnliche Uebersetzung der vier Evangelien erfährt, nur mit dem Unterschiede, dass man bald aus diesem, bald aus jenem Evangelisten einen Abschnitt zu lesen bekömmt, und dass Hr. K. eine eigene Uebersetzung giebt, in welche er oft einige Worte zur Erklärung einschaltet, womit er auch zuweilen eine Note verbindet, die einer dunkeln Stelle einiges Licht geben soll. Von der Uebersetzung einige Proben. Der *Anfang des Evang. Joh.*, den er auf die *Taufe Jesu am Jordan* folgen lässt, lautet bey ihm so: „Ehe „noch etwas ausser Gott war, war schon [das *Wesen*, „welches jetzt viele] die höchste Weisheit nennen. „Es war mit der Gottheit von jeher *aufs seligste* und „unzertrennlichste verbunden; ja die höchste Weis„heit und Gott ist *einerley*. — — Es war der Urhe„ber aller Glückseligkeit, weil es der *vollkommenste* „*und wohlthätigste* Lehrer des Menschengeschlechts „wurde. Es ward nie müde, den Unwissenden *durch* „*Unterricht in der Religion* den Weg zu ihrer Glück„seligkeit zu zeigen; aber die Unwissenden waren zu „verdorben, als dass sie seinen Unterricht hätten „fassen und brauchen mögen; sie verachteten also „die ihnen angebotene Glückseligkeit. Johannes, „[der Täufer] war dazu ausersehen, die Menschen „auf den *Messias* aufmerksam zu machen. — — Er „(der Messias) lebte in der Welt, welche durch sei„ne Mitwirkung geschaffen worden war; aber eben „diese Welt verwarf ihn. — — *Dieser Messias ver„einigte sich mit der menschlichen Natur Jesu*" u. s. f. Und die Ueberschrift dieses Abschnitts lautet: „*Chri„stus, das Wort Gottes, ist von Anfang gewesen und „in der Zeit Mensch geworden.*" Also auch Hr. K. macht den λογος zu einem besondern Wesen; auch er verwechselt den λογος mit dem Messias; auch er übersieht, dass nach Johannes nicht der Messias mit der menschlichen Natur Jesu, sondern der λογος mit einem Menschen sich vereinigt hat, *der dadurch der Messias ward*. Von dem *Geschmacke*, in welchem diese paraphrastische Uebersetzung verfasst ist, etwas zu sagen, ist überflüssig. Nun aus Lucas noch etwas: „der ältere Sohn (XV. 25—29.) war auf dem Felde „[*und kam heim*]. Als er sich dem Hause näherte, „hörte er Musik und Tanz. Dann rief er einen Knecht „herbey und fragte, was das wäre? Dein Bruder, „sagte dieser, ist gekommen, und hat [*vor Freude*] „ein gemästetes Kalb [*zu einer Mahlzeit*] (!) geschlach„tet, weil er ihn gesund wieder bekommen hat. „Diess verdross ihn, und er wollte nicht [*ins Haus*] „hineingehen. Da ging sein Vater heraus, und re„dete

„dete ihm zu, [*dass er doch hineinkomme*]. Er er„klärte aber [*seinen Unwillen*] und sagte zum Vater: „Ich diene dir" u. s. f. Die Erläuterungen erläutern nicht viel; man erfährt z. B. nicht, was die Redensarten sagen wollen: *mit dem heiligen Geiste und mit Feuer taufen, aus dem Wasser und Geist gebohren seyn, das Gericht dem Sohne übergeben*, u. a. m. Von den Noten für die Ungelehrten dürfen wir folgende den Lesern nicht vorenthalten. Hr. K. übersetzt den Anfang des Gebets Jesu so: Vater unser in dem Himmel, und bemerkt dabey: „Nach dem Grundtexte: „πατερ ἡμων, nicht nach dem Lateinischen: *pater no„ster* (habe ich übersetzt). Das deutsche *unser* ist in „dieser Zusammenstellung nicht das *possessive Prono„men*, sondern das *personale im Genitiv des Plurals*: „ἡμεις *wir* — ἡμων, *unser, unserer*, wie in der Re„densart: in unser aller Namen." — Füglich hätte diess ganze Buch können entbehrt werden. Rec. glaubt nicht einmal, dass die Ungelehrten die vier Evangelien, *so zerstückelt*, mit Vergnügen lesen werden; lieber lesen sie jeden Evangelisten im Zusammenhange, und haben grössere Erbauung dabey. Dass zwar Hr. K. es mit diesem Leben Jesu recht gut gemeynt habe, lässt man gerne gelten; nur wird dadurch seine Schrift nicht besser, und schwerlich wird jemanden durch dieselbe ein helleres Licht, als ihm vorher schon leuchtete, über die vier Evangelien aufgehen.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

1) Altenburg, b. Richter: *William Blair*, ('s,) Wundarzt(es) am Hospital für Venerische, am Asylum und an dem Krankenhause (*Dispensary, Krankenanstalt*.) zu Finsburg, (!!) *Versuche über die venerische Krankheit und die sie begleitende (n) Zufälle, erläutert durch verschiedene Krankengeschichten. Erster Versuch. Erster Theil.* Ueber die antivenerischen Wirkungen der Salpetersäure, der oxigetirten Salzsäure der Potasche und einiger ähnlicher Mittel, die man neuerlich als Surrogate des Quecksilbers vorgeschlagen hat. Aus dem Englischen übersetzt von D. *C. A. Struve* in Görlitz. 1799. 13½ Bog. gr. 8. (16 gr.)

2) Glogau, in d. neuen Günthers. Buchh.: *William Blair*, ('s,) Wundarzt (es) am Hospital für Venerische, am Asglum (*Asylum*) und an dem Krankenhause zu Finsburg (!) *neueste Erfahrungen über die venerische Krankheit, mit kritischen praktischen Beobachtungen über die antivenerischen Wirkungen der Sauerstoffmittel.* Aus dem Englischen übersetzt von D. *C. A. Struve* in Görlitz. 1801. 12 Bog. 8. (16 gr.)

Beide Numern machen, ungeachtet der Verschiedenheit im Titel, Format, und Druck, zusammen nur ein Ganzes aus, indem sie die Uebersetzung des (A. L. Z. 1801. Nr. 119. fg. angezeigten) Werkes von *Blair: Essays on the veneral Disease* u. s. w. enthalten, und zwar so, dass erstere den ersten, die zweyte den andern, Theil desselben liefert. Jener ist mit mehrerer Treue übersetzt, als dieser, in welchem die im Originale befindlichen Auszüge aus *Rollo*, *Alyon*, und *Beddoes*, nebst den Namen der vorkommenden Kranken, weggelassen sind, und überhaupt der Text zuweilen abgekürzt ist. Daher entsteht eine veränderte Folge der Kapitel, denn es fehlt das ganze zweyte und dritte Kapitel, sammt dem dritten Abschnitte des vierten.

Die Uebersetzung selbst, als solche, empfiehlt sich durch keine Vorzüge. Wir führen nur folgende Stellen zum Belege dieses Urtheils an: in verschiedenen *Zuständen*, (Th. I. S. 2.) auf dem *Continent*, (I. 25. 32.) Sire, statt Mein Herr, (I. 37. 52. 55. 61.) die Methode *wegkriegen*, statt begreifen, (I. 91.) etwas *herausbekommen*, statt entdecken, merken, erfahren, (I. 99.) ein Arzneymittel *beseitigen*, statt bey Seite setzen, (I. 100. 102. II. 7.) eine *bleyigte* Auflösung, (I. 100. II. 134.) ein *saturnisches* Wasser, (I. 103.) das *Vorhandenseyn*, statt die Gegenwart, das Daseyn, (II. 9.) *Fortgebrauch*, statt fortgesetzter Gebrauch, (II. 17. 76.) eine *pelzige* Zunge, (II. 45. 48.) er *furchte* sich, statt fürchtete, (II. 51.) eine Federkie*le*, (II. 85.) anfängliche oder erste Zufälle, zweyte Symptome, statt primäre und secondäre Symptome, (I. 23. 50. 93. 76.) Beymittel, statt adjuvans, (II. 99.) u. s. w. Das *oxygenated muriate of potash* heisst bald oxigetirte (!) Salzsäure der Potasche, (I. 20.) bald oxigetirte Potaschensalzsäure, (I. 73.) bald oxigetirte Meersalzsaure-Potasche, (I. 160.) bald oxigene (!) Salzsaure der Potasche, (I. 111.) da hingegen das *oxymuriate of potash* anderwärts (II. 11. ff. 161. 173.) schlechtweg durch Salzsäure der Potasche übersetzt wird: auch ausserdem stösst man mehrmalen auf den Ausdruck: *oxigetirt*, und *hyperoxigetirt*, (I. 22. 23. 73. 169. 176.) — *More palatable* heisst (II. 174.): der Gaumen verträgt es besser; und *a palatable tonic* ist (I. 76.) ein tonisches Mittel für den Gaumen. *A new fangled method* wird (I. 100.) durch: eine neu erfundene Methode, gegeben und (I. 117.) *a solution of acetated ceruse* durch: eine Solution von essigsaurer Bleyweissalbe. *Sixpence* heisst (I. 61.) richtig: ein halbes Schillingsstück, allein in der hingeworfenen Anmerkung dabey klingt es, als wenn zwölf Sixpences einen Schilling ausmachten. — Wenn (II. 101.) *Fitzmaurice* in der Uebersetzung sagt: „Bey den meisten Kranken mussten *wir* die alte Me„thode wieder zur Hand nehmen;" so hat der Sinn des Originals durch die vorgenommene Abkürzung sehr gelitten, denn in dem Letzteren sagt jener, *er selbst* habe gar keine Versuche mit den neuen Mitteln angestellt, doch hätten zwey *seiner Collegen* bey den meisten der ihrigen sich genöthigt gesehen, zum Mercurius zurück zu kehren. — Einen Uebelstand macht es, dass (Nr. 1. im 4ten Kapitel) die englischen Vornamen beybehalten sind, als William, John, Jeremiah, Marry, Harriet, James, Dennis, u. dgl. Nr. 2. S. 127. findet man sogar einen Menschen, der Gunner (Constabel) Bosworth heisst. — Noch obendrein wer-

werden beide Schriften durch nicht wenige Druckfehler verunstaltet, von den (I. 46.) das „Digeriren in einer offenen *Torte*," und (II. 101.) „auch von denen Horre, Vise," u. s. w. statt: von den *Herren* Vise, u. s. w. so weit wir bemerkt haben, die auffallendsten sind.

In Nr. 1. finden wir die Anmerkungen des Vf's. und Uebersetzers mehrmalen nicht unterschieden, z. B. S. 9. f. 27. 61. 165. Die des letztern enthalten übrigens nichts besonderes. In den Vorreden giebt derselbe eine kurze Literatur des streitigen Gegenstandes. Nr. 2. S. X. ff. theilt er seine Erfahrungen über die Säuren mit. Er hob mehrmals Gonorrhöen in sechs bis acht Tagen durch mäsige Gaben der Salzsäure, zu einer halben Drachme bis zu zwey Scrupeln täglich. In krätzartigen venerischen Ausschlägen fand er das Waschen mit der verdünnten Salzsäure sehr heilsam: der Ausschlag vermehrte sich zwar anfangs und brannte etwas heftiger, trocknete aber doch in kurzem ab. Er ist überzeugt, dass die Salzsäure, so wie die Salpetersäure, vortreffliche Mittel sind, die hartnäckigsten venerischen Symptome, besonders die allerwiderspenstigsten Knochenschmerzen zu lindern; dass sie gegen die Folgen des Uebels, Zerstörungen der festen Theile und Absetzungen krankhafter Stoffe auf einzelne Organe, sehr wirksam sind, so, dass sie ihm in vielen Fällen vor andern sthenischen Mitteln, Wein, Opium, und Moschus, einen Vorzug zu haben scheinen; und dass sie sogar die Folgen eines unvorsichtigen Gebrauches des Quecksilbers verbessern. Vielleicht werden daher die Säuern, als Nebenmittel, bey Behandlung der venerischen Krankheit uns mit der Zeit immer wichtiger werden. Allein er hält sie demungeachtet für kein Specificum gegen die letztere und glaubt nicht, dass sie „die Ursache der Krankheit das Miasma" (!) völlig tilgen können.

Die Schrift Nr. 2. hat der Uebersetzer „dem Vf. „im Namen seiner deutschen Leser dankbar gewid-„met." Wir wollen den unserigen in ihrem Urtheile hierüber nicht vorgreifen.

GESCHICHTE.

WEISSENFELS, b. Severin: *Beschreibung eines königlichen Denkmahles in dem Amthause zu Weissenfels*, von *Cajetan August Jahn*, Kurfürstlich Sächsischem Commissionsrath und Justiz-Amtmann zu Weissenfels. 1801. 70 S. 4. (12 gr.)

Wer die Verdienste, die sich der grosse König von Schweden, Gustav Adolph, im dreyssigjährigen Krieg um die Fortdauer der deutschen Staatsverfassung und Gewissensfreyheit der Protestanten erworben hat, zu schätzen weiss, muss sich freuen, das Andenken an dieselbe durch Denkmähler zu erhalten zu sehen, wie das ist, welches sich in dem Amthause zu Weissenfels, und zwar in der Erkerstube der zweyten Etage befindet, wohin der Leichnam des in der Schlacht bey Lützen gebliebenen Königs gebracht, und secirt wurde. Es besteht aus etwas wenigem noch bemerkbarem Blute des Königs, welches bey der an seinem Leichname vorgenommenen Section an die Wand der gedachten Stube geschmiert, und nachher mit einem hölzernen Schieber bedeckt wurde. Darüber hängt Gustav Adolphs Bildniss mit einer unter Glas gefassten Denkschrift, in welcher die merkwürdigsten Lebensumstände dieses Monarchen, sein Geburtsjahr, Regierungsantritt, seine Kriege, Todesart, so wie auch der Umstand erzählt wird, dass das Herz des Königs, das ungewöhnlich gross gewesen, und 1 Pfund 20 Loth gewogen haben soll, unter der Kanzel der Stadtkirche zu Weissenfels, und die Eingeweide in die dasige Klosterkirche begraben, der Körper selbst aber nach Schweden in das königl. Erbbegräbniss gebracht worden sey. Dass diese Nachricht, besonders das, was von dem Begraben des königl. Herzens berichtet wird, nicht für so ganz wahr zu halten sey, erkennt nicht nur Hr. von *Archenholz* in seinen historischen Merkwürdigkeiten der Königin Christina von Schweden; sondern selbst der Vf. behauptet S. 57. dass die Gemahlin des Königs dieses Herz, in eine goldene Büchse eingeschlossen, beständig bey sich an ihrem Bette hängen gehabt, und dass man auch (nach S. 64.) als der Sarg des Königs im J. 1744 wieder geöffnet wurde, dieses goldene Behältniss des Herzens des Königs auf dessen Sterbekleid gefunden habe. Folglich ist dasselbe mit nach Schweden gekommen, und kann also in Weissenfels nicht beerdiget worden seyn. — Der Beschreibung dieses königl. Denkmahls geht eine kurze Uebersicht einiger der damaligen denkwürdigsten Ereignisse voran: diese ist aber so kurz gerathen, und so unvollständig, dass derjenige, der nur einigermassen mit der Geschichte des dreyssigjährigen Kriegs bekannt ist, keine neue Belehrungen darin finden wird. Nur da, wo der Vf. auf die Erscheinung Gustav Adolphs in Deutschland zu reden kommt, wird er etwas ausführlicher; und ungeachtet er auch dabey etwas genauer und vollständiger hätte seyn können: so ersetzt er doch diesen Mangel nachher dadurch, dass er die Begebenheiten, die Weissenfels vor der Schlacht bey Lützen, im dreyssigjährigen Kriege gehabt hat, mit vieler Umständlichkeit, und auf eine für den Geschichtforscher nicht unangenehme Art, erzählt. Indessen, da der Vf. der Vorrede nach, selbst zu bescheiden denkt, als dass er seine Arbeit für vollkommen halten sollte, und da das, was er im allgemeinen über die Schicksale Deutschlands im dreyssigjährigen Kriege vorausschickt, nur zu einem Uebergang auf seine Beschreibung des königl. Denkmals, und zu einiger Würdigung der Verdienste des unsterblichen Königs dienen soll; so wollen wir ihm diesen Mangel an Genauigkeit gern zu gute halten, und nur noch gedenken, dass in der Vorrede von S. 8. bis 10. ein etwas langweiliger und durch viele Zwischensätze so weit ausgedehnter Periode vorkommt, dass man Mühe hat, denselben sogleich zu verstehen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 1. November 1802.

GESCHICHTE.

PARIS, b. Treuttel u. Würtz: *Mémoires historiques et politiques du regne de Louis XVI, depuis son mariage jusqu'à sa mort.* Ouvrage composé sur des piéces authentiques fournies à l'auteur, avant la révolution, par plusieurs ministres et hommes d'état; et sur les pieces justificatives recueillies, après le 10 Août, dans les cabinets de Louis XVI, à Versailles et au chateau des Tuileries; par *Jean Louis Soulavie, l'ainé.* 1801. *T. I.* 255 S. Nebst den Bildnissen des Königs und der königlichen Familie, auf einem einzigen Blatte zusammengestellt. *T. II.* 348 S. *T. III.* 439 S. *T. IV.* 408 S. *T. V.* 456 S. *T. VI.* 550 S. in 8.

Der Vf. emfiehlt diefes Werk gleichfam als Fortfetzung feiner *Mémoires de Richelieu* und zeigt in der Einleitung des *erften* Theils, dafs auch noch unter dem Confulate das Studium der Gefchichte von dem Verfalle der franzöfifchen Monarchie höchft wichtig fey; zugleich giebt er die diplomatifchen Quellen an, aus denen er gefchöpft hat. Der Hauptinhalt ift folgender.

Erfter Theil. (I. Hauptft.) Ueber die Lage von Frankreich und Oefterreich vor der Vermählung Ludwigs XVI. mit Maria Antoinette von Oefterreich. Auszug aus den Papieren des Dauphins, die man in Ludwigs XVI Tabletten vorfand. Der Dauphin, Vater des letzten Königs, fah mit Bedauern, dafs auf Choifeuls Anftiften Ludwig XV. dem alten Syfteme entfagte, nach welchem Frankreich die Mächte vom zweyten und dritten Range befchützte, um defto kraftvoller Oefterreich in Schranken zu halten. Die beiden franzöfifchen Verträge mit Oefterreich von den Jahren 1756 und 1758 betrachtet der Vf. als die fchändlichften Feffeln, unter deren Laft Ludwig XV. ohnmächtig und blindlings den Kriegsverheerungen in Norden und der Zerftücklung von Polen zufehen mufste. — (II. Hauptft.) In Verbindung mit der Pompadour gelang es Choifeul, Ludwig XV. von Oefterreich je länger je abhängiger zu machen. Umfonft machte der Dauphin mit den Jefuiten und mit dem Herzoge d'Aiguillon eine anti-öfterreichiche Gegenpartey. Choifeul entehrte diefen letztern im Parlemente; er beförderte die Aufhebung der Gefellfchaft Jefus und verkürzte durch fchleichendes Gift dem Dauphin das Leben. Das III. Hauptft. befchäftigt fich noch mit Gründen für die Wahrfcheinlichkeit der letzten Befchuldigung. (IV. V. Hauptft.) Die Hinrichtung des General Lally betrachtet der Vf. als eine politifche Mafsregel Choifeuls. Indem er zu diefem Juftizmorde das Parlement verleitete, lenkte er vielmehr auf diefes als auf fich felbft den Unwillen des Volks und des Königs; indem er aber die Parlementer gegen den Herzog d'Aiguillon aufhetzte, ftürzte er fich felbft in Verlegenheit. Nicht nur erregte er zwifchen den Parlementern und dem Hofe jene heftigen Controverfen, die Vorboten der Revolution; fondern er reizte auch den Herzog d'Aiguillon, in Verbindung mit der Dubarry zum Uebertritt in Choifeuls Gegenparthey, in die anti-öfterreichifche. Um diefe letztre zu entkräften, veranftaltete Choifeul im J. 1770 die Vermählung des Dauphins, nachherigen Ludwigs XVI, mit Maria Antoinette. — (VI. Hauptft.) Diefem verwegenen und dabey wankelmüthigen Minifter, heifst es in einer Schilderung Choifeuls von Ludwig XVI., die er in J. 1777 auffetzte, giebt man folgende Unbefonnenheiten Schuld: 1) Er zerftörte den Orden der Jefuiten, ohne dafs er, anftatt ihrer Erziehungsanftalten, beffere einführte. 2) Wechfelweife löfete er die Parlementer auf und fetzte fie wieder ein. 3) Sein Bündnifs mit Oefterreich gab uns freye Hände gegen England, hinderte aber unfere Einwirkung auf dem feften Lande, befonders im Norden. 4) Die Vermählung der Königin diente zur Verftärkung des Bündniffes, allein das Bündnifs felbft hat für uns manchen befondern Nachtheil. 5) Der fiebenjährige Krieg, den Choifeul gelenkt hat, gereicht zu unferer Schande, und machte neuen Krieg nothwendig. 6) Choifeul begünftigte die neue Philofophie, und inoculirte fie einigen Mitgliedern des Clerus; er zerftörte, ohne dafs er aufbaute. — Einen intereffanten Pendant zu diefer Schilderung macht (im VII. Hauptft.) Choifeuls Schilderung von dem Dauphin, von Ludwig XV, von feinen Miniftern und einigen Hofleuten. Geradezu verkündigte Choifeul: „Die Schwachheiten Ludwigs XV. „führen ganz nothwendig zum Umfturze des Thro-„nes." (VIII. Hauptft.) Kaum war es in Verbindung mit dem Herzoge d'Aiguillon der neuen Favoritin Dubarry gelungen, Choifeul vom Hofe zu verbannen: fo liefs fich Ludwig XV. durch die neue Maitreffe zur Auflöfung des Parlements bewegen. Anekdoten über die Gefchichte der Madame Dubarry. (IX. Hauptft.) Unter feinem Minifterium dachte d'Aiguillon auf die Wiederherftellung des alten anti öfterreichifchen Syftems, allein feinen Plan vereitelten theils die Schwäche des Königs, theils die Vermählung des Dauphins mit einer öfterreichifchen Princeffin. Immer indefs gelang es ihm, für Frankreich eini-

einige Mächte vom zweyten Rang zu gewinnen; so z. B. beföderte er durch Vergennes die Revolution in Schweden, und so bemühte er sich um Wiederanknüpfung der alten Verbindungen mit Preussen. — (X. Hauptst.) Die Vereinigung des Hauses Oesterreich mit den Cabinettern in Berlin und Petersburg zur Zerstücklung von Polen, öffnete Frankreich theils über seine Nullität, theils über seine nachtheiligen Verträge mit Oesterreich endlich die Augen. Nunmehr suchte d'Aiguillon nähere Verbindung mit England, und er dachte darauf, der nordischen Triple-Allianz eine Allianz im Süden entgegenzusetzen. (XI. Hauptst.) Bey Hofe benutzte die Parthey des gestürzten Choiseul die Theilung von Polen, den Herzog d'Aiguillon der Unachtsamkeit zu beschuldigen; er aber behauptete, dass die Nullität Frankreichs eine Folge jener Verträge wäre, welche sein Vorgänger mit Oesterreich schloss. (XIII Hauptst.) Parallele zwischen den entgegengesetzten Staatsmaximen Choiseuls und d'Aiquillons. Jener neigte sich ausschliessend auf die Seite von Oesterreich, dieser liebkosete die schwächern Mittelmächte; jener unterstützte die Parlementer gegen den Hof, dieser den Hof gegen die Parlementer; jener die Philosophen gegen den Clerus, dieser den Clerus gegen die Philosophen. Gleicherweise beschleunigten durch Uebertreibung ihrer Maximen beide die Revolution. Noch vor ihrem Ausbruche fiel auch d'Aiguillon in Ungnade. Die Rückkehr an den Hof versperrte diesem die Königin, jenem der König. Tief verschuldet starb Choiseul an den Folgen seiner Ausschweifungen; d'Aiguillon starb an einer höchst schmerzhaften Krankheit; seine Knochen, Hüftbeine, Schädel wurden so weich wie Wachs in der Hitze. — (XIV. Hauptst.) Unter der Umarmung eines von der Liebesseuche vergifteten Mädchens sinkt der ohnehin alte und durch Ausschweifungen ganz erschöpfte Ludwig XV. nach beynahe sechzigjähriger Regierung in tödtliche Krankheit. Beaumont, der Erzbischof von Paris, setzt sich äusserlich sehr in Bewegung, um noch dem Könige die letzte Oelung zu geben, unter der Hand aber sucht er diese Ceremonie so viel möglich zu verzögern; sie durfte nämlich nicht vorgehen, bevor, nach den Grundsätzen der Kirche, die Concubine öffentlich verstossen war; ungern aber willigte die frömmelnde jesuitische Parthey in die Verstossung der Dubarry, ihrer bisherigen Beschützerin; eifrig hingegen drang darauf die entgegengesetzte Parthey. Welch ein tragischkomisches Spiel! Die Schutzpatronin der philosophirenden Parthey war eine Concubine, die Pompadour; die Schutzpatronin der Andächtler ebenfalls eine Concubine, die Dubarry; Und nun aus Rache gegen die letzte und in Hoffnung ihrer schleunigen Verstossung, drang die Parthey der Philosophen auf Administrirung des h. Sacraments am Sterbebette des Königs, die Parthey der Frommen hingegen auf Verschiebung dieser Ceremonie. Endlich noch siegte die erste. Ludwig XV. starb unter heftigen Gewissensbissen, unter Furcht vor der Hölle und unter abscheulichem Uebelgeruche. Beynahe von aller Welt verlassen, hatte er bis zum letzten Athemzuge zu treuen unermüdlichen Wärterinnen die Prinzessinnen, seine Töchter. — (XV. XVI. Hauptst.) Charakteristik dieses Königs; Rückblick auf seine Regierung; Porträt seiner Maitressen; Zustand des Reiches bey seinem Tode; Einfluss der Weiber auf Europens Revolutionen und allgemeine Angelegenheiten während der Regierung Ludwigs XV. Der eine Theil seiner Maitressen war an den Wiener Hof verkauft, der andere an den Hof von Berlin. — (XVII. Hauptst.) Bey seinem Hinscheiden hinterliess er den Hof in der Verwirrung und Zwietracht, und das Justiz-Finanz- und Kriegswesen in tiefster Zerrüttung. Nirgends ächte gefürchtete Autorität. — (XVIII. Hauptst.) Der hohe Clerus beschäftigte sich nicht länger mit den Controversen der Jansenisten und Molinisten: nicht länger verfolgte er die Protestanten; gleichgültig gegen die Kirche, genoss ein Theil desselben seine grossen Einkünfte im Schoosse der Welt und der Wollust. Nur hin und wieder beschäftigte sich noch der eine und andere Prälat mit theologischen Gegenständen; mancher beschäftigte sich weit mehr mit Gegenständen der Philosophie und Politik. Grosses Gewicht legt der Vf. auf die Correspondenz der Kaiserin von Russland und des Königs von Preussen mit den französischen Philosophen; er behauptet, dass Friedrich und Katharina nicht nur den Revolutionsgeist in Frankreich genährt, sondern ihn absichtlich genährt haben, zur Verbreitung immer grösserer Verwirrung. Hierbey indess vergisst der Vf., dass Friedrich auch in seinem eigenen Reiche freyere Denkart begünstigte, und gewiss ohne Besorgniss von Verwirrung. — (XIX. Hauptst.) Contrast zwischen den Klagschriften, Hirtenbriefen, Jeremiaden der Bischöfe und ihrem profanen Leben. Von S. 227—255 liefert der Vf. zur Beleuchtung seiner Memoiren noch folgende Urkunden: Bemerkungen über die französische Defensiv-Allianz mit Oesterreich; eine Schrift, welche der Dauphin, Ludwigs XVIten Vater, dem Abbé Bernis, als Urheber dieser Allianz, zustellen liess. — Liste der von Maria Theresia ihrer Tochter, der jungen Königin, empfohlnen Grossen am französischen Hofe. — Entgegengesetzte Liste derjenigen Personen, welche dem künftigen Thronerben, Ludwig XVIten, sein Vater der Dauphin empfahl. — Ueber die Vergiftung der Königin Mutter, des Dauphins und der Dauphine, wie auch der Pompadour, durch Choiseul. Unerweislich bleibt die Vergiftung. — S. 332 f. Chronologische Tabellen über Choiseuls und D'Aiguillons ministerielle Geschichte. — S. 347. Französischer Allianztractat mit Oesterreich vom J. 1756.

In der Einleitung zum *zweyten* Theile entwickelt der Vf. die entferntern und mittelbaren Ursachen der französischen Revolution; einige derselben entdeckt er schon in der Regierung Ludwigs XIVten und zwar in der Verfolgung der Jansenisten und Protestanten, wodurch sich unvermerkt eine Opposition bildete. Noch mehr schwächte nachher die königliche Autorität der Herzog-Regent theils durch Hintansetzung alles

alles sittlichen Anstandes, theils durch den ungeheuren Missbrauch von Laws Papiergeld. Für einige Zeit kehrten zwar unter dem Cardinal Fleury Anstand und Ordnung zurück; allein unter dem allgewaltigen Einflusse Choiseuls und der Pompadour verbreiteten sich aufs neue Sittenlosigkeit und Verschwendung. Hierzu kam noch die Aufhebung der Gesellschaft Jesu, nebst der Verbreitung freyerer Grundsätze. Allzu einseitig indess leitet der Vf. daher die schlechtere Erziehung; zu wenig bringt er den Luxus, die Weichlichkeit und Zerstreuung, die doch wohl auch auf Erziehung und Unterricht Einfluss hatten, in Rechnung. Eine nähere Ursache des Verfalls der französischen Monarchie waren theils die unglücklichen Kriege, theils die Controversen zwischen dem Hofe und den Parlementern, theils die Zerrüttung der Finanzen. „Die Regierung Ludwigs XV, sagt der Vf. „endete, wie sie begann, unter Immo„ralitäten." Diese Immoralität aber verbreitete sich zuletzt auch über den Bürgerstand, während dieser vorher unter dem Herzog-Regenten davon noch weniger angesteckt war. Nach der Thronbesteigung Ludwigs XVIten beföderten die Revolution folgende Epochen: Die Wiederherstellung der Parlementer; die Ansteckung von republikanischen Meynungen in dem amerikanischen Kriegsdienste; der unter Turgot und Necker begünstigte Neuerungsgeist; die Leichtfertigkeit eines jugendlichen zwanglosen Hofes; das Misstrauen des Volkes gegen eine theils verschwenderische, theils ganz österreichischgesinnte Königin; die Herabwürdigung des Ministers Calonne zum Banquier der Königin und ihrer Günstlinge; das höhere Selbstgefühl, welches beym Adel und bey der Geistlichkeit die Zusammenberufung der Notabeln erweckte; die Neckersche Organisirung der Reichsstände, wodurch, in Verbindung mit der niedern Geistlichkeit, der dritte Stand das Uebergewicht erhielt; die constitutionelle Monarchie, welche endlich die Republik herbeyführte. Wenn auch der Vf. die Epochen an sich ziemlich richtig angiebt: so bemerkt er gleichwohl weder den Uebergang von der einen zur andern, noch die jedesmal mitwirkenden Ursachen und zufälligen Umstände scharf genug; mit keinem Worte berührt er die auswärtigen Einwirkungen. Nun zur Fortsetzung der Memoiren im *zweyten* Theile. (I. Hauptst.) Charakteristik der Bourbons seit Heinrich IV. bis auf Ludwig XVI. Nach dem Vf. ist bey denselben Humanität ein herrschender Familienzug. (Eine Ausnahme macht freylich die Verfolgung der Protestanten.) Die Bourbons gaben dem Adel mehr Politur und dem Clerus mehr Menschlichkeit; sie verschafften dem Bürgerstande, dem Handel und Kunstfleisse, den Wissenschaften mehr Achtung; in den Charakter ihrer Humanität und Herzensgüte verwebten sich Sinnlichkeit und Schwäche; daher überliessen sie sich so gerne der Leitung von Ministern, Günstlingen, Maitressen; daher hingen sie so eifrig an der fortgeerbten Religion. Hier indess hätte der Vf. Heinrich IV. ausnehmen sollen. Vielleicht machte die Ermordung dieses Königs auf seine Nachfolger den fatalsten Eindruck; anstatt sie zur Feststellung durchgängiger Toleranz zu bewegen, verleitete sie die Furcht vor der Wiedererneuerung der Bürgerkriege Einheit und Untheilbarkeit des Gottesdienstes erzwingen zu wollen. — (II. Hauptst.) Unter die physischen Ursachen von der je länger je mehr zunehmenden Charakterschwäche der Bourbons rechnet der Vf. vorzüglich die ausschliessenden Vermählungen mit drey oder vier Familien von demselben Geblüte und aus Europens südlicherm Klima. Weniger sinnreich hätte er die physische sowohl als die moralische Entkräftung auch bloss aus der üppigen Lebensart erklären können. (III. Hauptst.) Der Charakter und das Betragen Ludwigs XVI. contrastiren mit dem Charakter seiner Vorgänger. Unter der Regierung von diesen beschäftigte sich das Volk mit dem Ruhme des Monarchen; Ludwig XVI. hingegen bemühte sich mehr um des Volkes Wohlfahrt. Hier indess vergisst der Vf., dass, wenn sich Ludwig XV. eben nicht viel um die öffentliche Wohlfahrt bekümmerte, er auch in der öffentlichen Meynung tief herabgesetzt war. (IV. Hauptst.) In der frühern Jugend bewiess sich Ludwig XVI. ungemein bescheiden und schüchtern, und dabey war er sehr theilnehmend und mitleidig; begierig beobachtete er die Arbeiter, und legte bey ihren Arbeiten sehr gerne selbst die Hand an; unter der Aufsicht seines Lehrers Coetlosquet, (des Bischofs von Limoges) copirte er fleissig, und zeichnete Landkarten. Auch im reifern Alter hielt ihn Ludwig XV. von den Geschäften entfernt. Als König betrachtete er die Königswürde für eine Last; so wenig ihn der Glanz persönlich reizte, so eifersüchtig war er gleichwohl auf den Glanz seines Hauses; als Gemahl lebte er mit der Königin gut; aber als König suchte er auf alle Weise ihre Plane zu Gunsten Oesterreichs zu vereiteln. Nur die Gemahlin liebte er; im Umgange mit andern Schönen war er unbehülflich und schüchtern. Die Jagd war seine Lieblingslust. Die Zimmer, in denen er sich gewöhnlich aufhielt, waren mit Drehmaschinen und andern Kunstwerkzeugen, mit mathematischen Rissen und Landkarten, mit Büchern und Handschriften angefüllt. Unter diesen letztern bemerken wir folgende: Geheime Familien-Papiere über das Haus Oesterreich; Familien-Papiere über die Häuser Hannover und Stuart; Geschichte aller Entwürfe zur Landung in England; Papiere, Russland betreffend. Ein besonderes Zimmer diente dem Könige zur Schlosserarbeit. Er hatte ein sehr starkes Gedächtniss, viel Belesenheit, mannichfaltige und richtige Kenntnisse; nur an festem Willen mangelte es ihm. Wofern er einmal entdeckte, dass man ihn hinterging, so erzürnte er sich bis zur Brutalität. Furchtsam, folgte er eben so gerne fremdem Rathe als dem eigenen, zugleich aber schenkte er sein Zutrauen bald diesen bald jenen Personen. Mit Ausnahme der auswärtigen Angelegenheiten, zog er sonst überall die Königin zu Rathe. Seine Lieblinge waren Pézay, d'Oigny, d'Angivillers, Thiery. Für einige Zeit hatte er im Schlosse eine Schachtel hinstellen lassen, in die man zu seinen Händen Briefe

se legen konnte; aus Furcht und Eifersucht aber ruhten die Minister nicht, bis die Schachtel weggeschafft war. Der Vf. sah einen Brief von Turgot an den König, in welchem jener diesem keck schrieb: „Monarchen, die sich von Höflingen regieren lassen, „dürfen kein anderes Schicksal erwarten, als Karl I. „oder Karl IX." Diesen Brief hatte der König in einen Umschlag verwahrt, mit dem kleinen königlichen Petschaft versiegelt, und darauf mit eigner Hand die Worte geschrieben: Brief von Hn. Turgot. Bis ins Kleinliche führte er die Rechnungen über seine Ausgaben und Einnahmen. Höchlich zuwider war ihm das grosse Spiel, welches sein Bruder, der Graf d'Artois bey Hofe einführte. Turgot hatte ihm Abneigung gegen die Priester eingeflösst, allein nach seiner Verhaftung in den Tuilleries ergriffen ihn Andächteley und sogar Religionsschwärmerey. Nichts desto weniger entdeckte der Vf. in seinem Cabinet ein Buch, das ihm zugeeignet war, gegen die Ehelosigkeit des Clerus: *Georg Calixtus de Conjugio Clericorum ex edit. Henr. Phil. Conr. Henke*, Helmst b. Kühnlin. (V. Hauptst.) Charakteristik der Maria Antoinette. Nach der Vorschrift ihrer Mutter, der Kaiserin Maria Theresia, verlangte sie bey den Freudenfesten wegen ihrer Vermählung für ihre Anverwandten, z. B. die Prinzessin von Lothringen und den Prinzen Lambesc, den Rang unmittelbar nach den Prinzen vom Geblüte. Höchlich beleidigte eine solche Anmassung die Prinzessin von Bouillon und mehrere der ersten Hofdamen; wirklich blieben einige lieber zu Hause, als dass sie Gefahr laufen wollten, beym Ball erst nach einer Prinzessin von Lothringen zu tanzen. Tief kränkte Antoinetten die Hintansetzung ihrer Familie; um sich zu rächen, erlaubte sie sich von diesem Moment an bitteres Gespötte über den Adelstolz und über die Hof-Etikette; auch dadurch beförderte sie theils das Sittenverderben, theils das politische Schisma bey Hofe und endlich sogar den Umsturz des Throns. Eine andre Kränkung für sie war die Verweisung des Herzogs von Choiseul, des Stifters ihrer Vermählung; eine noch tiefere Kränkung die unbeschränkte Herrschaft, welche die Dubarry über Ludwig XV. ausübte; hierzu kam noch die Entzweyung mit den Prinzessinnen, ihren Tanten und Schwägerinnen. Um sich zu zerstreuen, stürzte sie sich in den Wirbel höchst kostspieliger Lustbarkeiten. (VI. Hauptst.) Charakteristik der Brüder des Königs. Den Grafen von der Provence schildert der Vf. als herrschsüchtig, verschlagen und gleisnerisch, den Grafen d'Artois als ausschweifend und verschwenderisch. Durch unzuverlässiges widersprechendes Betragen beschleunigten beide ihren Fall und den Umsturz der Monarchie. (VII. Hauptst.) Ueber das Haus Orleans. Ludwig Philipp, Herzog von Orleans, ein Enkel des Regenten, und der Vater des berühmten Revolutionnärs, hatte zur ersten Gemahlin eine Prinzessin von Conty, eine schamlose Messaline; zur zweyten Gemahlin die schöne und geistreiche Marquise von Montesson. Wegen ihrer dunkeln Geburt aber durfte er sie nicht öffentlich anerkennen. Wir übergehen, was der Vf. von dem unwürdigen Sohne des Herzogs, von Philipp d'Orleans, und dessen abscheulichen Orgien erzählt. (VIII. Hauptst.) Die Provinz Bretagne verlor während der Parlementsrevolution ihre Privilegien; sie beschwerte sich über tyrannische Erpressungen des Herzogs d'Aiguillon; unter der Hand entflammten sie brittische Agenten zur Auflehnung; geradezu wendete sich eine Deputation aus Bretagne an den Vater des Philipp d'Egalité, mit der Erklärung: Sie stehen ihm mit einer Armee von vierzig tausend bereits wohl besoldeter Bretagner zu Dienste, wofern er aus seinem Exil auf den Thron, dessen sich Ludwig XV. unwürdig mache, als Thronfolger steigen wolle. (Hierbey kann sich Rec. der Bemerkung nicht enthalten, welche ganz andere Gestalt nunmehr nicht nur Frankreich, sondern Europa haben würde, wenn der Herzog von Orleans mit Erfolg ein solches Anerbieten angenommen hätte.) Er lehnte es eben so edel als klug ab, indem er sagte: „Ich bin der erste Prinz vom Geblüte; als solcher „hoff' ich zu sterben." Nun warfen die Deputirten das Auge auf seinen Sohn, den Herzog von Chartres. Diess, setzt der Vf. hinzu, ist eben diejenige Parthey, welche hernach seit dem Oct. 1789 unter dem Namen der Jacobiner so berüchtigt wurde. So wie brittische Agenten in Frankreich die Funken des Bürgerkriegs nährten, nährten hingegen französische Agenten den Geist der Auflehnung in Nord Amerika. (IX. Hauptst.) Durch offenbares Misstrauen, welches Ludwig XVI. gegen den Herzog von Chartres an den Tag legte, reizte er diesen zur Verstärkung seiner (der Orleansischen) Parthey. (X. Hauptst.) In dem Palais-Bourbon formirte sich unter der Leitung des Prinzen Condé die Gegenparthey des absoluten Königsthums. Der Prinz von Conty hingegen stand an der Spitze der vom Hofe verfolgten Parlementer. Der Prinz von Penthiévre predigte immer zwischen den entgegengesetzten Partheyen Vertragsamkeit. — Regierung Ludwigs XVI. Erste Epoche, oder Zurückberufung des Grafen Maurepas ins Ministerium. (XI. Hauptst.) Umsonst bemüht sich die Königin, ins Ministerium entweder Choiseul, oder Mauchault oder den Kardinal von Bernis zu erheben; unter Mitwirkung der Tanten des Königs gelangt der Graf Maurepas dazu; ein Beschützer der freyheitathmenden Parlementer, der freyern Philosophie, und der Auflehnung der Nord Amerikaner gegen England. (XII. Hauptst.) Auch Vergennes trat gegen den Willen der Königin ins Ministerium; insgeheim war er ihr Feind, und beständig arbeitete er der österreichischen Uebermacht entgegen. Sein Anhang behauptete, die Königin suche durch berauschende Getränke den König zur Entdeckung der Staatsgeheimnisse zu verleiten, um sie durch den kaiserlichen Gesandten nach Wien zu berichten; der Anhang von Orleans beschuldigte sie der Ausleerung des königlichen Schatzes, um damit ihren Bruder zu bereichern.

(Die Fortsetzung folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 2. November 1802.

GESCHICHTE.

Paris, b. Treuttel u. Würtz: *Mémoires historiques et politiques du regne de Louis XVI.* etc. par *J. L. Soulavie, l'ainé. T. I — VI.* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Zweyte Epoche von Ludwigs XVI. Regierung; oder die Wiedereinsetzung der Parlementer. (XIII. Hptst.) Sie war das Werk der Orleansschen Parthey. Die Königin beförderte es aus Zuneigung gegen Choiseul, und Hass gegen d'Aiguillon; vornehmlich aber aus Eifer für das Interesse von Oesterreich. „Die Parlementer nämlich, sagt der Vf., waren seit den Zeiten des Cardinals Richelieu die natürlichen Feinde des Hofs und des Militärs, und eben darum hatte in Frankreich das Haus Oesterreich keine bessern Freunde, als sie." Aus Galanterie unterstützte den Plan der Königin auch der Graf d'Artois; hingegen eiferten Monsieur, der Bruder des Königs, die Tanten, ein Theil der hohen Prälaten, überhaupt die Parthey der Antiphilosophen für die Behauptung militärischer absoluter Gewalt. XIV — XV. Hauptst. Zusammenstellung der Gründe, welche diese letztere Parthey dem Könige gegen die Abschaffung des Parlements-Maupou und gegen die Wiedereinsetzung des alten Parlements vorlegt; und der Gegengründe des Herzogs von Orleans. (XVI. Hptst.) Den 12. Oct. 1774. beruft der König das alte Parlement wieder zurück. Das nunmehr entsetzte Parlement-Maupou wird ein Gegenstand des allgemeinen Gespöttes. (XVII. Hptst.) Abdankung der Minister Ludwigs XV; Zurückberufung der exilirten. (XVIII. Hptst.) Sogleich nach der Wiedereinsetzung, vereinigte sich das Parlement mit den Grosen des Reichs zur Schwächung der königlichen Autorität. (XIX — XX. Hptst.) Nachgiebigkeit des Königs; und Kampf zwischen dem Minister Maurepas und den Anhängern des unbeschränkten Königthums. Jetzt schon ahnt der letztere den Umsturz des Thrones. — Regierung Ludwigs XVI. Dritte Epoche; oder Ministerium von Turgot, Malesherbes und Saint-Germain. (XXI bis XXVII. Hptst.) Turgot ist der erste Minister, der im Schofse der Regierung die Vervollkommnung des menschlichen Geistes und der politischen Anstalten entwickelt; dieses System der Perfectibilität unterstützt Necker; dahingegen Malesherbes, da er sieht, dass man sich nicht blos auf Reformen beschränken will, sich zurück zieht. Als Seminarist von St. Sulpiz und Prior bey der Sorbonne, zeichnete sich T. durch Frömmigkeit aus, auch hielt er öffentlich eine Rede über den wohlthätigen Einfluss des Christenthums auf die Wohlfahrt des Volkes; bey reiferm Alter hingegen verfolgte er den christlichen Cultus, als das Werk eines eiteln Aberglaubens. Er wendete die neuere Philosophie auf die politische Geschäftsführung an. (Man hat von ihm ein handschriftliches Werk über die Fortschritte des menschlichen Geistes seit dem Hervortreten aus dem Stande der wilden Natur bis auf unsere Tage, nebst Aussichten auf die künftige Vervollkommnung. Seine Ideen entwickelte hernach Condorcet). Turgot war ein sehr tugendhafter Mann und ein enthusiastischer Liebhaber der schönen Literatur. Er ists, der zuerst in Frankreich nicht nur Ossians Gedichte bekannt machte, sondern sie auch mit tiefsinnigen Bemerkungen über die Poesie der wilden Völker begleitete; er übersetzte aus dem Griechischen die Iliade, aus dem Hebräischen das Hohelied, aus dem Lateinischen verschiedene Meisterstücke der römischen Dichtkunst, aus dem Italiänischen den Pastor Fido, aus dem Deutschen Klopstocks Messiade und Gessners Tod Abels. Das Finanzministerium übernahm Turgot nur unter der ausdrücklichen Bedingung, dass keine Bankeroutte, keine neuen Auflagen und Anleihen, hingegen grosse Ersparungen gemacht werden sollten. In inniger reiner Volksliebe stimmte er ganz mit dem König überein. Er begann mit Wiederherstellung des freyen Kornhandels im Innern des Reiches. Hierüber schrieb gegen ihn Necker in beleidigendem Tone. Die Veranlassung der damaligen Insurrection wegen des Getreidemangels ist problematisch, jedoch geschah sie wahrscheinlich nicht ohne Einmischung von England. Gegen Turgot und sein System über den Getreidehandel formirte zu Neckers Gunsten der M. de Pezai eine Opposition. Die ungeheuern Summen, welche bisher die Generalpächter dem Finanzminister zu schenken gewohnt waren, wandte Turgot zur Erleichterung der Armen an; überhaupt begünstigte er die Freyheit des Kunstfleisses und Handels. Dadurch zog er sich bey den Egoisten und Monopolisten Hass zu. (XXVIII — XXXI. Hptst.) Malesherbes wird von dem Vf. als ein Mann von freyer politischer Denkart, Humanität und Naivetät geschildert; unter der Verwaltung seines Vorgängers la Vrillière herrschte militärische Gewalt, unter M. begann die Herrschaft der Philosophie. Er drang vergebens auf die Zusammenberufung der Reichs- und Landesstände; und verlangte seine Entlassung. Memoire, welches er bey dieser Gelegenheit dem König überreicht. (XXXII. Hptst.) — Fortsetzung über Turgots Ministerium.

rium. Er autorisirt die Caisse-d'escompte, denkt auf Abschaffung der Gabelle, befördert die einheimische Schifffahrt.

Dritter Theil. (I. Hauptst.) Als die Krönung Ludwigs XVI. herannahete, that Turgot den Vorschlag, diese Feyerlichkeiten lieber in Paris als in Rheims vorgehen, und bey der Eidleistung die Vertilgung der Ketzer nicht mehr erwähnen zu lassen. Hierüber gerieth die höhere Geistlichkeit in Feuer; indess trennte auch sie sich in die philosophirende und in die frömmelnde; um so viel mehr schwächte sich diese letztere, da sie hingegen in ihrem eigenen Schosse in die molinistische und in die jansenistische getheilt war. Immer indess vereinigten sich mit den gläubigen Prälaten auch die ungläubigen, dem Könige die einreissende Irreligion als Vorbereitung zum Umsturze des Thrones zu schildern. Schilderungen der vornehmsten Prälaten, Dillon, Boisgelin, Brienne, Cicé, Colbert, Beaumont, Boyer, Talleyrand. (II. Hptst.) Ministerium des Grafen von St. Germain. Geschichte und romanhafte Abentheuer dieses Generals. Jesuit in Frankreich und Professor, diente er hernach unter den Truppen Ludwigs XV., aus diesem Dienste trat er der Reihe nach in die Kriegesdienste des Kurfürsten von der Pfalz, der Maria Theresia, des Kurfürsten von Baiern, Friedrichs II. von Preussen. Ueberdrüssig der strengen preussischen Disciplin, kehrte er nach Frankreich zurück; nach Erduldung vieljähriger Widerwärtigkeiten wird er Kriegsminister in Coppenhagen, fällt aber in Ungnade. Nun lebt er im tiefsten Elend. Aus seinem Zufluchtsort in Lauterburg schickt er nach Frankreich militärische Reform-Plane, und dadurch empfiehlt er sich bey Malesherbes und Turgot. Unter Mitwirkung geheimer Verbindungen in Deutschland und vermittelst der Intriguen des Baron von Blecken wird er in Frankreich Kriegsminister. (III. Hptst.) Durch seine ersten Reformen, z. B. durch Verlegung der Militär Spitäler und Kriegsschulen von Paris in die Provinzen, macht er sich bey der Armee sowohl als bey Hofe verhasst. (IV. Hptst.) Durch Einführung der militärischen Gleichheit beförderte er die politische; durch Einführung des deutschen Prügels empörte er den französischen Ehrenpunkt. (V. Hptst.) St. Germains Porträt. Ein seltsames Gemisch von Kraft und Kraftlosigkeit, von Egoismus und Patriotismus, von soliden und von chimärischen Ideen. (VI. Hauptst.) Die Vorliebe des Königs gegen Turgot reizte den alten Minister Maurepas zur Eifersucht. Durch sparsamen Haushalt und unbestechliche Unpartheylichkeit zog sich Turgot manchen Feind zu. (VII. Hptst.) Manchen Feind besonders auch durch verschiedene populäre Beschlüsse, z. B. durch Abschaffung der Frohndienste, der Handwerksprivilegien u. s. w. Mehrern von diesen Beschlüssen verweigerte das Parlement die Einregistrirung, und nun verleitete Turgot den König zur Niedersetzung eines *Lit de Justice.* (VIII. Hptst.) Turgots Gegenparthey rächte sich an ihm durch Verfolgung der Oekonomisten und ihrer Schriften. Das Werk des berühmten Lanjuinais: *Le Monarque accompli* wird als aufwieglerisch durch den Scharfrichter verbrannt. (IX. Hptst.) Zum Verbrechen macht es Turgot seine Gegenparthey, dass er nicht in unmittelbare offenbare Theilnahme an dem Kriege der Americaner gegen England einstimmen will. Schaamlos, suchen ihn seine Feinde als Creatur von England verdächtig zu machen. (X. Hptst.) Sogar verbreitet Monsieur, der Bruder des Königs, ein satyrisches Pamphlet gegen ihn, das hier ganz eingerückt ist. (XI. Hptst.) Des Vfs. eigene Schilderung Turgots ist folgende: In grosser Gesellschaft war dieser Minister schüchtern; unerschrocken hingegen und unerschütterlich im Staatsrath, und äusserst kühn in Entwerfung sowohl als Durchsetzung seiner politischen Plane. Wegen seines haushälterischen Geistes zog er sich besonders auch den Hass der Königin zu. Ernsthaft dachte er schon auf starke Beschränkung des Adels und Clerus, und auf die Einführung von Volkswahlen und einer königlichen Democratie. Weiterhin (XII—XIII. Hptst.) liefert der Vf. verschiedene wichtige Stellen aus Turgots Memoiren über die Provincial-Verwaltung und durchgängige Municipalisirung des Reichs; und wichtige Bemerkungen des Königs über Turgots Memoiren. Ueber den Vorschlag zur Formirung von beständigen Reichsständen erklärt sich der König folgender Gestalt: „Durch solche Stände wird die Monarchie umgekehrt, nur in sofern ist diese unbeschränkt, in wiefern die Autorität ungetheilt bleibt. Sogleich bey Eröffnung der Reichsversammlung bleibt zwischen dem König und der Nation keine Mittel-Autorität übrig, als die Armee; gefährlich aber und traurig ist es, wenn man die Vertheidigung der Staatsautorität gegen eine Volksversammlung der Armee anvertrauen muss." (XIV. Hptst.) Zuletzt blieben Turgot zu Freunden niemand übrig, als das Volk und die Philosophen; seinen Feinden begegnete er mit Trotze, und dem Monarchen selbst ohne Schonung; endlich erhielt er die Entlassung. Sein Nachfolger, Clugny, stellte beynahe alles wieder her, was er umgekehrt, und kehrte um, was er festgesetzt hatte! (XV—XVI. Hptst.) Fall des Kriegsministers St. Germain. Apologie, die er nach seiner Entlassung selbst verfertigte, und eine von ihm entworfene Charakteristik der vornehmsten Generale, Beauvau, Castries, Stainville, Gribeauval, Rochambeau, Broglie, Wurmser, Wimpfen, Puységur u. a. So wie der Hof, der Clerus, das Parlement, theilte sich auch die Armee in die zwey entgegengesetzten Partheyen der Altgläubigen und der Ungläubigen, der absoluten Royalisten und der royalistischen Demokraten. (XVII. Hptst.) Nähere Entfaltung von Maurepas Charakter. Im Jahr 1774 berief er neben den Thron die Philosophie, im J. 1776 gab er sie öffentlich der Verhöhnung preis; wechselsweise begünstigte er, je nachdem es sein persönliches Interesse erfoderte, bald die Freyheit, bald die absolute Gewalt; die Behauptung seiner eigenen Autorität war sein Hauptaugenmerk, und diesem,

fem, oder auch allenfalls einem witzigen Einfalle opferte er die Staatssicherheit auf. (XVIII. Hptst.) Nach des Marschalls von Richelieu Versicherung geschah es mit Absicht, dass England in Frankreich die philosophirende Parthey aufmunterte, nämlich zur Verbreitung immer grösserer Verwirrung. Und in welcher Absicht, möchte Rec. fragen, machte denn hernach England gegen die französische Philosophiphie ein Kriegsmanifest kund?

Politisches Gemälde von Europa; Europens Verhältnisse gegen Frankreich, seit der Thronbesteigung Ludwigs XVI. bis zur Epoche des americanischen Krieges. (I. Hptst.) Unter revolutionären Erschütterungen litt nicht Frankreich allein. Unter französischer Mitwirkung verlor Georg III. America; gegen Kaiser Joseph II, Schwager des Königs in Frankreich, empörte sich Brabant; Joseph, König von Portugal, war zu gleicher Zeit mit Ludwig XV. von Mörderhänden bedroht; Papst Ganganelli starb an Gift, und sein Nachfolger im Elend. Der König von Sardinien verlor Savoyen; der König von England war zu wiederholtenmalen meuchelmörderischen Angriffen blossgestellt; der König von Schweden fiel unter dem Morddolche; der Statthalter von Holland und der Grofsherzog von Toscana wurden ihrer Staaten beraubt; der König von Neapel sah die seinigen revolutionirt und verwüstet; Venedig verlor die Selbstständigkeit; Genf und Mülhausen sanken zu französischen Municipalitäten herab. Dieses Register hätte der Vf. noch, z. B. durch die Revolutionirung von Helvetien und Mailand, vergrösern können. Richtig bemerkt er, der Hass der Könige gegen die Könige äussere sich nicht weniger fürchterlich, als der Hass der insurgirten Völker gegen die Fürsten. (II. Hptst.) Ueber den römischen Hof. Auch er theilte sich in zwey entgegengesetzte Partheyen, in die frömmelnde Clemens des XIII. und die philosophische des Papstes Ganganelli. Die Entkräftung auch der päpstlichen Autorität, so wie der königlichen in Frankreich, leitet der Vf., vielleicht etwas zu einseitig, aus dem Streite dieser entgegengesetzten Partheyen her. (III. Hptst.) Durch die Philosophie (der Vf. sagt, durch die französische, die jansenistische) untergruben Riccy, der Bischof von Pistoia, in Toscana, und Caraccioli, der Jünger D'Alemberts, in Neapel die päpstliche Autorität; Joseph II. unternahm gegen diese Autorität noch kühnere Schritte. (IV. Hptst.) Zwischen Spanien und Frankreich herrschte eine Verwandtschaft, die auf dem festen Lande der österreichischen Macht das Gegengewicht hielt; hingegen behielt zur See England noch immer das Uebergewicht. Portugal war gleichsam eine Provinz von England. (V. Hptst.) Diese Krone trat mit Russland in immer engere Verbindung, und riss sich hingegen von der Verbindung mit Oesterreich los; eben so neigte sich Preussen von der französischen Seite auf die russisch-englische. Als sich aber Frankreich, Oesterreich und Russland in eine Triple Allianz vereinigten, erregte Frankreich bey seinen alten Freunden, den Türken, grosse Besorgniss und Erbitterung; unter der Hand verminderte sie Vergennes. (VI. Hptst.) Vermöge ihrer Lage sollte zwischen Frankreich und Preussen viel Freundschaft statt haben; seitdem aber Choiseul an Maria-Theresia verkauft war, vermied man die Verbindungen mit Preussen als gefährlich. Im Jahr 1741 hatte sich zur Unterstützung der preussischen Monarchie ganz Frankreich bewaffnet, im J. 1756 bewaffnete es sich zur Vertilgung dieser Monarchie. Ungemein contrastirten der Geist und Charakter Ludwigs XV. und Friedrichs; zwischen beiden herrschte persönliche Antipathie. — (VII. Hptst.) Frankreichs gänzliche Nullität während der Theilung von Polen. — (VIII. Hptst.) Gegen das Ende seiner Regierung schien Ludwig XV. die Augen öffnen zu wollen, und nun war er nicht ungeneigt, von neuem mit Preussen in die alte Verbindung zu treten; er gab durch seine geheime Correspondenz dem Baron von Breteuil den Auftrag, hierüber im Haag mit dem Baron von Thulemeier, als preussischen Gesandten, zu unterhandeln, Breteuil aber befolgte Choiseuls Instructionen, und wagte nicht den geringsten Schritt zum Nachtheile der österreichischen Allianz. (IX — X. Hptst.) Prinz Ludwig (nachheriger Cardinal von Rohan), spähte während seiner Gesandschaft in Wien die geheimen Briefwechsel des Kaisers mit dem Könige von Preussen, und des Fürsten von Kaunitz mit dem Grafen von Mercy, dem kaiserlichen Minister in Versailles aus; hingegen wusste sich auch das österreichische Cabinet die französischen Correspondenzen mit dem Norden und Süden zu verschaffen. Ungeheure Summen kostete dieses Ausspähen; davon zog Frankreich nicht den geringsten Vortheil; der Cardinal von Rohan aber machte sich die Königin zur tödtlichen Feindin. Die Reise ihres Bruders, des Erzherzogs, nach Paris diente, behauptet der Vf., hauptsächlich dazu, ihr zum Verderben von Frankreich Instructionen zu geben. (XI. Hptst.) Bevor sich Frankreich in gänzliche Abhängigkeit von Oesterreich gesetzt hatte, betrachteten es die protestantischen Stände in Deutschland als Stütze gegen Oesterreichs Uebermacht; seither wurden sie gegen Frankreich gleichgültiger, und wählten zur Stütze den König von Preussen. — (XII. Hptst.) Seit der Allianz mit Oesterreich änderten sich auch Frankreichs Verhältnisse theils gegen die nordischen Mächte, theils gegen die Schweiz. Indess gelang es Vergennes durch die Revolution, die er in Schweden beförderte, diess Reich der russischen Kaiserin aus den Händen zu reissen. Porträt der Kaiserin. Porträt des Königs von Preussen. — In dem Abschnitt über die Schweiz behauptet der Vf., dass diese Republik ihre lange Wohlfahrt, ihre äussere und innere Sicherheit vornehmlich der Mischung von allen Verfassungsformen zu danken gehabt habe. Die Auflösung der geheimen Correspondenz des französischen Cabinets, deren Geschichte im XIII Abschnitte erzählt wird, betrachtet der Vf. als eine von den Ursachen des Unheiles in Frankreich.

Regierung Ludwigs XVI. Vierte Epoche. Amerikanische Freyheit. (I — III. Hptst.) Nähere und entfern-

ferntere Urfachen des amerikanifchen Krieges zwifchen England und Frankreich. Ungern bot Ludwig zu diefem Kriege die Hand; fehr gern hingegen fah er die Unterhaltung der Zwietracht zwifchen England und den Colonieen. (IV. Hptft.) Schilderung des brittifchen Hofes und Minifteriums. In der Politik Georgs III. bemerkt der Vf. als Hauptverirrungen, theils Frankreichs allzu tiefe Demüthigung durch den Frieden vom J. 1763, theils den Mangel an Schonung gegen die Colonien. (V. Hptft.) Ueber die Oppofition, die diefen günftig ift. — Lächerlich findet der Vf. Chatam's Maxime: *Delenda Carthago.* „Diefe Art Frankreich zu betrachten, fagt „er, ftürzte ihn, fo wie auch hernach feinen Sohn „noch vor dem Frieden. (VI. Hptft.) Endlich unterftützt Frankreich die amerikanifche Infurrection mit Truppen und Gelde. (VII. Hptft.) Charakter des Lords Chatam und Burke's. (VIII. Hptft.) Kriegsmanifeft gegen England. Randgloffen Ludwigs XVI. über das franzöfifche Kriegsmanifeft. (IX — X. Hptft.) Folgen der franzöfifchen Allianz mit den amerikanifchen Infurgenten. — Diefe letztern inoculirten den franzöfifchen Hülfstruppen ihren republikanifchen Geift. Choifeul und fein Anhang tadelten öffentlich Frankreichs gewaltfame Einmifchung in die amerikanifche Auflehnung.

Diefen Band befchliefsen einige merkwürdige Urkunden: Turgots Finanzplan; fein Schreiben an Ludwig XVI. vom 30. April 1776, wenige Tage vor feiner Entlaffung; Note über die nachtheilige Wirkung, welche St. Germains Einführung der Beftrafung mit Schlägen auf das franzöfifche Militär hatte; *Noël chanté à la Cour, l'année* 1776; ein freylich mehr derbes als witziges Vaudeville.

(Die Fortfetzung folgt.)

ERDBESCHREIBUNG.

BERLIN, in d. Himburg. Buchh.: *Geographifche, naturhiftorifche und technologifche Befchreibung des fouverainen Herzogthums Schlefien,* von *Joh. Adam Valentin Weigel,* evangelifch - lutherifchem Prediger, Mitgliede der Gefellfchaft naturforfchender Freunde in Berlin, der naturforfchenden in Halle, und der ökonomifch - patriotifchen des Fürftenthums Schweidnitz. *Fünfter* Theil enthält die Fürftenthümer Liegnitz Wohlau und Glogau. 294 S. *Sechfter* Theil enthält die Fürftenthümer Sagan und Breslau. 1802. 215 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Der unermüdete Fleifs, den der Vf. bey Bearbeitung der vier erften Theile diefes höchft lehrreichen Werks angewendet hat, leuchtet auch aus der gegenwärtigen Fortfetzung hervor. Der Liebhaber der Botanik, der Oryktognofie, der Statiftik wird hier volle Befriedigung finden. Ein paar kurze Auszüge werden vielleicht nicht unwillkommen feyn. — Die Gegend um *Liegnitz* ift wegen der vortrefflichen Küchengewächfe vorzüglich berühmt. Man fchätzt den Gewinn der um die Stadt angebauten Gewächfe auf 100,000 Rthlr. In der Gegend von *Goldberg* zählt man 400 Obftgärten. Intereffant ift die S. 19. gelieferte Nachricht von der Einführung der Syrifchen Seidenpflanze (*Asclepias Syriaca Lin.*) in Schlefien; es find jetzt an 20 Morgen damit befetzt. — S. 86. ift eine Befchreibung des, von der ehemaligen berühmten Oper - Tänzerin Barberini nachmaligen Gräfin Campanini errichteten Fräuleinftifts, das einige Aehnlichkeit mit dem von der Frau v. Maintenon geftifteten Klofter St. Cyr hat. — Wie beträchtlich die Tuch - Manufactur von Grünberg fey, erhellt daraus, dafs auf ungefähr 500 Stühlen, von 550 Meiftern, 200 Gefellen, und 100 Lehrlingen, jährlich gegen 19000 Stück Tücher verfertigt, und theils im Lande, theils aufserhalb abgefetzt werden. — Um Breslau, Auras und Neumarkt wird viel Taback, wie auch Färberöthe gebauet, mit der letzten wird in Breslau ein fehr anfehnlicher Handel getrieben, den man auf 300,000 Rthlr. berechnet; wogegen einige nur die Hälfte annehmen. — In einem Mergelflötz bey Tfcheschen hat man in einer Teufe von 11 Ellen einen ganz guten, behauenen Balken, von einer nicht genau zu unterfcheidenden Holzart, eine ziemliche Anzahl Tannenzapfen und grofse türkifche Hafelnüffe, mit einer fteinernen Rinde umgeben entdeckt. Etwas tiefer hat man acht grofse Knochen, die ohne Zweifel zu einem Elephanten - Gerippe gehören, gefunden. Diefe acht erhaltenen und zu näherer Unterfuchung nach Breslau gebrachten Knochen, find alle, ihrer äufsern Geftalt nach fehr kenntlich. — Folgende Bemerkungen führt Rec. noch an, um dem Vf. zu zeigen, mit welcher Aufmerkfamkeit er fein Werk gelefen habe. Der Glogauifche Kreis liefert nicht blofs Mittelwolle (S. 159.), fondern auch Spanifche. — Nicht blofs bey Quaritz, fondern auch bey Brieg wird fehr viel Flachs gebauet (S. 160.) — 2r Th. S. 18. Naumburg gehört nicht dem Fürften v. Carolath, fondern dem Grafen Mellin, und vorher dem Hauptmann v. Ploetz. — S. 119. ift es nicht richtig, dafs aufser dem Arzte, Wundarzte und Capellan, Niemand in das Krankenzimmer der Elifabethinerinnen kommen dürfe; jedem anftändigen Manne wird es vergönnt. Die vortreffliche Art, wie in diefer Anftalt und in der der Barmherzigen Brüder, die Kranken - Pflege übernommen wird, hätte überhaupt wohl eine nähere Erwähnung verdient.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 3. November 1802.

GESCHICHTE.

Paris, b. Treuttel u. Würtz: *Mémoires historiques et politiques du regne de Louis XVI.* etc. par *J. L. Soulavie, l'ainé. T. I — VI.* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Vierter Theil. Fünfte Epoche, oder Neckers erstes Ministerium. (I. Hauptst.) Einfluss des Marquis de Pezay auf den König. Masson, der sich den Namen eines Marquis de Pezay gab, war ein junger Mensch ohne Glücksgüter; theils durch seine Figur und einige Talente, theils durch Vorschub seiner Schwester, der schönen und ränkevollen Madame Cassini, gewann er Zutritt in der glänzendesten Gesellschaft; Madame Montbarrey, deren Liebling er war, befriedigte seine Ausgaben; Maillebois, der Liebhaber seiner Schwester, vertraute ihm seine *porte-feuilles* an; Dorat feilte seine tändelnden Poesien. In Verbindung mit einigen Freunden, begann er einen geheimen anonymen Briefwechsel mit Ludwig XVI. Durch einen Bedienten wufste er ganz insgeheim das erste Heft seiner Briefe und Auffätze dem Könige in die Hände zu spielen. In dieser Handschrift empfahl er sich dem Könige zu periodischer Mittheilung, theils seiner Vorschläge, theils der wichtigsten Anekdoten, sowohl über den französischen Hof als über alle Höfe Europens, jedoch unter der Bedingung, dafs er anonym bleiben, und weder Belohnung noch Aemter annehmen wolle; zugleich bat er in seinem Schreiben, dafs der König zum Zeichen der Genehmigung einer solchen Correspondenz am ersten Sonntage des nächsten Monats bey Erhöhung der Hostie das Schnupftuch emporheben solle. Wirklich hatte die Correspondenz regelmäfsigen Fortgang; sie machte dem guten König so viel Vergnügen, dafs er verlangte, den Vf. perfönlich kennen zu lernen; da sich dieser nicht selbst entdecken wollte, so ruhte er nicht, bis ihn Sartines, der Polizey-Minister ausgespäht hatte. Nach der ersten mündlichen Unterredung mit ihm, empfahl ihn der König sehr dringend dem Minister Maurepas. Unbeschränkt beherrschte der junge de Pezay den Geist des jungen Ludwigs XVI; in Zeit von einem Jahre gelang es ihm, zwey Minister zu machen; Necker, der ihn mit Geld unterstützte; und Montbarrey, mit dessen Gemahlin er in galanter Vertraulichkeit lebte; er selbst verschaffte sich die Stelle eines General-Inspectors der Küsten. (II. Hauptst.) Als Finanzdirector, schlug Necker den entgegengesetzten Weg seiner Vorgänger ein; statt sich auf den Beyfall der Grofsen zu stützen, bewarb er sich um Volksgunst; statt sich durch wichtige Finanz-Operationen auszuzeichnen, suchte er als Schriftsteller zu glänzen; statt sich mit kalter und trockener Darstellung seiner Vorschläge und Berechnungen zu begnügen, verschaffte er denselben beym Könige und beym Volke durch sentimentale Beredsamkeit Eingang. (III. Hauptst.) Sehr verhasst machte er sich bey den reichen und grofsen Eigenthümern durch Begünstigung der zahllosen Volksclasse, die kein Eigenthum hat. Ungeachtet von mancher andern Seite Turgot mit ihm gleich dachte: so erhob sich doch über diesen Punkt zwischen beiden bittere Feindseligkeit. Auf Neckers Rechnung schrieb Turgot die Insurrection wegen der Brodtheurung, und behauptete, dafs sie Necker durch seine Schrift über den Getreidehandel veranlasst habe, um ihn zu stürzen. Gewaltsam warf Necker seine Tadler, Pelisseri und Lauraguais, in die Bastille. (IV. Hauptst.) Neckers Operationen während des ersten Jahres seiner Verwaltung. — Durch die Abschaffung der Dominial-Einnehmer und der Finanzintendanten beleidigte er die alten Finanzfamilien. Scherzhaft äufserte Maurepas sein Misfallen, indem er sagte: Aus der Turgomanie gerathe ich in die Necromanie. (V. Hauptst.) Um Neckern zu stürzen, mufste vorher noch de Pezay gestürzt werden. Gegen diesen vereinigten sich Maurepas und Sartines. Um ihn vom Könige zu entfernen, liefs ihn Maurepas die Küsten bereisen; unterwegs liefs ihm Sartines seine Papiere, und besonders auch seine Correspondenz mit Necker wegnehmen; der schwache König liefs es geschehen; sein bisheriger Günstling wurde Maurepas preis gegeben. (VI. Hauptst.) Um die andern Minister alle von sich abhängig zu machen, that Necker dem Könige den Vorschlag, er sollte jeden ihrer Plane, bevor er ihn ausführen lasse, zuerst ihm vorlegen, um untersuchen zu können, ob zur Ausführung derselben die Finanzkräfte hinreichten. (VII. Hauptst.) Um sich Fonds zu verschaffen, schrieb er am 7. Januar 1777 eine Anleihe von 80 Millionen aus. Umsonst widersetzte sich im Parlemente Dépréinesnil der Einregistrirung derselben; noch vor der Einregistrirung, verschaffte sich der Bankier-Minister durch die Bankiers sogleich die völlige Summe. (VIII. Hauptst.) Neckers Veranstaltung der Provincialstände in Berry; gleichsam en Migniature das Vorbild der künftigen Etats-Generaux. Ueber die Abschaffung der königlichen Cassen, um die Fonds derselben mit dem königlichen Schatze zu verschmelzen, und andere Neuerungen erhoben die alten Finanzintendanten,

ten, die General-Schatzmeister, die Parlementer u. s. w. grosses Geschrey. Auf Neckers Anstiften schickt der König gegen Rouen Truppen, unter der Hand aber unterstützt das Parlement einen Theil des Ministeriums, welchem auch selbst Neckers Operationen missfallen. (IX. Hauptst.) Nicht weniger missfallen sie dem Clerus; indess war dieser uneinig. Ein Theil sowohl der Philosophen unter dem Clerus als der Frömmler liebkosete auf gleiche Weise den ketzerschen Minister, weniger indess seiner Person wegen, als um wenigstens noch eine Stütze zu finden. Mit besondern Eifer und Nachdruck verschrie man auch Neckers *Caisse d'escompte;* man betrachtete sie unter einer absoluten Regierung als höchst unsicher, und verkündigte ihr zum voraus eine ähnliche Catastrophe wie Laws Systeme. (X. Hauptst.) Neckers Verwaltung während des Jahrs 1779. — In diesem Jahre brach die Feindschaft zwischen ihm und Sartines aus. Da jener diesem (dem damaligen Minister des Seewesens) zur Fortsetzung des Krieges gegen England nicht genug Geld verschaffte: so brachte er ihn in den Verdacht eines geheimen Einverständnisses mit England. (XI. Hauptst.) Durch Einführung sparsamerer Oekonomie bey Hofe und bey der königlichen Familie zog sich Necker von Seiten der Schatzmeister der Brüder des Königs bittere Klagschriften zu. Eine dieser Klagschriften beschuldigte ihn eines geheimen Spieles mit einigen Commis des vorigen Ministeriums, um sich durch Agiotage zu bereichern. (XII. bis XIII. Hauptst.) Vergleichung zwischen Laws und Neckers Finanzoperationen; verderbliche Folgen der Anleihe. Sie sollte die Ausschreibung neuer Auflagen verhindern, und beym Missbrauche nöthigte sie in der Zukunft zur Ausschreibung noch grösserer Auflagen; sie schonte die gegenwärtige Generation, und stürzte die folgende ins Elend. (XIV. Hauptst.) Neckers Verwaltung während des Jahres 1780. — Ueber den Verkauf der Spitalgüter und die Gründung von Charité Häusern; über die Revolution in den königlichen Pachtungen; über die Folgen der Provinzialversammlungen u. s. w. (XV. Hauptst.) Die Wiedereinführung solcher Versammlungen hatte schon Mirabeau, der Vater, in dem *Ami des hommes* vorgeschlagen; umsonst schlug sie auch Turgot vor: so wie vorher Ludwig XV, so verweigerte hierzu auch Ludwig XVI. die Zustimmung. Umständlich liefert der Vf. die Gründe Neckers für ihre Einführung, und die Gegengründe des Königs. Necker dringt durch. Indem er auf solche Weise die leidsamen Provinzen in wirksame, die friedlichen in berathschlagende umschuf, beförderte er die Staatsrevolution. (XVI. bis XVIII. Hauptst.) Necker beschuldigt Sartines der Dilapidationen, und beredet den König zu seiner Entlassung. Sein *Compte rendu* macht gleichsam Epoche. Durch diese Schrift glaubt er, den Credit zu verstärken, und schwächt ihn. Sehr richtig bemerkt der Vf., dass in Frankreich die Garantie der Finanzen bloss auf der Moralität des Ministers beruhe, während sie in England ihre Stütze in der Constitution selbst hat. Vergennes's Bemerkungen, welche er am 3ten May 1781 dem Könige, auf dessen Befehl, über Neckers *Compte rendu*, und die nachtheiligen Folgen desselben vorlegte. (XIX. Hauptst.) Mitten unter zahlreichen und mächtigen Feinden, hatte Necker immer noch einigen Anhang; dieser Anhang beschränkte sich aber auf die Banquiers, die bey seinen Operationen interessirt waren; auf die Protestanten; auf einige ungläubige Prälaten; auf einige Schriftsteller. Auch unterstützte ihn Choiseul, in wiefern er hoffen konnte, dass Necker Maurepas's Credit untergraben würde; ihn unterstützte der Marquis de Castries in Erwartung, durch ihn ins Ministerium berufen zu werden; in ähnlicher Erwartung unterstützten Necker der Herzog Duchâtelet, der Prinz von Beauvau, d'Adhémar. Seinen Anhang vermehrten überdiess mehrere, theils sentimentale, theils eitele Hofdamen. (XX. Hauptst.) Neckers eheliches Glück; Schilderung seiner geistreichen und tugendhaften Gattinn. Sie schreibt für Necker eine Apologie. (XXI. Hauptst.) Oeffentlich lobpreiset in England Burcke Neckers Verwaltung; wird aber darüber von der Gegenparthey verspottet. (XXII. Hauptst.) Je länger je stärker erheben sich in Frankreich gegen Necker und seine Operationen der Hof, das Parlement, der hohe Adel und der Clerus. (XXIII. Hauptst.) Ueber die öffentliche Meynung, auf die sich auch Necker so gern als auf eine souveraine Macht berief. (XXIV. — XXV. Hauptst.) Vergennes ist Neckers furchtbarster Feind; er überreicht dem Könige eine Schilderung, in welcher er Necker als verderblichen Neuling und Neuerer darstellt, und immer lauter schrie man über Necker das *tolle et crucifige;* man verlangte seine Verhaftnehmung, seine Verweisung; man beschuldigte ihn verdächtiger Verbindungen mit dem Lord Stormond, dem Gesandten des brittischen Hofes. In Gegenwart des Königs mitten im Staatsrathe schilderte man seine Plane, theils als lächerlich, theils als verderblich. Unter solchen Umständen wiederholte er beym König das Ansuchen um den Zutritt im Staatsrathe, und zwar unter dem Vorgeben, damit er über seine Plane mit den Ministern persönlich sich unterhalten könnte. Um ihm den Zutritt zu verschliessen, erklärte Maurepas, dass er ihn nicht anders erhalten würde, als unter Abschwörung von Calvins Irrthümern. Ungern verliert der König den populären Minister, aber auch den alten Maurepas darf er nicht beleidigen. Endlich verweigert er Necker sein Ansuchen, und am 19. May 1781 verlangt dieser seine Entlassung in einem Billet, das den König durch stolze Trockenheit beleidigt. Necker zieht sich aufs Land nach St. Ouen zurück; daselbst erhält er sogleich Condolenzbesuche von dem Prinzen von Condé, von den Herzogen von Orleans, und von Chartres. (XXVI. bis XXVIII. Hauptst.) Neckers Selbstgespräche über sein Zurücktreten in den Privatstand; Necker, wie ihn seine Freunde schildern; (Commentar über seine Physiognomie von Lavater); Necker, wie ihn seine Feinde schildern, besonders die Zeloten der alten absoluten Regierung. (XXIX. Hauptst.) Necker, seine

ne Grundsätze und Verwaltung, nach des Vfs. eigener Ansicht. Gleich weit entfernt ist seine Ansicht von der gleich unbilligen und einseitigen, sowohl der absoluten Royalisten als der der Jacobiner. Nach dem Vf. untergrub Necker in den J. 1788 und 1789 die Grundsäulen der Monarchie; seit dem 14ten Julius hingegen arbeitete er wieder gegen sein eigenes Werk; immer indess fühlte er edel und warm für den König sowohl als für das Volk. Sein vorgebliches Einverständniss mit England ist abscheuliche Verläumdung. (XXX Hauptst.) Parallele zwischen Necker und dem Cardinal Richelieu. — Beide drückten die Grossen nieder; der letztere aber regulirte sein Werk selbst und allein, der erstere bediente sich hierbey einer Versammlung, die wechselsweise ihm schmeichelte, und mit ihm ihr Spiel trieb. (XXXI. Hauptst.) Uebrigens war Necker in Europa nicht der erste, der an der Spitze der Regierung revolutionäre Principien ausstreuete. Schon vorher hatte der päpstliche Hof die Auflösung des Jesuiter Ordens vollendet; die Auflösung dieses der absoluten Autorität so günstigen Ordens, war das Werk theils von Portugal, theils von vier bourbonischen Höfen. Noch weiter trieb der Grossfürst von Toscana den philosophirenden Neuerungsgeist; Florenz, Neapel und Madrid fesselten, sagt der Vf., den Inquisitoren die Hände; je länger je schüchterner wurde der venetianische Despotismus; in Wien brütete Joseph II. über den ausserordentlichsten philosophischen Reformen; durch ganz Deutschland gab es Staaten, wo der Ton der Humanität und der Philosophie die alte Energie der Autorität schwächte. Mit Ausnahme von England und Schweden, waren alle Höfe Europens auf dem Wege, das Schicksal des Volks zu verbessern, und es von dem priesterlichen Joche zu befreyen: wie also kann es befremden, wenn in den Ton der Humanität auch Necker einstimmte? Er, Freund und Anhänger von Raynal, Buffon, Voltaire, Rousseau, Thomas. — „Necker, sagt der Vf. S. 259. „stürzte „Frankreich, während dass er für Frankreichs Heil „arbeitete, in den Abgrund des Elends. Sein erstes „Ministerium bereitete die Revolution vor; sein zweytes vollendete sie.“ Ausser Necker indess und seinem Ministerium, hatte die Revolution wohl auch noch andere, und selbst stärker mitwirkende Ursachen, z. B. den Finanzverfall, den Wankelmuth des Königs, den Einfluss von England u. s. w. (XXXII. Hauptst.) Nach Neckers Entlassung, unterlag die philosophirende Parthey. (XXXIII. Hauptst.) Charakter der neuen Minister; Quietismus (so nennt der Vf. die Todesstille) ihrer Verwaltung. Bey der Finanzverwirrung und bey dem Mangel an Credit sah sich d'Ormesson genöthigt, zur Caisse d'Escompte seine Zuflucht zu nehmen; dadurch aber schwächte er den Credit dieser Casse so sehr, dass im Oct. 1783 bey ihr für nicht weniger als 30 Mill. zu realisirende Billets einliefen. (XXXIV. Hauptst.) Um den Credit herzustellen, suchte der Marschall de Castries den König zur Zurückberufung Neckers zu bereden: allein der König fühlte sich immer noch allzu sehr durch Neckers Entlassungsbillet beleidigt. (XXXV. Hauptst.) Noch mehr beleidigt fühlte er sich, als Necker (ohne Vorwissen und Bewilligung des Königs) sein Werk über die französische Verwaltung der Finanzen herausgab. Mit Ausnahme des Hn. v. Castries, drang der ganze Staatsrath auf Neckers Verweisung; die Königin aber setzte es durch, dass sich die Verweisung nur auf Paris beschränkte. (XXXVI. Hauptst.) Immer noch genoss jedoch Necker die Volksgunst; Calonne arbeitet an Wiederherstellung der alten absoluten Autorität.

Regierung Ludwigs XVI. Ausgang der fünften Epoche. Durchgängige Anerkennung der amerikanischen Freyheit. (I. Hauptst.) Während Frankreich mit dem amerikanischen Kriege beschäftigt ist, schmeichelt sich Oesterreich mit ungehinderter Besitznahme von Bayern, mit Eröffnung der Schelde, mit näherer Einwirkung auf Holland, vermittelst des Kurfürstenthums Kölln, welches einem Erzherzog zufällt. Auf Oesterreichs Erweiterungsplane machte Friedrich II. von Preussen ganz Europa aufmerksam. Catharina II. beobachtete stillschweigend den Gang der Dinge, war aber zu sehr mit den türkischen Eroberungen beschäftigt. Vergennes vermittelte zwischen der Pforte und Russland den Frieden, und nun vereinigten sich Russland und Preussen zur Beschränkung der österreichischen Erweiterungssucht durch den Frieden von Teschen. (II. — IV. Hauptst.) Unter brittischem Einflusse wird der Erzherzog Maximilian Kurfürst von Kölln; Baron von Thugut verkauft sich an die französischen Minister; Kaiser Joseph II. verbindet sich mit Catharina II. gegen die Türken. (V. Hauptst.) Geheime Sendung des Grafen von Grimoard nach Holland. Grimoards Memoiren, in denen er Ludwig XVI. vorstellt, wie dringend nothwendig es für Frankreich sey, Holland zu unterstützen. (VI. Hauptst.) Ministerielle Revolutionen in England, vor dem endlichen Friedensschlusse vom J. 1783. (VII. Hauptst.) Unzufriedenheit über die französischen Reglemens vom J. 1781 und 1786 in Betreff der zum Zutritte theils bey Hofe, theils beym Militär erfoderlichen Bedingungen. Grimoards Memoire hierüber. Lächerlich findet der Graf die Rücksicht auf die Genealogie bey den französischen Militärs: so wie bey den arabischen Pferden. Endlich noch (VIII. Hauptst.) eine sehr einseitige zu flüchtige Skizze des Zustandes der Cultur und Literatur unter Ludwig XVI. Voltaire zerstörte die religiösen Meynungen, und (setzt der Vf. grundlos hinzu) auch die socialen; Rousseau zielte auf die Einführung neuer politischer Verfassungen. Nicht mehr, wie vormals, ist die Literatur der Schmuck oder die Stütze der Autorität. Ausserordentliche Fortschritte der Chemie.

(Die Fortsetzung folgt.)

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Halle, b. Bathe: *De cordis conditionibus abnormibus.* Diss. inaug. (auctor) *Joann. Frid. Meckel*, Halensis, accedunt tabulae aeneae V. 1802. 84 S. 4.

Der Sohn des bekannten Anatomen und Geburtshelfers *Meckel* liefert hier eine seines Vaters würdige In-

Inauguralschrift, welche mit vielem Fleiſse ausgearbeitet, und mit Proben hinlänglicher Beleſenheit geſchmückt iſt. Der Vf. handelt ſeinen Gegenſtand unter vier Hauptrubriken ab, und ſpricht namentlich in der erſten von regelwidriger Lage, in der zweyten von regelwidriger Zahl, in der dritten von regelwidriger Geſtalt, und in der vierten von fehlerhafter Miſchung des Herzens. Von der fehlerhaften Lage des Herzens führt er ein Beyſpiel aus ſeines Vaters ſchätzbarer Sammlung an, welches auch auf der erſten Tafel abgebildet iſt: alle Theile lagen hier umgekehrt, nämlich das rechts, was ſonſt links liegt u. ſ. w. übrigens war die Bildung völlig regelmäſsig. Ferner führt er Beyſpiele aus anderen Autoren und aus ſeines Vaters Sammlung an, wo das Herz durch andere Theile aus der natürlichen Lage verdrängt iſt, namentlich eins, wo das Herz in der Bauchhöhle liegt, und ein anderes, wo das Herz durch die dünnen Därme, welche durch ein Loch des Zwerchmuskels in die Brusthöhle gedrungen waren, ganz in die linke Seite derſelben, und aufwärts gedrängt iſt. Von der regelwidrigen Zahl des Herzens ſind ein paar Beobachtungen Anderer an Thieren angeführt. Auch beſitzt *Meckel* der Vater ein vollkommen doppeltes Gänſeherz. Unter der Rubrik von regelwidriger Geſtalt des Herzens kommen folgende Abtheilungen vor. *Abweichende Zahl der Höhlen des Herzens; abweichende äuſsere Geſtalt des Herzens.* Von beiden werden nur Fälle aus bekannten Werken angeführt. *Vergröſserter Umfang; Verkleinerung; fehlerhaft geſtaltete Gefäſse: abweichend geſtaltete Klappen*, durch einige Abbildungen nach des Vaters Präparaten erläutert; *abweichende Scheidewand des Herzens; Auswüchſe am Herzen*, wo auch von den ſogenannten Polypen des Herzens weitläuftiger gehandelt wird. Unter der Rubrik von fehlerhafter Miſchung des Herzens wird abgehandelt: *Entzündung, Abſceſs und Vereiterung, Brand, fehlerhafte Verdichtung oder Verhärtung des Herzens, Verhärtung der Kranzſchlagader; Fehler am Fette des Herzens; Geſchwülſte.* Auſser den ſchon gelieferten fünf Kupfertafeln will der Vf. ſobald als möglich noch drey andere dieſer Inauguralſchrift hinzufügen.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Wien*, in d. Cameſin. Buchh.: *Beyträge zu den Reſultaten der Verſuche mit der Salpeterſäure bey primitiven und ſekundären ſyphilitiſchen Krankheitsformen.* Von *Johann Adam Schmidt*, K. K. Rathe, ord. öff. Prof. der Heilkunde an der K. K. med. chir. Joſephs-Akademie zu Wien, K. K. Stabsfeldarzt, Beyſitzer der permanenten Militär-Sanitätskommiſſion, u. ſ. w. 1802. 5 Bog. 8. (6 gr.) Nach einer Einleitung, die eine allgemeine Ueberſicht des bisher über dieſen Gegenſtand bekannt gewordenen enthält, beſchreibt der Vf. fünf Verſuche, die er im chirurgiſchen Klinikum unter ſeiner Direction von fünf ſeiner Schüler bey Veneriſchen mit der Salpeterſäure anſtellen lieſs. Er bediente ſich dazu der nach der Oeſterreichiſchen Provinzial-Pharmacopöe aus einer Unze rauchenden Salpetergeiſtes, und zwey Unzen deſtillirten Waſſers bereiteten diluirten Säure, indem er eine bis zwey Drachmen derſelben mit anderthalb bis zwey Unzen Syrups und anderthalb Pfunden deſtillirten Waſſers, oder drey bis vier Drachmen der erſteren mit zwey bis dritthalb Unzen gemeinen Syrups, und zwey Pfunden deſtillirten Waſſers vermiſchen, und von dieſer Miſchung alle zwey Stunden zwey Unzen nehmen lieſs. Dabey wandte er äuſserlich, nach den Umſtänden, jene Säure als Bähung, (zehn Drachmen derſelben zu achtzehn Unzen Waſſers,) oder Mundmittel, (eine halbe Unze unter vier Pfunden Waſſers,) oder in folgender Salbe an: *Rec. axung. ſuill. rec. uncias ſedecim. Leni calore in vaſe vitreato lente liquefactis ſub agitatione inſtillentur acidi nitrici diluti unciae duae. Calor ſenſim ſenſimque augeatur ad leviorem miſcelae ebullitionem usque. Dein removeantur ab igne et frigefacta ſerventur.* Die vier erſten jener erwähnten Kranken litten verſchiedentlich am Chanker an der Eichel oder Vorhaut, Bubonen, Phimoſis mit einem Erythem über dem Penis und dem Hodenſack, und chroniſchem Tripper, und wurden in 14, 40, 55, 83 Tagen völlig hergeſtellt, nachdem einer 14, ein anderer 75, der dritte 104, und einer 152 Drachmen von der Säure, innerlich genommen, verbraucht hatte. Bey einem derſelben wurde daneben die China innerlich angewandt. Die örtliche Anwendung des ſalzſauren Gewächsalkali (*murias oxygen. potaſſae*) bewirkte in einem Falle ein beſſeres Anſehen des Chanker. Der fünfte Kranke litt an Halsgeſchwüren, „über das ganze Hautorgan verbreiteter Syphilis, und ſyphilitiſcher Anlage in den Knochen." Während des Gebrauches der Säure entſtanden neue Krankheitsformen, indeſs ſich einige der ältern allmälich beſſerten, und nachdem in Zeit von 4 Monaten 140 Drachmen Salpeterſäure innerlich und eine groſse Menge oxygenirter Bähung und Salbe äuſserlich verbraucht worden war, muſste ſalpeterſaures Queckſilber mit Opium die Herſtellung bewirken. Das Final-Reſultat, welches der Vf. aus ſeinen Verſuchen zieht, iſt folgendes: „die Salpeterſäure wirkt in „verſchiedenen Graden nach der Individualität der Organis-„men, (bey aſtheniſchem Habitus, Scrofulöſen und Scorbu-„tiſchen iſt eine gröſsere Menge und längere Curzeit nöthig,) „und nach der Verſchiedenheit der ſyphilitiſchen Localfor-„men ſelbſt, (ſie wirkt auffallend günſtiger bey flachen Haut-„geſchwüren auf der Eichel oder bey Auswüchſen an Schleim-„ſecernirenden-Stellen, als bey Condylomen am After.) Sie „iſt daher kein verwerfliches Mittel in der Syphilis, aber ih-„re Zweckmäſsigkeit iſt bedingt, und erſt durch mehrere ge-„naue Verſuche zu erforſchen. Ob jemals Queckſiberoxyden „durch Salpeter- und Salz-Säure u. dgl. werden entbehrlich „werden, iſt vor's erſte noch mit Recht zu bezweifeln." — Zur Beurtheilung der Schreibart des Vfs. mögen folgende Proben hinreichen: *Man fordert, der Experimentator ſoll, wenn er in die Werkſtätte der Natur trete, den Staub von den Füſsen ſchutteln (alle Theorie ablegen.)* (S. 3.) *Was iſt's denn endlich, das dieſe letztern immer treibt, den erſtern den Polſter der Genügſamkeit unter dem Kopfe von Zeit zu Zeit zu verrücken?* (S. 9.) *Die Beſſergeſtaltung* (!) *blieb nicht dauerhaft.* (S. 70.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 3. November 1802.

GESCHICHTE.

Paris, b. Treuttel u. Würz: *Mémoires historiques et politiques du regne de Louis XVI.* etc., par *J. L. Soulavie*, *T. I—VI.* etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Fünfter Theil. (I. Hauptst.) Politische Lage von Frankreich zu Ende des Jahrs 1786. Hier liefert der Vf. ein von dem Marschall von Castries dem Könige in Vergennes's Gegenwart vorgelesenes sehr interessantes Memoire von Grimoard, worin alle politischen Unterhandlungen und Operationen Vergennes's mit eben so viel Kraft als Bescheidenheit kritisirt werden. Allzu sehr gab Vergennes Holland preis, und damit zugleich vernachlässigte er Ost- und Westindien. (II. Hauptst.) Hin und her schwankte dieser Minister zwischen der Parthey d'Aiguillon's und der Parthey Choiseul's oder der Königin. (III. Hauptst.) In dem Hause Bourbon zählt man bis zum J. 1789 drey Vermählungen mit österreichischen Prinzessinnen, drey Regentschaften und sechs Könige; unter diesen letztern wurden drey meuchelmörderisch angegriffen, von Damiens, Ravaillac und Clement, ein vierter starb auf dem Blutgerüste. Diese Angriffe alle sind nach dem Vf. die Wirkung jenes entgegengesetzten, österreichischen und anti-österreichischen Partheygeistes. Nach S. 111. ist ein langer Frieden mit Oesterreich, verbunden mit inniger Theilnehmung zwischen Oesterreich und England, auch künftig noch gefährlich sowohl für Preussen als für Frankreich. Bey dieser Bemerkung indess nimmt vielleicht der Vf. zu wenig Rücksicht sowohl auf den Finanzverfall und den Oppositionsgeist in England, als auch auf Oesterreichs verminderten Einfluss sowohl in Holland als in Italien. (IV. Hauptst.) So wie in Frankreich Oesterreich das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten revolutionirte, so revolutionirte England das Finanzministerium. Drey Genfer, sagt der Vf., richteten das Finanzwesen zu Grunde; Necker durch Anleihen und durch den Missbrauch seines Credits; Clavière, in Verbindung mit Mirabeau, durch den Missbrauch des Papiergeldes; Johannot durch voreilige Wiedereröffnung der Ausfuhr des baaren Geldes, wodurch das Papiergeld zu schnell und stark ins Fallen gerieth. Dann kommt der Vf. (V. Hauptst.) auf seine Lieblings-Idee, oder — Schimäre zurück. Geflissentlich, meynt er, untergruben in Frankreich Catharina II. und Friedrich von Preussen durch Begünstigung der Freydenkerey den Thron und Altar. Vielleicht, obgleich gegen ihre Absicht, untergrub den Thron und Altar wohl auch die Geistlichkeit selbst, und zwar durch ihre unwürdigen Vorschläge zur Niederdrückung der Freydenkerey. S. 136 liefert der Vf. die sehr merkwürdigen *Remontrances du clergé à Louis XVI. en 1780 sur les dangers de la religion et du clergé*, mit den ebenfalls merkwürdigen Randglossen des Königs. Bey der Stelle, wo die Geistlichkeit auf schärfere Inquisition und Censur dringt, setzte der König am Rande folgende Bemerkung hinzu: „Wohl kann man die Gesetze und die „Verordnungen vermehren; wenn aber der Clerus „sich nicht selbst Achtung verschafft, so ists unmög„lich, sie ihm durch irgend ein anderes Mittel zu ver„schaffen. Höhere Achtung kann sich ein Corps nicht „anders verschaffen, als durch seine eigenen Tugen„den.“ Bey der Stelle, wo die Geistlichkeit sich ausschliessend die Censur über religiöse Schriften und Angelegenheiten anmasst, setzte der König am Rande hinzu: „Gerade alsdann würde man von den Fran„zosen sagen, sie führen eine verlarvte Inquisition „ein.“ (VI. Hauptst.) Feyerliche Einladung der Geistlichkeit an den König (noch im J. 1780.) zur Verfolgung der Protestanten. Die Protestanten, behauptete die Geistlichkeit, sind ihrem Geiste nach Republikaner. (Hierbey erinnert sich Rec., dass ein solches Urtheil nicht nur katholische Prälaten fällen, wie z. B. *Bossuet* in der *Oraison funèbre de Henriette Marie de France*, sondern auch *Voltaire* in dem *Siècle de Louis XIV. T. II.*, und selbst *Friedrich II.* in den *Mém. de Brandenbourg* S. 276.) Bey dieser Gelegenheit erhalten wir: (VII. Hauptst.) eine merkwürdige Unterredung des Vf. mit Franklin, und ein Memoire, welches der erstere dem Minister Vergennes über die Unterstützung der Protestanten in den Provinzen Languedoc, Vivarez und in den Cevennes durch England mittheilte. Seit Jahrhunderten suchte England ununterbrochen diese Provinzen eben so frey und unabhängig zu machen, wie in neuern Zeiten Frankreich die englischen Colonien in Amerika. Richtig bemerkt hierbey der Vf., dass, ungeachtet der brittischen Unterstützung, die Protestanten in Frankreich im J. 1789. nichts desto weniger immer französisch — nicht englisch — gesinnt waren. — (VIII. Hauptst.) Seit Jahrhunderten führten England und Frankreich auch zu Friedenszeiten immerfort gegen einander geheime Kriege; beynahe immer hatte England Einfluss auf das französische Ministerium, und Frankreich auf das englische. (IX - XV. Hauptst.) Schilderung der Regierung von Genf. Unaufhörlicher Kampf zwischen Aristokratie und Demokratie; Anhänglichkeit der

der aristokratischen Parthey an Frankreich, der demokratischen an England. Charakteristik der vornehmsten Partheyhäupter. Necker beschützt die demokratische Parthey; nach seiner Entlassung aus dem Ministerium unterdrückt sie Vergennes; in Verbindung mit den Schweizer - Cantonen und mit dem Könige von Sardinien, zieht Frankreich um die Stadt Genf einen bewaffneten Cordon. Um Ludwig XVI. zu gewaltsamen Maassregeln zu bewegen, stellte ihm Vergennes die Auflehnung der Genfer Bürger gegen ihre Obrigkeit als eine Epidemie vor, die sich auch über Frankreich ausbreiten könnte. Unter der Uebermacht erliegt Genf; zwanzig Häupter der demokratischen Parthey werden verbannt; sie finden Zuflucht in England. Diplom der englischen Regierung, wodurch ihnen 50,000 Pfund Sterling zur Verpflanzung einer Genfer-Colonie nach Irland geschenkt werden. Zweck- und fruchtlose Feindseligkeiten zwischen Frankreich und England. Die letztere Krone bedient sich der Genfer Flüchtlinge zur Verbreitung der Verwirrung in Frankreich. Dumont, Duroverai und Clavière untergraben in Frankreich die monarchische und constitutionelle Verfassung; Marat die Elemente einer republikanischen, und d'Yvernois überhaupt alle und jede Art regelmäfsiger Verfassung. Die Genfer Revolutionairs waren Lehrmeister der französischen; die Revolution von Genf war die Skizze für die Revolution von Frankreich. Der Vf., der, während des letzten revolutionairen Zeitraums in Genf, daselbst französischer Resident war, liefert hier über die Erschütterungen und über die endliche Auflösung dieser kleinen Republik mehrere sehr intessante Anekdoten.

Diesen Band beschliessen folgende Urkunden: I. Memoire über den Stockfischfang, von Hn. Perrée. (Nov. 1782.) II. Ueber die Angelegenheiten von Holland, in Rücksicht ihres Einflusses auf Frankreich, von Grimoard. N. III. fehlt. IV. Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand der politischen Angelegenheiten Europens. (10 Oct. 1786.) V. Ueber die Genfer Proscriptionen während der Revolution von Genf im J. 1794; Auszug aus den öffentlichen Acten. VI. Conferenz des Barons von Stael, Gesandten von Schweden, mit *J. L. Soulavie*, dem französischen Residenten in Genf, über den widrigen Eindruck, den die Abschaffung des Cultus und die Einführung des abgöttischen Festes der personificirten Vernunft auf die sonst neutralen Mächte äufserte.

Sechster Theil. Sechste Epoche, oder Geburt des Dauphins, Maurepas Tod, Einfluss der Königin auf die Staatsangelegenheiten. (I. Hauptst.) Die Geschichte der Königin hat vier Epochen; während der ersten als Dauphine, bey Lebzeiten Ludwigs XV, sieht sie sich vernachläfsigt, und sie beträgt sich leidend; während der zweyten, als Königin, vor ihrer Niederkunft, erlaubt sie sich eine ganz ungebundene Aufführung; während der dritten, als Mutter eines Kronprinzen, bedient sie sich der Schwachheit des Königs zu seiner Beherrschung; während der vierten, nach dem Ausbruche der Revolution, zieht sie sich den Hass der Nation zu. Blindlings ergiebt sie sich dem Grafen d'Artois und dem Herzog von Chartres; aus Furcht, dafs sie den Herzog von Choiseul zurückberufen möchte, erregen Maurepas und Vergennes unter Mitwirkung der königlichen Schwester und Tanten gegen sie furchtbare Feindschaften. (II. Hauptst.) Als Erzherzogin von Oesterreich und als Bewacherin der französischen Allianzen mit Oesterreich, reizt sie gegen sich, nicht nur Preufsen und England, sondern auch Savoyen und die Mächte vom zweyten Range. (III. Hauptst.) Die Reisen ihres Bruders Josephs II., durch Frankreich, vergröfsern in Frankreich gegen sie das Misstrauen. (IV. Hauptst.) Verhafst macht sie sich bey Hofe durch ihre Vorliebe zu der Herzogin von Polignac und zu Diana von Polignac. Auf alle Weise bemeistert sie sich des Herzens des Königs; nur in Rücksicht auf die österreichischen Angelegenheiten entzieht ihr der König das Zutrauen. (V. Hauptst.) Die Niederkunft mit einem Dauphin macht die zweyte Epoche von dem Leben der Königin. Aufserordentlich erweitert sich ihr Einfluss, besonders nach Maurepas Tode. Sie entfernt Amelot und befördert ins Ministerium den Baron von Breteuil, der insgeheim an Oesterreich verkauft ist; sie untergräbt den Credit des tugendhaften d'Ormesson, und macht zum Finanzminister den Herrn von Calonne, von dessen flüchtigem und gefälligen Charakter sie zur Unterstützung ihres ungeheuern Aufwands den sichersten Beystand erwartet. Umsonst sucht sie, beym Könige Vergennes in Ungnade zu setzen. (VI. Hauptst.) Um weniger an den Hof und die Hofetikette gebunden zu seyn, und um desto bequemer und freyer die ausschweifenden Lustbarkeiten von Paris zu geniefsen, versetzt sie ihren Aufenthalt von Versailles nach St. Cloud. Durch Einführung neuer Moden ruinirt sie die einheimischen, besonders die Lyonner Fabriken, und verschafft den Fabriken in Brabant ihrem Bruder zu Gefallen, mehr Leben. (VII. Hauptst.) Sitten der Königin. Nächtliche Orgien auf der Terrasse, im Park und zu Trianon. Die Königin beschuldigt man eines verbotenen Umganges mit Dillon, Coigni, Fersen und selbst mit dem Grafen d'Artois. (VIII. Hauptst.) Der Herzog von Chartres, nachheriger Herzog von Orleans, rühmt sich, ihre letzte Gunst verschmäht zu haben. Mit Hintansetzung aller Delicatesse und ohne die geringste Aeufserung des Abscheues, erlaubt sich der Vf. die Anführung der schändlichsten Reden dieses Herzogs gegen die Königin. Unter andern schwor er: „Niemals soll ein Junge von Coigni mein König werden." (IX. Hauptst.) Seltsame Mystificationen des Herzogs von Orleans, durch einen Unbekannten, der ihm vom bösen Geiste einen Ring verschafft, vermittelst dessen ihm, so lang er den Ring wohl verwahrt, alles glücklich von statten gehen soll. Dem Vf. zufolge, waren die Mesmer, Cagliostro, St. Germain, fremde politische Maschinen. (X. Hauptst.) Hang der Franzosen zu Zaubereyen und Mysterien. Diesem

sem aus politischen Absichten genährten Hange setzen die Akademie und der Hof, die Erfahrungen und Versuche der Franklin, Darcet, Lavoisier, Bailly, Guillotin, Leroi, de Bory u. s. w. entgegen. (XI. Hauptst.) Geschichte des diamantenen Halsbandes. — Breteuils Schuld ist's, dass dieser Process nicht sogleich bey der ersten Untersuchung erstickt wurde; seine Schuld vergrösserte der König dadurch, dass er über diese Sache ein Urtheil ergehen liess. Ueber die ärgerliche Geschichte liefert der Vf. S. 75. verschiedene Anekdoten und Bemerkungen, die er aus den Papieren des Königs zog, welche am 10. August in die Hand des Sicherheits-Ausschusses geriethen. (XII. Hauptst.) Maurepas Tod. Rückblick auf sein Ministerium. Dem Vf. zufolge besass er weder Festigkeit noch Klugheit, noch viel Moralität; er opferte, wie schon im dritten Theile bemerkt wurde, einem scherzhaften Einfalle die Wohlfahrt des Staates auf. (XIII. Hauptst.) Zustand der französischen Gelehrtenrepublik vor der Revolution. Unter der Regierung Ludwigs XIV. sang man die Natur; unter den Regierungen Ludwigs XV. und XVI. zergliederte man sie; unter jener Regierung waren die Künste und Wissenschaften die Zierde und Stütze der Staaten; unter diesen hingegen seine Plage. Zu einseitig scheint Rec. die Ansicht des Vfs., wenn er behauptet, ohne die Einwirkung von solchen Schriftstellern, wie Rousseau, Raynal, Voltaire u. s. w. wäre die Revolution nicht erfolgt. Erfolgt wäre sie immer, nur unter anderer Richtung und Form. Wahr ists, unter Ludwig XIV. wirkte der Hof auf den Geist der Schriftsteller; unter Ludwig XVI. wirkten die Schriftsteller auf die Nation, auf die Minister, auf einen Theil der höhern Geistlichkeit. (XIV. Hauptst.) Kampf zwischen den Jesuiten und den Philosophen; gleichsam einheimischer Krieg in der gelehrten Republik. Schuld an dem Unheile, sagt der Vf., hat die Philosophie eben so wenig, als die Religion; Schuld haben unmoralische Menschen, die in dem Namen sowohl der einen als der andern das Böse bewirkten. Die Verbreitung der Irreligion beförderte besonders auch der sonst so weise Malesherbes; zuletzt aber erkannten er und Raynal und Marmontel und andere die verderblichen Folgen der Irreligion. (XV. Hauptst.) An der Spitze des religiösen Clerus stand der bescheidene Erzbischof von Paris, an der Spitze der irreligiösen der Erzbischof Lomenie; zur Unterstützung freygeisterischer Priester, verschaffte Marbeuf, als Minister der Feuilles des Benefices nur ihnen die einträglichern Aemter und Stellen. (XVI. Hauptst.) Ausschweifende Sitten bey Hofe und in der Stadt. — Schauspielerinnen trieben Pracht wie Hofdamen; Hofdamen gaben sich Preis wie Courtisanen; wechselsweise erniedrigten sie sich zu Tribaden und Messalinen.

Siebente Epoche, oder Ministerium des Herrn de Calonne, und erste Versammlung der Notabeln. (I. Hauptst.) Calonne war ein französischer Alcibiades; er verschleuderte ungeheure Geldsummen; er war weniger Finanzminister als Cassirer der Königin, des Kaisers, des Grafen d'Artois, der Vaudreuil und der Polignac. (II-III Hauptst.) Zur Wiederherstellung seines ganz verlorenen Credits, schlägt er dem Könige die Zusammenberufung der Notabeln des Reichs vor, durch die er seinen ungeheuern Anleihen Verbürgung zu gewähren hofft. (IV—V. Hauptst.) Vergennes entdeckt, dass das geheime Deficit auf 100 Mill. steigt; aus Besorgniss, England könnte sich Frankreichs Entkräftung zu Nutze machen, gewinnt er den Frieden mit England vermittelst eines Handelsvertrags; der Vertrag aber ist für die französischen Fabriken verderblich; dennoch werfen Fox, Burke, und Lansdown Pitt vor, er habe Frankreich noch allzu gelinde Bedingungen gemacht. (VI. Hauptst.) Während Vergennes stirbt, verbinden sich Oesterreich und Russland gegen die Türkey; der neue König von Preussen untergräbt Frankreichs Verbindungen mit den holländischen Patrioten. Inzwischen versammeln sich die Notabeln. Calonne stellt ihnen vor, dass man während Neckers Ministerium 440 Mill. Anleihe gemacht habe; zur Verminderung der Schuldenlast schlägt er eine Grundsteuer vor, die ohne Unterschied auch von den bisher privilegirten Casten, vom Adel und Clerus, bezahlt werden soll. Den Notabeln war ein Vorschlag, der ihr eigenes Interesse angriff, nicht recht; um ihn nicht sanctioniren zu müssen, drangen sie von allen Seiten auf die Zusammenberufung der Reichsstände. (VII. Hauptst.) Gegen den Vorwurf, welchen Calonne Neckern gemacht hatte, rechtfertigte sich dieser in einer Broschüre, ohne Aufschrift, und zwar in so freymüthigem und zugleich wegwerfendem Tone, dass er, sowohl den Staatsrath und das Comité der Königin als die Notabeln äusserst erbitterte. Aus Besorgniss, die Controversen zwischen dem vorigen und dem jetzigen Minister möchten allzu entehrend die Verschwendungen der Königin aufdecken, gab der König den 7. April 1787 Calonne die Entlassung und ein paar Tage hernach exilirte er Neckern 20 Stunden weit aus Paris. Zum Finanzminister ernannte er Loménie, Erzbischof von Toulouse. (VIII. Hauptst.) Seit der officiellen Bekanntmachung des ungeheuern Deficit, gerieth der König in den grössten Unmuth; die Königin setzte lachend ihre Verschwendungen fort; der Graf d'Artois beschäftigte sich nur mit seinen Lustbarkeiten, und, damit er den bisherigen Aufwand fortsetzen könnte, drang er nunmehr eben so eifrig auf Behauptung der absoluten Autorität, als vormals im J. 1774 auf Begünstigung der Freyheit. Den entgegengesetzten Weg schlug der Graf von Provence ein; im J. 1774 hatte er für absolute Autorität geeifert, und nun im J. 1787 schien er sich auf die entgegengesetzte Seite zu neigen; noch offenbarer neigten sich auf die populäre Seite der Herzog von Orleans und die Clubs des Palais Royal. Umsonst liess Breteuil die Clubs schliessen; sie wählten ein anderes Local, und in ihre Reden und Schriften mischten sie doppeltes Gift. Durch das ganze Königreich verbreiteten sie den Glauben, die Königin ruinire Frankreich zu Gunsten von Oesterreich. Dieser

ser Glaube, Neckers Ränke und Schriften, die gefährlichen Meynungen der Philosophen, der Egoismus der Notabeln, der Parlemente, des Adels und Clerus, die herrschende Immoralität, und das Unvermögen der Minister, waren die Hauptursache des Umsturzes des Thrones. (IX. Hauptst.) Geschichte der Streitigkeiten zwischen dem Hofe und den Parlementen. Auch die Parlemente dringen auf die Zusammenberufung der Reichsstände. Der König exilirt sie, sieht sich aber bald zu ihrer Zurückberufung genöthigt. Er hält eine königliche Sitzung; sie bleibt fruchtlos. Er exilirt den Herzog von Orleans, als Haupt der Missvergnügten; den Abbé Sabbatier, die beiden Parlementsräthe Epréménil und Fréteau. Er denkt auf Abschaffung der Parlemente und Wiedereinführung einer Cour plenière; allein durch Entschlossenheit setzen es die Parlemente durch, dass die beiden Minister Lamoignon und Lomenié die Entlassung erhalten. (X. Hauptst.) Lomenié verspricht sich Unterstützung von einer Versammlung der Geistlichkeit, allein ganz seiner Erwartung entgegen, eifert diese Versammlung gegen die Willkür der Regierung. Ohne es zu wollen oder zu wissen, untergraben die beiden privilegirten Stände zugleich mit der königlichen Autorität ihre eigene. (XI. Hauptst.) Rasche und anschauliche Darstellung der Insurrectionen des Adels in den Provinzen. — Der Hof sieht sich genöthigt, Lomenié zu entlassen, und Neckern zurück zu berufen. Das Volk feyert Lomenie's und Lamoignon's Entlassung mit Illuminationen und Possenspielen. (XII. Hauptst.) Charakterschilderung des Hn. Lomenié de Brienne. — Ihm selbst kann man für seine eigne Person weder Verschwendung noch Eigennutz vorwerfen; wirklich interessirte er sich für manche gute Anstalt, besonders auch für Erziehungsanstalten; dabey aber entehrte er sich durch Ränkesucht, Leichtfertigkeit, hofmännische Gefälligkeit, Irreligiosität. Bey der Entlassung verschaffte ihm der König einen Cardinalshut. (XIII. Hauptst.) Portrait des Cardinals von Brienne, von ihm selbst gezeichnet, und aus seinen handschriftlichen Memoiren gezogen. Seine Entlassung und Neckers Zurückberufung schreibt er auf Rechnung des österreichischen Gesandten. (XIV. Hauptst.) Unter der Secte der Mesmeristen und Somnambulisten entdeckt der Vf. eine politische Secte, welche darauf ausgienge, den Staat in den Somnambulism zu wiegen; Bergasse, Espreménil, Orleans u. m. a.

(Der Beschluss folgt.)

Freyberg, b. Craz: *Handbuch der allgemeinen Völkergeschichte alter Zeiten*, vom Anfange der Staaten bis zum Ende der römischen Republik, von M. *Daniel Gotthold Joseph Hübler*, Conrector am Gymnas. zu Freyberg. *Vierter Band.* 1801. 364 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Mit Vergnügen hat Rec. auch diesen Theil durchgelesen, und Ursache gefunden, sein günstiges Urtheil über die verdienstvolle Arbeit des gelehrten Hn. Vfs. hier zu wiederholen. Sein Hauptführer ist Ferguson, aber man überzeugt sich leicht, dass auch andere neuere Bücher benutzt sind, nur nicht als Führer gebraucht werden konnten, weil sie mehr Raisonnement als Erzählung liefern. Ueberall wird man richtig entwickelte zusammenhängende und eben dadurch lehrreiche Erzählung, und den Vortrag zwar nicht glänzend, aber in seiner schlichten Einfalt anständig finden. Am meisten gefiel uns die Erzählung des jugurthinischen Kriegs; die richtige Entwicklung von der in verschiedenen Zeiträumen abwechselnden Lage der römischen Ritter, und die Ursachen ihres allmähligen Emporsteigens zum eigenen Mittelstande zwischen Patricier und Plebs. Weniger glücklich dünkt uns die Entwicklung der Ursachen der mithridatischen Kriege; und vielleicht möchte der unterrichtete Leser auch etwas weniger Vorliebe für den Cicero wünschen, dessen Schwächen so wenig als seine grossen Vorzüge sich verkennen lassen. (Freylich bleiben Hauptfacta zur Schilderung seines Charakter, sein Benehmen in den Unruhen nach Cäsars Tode, dem folgenden fünften und letzten Theile vorbehalten, da der gegenwärtige mit dem Treffen bey Munda schliesst.) Auch gehört die Geschichte der Gracchen (nicht Grachen) wohl nicht unter die schönsten und richtigsten Abschnitte seiner Auseinandersetzung; wir können ihm nicht in den einzelnen Angaben der Erzählung folgen, wahrscheinlich wird er aber beym nochmaligen Durchlesen die Wahrheit unserer Behauptung fühlen. Er wird noch weiter fühlen, dass es dem Interesse des Ganzen schadet, Cäsars Unternehmungen in Gallien nach der Schlacht bey Munda, erst dann zu erzählen, da Cäsar schon entschieden Gebieter des römischen Staats ist. — Hr. H. scheint Lust zu haben, die sich selbst gesetzten Schranken zu durchbrechen, und seiner Darstellung die Ausdehnung bis zur Zeit der grossen Völkerwanderung zu geben. Ein Mann, der mit so viel Einsicht und Belesenheit erzählt, darf bey einem solchen Vorsatze nichts anders als Aufmunterung erwarten; er darf sicher auf eine bejahende Antwort auf seine Anfrage rechnen: ob Leute, die bey dem zu gebenden Unterricht in der Geschichte fremder Hülfe bedürften, durch sein Buch Erleichtrung erhielten; ob sie hier beysammen finden, was sie ausserdem in andern Werken zerstreut mit Mühe und ungleich grössern Kosten erst zusammensuchen müssten. Diese Antwort lag schon in den bisherigen Beurtheilungen. Dass aber durch die Arbeit des Vfs. dem gründlich Studierenden der Gebrauch der Quellen nicht entbehrlich werde, dass diese ihm öfters einen abweichenden Ueberblick in der Verkettung der Begebenheiten darbieten, wird er wohl selbst nicht in Abrede seyn. Er hat redlich geliefert, was sich aus den schon vorhandenen Bearbeitungen über die alte Geschichte zusammenstellen liess.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 4. November 1802.

GESCHICHTE.

Paris, b. Treuttel u. Würz: *Mémoires historiques et politiques du regne de Louis XVI.* etc. par *J. L. Soulavie, l'ainé. T. I — VI.* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Achte Epoche; Neckers zweytes Ministerium oder Umsturz der französischen Monarchie. — Bey Neckers Zurückberufung ins Ministerium, hatte sich gegen die Königin alles vereinigt, der Adel, der Clerus, die Parlementer, die *pays-d'etat*, der dritte Stand; alle Gemüther beruhigte und bezauberte die Aussicht auf die bereits schon unter Loménie's Ministerium verheissene Zusammenberufung der Reichsstände. Nunmehr aber fand es mancher anstössig, dass sich ein Ausländer, Necker, nicht nur an die Spitze des Finanzwesens stellte, nicht nur Sitz im Staatsrathe nahm; sondern dass gerade er in sein Departement auch diejenigen Angelegenheiten zog, die auf die Zusammensetzung der Reichsstände Bezug hatten. Nach dem Vf. war er es, der die beiden ersten Stände unter der Benennung von Aristokraten herabwürdigte, und den dritten in Wirksamkeit setzte; er war es, der durch allzu populäre Zusammensetzung der Reichsstände das Reich in den Abgrund stürzte; (nach der Ansicht des Rec. war er hierzu eigentlich nur eine zufällige Nebenursache, nicht die Hauptursache). Um so viel strafbarer findet der Vf. Neckern (II. Hptst.) wegen zu grosser Begünstigung des dritten Standes, weil ja doch (wie er meynt), die beiden ersten Stände schon früher auf Beschränkung der absoluten Autorität bedacht waren; hierbey aber vergisst er, dass sie bey ihren Protestationen weniger das Interesse des Volkes im Auge hatten, als die Behauptung ihrer Privilegien, und dass sie auf diese letztern zu späte Verzicht thaten (III. Hptst.) Nach dem Vf. ist Necker der wahre Stifter der Demokratie in Frankreich; er nahm weder auf die dem Eigenthum, noch dem Cultus, noch den Würden schuldige Achtung Rücksicht; er führte in Frankreich den Plan aus, den in Genf die Repräsentanten hatten ausführen wollen, und zu Mitarbeitern hatte er eben diese Repräsentanten: eine viel zu einseitige und übertriebene Darstellung. Sieyes Schrift: *Qu'est-ce que le tiers-etat?* findet der Vf. (IV. Hptst.) gefährlich; gefährlich findet er auch den Presbyterianismus. Indess bemerkt Rec. dass der Presbyterianismus, z. B. in Preussen ohne Gefahr fortdauert. (V. Hptst.) Trotz allen Einwendungen von Seiten der Prinzen und der Grossen erfolgt endlich die Vereinigung der drey Stände in eine einzige Kammer. (VI. Hpt.) Hierüber öffnen dem Könige die Grossen und die Königin die Augen; er lässt Truppen anrücken, und verweiset Neckern aus ganz Frankreich. Das Volk trotzt dem König, und trägt in Paris Neckers und des Herzogs von Orleans Brustbilder herum; es bewaffnet sich und steckt die Cokarde auf; die Nationalversammlung erklärt; die entlassenen Minister, Necker, St. Priest, la Luzerne und Montmorin begleite das Zutrauen des Volkes. Der König legt seine letzte Autorität in den Schoss der Nationalversammlung nieder, und beruft Neckern zurück. Eigentlich war es nicht die öffentliche Meynung, die ihn empor hob und erhielt, sondern die Meynung der jedesmal herrschenden Parthey, so lang er nämlich ihr nachgab. So bald er sich dieser widersetzte, z. B. bey der Controverse über das Veto und über die Wappenschilde, blieb er verlassen, und zog aus Frankreich hinweg. (VII. Hptst.) Darstellung der ehemaligen alten monarchischen Verfassung; jedoch vielmehr wie sie hätte seyn sollen, als wie sie wirklich war.

Neunte Epoche, oder ephemerische Gründung der constitutionellen Monarchie vom J. 1789. (I. Hptst.) Analytische und methodische Darstellung der verschiedenen Epochen der französischen Revolution seit dem 14. July bis zur Gründung des Consulats. — Wechselsweise erhob sich die Oppositionsparthey zur Regierung, und die Regierung wurde Oppositionsparthey. (II. Hptst.) Hin- und Herschwanken des Königs; seine Nullität. Charakter der constituirenden Nationalversammlung. Lafayettens Parthey eifert für das gemeine Beste; Orleans Parthey für ihr besonderes Interesse; jener setzte diese eine zeitlang Schranken. (III. Hptst.) Flucht des Königs; seine Zurückführung nach Paris; er nimmt die Constitution an. Orleanistische und republikanische Revolutionärs, hingeopfert am Altare des Vaterlandes. Amnestie. (IV. Hptst.) Die gesetzgebende Versammlung und die Jacobiner vom J. 1792. Den Streit der entgegengesetzten Partheyen hoffen England und andere Mächte zur Zerstückelung oder doch zu noch tieferer Entkräftung von Frankreich zu benutzen. Brissot leitet das Geschäfte der Kriegserklärung. In der Verlegenheit ernennt der Hof einen Jacobiner zum Minister. Unter der Hand gelingt es England, bestochene Genfer ins Ministerium und in die Regierung zu bringen. Beym ersten Anmarsche der Deutschen, schreit man über Einverständniss zwischen ihnen und dem französischen Hofe. Ganz trocken ent-

entläfst der König die Minifter Rolland, Servan und Clavière; die gefetzgebende Verfammlung erklärt, diefe Minifter begleite das Bedauern der Nation; zu gleicher Zeit organifirt, durch Unterftützung Englands, C. ière, in Verbindung mit Mirabeau, eine Infurrection der Girondiften. (V. Hptft.) Am 20. Junius laffen fie den Pöbel bis in die Zimmer des Königs eindringen; umfonft fucht Röderer, als Procureur-Syndic, die gefetzgebende Verfammlung zu bewaffneter Befchützung des Königs zu bewegen. Mitten unter dem Volksfturme fteht der fonft fo fchwache König unerfchüttert. Der Maire Péthion zerftreut mit verabredetem gebietendem Tone die rafenden Horden. Geärgert durch diefe Scene, unterzeichnen am folgenden Tage auch die Bürger von Paris jene Petition, welche die Lagerung eines Heeres von 20,000 Mann verlangte, und Lafayette verliefs die Armee, gewann aber darum gleichwohl das Zutrauen des Hofes nicht wieder. Beynahe nur noch auf den Clerus vertraute der König. Heinrich IV. hatte feine Religion dem Throne aufgeopfert; Ludwig XVI. opferte den Thron der feinigen auf. Während auf der einen Seite die Deutfchen zur Befchützung feiner Königswürde anrückten, rückten auf der andern Seite die Föderirten an, um ihn zu entthronen. Hin und her fchwankten zwifchen den Jacobinern und den conftitutionellen Royaliften die gemäfsigtern Girondiften. Unter dem fürchterlichen Gewitter des 10ten Augufts rettet fich der König in den Schoofs der gefetzgebenden Verfammlung, allein aus ihrem Schoofse wird er in Verhaft geführt. (VI. Hptft.) Die Metzeleyen des 2ten Sept. 1792 giebt der Vf. England und den von England befoldeten Genfer Emigranten Schuld.

Zehnte und letzte Epoche; oder die Gründung der franzöfifchen Republik und Ludwigs Tod. (I. Hptft.) Bey der Eröffnung des Nationalconvents, meynt der Vf., dachte noch keine von allen Partheyen an die Gründung einer Republik; die Orleaniften dachten auf Krönung des Herzogs von Orleans; die Majorität der Girondiften auf Einführung einer Regentfchaft; der feile Anhang auswärtiger Mächte entweder auf Unterhaltung der Anarchie oder auf die Krönung eines auswärtigen Fürften. Merkwürdige Unterredung hierüber zwifchen dem Vf. und dem verhafteten Minifter Montmorin. Sie ftimmen überein, dafs zur Rettung des Lebens des Königs kein Mittel übrig fey, als fchleunige Einführung einer Republik. Ohne Zweifel giebt der Vf. diefer Unterredung ein zu grofses Gewicht. Durch vertrauliche Mittheilung derfelben an einen gewiffen Bürger, den er nicht nennen darf, glaubt er, diefen Bürger zum Werkzeuge bey Gründung der Republik geweiht zu haben. (Rec. hingegen betrachtet diefes grofse Ereignifs als Werk nicht fowohl einzelner Perfonen, als vielmehr der blinden Nothwendigkeit. Wenn nämlich die Entfetzung des Königs nun einmal befchloffen war: fo vereinigten fich die Gemüther doch immer noch leichter zur Gründung einer Republik, als entweder zur Niederfetzung einer unfichern Regentfchaft oder zu blutiger Krönung irgend eines auswärtigen Fürften. Als Republik wüthete Frankreich freylich auch in den eigenen Eingeweiden, furchtbar hingegen fchlug es die auswärtigen Feinde zurück). (II. Hptft.) Gericht über Ludwig XVI. Entgegengefetzte Meynungen der entgegengefetzten Partheyen. S. 484. liefert der Vf. ausführlich Cambacéres Vorfchlag zur Appellation an das Volk; über ihn und die Parthey der gemäfsigten Girondiften fiegt die blutgierige Parthey der Orleaniften, und mit ihr vereinigt fich (obgleich nicht in gleichem Sinne und zu gleichem Zwecke) die Parthey des Berges. (III. Hptft.) Letzter Wille des Königs. Er, der während der ganzen Zeit feiner Regierung fo viel Schwäche verrieth, bezeigt fich im Angefichte des Todes als Mann und als gelaffener Chrift. (IV. Hptft.) Tod Ludwigs XVI. In den letzten Stunden fagte er zu Clery: „Wer mich liebt, mufs fich freuen, mich „am Ziele meiner Leiden zu fehen." Zum Richtplatze recitirte er Gebete der Sterbenden; auf der Todesbühne entkleidete er fich felbft, und empfieng kniend von feinem Beichtvater die Abfolution: „Geh, „fagte diefer, erhebe dich, du Enkel des heiligen „Ludwigs, zum Himmel!" Indem fich der König mit lauter Stimme an das Volk wendet, fpricht er: „Ganz unfchuldig fterbe ich in Betreff der Verbre„chen, deren man mich befchuldigt; ich vergebe „meinen Feinden." Ohne Bahre und ohne Ceremonien wurde feine Leiche auf dem S. Magdalenen Kirchhofe beerdigt. (V—VI. Hptft.) Hiftorifche Schätzung der revolutionären Kräfte der entgegengefetzten Partheyen. Obgleich der Reihe nach jede Parthey die andere ftürzte: fo behauptete gleichwohl fich keine. Zuletzt wendet der Vf. den Blick auf England und Oefterreich zurück. Ob und in wie weit feine Anklagen gegen diefe beiden Mächte Grund haben, läfst fich hier nicht unterfuchen. Am Ende liefert er ein apologetifches Schreiben gegen den Abbé *Barruel*, Vf. der *Mémoires pour fervir à l'hiftoire du Jacobinisme*, wie auch gegen *d'Ivernois*, den bekannten Genfer Flüchtling in London, Chef des geheimen Bureau, welches Frankreich revolutionirt. In diefem Schreiben rettet er die Ehre der Illuminaten und der Freymäurer, und zugleich auch feine eigene. So gut indefs rettete die Unfchuld der erftern Niemand, wie *Mounier*.

So intereffant überhaupt Soulavie's Werk ift, fo hat es doch zwey fichtbare Gebrechen; einerfeits etwas partheyifche Anficht der Dinge, anderfeits einige Verworrenheit im Plane.

PARIS, b. Perlet: *Les illuftres Victimes vengées des injuftices de leurs contemporains, et refutation des paradoxes de M. Soulavie, auteur des memoires hiftoriques et politiques du regne de Louis XVI.* 410 S. 8.

Diefe Schrift gegen Soulavie ift in Briefen abgefafst. Der Vf. glaubte fich verpflichtet, folche Irrthümer in dem Werke des Hn. Soulavie zu widerlegen, die der Nationalehre und Familienehre nachthei-

theilig sind. — Folgendes ist der Hauptinhalt. Die Schilderung, die S. von Ludwigs XV. Sterbebette macht, ist nach dem Vf. übertrieben und unwahrscheinlich; der König soll bis auf den letzten Augenblick die Besinnung und den freyen Geist eines Staatsmannes behalten haben. Im Widerspruche steht die Beschreibung von dem abscheulichen und tödtlichen Geruche seiner Leiche mit der Versicherung, dass Mesdames, die den Sterbenden pflegten, davon nicht angesteckt worden. Ludwig XV. soll sich als Friedensstifter von Europa, als Erweiterer der Gränzen von Frankreich, als Bezähmer der jesuitischen Parthey sowohl als der parlementarischen verdient gemacht haben. — Wäre die Gräfin du Barri schon in der frühern Jugend ein öffentliches Freudenmädchen gewesen: so wäre sie einerseits als ein solches in den Polizey-Registern verzeichnet worden, und anderseits hätte sie vor der Zeit die Schönheit verloren. Ihr Geburtsort war Vaucouleurs, schon berühmt als Geburtsort der Jeanne d'Arc; Ihr Vater war Herr Gomart de Vaubernier, ein Mann, ohne Geburt und Glücksgüter, der bald nach seiner Verheiratung starb. Die verlassene Wayse erzog ihr Taufpathe, Hr. Dumouceau, ein grosser Finanzier. Er machte Bankerout, und wurde an den Pranger gestellt. Mde du Barri kam als Kostgängerin in das Kloster St. Aure. Kaum hatte sie Zutritt bey Hofe erhalten: so erleichterte sie ihrem unglücklichen Pathen sein Schicksal. Hier liefert der Vf. eine Parallele zwischen Mde. de Pompadour und Mde. du Barri. Der Geist der erstern war mehr gebildet; das Herz der letztern war freyer von Herrschsucht. Sie wünschte, fern vom Hofe leben zu können; „Ach, sprach sie, zur Strafe für diejenigen, die mich beneiden, möchte ich sie an meinem Platze sehen." Sie bekümmerte sich nicht um politische Angelegenheiten; sie bediente sich ihres Einflusses zum Wohlthun, und rettete durch ihre Fürbitten dem Grafen und der Gräfin de Louerme das Leben. Nach dem Briefe einer Dame an den Vf., bat du Barri zu Gunsten des Hn. de Sainte-Foix vergeblich um die Wiederherstellung des Amtes eines General Tréforier der Marine. Sie bat zu Gunsten der Marschallin de Mirepoix um die Logen von Nantes, die jährlich 40,000 Livr. eintrugen. Ich kann die Bitte nicht bewilligen, sagte der König. — So werde ich schmollen. — Ich kann nicht anders. — Wohlan, Sire, so lang ich lebe, werde ich Ewr. Majestät um nichts weiter bitten; ich schwöre es. — Urtheilen Sie selbst, ob ichs ändern kann; lesen Sie. — Es war das Brevet, das ihr der König überreichte. Sie sah ihren Namen. Das Geschenk war für sie selbst. — Mde. du Barri war eine gute Anverwandtin und gute Freundin. Sehr oft besuchte sie Made. Gomard, ihre Mutter, die im Kloster St. Elisabeth klüglich in der Dunkelheit lebte. Der VI — VII. Brief hat das berüchtigte Halsband, die niedrige Geburt und Connexion der Mde. Lamotte u. s. w. zum Gegenstande. Der Cardinal von Rohan unterstützte sie, und wurde von ihr betrogen. Sie kaufte das demantene Halsband, und liess einen Empfangschein unter dem Namen *Marie-Antoinette de France* ausstellen. Sogleich zerstückelte sie es, und setzte durch den Verkauf der Demanten sich und ihren Mann in glänzende Glücksumstände. Da der Cardinal die erste Zahlung für das Geschmeide nicht leisten konnte: so wandten sich die Juwelirer unmittelbar an die Königin. Voll Bestürzung zog sie hierüber den Baron von Breteuil, den Markis von Vaudreuil und den Abbé von Vermont zu Rathe. Der Baron von Breteuil, der den Cardinal auf den Tod hasste, gab der Sache die grösste Publicität. Mde. Lamotte hatte sich der Mlle Duguet, vorgeblichen Baronin d'Oliva, bedient, um den Cardinal irre zu führen. Analyse einer Kritik des Memoire, welches die Lamotte in London herausgab; diess Memoire ist ein Gewebe von Lügen und Ungereimtheiten. Als abscheuliche Verläumdungen erklärt der Vf., was hierüber *Soulavie* gegen die Königin vorbringt. Selbst die heftigsten Revolutionärs, Marat, Martel, Camille des Moulins, Orleans, Fouquet-Tainville, Robespierre, liessen ihr mehr Gerechtigkeit widerfahren. — Nachricht von den losen Streichen Jaquets, eines Libellisten und Emissärs. Der VIII. Brief enthält Sarcasmen über Soulavie's Paradoxon, nach welchem zur Verhütung der Abart die Fortpflanzung auch der Prinzen, so wie der Pferde, durchkreuzt werden muss. Hier kommt der Vf. auf die Idee zurück, dass Ludwig XV. keineswegs schwach, sondern vielmehr ein Mann von Kraft und Festigkeit gewesen. Der IX. Brief an den Vf. lobt ihn darüber, dass er durch seine Kritik Soulavie als Falsarius an den Pranger stellt. Die geheime Correspondenz verschiedener grossen und erlauchten Personen soll eine Chimäre seyn. Zwischen der Königin und Madame Elisabeth soll innige Vertraulichkeit geherrscht haben. Als am 20. Jun. die Mörder jene aufsuchten, sagte diese zu ihnen: „Sucht Ihr die Königin? *Ich bin's.*" (X — XI. Brief) Damiens mörderischer Angriff auf den König war, nach *Soulavie*, von einer auswärtigen Macht gelenkt worden; nach dem Vf. hingegen beweisen die Verhöre, dass Damiens entweder ganz aus eigenem Antriebe oder vielleicht aus Antrieb des einen oder andern Zeloten unter den Parlementsräthen zu der Unthat verleitet worden sey. Gewiss ists, dass er unter allen Foltern niemals irgend einen Theilnehmer entdeckt hat. Während seines Angriffs auf das Leben des Königs, sprach er: „Man sey auf der Huth für den Dauphin!" Hieraus und aus einigen andern Umständen entstand der Verdacht gegen den Dauphin, als hätte auch er an dem mörderischen Anschlage Ttheil gehabt. Diesen Verdacht aber wiederlegen, nach dem Vf., theils der edle und religiöse Charakter des Prinzen, theils das gute Vernehmen zwischen ihm und dem Könige. Nach dieser Voraussetzung, findet es der Vf. höchst unwahrscheinlich, dass Choiseul dem Dauphin, der Dauphine und der Königin habe Gift beybringen lassen. (XII. Brief) Untersuchung der französischen Friedensverträge mit Oesterreich von den Jahren 1756 und 1758. Ihr fataler Erfolg, sagt der Vf., bewei-

beweiset nichts gegen ihren ursprünglichen wohlgemeynten Zweck. Frankreich, sagt er, konnte damals auf Preufsen nicht rechnen. Nachdem die Bourbons von den Thronen von Spanien, Sicilien und Neapel Meister geworden, nachdem in Italien Frankreich mehrere beträchtliche Staaten von sich abhängig gemacht, nachdem es sich die Herzogthümer Lothringen und Baar einverleibt hatte: so schien für diese Krone kein Vertrag so vortheilhaft, als derjenige, der sie in dem Besitze so vieler dem Hause Oesterreich entrissenen Staaten sicher stellte. Der französische Vertrag mit diesem Hause war ein Wetterstrahl gegen England, welches hierbey den Preis alles Goldes und Blutes verlor, die der Krieg in Flandern erschöpfte. Seit der Regierung Heinrichs IV. hatte sich die Gestalt von Europa so durchaus verändert, dass sich nothwendig auch die politischen Verhältnisse Frankreichs und seine Staatsmaximen ändern mussten. „Die Besitznahme von Lothringen, meynt der Vf., war gleichsam eine vorausgenommene (anticipirte) Entschädigung für Frankreichs Hintansetzung bey der Theilung von Polen; auch, setzt er hinzu, musste über kurz oder lang Cisalpinien und das österreichische Flandern Frankreich hinreichend für Polen entschädigen." Hier aber vergisst der Vf., dass Frankreich diese letztere Eroberung vielmehr dem Bruche mit Oesterreich als dem österreichischen Schutz- und Trutzvertrage zu danken hat. Noch einmal spricht der XIIIte Brief von Made. du Barri; den Grausamkeiten der Revolutionärs gegen sie; ihrer Reise nach London und Rückkehr nach Paris, und ihrer Hinrichtung.

Als Anhang liefert der Vf. noch eine Streitschrift über Ludwigs XVI. letzte Worte auf dem Gerichtsplatze. Sprach er wirklich die Worte: „Welche Verrätherey? Ich bin verloren; verloren bin ich!" Diese Worte legt ihm der Herausg. des Processes der Bourbons in den Mund; eben so, jedoch nicht ganz in dem gleichen Momente, wie dieser, der Verfasser der Maximen und Denksprüche Ludwigs XVI. und Maria - Antoinette. *Soulavie* gedenkt dieser Worte nicht. Zur Rettung des Königs war wirklich ein Anschlag gemacht, und ohne gänzliche Umkehrung der Republik konnte er nicht ausgeführt werden. Unter andern Gründen, warum nach dem Vf. der König obige Worte nicht soll gesagt haben, ist auch dieser: dass sie die Commissärs, die ihn begleiteten, und die so gern die Spur jeder Verrätherey verfolgten, nicht in ihr Protocoll aufnahmen. Schwächer hingegen sind die Gründe, die der Vf. aus Clery's Geschichte von des Königs letzten Stunden zieht. Ueberhaupt, so wie Soulavie, so scheint auch sein Gegner zuweilen den Stil des Historikers mit dem Stile des Sachwalters zu vertauschen.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Leipzig*, b. Tauchnitz: *De caussis et praescriptione querelae nullitatis contra sententiam, ad Ord. Proc. Sax. Rec. ad Tit. XXXVIII.* §. 1. commentatio. Scripsit pro summis in utr. jur. honor. *Christ. Benjam. Weiss*, Jur. utr. Bacc. etc. 1801. 52 S. 4. (6 gr.) Unter den Schriften, welche sich mit der Nichtigkeit richterlicher Aussprüche beschäftigen, verdient besonders auch diese bemerkt zu werden. Sie betrifft zwar vorzüglich die Erläuterung des sächsischen Rechts, nimmt aber doch auch beyläufig die Vorschriften des gemeinen Rechts, und namentlich die bekannte Stelle des neuesten Reichsabschiedes §. 121. mit in Erwägung. Der Vf. sucht zuvörderst den Begriff der Nichtigkeit überhaupt, und der nichtigen Urtheile besonders etwas näher zu bestimmen, und zum Theil zu berichtigen, zeigt darauf die verschiedenen Verhältnisse und Rücksichten, nach welchen eine Sentenz nichtig seyn kann, *a)* in Ansehung der Personen eines Rechtsstreites, *b)* der Sache selbst, wenn diese etwa keine Justizsache seyn sollte; *c)* des gerichtlichen Verfahrens; geht darauf zu den Rechtsmitteln, welche dagegen Statt finden, über, und sucht sodann den vorzüglichen Gegenstand seiner Schrift, nämlich die Zeit, binnen welcher eine solche Nichtigkeit gerügt werden müsse, nach Verschiedenheit jener Verhältnisse gehörig zu bestimmen. Das eigentliche Wesen des Processes schränkt der Vf. bloss auf die richterliche Untersuchung der Sache ein, und hält die Vorstellungsart, dass in der Klage, der Citation, der Einlassung oder Antwort des Beklagten, dem Beweise, dem Urtheile und der Hülfsvollstreckung die Substantialien des Processes beständen, unrichtig. Die Klage sey nur die Veranlassung, aber kein Theil des Processes, und wenn der Beklagte gar nicht, oder nicht gehörig antwortete, oder eine Parthey den ihr zukommenden Beweis versäumte: so würde dadurch doch der Begriff des Processes nicht aufgehoben. Rec. glaubt hierin zum Theil einen blossen Wortstreit zu finden, im Ganzen aber mit *Grolmann's* Theorie des gerichtlichen Verfahrens §. 74. ff., worauf der Vf. selbst verweiset, die gewöhnliche Vorstellungsart wohl rechtfertigen zu können. Bey Gelegenheit des N. R. A. durfte eine Verweisung auf das, was in *Canngiessers Decision. Hasso Cassell.* I. 118. aus den Verhandlungen des Reichstags vorkommt, nicht undienlich gewesen seyn. Neuerer Zeit hat *Gönner* im Handbuche des gemeinen Processes III. 42. die Sache selbst mit Rücksicht auf die gegenwärtige Schrift näher zu erörtern gesucht.

Das zu dieser Inauguralschrift von dem Hn. D. *Rau* geschriebene Programm handelt *de superiori inferioris vasallo.* Dass die Natur der Sache dieser Erscheinung, wovon hier mehrere Beyspiele angeführt werden, nicht geradezu widerstrebt, sieht man wohl; aber wenn es an sich auch etwas sonderbar vorkommen sollte: so wird doch in einem Rechtstheile, wie unser Lehnrecht, welches bekanntlich in der Inconsequenz von jeher viel geleistet hat, dergleichen desto weniger befremden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 5. November 1802.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

1) GÖTTINGEN, b. Schröder: *Daniel Hill's — Beobachtungen und Versuche über die Heilkräfte des Sauerstoffgas oder der Lebensluft.* Aus dem Englischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet, von *E. H. W. Münchmeyer. Erster Theil.* 1801. 8 Bog. 8. (8 gr.)

2) GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Ern. Henr. Guil. Münchmeyer, commentatio de viribus oxygenii in procreandis et sanandis morbis.* In certamine litterario civium acad. Georg. Aug. — praemio a rege Britann. — constituto ab ill. medicorum ordine ornata. 1801. 8 Bog. 4. (8 gr.)

Wir zeigen die Schrift Nr. 1. mit desto grösserem Vergnügen an, je mehr durch dieselbe die bekannten Versuche der Engländer mit der pneumatischen Medicin bestätigt, und Aerzte zu den grössesten Hoffnungen berechtigt werden, durch das Einathmen des Sauerstoffgas manche Krankheiten zu heilen, in denen sie bis jetzt nur zu oft von den wirksamsten Arzneyen verlassen wurden. Diese frohe Aussicht macht uns eine etwas umständlichere Anzeige der vorliegenden Bogen zur Pflicht, als die blosse Anzahl derselben vermuthen läfst, um dadurch mehrere Aufmerksamkeit auf den Gegenstand und Ermunterung zu ähnlichen Versuchen auch unter uns zu bewirken.

Der Vf. erzählt neunzehn verschiedene Krankheitsfälle, in denen ihm jenes Gas auffallend gute Dienste leistete. Sie betreffen den Wasserkopf, die Epilepsie, Lähmung der unteren Extremitäten, *incontinentia urinae*, Gesichtsschmerz, hartnäckiges Wechselfieber mit Anschwellung der Milz, Scrofelkrankheit, widernatürlichen Bau der Brust und des Rückgrathes, Mifsstaltungen der Knochen, rheumatische weisse Gelenkgeschwulst am Kniee, u. s. w. Der Raum dieser Blätter verstattet uns keine weitläuftigere Anzeige aller jener Krankengeschichten. Wir müssen uns daher begnügen, sie zu eignem Nachlesen zu empfehlen, und nur von folgenden wenigen, in gedrängtester Kürze, eine wesentliche Uebersicht, zur Probe, zu liefern. 2) Ein starkes, gesundes, Kind bekam, (S. 27. ff.) nachdem es im sechsten Monate seines Alters die Kinderblattern mit sehr heftigen Convulsionen, die mit beträchtlichen Schmerzen im Kopfe verbunden zu seyn schienen, überstanden hatte, allmälich einen Wasserkopf, wogegen der Vf., als es 17 Monate alt war, zu Hülfe gerufen wurde. Die Pfeilnath stand vom Nasenfortsatze an, längs dem Fortgange durch das Stirnbein, einen guten halben Zoll breit von einander: in demselben Verhältnisse waren die übrigen Näthe getrennt, und es zeigte sich zwischen ihnen deutliche Fluctuation: bey jedem Drucke auf dieselben entstanden allgemeine Convulsionen: der Puls war klein und schlug ungefähr 100 Mal: die untern Extremitäten waren zu jeder Bewegung unfähig. Unmittelbar nach dem Einathmen der ersten Gabe des gemischten Sauerstoffgas waren die Extremitäten wärmer, der Puls hob sich, die Haut wurde weich, und das Kind schlief in der folgenden Nacht weit ruhiger, als vorher, und leerte eine ungewöhnliche Menge Harns aus. Es wurde nun täglich dieselbe Menge Luft, die aus 20 Theilen gemeiner Luft, und 2 Theilen des reinsten Sauerstoffgas bestand, angewandt, und späterhin, als die Zunge belegt wurde, darneben Rhabarber und Polychrestsalz in wiederholten Gaben gereicht. Nach einem Monate waren alle Näthe, die beiden Fontanellen ausgenommen, wieder durch eine feste Knochenmasse vereinigt: der Umfang des Schedels war wieder natürlich geworden, und die Lähmung der unteren Extremitäten vermindert. Auf nunmehr verordnete Stärkungen konnte das Kind in der Mitte des fünften Monates seit dem Anfange der Cur schon allein stehen und gehen. 3) Ein durch Schreck epileptisch gewordener Knabe wurde (S. 38. ff.) in der Folge auf einem Ohre taub und sein Gesicht äusserst schwach: auch sein Gedächtnifs hatte sehr gelitten. Die Anfälle waren ausserordentlich heftig und kamen in 24 Stunden gegen 20 Mal wieder. Nach dem Einathmen einer mäfsigen Gabe vom Sauerstoffgas erfolgte eine ungewöhnliche Wärme über den Körper und beträchtliche Ausdünstung, worauf er den ganzen Tag und die folgende Nacht ohne einen Anfall hinbrachte, was seit Monaten nie geschehen war. Morgens darauf war er ziemlich wohl und aufgeräumt, sein Gesicht und Gehör minder schwach, und der Puls voller und um 10 Schläge langsamer, als am vorigen Tage, wo er beynahe 100 Mal schlug. Der Vf. verordnete ihm, wegen Anlage zu Congestionen nach dem Kopfe, Schröpfköpfe, nebst einer eröffnenden Arzney, und liefs mit dem Einathmen des Gas fortfahren, worauf die Anfälle völlig ausblieben, und der Kranke in Zeit von sechs Wochen sein Gesicht und Gehör, auch die Kräfte, wieder bekam. Einige Wochen hernach aber erlitt er, bey sehr schwüler Witterung, nach einer Anstrengung, wieder einige gelinde Anfälle des Uebels, mit Kopfschmerzen und gelindem Fieber: der Vf. liefs jetzt Blut-

Blutigel an die Schläfe setzen, die eröffnende Arzney wieder nehmen, nach gehobenem Fieber das Sauerstoffgas fortdauernd einathmen, dabey China gebrauchen, und so verschiedene Wochen fortfahren, worauf der Kranke völlig genas. 4) Ein gesunder, starker Knabe, der (S. 46. ff.) in seinem 7ten Jahre durch einen Fall eine beträchtliche Quetschung und Wunde am Kopfe mit starkem Blutverluste sich zugezogen hatte, und darauf, noch ehe er von der nachgebliebenen Schwäche genesen war, von zusammenfliessenden Kinderblattern befallen wurde, die bald nach dem völligen Ausbruche zurücktraten, bekam eine völlige Lähmung der unteren Extremitäten mit äusserst beschwerlichem Stuhlgange und Harnlassen. Fünf Jahre nachher erhielt er zwar den Gebrauch der Füsse in so fern wieder, dass er mit grösster Schwierigkeit nach und nach etwas umherkriechen konnte, allein sie schleppten stets hinter ihm her, und er vermochte nicht, sich auf zu richten. Vom Rückgrathe an bis zu den Füssen zeigte sich Abmagerung; die letzteren waren beständig kalt; es entstanden häufige Unordnungen in den Verrichtungen des Darmkanals; und er liess die ganze Zeit hindurch nie öfterer Urin oder Stuhlgang, als in 20 bis 30 Stunden höchstens ein Mal. Durch das Einathmen des Sauerstoffgas und erfoderlichen Falles den Gebrauch eröffnender Mittel geriethen innerhalb 10 Tagen Blase und Darmkanal in gesunden Zustand, und in sechs Wochen war der Kranke vollkommen hergestellt. 12) Ein von jeher schwächliches Kind bekam (S. 78. ff.) im fünften Jahre häufige Drüsenanschwellungen an den Schultern, den Armen, und dem linken Schenkel, deren verschiedene theils eiterten, theils eine übelriechende Jauche von sich gaben. Es hatte dabey eine enge und widernatürlich gebaute Brust, verrieth eine auffallende Stumpfheit des Geistes, war einer Leiche ähnlich, und zeigte die deutlichsten Zeichen der Scrofelkrankeit. Der Vf. liess täglich einen Theil Sauerstoffgas in 20 Theilen gemeiner Luft einathmen, worauf die Kräfte sehr bald zunahmen, die eiternden Drüsen allmälich heilten, die Brust sich zusehends erweiterte, die Stumpfheit des Geistes sich völlig verlor, und das Kind binnen einem Monate einen guten Zoll an Grösse zunahm, so, dass nach einem Vierteljahre alle krankhaften Erscheinungen verschwunden waren. Der Vf. liess nun noch zwey Monate lang wöchentlich dreymal das Sauerstoffgas einathmen. Erst nachdem er sich von der günstigen Wirkung des letzteren in diesem Falle durch die Erfahrung überzeugt hatte, gab er nebenher, bey belegter Zunge, gelinde Abführungen und hernach die China, und liess auf die Geschwüre gequetschten Sauerampfer legen. 13) Eben so wohlthätig wirkte (S. 84. ff.) das Gas bey einem Knaben von $11\frac{1}{2}$ Jahren, der noch nicht gehen und sich ohne Krücke nicht aus der Stelle bewegen konnte, einen *in jeder Rücksicht verbildeten* Körper, ein todtenbleiches Gesicht, eine dumme Physiognomie, eine rauhe Haut etc. hatte, und bey welchem das natürliche Wachsthum ganz unterdrückt war. Nach etwa acht bis zehn Wochen hatte er um $1\frac{1}{2}$ Zoll an Länge, und um 1 Pfund und 4 Unzen an Gewicht bey'm Gebrauche des Gas zugenommen, zwey neue Zähne bekommen, und konnte ohne alle Hülfe gehen. Nach einem Jahre waren acht Zähne durchgebrochen; der Knabe war um acht Zoll grösser und um mehr als elf Pfund schwerer geworden; ein sehr hervorstehender Knochenauswuchs an beiden Schenkeln war fast ganz verschwunden; die Schiefheit der Beine und die übrigen Unregelmäsigkeiten des Baues waren vermindert; das Eckigte und Rauhe der Knochen war mehr abgerundet, die Haut glatter und weicher, und die Farbe derselben weit röther und gesunder. „Der Knabe bessert sich seitdem noch im„mer."

So schätzbar und belehrend alle von dem Vf. mitgetheilten Krankengeschichten unstreitig sind, eben so sehr wünschen wir doch auch, dass er theils sie bestimmter und genauer, als bey manchen, z. B. Nr. 1. 11. 13. 16. 17. geschehen ist, aus einander gesetzt und erörtert haben möchte, theils sorgfältig angegeben hätte, wie gross jedesmal die Dosis der mit Sauerstoffgas vermischten Luft gewesen und wie oft sie wiederholt worden sey, was wir z. B. besonders in Nr. 1—6. 13. vermissen, und theils endlich auch die Versuche dem Publicum mitgetheilt hätte, in welchen dieses Gas vergeblich durch die Lungen etwa angewandt ist, da es keinen Zweifel zu leiden scheint, dass sein Tagebuch auch dergleichen enthalten werde, und sie ebenfalls in vielem Betrachte sehr lehrreich seyn müssen.

Durch eine langjährige Erfahrung ist der Vf. (S. 113. ff.) fest überzeugt, dass das Sauerstoffgas fast in allen asthenischen Krankheiten, vorzüglich aber bey Scrofeln und Nervenschwäche, von den Kinderjahren an bis zur Zeit der Mannbarkeit als ein sehr wichtiger Zuwachs zu den übrigen Mitteln gegen diese Krankheiten betrachtet werden kann. Jener Zeitraum ist derjenige, in welchem das Sauerstoffgas in Verbindung mit andern zweckmässigen Mitteln sich am wirksamsten zeigte und mehr leistete, als bisher andere Mittel ausrichteten. Zwar hat er auch manche Erfahrungen davon, dass es noch in späteren Jahren seine wohlthätigen Wirkungen äusserte: nur treten da manche Umstände ein, die alsdann seinen Gebrauch bedenklicher machen. Der innere Raum der Arterien wird nämlich enger, und zugleich werden ihre Wände starrer, die Venen aber dehnen sich aus, und daher entsteht Congestion des Blutes, Druck, Schwäche, und überhaupt geminderte Circulation und Nervenschwäche. Wo diess der Fall ist, da möchte das Gas nicht passen, und der Vf. räth daher jedem Arzte Behutsamkeit in dessen Anwendung an, wenn der Kranke schon ein höheres Alter erreicht hat. Eine zu stark erregte Thätigkeit des Herzens und der Arterien, und eine zu sehr vermehrte Entbindung von Wärmestoff würde sicher heftigere Wirkungen hervorbringen, als der vorsichtige Arzt wünschen kann. Auf jeden Fall würde

es

es nothwendig seyn, durch Blutlassen, magere Diät, und gehörige Bewegung zu dem Gebrauche desselben vorzubereiten. Unter dieser Vorsicht würde man es freylich auch hier zuweilen mit dem besten Erfolge geben können, aber doch nie so allgemein, als in jüngeren Jahren. Nur in dieser Lebensperiode, wo die zu große Thätigkeit des Lebensprincips und die vermehrte Wärme des Blutes durch vermehrte Hautausdünstung und stärkere Secretion der Nieren gemäßigt wird, bemerkt man nach dem Gebrauche dieses Mittels selten eine weisse Zunge und die übrigen Zeichen einer zu großen Thätigkeit des Systems. Hingegen zeigt sich bey alten Leuten sehr leicht eine weisse Zunge, und der Widerstand der Haut ist gewöhnlich zu groß, als daß die überflüssige Wärme dadurch entweichen könnte. In den Nieren entsteht zuweilen eine vermehrte Absonderung, aber doch nie so allgemein und mit so gutem Erfolge, als bey jungen Leuten.

Bey paralytischen Beschwerden junger Leute kennt der Vf. (S. 116 ff.) durchaus kein so allgemein wirksames Mittel, als das Sauerstoffgas: bey alten Leuten thut es weit weniger dagegen. In allen Fällen, wo durch irgend einen organischen Fehler das Athmen gehindert, und folglich die Oberfläche der Lungenbläschen kleiner ist, wird man Schwäche antreffen, und allgemein wird hier eine reinere Luft zum Athmen nöthig seyn, wenn das Blut die gehörige Menge von Lebensreiz enthalten soll. Durch eine solche Luft wird der ganze Körper erwärmt und die Thätigkeit des Herzens erhöht, die Arterien werden in Länge und Umfang ausgedehnt, und erhalten dadurch mehr Kraft, Knochenmaterie oder jeden andern zum Ersatze des Körpers sonst nöthigen Stoff abzuscheiden und da abzusetzen, wo es fehlt: zugleich wird die Thätigkeit der einsaugenden Gefäße erhöht, um theils nährende Stoffe zuzuführen, theils schädliche Anhäufungen weg zu schaffen. Endlich scheint das Sauerstoffgas auch eine, für das körperliche Wohl so nothwendige und heilsame, Heiterkeit des Geistes hervor zu bringen.

Beddoes's Vermuthung, daß der Gebrauch dieses Gas gegen das Asthma merkliche Hülfe leisten werde, fand der Vf. (S. 4.) vollkommen bestätigt. Gegen Gichtzufälle und große Reizbarkeit des Nervensystems wandte er es (S. 5. ff.) bey sich selbst neben andern Arzneyen mit erwünschtem Erfolge an. In allen Stadien schleichender Nervenfieber wird es, (S. 21. ff.) so, wie bey todtscheinend gebohrenen Kindern, bey Leuten, die von schädlichen Dünsten in Bergwerken, Brunnen, oder Schiffsräumen erstickt oder im Wasser umgekommen sind, von großem Nutzen seyn. Gegen organische Fehler der Eingeweide kann es freylich nichts ausrichten: wo hingegen die Constitution durch bloße Reize, Schwäche, oder im letzten Stadium schleichender Nervenfieber sehr gesunken ist, oder bey Fehlern der äusseren Glieder, z. B. Krankheiten der Gelenke, oder scrofulösen Beschwerden, sich hektisches Fieber, Durchfälle, und Nachtschweisse im höchsten Grade einstellen, da ist kein Mittel so sehr im Stande, diese Zufälle zu heben und die Gesundheit wieder herzustellen, als das Sauerstoffgas in Verbindung mit andern zweckmäßigen Arzneyen. Es muss (S. 36.) immer auf eine milde und regelmäßige Art angewandt und eine gleichmäßige Temperatur des Körpers, so, wie durch zweckmäßige Mittel die Verrichtung des Magens und Darmkanals, unterhalten werden. Wo bey Nervenschwäche eine Congestion nach dem Kopfe zugegen ist, muss man ja dahin sehen, daß man selbige mindere.

Ein zweyter Theil soll (S. 118.) mehrere Versuche von gleicher Wichtigkeit über diesen Gegenstand, die vielleicht für die Arzneykunde noch entscheidender sind, so, wie (S. 22.) eine Beschreibung und Abbildung des Apparats zum Einbringen des Sauerstoffgas in die Lungen, enthalten.

Ueber die, wie es scheint, hin und wieder etwas steife, Uebersetzung können wir weiter kein bestimmtes Urtheil fällen, da uns das Original nicht zur Hand ist. Der Uebersetzer hat (S. VII.) aus der Einleitung dasjenige, was sich bloss auf die individuelle Lage des Vfs. bezieht, am Ende des Buches einige Versuche über die Vegetation der Pflanzen, die, wie er sagt, von keiner Bedeutung sind, und einige, dem Originale beygefügte Kupfer, da ohnehin die Erzählung verständlich genug ist, weggelassen. Ob die Anmerkungen dem Uebersetzer allein oder etliche derselben (z. B. S. 34. 35. 36.) auch dem Vf. gehören, ist nicht angezeigt. Unter jenen sind die wichtigsten S. 3., wo er, bey der Verschiedenheit des Verhältnisses der Bestandtheile unserer Atmosphäre, räth, bey Anwendung des Sauerstoffgas genau darauf zu sehen, welche Luft die Kranken vorher geathmet haben, um darnach die Menge und das Verhältniss der Luft zu bestimmen, welche eingeathmet werden soll, ferner S. 22., wo er die verbesserte Gorcy'sche Maschine empfiehlt, und es ihm in den meisten Fällen nöthig zu seyn scheint, bey Scheintodten das Sauerstoffgas nach den Umständen mit einer geringeren Menge atmosphärischer Luft, als es in andern Krankheiten geschieht, zu vermischen, damit es desto schneller seine Wirksamkeit äussern könne, und endlich S. 24., wo er, Fourcroy's Erfahrungen zufolge, gegen die Anwendung des Sauerstoffgas vorzüglich bey örtlichen Fehlern der Lunge, die mit Entzündung oder Eiterung verbunden sind, warnt.

Nr. 2. empfiehlt sich durch Gründlichkeit und Fleiss des Vfs., (des Uebersetzers der eben angezeigten Schrift,) und enthält ein ziemlich vollständiges raisonnirendes Verzeichniss der bisher mit dem Oxygen, als Arzneymittel, angestellten Versuche, so, dass alle mit dieser, nur erst von Wenigen eigentlich behandelten, Materie noch nicht genugsam bekannte Leser für die Veranlassung der Abhandlung der medicinischen Facultät zu Göttingen danken werden. Es läßt sich im Voraus erwarten, daß man kei-

keine eigenen Versuche des Vfs. hier zu suchen hat: auch war die aufgegebene Frage nicht dahin gerichtet. Doch wünschen wir, dass es ihm seine künftige Lage erlauben möge, genaue praktische, genugsam wiederholte, Versuche am Krankenbette anzustellen und nach Jahren der Welt mitzutheilen. Nur Wenigen verstattet es die ihrige, und manche viel versprechende neue Entdeckungen in der praktischen Arzneykunst werden nie die allgemeine Ausbreitung erlangen, die zu der Festsetzung gewisser Resultate und zum Vortheile der leidenden Menschheit nöthig ist, so lange nicht die Regenten wenigstens den geprüftesten unter den öffentlich in ihrem Lande angestellten Aerzten die zu solchen Versuchen, z. B. mit den Gasarten, dem Galvanismus, u. s. w. nöthigen Maschinen, allenfalls als Inventarium, frey anschaffen lassen. — Die vorliegende Abhandlung besteht aus zwey Theilen. Der erste handelt von dem Oxygen als Krankheitsursache. Erster Abschnitt. Untersuchung nach dynamischem Verhältnisse. Erstes Kapitel. Von dem Sauerstoffgas und dessen Wirkungen vermittelst der Lungen, der Haut und des Darmkanals. Zweytes Kapitel. Vom Oxygen in tropfbarer flüssiger oder fester Gestalt. Zweyter Abschnitt. Untersuchung nach materiellem Verhältnisse. Gründe gegen die Meynung von Beddoes, dass die Lungenschwindsucht in einer Hyperoxydation des Körpers bestehe. Im zweyten Theile untersucht der Vf. die Heilkräfte des Oxygens, und zwar im ersten Abschnitte nach dem dynamischen Verhältnisse. Erstes Kapitel. Vom Sauerstoffgas, nach obiger Ordnung. Mit besonderem Fleisse gesammelt. Der Vf. legt S. 50. die Frage vor, ob nicht vielleicht nach Pleuresie und Peripneumonie, wenn vorher eine Aderlass angestellt worden, das Sauerstoffgas zur Beförderung der, wegen Schwäche und Erschlaffung der Lungen unterdrückten, Expectoration dienlich seyn möchte? In der blos von Schwäche und Erschlaffung herrührenden, und mit keiner Entzündung vergesellschafteten Schleimschwindsucht scheint es, nach Theorie und Erfahrung, ein schickliches Mittel zu seyn. Von beiden Fällen findet man jedoch keine Beobachtungen aufgezeichnet. Von der Proportion und Menge des einzuathmenden Gas. Ungern vermissen wir hier eine kurze Beschreibung und Kritik der dazu dienlichen Maschinen. Vorschlag, das Gas bey alten und schlaffen Geschwüren äusserlich zu versuchen. Zweytes Kapitel. Von den Heilkräften des Oxygens in tropfbarer flüssiger oder fester Gestalt. Die Säuren u. dgl. sind kein Specificum gegen die Lustseuche, können jedoch bedingungsweise dagegen von Nutzen seyn. Dieser Gegenstand ist fast durchgängig nach Blair bearbeitet: von Rollo's Werke und dessen zwey verschiedenen Ausgaben scheint der Vf., welches zu bedauern ist, keine Kenntniss gehabt zu haben. Die Alyon'sche oxygenirte Pomade muss (S. 60.) sehr sorgfältig bereitet werden, sonst behält sie etwas Kaustisches, wie der Vf. mit dem grössten Schaden erfuhr, als er sie bey eingealterten Geschwüren anwandte. Gegen Reich's Fiebertheorie und Fiebermittel. Zweyter Abschnitt. Betrachtung der Heilkräfte des Oxygens nach dem materiellen Verhältnisse. Ist fast zu kurz gerathen.

Marburg, in d. akadem. Buchh.: *Darstellung einiger Resultate, die aus der Anwendung der pneumatischen Chemie auf die praktische Arzneykunde hervorgehen*, von *Joh. Jakob Günther*, Dr. der Medicin und Chirurgie. Mit einer Vorrede begleitet von *Ferdinand Wurzer*, Dr. der Med., ord. Prof. der Chemie etc. zu Bonn. 1801. 8. Bog. 8. (9 gr.)

„Der Vf. hat" (sagt Hr. *Wurzer* in der Vorrede S. XV.) „in seiner Schrift wohl alles geleistet, was er „in seiner Lage und unter seinen Umständen" (als isolirter praktischer Arzt auf dem Lande) „nur leisten „konnte." Wir stimmen diesem Urtheile völlig bey, und empfehlen die Schrift allen, die sich mit diesem Gegenstande der Heilmittellehre bekannt zu machen wünschen. Dass sie für die, welche damit schon durch ausgebreitetere Lectüre oder eigene Erfahrungen bekannt sind, nicht bestimmt sey, ergiebt der ganze Inhalt; allein auch diese wird die Zeit nicht gereuen, die sie etwa auf das Durchblättern der Schrift verwenden. Nachdem der Vf. von den Bestandtheilen der atmosphärischen Luft im Allgemeinen, dem Athemholen, der Perspiration, der verdorbenen Luft, gehandelt hat, geht er S. 72. zu dem Nachtheile und Nutzen des Sauerstoffgas, kohlenstoffsauern Gas, und Wasserstoffgas über, und liefert eine Uebersicht dessen, was sich davon in mehreren Schriften zerstreuet findet. Es würde, nach dem zu Anfange dieser Recension gegebenen Winke, unbillig seyn, hier Vollständigkeit verlangen zu wollen. So fehlen z. B. die Erfahrungen von Rollo mit dem oxygenirten salzsauern Gas, von Maunoir mit dem Wasserstoffgas, etc. und auf die von Girtanner mit dem kohlenstoffsauern Gas wird S. 100. zu sehr im Vorbeygehen nur hingedeutet. Auch Hufeland's hierher gehörigen Aufsatz (in seinem Journal I. 3.) finden wir nicht berührt. Interessant sind (S. 49. ff.) Wurzer's Versuche über die Natur der Perspirationsmaterie und die Winke, welche derselbe (S. VI. ff.) und der Vf. (S. 64. ff.) über die Vorsichten geben, die bey Reinigung der Luft in Krankenzimmern zu beobachten sind. Auch hier hätte ein Theil von Rollo's Behandlung der honigartigen Harnruhr erwähnt zu werden verdient. — Bey dem sonst guten Stile, der dem Vf. eigen ist, hätten wir (S. 11.) das Wort: *Athembarkeit*, mit einem leichtern vertauscht zu sehen gewünscht.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 6. November 1802.

NATURGESCHICHTE.

FRANKFURT a. M., b. Guilhauman: *Oekonomisch technische Flora der Wetterau.* Herausgegeben von *G. Gärtner*, *D. B. Meyer* und *D. J. Scherbius.* Sämtlich Mitglieder mehrerer gelehrten Gesellschaften. *Dritter Band. Erste Abtheilung.* 1801. 438 S. 8. *Zweyte Abtheilung.* 1802. 386 S. 8. Nebst Register S. 1—52, und einem Anhang S. 1—30. welcher Zusätze zu dem 1, 2. und 3. Band 1. Abtheilung der Wetterauer Flora enthält. (2 Rthlr. 20 gr.)

Ueber die innere Einrichtung und Vorzüglichkeit dieser Flora brauchen wir nicht erst das Publikum zu belehren. Eine gewisse Gleichförmigkeit und Festigkeit des Ausdrucks, Bestimmtheit und Wahl der Charaktere, Genauigkeit und Vorsicht in der Aufnahme der Arten, sind Eigenschaften dieser Flora, wodurch sie sich vor andern auszeichnet. Mit der siebzehnten Classe wird die erste Abtheilung dieses Bandes eröffnet; den Beschluss macht die 6te Ordnung der 22sten. Es kommen darin wieder verschiedene neue Gattungsnamen vor, die nach den Grundsätzen der Vf. und ihrer genauern Untersuchung aufgestellt sind; die aber auch nach einer andern Ansicht ihre einmal untergeordnete Stelle als Arten nicht zu verändern brauchen. Linné vereinigte bekanntlich sehr viele Arten in eine Gattung nach mehrern übereinstimmenden allgemeinen Kennzeichen; sobald man aber den entgegengesetzten Weg einschlagen und von einzelnen Verschiedenheiten in den Frucht- oder Befruchtungstheilen ausgehen will: so kann es nicht fehlen, dass man nicht Kennzeichen auffinden sollte, unter denen immer weniger Arten zu subsumiren sind, je individuellere Charaktere angenommen und auf diese Art die Gattungen vermehrt werden. So Vieles auch die erstere Methode zur Vereinfachung des Ganzen und zur Erleichterung des Gedächtnisses für sich hat, so sehr empfiehlt sich wieder die zweyte durch genauere Behandlung und Betrachtung des Einzelnen. Nur möchten wir nicht im Allgemeinen dieses Verfahren empfehlen, wobey der selbstprüfende Botaniker das Verdienst einer festeren und reineren Bestimmung gegen die überhandnehmende Gewohnheit zu sichern hat, durch neue Gattungsnamen sich selbst mehr geltend machen zu wollen. — Unter andern merkwürdigen Arten haben wir uns aus der ersten Abtheilung dieses Bandes angezeichnet: *Fumaria tenuifolia* (*parviflora* der englischen Botaniker) *lutea* (in grosser Menge an alten Mauern des Idsteiner Schlosses.) *Orobus linifolius Reich. Lathyrus Nissolia* und *hirsutus. Vicia sylvatica, lathyroides, lutea, angustifolia. Lotus siliquosus. Astragalus Cicer. Trifolium rubens. Medicago minima. Crepis virens. Lactuca saligna. Apargia salina. Carduus cyanoides* (*mollis Poll.*), *tuberosus. Centaurea nigra, phrygia, paniculata, Calcitrapa. Senecio aquaticus, paludosus, ovatus, sarracenicus. Doria, Doronicum Pardalianches. Orchis fusca Jacq. Ophrys arachnites. Betula odorata. Salix cinerea* (*aurita Lin. Hoffm.*) —

Die *zweyte* Abtheilung dieses Bandes enthält die linneische 24te, oder nach der Eintheilung der Vf. die 23te Classe: *Cryptogamia.* Wir finden auch hier den glücklichen Mittelweg zwischen dem zu viel und zu wenig sehr gut getroffen, auf welchem die Vf. mit den neuern Fortschritten in dieser Classe auch ihr Publikum bekannt machen wollten. Einige Bemerkungen scheinen uns aber hierbey um so nothwendiger, da sich manche Verbesserungen, ohne dem Ganzen der gewählten Ordnung nachtheilig zu werden, sehr leicht anbringen lassen, und für den Gebrauch dieser Flora von Nutzen seyn können. Ueber den Ausdruck Gewächse mit *undeutlichen* Befruchtungswerkzeugen, wofür wir lieber mit verborgenen oder so etwas gesagt haben würden, wollen wir mit den Vf. nicht rechten, aber doch über manche Gattung und Art unsere unbefangene Meynung mittheilen. — Bey *Lycopodium* verbessern die Vf. den Ausdruck Samen in den nierenförmigen, zweyklappigen Behältnissen S. 37 selbst in Blumenstaub dieser Pflanze. Sie steht übrigens mit Recht neben *Equisetum* und *Pilularia* unter den *unächten* Farrnkräutern, wohin auch *Osmunda* und *Ophioglossum* hätten können gebracht werden. *Athyrium*, *Polystichum Cyathea* sind zu künstliche, gesuchte Gattungen. Letztere müssen in einer, an sich schon schweren Classe, so leicht und deutlich als möglich seyn. Man sollte hier des linneischen Grundsatzes am lebhaftesten eingedenk seyn: dass die Gattungen um der Arten willen errichtet werden. Wie einfach und leicht ist der linneische Gattungscharakter von *Polypodium* (Tüpfelfarrn) hergenommen von den rundlichen abstehenden Erhabenheiten, die auf der untern Blätterfläche von den zusammenstehenden Kapseln gebildet werden! Zudem sind die Arten jener Gattung in Europa nicht sehr zahlreich! Dasselbe gilt auch von *Scolopendrium*, wo die Vf. auf die Hülle und nicht auf die gleichlaufenden Linien der Kapseln (*Asplenium*)

nium) Rückſicht genommen haben. In wiefern unter den Laubmooſen manche der Hedwigiſchen Gattungen (*Dicranum*, *Trichoſtomum*, *Tortula Weiſsia*, *Funaria*, *Leskia*, *Neckera* u. ſ. w.) mit denen unſere neuern Botaniſten Aufſehen erregen wollen, den Leſern einer ökonomiſch-techniſchen Flora gefallen dürften, laſſen wir dahingeſtellt ſeyn. Die VIte Ordnung *Lichenes*, Flechten, beſtimmen die Vf. mit den beſten Lichenographen nach den weiblichen Fruchtböden und ihrer äuſseren Unterlage; ſie nehmen mit Recht alle diejenigen Gattungen an, welche ſich darauf gründen, aber da *Sphaerophorum* nicht hohl, und die ſchwarze Maſſe in den kugelförmigen Fruchtböden nichts fruchtähnliches iſt: ſo würden wir, die Verbindung mit *Stereocaulon* zugeſtanden, *Opegrapha* als näher verwandt zu *Hyſterium*, *Endocarpon* und *Baromyces* aus dieſer in die zunächſtfolgende Ordnung verſetzt haben. *Geaſtrum* verdiente ſehr von dem linneiſchen *Lycoperdon* getrennt zu werden, dagegen ſind *Tuloſtoma*, *Boviſta*, *Onygena* gewaltſam und unnöthig davon geriſſen. *Triachia* und *Arcyria* vereinigen ſich an ihren Gränzen, *Puccinia* iſt nur eine bloſse Schwammkapſel, oder beſteht ganz daraus, *Amanita* und *Agaricus* erleichtern um Nichts die groſse Menge der Arten, ſo wenig als *Daedalea* die labyrinthiſchen Gänge bezeichnet; unter *Helvella* würden *Spathularia*, *Leotia* ihren Platz noch ſicherer als davon getrennt behaupten, ſo wie *Peziza* mit Recht die unſichere *Octospora* verdrängt hat. — In Beziehung auf die Arten (welche vorzüglich gut gewählt und beſtimmt ſind) führen wir noch Einiges an. S. 33 beſchreiben auch die Vf. das noch ſeltne *Equiſetum prat enſe Ehrh.* doch ohne Aehre. Von *Osmunda Lunaria* geben die Blüthen Nachts einen angenehmen Geruch. *Pteris aquilina* findet man nur an ſonnreichen Orten mit Kapſeln. *Polypodium criſtatum* iſt nicht ganz einerley mit *dilatatum Hoffm.* *Polypod. tenue Ejusd.* nennen die Vf. *regium Lin.* *Mnium annotinum Lin.* iſt nicht die *Trentepohlia erecta*, ungeachtet beide Knöllchen in den Blattwinkeln führen können. *Mnium Linn.* verdiente als Gattungsname durch *Bryum Hedw.* ſeine früheren Anſprüche nicht zu verlieren. Die Namen von *Jungermannia dilatata* und *tamariscifolia* müſſen verſetzt werden, wenn ſie zu den ganz richtigen Charakteren paſſen ſollen. *Cladonia rangiferina* und *racemoſa* ſind auffallend verſchieden, wie *Stereocaulon Corallina* und *madreporiforme*, wovon ein Aſt viermal ſtärker iſt als dorten ein ganzer Büſchel. Aus der *Uſnea articulata* wird ſo wenig eine *barbata* als aus der *jubata* eine *chalybeiformis.* Beide ſind alſo mehr als Varietäten, wofür ſie die Vf. zu halten ſcheinen. Unter *Lobaria chryſophthalma* verbinden die Vf. zwey Arten, deren Uebergänge wir noch nicht haben beobachten können. Mit *L. ſcortea* und *quercina* verhält es ſich wahrſcheinlich wie mit *L. Pinaſtri*, an welchem die pulverichten Individua ohne Schüſſelchen vorkommen. Da *L. orbicularis* und *diffuſa* ganz verſchieden ſind: ſo müſste erſterer nicht mit dem Namen der letzteren belegt ſeyn. *L. concolor*, *fulva* und *candelaris* gehen ſo weit von einander ab, wie nur immer *L. parietina* von allen dreyen. Die letzte Abtheilung der Flechten nehmen die ſtaubartige, ohne Scutellen ein (*Leprae.*) *Endocarpon aquaticum* (*L. fluviatilis*) führt deutliche nur ſeltne Scutellen. *C. melanoſtomum* (*Sph. pertuſa*) *Stilboſpora* pflegte ſonſt offen und nicht in ablaufenden Spalten des gemeinen Schilfs (*Puccinia?*) hervorzukommen. In dem Anhang erſcheinen noch manche wichtige Arten oder Abarten. Die Tannenzapfen-Kartoffel, welche in Offenbach von einigen Oekonomen gebaut wird. *Ulmus ſuberoſa.* *Hyacinthus botryoides.* *Althaea hirſuta.* *Najas minor*, u. a. Zuletzt findet man noch neu aufgefundene Wohnörter und Verbeſſerungen.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

WEISSENFELS u. LEIPZIG, b. Severin u. Comp. *Beyträge zur Beförderung chriſtlicher Erkenntniſs und Tugend in Predigten* über die Sonn- und Feſttagsevangelia des ganzen Jahres von M. *Chriſtian Victor Kindervater*, Prediger zu Pedelwitz unweit Pegau. *Erſter Theil.* 1801. XII u. 364 S. *Zweyter Theil.* 1801. 374 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Der Vf., der ſich ſchon durch früher herausgegebene Predigten eine Stelle unter unſern guten Kanzelrednern erworben hat, giebt zu Anfang der Vorrede das Ziel an, auf welches er bey der gegenwärtigen Sammlung hinarbeitet: „Lichtvolle Ordnung, Deutlichkeit und Beſtimmtheit der Begriffe, und, im Ganzen genommen, eine Sprache, die ſich auf der einen Seite von ſchulgerechter Trockenheit, auf der andern von leerer Declamation und geſuchter Redekünſteley, gleich weit entfernte.“ Nach dem Bedünken des Rec. iſt ihm dieſes Beſtreben gelungen; Kopf und Herz finden in dieſer Sammlung eine geſunde, kräftige und zugleich angenehme Nahrung. Um allen Verdacht einer partheyiſchen Schmeicheley von dieſem Lobe zu entfernen, wollen wir ihm ſogleich alles beygeben, was wir an dieſen Predigten auszuſtellen haben, was wir angehenden Predigern, ſo ſehr wir ſie ihnen übrigens empfehlen, nicht nachzumachen rathen.

Wir ſind nicht zufrieden mit den zu langen *Eingängen.* Die Hauptbeſtimmung des Eingangs iſt, ein Intereſſe für das Thema, auf welches er vorbereitet, zu erregen: ſie bleibt es ſelbſt in dem Falle, wenn der Eingang dazu benutzt wird, Begriffe deutlich zu machen, die man in der Predigt als bekannt voraus ſetzen will, um nicht durch ihre dahin verſparte Entwickelung den Gang des Vortrags aufzuhalten oder zu unterbrechen. Nicht um ſeinetwillen, um der Predigt willen iſt er da. Nach ſeinem Verhältniſs zu ihr, muſs er beurtheilt werden; und er kann,

kann in dieser Hinsicht fehlerhaft seyn, wenn er auch, als ein für sich bestehender Vortrag betrachtet, trefflich ist. Eben deswegen aber wird jeder Eingang fehlerhaft, wenn er zu lang ist. Je sorgfältiger er bearbeitet ist, je mehr er die Zuhörer beschäftigt: desto mehr zieht er die Erwartung von der Predigt selbst ab; ein genügsamer Zuhörer könnte sichs gefallen lassen, wenn mit ihm der ganze Vortrag endigte. Je lockerer, je willkürlicher die Verbindung des Eingangs mit dem Hauptsatze ist: desto weniger dient er zur Einleitung, zur Vorbereitung, desto fehlerhafter ist er. Diese Erinnerung trifft indessen bey weitem nicht alle Eingänge des Vfs.: nicht wenige sind völlig zweckmäfsig; aber mehrere sind doch zu ausgeführt, viele holen unnöthig weit aus, und einige wenige stehen in zu geringer Verbindung mit dem Hauptsatz. So findet sich in der 2ten Predigt eine Empfehlung des Buches Hiob auf zwey Seiten, die den Eingang macht zu dem Thema: Wie wir uns als Christen, bey der verborgenen Regierung Gottes über Leben und Tod der Menschen zu verhalten haben.

Was der Vf. in den Eingängen zu viel thut, thut er häufig, nach unserm Bedünken, in den *Anwendungen* zu wenig. Manchen Predigten sind zwar kurze, einigen auch ausgeführte und sehr schätzbare, beygegeben, z. B. der 33sten Predigt; aber wohl die meisten gehen mit dem letzten Theile und mit einigen Schlufsworten, die sich auf diesen beziehen, aus. Allerdings ist bey manchen Predigten eine besondere Anwendung zum Schlusse der Rede entbehrlich; von den alten Nutzanwendungen nach dem Schlendrian der Usus ist ohnehin nicht mehr die Rede: aber bey den meisten Predigten bleibt es doch räthlich, bey manchen sogar nöthig, durch den Schluss für ihren Totaleindruck zu sorgen; häufig wird der Prediger Veranlassung haben, das im Allgemeinen vorgetragene näher mit den besondern Bedürfnissen seiner Gemeinde in Verbindung zu setzen; bisweilen wird er auch einzelne Bemerkungen und praktische Anleitungen beybringen können, für die sich in der Predigt keine schickliche Stelle darbot, und die doch zu erheblich sind, um übergangen zu werden. Mit einem solchen Schlusse der Rede verträgt sich die praktische Behandlung der einzelnen Theile der Predigt sehr wohl; und die Predigt, bey welcher verwöhnte Zuhörer ihre Aufmerksamkeit auf die Anwendung sparen, ist gewiss eine schlechte Predigt. Dagegen kann der Zuhörer sich mit Grund beklagen, wenn ihn der Prediger da verläfst, wo er noch etwas Lehrreiches oder Eindringendes zu erwarten berechtiget ist. Ist vollends die Predigt mit Sorgfalt, als Rede ausgearbeitet, hat sie zumal einen ausführlichen Eingang an der Spitze: so fehlt ihr bey dem Mangel des Schlusses das Ebenmaafs, das sie als Werk der Redekunst haben sollte, und das eine Ausrufung, ein Spruch, ein Vers nicht herstellt.

Dafs die *Disposition* dieser Predigten durch logische Ordnung und Zweckmäfsigkeit sich empfiehlt, ist bey einem solchen Prediger kaum zu bemerken nöthig. Desto sonderbarer ist es, dafs gerade in der 1sten Predigt das Thema und die Partition zu sehr vernachläfsigt ist. Das Thema ist die Frage: „Was ist überhaupt von menschlichen Wünschen zu halten? Die erste Antwort hierauf ist diese: Wünschen [und Hoffen] ist von der Natur des Menschen unzertrennlich; 2) wir wissen nie (?), was uns in Zukunft nüzlich und gut ist; daraus folgt 3) dafs man Gott alles anheim stellen müsse.“ Offenbar sollten der Antworten nur zwey seyn, die erste und die dritte; die zweyte ist ja nichts anders, als der Grund der dritten. Nach diesen Antworten sollte man ferner das Urtheil über die Wünsche erwarten, sie seyen zwar natürlich, aber doch thöricht; dafür aber findet man in der Predigt das richtige Urtheil: die Wünsche sollen nur bedingt gesagt werden, diejenigen ausgenommen, die unsre angelegensten seyn sollen, die Wünsche nach unsrer moralischen Vervollkommnung. Von dieser Antwort steht aber nichts in der Partition; und es zeigt sich, dafs das eigentliche Thema nicht das angegebene, sondern die Frage ist: Wie sollten die menschlichen Wünsche beschaffen seyn?

Um nichts zu übergehn, was man an diesen Predigten vermissen kann, wollen wir noch erinnern, dafs die evangelischen Perikopen zwar immer, vor der Anzeige des Thema, so weit es zu demselben nothig ist, passend und richtig erklärt, aber in der Ausführung des Thema nicht immer so benutzt werden, wie sie vorzüglich Reinhard zu benutzen versteht. Unentbehrlich sind zwar solche Rückblicke auf den Text nicht; aber sie vermehren doch das Interesse des Zuhörers, und erleichtern ihm die Erinnerung an die Predigt bey einem wiederholten Lesen oder Anhören des Textes. Auch hat der Vf. in einigen Predigten, z. B. in der 37. 64. und 68., dergleichen Hinweisungen sehr schicklich angebracht.

Aber genug, wenn nicht schon zu viel, der Erinnerungen. Billig sollten nun, zu einer Art von Ersatz, die vorzüglichsten Reden ausgehoben und besonders empfohlen werden. Wirklich hatte Rec. angefangen, sich diejenigen anzuzeichnen, die ihm vor andern gefallen hatten; allein des Guten wurde ihm, buchstäblich, zu viel, und er beschlofs, seinen Lesern lieber die eigene Bekanntschaft mit dieser schätzbaren Sammlung im Allgemeinen zu empfehlen. Doch kann er nicht unterlassen, zu bemerken, dafs der Vf. einen besondern Fleifs auf die im J. 1800. zu Weifsenfels gehaltene 35ste Predigt gewandt zu haben scheint. Sie handelt von den nachtheiligen Wirkungen einer blofs sinnlichen Lebensart, und ist trefflich ausgearbeitet, hat einen verhältnifsmäfsigen Eingang, eine zweckmäfsige An-

Anwendung, Hinweisungen auf das Evangelium, kurz alles, was Rec. manchen andern Predigten hätte wünschen mögen. Auch die Ausführung historischer Hauptsätze ist dem Vf. sehr gelungen: in der 65sten Predigt, über das Ehrwürdige und Nachahmenswerthe in dem Verhalten Johannis des Täufers, und in der 70sten, die eine Betrachtung über den frommen Simeon enthält. — Angehängt sind dem Jahrgange vier *Casualpredigten*. Zwey Aerntepredigten (77 und 78.) sind beide trefflich, die zweyte jedoch (die Beschwerlichkeiten und Annehmlichkeiten des Landmanns) für eine Landgemeinde vorzüglich passend, populär und doch voll Würde. (Eine nicht leichte Combination, die dem Vf. auch in manchen andern Predigten vollkommen geglückt hat, z. B. in der 69sten.) In der (79sten) Predigt, die bey der Einführung des neuen Dresdener Gesangbuchs 1798 gehalten wurde, ist von dem Gesangbuch bloss in einer Unterabtheilung die Rede. Rec. findet diese Anordnung, so wie das, was über das Gesangbuch gesagt ist, sehr zweckmässig. In der letzten (80sten), bey der allgemeinen Collecte für die Wasserbeschädigten 1799 ist die Anwendung auf den besondern Fall mit eindringender Beredsamkeit gemacht.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Prag*, b. Widtmann: *Ein Gesicht am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts.* 1802. 4½ B. 8. (8 gr.) Eine in Rücksicht sowohl der Erfindung als Ausführung verunglückte allegorische Vorstellung des Zustandes und der Schicksale der Vernunft und Religion unter den Menschen. Die christliche Menschheit befindet sich in diesem *Gesicht* in einem finstern Loche, das sich oben an der Decke in einen unermesslich hohen Schlund öffnet, durch welchen nur ein ganz schwaches Licht fällt. Die Bewohner dieser Höhle sind Menschen, wie wir, nur ohne natürliche Schwerkraft. Ein Theil derselben lässt sich, um am Boden zu bleiben, anschmieden, oder hängt sich Gewichte an; ein anderer überlässt sich seiner natürlichen Leichtigkeit, fliegt an der Decke der Höhle herum, schwärmt wie Mücken durch den Schlund, zerschlägt sich die Köpfe, und um nicht gar oben hängen zu bleiben, muss er sich gleichwohl einigen Ballast anlegen, um sich wieder herabsenken zu können; eine dritte Classe hat die Kunst erlernt, durch angemessene Beschwerung sich im gehörigen Gleichgewicht zu erhalten und den *ordentlichen* Gang anzunehmen. Diese sind die guten, thätigen, geselligen und lebensfrohen Menschen, die Angeschmiedeten und Belasteten sind die unwissenden, bloss sinnlichen, die das schwache Licht gar nicht brauchen wollen, und die Flüchtigen und Schwebenden die eingebildeten, phantastischen Philosophen, die sich des Lichtes unmässig bedienen. Diese suchen alle übrigen nach ihrem Dünkel umzumodeln, stiften grosses Unheil an, indem sie viele der übrigen Höhlenbewohner verführen, ihre Stellen zu verlassen und sich zu ihnen hinauf zu gesellen; die Finsterniss wird noch dichter. Da schreyen sie alle nach Licht und die *Vernunft* mit ihrer Tochter, der *Religion*, erscheint. Jene fährt durch den Schlund hernieder, diese steigt aus finstern Grüften, in eine Wolke gehüllt, herauf. Das ganze volatilische, leicht und schwer belastete Publikum theilt sich in Partheyen, von welchen die eine sich auf die Seite der Vernunft, und die andere auf die der Religion schlägt. Eine dritte Parthey entsteht aus den beiden ersten; einige von den Anhängern der Vernunft nehmen etwas von denen, der Religion, und einige von diesen etwas von jenen an. Unter diesen drey Partheyen erhebt sich nun ein Kampf, jede macht der andern Vorwürfe; die Vernunft und Religion schlichten den Streit und weisen die Kämpfenden zurecht. Das Kleinliche, Lichtlose und Inconsequente dieser Allegorie wird jedem Leser von nur einiger Vergleichungsgabe von selbst in die Augen fallen; wir halten uns also dabey weiter nicht auf, und theilen nur noch etwas von den hohen Offenbarungen der *Weisheit* des Vfs. an die Menschen mit. Sie äussert z. B. ihr Licht habe sich der Schatten dieser Höhle nicht ganz bemeistern können, doch wäre ihren Bewohnern *wenigstens so viel* davon zugemessen, dass sie Wahrheit von Irrthum, Gutes von Bösen, Recht von Unrecht unterscheiden könnten. Warum aber die Wissbegierde, ihre Gefährtin, weiter hinaussehen wolle, warum die Freyheit ihr zuwider handle, warum sie, die Vernunft, von Leidenschaften geschwächt und zurückgestossen würde; warum sie einer Seits das Gefühl ihres elenden Looses in dieser Höhle niederdrücke, anderer Seits aber ein unwiderstehlicher Trieb nach Vollkommenheit, deren sie jedoch jetzt nicht fähig sey, zum Aufschwunge nöthige; alles das wären ihr *Räthsel*, wiewohl sie einsahe, dass das *So seyn* seine gute Ursache haben müsse. Diese Göttin *Vernunft* oder *Weisheit* gesteht, dass die Schwachheit ihrer *Organe*, von denen ihre Kenntniss abhänge, die Widersprüche in dem Wesen, mit welchem sie verbunden sey, der *Hang nach sinnlichen Bedürfnissen*, ihre Fortschritte gehemmt hätten. Sie lehrt die Menschen, dass die Frage von dem Zwecke ihres Daseyns und von ihrer Zukunft nicht apodiktisch gewiss entschieden werden könne; in einen sinnlichen Körper gehüllt und in diese Höhle verwiesen, müssten sie sich in dieser Rücksicht mit blosser *Wahrscheinlichkeit* begnügen; wo es an demonstrativer Ueberzeugung gebräche, müssten sie sich an den Glauben und an Offenbarung halten. Ihr selbst wäre diese Offenbarung gegeben worden. Kaum sey sie zum Daseyn erwacht gewesen: so habe, sie wisse nicht woher, eine mächtige Stimme ihr die klaren Worte zugerufen: *Ich bins, der alles gemacht hat, und ausser mir ist niemand.* Da sey himmlische Erleuchtung auf sie herabgeströmt, sie habe dem unbekannten Einzigen ein Gebet gestammelt, und mit einem Male habe die Religion, ihre Erstgeborne, vor ihr gestanden. Dann habe jene Stimme ihr wieder zugerufen: Gehe hin, beleuchte die Wege vor deiner Tochter her und was du nicht vermagst, das kläre *sie* auf, u. s. w. Unter welche Classe seiner Höhlenbewohner sich wohl dieser Seher rechnen mag!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 8. November 1802.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

1) Berlin, in d. Mylius. Buchh.: *Versuche den Galvanismus zur Heilung einiger Krankheiten anzuwenden*, angestellt und beschrieben von *C. J. C. Grapengiesser*, der Aryneykunde und Wundarzneykunst Doctor. 1801. IV. u. 256 S. 8. m. 2 K. (1 Rthlr. 4 gr.)

2) Hamburg, b. F. Perthes: *Erfahrungen über die Heilkräfte des Galvanismus*, und Betrachtungen über desselben chemische und physiologische Wirkungen mitgetheilt von *Christoph Friedrich Hellwag*, Dr. der Weltweisheit und Arzneyk., Hofrath, Leibarzt und Physicus in Eutin; — und *Beobachtungen bey der medicinischen Anwendung der Voltaischen Säule*, von *Maximilian Jacobi*, Dr. der Arzneygelahrtheit und Stiftsarzte in Eutin. 1802. VIII. u. 184 S. 8. m. 1. K. (18 gr.)

3) Oldenburg, in d. Schulz. Buchh.: *Nachricht von den zu Jever durch die Galvani-Voltaische Gehör-Gebe-Kunst beglückten Taubstummen*, und von *Sprengers* Methode sie durch die Voltaische Elektricität auszuüben, von *C. H. Wolke*, vormals Professor und Director des reformatorischen Erziehungs-Instituts zu Anhalt-Dessau, und seit 1784 einer Lehr- und Erziehungsanstalt zu St. Petersburg. 1802. 224 S. 8.

Unter den mannigfaltigen Seiten, durch welche die wichtige Entdeckung Voltas, die Metall-Elektricität in einem so hohen Grade zu verstärken, merkwürdig geworden ist, hat ohne Zweifel ihre medicinische Anwendung mit am meisten Aufsehen gemacht, und besonders auch die Aufmerksamkeit des grösseren Publicums auf dieselbe gezogen. Was aus den Kabinetten der Physiker, und aus der engern Schule der Wissenschaft mit solcher gemeinnützigen Anwendbarkeit in die Welt heraustritt, darf auch mit Recht Ansprüche auf eine allgemeinere Theilnahme machen. Sie ist der Voltaischen Säule und ihren merkwürdigen Erscheinungen und Wirkungen gewiss in einem so hohen Grade als je einer physischen Entdeckung gewährt, und der Galvanismus ist das Gespräche des Tags geworden. Besonders aber haben sich Deutschlands Aerzte durch den Eifer ausgezeichnet, mit welchem sie diese Entdeckung in ihren heilsamen Wirkungskreis gezogen, und die Hülfsquellen ihrer Kunst, die in neueren Zeiten so manche Bereicherungen erhalten, auch mit dieser vermehrt haben. Mehrere Schriften, deren Inhalt hier angezeigt und gewürdigt werden soll, so wie so manche in öffentlichen Blättern und Zeitschriften mitgetheilte Erfahrungen über die Anwendung und den Nutzen der Voltaischen Säule in mancherley Krankheiten, geben den vollgültigsten Beweis davon. Ein solcher Eifer gereicht der Nation zur Ehre, er gehört zu ihren besseren Seiten; wer wollte ihn darum verwerfen, weil er einerseits bisweilen über die rechten Gränzen hinausgeht, andererseits wohl auch nur die Maske der Charlatanerie ist, und dann freylich der guten Sache nachtheilig werden kann? Seine wohlthätigen Wirkungen sind immer ein reeller Gewinn, und auch hier hat sich die Heilkunde eines solchen zu erfreuen; der Kritik liegt es aber ob, diesen Gewinn nach seinem wahren Werthe zu schätzen, und genau zu bestimmen, das, was Charlatanerie, blinder Enthusiasmus und Uebereilung, Unwahres, Uebertriebenes, Unreifes hineingemischt haben, sorgfältig zu bezeichnen, und das bewährte Resultat einer bedächtigen Erfahrung zur Ehre derer, denen die Kunst und Wissenschaft es verdankt, und zur Aufmunterung für diejenigen, die auf dem glücklich betretenen Wege weiter dringen wollen, aufzustellen. In diesem Geiste wollen wir die Kritik der Schriften Nr. 1—3. unternehmen.

Der Vf. von Nr. 1. hat unter den deutschen Aerzten das Verdienst, zuerst die Elektricität der Voltaischen Säule in verschiedenen Krankheiten mit auffallendem Erfolge angewandt, und in seiner Schrift eine zweckmässige Anweisung zur Anwendung dieses Heilmittels, die viele Nachahmer seines Verfahrens erzeugte, mitgetheilt zu haben. Bey allen ihren unläugbaren Vorzügen, die besonders den hellen praktischen Kopf des Vfs. bewähren, trägt diese Schrift indessen das Gepräge des Zeitpunktes, in welchem sie erschien, an sich; eines Zeitpunktes, wo die physische Kenntniss der Voltaischen Säule, die der richtigen medicinischen Anwendung zur allein sicheren Grundlage dient, noch nicht weit genug vorgerückt war, und eben deswegen ist eine neue verbesserte Ausgabe derselben sehr wünschenswerth. Die ganze Schrift zerfällt in sieben Paragraphen. §. 1. *Erster Versuch den einfachen Galvanismus zur Heilung einer Krankheit anzuwenden.* Dieser erste Versuch wurde in einer chronischen Heiserkeit, die bisweilen in eine völlige Aphonie übergieng, mit dem einfachen Galvanismus nach v. Humboldts Methode, indem zwey durch

durch Blasenpflaster gemachte offene Stellen auf beiden Seiten des Kehlkopfes, die eine mit Zink, die andere mit Silber bewaffnet, und beide Metalle durch eine goldene Pincette mit einander verbunden wurden, angestellt. Die Besserung, die schon nach der einmaligen mehrere Stunden hindurch ununterbrochenen Anwendung erfolgte, war indessen nicht von Bestand. Die Kenntniss der Voltaischen Säule feuerte den Vf. zu neuen Versuchen an. §. 2. *Genauere Beschreibung der Voltaischen Säule und ihrer Pole.* Was hier der Vf. sagt, ist seit der Erscheinung dieser Schrift in mehreren Stücken berichtiget worden. Der kupfernen Säule giebt er beym medicinischen Gebrauch den Vorzug vor der silbernen, weil sie, wenn gleich schwächer als diese, doch gleichförmiger und weniger eigensinnig wirke. Diesem stimmt Rec. nach seiner Erfahrung bey. In Bestimmung der Pole befolgt Hr. G. die alte unrichtige Methode. Er erbaut nämlich seine Säule von unten nach oben Zink, nasses Tuch, Silber, Zink, u. s. w. und der Uebereinkunft mit einigen Physikern zufolge nennt er, wenn Zink unter der nassen Tuchscheibe, Silber oberhalb derselben liegt, den untern Pol, den Zinkpol. Die richtige Bestimmung der Pole geht aber von der gegenseitigen Lage der Metalle, die die Wirkung der Säule bestimmen, gegen einander aus, und in dem gegebenen Falle ist folglich der untere Pol der Silberpol, weil das Silber unter dem Zinke sich befindet, und die beiden untersten Glieder Silber und nasses Tuch sind überhaupt unnütz. Diese unrichtige Benennung der Pole hat durch die ganze Schrift hindurch eine nachtheilige Verwirrung zur Folge. Der Vf. bedient sich der Ketten zur Fortleitung des elektrischen Fluidums der Säule. Offenbar verdienen aber biegsame Dräthe den Vorzug, weil sie dem Fluidum weniger Widerstand entgegensetzen. §. 3. *Wirkungsart der galvanischen Batterie* (besser Voltaischen Säule) *im allgemeinen und vorzüglich in Hinsicht ihres Verhältnisses zur Elektricität.* Für den Arzt scheint dem Vf. zufolge so viel gewiss, dass der Galvanismus in Ansehung seiner Wirkungsart auf den belebten thierischen Körper, zwar im Ganzen mit der Elektricität in eine Classe gehöre, dass er sich aber von ihr in verschiedenen Punkten wesentlich unterscheide. Einige dieser Unterschiede sind nach dem Vf. folgende. I. Der Galvanismus wird vorzüglich von den Nerven geleitet, die Elektricität bemächtiget sich mehr der ganzen Masse des Körpers. Diess erhelle a) aus der eigenthümlichen Einwirkung der Voltaischen Säule auf die Nerven der Sinnorgane, besonders auf die Gesichtsnerven, worin eine geladene Flasche ihr nachstehe. Wenn man einen ziemlich starken Funken von ¾ bis 1 Zoll Schlagweite aus einer Leidner Flasche in den Frontalnerven dringen lasse: so habe man zwar im Finstern auch eine Lichterscheinung, die aber von der Galvanischen sehr bestimmt verschieden sey, indem sie sich gleichsam auf den ganzen Vordertheil des Kopfes erstrecke, so weit die Erschütterung sich verbreite. (Diese Verschiedenheit ist nicht wesentlich, und beruht blofs auf der verschiedenen Intensität der Elektricität der Leidner Flasche und der Voltaischen Säule von der Anzahl von Plattenpaaren, wie Hr. G. sie in seinen Versuchen anwendete. Erstere übertrifft in dieser Hinsicht die letztere bey weitem auch bey einer Ladung von viel kleinerer Schlagweite als die vom Vf. angegebene, und eben deswegen hat sie auch ein viel stärkeres Streben nach Gleichgewicht, überwindet leichter den Widerstand, den ihr unvollkommene Leiter entgegensetzen, und fliesst durch dieselben ab, theilt sich also mehr der ganzen Masse des Körpers mit, während die mit einer viel geringern Intensität begabte Elektricität der Voltaischen Säule nur durch die besten Elektricitätsleiter des thierischen Körpers, welches nach längst bekannten Versuchen die Nerven sind, abgeleitet werden kann, daher sich dann ihre Einwirkung vorzüglich auf diese einschränkt, und der Richtung von diesen folgt.) b) Aus der Anwendung des Galvanismus auf getrennte thierische Organe. (Hierin sind sich Galvanismus und Elektricität in gehöriger Stärke z. B. die schwache Ladung einer Leidner Flasche vollkommen gleich,) c) aus der Anwendbarkeit des Metallreizes als eines Mittels, um Nerven von andern Organen zu unterscheiden. (Dazu kann eben so gut die Elektricität dienen.) II. Das galvanische Fluidum scheint sowohl in dem organischen Körper als ausserhalb desselben weit leichter zersetzbar als die Elektricität. Diess erhelle a) aus der ausserordentlichen Wirkung aufs Nervensystem, den heftigen Schlägen und Erscheinungen bey einer so schwachen elektrischen Spannung, bey der ausserordentlichen Kleinheit des Funkens. (Denkt man sich die Voltaische Säule als eine nur bis zu einem schwachen Grade geladene elektrische Batterie von ausserordentlicher Capacität: so begreift man, wie die grosse Quantität von elektrischem Fluidum trotz der geringen Spannung alle diese Wirkungen hervorbringen kann, und die wesentliche Verschiedenheit ist nur eine scheinbare,) b) aus der Leichtigkeit, womit der Galvanismus entzündbare Körper entzünde, c) aus seiner Fähigkeit das Wasser zu zersetzen. (Beides erklärt sich auf dieselbe Art, und letzteres unterscheidet überdiess jetzt nicht mehr die Elektricität der Voltaischen Säule von der Elektricität der gewöhnlichen Elektrisirmaschinen.) III. Bis jetzt habe man durch den Galvanismus nur auf einzelne Theile, also nur in örtlichen Krankheiten wirken können. (Eine Menge von Erfahrungen beweisen eine Einwirkung des Galvanismus auf die allgemeine Constitution.) IV. Der Galvanismus werde durchaus nicht durch die trockene Haut geleitet. (Diess ist theils, so allgemein gesagt, ganz unrichtig, theils gilt es auch von der gewöhnlichen Elektricität bey einer eben so schwachen Spannung.) §. 4. *Verschiedene Wirkungsart der einfachen galvanischen Kette und der Batterie an ihren beiden Enden oder Polen, und Vergleichung derselben mit einander.* In Rücksicht auf die Intensität der Einwirkung, und insbesondere auf die Lebhaftigkeit der Empfindungen, worin sich die beiden Pole der einfachen

fachen Kette fowohl, als der Voltaifchen Säule von einander unterfcheiden, findet der Vf. Uebereinftimmung zwifchen feinem fälfchlich fogenannten Zinkpole (dem wahren Silberpole) der Säule und dem (wahren) Zinkpole der einfachen Kette, welche beide die ftärkere Pole feyn follen, und dem Silberpole (dem wahren Zinkpole) der Säule, und dem (wahren) Silberpole der Kette, als den fchwächeren Polen. Bey Vergleichung der Qualität der Wirkungen, und insbefondere der Empfindungen, welche von den beiden Polen hervorgebracht werden, findet er hingegen Heterogeneität zwifchen feinen gleichnamigen Polen der Säule und der Kette, und vielmehr Uebereinftimmung zwifchen den ungleichnamigen Polen. Diefs hätte ihn aufmerkfam machen follen, dafs in Beftimmung der Pole wohl ein Irrthum vorgegangen feyn müffe. Ueber die verfchiedene Qualität der Empfindungen z. B. ob ein Gefchmack fauer oder alkalifch ift, u. dgl. betrügt man fich nicht fo leicht, als über die Stärke und Lebhaftigkeit der Empfindungen, und felbft in diefer letzteren Rückficht, wo die Vergleichung dem erften Anfcheine nach Heterogeneität zwifchen den beiden einander in der That analogen Polen der Kette und der Säule zeigt, ergiebt fich, die Sache aus dem rechten Gefichtspunkte betrachtet, gleichfalls Uebereinftimmung. Es ift nämlich nicht zu läugnen, dafs der wahre Silberpol der Säule (der Zinkpol des Vfs.) einen viel unangenehmeren, fchmerzhafteren und folglich fcheinbar ftärkeren Eindruck auf das Gemeingefühl als der Zinkpol derfelben (der Silberpol des Vfs.) macht. Darum ift aber der Silberpol nicht gerade auch der wirkfamere Pol als Nervenreiz betrachtet, und dem Zinkpole der Kette dadurch analog. Was unangenehm und fchmerzhaft auf das Gemeingefühl wirkt, ift dadurch noch keineswegs ein wirkfamer belebender Reiz. Die Kette wirkt bekanntlich viel unangenehmer und fchmerzhafter, als ein mäfsiger Grad von Wärme, und doch ift diefe ein viel wirkfamerer belebenderer Reiz. Gerade fo fcheinen fich auch beide Pole der Säule gegeneinander zu verhalten, und fie find auch darin der Kälte und Wärme analog, dafs durch den einen Mittheilung, durch den andern Entziehung gefchieht. Der wahre Zinkpol, wenn er gleich weniger fchmerzhaft aufs Gemeingefühl einwirkt, fcheint doch allen Verfuchen zufolge die Nerven wirkfamer zu erregen, als der fchmerzhafter und unangenehmer wirkende Silberpol. Trotz aller Verfchiedenheit der Einwirkung der Intenfität und Qualität nach, fey allemal — Reiz (richtiger Reizung) das Refultat aller Einwirkung des Galvanismus auf die Nerven, der feiner Stärke und Qualität nach verfchieden fey. Die die Erregbarkeit exaltirende und deprimirende Wirkung, welche verfchiedene Beobachter den verfchiedenen Polen zufchreiben, fucht der Vf. auf die bereits bekannten Gefetze des Verhältniffes der Reize gegen die Erregbarkeit mit guten Gründen zurückzuführen. §. 5. *In welchen Krankheiten ift der Galvanismus anwendbar?* Den Galvanismus fieht der Vf. theils als ein allgemein, theils als ein fpecififkreizendes, theils aber auch als ein ableitendes Mittel an, und diefer Wirkungsart gemäfs beftimmt er die Krankheiten, in welchen er mit Nutzen angewandt werden könne. Bis jetzt hat er ihn in örtlichen Krankheiten aus Schwäche mit Mangel an Reizbarkeit oder in Lähmungen angewandt. In allgemeinen Krankheiten aus directer Afthenie, deren Charakter alfo Schwäche mit erhöhter Reizbarkeit ift, widerräth er ihn, da feine Erfahrungen ihn von den nachtheiligen Wirkungen deffelben in dergleichen Fällen überzeugt haben. Die fpeciellen Krankheiten, in welchen er den Galvanismus für vorzüglich anwendbar hält, find Lähmungen der Extremitäten, Schwäche des Gefichts und fchwarzer Staar, fchweres Gehör und Taubheit, Lähmung des Schliefsmuskels des Maftdarmes und des Urinblafenhalfes, der Scheintod, chronifche Heiferkeit und Aphonie, weifse Kniegefchwulft, der Kropf, einige Arten und Grade der chronifchen Rheumatismen, das chronifche Hüftweh, und die fogenannten metaftatifchen Entzündungen nach Blattern. Hierzu möchten wir vorzüglich nach der Analogie der von dem Nutzen der Elektricität fonft gemachten Erfahrungen die unterdrückte monatliche Reinigung, fcrophulöfe Drüfengefchwülfte, und vielleicht den Bandwurm noch hinzufügen. Ueberall find die näheren Beftimmungen und Einfchränkungen, unter welchen fich folche Krankheiten für den Gebrauch des Galvanismus qualificiren, angegeben. So warnt der Vf. befonders beym fchwarzen Staare gegen die Anwendung deffelben in derjenigen Gattung, welche mit erhöhter Erregbarkeit verbunden ift, fo wie in dem fchwarzen Staare aus Congeftion. Beym fchweren Gehör und der Taubheit beleuchtet er die Complication der Taubheit mit dem Ohrenfaufen, und beftimmt näher die Anwendbarkeit des Galvanismus und den Erfolg, den man fich davon verfprechen könne, nach Verfchiedenheit der Symptome in diefem Falle. Bey der Taubheit ohne Ohrenfaufen entfteht daffelbe, feinen Erfahrungen zufolge, oft während der Anwendung des Galvanismus, und hört mit derfelben auf. Diefs ift ihm zufolge eine fehr gute Wirkung, welche, wenn überhaupt der Galvanismus angezeigt ift, baldige Heilung verfpricht. §. 6. *Methoden den Galvanismus in Krankheiten anzuwenden.* Da wo der Vf. eine Ableitung bewirken, oder die Wirkung verftärken will, läfst er den Galvanismus auf Stellen der Haut, die durch fpanifche Fliegen von der Oberhaut entblöfst worden find, einwirken. Zur bequemen Anwendung des Galvanismus in Taubheit und Harthörigkeit bedient er fich zweckmäfsiger Inftrumente, deren Abbildung auf den zwey Kupfertafeln beygefügt ift. Seinen Zinkpol d. h. den negativen Pol fand er gröfstentheils am heilkräftigften (?). §. 7. *Beyfpiele von Krankheiten, wobey der Galvanismus angewendet wurde.* Es find hier aus der eigenen Erfahrung des Vf. 20 Beyfpiele angeführt, und zwar namentlich drey Fälle von gebornen Taubftummen, wo in zwey Fällen die Anwendung nicht lange genug fort-

fortgesetzt wurde, um ein entscheidendes Resultat zu geben, im dritten Falle hingegen die Wiederherstellung einen ziemlich hohen Grad erreichte, sieben Fälle theils von Harthörigkeit, theils von erst durch zufällige Ursachen im Verlaufe des Lebens eingetretener Taubheit, wovon in dreyen die Anwendung einen vollkommenen, in zweyen einen unvollkommenen, und in zwey andern gar keinen Erfolg hatte, sechs Fälle von Schwäche der Augen und schwarzem Staare, wovon nur einer dem neuen Mittel wich, endlich drey Fälle von Lähmung der Extremitäten, wo in zweyen die Anwendung mit Erfolge gekrönt war, in dem dritten hingegen die Zufälle sich verschlimmerten. Nicht immer bestimmt der Vf. genauer, ob er seine Kranken durch den ununterbrochenen Strom der Voltaischen Säule, oder durch mittelst abwechselnder Schliessung und Trennung bewirkte Schläge und Erschütterungen galvanisirt habe. Einer Stelle des §. 6. zufolge ist zu vermuthen, dass er in den meisten Fällen den ununterbrochenen Strom angewandt habe, weil er daselbst noch einige Vorsichtsmaassregeln empfiehlt, um das Stocken desselben zu verhindern, damit er nicht auf einmal zu stark und heftig wirke; doch ist ein paarmal in den Beyspielen selbst von galvanischen Erschütterungen die Rede.

Angehängt sind noch die Geschichte eines durch den Galvanismus mit Erfolge behandelten chronischen Rheumatismus vom Pensionärchirurgus *Völcker*, und einige theils glückliche, theils vergebliche galvanische Versuche des Hn. Dr. *Flies* in verschiedenen Krankheiten.

Nr. 2. ist ein schätzbarer Beytrag der beiden Eutinischen Aerzte *Hellwag* und *Jacobi* zur Lehre von der medicinischen Anwendung des Galvanismus. Der grössere Theil S. 1—124. enthält Hn. Hofr. *Hellwags* Beobachtungen und Bemerkungen. Zuerst erzählt er seine Versuche an Kranken. Zu seiner Säule wählte er statt des Silbers das Metall von alten Buchdruckerlettern. Die senkrechte Säule vertauschte er mit einer horizontalen, deren einfache Einrichtung in der Schrift genau beschrieben, und durch eine Abbildung erläutert ist. Rec. hat an den horizontalen Säulen bloss das auszusetzen, dass die Feuchtigkeit sich in den Tuchscheiben allmälich nach unten zieht, und zum Theil abträufelt, wodurch die Säule nach und nach in dem Verhältnisse, als die besonders oberwärts trocken werdenden Tuchscheiben schlechter leiten, während der Fortdauer der Anwendung an Wirksamkeit verliert. Auch werden die Glasstreifen, auf denen die Platten und feuchten Tuchscheiben ruhen, leicht nass, und schwächen dann ebenfalls, als Ableiter von einem Pole zum andern die Wirksamkeit der Säule. Das Ablaufen der Feuchtigkeit bey senkrechten Säulen kann man leicht dadurch vermeiden, dass man die Zinkplatten etwas grösser oder mit einem aufgerichteten Rande macht. Auch Hr. *H.* wandte in den meisten Fällen den ununterbrochenen Strom der Säule an. Die Operation liess er meistens nur etwa 10 Minuten, selten über 20 Minuten, dauern. Er passte den Grad des Reizes der jedesmaligen Empfindlichkeit des Kranken an, und mässigte überhaupt die Einwirkung bey jeder Aeusserung von Unruhe des Patienten. Nie stieg er über 40 Plattenpaare. Die sieben ersten erzählten Fälle sind Fälle von Harthörigkeit und Taubheit. Der Vf. erkläret die meisten der von ihm behandelten für wiederhergestellt, nennt diejenigen, die vorher ganz taub waren, neuhörend, ohne Spur von Harthörigkeit, vergleicht den einen mit Cheseldens geheiltem Blindgebornen u. s. w. und diess alles grösstentheils darum, weil die meisten das Pickern der Taschenuhr auf grosse Entfernungen zu hören vorgaben. Von den Taubstummen, deren Gehör auf diese Art wiederhergestellt worden seyn sollte, konnte keiner Buchstaben und Worte nachsprechen, ungeachtet einer derselben, der in der Schule eines geschickten Taubstummenlehrers lange Unterricht genossen hatte, im Lesen des Geschriebenen und Gedruckten, mit einer grösstentheils verständlichen Aussprache sehr geübt war. Was Hr. *H.* Herstellung des Gehörs nennt, würde Rec. in den meisten Fällen nur Erscheinung schwacher Spuren von Gehör genannt haben. Bey jenem im Aussprechen bereits so geübten Taubstummen hätte doch wenigstens angeborne Stummheit kein Hinderniss dem Nachsprechen entgegensetzen sollen. Möchten wir doch einem Mittel nicht mehr zuschreiben, als es leisten kann, um es bey seinem Werthe zu erhalten! Wo Rec. in seinen Versuchen dasselbe in der That heilsam fand, fehlte der Beweis durch freylich nicht allezeit vollkommenes Nachsprechen des Gehörten nie. Ausser diesen sieben Fällen erzählt der Vf. noch drey Fälle von Lähmung und Unempfindlichkeit, theils bloss der Hand, theils zugleich des Arms, theils der ganzen rechten Seite, wo nur im ersteren Falle das Mittel mit glücklichem Erfolge angewandt wurde; einen Fall von scrophulösen Geschwülsten, und endlich einen Fall von Mattigkeit und Schwere der Gliedmassen, und Mangel an Heiterkeit und Munterkeit, nach einem Stillstande in der monatlichen Reinigung, zwar mit Besserung, aber ohne Wiederherstellung des Monatsflusses.

(*Der Beschluss folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 9. November 1802.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

1) Berlin, in d. Mylius. Buchh.: *Versuche den Galvanismus zur Heilung einiger Krankheiten anzuwenden* — von *C. J. C. Grapengiesser*, etc.

2) Hamburg, b. F. Perthes: *Erfahrungen über die Heilkräfte des Galvanismus*, — von *C. F. Hellwag*, — und *Beobachtungen bey der medic. Anwendung der Voltaischen Säule*, von *M. Jacobi*, etc.

3) Oldenburg, in d. Schulz. Buchh.: *Nachricht von den zu Jever durch die Galvani-Voltaische Gehör-Gebe-Kunst beglückten Taubstummen*, — von *C. H. Wolke*, etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Hierauf folgt eine kurze Anzeige der von andern mit dem Galvanismus in Krankheiten angestellten, und im Drucke bekannt gemachten Versuchen — und auf diese eine Zusammenstellung der Resultate von den bisherigen Untersuchungen über den Galvanismus, vorzüglich zum Behufe des praktischen Arztes. Der Vf. folgt vorzüglich Ritters Ansicht und Darstellungsart. Wir zweifeln sehr, ob diese gerade dazu geeignet ist, demjenigen der das Studium des Galvanismus nicht zu einer besonderen Angelegenheit gemacht hat, eine lebendige Ansicht und klare Kenntniss der Sache zu gewähren. Dagegen möchte eher dem Kenner der einzelnen Thatsachen und Erscheinungen aus eigener Anschauung diese gedrängte wissenschaftliche Uebersicht willkommen seyn. Rec. erlaubt sich nur einige Bemerkungen. Es soll der Wirkung der Säule nachtheilig seyn, wenn zwischen die Metallscheiben Feuchtigkeit eindringe. Diess ist nur unter der Einschränkung richtig, wenn durch daher erfolgende Oxydation der Metalle oder durch die Dicke der feuchten Schichte die metallische Berührung gehindert wird. Rec. hat oft Säulen erbaut, wo beide Flächen der Metallscheiben benetzt wurden, ohne dass im ersten Augenblicke die Wirkung sich geschwächt zeigte. Die Benennung von Zink- und Silberseite, die für eine Säule, wo statt des Silbers ein anderes Metall angewendet wird, ganz unpassend ist, hätte er besser mit der Benennung positiver und negativer Seite vertauscht. In der kurzen historischen Anzeige der chemischen Wirkungen der Säule, behauptet der Vf. unrichtig, dass das erzeugte Ammoniak die aufgelösten oxydirten Substanzen vom Oxygen befreye, und sie dadurch desoxygenirt beym Drathe der Hydrogenseite niederfallen. Diese Wirkung hängt offenbar vom erzeugten Hydrogen ab, und das Ammoniak selbst bildetete sich in zu geringer Menge, um diesen fortdauernden reichlichen Entoxydirungsprocess unterhalten zu können. Zur Erzeugung der Salpetersäure und des Ammoniaks ist keineswegs, wie der Vf. nach Simon behauptet, nöthig, dass das Wasser animalische oder vegetabilische Substanzen aufgelöst enthalte. Der jedem auch dem destillirten Wasser beygemischte Stickstoff der atmosphärischen Luft scheinet der einzige bedingende Umstand hierbey zu seyn. Für den merkwürdigen Umstand, dass wohl ausgekochtes Wasser mit Stickluft in Berührung in der galvanischen Batterie kein Oxygengas liefert, hätte der Vf. billig seinen Gewährsmann anführen sollen, da er für andere bekanntere Thatsachen denselben anführt. Rec. zweifelt nach seinen eigenen Versuchen an der vollen Richtigkeit dieser Behauptung. In der Uebersicht der physiologischen Wirkungen heisst es, dass die Zuckungen und Erfindungen am stärksten seyn sollen, wenn das Hirnende der Nerven in der Zinkseite, das Organende in der Silberseite sich befinde, und die Kette beym Silber geschlossen werde. Rec. fand in seinen zahlreichen Versuchen, dass die Wirkung stets lebhafter war, wenn die Schliessung in diesem Falle zwischen beiden Metallen geschah, und es fliesst diess auch schon aus der richtigen elektrischen Theorie der Erscheinungen des Galvanismus. Die Idee von Polarität jedes einzelnen Gliedes in einer einfachen oder zusammengesetzten galvanischen Kette hat nur in so fern ihre Richtigkeit, wiefern, wenn der elektrische Strom wirklich in der geschlossenen Kette stattfindet, das elektrische Fluidum in jedes Glied an dem einen Ende (—) einströmet, und aus dem andern Ende (+) ausströmet, ist aber keine unabhängige Polarität jedes einzelnen Gliedes, die für sich allein ihre Wirkungen hervorbringen könnte, daher das *Experimentum crucis*, von welchem der Vf. im §. 59. spricht, immer einen negativen Ausschlag geben wird. Nach §. 61. soll Hr. v. *Humboldt* das Gefühl vom Stosse des Zitteraals mit dem Stosse der Voltaischen Batterie vergleichen. Diess ist wohl ein Missverstand. Da Humboldt seine Untersuchungen über den Zitteraal in Amerika anstellte, kannte er die Voltaische Säule noch nicht. Er nennt nur die Erscheinungen desselben überhaupt Galvanisch. Einige artige Bemerkungen über die subjectiven Lichtvorstellungen im Auge unter verschiedenen Umständen schliessen die kleine lehrreiche Schrift.

Von

Von S. 125. folgen die *Beobachtungen bey der medicinischen Anwendung der Voltaischen Säule.* Von *Maximilian Jacobi.* Sie verrathen einen denkenden Arzt, der sich das Lückenhafte einzelner Wahrnehmungen, und ihren weiten Abstand von Erfahrungssätzen nicht verbirgt, und innigst davon durchdrungen ist, wie sehr man bey der Anwendung und Empfehlung eines solchen neuen Mittels mit Vorsicht und Bedachtsamkeit zu Werke gehen müsse. Er bedient sich der Methode, mehrere Kranke zugleich an einer Batterie Theil nehmen zu lassen, wobey er jedoch nie die Zahl von drey überstiegen hat. Die Wirksamkeit der Batterie auf jeden Einzelnen werde zwar dadurch geschwächt, und man habe daher eine gröfsere Anzahl von Schichtungen nöthig, als wenn nur ein Kranker an der Batterie sitze, doch brauche man über ein Viertheil mehr auf keinen Fall; auch sey die Wirksamkeit der Batterie, wenn man die Anzahl der Schichtungen in dem angegebenen Verhältnisse vermehre, dieselbe, es mögen zwey oder drey Kranke an der Maschine sitzen. Rec. zweifelt an der strengen Richtigkeit dieser Behauptung. Die Stärke der Empfindungen ist in dieser Hinsicht ein zu unvollkommener Maafsstab. Allen übrigen Versuchen nach, wobey Messungen eher angestellt werden können, nämlich den elektroscopischen und chemischen ist die Wirksamkeit der Säule in dem leitenden Bogen von einem Pole zum andern um so geringer, je mehr solcher leitender Bogen vorhanden sind. Warum sollte das menschliche Organ, wenn es einen Theil dieses leitenden Bogens ausmacht, eine so auffallende Ausnahme aufstellen. Auch Hr. *Jacobi* befolgte dieselbe Behutsamkeit in Hinsicht auf den Grad, in welchem er die Elektricität der Säule einwirken liefs, er pafste besonders bey Krankheiten des Kopfes die Reizung immer der Empfindung des Kranken an, und erhöhte dieselbe nie auf einen Grad, der demselben beschwerlich fiel. Er zieht gleichfalls den anhaltenden Strom der Säule den unterbrochenen Entladungen derselben vor, und fand erstere Anwendungsart in einzelnen Fällen bestimmt wirksamer. Bey Gehör- und Gesichts-Kranken hatte der Vf. fast nie mehr als 20 Schichtungen einer Silber-Zinksäule nöthig. — Unter denen von ihm erzählten acht Fällen, wovon die meisten locale Krankheiten von Schwäche und Lähmung der Nerven von Sinnorganen und Gliedmafsen waren, in denen er den Galvanismus mit ungleichem Erfolge anwendete, ist ein Fall von Nymphomanie mit verhaltenem Monatsflufs bey einer Wahnsinnigen merkwürdig, wo der Vf. den zuleitenden Schwamm, der durch einen Drath mit dem Zinkpole in Verbindung stand, in die Oeffnung der Scheide bringen liefs, während er selbst den Schwamm des Silberpols, bald auf der rechten, bald auf der linken Seite des Rückens neben dem ersten Lendenwirbel, und über dem obern Rande des Darmbeins anhielt. Nach 14 Tagen nahmen die Symptome der Nymphomanie ab, und verschwanden nach und nach gänzlich, aber leider stellten sich dieselben nach einer kurzen Pause wieder in ihrer vorigen Heftigkeit ein. Ein Fall von einem Manne von grofser Reizbarkeit mit einer langwierigen Augenschwäche und krampfhaften Spannung in den Augenmuskeln, bey dem schon eine Säule von sechs Schichtungen bey der Schliefsung heftige Zuckungen in beiden Armen, und starke Blitze vor den Augen erregte, welche heftige Wirkung selbst bey der Verminderung der Schichtungen auf drey noch fortdauerte, und bey dem sich heftige Augenschmerzen, die zwey Tage anhielten, nachmals einstellten, ist ein neuer Beweis, mit welcher Behutsamkeit dieses in gewisser Hinsicht heroische Mittel anzuwenden sey, und wie verderblich es in ungeschickten Händen wirken könne.

Nr. 3. Je gespannter die Neugierde durch die in Zeitungen und Journalen verkündigten ans Wunderbare gränzenden galvanisch-elektrischen Curen des Apothekers *Sprenger* in Jever auf diese Schrift seyn mufste, um so unangenehmer mufs es seyn, durch dieselbe diese Neugierde im Ganzen so wenig befriediget, und sich in manchen seiner Erwartungen getäuscht zu sehen. Hr. *Wolke* hat das Geschäft der Verbreitung der wohlthätigen Kunst, durch welche, wie er sich in einer Stelle ausdrückt, ohne Wunder die Tauben hören, die Stummen und Stimmlosen sprechen, die Geschmack- und Geruchlosen schmecken und riechen, und die Lahmen gehen lernen, übernommen. Rec. will seinen guten Willen nicht in Anspruch nehmen, aber seine Tauglichkeit zu diesem Geschäfte möchte er beynahe in Zweifel ziehen. Hr. *W.* ist weder Arzt, noch, wenigstens nach dieser Schrift zu schliefsen, Physiker. Aber was noch schlimmer als beides ist, er ist nicht einmal kalter ruhiger Beobachter. Wo wir genaue Wahrnehmungen, umständliche Erzählung aller Erscheinungen erwarten, werden wir durch leere Declamationen und sentimentalische Tiraden ermüdet, alles was auf $22\frac{1}{4}$ Seiten mit der gröfsten Weitläufigkeit gesagt wird, hätte auf 24 Seiten zusammengedrängt werden können, und die kurze Nachricht, welche Hr. *Sprenger* von seiner Anwendungsart der Metallelektricität zur Abhelfung der Taubheit und Harthörigkeit auf 13 Seiten in Gilberts Annalen der Physik Stück 7. 1802. giebt, macht die ganze Wolkische Schrift entbehrlich. Nachdem Hr. *W.* unter I. *die Veranlassung seiner Schrift* erzählt hat, theilt er unter II. seinen Lesern einige *Begriffe von der Elektricität*, unter III. *etwas von der Entstehung und Natur des Galvanismus* und unter IV. *etwas von der Voltaischen Säule und der Metallelektricität mit.* Man findet unter diesen Rubriken nichts als das allgemein Bekannte höchst unvollständig, und zum Theil unrichtig. So steht in der Stufenfolge der Metalle in Hinsicht ihrer galvanischen Wirksamkeit das Quecksilber an seinem unrechten Orte. Diese ihm von Volta zuerst angewiesene Stelle hat durch neuere Versuche eine Aenderung erhalten, wie sich Hr. *W.* aus neueren Schriften hätte belehren können.

nen. Unrichtig ist die Behauptung des Vfs., das Kupfer bringe mit Gold und Queckſilber, ſo wie Gold mit Silber, gar keine Wirkung hervor. Die Wirkung iſt nur vergleichungsweiſe ſchwach, aber darum nicht weniger reell. Hat ja Volta dieſelbe ſogar numeriſch beſtimmt. Der Sprengeriſche Apparat iſt zwar beſchrieben, aber die Abbildung, auf welche der Text ſich bezieht, fehlt in den Exemplaren, die Rec. zu Geſichte bekommen hat. Eigenthümliches hat derſelbe vor andern Voltaiſchen Säulen nichts voraus, ungeachtet der Zuleiter von dem Zinkpole, der mit dem Silberpole in Verbindung ſtehende Drath, und das Metallſtück, womit dieſer von dem Kranken berührt wird, durch eigene Namen von Mittheiler, Erreger, und Berührer unterſchieden werden. Die Säule will der Vf. erſt nach drey bis vier Tagen aus einander genommen, und alsdann die Metallplatten gereiniget haben. Dieſes Verfahren iſt nicht empfehlungswürdig, da eine ſehr ungleiche Wirkung der Säule in den auf einander folgenden Tagen aus bekannten Gründen eine Folge davon iſt. Die obere Zink- oder poſitive Seite ſoll ſtärker wirken, als die untere Silber- oder negative Seite. Dieſs gilt nur bey einer näheren Beſtimmung, die hier fehlt; denn auf das Gemeingefühl wirkt die negative oder Silberſeite allerdings ſchmerzhafter. Man ſoll durch einen Funken der Voltaiſchen Säule Schieſspulver entzünden können. Ohne Zwiſchenkunſt eines andern leicht entzündlichen Körpers iſt dieſs bis jetzt unmittelbar noch nie geſchehen. Unter V. beſchreibt der Vf. einen von ihm *erfundenen Gehörmeſſer.* Auch von dieſem fehlt die im Texte erwähnte Abbildung. Das Weſentliche deſſelben beſteht darin, daſs ein Hammer unter einem durch einen Gradbogen beſtimmten Winkel aufgehoben wird, um beym Zurückfallen gegen eine elaſtiſche Ebene zu ſchlagen, und dadurch einen Ton von beſtimmter Stärke hervorzubringen. Die verſchiedene Stärke des Tons hängt dann von der verſchiedenen Höhe von welcher der Hammer herabfällt, ſo wie von der verſchiedenen Beſchaffenheit der Ebene ſelbſt, wozu der Vf. theils ein Bret von Tannenholz, theils klingende Platten von Metalle nimmt, ab. An dieſem Gehörmeſſer hat Rec. bloſs das auszuſetzen, daſs die dadurch ausgemittelte Wiederherſtellung der Empfänglichkeit für dergleichen Eindrücke noch lange nicht den Schluſs auf eine gleichmäſsige Wiederherſtellung der Empfänglichkeit für die artikulirte Menſchenſtimme erlaubt, und daſs überhaupt hierbey leicht Täuſchungen vorgehen können, wovon die nähere Ausführung indeſſen nicht hierher gehört. VI. *Vorbereitung zur Anwendung der Metallelektricität* enthält Fragen, um ſich von der Beſchaffenheit der Taubheit des Taubſtummen zu unterrichten. VII. *Sprengers Anwendungsart der Metallelektricität zur Herſtellung des Gehörs und zur Abhelfung der Schwerhörigkeit.* Nach einem von ihm empfangenen Aufſatze. Sprenger elektriſirt ſeine Taubſtummen durch Erſchütterungen. Den Mittheiler ſetzt er mit ſeinem Endkügelchen inwendig an den Ohrbock des Ohrs, das er galvaniſiren will; in ſeinen ſpäteren Verſuchen brachte er denſelben auch in den äuſsern Gehörgang, an den zitzenförmigen Fortſatz, und in die Gegend des Felſenbeins. Den Berührer umfaſst der Kranke mit ſeiner Hand, und führt ihn abwechslungsweiſe zum Erreger. Um die Zahl der auf dieſe Art in einer gegebenen Zeit mitzutheilenden Erſchütterungen genau abmeſſen zu können, hat *Spr.* mit ſeiner Säule noch eine Art von Getriebe, von Hn. *W.* ſehr unpaſſend in dem Anhange Elektrochronometer genannt verbunden, wodurch der Erreger abwechslungsweiſe mit dem Berührer, den der Kranke in der Hand hält, in- und auſser Berührung gebracht wird. Solcher Berührungen kommen ungefähr 60 auf eine Minute, und folglich auf die vier Minuten, während welcher das einzelne Ohr jedesmal galvaniſirt wird, 240 bis 250. So elektriſirt er jedes Ohr in Zeit einer Stunde zweymal, und ſolche zweymalige Elektriſirungen nimmt er an jedem Tage dreymal vor, ſo daſs täglich während 48 Minuten die wohlthätige Einwirkung auf beide Ohren zuſammen ſtatt findet. Um die Stärke der Wirkung verſchiedentlich zu modificiren, verändert er bey einer, wie es ſcheint, immer gleichbleibenden Säule von 70 Plattenpaaren bloſs die metalliſchen Berührer, die dem Kranken bald eine gröſsere, bald eine kleinere Fläche zu umſpannen darbieten, und von demſelben bald mit trockenen bald mit naſsgemachten Händen angefaſst werden. Nie lieſs *Spr.* die Metallelektricität zumal durch beide Ohren ſtrömen. Bey einigen war nur eine Woche, bey den meiſten zwey Wochen, bey wenigen drey Wochen, äuſserſt ſelten 23 — 30 Tage fortgeſetzte Anwendung des Galvanismus zur völligen Wiederherſtellung des Gehörs nöthig. VIII. *Von dem unglücklichen Zuſtande der Taubſtummen.* Die traurigen mühſamen Taubſtummen-Inſtitute, meynt der Vf., könnten nunmehr durch die heilſame Gehörgebekunſt in angenehme Lehr- und Gehörgebe-Anſtalten verwandelt werden. Ja der Vf. verſpricht ſchon den Staaten einen neuen Flor der Manufacturen und Fabriken durch die Tauſende von Taubſtummen, welche durch die neue Wunderkunſt Gehörbeglückte werden können! IX. *Von der durch Erfahrung bewieſenen Gehörgebekunſt.* Hier werden 38 Beyſpiele von Anwendung der Metallelektricität in Taubheit und Harthörigkeit erzählt, die allerdings, wenn man den enthuſiaſtiſchen Ausrufungen Hn. *W.* blinden Glauben beymeſſen wollte, dieſes Mittel als ein wahres Zaubermittel zur Wiederherſtellung des Gehörs bewahrheiten würden. Bey ſorgfältiger Prüfung und Vergleichung dieſer Geſchichten ſteigen einem aber mannigfaltige Zweifel und Bedenklichkeiten auf. In den meiſten Fällen diente die Entfernung, in welcher die Gehörbeglückten die Menſchenſtimme, das Picken der Taſchenuhr, und das Schlagen der Wanduhr hörten, zum Maaſsſtabe ihres Gehörs, und da leſen wir dann freylich von den meiſten, daſs ſie die mäſsige Menſchenſtimme auf einige dreyſsig und vier-

vierzig Fuſs, und das Picken der Taſchenuhr auf mehrere Zolle hörten. Wie unſicher aber dieſe Probe iſt, wie leicht Täuſchungen dabey vorwalten, wie ſehr insbeſondere die Taubſtummen geneigt ſind, ſich und andere zu täuſchen, kann Rec. aus eigener Erfahrung bezeugen. Die einzige ſichere Probe iſt das Nachſprechen einzelner Buchſtaben, Laute und Wörter. Lange Uebung iſt dazu keineswegs nöthig, wie Rec. aus Erfahrung weiſs, und wie aus einem von dem Vf. ſelbſt angeführten Beyſpiele erhellet, wo ein vom fünften Jahre an nach einem Scharlachfieber ſtocktaubes nun 31 jähriges Mädchen ſchon am dritten Tage der Anwendung des Galvanismus die Grundlaute und einige leichte Wörter, die man ihm vorſagte, ziemlich gut nachahmen konnte. Warum wandte der Vf. dieſe nie täuſchende Probe in ſo wenigen Fällen an? Miſstrauen in die richtige Beurtheilung und Schätzung des Erfolgs der galvaniſchen Cur muſs ferner der Umſtand erregen, daſs bey den meiſten ſich ſchon nach ein bis zweymaliger Anwendung des Galvanismus die auffallendſte Beſſerung eingeſtellt haben ſollte, ja daſs bey einem von Geburt an, in hohem Grade Stocktauben nach einem Galvaniſiren von 48 Minuten das Gehör nach Hn. *W.* vollkommen wiederhergeſtellt zu ſeyn ſchien. Rec. ſah in den meiſten Fällen erſt nach Wochen lange fortgeſetzter Anwendung der Metallelekticität auffallende Beſſerung. Daſſelbe war gewöhnlich auch in *Grapengieſsers*, *Hellwags* u. a. Verſuchen der Fall. Beweiſet dieſs nicht von neuem die Trüglichkeit der zur Beſtimmung des Gehörs angewandten Mittel? Auch haben alle die vom Vf. zum Theil ziemlich weitläuftig erzählten Beyſpiele den gemeinſchaftlichen Fehler, daſs die phyſiologiſchen Erſcheinungen, die der Galvanismus in den Kranken bewirkte, namentlich ihre Empſindungen in den Ohren, Augen, der ganzen benachbarten Gegend u. ſ. w. die nach Beſchaffenheit der Conſtitution, des Alters u. dgl. gewiſs in den verſchiedenen Subjecten ſehr verſchieden ſeyn muſsten, gar nicht weiter erwähnt ſind. Eben ſo vermiſst man ungern die nähere Beſtimmung von der Modiſication der Stärke der Einwirkung der Säule bey verſchiedenen Subjecten. Dieſe dem Arzte und Phyſiologen intereſſanten Umſtände verdienten eher dem Publicum mitgetheilt zu werden, als alle die ausführlich erzählten Empſindungen der Entzückung, der Rührung, des Erſtaunens des Hn. *Wolke*, der Aeltern, u. ſ. w. und ſo manche Hiſtörchen, die füglich zwiſchen den vier Stubenwänden der Sprengeriſchen Apotheke hätten bleiben können.

Uebrigens ſind allerdings einige der hier erzählten Fälle von Wiederherſtellung des Gehörs ſo auffallend, und durch mehrere Proben ſo bewährt, daſs Rec. nicht unterlaſſen kann, hiermit die Sprengeriſche Methode zu galvaniſiren, zur weiteren Prüfung der Aufmerkſamkeit der Aerzte zu empfehlen. Doch muſs er bemerken, daſs ſeine bisherigen Erfahrungen der Erſchütterungsmethode nicht günſtig ſind, ſondern der Anwendung des ununterbrochenen Stromes den Vorzug einräumen. Vermiſchte Nachrichten, unter denen ſich die Beſchreibung des Elektrochronometers und einige Mittheilungen der mediciniſchen Verſuche einiger Aerzte mit dem Galvanismus befinden, machen den Beſchluſs.

* * *

Halle, b. Hendel: *Anweiſung in drey Stunden ein Maler zu werden, und die Werke der gröſsten Meiſter auszumalen, ohne Unterricht im Zeichnen gehabt zu haben.* Aus dem Franzöſiſchen neu überſetzt. 6te Auflage. 1802. 72 S. 8. (4 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. Bern: *Actenſtücke und Bericht über die Verhandlungen des erſten Landammannes der Helvetiſchen Republik mit dem erſten Conſul und dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten der fränkiſchen Republik in Paris.* Im December 1801 bis auf den 7ten Januar 1802. 16 S. 8. Dieſe äuſserſt merkwürdige Verhandlung wurde von *Aloys Reding* im Junius 1802 in wenig Exemplaren, und mit der voranſtehenden Erklärung, abgedruckt, *daſs er für die Aechtheit dieſer Actenſtücke und für die Wahrheit des Berichts ſtehe, ſich aber mit Niemand darüber in irgend eine Discuſſion noch Federſtreit einlaſſe.* Bonaparte verſprach damals Reding'en 14 Punkte. Unter dieſen ſind die Anerkennung der Helvetiſchen Republik nach einem von ihm übergebenen und nachher im Januar vollführten Plane, die Herſtellung der alten Schweizer Gränzen und des Neutralitäts-Syſtems, namentlich die Wiedervereinigung mit der Schweiz von *Biel*, *Neuenſtadt*, *Teſſenberg*, *Erguel* und *Münſterthal* die vorzüglichſten. Nur einen Punkt verweigerte der erſte Conſul ſchon damals; nämlich den, daſs Frankreich ſeine Prätenſionen auf das *Walliſer Land*, für den Gebrauch einer, auf eigene Koſten zu errichtenden und zu erhaltenden, Militär-Straſse über den Simplonberg beſchränke. — Dieſer Sammlung ſind einige Schreiben von Reding an Bonaparte und Talleyrand, ſo wie auch von Verninac, letztere nämlich zum Beweiſe, beygedruckt, daſs Frankreich die Redingſche Conſtitution *wirklich anerkannt* habe.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 10. November 1802.

ERDBESCHREIBUNG.

Frankfurt, b. Guilhauman: *Meine Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung* oder *Schilderung des sittlichen und bürgerlichen Zustandes Westphalens am Ende des achtzehnten Jahrhunderts.* Von *Justus Gruner. Zwey Theile.* 1802. 1 Alph. mit 1 Kpf. (3 Rthlr.)

Wenn man die aus übertriebener Empfindeley entstandene Wortfülle und Tiraden, die der Vf. in dieser sonderbaren Art von Reisebeschreibung verschwendet, so wie, was sein theures Ich betrifft, wegrechnet: so ist das Buch, (um mit dem Vf. zu reden) wohl nur Idee einer Reisebeschreibung. Diese ist aber so ärmlich von ihm aufgefasst, dass, wenn man ihn nicht seiner unglücklichen Liebe und Dienstsuchung wegen, welche die Reise und mit derselben die oft finstern und schiefen Ansichten veranlasst haben, mit Mitleiden ansähe, er, von mehreren Seiten her, Injurien-Klagen entgegen zu sehen haben dürfte, da, nach der eignen Erklärung des Vfs., wiewohl das Gewand Dichtung ist, doch der Stoff dazu Wahrheit seyn soll. Daher befürchtet er auch selbst, S. 11. der Vorrede, nicht ohne Grund, in mancher Hinsicht Widersprüche und Berichtigungen, denen er aber mit Stillschweigen entgegen sehen will. Rec. schränkt sich bloss auf Ostfriesland ein, und übergeht die Lästerungen über andere Länder, indem sie zum Theil unter aller Kritik sind, und nur die obrigkeitliche Rüge verdienen, wie bereits von dem Magistrat in Lemgo geschehen ist, der den Vf. in dem westphälischen Anzeiger zu öffentlichem Wiederruf und Abbitte in Rücksicht der Verläumdungen dieser Stadt aufgefodert hat.

Die Beschreibung, die der Vf. von Ostfriesland macht, ist fast durchaus falsch, ja mitunter hämisch. Diess zeigt schon die Schilderung seiner Ankunft in dem Gasthof zum schwarzen Bären in *Aurich*, in welchem sich die aus den ersten und angesehensten Einwohnern bestehende literarische Ressource von mehr als hundert Mitgliedern, eine *für* das kleine Aurich sehr wichtige Anstalt, versammelt. Der äuserst unanständige Willkommen, der ihm daselbst von der anwesenden, grösstentheils aus alten Universitätsbekannten bestandenen Gesellschaft widerfahren seyn soll, ist ganz von ihm ersonnen. Uebrigens hat der Vf. wohl daran gethan, dass er sich über den in Aurich herrschenden Ton nicht ausgelassen, da er Abends daselbst ankam und des andern Tages mit der Nachmittags Trekschuyte nach Emden fuhr. Dass es in Aurich viele wohlhabende Kaufleute geben solle, ist Rec. nicht bekannt, wohl aber, dass dort viele im Durchschnitt gut bestehende Krämer und Höcker wohnen. Das Schloss ist auch nicht von der Beschaffenheit, dass es durchaus nicht sehenswerth und nur der Wohnsitz mehrerer königlichen Beamten wäre; das innere Schloss ist nicht nur der Sitz der beiden Landescollegien, der landständischen Versammlungen und des landschaftlichen Administrationscollegiums, sondern enthält auch das landesherrliche Archiv, einen Theil der vormaligen fürstlichen und die der Regierung von dem verstorbenen Regierungspräsidenten *von Derschau*, zum öffentlichen Gebrauch, vermachte ansehnliche Bibliothek, die mit sehr kostbaren Werken versehene landschaftliche Bibliothek, und die Gemälde sämmtlicher vormaligen Grafen und Fürsten des Landes. Die äusern Schlossgebäude dienen theils zu Wohnsitzen der Präsidenten von der Regierung und Krieges- und Domainen-Kammer, des Generalsuperintendenten, und zur Haltung des Amtgerichts, theils zu Wohnungen für andre Officianten, welche verpachtet werden. Der S. 282 erwähnte Trekschuytenfahrtskanal existirt bereits seit 1799 und ist auf Aktien vieler Honoratioren, Bürger und Landbewohner angelegt, unter welchen Aktionärs grade die Kaufleute, denen der Vf. die Anlage allein zuschreibt, die allergeringste Zahl ausmachen. Nicht bloss die Passagiere sondern auch die Trekschuyten selbst werden auf halbem Wege gewechselt, damit die Post- und Frachtgüter nicht umgepackt werden dürfen. Es wird daher die von Aurich kommende Schuyte mit Personen und Güter bey dem auf halben Wege erbaueten Stationshause von dem Emder Schiffer weiter nach Emden, so wie die von Emden gekommene Schuyte von dem Auricher Schiffer weiter nach Aurich gefahren, wobey die wechselseitigen Schiffer sich die von den Speditionscomptoirs erhaltenen Personen und Frachtzettel und nach Anleitung derselben die Güter anweisen und überliefern. Der Bau hat zwar viele Kosten, aber nicht, wie Hr. G. behauptet, viele Zeit erfodert, indem der ganze 3½ deutsche Meilen lange Kanal in zwey Sommern gegraben, mit drey massiven Kasten Schleussen versehen und dergestalt vollendet worden, dass am 9ten October 1799 die Trekschuyte zum ersten mal zwischen beiden Städten fahren konnte. Den Betrag der Kosten zu erfahren, wäre dem Vf. gar nicht schwer geworden, wenn er sich nur bey seinem Wirth im Gasthofe zum schwarzen Bären, der Mitdirector dieser Anstalt war, und durch dessen aus-

dauernden patriotischen Eifer sie hauptsächlich mit zu Stande gekommen ist, darnach erkundiget hätte. Beyläufig bemerkt Rec., dass sie weit über 170,000 Rthlr. betragen. Das Herbeyführen des entfernten Wassers, zur Speisung des Kanals, ist bey weitem auch so kostspielig nicht, wie Hr. G. meynet, ist auch nicht immer, sondern nur dann erfoderlich, wenn eine lang anhaltende Dürre eintritt. — In der Beschreibung der Stadt *Emden* S. 288 u. f. findet man viele Uebertreibung. Unter den öffentlichen Gebäuden will der Vf., ausser dem Zuchthause, das er als ehrenvoll sich auszeichnend bemerkt, kein einziges, selbst nicht einmal die neue Kirche der Aufmerksamkeit werth gefunden haben. Die Charakteristik der Einwohner, deren Anzahl er nach *Hoche's* oft benutzter Reise auf 8000 anschlägt, ist seinen übrigen Erzählungen völlig entsprechend. Ein stehendes Theater ist freylich nicht in Emden, doch haben die Emder ein eignes Schauspielhaus, welches der Vf. übergeht, erbauen lassen, worin die auf die preussisch-westphälischen Provinzen privilegirte Dietrichsche Gesellschaft durchgehends im Winter spielt. Allerdings hat Emden ein Liebhaber-Concert und in den Winter-Monaten Bälle, welche daselbst nicht zu den Seltenheiten gehören, am wenigsten durch Bigotterie, Stolz und Ungeselligkeit unterdrückt werden. Ersteres wird hier, so wie in Aurich, sehr häufig von durchreisenden Tonkünstlern besucht. Der Ostfriese hält zwar nach der uralten Väter Weise auf gutes Essen und Trinken, aber bedauern muss man doch unsern Mann, wenn *er* eine wohlbesetzte Tafel als das *einzige* Vergnügen fand, was ein Fremder in Emden erwarten dürfe, und wenn er sich so unmäsig überlud, dass nur ein forcirter Ritt ihn von einer schweren Indigestion retten konnte; darum aber die Gastfreundschaft des Kaufmanns, bey dem er zu Gaste geladen war, auf eine so undankbare Art Preis zu geben, ist unverschämt. Eben so seicht und oberflächlich räsonnirt der Vf. über den Zustand der Künste und Wissenschaften in Emden. An Lesegesellschaften unter den Honoratioren und andern angesehenen Einwohnern, worin die berühmtesten und besten Schriften gehalten werden, fehlt es in Emden gar nicht. Für geringere Einwohner halten die Buchbinder Leih- und Lesebibliotheken, darin auch schon des Hn. G. Wallfahrt zur Belustigung des weiblichen Publikums aufgestellt ist, dessen Urtheilskraft er nicht über die Zeitungen hinaus zu setzen vermeynet; und eben eine solche Lesebibliothek ist der *Book en Papierwinkel* unter dem Rathhause, den der Vf. mit Hoche aus Unkunde der Sprache, für einen Buchladen gehalten. Der Besitzer desselben ist ein Buchbinder, der, so wie die übrigen Buchbinder, verfassungsmässig, neben seiner Profession, mit Schulbüchern handeln und andre Bücher zum Durchlesen verleihen darf, ohne mit Letzteren zu handeln oder solche zum Verkauf in Vorrath sich anzuschaffen. Eine eigentliche Buchhandlung existirt in Emden nicht, wie denn überhaupt nur drey privilegirte Buchhandlungen in Ostfriesland bestehen, zu Aurich, Leer und Greetsyhl. Der elende Seitenhieb, welchen der Vf. den Kaufleuten in Rücksicht ihres Lesegeschmacks giebt, verräth wiederum, dass er diese edle Classe der Emdenschen Einwohner wenig kenne. Rec. sind einige darunter bekannt, bey denen der Vf. die ausgesuchtesten mathematischen, physikalischen und andere Instrumente und Apparate, Automaten und mehrere kunst- und wissenschaftliche Gegenstände, auch ganz passende Bibliotheken, hätte vorfinden können. Eben so falsch ist die Schilderung der sittlichen Bildung und die der Geistlichkeit. Der grösste Theil der letztern, aus den verschiedenen Confessionen, besteht aus geschickten, aufgeweckten und gelehrten Männern, die von Bigotterie und Intoleranz sehr weit entfernt sind, und bey welchen wahre Aufklärung im eigentlichen Sinn zu finden ist. Von Intoleranz und Unterdrückung, welche die Obrigkeit nicht zugeben würde, ist daher in Emden auch nichts bekannt. S. 299 veranlasst der Vf. zum Lachen, wenn er behauptet, dass die Schleussen mit vielen Kosten um desswillen in Emden gehalten werden, um das Fahrwasser, welches in die Ems führt, offen zu halten. Die vielen im Lande vorhandenen See-Schleussen, also auch die in Emden, haben keinen andern Zweck, als das im Lande vorhandene überflüssige Wasser, zur Zeit der Ebbe, abzuführen, wo denn freylich durch den Strom einiger Schlamm mit weggerissen und der See wieder zugeführt wird, zur Zeit der Fluth aber das Land vor Ueberschwemmung in Sicherheit zu setzen, wo auch wieder Schlamm mit zurückkommt. Des Abstechers, den der Vf. nach S. 298 von Emden nach *Norden* gemacht, hätte er gar nicht erwähnen sollen, da die von ihm gelieferten Bemerkungen ihn ganz in seiner jämmerlichen Blösse darstellen. Das in den Marschgegenden der Wohlstand der Einwohner mit dem reichen Ertrag ihres vortrefflichen Ackers und der äusserst blühenden Viehzucht in gleichem Verhältniss stehe, hat seine Richtigkeit. Dass aber die Gewalt der See die Deiche *oft* durchbrechen und sowohl die Ueberschwemmungen als die Reparaturen der Deiche den reichen Erwerb mancher Jahre wieder verschlingen und dadurch verhindern sollen, dass die Bewohner nicht noch wohlhabender werden, davon ist seit der letztern fürstlichen und königlich preussischen Regierung, bey der vortrefflichen Beschaffenheit der Deiche und der genauen Aufsicht darüber, nichts bekannt. Irrig ist es auch, wenn der Vf. S. 300 die Stadt Norden für eine Landstadt und den Ackerbau als den Hauptzweig ihrer Nahrung angiebt. Der Haupterwerb ist Handlung; und wenn gleich diese nicht so ansehnlich ist wie in Emden: so ist sie doch sehr bedeutend, und das Mittelland wird mehr von Norden als Emden mit Waaren versehen. Dass grade die Gegend bey Norden nebst dem Rheiderlande die reichsten Bauern zählen sollte, ist eine ganz neue Nachricht. Der Reichthum und Wohlstand ist in allen Marschgegenden des ganzen Landes vertheilt, und nicht ausschliesslich in den bloss von dem

dem Vf. durchwanderten Gegenden zu Hause. Diese reichen Ortschaften in den verschiedenen Aemtern der Provinz sind der Zufluchtsort der ärmern westphälischen Landleute und Tagelöhner, welche, da es Ostfriesland an gnugsamen arbeitenden Händen fehlt, begierig von ihnen aufgesucht werden, weil sie in ihrer Heymath keine Arbeit und keinen so reichhaltigen Lohn finden, als sie bey den ostfriesischen Bauern, zur Zeit der Heu- und Kornärnte bedingen können, welcher täglich 16 gr. bis 1 Rthlr. beträgt. Da die Stadt und das ganze Amt Norden nur einen Kirchsprengel ausmachen, folglich die Landleute des Sonntags nach Norden, zur Abwartung des Gottesdienstes, kommen: so ist es den Arbeitern sehr bequem, auf dem Kirchhofe und dem daran liegenden Markte alle ihre bekannten Landwirthe, die sie sonst auf den sehr zerstreut und weit auseinander liegenden Bauerhöfen aufsuchen müssten, anzutreffen und sich bey ihnen zu verdingen. Wie kann nun der Vf. so schaamlos und boshaft seyn, diess Zusammentreffen der Brodherrn und Tagelohner mit einem Negermarkte, mit einer Sclaverey, mit einer Auswanderung zu einem harten, knechtischen Brode, oder nach S. 164 zu einem physischen und moralischen Ruin, den treuen ostfriesischen Gruss in Darreichung der Hand, mit einem verächtlichen Besehen und Betasten, zu vergleichen? Wie kann er so albern seyn, dabey den edlen Wilberforce zum Mitleid aufzurufen, der gewiss, als ein wahrer Menschenfreund, den dürftigern westphälischen Arbeitern Glück wünschen würde, dass sie hier Brod und reichlichen Verdienst finden können, was ihnen in ihrem Vaterlande kärglicher zugeschnitten wird. Hat die Vorsehung es nicht sehr weise eingerichtet, dass die kornreichen Länder den fruchtärmern Fabrikgegenden zu Hülfe kommen und so eins dem andern aushelfen müssen! Diese verläumderische Schilderung einer Einrichtung, die für die Arbeiter wahre Wohlthat, für die Landwirthe eine willkommene Hülfe ist, da einzelne, die einen grossen Wirthschaftsbetrieb haben, in den Aernte-Monaten allein an 70 Arbeiter brauchen, schändet Hn. G., und nicht, wie er meynt, die Menschheit und das Vaterland. Aus Lippe Detmold kommen jährlich 4 bis 500 Arbeiter, welche in den sechs Sommer-Monaten auf den in Ostfriesland vorhandenen 66 Ziegeleyen die Ziegelarbeit ausschliesslich verrichten, und Lippe Detmold rechnet, dass durch die 8 bis 900 auf fremde Ziegeleyen wandernden Arbeiter jährlich gegen 50,000 Rthlr. ins Land gebracht werden, welche Erwerbsart Hr. G. auch wohl mit dem Stempel knechtischer Sclaverey bezeichnet!

Von Norden reiset der Vf. nach Emden zurück, und so wie Hoche sich über den Wirth in der goldnen Kuh beklagt, dass dieser das Melken verstanden habe, so beschwert sich der Vf., der eine Nacht im Wirthshause zur goldnen Sonne zubrachte, dass die Stralen dieser Sonne mehr verzehrend als erwärmend auf ihn gefallen wären; indessen ist es natürlich, dass, da in Ostfriesland alle Bedürfnisse theuer und während des Krieges ungemein gestiegen sind, der Preis in den Gasthöfen sich darnach richtet. Von Emden gieng die Reise durch das *Rheiderland*, das nicht, wie er sagt, aus vier Aemtern, sondern aus fünf Vogteyen besteht, nämlich Jemgum und Ditzum, welche zum Amte Emden, und Bingum, Wehner und Bunde, welche zum Amte Leer gehören. Der landschaftliche *Bunder Polder* ist es, bey dem der Vf. sich verweilet. Die Beschreibung der an der Seite des Dollarts vorgefallenen Eindeichungen ist aber höchst unrichtig. Nicht von dem *Amte*, sondern der *Vogtey* Bunde sind nach und nach die Lande eingedeicht, nemlich Alt Bunder Neuland, Charlotten Polder, Neu Bunder Neuland, mit welchem zugleich der Norder und Süder Christian Eberhards Polder im Jahre 1707 (nicht 1706,) eingedeicht worden. Letztere beide sind auf Kosten des Fürsten Christian Eberhard bedeicht und nach diesem, nicht nach einem Hauptinteressenten, so genannt worden. Die Etymologie des Worts *Polder* hat dem Vf. viel zu schaffen gemacht, und auf dem Polder selbst hat er keinen Aufschluss erhalten können. Er vermeynt solchen bey Hübner in den Worten: *Locus paludosus fossis interstinctus* gefunden zu haben. Er irret sich. In den ältesten Zeiten und als man besonders im 12ten Jahrhundert anfing, die aus der See angewachsenen Lande, mittelst eines Deichs oder Damms, einzuschliessen, belegte man solche, ihrer reichen Beschaffenheit wegen, mit dem Namen der Sümpfe oder Moore, *deserta palus, terra inculta paludosa, locus paludosus*. *Polder* kommt von dem altfriesischen Worte *Pool*, ein stillstehendes Wasser, Wasserpfuhl her, weil das eingedeichte Land, Polder genannt, vorhin unter Wasser gestanden, ein Wasserpfuhl war. Dass der landschaftliche Bunder Polder unter allen ostfriesischen Eindeichungen die vorzüglichste sey, ist in Ansehung des Flächeninhalts richtig, dass aber die Bewohner an Reichthum alle ihre Landesgenossen übertreffen sollten, ist unrichtig. Nicht alles was glänzet ist Gold. Rec. kennt in dem übrigen Ostfrieslande mehrere Landleute, deren Vermögen das der Bewohner dieses Polders bey weitem übertrifft, wenn sie gleich lange nicht den übertriebenen und gar nicht zu billigenden Luxus zeigen, sondern ihre Wirthschaft ganz nach ihren Verhältnissen einrichten. Höchst lächerlich ist es, dass der Vf. den landschaftlichen Bunder Polder zu einer besondern Republik in einem monarchischen Staat erhebt, und diese Absonderung von dem übrigen Theile des Landes auch darin mit finden will, dass ihr *Gebiet*, *Territorium*, wie er es nennt, zwischen zwey hohen Deichen eingeschlossen liegt. Diess ist bey allen Poldern der Fall, wo nach und nach mehrere Eindeichungen vorgefallen sind, indem das neu zu gewinnende Land wiederum mit einem Deiche versehen werden muss, um es gegen die Seefluthen zu schützen. Den Bauer-Richter oder Schulzen, den *jede* Dorfschaft hat, sieht der Vf. für den Vorsteher der Republik an, setzt aber übrigens die vermeynte Republik

publik fälschlich unter das Amt *Leer*, statt unter das Amt *Emden*. Dieser Polder hat gegen die übrigen Poldern des ganzen Landes, in Hinsicht seiner Verhältnisse, nichts voraus, den einzigen Vortheil abgerechnet, dass sie *Erbpächter* sind, dergleichen man aber auf andern Poldern gleichfalls hat, die überdem eine ungleich geringere Erbpacht bezahlen. Dass sie ausserdem, statt der vormaligen Accise, zur landschaftlichen Casse das Consumtionsgeld bezahlen müssen, versteht sich von selbst. Dass ein Erbpachter, so lange er seinen Contract erfüllet und die Erbpacht richtig abträgt, nicht abgeäussert werden könne, gilt nicht allein auf dem landschaftlichen Bunder Polder, sondern bey allen Erbpachtsgütern im ganzen Lande. Die Caducität findet nur dann, nach vorgängiger Sentenz statt, wenn in drey nach einander folgenden Jahren die Erbpacht nicht berichtiget worden. Ueber die Erbfolge in den Landgütern fabelt der Vf., dass darüber *nichts gesetzlich bestimmt sey*, und die Kinder eines verstorbenen Erbpachters unter sich accordirten, *wer* von ihnen den Hof behalten solle. Das ostfriesische Landrecht, (dessen Gültigkeit er S. 330 selbst anführt,) bestimmt ganz deutlich, dass der älteste Bruder die Güter taxiren und der jüngste wählen soll, weil diesem und nicht jenem der Besitz des Heerdes oder Hofes gebühre. Dünkt dem jüngsten Sohne die Taxe zu hoch, so kann er dem ältesten dafür den Heerd überlassen.

(Der Beschluss folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Glogau*, b. Günther: *Ist denn kein Verein unter den christlichen Religionspartheyen möglich? und wär's jetzt nicht eben Zeit in der Welt dazu? Ein Wort zum Besten der Menschheit, denen erhabenen und christlichen Beherrschern Europens, so wie dem ehrwürdigen Oberhaupt der römischen Kirche gewidmet, und allen denen zur Beherzigung vorgelegt, denen dieser Verein am Herzen liegt*, von *J. A. D. Runge*, Pastor zu Guhrau in Niederschlesien. 1802. XII S. Vorr. u. Dedic. u. 44 S. (4 gr.) Die Hauptideen des Vf. sind folgende: 1) ein Religionsverein sey zu wünschen, denn das Wohl der Staaten beruhe auf gegenseitigem Zutrauen, und diess werde durch den Religionsverein fester gegründet, so dass Regenten, zumal, wenn sie Krieg führen müssten, Obrigkeiten und Prediger aus manchen Unannehmlichkeiten kämen, und ihre Pflichten desto treulicher erfüllen könnten. 2) Es sey auch jetzt gerade Zeit dazu, da der ehemalige Religionshass cessire, und da die verschiedenen Partheyen geneigt seyn würden, gewisse Lehrsätze anzunehmen oder fahren zu lassen, die sie bisher verwarfen oder behaupteten. Der katholische Lehrer würde gern wieder das Abendmahl unter beiderley Gestalten austheilen, und die Priesterehe billigen. Die Protestanten dagegen würden leicht wieder unter gewissen Modalitäten ein Oberhaupt der Kirche als nützlich und nothwendig anerkennen. 3) Die Ausführung aber liege den Regenten und dem Oberhaupte der katholischen Kirche ob, da die Religion die Stütze der Thronen und der Staatswohlfahrt sey. Sie müssten ein allgemeines Concilium irgendwo zusammenberufen; jeder Regent müsse gelehrte, nicht der neueren Exegese ergebene, sondern von der Wahrheit und Göttlichkeit der Religion und Bibel, und besonders von den im symbolo apostolico enthaltenen ausgemachten Sätzen fest überzeugte Theologen als Deputirte dorthin senden, die sich erst über die Grundlehren, dann über den Cultus vereinigten, hierauf eine von allen neueren Lehrmeynungen und den Resultaten der kritischen Philosophie entfernte Confession entwürfen, die dann durch die Anctorität der Regenten Europens und durch den Beytritt der ersten Religionslehrer der verschiedenen Religionspartheyen öffentlich sanctionirt würde. Immerhin möge mancher über diese oder jene Lehre anders denken, als die schriftmässige Confession lehre; so sey doch die äussere Scheidewand niedergerissen, die die Menschen bisher trennte, und werde doch mehr gegenseitiges Zutrauen befördert, welches die Basis der menschlichen Wohlfahrt sey. Ueberhaupt sey ein solcher Verein hauptsächlich nur auf die *Volksmasse* zu berechnen. Zum Schlusse werden einige Einwendungen mehr von der Hand gewiesen als widerlegt. — Schon dieser Auszug wird unsre Leser von selbst urtheilen lassen, wie einseitig, unhaltbar, unausführlich und mit den Erfahrungen aus älterer und neuerer Geschichte unvereinbar die Ideen des Vfs. sind. Ist es zu vertheidigen, dass bey der Tendenz der Religion nur der *Staatsbürger* und nicht vielmehr der *Mensch* ins Auge gefasst wird? Ist die Humanität und Aufklärung schon bey *allen* christlichen Religionspartheyen aller Orten zu der Reife gediehen, dass sich eine solche Nachgiebigkeit erwarten liesse, als der Vf. bey einem allgemeinen Religionsvereine voraussetzt? Ist die Voraussetzung, dass das symbol. apostol. unerschüttert stehen bleiben müsse, nicht übereilt, da diess noch von den wenigsten, seinen ursprünglichen Localbeziehungen nach, recht verstanden wird, und da schon diese Voraussetzung, so wie die bloss beym *Volke* beabsichtigte äussere Einheit der Confession, der Zunder zu neuem Zwietrachtsfeuer werden würde? Lässt die Geschichte aller Concilien wohl gerade von *diesem*, vom Vf. vorgeschlagenen Concilio, den gehofften und nicht vielmehr den entgegengesetzten Ausgang erwarten? Ja qualificirt sich eine Sache der Denk- und Gewissensfreyheit überhaupt wohl zu einer Concilienentscheidung? etc. So wenig Rec. der Meynung ist, dass man alles bey *Toleranz* bewenden lassen müsse, als welche an sich schon einen Fehler voraussetzt, sondern dass directer, nicht bloss von den Regenten, sondern von allen Individuen, nach Massgabe ihres Wirkungskreises, auf einen allmählig sich von selbst schliessenden Verein, zunächst nur erst unter Lutheranern und Reformirten hingewirkt werden müsste; so kann er doch die vom Vf. vorgeschlagene *Präcipitanz* in Bewirkung eines *plötzlichen* und *allgemeinen* Vereins unmöglich gut heissen, da sie mehr vom Ziele entfernt als dazu hinführt.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 10. November 1802.

ERDBESCHREIBUNG.

FRANKFURT a. M., b. Guilhauman: *Meine Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung. Von Justus Gruner. Zwey Theile.* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Dass nach S. 315 u. f. die Krämer, Wirthe, Professionisten und andere geringere Bewohner die unterthänigen Klassen der republikanischen Ackerbauern ausmachen sollen, wird ausser dem Vf., Niemand behaupten. Dass die Erbpächter diese Aftererbpächter als Eigenbehörige betrachten können, wird ihnen, bey den bestehenden Contracten und Erbpachtverhältnissen, nie beyfallen, und lässt sich diess am wenigsten daraus schliessen, wenn sie die Bauern mit dem Prädikate: *Herr* anreden. Man ist, seitdem der Cultus gestiegen, mit dem Worte Herr in Ostfriesland fast eben so freygebig, als in Münsterland mit dem Worte Excellenz. Die Kleidung der Polderbewohner ist S. 320 ziemlich genau beschrieben, dass aber *manche* der Frauen frisirtes Haar tragen sollen, ist durchaus falsch. Nur *eine* sich daselbst aufhaltende Ausländerin trägt sich frisirt. S. 324 ist die Nachricht von der Eindeichung des *Heinitzpolders*, nicht *Heinizzer Polder*, durchaus falsch. Nicht auf Kosten der Regierung, sondern auf Kosten der zwölf Entrepreneurs, welche das Land von dem Könige in Erbpacht genommen, ist dieser Polder eingedeicht. Unter den Entrepreneurs waren nur vier, die in königlichen Diensten standen; einer ist in landschaftlichen Diensten, die übrigen acht sind Bauern. Da der Landesherr diesen Polder in Erbpacht ausgethan hat: so fallen natürlich die 5 Rthlr. für jedes Diemat jährlich seiner Casse anheim. Diese Erbpächter haben auf die ihnen zugefallenen Antheile die zur Betreibung der Wirthschaft erfoderlichen Höfe erbauen lassen, und verpachten solche an Bauern, welche keinesweges ihre Knechte sind, durch die sie die Ländereyen bestellen lassen, wie der Vf. sie so verächtlich bezeichnet. Der Boden ist völlig gleicher Beschaffenheit, und dem Flor dieses neuen Polders steht nichts im Wege. Zum Beweise dieser Behauptung dient der Umstand, dass die Legung des Deichs, die den Entrepreneurs 99111 Rthlr. gekostet hat, diesen Kostenbetrag aus der Aernte des Rapsamens im *ersten* Jahre wieder gelöset haben, indem sie 500 Lasten geärntet, wovon jede Last zu 40 Louisd'or verkauft worden. Bey der Zeitpacht gewinnen sie, ausser der Hausmiethe, die bey einigen besonders 150 Rthlr. jährlich beträgt, 210 bis 290 pro Cent, indem sie das Diemat zu 400 Quadrat-Ruthen theils zu 15½ Rthlr. theils zu 19½ Rthlr. und noch darüber verpachtet haben, wogegen sie an Erbpacht 5 Rthlr. für jedes Diemat wieder abgeben. Ein solcher Bauerhof bringt also, nach der Verschiedenheit der Grösse, jährlich 1000, 1500 bis 2000 Rthlr. Zeitpacht, welche von einem Knechte nicht erwartet werden können, giebt aber zugleich den sprechendsten Beweis von der Vortrefflichkeit und Fruchtbarkeit des Bodens dieses neuen Polders. S. 326 u. f. sind, ohne es zu erwähnen, Fischbachs historisch-politische Beyträge die königlich preussischen Staaten betreffend stark genutzt. S. 329 zählt der Vf. mit Hoche 41 allodificirte Lehngüter, deren doch nur 3 vorhanden sind. Die noch jetzt bestehenden Herrlichkeiten sind von jeher der landesherrlichen Botmässigkeit unterworfen gewesen, und nicht erst während der königlichen Regierung darunter gerathen. In den Händen der Landschaft befindet sich die Erhebung der Steuern oder der Schatzungen und des Surrogats der vormaligen Accise, alle übrigen Gefälle und Abgaben aber fliessen unmittelbar in die landesherrlichen Cassen, wohin die Zeitpachten, das Schutzgeld u. s. w. gehören, deren Empfang der Vf. auch der Landschaft beylegt, so dass er das landschaftliche Administrations - Collegium sich mit der königlichen Kammer über die Einkünfte des Monarchen berechnen lässt. Welche Neuigkeiten doch Hr. G. seinen Lesern aufbindet! Dahin gehört auch die Erzählung S. 330, dass die ehemaligen Amtshauptleute oder Drosten in erster Civil-Instanz, die Landrichter aber in erster peinlicher und Polizey-Instanz nach dem ostfriesischen Land- Deich- und Syhl-Recht entscheiden sollen. Die Drosteyen sind jetzt blosse Pensionen, welche der Landesherr durchgehends um den Staat verdienten angesehenen Civil- und Militärpersonen verleiht, die dafür nicht die geringste Function haben, noch haben können, da sie oft hundert Meilen weit von der Provinz entfernt wohnen und in Garnison stehen; und die Landrichter, zu deren Ressort ehemals die geringen Verbrechen, die nicht an Leib und Leben giengen, und alle Real- und Verbal-Injurien gehörten, existiren seit 1731 nicht mehr, indem damals die Landgerichte aufgehoben und die fiskalischen Sachen den Beamten jedes Orts beygelegt wurden. Dass der Vf. von dem Ressort der Krieges- und Domainenkammer in Aurich nicht den geringsten Begriff habe, beweiset er S. 331., da er ihr bloss die Aufsicht über die

die Landespolizey und die Verwaltung des Forstwesens beylegt, dafs sie die Industrie belebe und eine Menge weiser Anstalten zur zweckmäsigen Cultur des Landes treffe. Sie ist vielmehr das hauptsächlichste Finanz Collegium des Landes, besorgt alle Polizey - Finanz - Domainen - Commercien - Bau- Forst und Jagd Salz - Debits und andere Landes-Sachen, und alle dabey angestellten Bediente sind ihr untergeordnet. Die ihr untergeordnete Haupt- oder königliche combinirte Domainen und Krieges-Casse erhebt aus der Provinz alle landesherrlichen Gefälle, bestreitet davon die vorgeschriebenen Ausgaben, und berechnet sich wegen der Ueberschüsse mit den General Cassen in Berlin. Von gleichem Gehalt, wie die Beschreibung des bürgerlichen Zustandes Ostfrieslands, ist auch die des sittlichen. Wie kann ein so flüchtiger Fufsgänger, wie der Vf., sich vermessen, darüber so absprechend als S. 333 und f. zu urtheilen? Wie konnte er das alles so in ein paar Stunden übersehen und auffassen, und sich an eine allgemeine Charakteristik wagen, da die Lebensart der Ostfriesen von so mannichfaltigen Richtungen und Abstufungen ist, dass fast jeder Ort, jedes Dorf seine besondere Einrichtung, Lebensweise und anderen Verhältnisse hat, die eine mindere oder mehrere Abweichung von andern bezeichnen. Grobe Verläumdung ist es, dafs in Ostfriesland ein gänzlicher Mangel an Aufklärung herrsche, tiefe Unwissenheit in der Religion und allen andern Kenntnissen allgemein, der Zustand der Pädagogik und der Schulen traurig, und eine Verbesserung schwerlich zu erwarten sey, da Lehrer und Prediger selbst diese aus allen Kräften zu verhindern strebten. Ein solches Urtheil kann nur ein Mann, wie der Vf., ohne Erröthen, niederschreiben. Unter denselben mögen sich höchstens 30 bis 40 finden, die mit dem Namen der Urlsperger bezeichnet werden, worunter man aber mehrere *Ausländer* antrifft; allein der bey weitem gröfste Theil zählt sehr schätzbare, wackere, aufgeklärte Kirchen- und Schulmänner, die mit Rechtschaffenheit ihrem Amt vorstehen und im Stillen Gutes wirken. Wahre Religion und reine Gottesverehrung herrscht durchgängig überall im Lande, und auf den Dorffchaften findet man sehr viele Bauern, deren Einsicht und Kenntnisse oft Bewunderung erregen; ja Rec. hat mehrmals Gelegenheit gehabt, das Geständnifs selbst von fremden in Ostfriesland angestellten Staatsdienern mit Vergnügen zu hören, dafs der Landmann in dieser Hinsicht sich gegen den oberhalb wohnenden gröfstentheils gar sehr auszeichne. Wie viele giebt es darunter, die sich schriftlich so schön, bestimmt, deutlich und correct ausdrücken können, dafs selbst Hr. G. sich eines solchen Auffatzes nicht schämen dürfte! S. 337 ist wiederum eine derbe Unwahrheit, dafs nämlich mit dem Eintritt des Herbstes in Ostfriesland alle Postordnung aufhöre. Von Ostfriesland nach Lingen ist noch nie eine fahrende Post vorhanden gewesen, so sehr man auch preufsischer Seits sich bemühet hat, solche anzulegen, weil Münsterscher Seits dazu die Hand nie geboten wurde. Bey jetzt veränderter Regierungsform im Münsterschen wird es gewifs mit zu den ersten heilsamen Anordnungen der preufsischen Regierungsverfassung gehören. Blofs eine reitende Post hat bis jetzt statt gefunden. Eben daher war auch keine Extrapost dahin möglich, und der Reisende mufs, wo die Post fehlet, natürlich mit einem Fuhrmann, so gut er kann, accordiren, wobey denn freylich keine Taxen in Betracht kommen können, wie solches sonst bey den Extraposten in Ostfriesland, der königlichen Postordnung gemäfs, der Fall ist. In den Marschgegenden fahren die Posten so lange, als die Witterung und Wege es erlauben. Sind die Wege unfahrbar, so treten Postschiffe ein, oder die Postfahrt geht über einen andern mit Sandwegen versehenen Ort, so dafs immer für das Fortkommen der Reisenden gesorgt ist. S. 340 hält der Vf. sich über die Sprüchwörter der Ostfriesen auf, und theilt eine Probe einer satyrischen Sentenz mit, die er, in einem Rahmen gefafst, an der Wand gefunden. Diese Probe ist aber nicht einheimische Waare, sondern wurde von Bilderhändlern zuerst aus Deutschland vor einigen Jahren dahin gebracht, und ins holländische übersetzt. Indessen sind Sprüchwörter mit unter auch in Ostfriesland die Sprache des gemeinen Mannes.

Dafs Hr. G. sein Mspt., bevor er es der Presse überliefert, nicht sorgfältig revidiret habe, beweisen mehrere Widersprüche, am auffallendsten aber der S. 163 mit dem S. 245. Auf der ersten Seite rühmt er die Cantons-Verfassung der preufsisch westphälischen Länder als nützlich und Bildung befördernd für dieselbe, so dafs darin der vorzügliche Grund der höhern Cultur der preufsisch-westphälischen Landleute zu finden sey, und auf der letztern sagt er von dem Oldenburger: Frey wandelt er unter Freyen; hört keine Klagen des Landmannes, dessen Söhne gewaltsam zum Kriegsdienst entrissen werden. Beides ist unverzeihliche Schmeicheley, aus eignem Interesse, um, wie S. 9 der Vorrede sich zeigt, eine Bedienung, die er in seinem Vaterlande, selbst nicht einmal als Kopist erhalten können, zu erhaschen, und erstere wohl hauptsächlich nur um desswillen angebracht, um Ostfriesland den Seitenhieb zu versetzen, dafs die dahin wandernden westphälischen Arbeiter sich daselbst physisch und moralisch ruinirten. Die zu den nothwendigen Uebeln gehörende Cantonsverfassung bleibt immerhin eine drückende Maasregel für den gröfsten Theil der Staatseinwohner, und läfst sich wohl nicht sonderlich vertheidigen, am wenigsten als Geistescultur befördernd anpreisen. — Dafs die Moralität Ostfrieslands auf der untern Stufe, wie Hr. G. will, nicht stehe, darüber kann er einen auffallenden Beweis in den Berlinischen Zeitungen vom 31sten August 1802 finden, wo in Rücksicht der gebornen unehelichen Kinder bemerkt wird, dafs in Ostfriesland nur das 66ste Kind unehelich geboren worden, wogegen in andern preufsischen Provinzen das 31ste, 24ste, 21ste, 19te, 17te, ja gar das 9te Kind unehlich sey.

Rec.

Rec. hat die vielen Unrichtigkeiten, Irrthümer und groben Unwahrheiten nicht, um Hn. G. (denn dieser gehört, nach seinem eigenen Geständnisse, zu den eigentlich unverbesserlichen Schriftstellern), sondern um anderer Reisenden willen, etwas ausführlich durchgehen müssen, um sie vor ähnlichen gefährlichen Klippen zu warnen, damit sie keine Pasquille für Reisebeschreibungen ausgeben, und damit das Publikum unverantwortlich hintergehen. — Wie übrigens Hr. G. es hat wagen dürfen, eine *solche* Wallfahrt unter dem heuchelnden Motto: *Nur in der Wahrheit ist Heil!* einer Königin zu dediciren, deren allgemein verehrter Charakter sie gegen solche Zudringlichkeiten schützen sollte, ist uns unbegreiflich.

GESCHICHTE.

ALTONA, b. Hammerich: *Weltgeschichte in Tabellen*, nebst einer *tabellarischen Uebersicht der Literärgeschichte*, von G. G. *Bredow*. 1801. 15 B. Fol. ohne die Vorrede. (1 Rthlr. 4 gr.)

Nach Hn. *Hüblers* sehr zweckmäfsig geordneten und brauchbaren Tabellen war es nicht zu vermuthen, dafs ein anderer Gelehrter so schnell der nämlichen Arbeit sich unterziehen würde; Hr. B. versichert auch selbst, dafs, wenn die Tabellen seines Vorgängers bis zu den neuesten Zeiten reichten, und um billigern Preis käuflich wären, die seinigen nicht erschienen seyn würden. Unterdessen verdient das Unternehmen keinen Tadel; es wird bey seinem etwas veränderten Plane und bey der sorgfältigen Ausführung desselben gewifs Käufer finden. Hr. B. läfst die Ereignisse und Namen vor der Sündfluth völlig weg, um sogleich bey der Entstehung des ältesten Reichs zu beginnen, und handelt nach unserm Gefühle ganz recht. In den ältern Zeiten hält er sich, mit kleinen Abänderungen, ziemlich nahe an seinen Vorgänger; in den neuern aber wird er ungleich ausführlicher, und behandelt die Geschichte beynahe wie in einem Compendium, mit Bemerkung jedes nur einigermafsen für die allgemeine Geschichte denkwürdigen Vorfalls. Das Ganze besteht aus 11 Tabellen, von denen die meisten äufserst viel fassen, ja beynahe überladen scheinen könnten. Grade diefs mag für manchen Käufer erwünscht seyn; er findet hier beysammen, was er in mehrern Compendien mühsamer aufsuchen mufs. Recens. billigt aber diese im Ganzen genau ausgeführte Anordnung nicht; er hält sie für widersprechend mit dem gewöhnlichen Begriff von tabellarischer Form, welche den schnellen Ueberblick der wichtigsten Begebenheiten, der merkwürdigsten Männer, auf möglichst beschränktem Raume gewähren soll. Die Angabe des Mehrern überläfst sie dem Compendium oder Handbuch, oder dem Manne selbst, der durch das tabellarische Hülfsmittel mit einem Male sich in seinen eignen Begriffen mit möglichster Geschwindigkeit orientiren wollte. Diefs kann er hier nur mit einiger Unbequemlichkeit, weil er unter dem Vielen mühsam das Allgemein Wichtige erst heraussuchen mufs, weil er überhaupt zu viel zu lesen hat. Ein Beyspiel macht die Sache deutlicher; wir wählen hiezu aus der achten Tabelle die Kirchenreformation. „Luther (1483 b. 1546) Augustiner-Mönch, bestritt auf der 1502 gestifteten Universität Wittenberg den päpstlichen Ablafskram 1517; appellirte 1518 von der Entscheidung des Kardinals Kajetan in Augsburg an den Papst und darauf an ein allgemeines Concilium. 1519 verschaffte ihm Maxens Tod den Schutz des kurfächsischen Reichsvicarius, Friedrichs des Weisen.“ Und so laufen dann alle einzelne Punkte in ziemlich langer Reihe fort. Auf diese Art nimmt Ludwigs XIV. Regierung eine tüchtige Columne der neunten Tabelle ein; in der Columne von Deutschland kann es dann nicht an Wiederholungen fehlen, wie z. B. mit den Reunionskammern; und mit unter entwischen dem Hn. Vf. auch Sätze, welche beweisen, dafs er nicht hinlänglich Meister seines Gegenstandes ist. Folgenden Satz z. B. wird er wohl bey nochmaliger Revision durchaus fehlerhaft finden. „1697. *Ryswicker Friede*. Deutschland erhielt die am *rechten Rheinufer* reunirten Orte zurück, in denen *aber nur* katholische Religion herrschen sollte.“ Hr. B. führt wohl in der Vorrede Pütters Reichsgeschichte an, hätte er aber seine historische Entwicklung benützt, sie würde ihn hier und an mehrern Stellen gegen schiefe Ausdrücke gesichert haben. Auch in der alten Geschichte stöfst man, doch nur selten, auf kleine Uebereilungen; wenn er z. B. bey Kleinasien die Teukrer und Pelasger als Urbewohner anführt, was sie doch wohl schwerlich waren, und dagegen die Kappadocier etc. gänzlich übergeht; oder wenn er bey Athen von der Wiederherstellung der Mauern durch Themistokles erzählt, und erst nachher von den Ereignissen der Expedition des Xerxes gegen Griechenland spricht; oder wenn er versichert, Macedonien habe anfangs zu Thracien gehört etc. — Die wichtigsten Schriftsteller des Alterthums hat Hr. B. seinen Tafeln der Geschichte schon mit einverleibt. Er übernahm aber noch besonders die nicht geringe Mühe, in drey besondern Tabellen die Literatur der alten Welt, des Mittelalters, und der drey letzten Jahrhunderte ethnographisch zu entwerfen. Zur Ausführung benutzte er vorzüglich H. Meusels Leitfaden, beweifst aber in der Anordnung vielen Scharfsinn, und in der Auseinandersetzung anderweitige Belesenheit. Bey den einzelnen Völkern findet man nicht nur die Namen aller Schriftsteller, die in irgend einem Fache sich auszeichneten, sondern auch die Bemerkung der wichtigern Umwandlungen, welche die Wissenschaften selbst in einzelnen Perioden erlitten. Die vorletzte Columne giebt durchdachte Rechenschaft von dem Steigen und Fallen der Literatur, und in der letzten Reihe findet sich das chronologische Verzeichnifs aller Universitäten Europens. — Noch ist eine Tabelle, die zur Uebersicht der *grofsen* Weltbegebenheiten dienet, hinzugefügt.

LEIPZIG,

Leipzig, b. Crusius: *Historisches Bilderbuch für die Jugend*, enthaltend Vaterlandsgeschichte. — *Sechstes Bändchen.* — 1802. 336 S. 8. m. K. (1 Rthlr.)

Dieser Band reicht von Karls V. Wahl bis auf die Eroberung der Stadt Münster, umfasst nur einen Zeitraum von 26 Jahren, und weicht also von den vorhergehenden Theilen in weiterer Anlegung des Plans sehr beträchtlich ab. Wir rechnen diess dem Vf. nicht als Fehler an, da ein grosser Theil der Geschichte, durch des mächtigen Kaisers auswärtige Unternehmungen wichtig wird, und die Reformationsgeschichte einen nicht unbedeutenden Raum einnehmen muss. Ausführliche Erzählung merkwürdiger Ereignisse ist ohnehin ein nothwendiges Erfodernis bey einer für die Jugend bestimmten Geschichte. Auffallende Fehler hat dieser Band im Vortrage nicht, und kann sie bey Robertsons, Schmids, Planks u. m. a. Hülfe, denen der Vf. grösstentheils folgt, auch nicht haben, er zeichnet sich also zu seinem Vortheile unter den vorhergehenden aus. Wir tadeln nur den Mangel richtiger Auswahl; die in einzelnen Punkten zu grosse Ausführlichkeit in der allzulutherisch geschriebenen Entwicklung der Reformationsgeschichte; und noch mehr gleich anfangs den für Kinder unnöthigen Aufwand von Worten über die Wahlkapitulation Karls V, bey der man doch erst durch Combination errathen muss, dass ihre grösste Merkwürdigkeit darin bestehe, dass sie die erste schriftlich verfasste, war. Sehr gut erzählt findet dagegen Rec. die Gefangennehmung Franz I. in der Schlacht bey Pavia, und das kränkende Benehmen Karls gegen seinen unglücklichen aber edler denkenden Gefangenen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Griechische Literatur. Ohne Druckort und Jahrzahl, (*Paris*, b. Fuchs): *Lettre d'Et. Clavier à D. Coray*, ou *Observations sur Pausanias.* 14 S. 8. Wenige Blätter, die aber eine grosse und vielversprechende Unternehmung verkündigen! Hr. *Clavier*, durch Coray's Unterrichs zu einem der trefflichsten Kenner der griechischen Literatur in Paris gebildet, arbeitet, auf Anrathen und mit Unterstützung seines scharfsinnigen Lehrers, an einer französischen Uebersetzung des *Pausanias*, wozu er fünf Handschriften der Nationalbibliothek und ungedruckte Anmerkungen von dem berühmten *Henry de Valois* benutzt. Zu den eigenen kritischen Noten des Uebersetzers, nach welchen diese Probeschrift sehr begierig macht, werden archäologische Erläuterungen von dem geistvollen Antiquar *Visconti* kommen, wie man sie dem Werke des Pausanias schon längst gewünscht hat. Der Geograph *Barbier du Bocage* aber, derselbe, welcher die Karten zur *Voyage du jeune Anacharsis* lieferte, wird auch hier das geographische Fach, die Karten, Plane u. s. w. bearbeiten. Dass auch *Coray* aus der Fülle seiner griechischen Gelehrsamkeit zur Vervollkommnung dieses Werkes beytragen wird, haben wir bereits bemerkt. — Voran geht in diesem Bogen eine kurze, aber treffende Würdigung der vorigen Herausgeber. Von dem neuesten urtheilt Hr. Clavier: *Je ne sais si Mr. Facius a la même excuse à donner que Kuhnius; mais son travail me paroît fait avec beaucoup de précipitation; il n'a pas rassemblé avec soin les conjectures qui avaient été faites sur le texte de Pausanias depuis Kuhnius, il n'a pas même extrait fidellement les notes de le dernier. Cependant, à en juger par quelques-unes de ces conjectures, il étoit en état de bien faire, ce qui me fait croire qu'il a été pressé par les libraires, malheur commun à presque tous les éditeurs d'Allemagne.* Sodann folgen sechs eigene kritische Bemerkungen des Vfs., durch deren vollständige Mittheilung wir vielleicht manche Leser verbinden. I, 3. p. 10. ed. Kuhn. Τοὺς δὲ θεσμοθέτας ἔγραψε Πρωτογένης Καύνιος· Ὀλβιάδης δὲ Κάλλιπον, ὅς Ἀθηναίους ἐς Θερμοπύλας ἤγαγε, φυλάξοντας τὴν ἐς τὴν Ἑλλάδα Γαλατῶν ἐσβολήν. Die letzten Worte beziehn sich, nach der griechischen Wortfolge, offenbar auf den Olbiades; allein die Ausleger ziehen sie, der Geschichte gemäss, zu Kallipus: um Geschichte und Wortstellung in Harmonie zu bringen, verbessert Hr. C. nach Anleitung der Handschriften: Ὀλβιάδης δὲ Κάλλιπον, ὅς κ. τ. λ. *et Olbiades y a peint Callipus, qui commanda les Athéniens* etc., wobey die geringere Schwierigkeit bleibt, dass der Maler Olbiades sonst nicht bekannt ist. I, 11. p. 26. 27. Πέργαμος — τῇ πόλει τὸ ὄνομα ἔδωκε τὸ νῦν ἀπ' αὐτοῦ, καὶ Ἀνδρομάχης (ἠκολούθει γάρ) ὢν καὶ νῦν ἐστιν ἡρῷον ἐν τῇ πόλει. Um die Verworrenheit in diesen Worten zu heben, schlug schon *Jacobs* vor: (ἠκολούθει γὰρ υἱῷ) κλεινόν ἐστιν ἡρῷον κ. τ. λ. Andere anders. Am besten Hr. C. τὸ νῦν ἀπ' αὐτοῦ, οὗ καὶ Ἀνδρομάχης (ἠκολούθει γὰρ σὺν) καὶ νῦν ἐστιν ἡρῷον ἐν τῇ πόλει. — Eine treffliche Untersuchung über den Beynamen des Callimachus (I, 26. p. 63. καὶ ὄνομα ἔθετο κακιζότεχνος, wofür die Codd. zum Theil κατατηξίτεχνος, κατηξότεχνος, Vitruvius hingegen *catatechnos* haben), leitet zu dem Resultat hin, dass κακιζότεχνος mehr Tadel als Lob enthalten würde, und dass mithin hier κατάτεχνος (τῆς λεπτότητος ἕνεκα καὶ χάριτος, wie Dionysius, oder *propter elegantiam et subtilitatem artis*, wie Vitruvius sagt,) die wahre Lesart sey. — III, 18. p. 254. Schon *Heyne* (*Antiquar. Aufsätze* 1. S. 83.) brachte über diese Stelle eine unglückliche Conjectur vor; eine etwas bessere *Facius.* Hr. C. verbessert: Τοὺς δὲ ἀρχαιοτέρους δεκάτην τοῦ πρὸς Μεσσηνίους πολέμου φασὶν εἶναι, und übersetzt: *On y voit une statue* (d'Ainetus) *et des trépieds de bronze; les plus anciens avoient été faits, à ce que l'on dit, de la dîme du butin fait dans la guerre contre les Messéniens.* — III, 16. p. 243. berichtet Pausanias von einem Altar, welcher der Lathria und Aeaxandra geweihet war: θυγατέρες δὲ ἦσαν Θερσάνδρου τοῦ Ἀγαμηδίδα, βασιλεύοντος μὲν Κλεεστωναίων, τετάρτου δὲ ἀπογόνου Κτησίππου τοῦ Ἡρακλέους. Ἀγαμηδίδα (st. Ἀγαμιδίδα) hat schon *Sylburg* richtig hergestellt. Aber wer waren die *Kleestonäer?* Durch eine ungemein glückliche Combination der Stellen b. Apollodor, II, 7. 4. 8. Strabo IV. p. 670. und Homer. Iliad. X, 266. trifft Hr. C. das Wahre: βασιλεύοντος μὲν Ἐλεωναίων. — X, 17. p. 837. οἱ δὲ καὶ Δαίδαλον ἀποδρᾶναι τηνικαῦτα, καὶ οἴκου διὰ τὴν ἐπιστρατείαν τῶν Κρητῶν, καὶ ἀποικίας ἐς τὴν Σαρδῶ μετασχεῖν τῷ Ἀρισταίῳ νομίζουσι. Die beiden Worte καὶ οἴκου geben keinen Sinn; tilgt man mit *Facius* das erste, so ist nichts geholfen. Eine glückliche und unbezweifelt wahre Emendation war auch hier dem Scharfsinn des Hn. *Clavier* aufbehalten: Καμίκου. Vgl. Herodot. VII. §. 170. Diodor. Sicul. IV. §. 79.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 11. November 1802.

GRIECHISCHE LITERATUR.

1) Zweybrücken, a. d. Druckerey d. Verlagsgesellschaft: Ἀχίλλεως Τατίου Ἀλεξάνδρεως Ἐρωτικῶν βιβλία η'. *Achillis Tatii Alexandrini de Clitophontis et Leucippes Amoribus Libri VIII.* Graece et Latine. Textum recognovit, selectamque lectionis varietatem adjecit *Christ. Guil. Mitscherlich*, Professor Gottingensis. 1792. XX. u. 363 S. gr. 8.

2) Ebendas.: Λόγγου Ποιμενικῶν τῶν κατὰ Δάφνιν καὶ Χλόην βιβλία δ'. *Longi Pastoralium de Daphnide et Chloe Libri IV.* Graece et Latine. Accedunt *Xenophontis Ephesiacorum de Amoribus Anthiae et Abrocomae Libri V.* Textum recognovit, selectamque lectionis varietatem adjecit *Christ. Guil. Mitscherlich*, Prof. Gotting. 1794. XVI. u. 330 S. gr. 8.

3) Parma, a. d. königl. Druckerey b. Bodoni: Λόγου Ποιμενικῶν τῶν κατὰ Δάφνιν καὶ Χλόην βίβλοι τέσσαρες. Cum proloquio [*Pauli Mariae Paciaudii*] de libris eroticis antiquorum. 1786. 23, 73 und 164 S. med. 4.

4) Leipzig, in d. Sommerschen Buchh.: *Longi Pastoralia.* Graece et Latine. Cum proloquio *P. M. Paciaudii* de libris eroticis antiquorum. Graeca recensuit, notasque criticas adjecit *G. H. Schäfer.* 1803. (eigentlich 1802). LII. u. 460 S. in Taschenformat.

5) Leipzig, b. Hecht: *Leukippe. Ein Roman aus dem Griechischen des Achilles Tatios.* 1802. VIII. 360 u. 72 S. kl. 8.

Der doppelte Zweck, den man beym Lesen der griechischen Liebesromane haben kann, führt auf eine doppelte Art der Bearbeitung hin. Entweder will man diese sonderbaren Producte der entarteten griechischen Muse überhaupt etwas näher kennen lernen, um sich einen Begriff von der seltsamen Erscheinung am literarischen Horizonte zu bilden, welche, wie ein scharfsinniger Kunstrichter mit Recht sagt, nicht durch ihre Grösse und Schönheit, wohl aber durch ihre Eigenthümlichkeit und durch die begleitenden Umstände auffällt. Oder man hat ein besonderes Interesse, sich die Eigenheit der Darstellung und hauptsächlich die Zierlichkeit der Diction bekannt zu machen, welche diesen Werken einen hervorstechenden, ja ihren einzigen Vorzug gewährt; und zwar entweder, um überhaupt seine Sach- und Sprachkenntnisse, durch Vergleichung der Kopieen mit den Originalen, zu erweitern, oder in der würdigeren Absicht, den unverdorbenen Geschmack früherer Zeiten von dem sophistischen des späten Zeitalters unterscheiden zu lernen, und sich durch auffallende, auch für Producte der neuesten Literatur folgereiche Beyspiele zu belehren, wie an die Stelle der Natur Uebertreibung und Künstlichkeit, an die Stelle einfacher Bescheidenheit Aufwand und Ueppigkeit, und an die Stelle einer unzweydeutigen Grösse und Würde die Schminke einer falschen Beredsamkeit trat. Für den ersten Zweck einer flüchtigen Bekanntschaft sorgt ein Herausgeber hinlänglich, wenn er einen möglichst berichtigten Text, und ein Uebersetzer, wenn er ein eben so richtiges als treues Nachbild liefert. Solchen Lesern hingegen, welche durch diese Werke ihre Einsichten in den griechischen Sprachschatz zu bereichern wünschen, müssen Sprachgelehrte und Erklärer zu Hülfe kommen, welche die Aechtheit oder Unächtheit einzelner Redensarten prüfen, die gelehrten Formen und ausgesuchten Idiotismen aus älteren Schriftstellern erläutern, und den ganzen Schmuck rednerischer Zierrathen in Erwägung ziehen. Je mehr sie bey diesem Geschäfte nicht bloss Sammlerfleiss, sondern wahren Geschmack und ein gründliches, unbestochenes Urtheil an den Tag legen: desto nützlicher werden ihre Erklärungen seyn; selbst für Kenner der Sprache und Literatur, denen, bey einer allgemeinen richtigen Schätzung, doch nicht immer die Bestätigung des Einzelnen sogleich während der Lectüre zu Gebote steht. — Wir leugnen nicht, dass beide Rücksichten — der Kritik und einer solchen Exegetik — sich in Einer Ausgabe vereinigen liessen; ja wir behaupten, dass sie in einer vollkommenen Ausgabe vereiniget seyn sollten: allein wie schwer und selten ein solcher Verein sey, erhellet schon daraus, weil diejenigen Erklärer, deren Fülle von Sprachgelehrsamkeit wir bewundern, wie D'orville zu Chariton und der Baron Locella zu Xenophon Ephesius, in kritischer Hinsicht gar vieles zu wünschen übrig gelassen haben. Möchte von ihnen nur wenigstens in Ansehung der Exegetik jene höhere Foderung der Kunst, die wir angaben, vollkommen befriediget worden seyn!

Diese Bemerkungen scheinen geschickt, den Werth der vor uns liegenden Bearbeitungen am sichersten zu bestimmen. Auf Entwicklung der Darstellung in einzelnen Stellen, auf Erläuterung und Prüfung der Sprache leisten sie sämmlich Verzicht.

Sie

Sie rechnen blofs auf Lefer, welche den Inhalt und die Form der griechifchen Romane *überhaupt* wollen kennen lernen, und Hr. *Mitfcherlich* namentlich läfst fich in der Vorrede zu Achilles Tatius über den Zweck feiner Ausgaben folgendergeftalt vernehmen: *Quum Erotici fcriptores Graeci ab iis fere evolvi foleant, qui jam accurata Graecae linguae fcientia, judicioque, lectione veterum fcriptorum fubacto atque polito, praediti, hoc folum agant, ut, quid ab hac parte fequioris aevi fcriptores praeftiterint, qua arte antiquiores imitando expresserint, vel quo modo, a recto tramite devii, faeculi fui fordes prodiderint, atque immifcuerint, omninoque orationis, fententiarum, compofitionisque rationem cognofcant: hoc fibi muneris unice impofitum exiftimabit is, qui ad edendos eos animum adjicit, ut textum, quem vocant, quoad ejus fieri poffit, emendate expreffum exhibeat, qui adeo absque ulla gravi offenfione tractari atque perlegi poffit.* Dafs diefes Urtheil nicht ohne grofse Einfchränkung wahr fey, fcheint aus unferen obigen Bemerkungen hervorzugehen. Wir wollen indefs darüber nicht rechten, zufrieden, wenn die Bearbeiter nur *den* Zweck, welchen man ihren Bearbeitungen unterlegen kann, glücklich erreicht haben.

Im Allgemeinen läfst fich diefs allerdings behaupten. Sämmtliche *Editoren* liefern den Text berichtigter, als fie ihn bey ihren unmittelbaren oder früheren Vorgängern fanden; und die deutfche *Ueberfetzung* erfüllt, was fie verfpricht. Sie hat die griechifche Simplicität, welche beym Achilles öfters in Witzeley übergeht, im Ganzen glücklich nachgebildet, und den Griechen mit feinen Eigenheiten, doch nach den Einfchränkungen, welche unfere Sprache zu machen berechtiget ift, im Ganzen gut dargeftellt. Ueberdiefs find ihr *philologifche Bemerkungen* beygefügt, welche zur Berichtigung des Textes mit Scharffinn und Belefenheit das ihrige beyzutragen fuchen. Dürfen wir indefs diefes allgemeine Urtheil fchärfer, durch eine gegenfeitige Parallele, beftimmen: fo glauben wir behaupten zu können, dafs für den befchränkten Zweck, den wir oben bezeichneten, gleichwohl die *Bodonifche* Ausgabe das Meifte, die *Mitfcherlichifchen* Ausgaben weniger, aber noch immer verhältnifsmäfsig genug, die *Schäferifche* hingegen das Wenigfte vermiffen laffe; dafs endlich die deutfche *Ueberfetzung* bey aller Natürlichkeit und Anmuth doch zuweilen richtiger, und die ihr angehängten Bemerkungen hie und da weniger mit prunkenden Citaten erfüllt, und defto tiefer gefchöpft feyn könnten. — Ein genaueres Detail diefer Arbeiten wird hoffentlich unfer Urtheil rechtfertigen.

Die *Bodonifche* Ausgabe des *Longus* (Nr. 3.) ift ein blofser Abdruck der *Villoifonfchen*: fie erfreuet fich alfo derfelben Vorzüge, welche der franzöfifche Gelehrte feinem Texte durch Scharffinn und noch mehr durch Zuziehung vollftändigerer Handfchriften verliehen hat; fie theilt aber auch mit ihr alle Fehler, welche der Mangel an grammatifch-gründlicher Sprachkenntnifs, der in diefer Arbeit *Villoifon's* nicht zu verkennen ift, in dem Texte zurück gelaffen, oder wohl erft in denfelben gebracht hat: fie ift überdiefs, was bey einem Prachtwerke der Typographie doppelt unangenehm auffällt, nicht einmal mit hinlänglicher Sorgfalt von Druckfehlern gereiniget.

Was Hr. Prof. *Mitfcherlich* in der Vorrede zum *Achilles Tatius* verfichert: dafs er den Text häufig von den Fehlern der Abfchreiber und Editoren, theils in einzelnen Worten, theils und befonders in der Interpunction, befreyet, und hie und da durch Aufnahme fremder, zuweilen auch eigener Conjecturen verbeffert habe; daffelbe gilt auch von feinem *Longus* und *Xenophon*, und von beiden um fo mehr, da er bey dem erften *Villoifon's* Text, und bey dem zweyten die Recenfion des Baron *Locella* (f. A. L. Z. 1797. Nr. 37.) vor fich hatte. Diefer folgte er; indeffen gefteht er felbft, dafs noch viele Stellen unverbeffert geblieben, welche die Hülfe der Handfchriften oder fcharffinniger Kritiker erwarten. Defshalb hat er auch beym *Achilles* die lateinifche Ueberfetzung von *Crucejus* beygefügt, welche unter den Händen einfichtsvoller Kritiker oft noch den Dienft guter Handfchriften leiftet. Und nur eine folche Rückficht kann, unferes Bedünkens, die Aufnahme lateinifcher Verfionen bey Schriftftellern, wie die Erotiker find, rechtfertigen: fonft fcheinen uns hier Ueberfetzungen eben fo unzweckmäfsig zu feyn, als wenn heut zu Tage noch jemand auf den Einfall käme, die *homerifchen* oder *hefiodifchen* Gedichte durch beygefügte lateinifche Verfionen zu vertheuern. Hr. *Mitfcherlich* indefs fcheint in dem gegenwärtigen Falle von dem Plane der Zweybrücker, und Hr. *Schäfer* von dem Willen des Verlegers abhängig gewefen zu feyn. Beym *Longus* haben daher beide die Ueberfetzung, welche von *Villoifon* aus der Jungermannifchen und Mollifchen zufammengefetzt worden, beybehalten; jedoch fo, dafs Hr. *M.* fie den von ihm zuerft geänderten Stellen des Textes gröfstentheils mit Sorgfalt angepafst, Hr. *S.* hingegen ohne Rückficht auf feine Textesänderungen wiederholt hat. Beym *Xenophon* endlich hat Hr. *M.* (was uns am meiften befremdet) die Verfion von *Cocchius* aufgenommen, von welcher Locella, der eine weit beffere gab, mit allem Recht urtheilt: *univerfam fi fpectes, bene Latinam atque elegantem dicere poffis; non item fi fingulatim examines: de reliquo* n e c a c c u r a t a e f t, n e c f i d e l i s. Hn. *Mitfcherlich* konnte diefes nicht entgehen, zumal wenn er die oft züchtigenden Noten feines nächften Vorgängers las: aber er fcheint, eben weil er diefs wufste, in der Vorrede diefen Punkt ganz mit Stillfchweigen übergangen, und die Lefer über feine Wahl der Ueberfetzung abfichtlich in völliger Ungewifsheit gelaffen zu haben.

Wir kommen auf den griechifchen Text und die unter ihm ftehenden Noten zurück. So willig wir hier die Vorzüge anerkennen, welche der Ausgabe des Achilles vor der Bodenfchen, und überhaupt allen

allen drey Ausgaben des Hn. *Mitscherlich* vor den übrigen Zweybrückern gebührt, welche insgesammt, wenn wir etwa den Aristoteles ausnehmen, mit Planlosigkeit veranstaltet, die Wiederholung schlechter Texte nicht einmal durch eine sorgfältige Berichtigung der offenbarsten Druckfehler verzeihlicher machen: so wenig dürfen wir verhehlen, dass bey Hn. *M's.* Arbeit überhaupt eine gewisse Flüchtigkeit und Ungenauigkeit sichtbar ist, die man indess dem beschäftigten Manne in der Periode seines horazischen Studiums vielleicht noch am ersten verzeihen muss. Sonst würde es auffallender seyn, dass er eine grosse Menge Stellen unverbessert fortpflanzte, zu deren Abänderung nicht etwa ein glücklicher Augenblick der kritischen Divination, sondern bloss grammatische Sorgfalt und Sprachkenntniss nöthig war: es würde doppelt befremden, dass er nicht einmal alle Abweichungen seiner Recognition von den ältern Texten in den Noten verzeichnet, nicht einmal die *richtigen* Verbesserungen seiner Vorgänger, namentlich des scharfsinnigen Salmasius zu Achilles Tatius, vollständig angegeben, geschweige für die Berichtigung seines Textes andere philologische Schriften, wo oft gelegentliche Emendationen vorkommen, benutzt hat. Selbst *Wyttenbach's* Conjecturen über den Achilles werden erst in der Vorrede (aus der *Bibliotheca Crit.* Vol. 1. P. II. p. 44.) nachgeholt. In Ansehung vieler anderer Schriften werden manche, von ergiebigen Bibliotheken entfernte Philologen Hn. *M.* die glückliche Lage beneiden, welche er, wenn er nur wollte, mit leichter Mühe für seine Autoren hätte benutzen können. Wir heben einige Stellen aus, um unser Urtheil nach den einzeln angegebenen Punkten zu bestätigen. Achilles Tat. V. c. XXI. p. 226. Ὄμνυμί σοι, φιλτάτη, τοὺς πατρῴους θεούς, sagt der Liebhaber zu seiner Geliebten, ἦ μὲν σφόδρα καὶ αὐτὸς ἐπείγομαί σου τὴν σπουδὴν ἀμείψασθαι. Der griechische Sprachgenius erfoderte ἦ μὴν. — II. c. XIV. p. 66. Ἀπορούντων δὲ αὐτῶν, τίνι λέγει τὸ μάντευμα. Sinn und Sprache erheischen τί νῦ λέγοι. VI. c. XVII. p. 269. ἐπεὶ δὲ εἶδεν τὴν Λευκίππην, ἀνεφλέγει τὴν ψυχήν, καὶ ἔδοξεν αὐτῷ τότε καλλίων γεγονέναι. Die grammatische Genauigkeit fodert ἀνεφλέγη τὴν ψυχήν. — II. c. XXIII. p. 82. ἐπεὶ δὲ ἧκεν πρὸς τὸν Σάτυρον, εἶτα δειπνήσας, ἔμελλεν ἀπιέναι. Die Verbindung der Sätze verlangt εἶτα δὲ δειπνήσας. Der Ursprung dieser Corruptel ist klar. — V. c. XVII. p. 217. Ἐλέησόν με, sagt eine mit Ketten belastete Fremde zu Melitten, δέσποινα, ἐλευθέραν μὲν, ὡς ἔφην, δούλην δὲ νῦν, ὡς δοκεῖ τῇ τύχῃ. Statt des sinnlosen ὡς ἔφην hätte hier unbedenklich *Berger's* und *Herel's* (Epistol. critic. p. 62.) Verbesserung ὡς ἔφυν in den Text aufgenommen werden sollen. Auch der deutsche Uebersetzer hat die Stelle (S. 215.) gut gefasst: „Erbarme dich, Gebieterin, „rief sie uns zu, eines unglücklichen Weibes, das „zwar *frey geboren* ist; jetzt aber — so wollte es „das Schicksal — *zur Sklavin wurde!*" — Nicht weniger fehlerhaft ist I. c. V. p. 16. τοῦτό μου μᾶλλον, ἐσθὲν εἰς τέλος, τὴν ψυχὴν ἐξέκαυσεν, wo jedoch wenigstens die Note etwas besseres beut. Desgleichen I. c. XIV. p. 36. φαλάραις ἀργυραῖς, wo nicht einmal bemerkt worden, dass andere Ausgaben richtiger φαλάροις ἀργυροῖς lesen. Eben so wenig ist III. c. VIII. p. 120. die richtige Lesart des Codex Anglicanus ἀναφέρει δὲ λυπούμενον Ἡρακλῆς von Hn. *M.* angeführt, welche Salmasius aus guten Gründen billigte, und die das gewöhnliche ἀναφέρει δὲ λυπουμένῳ Ἡρακλῆς schon längst hätte verdrängen sollen. S. *Abresch. Dilucidatt. Thucydid.* p. 88. u. 809. — Richtig hatte auch schon *Salmasius* I. c. I. p. 5. αἱ δὲ πρασιαὶ τῶν ἀνθῶν ὑπὸ τὰ πέταλα τῶν φυτῶν στοιχηδὸν ἐπεφύκεσαν verbessert. Man hält es der seichten Sprachkenntniss eines *Boden* zu gute, wenn er στιχηδὸν festhält, „*quod Salmasianum vocabulum sit* στοιχηδὸν, *nusquam locorum reperiundum.*" Aber Hr. *M.*, dem wohl *Dion. Halic.* A. R. II, 71. p. 388. *Dio Cass.* XL, 2. p. 227. *Apollon. Rhod.* I, 1004., nebst *Hesichius* Glosse, bekannt seyn mussten, hätte dem unkritischen Vorgänger nicht folgen sollen. — I. c. XXXI. p. 91. ἐπεὶ δὲ πάντες ἐκάθευδον, περὶ πρώτας νυκτὸς φυλακὰς πρόσιμεν ἀψοφητί, Λευκίππην τοῦ Σατύρου χειραγωγοῦντος, muss ohne Zweifel verbessert werden πρόϊμεν. — Bey der Schilderung des Schiffbruchs I. c. I. p. 106. αἰφνίδιον δὲ μεταλλάττεται τὸ πνεῦμα ἐπὶ θάτερα τῆς νηός, καὶ μικροῦ βαπτίζεται τὸ σκάφος· τοῦ μὲν τέως εἰς κῦμα κλιθέντος, ἀναθορόντος ὀξεῖα ῥοπῇ· θατέρου δὲ ἠωρεῖτο καταῤῥαγέντος εἰς τὴν θάλατταν, führt Hr. *M.* bloss die Salmasische Verbesserung, ὡς ἐκεῖνο ἠωρεῖτο, jedoch ohne Nennung ihres Urhebers an. Auch der deutsche Uebersetzer ist ihr gefolgt: „der eine Theil des Schiffes, der sich bisher in die Fluten geneigt hatte, sprang mit einem heftigen Stoss in die Höhe, und der andere stürzte, *so wie jener emporsprang*, in die Fluten nieder." Allein der volle Gegensatz scheint etwas anders zu fodern. Vielleicht ὃ τέως ἠωρεῖτο. Ein sorgfältigerer Schriftsteller würde vielleicht ein anderes Tempus gewählt haben; aber Scribenten dieses Schlages, wie unsere Erotiker, vernachlässigen eher die gehörige Folge der *temporum*, als eine abgemessene, den Regeln der Concinnität entsprechende Opposition. —

Zu allen diesen Verbesserungen bedurfte es keinesweges eines besonderen kritischen Scharfblicks, wiewohl auch diesen Hr. *M.* in anderen Schriften bewährt hat: eine achtsame Anwendung der Sprachkunde und der schon aus anderen Ausgaben bekannten Lesarten war hiezu vollkommen hinreichend. In anderen Stellen konnte die Vergleichung anderer kritischen Werke, worin die Erotiker gelegentlich behandelt werden, für die Bildung des Textes von Nutzen seyn. Wir bleiben auch hier bey *Achilles Tatius* stehen. V. c. 5. p. 194 hat Hr. *M.* wiederum nicht angemerkt, dass die Lesart ἡ γὰρ Φιλομήλας τέχνη σιωπῶσαν εὕρηκε φωνήν· ὑφαίνει γὰρ πέπλον ἄγγελον, zuerst von *Salmasius* hergestellt worden. Andere, selbst der treffliche *Codex Anglicanus*, geben πέπλον ἄλλον, welches *Koen ad Auct.* de

de Dialect. p. 332. und *Toup Emendatt. in Suidam* II. p. 62. ed. Oxon. nach einer wahrscheinlicheren und sinnreicheren Conjectur in *πέπλον λάλον* umändern. Gleich darauf folgt: *καὶ μιμεῖται τὴν γλῶτταν ἡ χείρ.* Der deutsche Uebersetzer hat das sprechende Beywort ganz übersehen: „Philomelens Kunst erfand eine schweigende Rede. *Sie webt ein Gewand* u. s. w." — Bey der schwierigen Stelle, welche eine Beschreibung der Syrinx enthält (VIII. c. VI. p. 221.), wo auch dem deutschen Uebersetzer weder das Uebertragen noch das Conjecturiren gelungen ist, hat Hr. *M.* bloss die *Salmasischen* Noten wieder gegeben, aber wiederum ohne den Verfasser derselben zu nennen, und dabey ohne alle Rücksicht auf die Bemerkungen *Lennep's Animadv. ad Coluth.* p. 73.), welcher von jenen das Urtheil fällte: *Quae de hoc loco notavit Salmasius, pleraque a mente auctoris aliena sunt.* V. c. XIX. p. 222. *ὁ γὰρ λογισμὸς πέμπων τῆς ψυχῆς τὰ ὄμματα πρὸς τὴν ἐπαγγελίαν τῶν γραμμάτων, ἔδειννυε τὰ ὁρώμενα ὡς δρώμενα*, hat schon *Toup ad Longin.* p. 373. *ἀπαγγελίαν* verbessert.

(Die Fortsetzung folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Kopenhagen*, b. Arntzen u. Hertier: *Dogmatis de descensu Jesu Christi ad Inferos historiam biblicam atque ecclesiasticam composuit, variisque observationibus critico philologicis illustravit Joannes Clausen,* Theol. D. et Sacror. apud Stubbecopienses in Falstria primar. Antistes. 1801. 87 S. 8. (6 gr.) Diese Abhandlung, welche einen Beweis von der Gelehrsamkeit und liberalen Theologie des Vfs. liefert, zerfällt in zwey Theile, in den exegetischen und historischen. In dem ersten werden alle die Stellen der Bibel exegetisch beleuchtet und beurtheilt, welche man sonst für das Dogma des Descensus anzuführen pflegte. Sie fallen nach einer bessern Exegese sämmtlich weg, und nur die einzige 1 Petr. 2, 18. 19. ist selbst in der neuesten Zeit, z. B. von *Pott* noch so erklärt worden, dass wenigstens die Seele Jesu in den Hades fuhr und sich dort aufhielt, während der Körper Jesu im Grabe lag. Allein da diese Erklärung so wohl in Hinsicht des *ζωοποιηθεὶς in vita conservatus* ihre Schwierigkeit hat, da dieser Ausdruck sonst immer *in vitam restitutus* bedeutet, als auch in Hinsicht des Satzes selbst „er starb dem Leibe nach, *allein sein Geist blieb lebend,*" welches letzte sich bey jedem Menschen von selbst versteht und hier nichts Besonderes seyn würde: so verwirft der Vf. auch diese Erklärung, und wählt die, welche *Morus* in seinen Vorlesungen über diesen Brief von *Donat* herausgegeben, sehr deutlich auseinder gesetzt hat, nur mit einer etwas andern Modification in Ansehung des Zusammenhanges des Sinnes. Wir wundern uns daher, dass *Morus* nicht angeführt ist, da wir doch selbst seine Worte wiedergefunden zu haben glauben. Hiernach fält der Descensus auch in dieser Stelle weg, denn sie lautet nach *M.* so: „Er starb als ein niediger hinfälliger „Mensch, aber er wurde wieder zum Leben gebracht als „der erhabene Sohn Gottes (cf. Röm. 1, 3.). Daher (d. i. „eben so, wie er jetzt starb, um uns zu Gott zu führen v. 18.) „suchte er auch schon die Menschen, deren Geister sich jetzt „in der Unterwelt befinden, welche ehemals ungehorsam wa„ren, eines bessern zu belehren (also auch wieder zu Gott „zu führen) als zu den Zeiten Noahs die Nachsicht Gottes „weilte u. s. w." Diese Erklärung ist unstreitig die beste, und dem Sprachgebrauche so wie dem Zusammenhange am angemessensten. Nur würden wir bey der Frage: wie er denn jene Menschen zu belehren suchte? einer andern Erklärung folgen, als Morus und unser Vf. Christus soll sie durch Andere belehrt haben, durch den Noah u. s. w. Der Sprachgebrauch des N. T, erlaubt diess allerdings: allein eine andre Erklärung scheint näher zu liegen. Nach einer spätern jüdischen Vorstellungsart thut der Messias das, was im A. T. von Gott prädicirt wird. Er erscheint auf der Erde, belehrt die Menschen u. s. w. Wenn also Gott jene Ungehorsamen zur Zeit des Noah noch zur Besserung zu bringen suchte: so konnte diess auch vom Messias verstanden werden. Das thut hier Petrus. Deswegen würden wir auch lieber bey ἐν ᾧ suppliren *πνεύματι in welcher erhabenen Messiaswürde* er auch schon jene Menschen eines bessern zu belehren suchte, und dieses dem *proinde* vorziehen, welches Morus und unser Vf. nach dem hebr. באשר ἐν ᾧ wählen. Dagegen ist unserem Vf. folgende Auseinandersetzung der Absicht des Petrus bey dieser Stelle eigenthümlich S. 39. „*Solatium christianis afflictis* „*Apost. afferens, ne per mala, quae ab hominibus sceleratis* „*paterentur innocentes,* ad *deflectendum a relig. christ. adduce*„*rentur, satius esse innocentes pati quam nocentes affirmat.* „*Exemplo Christi rem primum illustrare studet. Is nimirum cum* „*ex decreto divino, ut homines cum Deo reconciliaret, supplicia* „*mortis sustineat* [*neret*], *non nisi vitam fragilem debilemque* „*vi hostium oppressam perdidit, quoad naturam vero eximiam* „*atque excelsam vivus est conservatus. Simili modo Christianos* „*odio hostili non omnino esse delendos* [*deletum iri*] etc." So weit lässt sich alles wohl hören: allein wenn der Vf. nun ferner die erwähnte Noachische Flut mit dem bevorstehenden Umsturz des jüdischen Staats vergleicht: so dehnt er den Sinn dieses Beyspiels weiter aus, als ihn Petrus gehabt hat. Soll noch eine weitere Vergleichung statt finden: so kann sie nur darin liegen, dass sich die jetzigen widerspenstigen Feinde der Christen zu diesen eben so verhalten, wie die ungehorsamen Zeitgenossen des Noah und seiner Familie, und dass die jetzt leidenden Christen durch den glorreichen Christus eben so zum Glück gelangen werden, als Noah mit seiner Familie gerettet wurde. — In dem zweyten geschichtlichen Theile findet sich das Bekannte aus Dietelmaier, Semler u. s. w., aber auch wieder ohne alle pragmatische Verarbeitung, wie bis jetzt immer. Der lateinische Stil des Vfs könnte besser seyn. Hin und wieder ist er ganz aus der Construction gefallen, wie z. B. in der Fortsetzung der angeführten Stelle, die wir deswegen abbrechen mussten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 12. November 1802.

GRIECHISCHE LITERATUR.

1) Zweybrücken, a. d. Druckerey d. Verlagsgesellschaft: *Achillis Tatii Alexandrini de Clitophontis et Leucippes Amoribus Libri VIII.* etc. Edidit *Christ. Guil. Mitscherlich* etc.

2) Ebendas.: *Longi Pastoralium de Daphnide et Chloë Libri IV.* etc. Edidit *Christ. Guil. Mitscherlich* etc.

3) Parma, a. d. königl. Druckerey b. Bodoni: Λόγγου Ποιμενικῶν τῶν κατὰ Δάφνιν καὶ Χλόην βίβλοι τέσσαρες. Cum proloquio de libris eroticis antiquorum etc.

4) Leipzig, in d. Sommerschen Buchh.: *Longi Pastoralia.* Cum Proloquio *P. M. Paciaudii* etc. Edidit G. H. *Schäfer* etc.

5) Leipzig, b. Hecht: *Leukippe. Ein Roman aus dem Griechischen des Achilles Tatios* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Wie viel der von Hn. *Mitscherlich* gelieferte Text durch grössere Genauigkeit, in grammatischer und kritischer Hinsicht, und durch fleissige Benutzung anderer Subsidien hätte gewinnen können, diess erhellet noch deutlicher, wenn man zwischen seiner und der *Schäferischen* Bearbeitung des *Longus* (Nr. 4.) eine unpartheyische Vergleichung anstellt. Zwar ward auch Hr. M. *Schäfer* unerwartet von dem Verleger zu dem Geschäfte gezogen; zwar nahm auch er die Recension Villoison's als Grundlage an: aber er wurde mit seinem Autor bald so vertraut, und fand, bey eigener Prüfung, so oft Gelegenheit, den unsicheren Pfad seines Vorgängers zu verlassen, dass man seinen Text mit Recht als eine neue, nach überlegten Grundsätzen der Kritik gebildete, Recension betrachten kann. Seine Noten zeugen von kritischer Sprachkunde und einer so fleissig erworbenen als glücklich angewandten Belesenheit. Allein sie setzen geübtere Leser voraus, welche die Gründe von dem, was Hr. *S.* oftmals nur durch leise Winke andeutet, selbst zu erforschen verstehen; sie sind ebenfalls bloss kritischen Inhalts und nehmen auf ästhetische Urtheile gar keinen Bezug; sie sind übrigens, bey reichem Inhalte, so weit von aller Wortfülle und diffuser Gelehrsamkeit entfernt, dass man oft wünschen muss, der scharfsinnige Herausgeber wäre, mit billiger Rücksicht auf die gewöhnlicheren Bedürfnisse der Humanisten, weniger wortkarg und dadurch verständlicher gewesen. Ohne eine beständige Zuziehung der *Villoisonschen*, und selbst der *Mitscherlichschen* Ausgabe muss der Sinn vieler Noten auch dem Eingeweiheten dunkel bleiben. Diess wird sich aus folgenden Beyspielen, welche fast eben so viele Proben von Hn. *S.* bedachtsamer Kritik sind, ergeben. Gleich im Anfange des Romans (denn das *Prooemium* hat Hr. *S.* zwar abdrucken lassen, aber mit keinen Bemerkungen begleitet, deren es freylich mehr bedürftig, als würdig war) wird Mitylene so geschildert: Νομίσαις οὐ πόλιν ὁρᾶν, ἀλλὰ νῆσον. Dafür liefern die Pariser Codd. νομίσειας, was Hr. *Villoison*, als das ἀττικώτερον, hier vorzieht: *quam tamen rationem* (fügt ungewiss Hr. *Mitscherlich* hinzu) *in hoc scriptore nimis urgeri nolim.* Ganz anders, aber richtiger, urtheilt Hr. *Schäfer*, der νομίσεις mit Recht aufnahm: *Vera est lectio: Atticam cur Villoisonus dicat, nescio. Atticum foret* νομιεῖς. *Vulgo* νομίσαις, *soloece.* Nur die letzte Behauptung, so gegründet sie ist, wird manchen, da sie ohne Anführung eines Grundes da steht, nicht einleuchten; entweder überhaupt nicht, oder weil man die Weglassung der Partikel ἄν in solchen Fällen noch immer zu vertheidigen sucht. — Ἀλλὰ ἐκ ταύτης τῆς πόλεως τῆς Μιτυλήνης, ὅσον ἀπὸ σταδίων διακοσίων, ἀγρὸς ἦν ἀνδρὸς εὐδαίμονος. Der Zusatz τῆς Μιτυλήνης erklärte schon *Wyttenbach* in der Villoisonschen Ausgabe für ein Glossem. Hr. *M.* hat ihn eingeklammert; Hr. *S.* ganz weggelassen, und überdiess die ersten beiden Worte ἀλλὰ ἐκ getilgt: wodurch die Diction reiner und geründeter wird. Ἀλλὰ war aus dem unmittelbar vorhergehenden wiederholt, und ἐκ fehlt auch in dem *Codex Ursini*; was Hr. *M.* gar nicht beobachtet hat. Nicht weit davon ist in Hn. *M.* Ausgabe das fehlerhafte δρυμὸς ἦν καὶ λόχμη κάτω βάτων zurückgerufen worden; obgleich schon *Villoison* λόχμη βάτων hatte drucken lassen. Hr. *M.* billigt diess auch selbst in der Note: aber wozu dann die Herstellung des Fehlers? *Toup's* unerwiesene Conjectur κατάβατος, was einen *locum dumis et spinis obsitum* bezeichnen *soll*, konnte doch unmöglich in Hn. *M.* Augen die Autorität des *Codex Florent.* zweifelhaft oder verdächtig machen. — Noch in demselben ersten Kap. p. 6. ed. Schäfer. (deren Seitenzahlen wir nunmehr anführen), las man sonst, wie folgt: Ἐνταῦθα ἡ αἲξ θέουσα συνεχές, ἀφανὴς ἐγίνετο πολλάκις, καὶ τὸν ἔριφον ἀπολιποῦσα, τῷ βρέφει παρέμενε. Φυλάττει τὰς διαδρομὰς ὁ Λάμων, οἰκτείρας ἀμελούμενον τὸν ἔριφον, καὶ μεσημβρίας ἀκμαζούσης κατ' ἴχνος ἐλθών, ὁρᾷ τὴν μὲν αἶγα πεφυλαγμένως περιβεβηκυῖαν, μὴ ταῖς χηλαῖς βλάπτοι πατοῦσα· τὸ δὲ, ὥσπερ ἐκ μητρῴας θηλῆς τὴν ἐπιῤῥοὴν ἕλκον τοῦ γάλακτος. Jedermann

mann fühlt, dafs in dem vorletzten Satze das Subject fehlt. Hr. *M.* ist jedoch auch hier leichten Fufses vorüber gegangen, wiewohl fchon *Larcher* in Villoifon's Ausgabe τὸ βρέφος nach ταῖς χηλαῖς einfchaltete. Mit gröfserer Wahrfcheinlichkeit fchaltet Hr. *S.* daffelbe nach dem Worte πατοῦσα ein: wodurch die Veranlaffung des Fehlers in die Augen fpringt. — I. c. II. p. 7. in der bekannten Befchreibung der Nymphenbilder, heifst es unter andern: τὸ πᾶν σχῆμα, χορεία ἦν ὀρχουμένων. Ἡ ὤα τοῦ ἄντρου, τῆς μεγάλης πέτρας ἦν τὸ μεσαίτατον. *Wyttenbach* wollte diefe Stelle fo ändern: ὀρχουμένων κατὰ τοῦ ἄντρου. Τῆς μὲν πέτρας πηγὴ ἦν τὸ μεσαίτατον. Hr. *Mitfch.* hielt ὀρχουμένων für ein Gloffem, und verfetzte die folgenden Wörter: ἡ ὤα τῆς μεγάλης πέτρας τοῦ ἄντρου ἦν τὸ μεσαίτατον. Hr. *S.* hingegen urtheilt: ὀρχουμένων *nolim pro gloffemate haberi.* Er erweifet aus Ariftoph. Plut. 761., dafs χορεία mit ὀρχουμένων richtig verbunden werde, *nomine affinis quidem fignificationis, fed tamen diverfae;* und fetzt, ohne weitere Aenderung: ἡ ὤα, *ora, margo* (was fonft τὸ λῶμα heifst): wodurch der Sinn klar wird. Gleich darauf folgt: Ἀνέκειντο δὲ καὶ γαυλοί, καὶ αὐλοὶ πλάγιοι, καὶ σύριγγες, wofür fich in zwey Ausgaben der Druckfehler ἀνέκειτο eingefchlichen hat. Hr. *Villoifon* fucht den Fehler in feinen Addendis p. 306. zu fchützen; und hierauf bezieht fich Hn. *S.* hartes, aber wahres Urtheil: *Editionum Commel. et Jungerm. lectio merus eft error typothetae: quam qui fchematis Boeotii auctoritate defenderet,* ὦφλεν ἂν γέλωτα. — C. II. p. 8. τὸ δὲ παιδίον ἀκλαγγὶ λάβρως εἰς ἀμφοτέρας τὰς θηλὰς μεταφέρον τὸ στόμα. Hr. *M.* ift auch hier zu dem Gloffem ἀκλαυστὶ zurückgekehrt. — C. III. p. 9. wird das Traumgeficht erzählt, das fich dem Dryas und Lamon darbot: εἶναι τὰς Νύμφας ἐδόκουν ἐκείνας τὰς ἐν τῷ ἄντρῳ. So lautet die Vulgata, welche, wie man fie auch mit *Villoifon* wenden und deuten mag, immer fehr unbeholfen ift. Εἰδέναι aber, was Hr. *M.* nach dem Beyfpiele des erften Parifer Herausgebers aufgenommen, ift nicht einmal griechifch. In dem hier erfoderlichen Sinne müfste es ἰδεῖν heifsen; was *Wyttenbach* nicht ohne Grund vorfchlug. Leichter indefs und dem Zufammenhange nicht weniger gemäfs ift Hn. *S.* Verbefferung: ἰέναι τὰς Νύμφας. — C. III. p. 10. παιδίῳ — πτερὰ ἐκ τῶν ὤμων φέροντι, βέλη σμικρὰ ἅμα τοξαρίῳ φέροντι. Wer kann das dulden, zumal wenn *drey Codices* das erfte mit ἔχοντι vertaufchen? *Dutens, Villoifon* und *Schäfer* nahmen diefes mit Recht auf, was auch *Amyot* fchon in feiner Ueberfetzung ausdrückte. Jenes duldete Hr. *M.*, und fügte hinzu: *fed hoc forte Longi negligentiae tribuendum.* Auf diefe Art läfst fich Alles vertheidigen, und keine Arbeit erfcheint überflüfsiger, als die Vergleichung guter Handfchriften. Eben fo ift gleich darauf in den Worten εἰ ἔσοιντο καὶ ἴσως οὗτοι αἰπόλοι das „*inconcinnum et male inculcatum* ἴσως" beybehalten worden, obgleich die Note noch überdem das Urtheil ausfpricht: *et abeffe poteft, et abeft etiam a plurimis Codd.* — Heifst das den Text berichtigen? — C. IV. p. 12. Θᾶττον ἄν τις εἶδε τὰ ποίμνια καὶ τὰς ἀγέλας ἀπ' ἀλλήλων μεμερισμένας, ἢ Χλόην καὶ Δάφνιν. Die Zufammenftellung der Worte ποίμνια und ἀγέλαι in diefem Context ift tautologifch; und wollte man auch mit den Auslegern die unerwiefene Bedeutung von ἀγέλαι (*caprarum greges*) annehmen: fo ift doch der Gedanke felbft: *Citius quis ovium ac caprarum greges a fe invicem disjunctos, quam Chloen atque Daphnim, vidiffet,* nicht wahr. Denn Heerden trennen fich wohl, aber nicht einzelne Thiere in den Heerden. Durch die finnreiche Verbefferung καὶ τὰς αἶγας, welche Hr. *S.* mit Recht in den Text erhoben hat, ift aller Schwierigkeit abgeholfen: ποίμνια fteht nunmehr, wie p. 13. l. 12. und anderwärts, für πρόβατα. Nur ift auch hier von Hn. *S.* weder der Grund der Verbefferung angegeben, noch die lateinifche Verfion darnach abgeändert worden. — C. IX. p. 19. Καὶ οἱ κύνες, οἱ τῶν προβάτων ἐπιφύλακες καὶ τῶν αἰγῶν, ἑπόμενοι, οἷα δὴ κυνῶν ἐν ῥινηλασίαις περιεργία, κινούμενον τὸν Δόρκωνα πρὸς τὴν ἐπίθεσιν τῆς κόρης φωράσαντες, πικρὸν μάλα ὑλακτήσαντες, ὥρμηταν ὡς ἐπὶ λύκον. Hr. *S.* hat mit Unrecht, wie uns dünkt, die alte Lesart περιεργία hergeftellt. *Nominativum qui tuetur,* fagt er, *velim mihi conftructionem expediat.* Wenn man mit *Villoifon* und *Mitfcherlich* οἷα beybehält: fo ift die Conftruction freylich ein Räthfel; allein der veränderte Accent löfet das Räthfel auf. Noch weit räthfelhafter aber ift es, wie Hr. M., wenn er den Text nur mit einiger Achtfamkeit behandelte, zwey ganze Zeilen τὸν Δόρκωνα — πικρὸν μάλα, welche *Villoifon* mit Valkenaers Beyftimmung aus dem *Codex Urfini* ergänzt hat, weder in den Text aufnehmen, noch in einer Note erwähnen, und doch die lateinifche Ueberfetzung davon beybehalten konnte. Dafs ohne diefe Ergänzung die Rede lückenhaft und der Sinn unvollftändig bleibt, bedarf keiner Erinnerung. — Eine gute Emendation von S. findet fich C. XI. init. p. 21. Ἦρος οὖν ἤδη τέλος ἦν (ft. τέλη) καὶ θέρους ἀρχή. Desgleichen C. XIV. p. 26. Μετοπώρου δὲ καὶ τοῦ βότρυος ἀκμάζοντος; (ft. μετ. δὲ ἀκμάζοντος καὶ τοῦ βότρυος, wo *Bernard* noch ἤδη περκάζοντος *e conjectura* hinzufügte, was auch *Dutens* und *Villoifon* in den Text gefetzt haben). Jene Verfetzung der Worte bringt der Nachahmer feinem Vorbilde dem Thucydides p. 110. l. 77. nahe: τοῦ θέρους καὶ τοῦ σίτου ἀκμάζοντος. Aber eine ähnliche Transpofition hätte wohl auch kurz vorher gewagt werden follen: πείθονται οἱ θεοί, καὶ ποιοῦσι τήνδε τὴν ὄρνιν ὄρειον, μουσικὴν ὡς παρθένον ἐκείνην, wo Hr. S. mit feinen Vorgängern die ungefchickte Vulgata: καὶ ποιοῦσι τήνδε τὴν ὄρνιν, ὄρειον ὡς παρθένον, μουσικὴν ὡς ἐκείνην, ohne Erinnerung beybehielt. — C. XVI. p. 30. von Dorkons Beerdigung: γῆν μὲν οὖν πολλὴν ἐπέθεσαν. Die *Form* des letzten Wortes kann nicht ächt feyn, obgleich Hr. M. nicht anftiefs. Schon *Wyttenbach* änderte ἐπέχωσαν. Will man einmal ein anderes Wort: fo wird Hn. S's. ἐπένησαν vorzüglicher feyn, welches von den Dichtern in diefem Sinne oft gebraucht (f. *Bentley ad Callimach.* To. II. p. 6.), die zierliche Profa des Longus wenigftens zuläfst. — Bald darauf fagt Longus von der Chloë: Καὶ αὐτή

ποτε

τότε πρῶτον, Δάφνιδος ὁρῶντας, ἐλούσατο τὸ σῶμα, λευκὸν, καὶ καθαρὸν ὑπὸ κάλλους, καὶ οὐδὲ λουτρῶν ἐς κάλλος δεόμενον. In den Worten offenbart ſich, unſeres Bedünkens, ein froſtiges Witzſpiel (καθαρὸν in Bezug auf den gewöhnlichen Zweck des Waſchens), welches gegen die Abſicht des Schriftſtellers, verloren gehet, wenn man mit Hn. S. καθαρὸν in λαμπρὸν verändert. — L. II. c. I. p. 33. werden die Beſchäftigungen der Landleute im Herbſte geſchildert: ὁ μὲν, ληνοὺς ἐπεσκεύαζεν· ὁ δὲ πίθους ἐξεκάθαιρεν· ὁ δὲ, ἀρρίχους ἐπελύγιζεν. So ſcheint *Bernard* das gewöhnliche ἐπελέκιζεν richtig verbeſſert zu haben. *Villoiſon* und *Mitſcherlich* wieſen der Verbeſſerung eine Stelle im Texte an; *Schafer* hingegen zog die Lesart des *Cod. Urſin.* ἔπλεκεν vor, welche uns bloſs Erklärung von jenem zu ſeyn, und die Verfälſchung erzeugt zu haben ſcheint. Wenn Hr. *S.* in der Note ſagt: *Male.* Ἐπιλυγάζειν *eſt obumbrare, occultare*: ſo verwechſelte er wohl ἐπιλυγάζειν von λύγη mit ἐπιλυγίζειν von λύγος. Daher Heſych. Ἄρριχος, κόφινος, ἢ ἀγγεῖον λύγινον. Vgl. *Schol. ad Theocr.* I. 97. *Kuſter ad Suidam* I. p. 13. Auch ſcheint *Ruhnkenius ad Tim.* p. 118. (den Hr. S. anführt) die Wörter keinesweges für gleichbedeutend gehalten, ſondern nur die richtigen Formen verſchiedener Wörter deducirt zu haben. In *Pierſon's* Note zu *Moeris* p. 163. herrſcht mehr Verwirrung. — Jedoch dieſe Proben, welche ſämmtlich, bis auf die letzte, nur aus dem erſten Buche des Longus ausgehoben ſind, ſcheinen uns hinlänglich, die Vorzüge der Schäferiſchen Kritik ins Licht zu ſetzen. Ungern übergehen wir andere Kritiken über verdorbene oder angefochtene Stellen in den übrigen Büchern, auch beyläufig angebrachte über andere Autoren, welche unſer obiges Urtheil beſtätigen, und die Ausgabe jedem Humaniſten, der Schärfe und Gründlichkeit liebt, von ſelbſt empfehlen werden.

Wir würden etwas überflüſsiges thun, wenn wir nun noch bey der Zweybrücker Ausgabe des *Xenophon Epheſius* mit einer gleich umſtändlichen Prüfung verweilen wollten. Die Verſicherung, daſs dieſe Ausgabe ein harmoniſches Seitenſtück zu den beiden früheren iſt, wird hinreichend ſeyn. Man wird auch hier manches Gute mit Dank anerkennen; aber man wird eben ſo häufigen Anlaſs zur Erneuerung der Klagen finden, daſs der Herausgeber nicht einmal ſeinen nächſten Vorgänger, den Baron Locella, geſchweige ſeinen eigenen Scharfſinn, geſchweige andere Subſidien, zur Verbeſſerung des Textes angewendet hat. Wir bemerken daher bloſs noch, daſs alle drey Ausgaben des Hn. *Mitſcherlich* dem Plane der übrigen Zweybrücker Editionen auch durch die vorangeſchickte *Notitia literaria* treu geblieben ſind. Beym *Achilles* iſt dieſelbe aus Fabricii Bibl. genommen; beym *Longus* gröſstentheils aus Villoiſons Prolegomenen, beym *Xenophon* endlich wörtlich, bis auf einige Abkürzungen, aus der Vorrede des Baron Locella entlehnt. Auf tiefer eingehende Unterſuchungen über das Zeitalter jedes dieſer Schriftſteller, wozu in neueren Zeiten manche ſchätzbare Materialien geliefert wurden, hat Hr. M. ſich gar nicht eingelaſſen. Selbſt das Literariſche über die Ausgaben läſst noch verſchiedene Berichtigungen zu. So iſt z. B. der Urheber von der angeblichen *Editio Pariſienſis* des *Longus* (*in gratiam Curioſorum* MDCCLIV.), welche Hr. M. S. VIII. IX. anführt, nicht mehr unbekannt. Man weiſs beſtimmt, daſs die Ausgabe in Holland gedruckt, und von dem berühmten Arzt *Joh. Stephanus Bernard* veranſtaltet worden iſt. Der Name deſſelben muſs daher immer bey den unbeſtimmten Citaten: *Editor Pariſ. prim.* in Gedanken ſubſtituirt werden. Die Entdeckung ſelbſt verdanken wir vorzüglich der *Gruneriſchen* Ausgabe von *Bernard's Reliquiae medico - criticae* p. 55.

Die *deutſche Ueberſetzung des Achilles* (Nr. 5.) kündiget ſich in der Vorrede als ein Denkmal akademiſcher Freundſchaft an, von zwey jungen talent- und geſchmackvollen Männern gemeinſchaftlich errichtet, von welchen der Eine ſich ſchon durch frühere Proben vorzüglicher Kenntniſſe dem Publicum empfohlen hat, der Andere jetzt zum erſtenmale, aber unter den günſtigſten Auſpicien, in die gelehrte Welt eintritt. Hr. D. *Aſt* und Hr. *Güldenapfel*, beide Mitglieder der lateiniſchen Geſellſchaft zu Jena, ſind Verfaſſer dieſer Ueberſetzung; von dem erſten rühren die angehängten ſchätzbaren Noten, der Form nach ganz, dem Stoffe nach groſsentheils, her. Nachdem wir über dieſe Ueberſetzung bereits oben ein allgemeines Urtheil, unſerer Ueberzeugung gemäſs, ausgeſprochen, auch einzelne Stellen daraus beyläufig erwähnt haben: ſo theilen wir jetzt noch eine längere Stelle im Zuſammenhange mit, theils um den Geiſt der Uebertragung kenntlicher zu machen, theils um zugleich die dazu gehörigen philologiſchen Anmerkungen mit unſerer Prüfung zu begleiten. Wir wählen dazu die Scene, wo Klitophon ſich der Leukippe vertrauter nahet (L. II. c. VII. p. 54. ed. Mitſcherl.): „Den *Tag darauf* gegen Mittag ſpielte das Mädchen auf der Githarre. Ich war zugegen, und auch Kleio ſaſs neben ihr. Ich ging hin und her, und unverſehens kam eine Biene geflogen, und ſtach Kleio'n in die Hand. Dieſe ſchrie laut auf: Leukippe ſprang in die Höhe und legte die Githarre hin, um nach der Wunde zu ſehen; *ſobald* ſprach ſie ihr Troſt zu: „Mache dir keinen Kummer; mit zwey Worten will ich dir den Schmerz ſtillen." Sogleich ſprach ſie die Zauberworte aus (ſie hatte ſie von einer Aegyptierin gelernt gegen die Bienen- und Weſpenſtiche); und Kleio ſagte, ſie ſpüre etwas Linderung. — Nicht lange, ſo umſauſte auch mich eine Biene und umflog mir im Kreiſe das Geſicht. Ich hatte den Einfall, meine Hände vor das Geſicht zu halten, und ſtellte mich, als ob ich geſtochen wäre, und Schmerzen empfände. Das Mädchen kam zu mir, zog mir die Hand weg, und fragte mich, wo ſie mich geſtochen hätte. — „Auf die Lippe," antwortete ich ihr — „aber willſt du nicht

auch bey mir deine Zauberformel brauchen?" — Darauf nahete sie sich mir, und legte ihren Mund auf meine Lippen, als wollte sie die Zauberformel singen; sie flüsterte auch etwas, indem sie die Oberfläche meiner Lippen berührte; ich *küsste sie stillschweigend*, und *unterdrückte heimlich* das Geräusch der Küsse. Sie öffnete und verschloss die Lippen, und machte durch das Geflüster des Zaubergesanges das Singen zum Küssen. Darauf *küsste ich sie nun sichtbar und umschlang sie*; sie wich etwas zurück und sagte: „Was machst du? singst auch du einen Zaubergesang?" — *Ich küsse deinen Mund*, sagte ich, dessen Gesang mir die Schmerzen gestillt hat. — Sie verstand, was ich wollte, und lächelte; und so fasste ich Muth und sagte: „Ach, Geliebteste, ich bin von neuem verwundet, aber noch heftiger, denn die Wunde ist mir ins Herz *hinabgeflossen*, und begehrt deinen Zaubergesang. Trägst du etwa auch eine Biene auf deinem Munde? denn du bist voll Honig, und deine Küsse verwunden. Aber ich bitte dich, heile mich wieder durch einen Gegensang, *und eile nicht so sehr*, damit nicht die Wunde wieder schlimm wird." — Mit diesen Worten warf ich meine Hand etwas ungestümer um sie herum, und küsste sie freyer. Sie sträubte sich zwar etwas, aber verstattete es doch."

(Der Beschluss folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Halle, im Verl. d. Waisenhaus-Buchh.: *Erzählungen aus der alten Welt für die Jugend. Erster Theil: Ulysses von Ithaka.* Von K. F. Becker. 1802. IV. u. 348 S. *Zweyter Theil: Achill.* II. u. 410. S. 8. (Mit 2 Kupfern. 2 Rthlr. 4 gr.)

Der durch seine *Weltgeschichte für Kinder* als Jugendschriftsteller schon vortheilhaft bekannte Vf. legt in der Vorrede seine Ueberzeugung nieder: dass er keinen Dichter und keinen Geschichtsschreiber des Alterthums kenne, der selbst für die Kinderwelt ein grösseres Interesse haben, und in so mancher Hinsicht lehrreicher werden könnte, als Homerus. Dieser Ueberzeugung gemäss, erzählt er seinen um ihn versammelten Jünglingen im ersten Bande den Inhalt der Odyssee, im zweyten der Ilias; und ein dritter soll der Aeneis gewidmet seyn. Wir zweifeln gar nicht, dass junge Leute von 12 bis 15 Jahren hier Nahrung für ihren Geist und eine angenehme Unterhaltung finden werden; und bewährte Erzieher, welche die Probe bereits angestellt hatten, versicherten uns, dass sie Kinder und Jünglinge mit grossem Interesse bey der Lectüre gefunden, dass diese, wenn man ihnen vorlas, mit gespannter Aufmerksamkeit und Erwartung an dem Munde des Vorlesers hingen. Und in der That wer hat je die homerischen Gesänge mit einigem Eindringen in ihren Geist gelesen, ohne zu fühlen, dass sie recht eigentlich durch den kindlichen Geist, der in ihnen wehet, dann durch das unaufhörliche Leben, das mit den stets wechselnden Gestalten vor uns vorübergeht, das Interesse der jungen Welt eben so sehr an sich ziehen müssen, als des gebildeten Mannes, der sich noch nicht zu weit von dem Pfade der Natur verloren hat. Dass aber für die Jugend mit Geschmack und Einsicht ausgewählt werden müsse, dass nicht alle Scenen, welche die Homeriden schildern, nicht alle Wörter und Beywörter, die sie bey ihren Schilderungen anbringen, dem jungen Leser, der zunächst auf Unterhaltung sieht, gefallen können; diess scheint sich freylich von selbst zu ergeben. Indess glauben wir, dass unser Vf. gerade hierin ein Versehen begangen hat, welches seinem sonst empfehlungswerthen Buch einigen Eintrag thut. Er hat sich allzu nahe an das Original gehalten, und indem er nicht bloss in der Manier der alten Barden, sondern meistentheils auch in den eigenen Worten zu erzählen suchte, vielleicht nicht immer auf das, was die Jugend interessiren kann, sorgfältigen Bedacht genommen. Wollte er sich auch vor allem Modernisiren hüten, und sollte auch der *treffliche Sauhirt* seine Rolle behalten: so konnte doch wohl Manches abgekürzt, Manches ganz übergangen werden. Indess hat er nicht versäumt, durch die einfallenden Fragen der Kinder den Contrast zwischen der alten und neuen Welt bemerkbar zu machen, und es ist ihm im Ganzen wohlgelungen, seine jungen Leser in die alte Welt unvermerkt einzuführen, und gleichsam darin zu orientiren. Er versteht die Kunst, ohne Aufwand von Gelehrsamkeit manche schöne Kenntniss beyzubringen, und wir setzen einen besonderen Vorzug dieser Schrift darein, dass durch sie Jünglinge, welche in der Folge den Homer lesen sollen, mit Vortheil können darauf vorbereitet werden. Vorzüglich aber machen wir noch Jugendlehrer auf die glückliche Manier des Vfs. aufmerksam, Moral an Geschichte zu knüpfen, und aus den eigenen Gefühlen der Kinder sittliche Begriffe zu entwickeln. Besonders zeichnet sich in dieser Hinsicht der erste Band aus. Wie wenig Moralisten für die Jugend ist, bey dem besten Willen, diess Talent eigen, stets auf das Moralische hinzuwirken, ohne jemals eigentlich zu moralisiren!

Das Buch verdiente es, dass die Verlagshandlung auch für ein äusseres gefälliges Gewand sorgte, und es durch zwey schöne Titelkupfer von Bolt, Dähling und Henne zierte.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 13. November 1802.

GRIECHISCHE LITERATUR.

1) Zweybrücken, a. d. Druckerey d. Verlagsgesellschaft: *Achillis Tatii Alexandrini de Clitophontis et Leucippes Amoribus Libri VIII.* etc. Edidit *Christ. Guil. Mitscherlich* etc.

2) Ebendas.: *Longi Pastoralium de Daphnide et Chloe Libri IV.* etc. Edidit *Christ. Guil. Mitscherlich* etc.

3) Parma, a. d. königl. Druckerey b. Bodoni: Λόγγου Ποιμενικῶν τῶν κατὰ Δάφνιν καὶ Χλόην βίβλοι τέσσαρες. Cum proloquio de libris eroticis antiquorum etc.

4) Leipzig, in d. Sommerschen Buchh.: *Longi Pastoralia.* Cum Proloquio *P. M. Paciaudii* etc. Edidit *G. H. Schäfer* etc.

5) Leipzig, b. Hecht: *Leukippe. Ein Roman aus dem Griechischen des Achilles Tatios* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Wir brauchen kaum zu erinnern, dass in der ausgehobenen Stelle der Uebersetzung das ganze Gemälde an Leben, Natürlichkeit und einnehmender Geschwätzigkeit seinem Urbilde gleicht. Nur einige Nebenzüge sind verloren gegangen; nur hie und da wird der des Griechischen kundige Leser etwas zu bessern finden. Gleich der Anfang der Uebersetzung beruhet auf der falschen Voraussetzung, dass man statt τῇ προτεραίᾳ ταύτης ἡμέρᾳ lessen müsse τῇ ὑστεραίᾳ. Hr. *Ast* weiss sich den Zusammenhang und die Folge der Scenen nach der Vulgata nicht zu erklären, und verbreitet sich darüber S. 15. in einer langen, aber — unrichtigen Anmerkung. Das Ganze hängt sehr natürlich so zusammen: Kleitophon, da er die Leukippe erblickt (Cap. 6.), wird bleich, erröthet, geräth in Verlegenheit und weiss nicht recht, was er reden soll. Nachdem er endlich das Gespräch einmal angeknüpft hat, kommt ihm die Erinnerung an einen glücklichen Zufall zu Hülfe (τὸ αὐτοματόν μοι συνήργησε). Des *Tages vorher* war er Augenzeuge gewesen, wie schnell Leukippe die Freundin von den Schmerzen eines Wespenstiches heilte: *jetzt* veranlasst er die schöne Zauberin, dieselbe Cur an seinem — Munde zu versuchen. — Τότε οὖν, heisst es davon im Griechischen, κατὰ τύχην μέλιττά τις ἢ σφὴξ περιβομβήσασα. Die Ungewissheit des Ausdrucks kleidet die natürliche Conversationssprache des sorglosen Erzählers. Der Uebers. hätte daher keines der beiden Wörter weglassen sollen. Dafür ist in dem folgenden eine Ueberladung des deutschen Ausdrucks: *ich küsste sie stillschweigend, und unterdrückte heimlich das Geräusch der Küsse.* Κἀγὼ κατεφίλουν, σιωπῇ κλέπτων τῶν φιλημάτων τὸν ψόφον. Man sollte meynen, Hr. *Ast* habe σιωπῇ zweymal gelesen. Dass das Wort aber zu dem Folgenden, nicht dem Vorhergehenden, gehöre, erhellet auch schon daraus, weil Achilles hier wahrscheinlich einen Jambus eines Komikers in seine Prosa verpflanzte: κλέπτων σιωπῇ τῶν φιλημάτων ψόφον. Vgl. Athenaeus XI. p. 487. D. Allein auf solche Uebertragungen, nicht bloss von Dichterfloskeln, sondern von ganzen Dichterversen, sind überhaupt die Ausleger der Erotiker zur Zeit noch gar nicht aufmerksam genug gewesen. — Bald darauf scheint uns im Original: τὴν ἐπῳδὴν φιλῶ, ὅτι μου τὴν ὀδύνην ἰᾶσω ein Wortspiel zu liegen, welches der Uebers. weder ausgedrückt, noch in einer Note anerkannt hat. Was machst du? sagt das Mädchen. „*Ich liebe* (φιλῶ), versetzt jener schalkhaft, den wohlthätigen Zaubergesang"; zugleich mit dem geheimeren Sinn, den Hr. *Ast* in den Worten allein gefunden zu haben scheint: „*Ich küsse* deinen Mund, dessen Gesang mir die Schmerzen gestillt hat." — Die *Wunde* ist ins Herz *hinabgeflossen*, ist härter als das griechische, κατέῤῥευσε, dessen uneigentliche Bedeutung weit häufiger und von ganz verschiedenen Gegenständen vorkommt. — „Heile mich wieder durch deinen Gegengesang, *und eile nicht so sehr*", giebt durch die Auflösung einen ganz andern Sinn, als das griechische: μὴ ταχὺ τὴν ἐπῳδὴν παραδράμῃς. Eine auf ähnliche Art verfehlte Construction war schon oben, wo Hr. *Ast* das Mädchen *erst* küssen, *dann* umschlingen läfst. Natürlicher im Original: τότε ἤδη περιβαλὼν φανερῶς κατεφίλουν.

Unter den *philologischen Bemerkungen*, welche der Uebersetzung angehängt sind (denn die unter dem Texte befindlichen dienen bloss zum Unterricht der Laien, und kommen hier gar nicht in Betracht), zeichnen sich noch mehrere durch Scharfsinn aus, besonders die erklärenden, welche man als indirecte Vertheidigungen der gewöhnlichen Lesarten ansehen kann. Viele Conjecturen aber schwinden als unstatthaft dahin, wenn man entweder den Zusammenhang, oder den Sprachgebrauch genauer beleuchtet. Der *Zusammenhang* z. B. verschmähet, ausser der bereits angeführten Conjectur, auch die Aenderung Lib. V. c. 21. p. 227. ed. Mitscherl. καὶ ὅρκοις ἑτέροις ἐπιστούμην in καρτεροῖς, wiewohl diess durch Pindar's Autorität (Pyth. IV, 296.) einigen Schein gewinnt.

winnt. Ἑτέροις bezieht fich auf das vorhergehende Ὄμνυμί σοι, Φιλτάτη, τοὺς πατρῴους θεούς. Der *Sprachgebrauch* erlaubt nicht Lib. V. c. 12. p. 207. μὴ ὑβρίσαι τῷ θεῷ zu lefen: denn das Verbum wird anders conftruirt. Die Vulgate zwar καὶ ἵδρυσαι τῷ θεῷ giebt, felbft nach *Berger's* gezwungener Erklärung, wie Hr. *Aft* richtig urtheilt, keinen guten Sinn; und die Vorfchläge des Hn. *Mitfcherlich*, entweder χώρησαι oder χαρίσαι zu verbeffern, führen eben fo wenig zum Ziele. Vielleicht aber fchrieb Achilles: καλλιέρασαι τῷ θεῷ, *operare Deo fc. Amori* (vgl. Valkenaer ad Ammon. p. 72. Intpp. ad Tho. M. p. 469.), mit einer ähnlichen Metapher, als in μυεῖσθαι γάμῳ (Alciphron. Epift. I, 4. p. 20.), μυσταγωγεῖν (vom Amor Alciphr. Ep. I, 19.), τέλη (von ehelicher Verbindung Aefch. Eumen. 839.) u. f. w. obwaltet. Achilles felbft (Lib. V. c. XV.) fagt: μυηθῶμεν οὖν τὰ τῆς Ἀφροδίτης μυστήρια, und Lib. I. c. XIII. p. 35. nennt er einen Bräutigam, der noch vor der Weihe des Amor ftarb, νυμφίον ἀτελῆ, welches auch in der Mitfcherlichifchen Ausgabe fehr unbequem durch *fponfus imperfectus*, und von Hn. D. *Aft* (S. 34.) nicht beffer durch *ein halber Bräutigam* übertragen worden ift. — Eine finnreiche Emendation von Hn. *Güldenapfel* finden wir noch zu Lib. VIII. c. V. p. 317., wo in der Erzählung von Klitophon's Avantüren die leeren Worte τὴν ναῦν διηγησάμην, deren Sinn vollkommen in dem folgenden enthalten ift, glücklich verändert werden in τὸν ναὸν διηγησάμην, mit Bezug auf den Ifistempel; f. V, 14.

Es fey erlaubt, diefe Kritik der Ueberfetzung mit zwey allgemeinen Bemerkungen zu fchliefsen, welche fich zugleich auf den Text und die Noten der erft genannten Ausgaben erftrecken. Die *erfte* Bemerkung betrifft die fchon oben erwähnten Wort- und Witzfpiele. Zwar ift es bekannt genug, was auch Hr. D. *Aft* (S. 20. f. Noten) fehr gut erinnert, dafs folche witzige Anfpielungen felbft da, wo man den Witz nicht erwartete, diefen Erotikern um fo mehr eigen find, je weiter fie fich von der reinen, unverfälfchten Natur und dem wahren Gefchmacke fchon entfernt hatten: nichts defto weniger find Ueberfetzer und Ausleger oft diefer Eigenthümlichkeit entweder gar nicht, oder am unrechten Ort eingedenk gewefen. Nicht ohne Glück hat Hr. *Güldenapfel* Lib. VIII. c. 9. eine Rede voll fatyrifcher Zweydeutigkeiten auch im Deutfchen nachzubilden verfucht; allein der Doppelfinn in den Worten p. 336. πῶς πλέκτρον περιέβαινεν, fcheint ihm eben fo wenig, als Hn. *Mitfcherlich*, klar worden zu feyn; ja er fcheint hier nicht einmal Doppelfinn geahndet zu haben. Man mufs lefen πῶς πλῆκτρον περιέβαινεν, in dem Sinne, welchen *Toup Emendatt. in Suid.* II. p. 223. entwickelt. — Satyrus (fo erzählt Achilles Lib. II. c. 23. p. 81.) wufste, dafs fich Konops gern gütlich that: er kaufte fich daher einen ftarkwirkenden Schlaftrunk, und lud ihn zum Effen ein, Konops argwöhnte eine Lift (ὑπώπτευσε μέν τινα μηχανήν), und wollte anfangs nicht: ὡς δ' ἡ βελτίστη γαστὴρ κατηνάγκασε, πείθεται. Diefs giebt Hr. *Aft*: „Doch *fein leckerer Magen* bewegte ihn, und er folgte." Wo heifst das βελτίστη? *Crucejus* Ueberfetzung, *posteaquam fuafor optimus venter pellexit, morem geffit*, deutet auf eine Lücke des Textes hin, die auch Hr. *Mitfcherlich* wahrnahm, aber nicht ausfüllte. Es fcheint, man müffe μηχανή, wenigftens in Gedanken, ergänzen; wieder eine Sprachfpielerey, wo Ein Wort in zwey verbundenen Sätzen einen zwiefachen Sinn annimmt. — Wenn aber Leukippe (Lib. II. c. 25. p. 85.) zu ihrer Mutter, die fie in Kleitophons Umarmung überrafchte, fagt: οὐδὲ οἶδα τοῦτον ὅστις ἦν, εἴτε δαίμων, εἴτε ἔρως, εἴτε λῃστής, fo mufs man unbedenklich mit Hn. *Mitfcherlich*, auf Crucejus Autorität, εἴτε ἥρως ändern, und darf nicht mit Hn. *Aft* in dem Wort Ἔρως eine liftige, witzelnde Hindeutung auf den wahren Urheber des Vorfalls, auf den Kleitophon, vermuthen, noch Ἔρως als ein Gloffem von δαίμων betrachten. Denn jenes giebt keine Anfpielung; diefes läfst den Sinn und Ausdruck unvollftändig.

Ueberhaupt gehört bey der Beurtheilung der Erotiker befonders — und diefs ift die *zweyte* Bemerkung — nicht blofs Scharffinn, fondern eine vertraute Bekanntfchaft mit ihrer Manier dazu, um wahre Gloffeme von vorgeblichen zu unterfcheiden, und fich da des Obelus zu enthalten, wo blofs die Spielerey des Witzes oder die Ueppigkeit des Ausdrucks in Anfpruch genommen zu werden verdient. Wenn z. B. Longus I. c. 18. p. 30. ed. Schäf. erzählt: λούει τὸν Δάφνιν ἡ Χλόη πρὸς Νύμφας ἀγαγοῦσα, εἰς τὸ ἄντρον εἰσαγαγοῦσα: fo hat Hr. *Mitfcherlich* die letzten Worte mit Unrecht in Klammern eingefchloffen. Treffender urtheilt der Leipziger Herausgeber: *Agnofco colorem fophifticum: gloffematici nihil.* Aehnliche Stellen diefer Art hat *Villoifon* S. 71. gefammelt. Anderwärts aber find wirklich Gloffeme vorhanden, welche noch kein Ausleger wahrnahm. Z. B. *Achilles* I, 12. p. 32. von einem rafch eilenden Pferde: τῶν δὲ ποδῶν οἱ μὲν ἔμπροσθεν ἥλλοντο· οἱ δὲ ὄπισθεν τοὺς πρόσθεν ἐπειγόμενοι φθάσαι, τὸν δρόμον ἐπέσπευδον [διώκοντες τὸν ἵππον]. Ὁ δὲ ἵππος κ. τ. λ. Desgleichen II, 37. p. 100. τὸ δὲ κάλλος τῶν γυναικῶν αὐτὸν τὸν Δία κατήγαγεν ἐξ οὐρανοῦ· διὰ γυναῖκά ποτε Ζεὺς ἐμυκήσατο· διὰ γυναῖκά ποτε Σάτυρος ὠρχήσατο, καὶ χρυσὸν πεποίηκεν ἑαυτὸν [ἄλλῃ γυναικί]. In der letzten Stelle konnte fchon Crucejus Ueberfetzung gegründeten Argwohn erregen. Aber es giebt mehrere Stellen, wo weder Crucejus noch Codices, fondern blofs die Manier diefer Schriftfteller, die zwar üppig im Ausdruck, aber zugleich concinn, die voll rhetorifcher Wendungen, aber ohne grammatifche Tautologieen find, das Urtheil beftimmt.

So werden wir von felbft zu der obigen Bemerkung zurückgeführt, dafs auch in folchen Ausgaben und Ueberfetzungen, welche uns blofs mit dem Inhalt und der Form der erotifchen Dichter bekannt machen follen, eine Würdigung der Manier nichts weniger als überflüfsig ift. In der That hat in der italiä-

italiänischen Ausgabe des *Longus* und in der deutschen Uebersetzung des *Achilles* für diesen Zweck der Leser gesorgt werden sollen. In jener nämlich ist auf 73 Seiten ein *Proloquium* über die erotischen Schriften der Alten vorgesetzt; und Hr. *Ast* hat *Ideen zur Kritik des Achilles Tatios,* zugleich auch der übrigen Erotiker, angehängt. Bey Hn. *Mitscherlich's* Ausgaben findet sich nichts dieser Art: denn das gut geschriebene *Argumentum fabulae*, welches er vor dem Achilles aus der *Bibl. Critica* hat abdrucken lassen, können wir dahin nicht rechnen. Hr. *Schäfer* hingegen hat das Proloquium der Bodonischen Ausgabe wiederholt: welches wir im Ganzen keinesweges missbilligen, ob wir gleich überzeugt sind, dass ein deutscher Gelehrter leicht etwas Gründlicheres und Belehrenderes über diesen Gegenstand hätte schreiben können.

Jenes *Proloquium de libris eroticis Antiquorum*, welches die Bodonische Ausgabe eröffnet, rührt von *Paciaudi* her, der als Bibliothekar zu Parma über merkwürdige Bücher gewisse literarische Notizen entwarf. Unter den Handschriften fiel ihm ein Roman, *Philogenes*, von *Rubillus* von Parma, aus den Zeiten des Odoardo (Farnese) in die Hände: diess veranlasste ihn, jenen Aufsatz zu schreiben, dem in der italiänischen Ausgabe noch eine andere Vorrede, unter *Bodoni's* Namen, als Ergänzung vorausgeht. In beiden kommt Manches für die Literaturgeschichte interessante vor, und wir wünschten daher, dass Hr. *Schäfer* auch diese Vorrede hätte wieder abdrucken lassen. So bemerkt z. B. der Vorredner, dass man in einem Codex zu Cassino die Ueberschrift Λόγου (nicht Λόγγου) ποιμενικῶν finde: wodurch selbst der Name des Romandichters zweifelhaft wird. Ebendaselbst heisst der Roman Λεσβιακῶν ἐρωτικῶν λόγοι δ'. Heliodor, meynt der Vorredner, sey der Theodor, Bischof zu Tricca, b. Socrates H. Eccl. V, 22. Auch vom Roman Sendebar bringt er mehreres, besonders aber über Jamblichus eine sinnreiche Muthmasung vor. Er behauptet nämlich, dass der Verfasser der babylonischen Geschichten, wie das Ganze, so auch die ihn betreffende Stelle erdichtet, und theils um seinen magischen, aus Chaldäa gewöhnlich hergeleiteten Geheimnissen mehr Eingang und Ansehen zu verschaffen, die Person eines babylonischen Magus und den Namen des, durch sein Buch über die ägyptischen Mysterien berühmten, Platonischen Jamblichus angenommen habe. Wenigstens könne er darum nicht in die Zeiten Mark Aurels gesetzt werden, weil er des Vologäsus, Lucius Verus und Soämus, von dessen Senatur und Consulate kein Römer etwas weiss, als Zeitgenosse von sich erwähne. — In Bezug auf diese scharfsinnige Hypothese hat neulich Hr *Manso* (*Vermischte Schriften* II. S. 294.) eben so scharfsinnig geurtheilt, dass wenigstens der Erotiker, dessen Roman schon um das J. 370 gelesen wurde, seinen Betrug unmittelbar nach dem Tode oder noch bey Lebzeiten des Philosophen Jamblichus, dessen Blüthe in das J. 310 fällt, gespielt haben müsste. — Von ähnlicher Art ist *Paciaudi's* mit Leichtigkeit des Vortrags, aber auch des Inhalts, verfasstes *Prooemium*. Er schränkt sich ebenfalls bloss auf das Literarische von den Romandichtern ein; verweilt nicht bloss, wie der Titel vermuthen lässt, bey den älteren, sondern geht bis auf die neueren Zeiten fort, und bleibt übrigens bey den ersten flüchtigen Umrissen stehen: an eine scharfe, aus höheren Principien abgeleitete Würdigung der eizelnen Romanschriftsteller ist gar nicht zu denken.

Auf eine solche Würdigung hat es Hr. D. *Ast* angelegt. Leider aber betrat er auch jetzt einen Abweg, auf welchem man einen durch die Alten genährten Philologen am wenigsten suchen sollte. Absichtliche Verleugnung einer natürlichen und hellen Ideenentwickelung, unablässiges Haschen nach Spitzfindigkeiten und mystischer Terminologie, daher entstandene Verschrobenheit des Urtheils und Verkünstelung des Ausdrucks ist überall sichtbar; und kläglich ists wahrzunehmen, wie sehr sich die freventlich verschmähte Klarheit an einem mit so trefflichen Anlagen und Kenntnissen ausgestatteten Kopfe rächt. Hier nur Einiges zur Probe: „Die Duplicität der Objectivität und Subjectivität kehrt in allen Erscheinungen des höheren und niedern Lebens zurück: ihre Identität aber erscheint allein in der höheren Kunst und Wissenschaft symbolisch. — In der Philosophie herrscht der eine Factor, das Objective, im Materialismus, dessen Princip Seyn, Materie ist, und der andere, ihm entgegengesetzte, im transcendentalen Idealismus, welcher vom Wissen und Handeln ausgeht. Auch in der Kunst findet man diesen Gegensatz des Subjectiven und Objectiven. — Im Epos ist das Subjective gleichsam gebunden, in der Lyra des Objectiven; im Drama aber treten beide objectiv hervor, und zwar in der Komödie, dem potensirten Drama, tritt das subjectiv-Objective wieder subjectiv hervor; denn der Dichter stellt sich hier selbst sichtbar dar, und erhebt sich oft über sich selbst und sein Werk. Eine neuere Dichtungsart, welche ich die Universalpoesie nennen möchte, und die mit der alten Komödie viel Aehnlichkeit hat, ist die romantische. Sie stellt Begebenheiten und Gesinnungen dar; und deshalb liegt sie gewissermasen im Indifferentismus des Subjectiven und Objectiven. — Der Roman ist die vollendete Darstellung des Universums, der Gottheit: seine Form ist objectiv, und der Stoff subjectiv; in ihm durchdringen sich die *Pole der Religion.* — Die Subjectivität (die Liebe), der eine Pol der Religion, war mit der christlichen Religion gegeben, und mit ihr die Sentimentalität, der Grundstein der romantischen Kunst. Vermöge der Religion der Griechen, die schlechthin objectiv war, konnte nur ein Epos entstehen. Beide Pole der Religion verbindet der Roman u. s. w. u. s. w." Denn wir sind des Abschreibens, und wahrscheinlich auch die Leser schon der flüchtigen Beschauung dieser Verworrenheiten, herzlich müde. Ueber die einzelnen Erotiker sagt Hr.

Ast,

Ast, wenn man seine mystisch-überspannte Sprache in eine verständliche übersetzt, manches Treffende, doch alles nur durch kurze Andeutungen. Weit lehrreicher ist die oben angeführte Abhandlung des Hn. *Manso*, welche mit der *Astischen* den merkwürdigen Contrast bildet, dass diese unter dem Schleier tief verborgener Weisheit manches Triviale, vieles Unrichtige offenbart; jene hingegen, bey einer freyen, lichtvollen und natürlichen Darstellung, glücklicher eindringt und den Gegenstand erschöpft. Hr. *Ast* hat diese Abhandlung nirgends genannt; doch scheint er sie gekannt, und einmal wenigstens ausdrückliche Rücksicht darauf genommen zu haben. Hr. *Manso* nämlich geht von der Behauptung aus, dass Heliodorus, dem, wo nicht der Zeit, doch dem Werthe nach, die oberste Stelle unter den Erotikern gebühre, Repräsentant der ganzen Gattung sey, und dass man für den Maasstab aller, in diese Ordnung gehörenden, Dichtungen die seinige annehmen müsse. Hr. *Ast* hingegen endiget seine Parallele zwischen Achilles und Heliodorus mit folgendem Urtheil: „Man beurtheilt beide falsch, wenn man den einen zum Maasstabe der Beurtheilung des andern macht, da beide sich entgegengesetzt sind: Achilles ist mimisch; Heliodorus tragisch."

Schliesslich verdient noch das Aeussere dieser sämmtlichen Ausgaben eine ehrenvolle Erwähnung. Besonders zeichnet sich der *Bodonische* Abdruck des Longus durch die von diesem Meister der Kunst schon gewohnte Pracht sehr vortheilhaft aus; so wie die *Leipziger* Ausgabe desselben Erotikers durch geschmackvolle Nettigkeit des Drucks und Formats angenehm ins Auge fällt. Schade übrigens, dass Hr. *Mitscherlich* beym Xenophon, und Hr. *Schäfer* beym Longus, die Bequemlichkeit des Nachschlagens durch Kapitelzahlen zu befördern verabsäumet haben!

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

LEIPZIG, in Commission b. Fleischer: *Sonntagsbuch. Zur Beförderung wahrer Erbauung zu Hause.* Von *C. F. Sintenis*, Consistorialrath und Pastor zu St. Trinit. zu Zerbst. *Erster Theil.* 1801. 256 S. *Zweyter Theil.* 1802. 250 S. 8. (1 Rthr. 16 gr.)

Der Vf. nennt sein Andachtsbuch ein *Sonntagsbuch*, weil er nichts sehnlicher wünscht, als — dass der *christliche Herrntag* doch wieder so verlebt werden möchte, wie ihn die Vorwelt verlebte, und beklagt es mit Recht, dass ein groser Theil der Christen den Sonntag zu einem gewöhnlichen Arbeitstage, ein vielleicht noch grösserer Theil zum vornehmsten Schmause und Spieltage macht. Mit Wärme empfiehlt er christlichen Hausvätern die Wiedereinsetzung der *Hausandacht* neben der *öffentlichen*, und sein Sonntagsbuch, welches als ein Pendant zu seiner Postille betrachtet werden kann, soll ihnen Stoff zur Erbauung geben. Das Ganze bestehet aus 30 Betrachtungen. Im ersten Theil sind Betrachtungen über die Natur und Bestimmung des Menschen, über die Existenz Gottes, über mannichfaltige Offenbarung des grossen Unsichtbaren, über Jesum, seine Lehre, seine sittliche Grösse, über Glauben und Christenthum etc. enthalten; der zweyte Theil enthält moralische Betrachtungen Man kennt den Vf. schon aus andern Schriften als einen selbstdenkenden, freymüthigen, und beredten Schriftsteller; und diesen Charakter wird man auch in gegenwärtigem Andachtsbuche finden. Durch Lectüre gebildete, und im Nachdenken geübte Personen werden dasselbe mit Vergnügen und Nutzen und zu ihrer *wahren* Erbauung lesen; aber mancher altgläubige Christ dürfte vielleicht über die Aeusserungen von Jesu, von dem Unterschied zwischen einstweiligen und immerwährenden Beweisen für Jesum, von dem Zweck des Todes Jesu etc. den Kopf schütteln, und das Buch unwillig aus der Hand legen. — Der Stil ist sehr ungleich, und bisweilen zu schwer für gemeine Leser. So heisst es z. B. Th. I. S. 29. „Es sey *unter* dem Weisen und Edlen, heissts, sich sinnliche Freudengenüsse zu erlauben. . . Wie? so wäre auch wohl seine sinnliche Natur selbst *unter ihm?* — Ja, wenn er sinnliche Genüsse für sein höchstes Gut erklärte, diess wäre *unter* ihm; denn so erklärte er dadurch seine niedere Natur für seine höhere." Dieses *unter ihm*, welches oft vorkommt, wird der gemeine Leser schwerlich verstehen. Auch kommen bisweilen neue, wenigstens ungewöhnliche Wörter vor, z. B. der *gewöhnliche Geniesserhaufe*, *Unwachsamkeit*, *wagehalsig*, *gleichbald*, *gleichendlich*, *freudesüchtig* etc. Der Vf. schreibt immer *Schäpfer* statt *Schöpfer*, vermuthlich weil dieses Wort von *schaffen* herkommt. Dieser und ähnlicher Eigenheiten ungeachtet kann dieses Sonntagsbuch denkenden Christen mit Recht empfohlen werden; für die gemeine Volksclasse scheint es nicht geschrieben zu seyn.

* * *

TÜBINGEN, b. Heerbrandt: *Ross-Arzt, oder Unterricht die Krankheiten der Pferde zu erkennen und zu curiren. Mit angehängtem Receptbuch;* von *W. G. Ploucquet.* 3te verbess. Ausgabe. 1803. 352 S. 8. (16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1793. Nr. 178.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 15. November 1802.

PHILOLOGIE.

KOPENHAGEN, b. Proft: *Dänifche Sprachlehre für Deutfche* von *Nicolai Bendix Lange*, Conrector in Kiel. *Zweyte ganz neu umgearbeitete Auflage* von *Werner Hans Friedrich Abrahamfon*, Kapitain, Lehrer bey den königl. dän. Artillerie- und Landkadetten-Akademien, ord. Mitgl. d. k. norweg. Gefellfch. d. Wiff. u. der k. Gefellfch. zur Aufnahme d. fchön. Wiff. u. dän. Sprache, fo wie auch der fkandinavifchen Literaturgefellfchaft. 1801. XLII S. Dedic. Vorr. u. Inhaltsverz. u. 705 S. 8.

Hr. *Abrahamfon* ift zu befcheiden, dafs er diefe Sprachlehre blofs eine zweyte, umgearbeitete der Langifchen nennt; denn fie ift unftreitig eine ganz neue und empfehlungswerthe Frucht eigener vieljähriger Forfchungen und Beobachtungen. Von der Langifchen ift nichts mehr übrig als die Hauptrubriken, die noch überdiefs durch fo zahlreiche Zwifchenrubriken erweitert find, dafs, da die Langifche nur 164 Seiten ftark war, die gegenwärtige auf 705 fich beläuft. Zwar kann man nicht leugnen, dafs die eigentlich Langifche Sprachlehre immer noch daneben eine brauchbare Anleitung für Anfänger bleibt, und dafs diefe vielleicht gar die Langifche wegen ihrer Kürze, und der angefügten, für Anfänger fehr brauchbaren Chreftomathie und des dazugehörigen Tafchenwörterbuchs vorziehen; allein Hr. *A.* erklärt auch in feiner Vorrede S. X. ausdrücklich, dafs *feine* Sprachlehre kein Compendium für Kinder und Schüler, fondern ein hinlänglich brauchbares Werk für Gebildete und für Lehrer feyn foll. Und das ift fie in der That.

Sie unterfcheidet fich von der Tode'fchen wefentlich dadurch, dafs jene aus Beobachtungen im *Leben* abgezogene *Regeln* und *Cautelen*, diefe aus langen Forfchungen und aufgezeichneten Bemerkungen im *Lehren* durch möglichft vollftändige Inductionen fichere *Grundfätze* der Sprache aufzuftellen fucht. Natürlich mufste fie dadurch zu einer gröfsern Bogenzahl anwachfen. Schon die Lehre von der Ausfprache, die Hr. *Tode* bereits fehr befriedigend abgehandelt hatte, erhält hier gleichwohl noch manche neue Beftimmungen und Anfichten, fo wie auch die fchon ehemals verfuchte Einführung der in den Isländifchen Druckereyen längft gebräuchlichen eigenen Figur ꜵ für den Dänifchen Laut des *aa*, welcher gewöhnlich das Mittel zwifchen *a* und *o* hält, aufs neue empfohlen, und von der Figur felbft durchaus Gebrauch gemacht ift. Was diefen Lehren eine befondere Anfchaulichkeit giebt, ift ein Anhang von S. 46. bis 73. in welchem neben Stellen aus Dänifchen Schriftftellern die Dänifche Ausfprache zur Seite mit deutfcher Rechtfchreibung, und auf der Gegenfeite eine deutfche Ueberfetzung gegeben ift. zur Probe mögen einige Stellen hier ftehen:

Dänifch.	*Ausfprache.*
Hvo der vil have Kjernen, bør bryde Skallen.	Wo der will hawe Kjärnen, börr brüde Skallen.
Een Fugl i Haanden er bedre end tre i Skoven.	Ehn Fuhl i Honnden är bädre enn tree i Skauen.
Den Gjerrige taenker altid paa at vinde, og aldrig paa selv at forhverve. Andres Moie betjener han sig af, og Andres Navn; endog sin Sjener tilvender han Penge, for at tage dem selv.	Denn Gjirrige tännker alltihd' pꜵ at winnde, ogg' alld'rih pꜵ fähl att forwärwe. Andres Meue betjäner hann fihg' aw, ogg' Andres Naun; ennogg'fin Tjäner tillwennder hann Pennge, for att tage dem fähl.

u. f. w.

Diefer erfte Theil der Sprachlehre, der hier 73 Seiten fafst, war in Lange's mit 7 Seiten abgethan. Auch der zweyte Theil, der die Wortforfchung begreift, hat eine fo gänzliche Umarbeitung, und fo viele Berichtigungen, Zufätze und neuen Anwachs von Beyfpielen erhalten, dafs er ftatt 93 S. wie vorher in Lange, nun 141 S. ftark ift. Vorzüglich aber hat Hr. *A.* in dem dritten Theile, der die Wortfügung begreift, die reichhaltige Ausbeute feines vieljährigen Studiums und Unterrichts dargelegt. Es macht daher diefer Theil auch allein ein Buch aus, und verdient befonders von denen durchftudiert zu werden, die fich mit der charakterifchen Verfchiedenheit des Genius der nordifchen und deutfchen ftammsverwandten Sprachen auf eine gründliche Art bekannt machen wollen. In 24 Kapiteln (S. 221. bis 705.) handelt er durch Artikel, Subftantiv, Adjectiv, Verbum, und alle andern Redetheile, die Eigenheiten der dänifchen Sprache in der verfchiedenen Bildung und vielartigen Zufammenfetzung, mit fteter Hinficht auf die Abweichungen der deutfchen Sprache, und mit fo vielen zweckmäfsigen und einleuchtenden Beyfpielen fo vollftändig ab, dafs Rec. nichts mehr bedauert, als dafs es dem würdigen Vf. nicht gefallen hat, dem Gelehrten, dem Sprachforfcher, und felbft dem blofsen Liebhaber dänifcher Schriften, die Brauchbarkeit diefes Schatzes von nützlichen Bemerkungen durch ein zweckmäfsiges Regifter zu erleichtern. Denn wenn gleich alle Theile der Sprachlehre und Rede in hinlänglicher Ordnung

nung folgen, und jedem, der davon Gebrauch machen will, fo viele Vorkenntniffe zuzutrauen find: fo ift doch auf der andern Seite nicht zu leugnen, dafs auch viele Bemerkungen über ein und dieselbe Partikel z. B. je nachdem fie als Adverb oder Präpofition u. f. w. oder je nachdem ihr Verhältnifs in die Lehre von der Wortforfchung oder Wortfügung gehört, zerftreut vorkommen, und zur Erfparnifs der Zeit gewifs von manchem gewünfcht würde, dafs man auf alle Bemerkungen über ein und daffelbe zugleich fich hingewiefen fände. Rec. wünfcht daher, dafs der gelehrte Vf. diefem Bedürfnifs noch durch ein eigenes grammatifches Wörterbuch der dänifchen Sprache mit beftändiger Beziehung auf diefe feine Sprachlehre abhelfen möchte, um fo mehr, da die gewöhnlichen Wörterbücher gerade den grammatifchen, diefen für den Deutfchen unftreitig fchwerften, Theil am meiften vernachläffigen. Aufser der Lehre von den Partikeln, die ungemein reich an Beyfpielen und Unterfchieden ausgefallen ift, zeichnet fich noch befonders die Lehre von der eigenlichen *Conftruction der Sätze* und von den *Inverfionen* aus, von denen auch Hr. *A.* bekennt, dafs fie ihm einen aufserordentlichen Aufwand an Zeit und Mühe gekoftet hätten, da er fich hierbey faft ganz allein überlaffen gewefen fey. Den Befchlufs macht eine nützliche Sammlung von deutfchen *Idiotismen* oder fprüchwörtlichen Redensarten mit dem ihnen entfprechendem dänifchen Ausdruck zur Seite, da, wie Hr. *A.* ganz richtig bemerkt, nichts fo fehr ins Lächerliche fällt, als wörtliche Uebertragung eines, zumal bildlichen Idiotismus, und man bey der übrigen grofsen Aehnlichkeit der deutfchen und dänifchen Denk- und Sprechart um fo leichter ein Verfehen diefer Art begehen könnte. Sie ift theils aus den Sammlungen von Lange und Tode, theils aus den deutfchen Sprachlehren für Dänen von Reisler und Zwilchmeyer zufammengefetzt, und mit noch mehr als hundert neuen vermehrt, und unter fyftematifche Rubriken gebracht, die hier aufzuzählen und abzufchreiben weder Ort noch Raum ift. Uebrigens hat der Vf. diefes Werk dem Hn. Prof. *Friedrich David Gräter* in Schwäbifchhall, als dem eifrigen Liebhaber und gründlichen Kenner nordifcher Alterthümer und Sprachen, zugeeignet.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Matzdorf: *Natur-Wunder und Länder-Merkwürdigkeiten.* Ein Beytrag zur Verdrängung unnützer und fchädlicher Romane. Von *S. C. Wagner. Erfter Theil.* 1802. 416 S. *Zweyter Theil.* 376 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Die Abficht des Vfs. ift, dem lefeluftigen Publicum ein Werk zu liefern, wodurch es fowohl unterhalten als belehrt wird. Er hofft, manche Lefer von den Romanen, womit fo viel Zeit verfchwendet wird, abzuziehen, und fie an Werke zu gewöhnen, die alles Wunderbare, Seltfame und Auffallende eines Romans haben, und doch dabey auf Wirklichkeit gegründet find. Dabey fpricht er fehr befcheiden von feiner Arbeit, und gefteht willig ein, dafs weder grofse Fähigkeiten, noch viele Arbeit erfodert werden, um ein folches Buch zu liefern. Allein eben in diefem letzten Umftande liegt der Grund, warum der Vf. weniger feinen Zweck erreichen wird, als er erreicht werden könnte, wenn man fich anders dabey benähme. Wer den Romanenlefer von feiner Lieblingslectüre abziehen will, hat nichts fo fehr zu vermeiden, als ihm Langeweile zu machen. In dem vorliegenden Werke aber finden fich mehrere Artikel, die theils durch ihre Länge, theils durch die Behandlungsart, nicht nur dem an Romane gewöhnten Publicum, fondern auch vielen Lefern, die Belehrung fuchen, Langeweile machen dürften. Rec. rechnet hierher vorzüglich das Kapitel von den Winden, das noch überdiefs das Unglück hat, gleich voran zuftehen, und alfo den Lefer gleich beym Anfange abzufchrecken. Der Vf. hätte überlegen follen, dafs er weder eine Naturgefchichte der Winde, noch für Seefahrer fchrieb, welche die verfchiedenen Meere der Welt befchiffen wollen, und dafs den allerwenigften Lefern daran liegen kann, zu wiffen, in welcher Richtung die Winde nicht nur in allen Theilen des Meeres, fondern auch in der Nähe von 50 verfchiedenen Häfen wehen. Eben fo find die Fälle von Erdbränden, von Luft, die fich in Bergwerken entzündet hat, und andere Erfcheinungen diefer Art viel zu fehr gehäuft, fo dafs der Lefer, der Mannigfaltigkeit fucht, nur gar zu oft auf Gegegenftände ftöfst, die der Unachtfame oft fchon einige Bogen früher gelefen zu haben glauben wird, weil fie jenen fogar ähnlich fehen. — Die Ländermerkwürdigkeiten find vielleicht unterhaltender; aber auch hier hätte häufig eine beffere Auswahl getroffen werden können; befonders glaubt Rec., dafs gewiffe gar zu bekannte und in zwanzig andern Büchern behandelte Artikel entweder weggelaffen, oder kürzer hätten abgefertigt werden follen. Wer z. B. hat nicht eine oder mehrere Reifen durch die Schweiz gelefen? Rec. wunderte fich daher, eine Befchreibung der Stadt Bern, des Staubbaches, des Rheinfalles, der Gletfcher, des Grindelwaldes und anderer eben fo bekannter Gegenftände hier zu finden. Die Nachrichten über China aber möchten mancher und wichtiger Berichtigungen bedürfen.

Da der Vf. feine Nachrichten aus verfchiedenen Schriftftellern zieht: fo find die Meilen, von denen geredet wird, nicht die nämlichen. Er hätte alfo jedesmal anzeigen follen, was für Meilen er meynt (welches nur felten gefchehen ift) oder die verfchiedenen Arten derfelben auf eine einzige reduciren, und durch das ganze Werk beybehalten follen. Wenn z. B. (S. 131. Th. I.) gefagt wird, der Aetna fey 60 Meilen von Malta entfernt, fo kann weder von Italiänifchen, noch von Deutfchen, oder fogenannten geographifchen Meilen die Rede feyn. Hierher gehört auch S. 151. Th. II. die Infel Antiparos ift ein Felfen von 16 Meilen im Umfange. — S. 47. Th. I. heifst

heisst es: „Die stärkste Fluth, so viel man weiss, wird in einer von den Mündungen des Stromes Indus wahrgenommen; denn das Wasser pflegt daselbst 30 Fuss hoch aufzuschwellen." — Ohne nach Asien zu gehen, können wir weit höhere Fluthen sehen. Bey Chepstow, unweit Bristol, steigt sie bisweilen auf 60 Fuss und drüber. — S. 134. Th. I. Salfatara, zweymal, l. Solfatara, und Parugia l. Perugia, S. 184. verrottete Pflanzentheile etc. für verfaulte ist Niedersächsisch. S. 208. der Küster *von den* Dominicanern, l. der Dominicaner. S. 223. der Park von Derbischire, l. Peak von Derbyshire. Der Vf. schreibt eine Menge Oerter mit K, die gewöhnlich mit C. geschrieben werden, selbst dann, wenn die Aussprache dadurch verändert wird, wie Arky in Bourgogne, für Arcy.

Marburg, b. Krüger: *Magazin für das Kirchen- und Schulwesen besonders in Hessen und den angränzenden Ländern*, herausgegeben von D. *Wilhelm Münscher*, N. I. Schulwesen. 1802. 120 S. 8. (8 gr.)

Plan und Zweck dieses Magazins sind aus den öffentlichen Blättern bekannt. Um der Leser willen, die etwa bloss die das Schulwesen betreffenden Aufsätze interessant und lehrreich finden, ist die Einrichtung getroffen worden, dass diese in eigenen Heften abgesondert zusammengestellt werden, und unter dem eigenen Titel: *Magazin für das Schulwesen* besonders gekauft werden können. Diess erste Heft enthält sechs solcher Aufsätze. I. *Ueber den Verbesserungseifer in Kirchen- und Schulsachen*, als Einleitung zum Magazin vom *Herausgeber*. So gegründet die Rügen sind, womit Hr. *M.* den falschen Verbesserungseifer züchtigt, und so richtig die Bestimmungen, mit denen er den wahren bezeichnet, so halten sie sich doch sehr im Allgemeinen, und in grosser Ferne vom Schul.- und Kirchenwesen. Der Aufsatz könnte daher füglich jedem Magazin, das mit Verbesserungen zum Beyspiel im Polizey- oder Finanzwesen, im Landbau u. dgl. zu schaffen hat, ohne Anstoss als Einleitung vorgedruckt seyn oder werden. II. *Ueber die Einrichtung besonderer Witwencassen für Schullehrer in Hessen*, von *S.* Hessen hat vor vielen andern Ländern den Vorzug solid eingerichteter Cassen zur Unterstützung der Witwen von Predigern, Civilbeamten, und neuerdings auch von Officieren. Nur für die Witwen und Waisen der Schullehrer, sagt der Vf. S. 26., ist bis jetzt schlechterdings nichts gethan, weder vom Staate noch von den Gemeinden. Auch bey der grössten Dürftigkeit nicht die geringste Unterstützung, kein Sterb kein Gnadenquartal! kein Witwenhaus! etc. Die Vorschläge, die er sodann thut, sind, obgleich in der Hauptsache nur auf die Schullehrer selbst berechnet, deren Einnahme gering ist, dennoch wohl ausführbar, und man darf hoffen, dass sie in einem Lande, wie Hessen, über kurz oder lang im Wesentlichen zur Ausführung kommen. III. *Vorschlag zur Einführung eines öffentlichen Schulexamens in der Kirche und zur Anlegung einer Bibliothek für Schullehrer*, von Hn. Rector *Zeis* in Spangenberg. Zweckmässig, was das Schulexamen betrifft, und auch wohl ohne allen Wiederstand von Seiten der Gemeinden auszuführen. Nur für das Anlegen von dergleichen Bibliotheken würde Rec. aus mehr als einem Grunde nicht stimmen. IV. *Nachricht von einer Lesegesellschaft für Schullehrer in Oberhessen*, von Hn. Pfarrer *Sallman*, zu Kaldern. Die Gesellschaft beabsichtigte immer grössere Tüchtigkeit ihrer Glieder für ihr Amt, und diess weniger wohl durch Leserey, als durch eigene Arbeiten derselben, durch Beförderung des Interesses am Schulunterricht u. dgl. Diese Nachricht von ihr ist ein Beleg mehr für die Erfahrung, wie viel Widerstand das Gute in Unterrichtsanstalten aller Art, und oft von Seiten her findet, wo man gar keinen erwarten sollte. V. *Fragment eines Plans zur Verbesserung der Erziehungsanstalten in Hessen.* Von Hn. Geh. Justizrath *Curtius.* Den Plan legte der Vf., wie ein Zusatz des Herausgebers besagt, schon 1774 der damals in Marburg bestehenden Literatur Gesellschaft vor. Aus ihm ist dermalen etwa nur noch der Vorschlag von Werth und Interesse, dass die lutherischen mit den reformirten Schulen verbunden würden, da ja doch, wie der sel. Mann sagt, beide Religionsverwandten einerley Grammatik haben. VI. *Ueber die in einem zum Unterricht der Jugend bestimmten Katechismus der Religions- und Sittenlehre zu treffende Ordnung der Materien.* Unbefriedigend, weil es an der rechten Einsicht sowohl in das Materielle als Formelle dieses Unterrichts fehlt. — Wenn das Magazin künftig Aufsätze, wie Nr. II. und III. zu liefern fortfährt, so wird es seinen Zweck kaum verfehlen können, nämlich hauptsächlich dadurch, dass es wahrhaft nützliche und ausführbare Verbesserungsvorschläge thut, Anlass zu geben, dass sie wirklich ausgeführt werden. Möge es im Stillen fortwirken, wie in dem Lande, worüber es sich insbesondere erstreckt, schon manches Gute ohne Geräusch begonnen, und manches auch bereits eben so ohne Glanz und Gepränge zur Ausführung gebracht ist!

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Halle, in d. Renger. Buchh.: *Ich bin unsterblich. Zehn philosophisch-christliche Reden* für und an Hoffende in den gebildeten Ständen von *August Grosse*, Prediger zu Rathmannsdorf und Hohenerxleben. 1801. XVI. u. 247 S. 8.

„Nichts ist geschickter, sagt der Vf., den Menschen zur Moralität zu leiten, als ein auf Gründen der Vernunft, Sittlichkeit und Religion ruhender Glaube an Fortdauer nach dem Tode, und eben so überzeugt bin ich davon, dass, wer diesem Glauben gemäss handelt, rein moralisch handle. Ich weiss sehr gut, dass man diess zu bezweifeln angefangen, seitdem man versucht hat, den Menschen bloss zu einem unbedingten Gehorsam gegen das im Innern gebietende Ge-

Gesetz zu verweisen. — Ich würde dieser Meynung beytreten, wenn zu hoffen wäre, daſs die bloſse Stimme der Pflicht, ohne Rückſicht auf künftiges Seyn, jemals einen ſo mächtigen Einfluſs auf das menſchliche Herz erhalten werde, als eine geläuterte moraliſche Ueberzeugung von einem beſſeren Leben in Verbindung mit dem Pflichtgefühl unſtreirig zu bewirken vermag.“ Den Glauben an Unſterblichkeit zu beleben und zu ſtärken, die damit in Verbindung ſtehenden Wahrheiten aufzuklären, ſind dieſe Reden beſtimmt, die zwar die äuſsere Form von Canzelvorträgen haben, und einen bibliſchen Text zum Grunde legen, übrigens aber ihrem Inhalte nach mehr populäre philoſophiſche Vorträge ſind. Die Form iſt ſehr einfach, und weicht nicht von der gewöhnlichen der Predigten ab, obgleich die Beſtimmung für Gebildete mehr Kunſt erlaubt hätte. Der Inhalt iſt dagegen lehrreich, und die Ausführung zeugt von richtigem Sinn für das Praktiſche. Der Vf. legte es mehr auf Belehrung des Verſtandes als auf Rührung an, weil er überzeugt war, daſs die Entſchlieſsungen von Aufklärung des Verſtandes ausgehen müſſen. Daher iſt der Charakter des Vortrags mehr Deutlichkeit als Lebhaftigkeit; ſelten erhebt er ſich zu einiger Wärme, und bey dieſer wird mehr an das Herz als an die Phantaſie geſprochen. Der Ausdruck iſt deutlich und edel, nur zuweilen etwas zu matt. Uebrigens würden dieſe Reden, welche durch die praktiſche Behandlung intereſſanter Materien, durch die beſcheidene Zurückhaltung aller eitlen ſchwärmeriſchen Vorſpiegelungen von Einſichten in den uns ewig verborgenen Zuſtand nach dem Tode, durch die Feſthaltung an die Beſtimmung des Menſchen, und die daraus flieſsenden vernünftigen Erwartungen, für gebildete Leſer lehrreich und intereſſant ſind, noch mehr gewonnen haben, wenn der Vf. ſeinen Ueberzeugungen von dem letzten Zweck des Menſchen, von dem Verhältniſs zwiſchen Tugend und Glückſeligkeit, noch mehr Deutlichkeit, Bündigkeit und Conſequenz gegeben, (deren Mangel ſchon zum Theil aus den eben angeführten Worten der Vorrede erhellet; denn wenn der Glaube an Unſterblichkeit moraliſch iſt, das heiſst, aus dem Bewuſstſeyn der Moralität hervorgehet, ſo kann er nicht erſt Moralität, die er vorausſetzt, befördern,) und einige Materien der Faſslichkeit unbeſchadet, etwas gründlicher abgehandelt hätte.

KLEINE SCHRIFTEN.

Römische Literatur. Als Fortſetzung der unlängſt (Nr. 118.) von uns beurtheilten *Miſcellanea maximam partem literaria* des Hn. Prof. *Wolf* in Halle, zeigen wir hier die *Prologen* an, welche derſelbe berühmte Kritiker den akademiſchen Lectionsverzeichniſſen für das Sommer- und Winter-Semeſter dieſes Jahres vorangeſckickt hat. Sie enthalten kritiſche Bemerkungen über *Suetonius*, und müſſen daher für diejenigen, welche die Wolfiſche Bearbeitung der Erneſtiſchen Ausgabe von dieſem Schriftſteller ſeither erwarteten, ein zwiefaches Intereſſe haben. Ohne ermüdende Umſchweife, frey von beſchönigender Doppelſinnigkeit, entfernt von der bequemen Auslegungsmethode, den nicht verſtandenen Sinn in der Luft ſchwebend zu erhalten, dringt Hr. *Wolf* auch hier mit Präciſion und Gründlichkeit, auf geradem Wege, zum Ziele der Entſcheidung vor. Wir wollen die vorzüglichſten Bemerkungen ausheben; die einfache Darlegung wird dem Kundigen jedes Urtheil des Referenten entbehrlich machen. *Jul. Caeſ. c. 24. L. Domitius — Craſſum Pompejumque — compulit, ut detrudendi Domitii cauſſa, conſulatum alterum peterent, et ut in quinquennium ſibi imperium prorogaretur: perſecitque utrumque.* Weder eine Verſetzung iſt hier nöthig, noch iſt in der Conſtruction des Wortes *compulit* eine Härte. Man ſupplire nur in dem zweyten Satze die in jenem Worte begriffene Nebenidee: *operam dedit, obtinuit*; und ſtreiche das Gloſſem *perſecit utrumque* weg. C. 28. Die richtige Leſart iſt: *quando et* (ἐπειδὴ καὶ) *plebiſcito Pompejus poſtea obrogaſſet.* Hr. *W.* erklärt es: *Privilegio, quod c. 26. Caeſari datum erat, obrogaverat Pompejus, quum vel per oblivionem vel dedita opera lege ſua omnes abſentes ab honorum petitione removiſſet.* C. 40. vertheidiget Hr. *W. ut neque meſſium feriae aeſtati, neque vindemiarum auctumno competerent.* Das *Verbum* ſteht zwar *abſolute Aug. c. 31.* aber in einer andern Bedeutung, und ſo, daſs ſich die Ergänzung des Dativs *ſacerdotio* dem Leſer von ſelbſt darbietet. — C. 43. Auch hier verwirft Hr. *W.* die vorgeſchlagene Verſetzung der Worte. *Talis ratio ſi valeret*, ſagt er, *multo plura transponenda eſſent, etiam majori ſpecie, in iſtis brevibus et cumulatis ſententiis de moribus Imperatorum. Agitur h. l. de poenis eorum, qui repetundarum convicti eſſent: id ad ſeveritatem jurisdictionis pertinere, qualem Caeſar exercebat, nemo dubitabit.* — C. 54. Wird die Leſart *in Hiſpania ex Proconſule et a ſociis* vorgezogen, „*ut a Caeſare, ſive Quaeſtore, ſive quum ipſi ex praetura ulterior Hiſpania obtigiſſet, extorta Proconſuli ſuo ſeu deceſſori dicatur pecunia.*“ Ueber die *ſocias civitates populi Rom.* vgl. *Plin. III*, 1. — *Auguſt. c. 19. ad extremum Telephi, mulieris ſervi nomenculatoris. Mulieris* war den Auslegern verdächtig: Hr. *W.* ſucht den Verdacht zu heben, indem er *mulieris nomenculator* für eine verächtlichere Art Sklaven nimmt, und wegen des unangenehmen *Concurſus genitivorum* an das Zeitalter des Schriftſtellers erinnert. Das erſte gewinnt Beſtätigung durch *Gramm. C. 23. mulieris verna*, und bald darauf C. 25. *ſervos, viris feminisque indictos.* — C. 35. wird aus den Handſchriften hergeſtellt: *Quosdam ad excuſandi ſe verecundiam compulit, ſervavitque etiam excuſatis* (ſt. *excuſantibus*) *inſigne veſtis etc.* So *Tacit. XI*, 25. *ſenatu motos et excuſatos.* Bey *excuſantibus* (was aus einer fehlerhaften Correction von *excuſantis* entſtand) ſupplirt man gewöhnlich *ſe.* Allein mit Recht ſagt Hr. *W. Jus ſervari non poteſt alicui, dum excuſat, ſed quum excuſavit.* — Eine feine Bemerkung zu den Worten Cap. 24. *conceſſit — ut ſui cujusque menſis acciperet*, theilen wir wörtlich mit: *Intell. teſſeras frumentarias. Cf. Caeſ. C. 79. Cave corrigas ſuum cujusque menſis. Nam quaternorum menſium teſſerae opponuntur cujusque menſis teſſeris; ut potius intelligendum ſit ſuum ſeu ſuas cujusque m. Sed genitivus cujusque in tali ſtructura pendet a pronomine ſui, quemadmodum noſtrates loquuntur, eines jeden ſein Monat. Neque id in concurſu genitivorum nos offenderit.* — Die Leſart *muliebrem ſexum omnem*, welches ſich in den meiſten Codd. findet, iſt, wie Hr. *W.* ſagt, *ex uſu poſterioris et barbarae aetatis.* Die Alten ſagten: *omnes muliebre ſexus*, i. e. *κατὰ ſexus*, ſo wie der Accuſativ in *omne genus* und ähnlichen gewöhnlich iſt. Vergl. *Gronov. ad Liv. XXVI*, 47. *Oudendorp. ad Frontin. I*, 2, 6.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 16. November 1802.

PÄDAGOGIK.

Ohne Druckort: bey dem Herausg. und in Comm. auf allen Postämtern: *Aurora.* Ein französisch-deutsches Wochenblatt für die Jugend, zur Vervollkommnung in beiden Sprachen, — herausgegeben von M. *Johannes Lang*, Diaconus in Blaubeuren und Pfarrer zu Weiler. *Drittes* und *viertes Heft.* 1801. (18 gr.)

Auch in diesen Heften findet sich dieselbe Mannigfaltigkeit der Gegenstände, dieselbe Quelle angenehmer und nützlicher Kenntnisse, dasselbe Streben beide so nöthige Sprachen der Jugend einzuflösen, weshalb wir, bey Erscheinung der ersten Hefte, diese Wochenschrift als zweckmäsig und brauchbar empfohlen haben. Billig sollte man daher erwarten, dass die Aurora in vielen deutschen Erziehungsanstalten eingeführt werde, wenigstens in solchen, wo die Jugend-Bildung nicht blofs auf todte Sprachen eingeschränkt ist. Um diese Einführung so viel als möglich zu erleichtern, will der Herausgeber den Subscribenten das einzelne Exemplar des Jahrgangs 1802. für 2 Gul. 24 kr., und denen, welche nicht unter vier Exemplare zusammen bestellen, jedes Exemplar für 2 Gul. erlassen. Wir können unsere Anzeige nicht schliessen, ohne, statt aller weitern Empfehlung, folgende liebliche Dichtung aus Nr. XXX. mitzutheilen:

Hymne à l'Espérance.

Salut! ô divine Espérance!
Toi, dont le charme séducteur
Donne une aile à la jouissance,
Ote une épine à la douleur!
Sur ton sein, quand l'homme repose,
Ah! qu'il goûte un doux abandon!
Si le Plaisir est une rose,
L'Espérance en est le bouton.

Ton ancre soutient la nacelle
Du malheureux battu des vents;
Toi seule lui restes fidelle,
Quand ses amis sont inconstans.
Malgré les verroux effroyables,
Dans un cachot tu suis nos pas;
Si les Enfers sont redoutables,
C'est que tu n'y pénètres pas.

Dans l'arc-en-ciel, c'est ton image
Qui rassure le laboureur;
C'est toi qui, sur un bord sauvage,
Rends des forces au voyageur.
Au temple même de la gloire
Iroit-on par d'âpres chemins,
Si les palmes de la victoire
N'étoient offertes par tes mains.

Je te vois repousser dans l'ombre
Et les craintes et les regrets,
Et sur l'avenir le plus sombre
Jeter un voile plein d'attraits.
Par les maux, quand l'âme épuisée
Touche à l'heure où tout n'est plus rien,
Au loin tu montres l'Elysée,
Et la mort nous paroit un bien.

Wir geben aber dem Herausgeber den Rath, die Voltäresche Schreibart, *ai* für *oi*, zu verlassen, da die *Académie Françoise* und überhaupt der gelehrte Franzose sich ihrer nicht bedient. Auch wünschen wir, dass künftig weniger Druckfehler erscheinen mögen, welche für ein solches Schulblatt nicht anders als schädlich seyn können. Zum Beyspiel wollen wir nur S. 170. und 171. anführen, wo es heisst: *que l'élite des vins petilla dans des coubes d'or*, statt *petilla, coupes; linnocence* statt *l'innocence; les de chercher*, statt *las de chercher; distribuées sagement malheureux*, statt *aux malheureux.* —

Im vierten Hefte verspricht Hr. *Lang* die sehr beliebte pädagogische Schrift von *Jauffret*, *Les Voyages de Rolando et de ses compagnons de fortune, autour du monde*, welche im Original drey Bändchen ausmacht, in zwey Octavbändchen (jedes zu zwölf Bogen) nebst einer deutschen Erklärung der schwersten Wörter und Sachen, für 2 Gul. auf Subscription herauszugeben. Da dieses lehrreiche Werk durch eine solche Behandlung ein vorzüglich brauchbares Buch für den öffentlichen und häuslichen Unterricht seyn würde: so ermangeln wir nicht, das Publicum aufmerksam darauf zu machen.

Gera u. Leipzig, b. Illgen: *Gespräche über die wichtigsten Fehler* (der Aeltern) *in der* (bey) *Erziehung der Kinder.* Ein Handbuch für den Bürger und Landmann, von *Christoph Gottlieb Steinbeck.* 1801. 172 S. 8. (4 gr.)

Schon im J. 1796. gab Hr. *St.* den ersten Theil eines *Volkserziehungsbuchs* heraus. Da aber dasselbe, laut der Vorrede, zwar Beyfall, nur keinen Abgang fand: so glaubte der Verleger, es unter diesem neuen Titel dem Publicum anbieten zu müssen. Wir zweifeln, dass es auch nach dieser Titelveränderung den er-

erwünschten Abgang finden werde; denn es ist nicht durchgängig in dem leichten und anziehenden Tone geschrieben, der in Schriften dieser Art herrschen muss, wenn sie vom Volke gern gelesen werden sollen. Die in diesen 16 Gesprächen redend eingeführten Personen, der Prediger und der Richter, sprechen nicht selten zu trocken und zu gelehrt. Der erste spricht sogar S. 8. und 9. in einer, 22 Zeilen langen Periode. Der zweyte zeigt an manchen Orten, besonders S. 145. in seinen Ausdrücken so viele Bildung, dass man den Prediger, welcher ihn mit *Er* anredet, für einen unhöflichen und pedantischen Herrn halten muss. Ausserdem aber macht es keinen guten Eindruck, dass der Richter die groben Fehler seiner eigenen Aelten oft mit mehr als kindlichem Unwillen erzählt. Kurz in dieser ganzen Schrift vermisst man, bey manchem Wahren und Guten, was sie enthält, die Menschenkenntniss, welche ein Volksschriftsteller besitzen muss, wenn er nicht mehr schaden als nützen will.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

FRANKFURT a. M., b. Varrentrapp u. Wenner: *Scenen aus dem Geisterreiche*, von *Heinrich Stilling. Erster Band, zweyte vermehrte und verbesserte Auflage.* 1800. XIV. u. 326 S. *Zweyter Band.* 1801. X. u. 293 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Heinrich Stilling oder Hr. Hofr. *Jung* in Marburg ist schon aus mehrern Schriften als ein frommer Schwärmer bekannt; in diesen Scenen oder apokalyptischen Visionen beurkundet er diesen Charakter von neuem. Der *erste Band* erschien zuerst im Jahre 1797 und wurde kurz darauf ins Holländische übersetzt. Da er unter religiösen Mystikern, und besonders, wie es scheint, unter den Herrenhuthischen Brüdergemeinden, die das *Uebersinnliche* so gern *anschauen*, Beyfall fand: so sah sich der Vf. genöthiget, eine zweyte Auflage davon zu veranstalten, und einen zweyten versprochenen Band hinzuzufügen. Diese Scenen enthalten nun eine phantastische sinnliche Darstellung von dem Geisterreiche, seinen verschiedenen Abtheilungen, von dem Zustande der seligen Geister und der Verworfenen, den Beschäftigungen der erstern, und den Leiden der letztern. Man bekommt hier alles mit eigenen Augen zu sehen, das Schattenreich, oder den Hades, das Kinderreich, oder das Reich des Unterrichts, das Reich der Herrlichkeit und das Reich des Lichts, die Stadt Gottes mit dem Berge Zion und dem Tempel der Ewigkeit, jene Stadt mit *durchsichtigen goldnen Gassen* und Perlenthoren, mit Pallästen, die wie ein Topas glänzen, wenn er schön geschliffen auf polirtes Gold gelegt wird. In einem grossen Saale glänzt die Herrlichkeit des Herrn und Jesus Christus, der König des Himmels und der Erde, steht leibhaftig da. Unter den seligen Geistern spielen *Herrmann Franke*, *Spangenberg* und *Lavater* grosse Rollen; die Aufklärer, die der Apokalyptiker inzwischen doch nicht namentlich aufzuführen sich getrauet, kommen desto schlimmer weg. Die abgeschiedenen Seelen, Engel und Verworfenen von allen Graden, denken, wollen, empfinden, bewegen sich und sprechen, als ob sie noch einen organischen Körper hätten, und haben hebräische Namen. Im ersten Bande versetzt der Vf. sich und seine Leser unmittelbar selbst in seine Geisterreiche; man sieht die Geister selbst handeln, und nimmt Theil an ihren Unterredungen. Im zweyten Bande theilt der Vf. den Unterricht mit, den er in Offenbarungen seines ihn leitenden Genius, Siona, erhalten hat. Diese Offenbarungen sind also nur mittelbare. Auch hier werden die Geister redend eingeführt, und mit den Dialogen derselben wechseln Erzählungen und Schilderungen ab. In beiden legt der Vf. sein ganzes hyperorthodoxes Glaubensbekenntniss ab, ein Glaubensbekenntniss, das er nicht bloss als sein eigenes subjectives, sondern als das aller seligen Geister und Auserwählten, das allein ganz zuverlässig zum *Urthron* der Seligkeit, zum Anschauen Gottes, zum Umgang mit Christus und der *gebenedeyten Jungfrau* führe, darstellt. Es wundert uns jedoch an diesem mehr als orthodoxen Manne, dass des *heiligen Geistes* nirgend mit einer Sylbe gedacht wird. Der eigentliche Sitz der theologischen Weisheit des Vfs. ist im zweyten Bande, wo nicht allein die theologischen und philosophischen Aufklärer als Spitzköpfe und Himmelsstürmer, neben den unthätigen, nur mit dem Munde rechtgläubigen Dickköpfen und Dickbäuchen, in ihrer Blösse dargestellt, sondern auch casuistische theologische Fragen durch die höhern Offenbarungen Siona's ganz aufs Reine gebracht werden. In der Vorrede zum ersten Bande der ersten Auflage erklärt der Vf., dass diese Scenen *wesentliche* und *ewige Wahrheiten* zum Grunde hätten, dass die darin vorgestellten *Handlungen* in sich *vernunft-* und *bibelmässig*, und die Verzierungen zwar blosse, aber doch für ihn *gegründete Vermuthungen*, das ist eben so viel als wahr und reell, wären. Dass der Vf. seine Vorstellungen von den Vorgängen im überirdischen Leben für wahr hält, hat er auch an mehrern Stellen nicht undeutlich zu erkennen gegeben. So steht z. B. S. 197. des ersten Bandes ein Lied, welches Kinder singen und mit Harfen begleiten, andere selige Geister stimmen mit ein, und flehen auch zu Gott um *Gnade für den schwächlichen Waller im Staube.* Diesem setzt der Vf. in einer Anmerkung hinzu: es sey doch wichtig und tröstlich, dass die himmlischen Triumphgesänge immer auch ein Flehen für uns arme Pilger hienieden enthielten; wir sollten uns doch an diesen Jubel mit anschliessen. Der Beweis, dass dem wirklich so ist, kann kein anderer seyn als der: ihr, die ihr mich leset und meine Gesichte mit anschauet, ihr sehet und höret ja das alles selbst. Um die Leser noch einen deutlichern Blick in den Geist dieses Buchs thun zu lassen, wollen wir einige Stellen ausheben; sie sind aus dem zweyten Bande. S. 116. Siona versetzte unsern Seher in die Gefilde des Reichs der Herrlichkeit. Da stand *Lavater*, der hier *Israel* heisst, *auf der*

der Zinne des hohen Sions, sein Geist schwamm im Meer der Seligkeit; die Umarmung des Königs aller Welten, *an dem er sich zu Tode geliebt hatte*, erhob ihn zur Größe des Seraphs. — Indem er so da stand und seine Augen, *dem Morgenstern ähnlich*, im Anschauen der großen goldnen Stadt mit ihren Perlenthoren weidete, schwebte ein majestätisch glänzender Engel mit offenen Armen herzu, es war sein Freund *Jesanjah*, ehemals *Heinrich Hess*. Ewiger Bruder, redet ihn dieser unter andern an, ich habe einen Auftrag an dich: *Maria*, die Mutter der Menschheit des Herrn, die Königin des Kinderreichs, wünscht dich zu sehen und zu sprechen. Natürlich nimmt *Israel Lavater* die Einladung mit dem größten Vergnügen an, er bebt vor Freuden, sie zu sehen. Er schwebt mit seinem Freunde hinüber, zum weiten und breiten Paradies um die silberglänzende Burg, wo sie wohnt, und findet die hohe *Maria* und ihre Freundinnen *Maria Magdalena*, *Salome*, *Maria* und *Martha* von *Bethanien*, nebst ihrem Bruder *Lazarus*; auch sah er hier *Abraham*, *David* und mehrere wichtige Personen des Alterthums. Alle umarmen ihn und setzen sich im weiten Kreise; *Israel Lavater* und sein Freund *Jesanja Hess* setzen sich auch zwischen sie. „Wie wird es uns," ruft der Vf., entzückt aus, „in einer solchen Gesellschaft seyn? Last uns kämpfen bis aufs Blut, damit wir eine solche Seligkeit nicht versäumen." *Israel Lavater* bittet Marien, ihn in der großen Wissenschaft des Charakters unsers Herrn zu unterrichten, wie sein Leben und Betragen als Mensch beschaffen, worin er von andern Menschen unterschieden, ob er auch körperlich schön gewesen sey. *Maria* erfüllt seinen Wunsch. *Israel Lavater* fragt Marien unter andern, ob sie Jesu auch wohl etwas von seiner geheimnißvollen Geburt gesagt habe? Maria befriediget ihn mit folgender in der That sehr naiven Antwort: „Ich sagte ihm, *Joseph* sey sein Pflegevater, der *Ruach Jehovah* sey aber sein wahrer rechter Vater, der ihm den *Joseph* zum irdischen Führer und Versorger angewiesen habe. Dabey bliebs auch immer. Bey reiferm Alter aber verstand er das Geheimniß seiner Geburt besser als ich; *es wurde aber nie deutlich davon gesprochen.*" Ueber Jesu Allwissenheit und wunderthätige Kraft giebt sie ihm diesen Bescheid: „Jesus war als Mensch eben so wenig allwissend als andere Menschen; die in ihm wohnende Gottheit hielt sich immer in seinem Innersten verborgen; nur dann, wenn er Wunder wirken, oder zukünftige Dinge vorher wissen sollte, dann *strahlte* die Gottheit in seinen Verstand und Imagination, und so *wußte* und *konnte* er dann, was er *wissen* und *können* mußte." Noch ein Stück aus einer Scene im Kinderreich, Bd. II. S. 165. Ein Vater, *Abitob*, unterredet sich mit seinem Sohn, *Elidad*. Nachdem der Vater seinem Sohne gesagt hat, daß die Menschen auf der Erde darum keinen so schönen Leib, wie im Himmel, bekämen, weil sie ihn schrecklich misbrauchen würden, setzen beide das Gespräch so fort: „*Elidad.* Sind denn nun die Menschen besser geworden, daß sie sie (den schönen Himmel und den schönen Leib) nun nicht misbrauchen? *Abitob.* Sie *können* nun besser werden, wenn sie nur wollen; und deswegen eben wurde der liebe Gott ein Mensch. *E.* Ach nun hab' ich den lieben Gott, der nun auch Mensch ist, noch einmal so lieb. Aber wie hieß denn der Gottmensch, als er auf der Erde war? *A.* Er hieß *Jesus Christus*. *E.* Ach ja! Der Herr *Jesus*, oder auch der Herr *Christus*! Von ihm hat mir meine Mutter so viel erzählt — daß er das Christkindchen wäre, daß er auf der Erde gelebt habe. — Jetzt weiß ich alles; ach Gott! der liebe, liebe Herr *Jesus*!" u. s. w. — Bd. I. S. 45. und 46. erzählt *Adriel* den Ursprung der *höllischen Staatsverfassung* nach einer Hypothese, die der Vf. *Jacob Böhmen* abgeborgt hat, und die ihm den Ursprung des *Satans* und seines Reichs, seinen Haß gegen das menschliche Geschlecht und seine Begierde, Beherrscher der Menschen zu seyn, *vortrefflich* erklärt. S. 191. glaubt der Vf. nicht, daß es einen größern und *herzangreifendern* Augenblick in der ganzen *Existenz des Menschen* gebe, als das erste Erwachen aus dem Todesschlummer. S. 210. sagt *Abdiel*, er habe erfahren, daß verschiedene unter den Sterblichen helle Blicke in das Geheimniß der Versöhnung gethan hätten; nun werde auch bald das Licht die Finsterniß völlig besiegen. Zu diesem Texte bemerkt der Vf., daß die *Brüdergemeine* in diesem Stücke vor allen andern den Vorsprung habe, und sie werde deswegen auch ewig die Stammgemeine im Reiche Gottes bleiben. S. 222. wenn der Engel *Seluniel* sagt: der Stammvater der Menschen sey vollkommen frey und ohne Hang zum Bösen geschaffen, aber durch ein höheres böses Wesen verführet worden: so kann es der Vf. in einer beygefügten Anmerkung nicht begreifen, wie es möglich sey, daß man nach diesen Gründen, welche Vernunft und Offenbarung festsetzten, noch immer an dem Fall *Adams* zweifeln könne. S. 303. ist es eine herzerhebende Idee, daß sich die Landschaft um einen seligen Geist her, mit allen ihren Gegenständen, nach dem Schöngefühl und Geschmack desselben bilde, und der selige Geist also gleichsam der Schöpfer seiner Gegend sey. Diese Hypothese lasse sich, meynt er, bis zum hohen Grad der Wahrscheinlichkeit bringen. — In der Vorrede zur zweyten Auflage des ersten Bandes bekennet der Vf. selbst, daß seine Vorstellungen vom Hades und von Geistererscheinungen Anstoß gefunden, daß man sogar dagegen geprediget und davor gewarnet habe; er sey dadurch bewogen worden, im *neunten Hefte* seines *grauen Mannes* zu erklären, *daß er dieser Sache nicht mehr gedenken wolle.* Da er aber genöthiget sey, die *Scenen aus dem Geisterreiche* demungeachtet fortzusetzen: so bitte er alle diejenigen Leser, denen seine Vorstellungen zuwider, unglaublich oder gar sündlich wären, dieses Werk bloß als eine nützliche Dichtung und sinnbildliche Vorstellung der Schicksale der Menschen nach dem Tode anzusehen. Diese Erklärung kann ihn aber nicht aus der Verlegenheit ziehen, in welche ihn jenes Versprechen, *dieser Sache nicht mehr zu gedenken*, gesetzt

setzt hat. Er hat sein Versprechen durch die erneuerte Herausgabe des ersten, und durch die Beyfügung des zweyten Bandes der Scenen gebrochen; und seine Zumuthung, dass die Leser, welche seine Vorstellungen anstössig finden, das Werk als nützliche Dichtung lesen möchten, kann nichts fruchten, da man weiss und aus dem Buche selbst erhellt, dass der Vf. seine Vorstellungen für wahr hält. Es hängt nicht von einem Verfasser ab, sein Werk dem einen als Dichtung, dem andern als Wahrheit anzubieten; ein Buch ist kein Chamälion, das die Farben wechselt; sein Inhalt, sein Geist, seine Tendenz bleiben sich immer gleich, und für jeden dasselbe. Es giebt kein Drittes; der Vf. hätte entweder sein Versprechen halten, oder es nicht geben sollen. Mit dieser in jener Erklärung liegenden Gleichgültigkeit des Vfs. gegen sein Werk, von dem es ihm einerley ist, ob man es als Wahrheit oder als Dichtung nehmen will, contrastirt seine am Schluss der gedachten Vorrede geäusserte Denkungsart, seine Ueberzeugung von der Nothwendigkeit eines solchen Werks als christlichen Kampfmittels in der jetzigen letzten Zeit, und seine märtyrergleiche Resignation, sehr auffallend. Die Stelle ist stark und charakteristisch, und soll unsere Anzeige beschliessen: „Jetzt, da es mit der gesammten Christenheit zur letzten grossen Entscheidung gekommen ist, und der grosse Hausvater die Wurfschaufel in der Hand hat, *jetzt gilts des Kämpfens um eine Krone.* Ob man uns für Narren und Obscuranten erklärt, oder für verrückte Schwärmer hält, *das ist ganz einerley*; dafür wurde unser Herr und Meister selber gehalten; *Lasst uns zu ihm hinausgehen ausser das Lager und seine Schmach tragen!* Dafür wird einst ewige Ehre unser Lohn seyn." Der Erwerb einer Krone im Himmelreich wäre demnach ziemlich leicht; man braucht nur religiöse Reverieen zu schreiben, sie für wahr und verdienstlich zu halten, und die Schmach nachtheiliger Urtheile mit christlicher Geduld zu ertragen, und die Sache wäre geschehen. Wir wollen sie dem Vf. nicht erschweren.

Oschatz, b. Oldecop: *Der Erzähler für den Bürger und Landmann;* enthält unterhaltende Erzählungen, nützliche Mittel und Vorschläge aus der Haus- und Landwirthschaft, eine kurze Uebersicht der Welthändel und politischen Begebenheiten, viele lustige Anecdoten, witzige Einfälle, Räthsel und merkwürdige Begebenheiten, Getraidepreise u. s. w. 1802. Monat Januar bis Monat September, mit fortlaufenden Seitenzahlen. 1—312. 8.

Was diese Monatsschrift leisten soll, legt der Titel deutlich genug an den Tag. Wir können uns daher bloss auf die Versicherung einschränken, dass sie seither ihr Versprechen treu erfüllt, dass sie den Zweck, zugleich zu nützen und zu unterhalten, nicht aus dem Auge verloren, dass sie den überdachten Plan mit Genauigkeit befolgt hat. Ist gleich der erstere grössere Theil des Inhalts aus anderen Schriften entlehnt: so darf doch dieses einem solchen Blatte nicht zum Vorwurfe gereichen. Denn es ist für eine Classe von Lesern bestimmt, die jene grösseren Schriften wenig oder gar nicht lesen; die Auszüge sind überdiess nie wörtlich, und immer mit verständiger Auswahl gemacht worden. Ueberzeugt, dass durch diese Schrift viele nützliche Kenntnisse verbreitet werden können, wünschen wir ihr bey dem ohnehin sehr geringen Preise (jedes Monatsstück kostet nur 1 gr.) die Unterstützung des vermischten Publicums und eine recht lange Dauer.

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. *Königsberg*, b. Göbbels u. Unzer: *Was leitet die Zugvögel bey ihren Wanderungen?* Von *M. G. Fuchs*, Prof. am Gymnasium zu Elbing. 1801. 31 S. 8. Dem Vf. genügt die Erklärung des Mangels an Nahrung und die Veränderung der Witterung an dem Orte ihres Aufenthalts, wobey der Instinkt seine Wirkung thut, nicht. Er sucht daher nach einer Ursach, die auf die Organe der Vögel von aussen wirkt, und durch deren continuirlichen Einfluss sie nach den entferntesten Gegenden hingeführt werden, die sie weder sehen noch wittern können, und findet darnach in folgender Deutung der Angabe Reimarus, dass sie bey ihrem Zuge angenehmern Ausdünstungen nachfliegen, den Grund, indem er nämlich darunter den von Kirwan bemerkten Strom brennbarer Luft in der obern Atmosphäre versteht. Dieser bekannte Strom fliesst nämlich vom Frühjahr bis Herbst von Norden nach Süden, und von Herbst bis Frühjahr von Süden nach Norden. Diesen Strom sollen sie aufsuchen, und demselben allezeit entgegenfliegen. — Rec. will diese Erklärungsart nicht widerlegen; nur bemerkt er, dass bloss einige Zugvögel, wie der Storch, zur Höhe dieses Stroms kommen, ja dass die meisten sogar tief an der Erde wegstreichen, und mehrere z. B. Krähen, Dohlen und einige Sumpfvögel sogar von Morgen gegen Abend ziehen, und dort ihren Winteraufenthalt nehmen. Ein barometrischer Zeiger wirkt in ihnen, das hat seine Richtigkeit, allein welcher? Diess wissen wir noch nicht. Merkwürdig ist es, dass immer die Alten die Anführer sind, und jeder Zug seine eigene Heerstrasse hat. Junge, die wegen verspäteter Mauser oder aus andern Ursachen nicht mit in den Zug oder davon abkommen, finden gewöhnlich keinen Leiter weder in noch ausser sich, sondern irren herum und kommen gewöhnlich um. Es gehört auch keine lange Zeit dazu, um in Gegenden zu kommen, wo sie Nahrung und die für sie passende Temperatur der Luft finden. Dort streifen sie denn bald da- bald dorthin, und bleiben nicht an einer Stelle, wie man an den Zugvögeln gewahr wird, die bey uns überwintern.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 17. November 1802.

GRIECHISCHE LITERATUR.

SCHLESWIG, b. Roehss: *Μάρκου Ἀντωνίνου Αὐτοκράτορος τῶν εἰς ἑαυτὸν βιβλία ιβ'. Marci Antonini Imperatoris Commentariorum, quos ipse sibi scripsit, libri duodecim.* Graeca ad Codicum Mstorum fidem emendavit, notationem varietatis lectionum et interpretationem Latinam castigatam adjunxit, Gatakeri aliorumque notas cum suis animadversionibus indicibusque loculupetissimis adjecit *Joannes Matthias Schultz.* Volumen Primum, Antonini textum Graecum, interpretationem Latinam et lectionum varietatem continens. 1802. CXLVI und 457 S. gr. 8. (2 Rthl. 20 gr.)

Da unser Zeitalter sich des Vorzuges erfreut, das Studium der stoischen Philosophen, deren Schriften dem Untergange entgangen sind, von Neuem geweckt zu sehen: so war allerdings eine zweckmäſsige Bearbeitung der moralischen Denksprüche und Selbstbetrachtungen, welche berühmt durch ihren kaiserlichen Urheber, noch berühmter durch ihren lehrreichen, ans Herz sprechenden Inhalt geworden, an sich ein wünschenswerthes und verdienstvolles Unternehmen. Am liebsten freylich und am besten hätten wir diese Bearbeitung aus den Händen des wackern *Schweighäuser* empfangen, der durch eine vertrautere Bekanntschaft mit den griechischen Stoikern vorzüglich im Stande war, dieser merkwürdigen Schrift des Kaisers Mark Aurel die kritische und exegetische Aufklärung zu verschaffen, deren sie, unseres Bedünkens, noch in einem höheren Grade, als Arrianus und Simplicius, bedarf. Während wir jene Hoffnung vergeblich nährten, unterzog sich Hr. *Schultz*, zwar nicht ganz unvorbereitet, aber mit sehr ungleichen Kräften der Arbeit. Nachdem er, wie die Vorrede versichert, das stoische Lehrsystem der Griechen geraume Zeit hindurch mit besonderer Liebe studirt, und die Unterhaltungen des philosophischen Kaisers in einer deutschen Uebersetzung ans Licht gestellt hatte, welche von uns bereits A. L. Z. 1799. N. 295. mit gebührendem Lobe angezeigt wurde: so läſst er jetzt früher, als wir damals erwarten konnten, und offenbar weit früher, als der guten Sache halber zu wünschen war, eine vollständige Ausgabe des griechischen Textes selbst nachfolgen. Die Schwierigkeiten, welche dieses Unternehmen mit sich führte, waren ihm wenigstens zum Theil nicht fremd. Da er dieselben beherziget, und das Maaſs seiner Kräfte mit Unpartheylichkeit und redlicher Selbstschätzung in Anschlag gebracht zu haben scheint (s. *Praefat.* p. XII): so steigt in der That die Befremdung, wie er sich gleichwohl, unter solchen Umständen, und bey so vielen Bedürfnissen und Mängeln, welche er selbst fühlte, an die Herausgabe eines griechischen Schriftstellers, zumal eines so schwierigen, wagen konnte. Der Vorrath an Hülfsmitteln allein kann das Wagestück schwerlich entschuldigen. Denn allerdings gelang es Hn. Schultz, daſs unter allen jenen Bedürfnissen, die er sich und den Lesern nicht verhehlet, das der literarischen Subsidien noch am ersten befriediget ward. Die Vorrede giebt davon genaue Nachricht, und die darauf folgenden Prolegomena enthalten eine noch umständlichere Anzeige der Handschriften und Ausgaben, welche wir von dem Antoninischen Werke besitzen. Die Anzahl beider ist nicht sehr bedeutend. Die erste von Guil. Xylander im J. 1558 besorgte Ausgabe war nach einem pfälzischen Codex veranstaltet, der nachher wahrscheinlich mit den übrigen Schätzen der Heidelberger Bibliothek in den Vatican gekommen, aber in neueren Zeiten gänzlich verschwunden ist. Von den übrigen Codd. ist eine andere Handschrift im Vatican (Hr. S. bezeichnet sie Vaticanus A) die einzige, welche das ganze Werk umfaſst, da die übrigen bloſs einzelne Rubriken oder Auszüge einzelner Stellen enthalten, welche hier (S. XXIX) in einer Tabelle zum leichteren Ueberblick zusammengestellt sind. Hr. *Schultz* selbst erhielt aus der königlichen Bibliothek zu Kopenhagen mehrere alte Ausgaben des Werkes zugleich mit den handschriftlichen Anmerkungen von Reiske aus der Suhmischen Bibliothek, die bekanntlich mit jener vereiniget worden. Die Reiskischen Conjecturen verleugnen ihren Urheber nicht: sie sind sämmtlich Erzeugnisse einer flüchtigen Lectüre und ungeregelten Einbildungskraft, oder vielmehr kritische Ausgeburten, welche man eben so schnell verwirft, als sie bey dem Verfasser entstanden seyn mögen. Hr. S. erhielt ferner aus Paris den von *de Joly* gesammelten, aber nur noch nachläſsig benutzten Apparat aus den 5 Handschriften der Vaticanischen Bibliothek, der glücklicher Weise in die Nationalbibliothek niedergelegt worden war. Auch aus einigen Florenzer Codd. und aus einer Handschrift der Wolfenbüttler Bibliothek, (von welcher schon *Lessing* in seinen Beyträgen zur Geschichte und Literatur I. N. 6. S. 185. ff. Nachricht gab,) gewann er, durch Unterstützung wackerer Gelehrten, die abweichenden Lesarten.

Der Eifer, womit Hr. *Schultz* diesen bedeutenden Apparat zusammengebracht und benutzt hat,

hat, verdient allen Dank: aber uneingeschränkter würde dieser Dank seyn, wenn Hr. S. das Gute seiner Subsidien bloss in kurzen unter dem Text stehenden Noten dargelegt, und dadurch einer neuen Recension, welche vielleicht bald ein geübterer und gelehrterer Kritiker unternimmt, wirksam vorgearbeitet hätte. In der That kündiget auch die Vorrede (S. XVIII) nichts weiter als eine *Recognition* des Textes an, mit der Erklärung: *in textu constituendo hanc mihi scripsi regulam, ut solam Editionum antiquiorum et Codicum manuscriptorum fidem sequerer, nec nisi rarissime, et in iis quidem locis, ubi certa videbatur emendatio, conjecturae ope depravata emendarem.* Allein mit dieser Erklärung darf man es leider nicht sehr genau nehmen. Der Herausgeber hat sich keinesweges innerhalb der Grenzen einer sogenannten Recognition gehalten, obgleich der Erfolg nur zu deutlich offenbart, dass er klüger gehandelt hätte, sich alle Aenderungen des Textes überhaupt zu versagen. Denn obwohl es nicht an Stellen fehlt, wo die evidente Lesart, welche durch kritische Zeugnisse bestätigt ward, mit allem Recht wiederhergestellt worden: so erfoderte doch die kritische Consequenz, dass dasselbe auch bey andern Stellen geschah, welche aus denselben Handschriften mit gleicher Evidenz verbessert werden konnten. Und, was die Hauptsache ist, wer den Text gar nach selbsteigenen Correctionen zu verändern unternimmt, der muss wenigstens über die Elemente der Grammatik hinweg seyn. Schon schlimm genug ist es, wenn der Herausgeber, ohne mit *seinem* Autor ganz vertraut zu seyn, das Geschäft der Kritik durch temeräre Einfälle entweihet; aber wenn er nicht einmal mit der Sprache *überhaupt* bekannt ist, mit welcher er als Kritikus schalten will, dann verdient sein Beginnen, des verführerischen Beyspieles halber, eine desto ernsthaftere Rüge, je schwieriger und wichtiger der Schriftsteller ist, an welchem er sich versündiget hat. Lib. VII. §. 16. p. 224. las man ehemals: τὸ ἡγεμονικὸν, αὐτὸ ἑαυτῷ οὐκ ἐνοχλεῖ· οἷον λέγω, οὐ φοβεῖ ἑαυτὸ εἰς ἐπιθυμίαν. εἰ δέ τις ἄλλος αὐτὸ φοβῆσαι ἢ λυπῆσαι δύναται, ποιείτω. Hr. S. hat jetzt drucken lassen: τὸ ἡγεμονικὸν αὐτὸ ἑαυτῷ οὐκ ἐνόχλει, οἷον λέγω, οὐ φόβει ἑαυτό. *Sic primus edidi et distinxi*, sagt Hr. *Schultz*, und übersetzt die Stelle folgendermassen: *Principalis animi pars ne se ipsam perturbet, nec in tristitiam se demittat: si autem quis alius eam aut terrere aut ei dolorem afferre potest, faciat.* Also οὐ mit dem Imperativ statt μή, und die zweyte Person statt der dritten!! μὴ ἐνοχλείτω, μὴ φοβείτω, wäre wenigstens griechisch, wenigstens grammatisch richtig gewesen. Allein was Hr. S. gesetzt hat, giebt einen nicht geringeren Unsinn, als wenn man zu einem Herausgeber sagen wollte: *Bonus, ne perturba semet ipse, ne compelle semet ipse in angustias*, und im Griechischen springt sogar, wegen des beym Subject stehenden Artikels, τὸ ἡγεμονικόν, der Nonsens noch klarer ins Auge. Ueberdem schliesst Hr. S. die Worte εἰς ἐπιθυμίαν, als unächt, in Klammern ein. Aber wie sollen diese Worte auf den Rand, und von diesem in den Text gekommen seyn? Deutet nicht vielmehr das Folgende auf eine Auslassung, welche auch andere Kritiker bereits hier vermutheten: nur dass diese unschicklich eine Frage suchten, wo der bestimmte Ton der Selbstbetrachtung sichtbar ist. Uebrigens erhellt aus dem, was unmittelbar folgt, εἰ δέ τις ἄλλος u. s. w., dass vorne herein nichts, auch die Interpunction nicht, geändert werden darf. Der Philosoph betrachtet hier das ἡγεμονικὸν ausser allem Einfluss äusserer Dinge. In dieser Hinsicht kann er von ihm sagen: αὐτὸ ἑαυτῷ οὐκ ἐνοχλεῖ — οὐ φοβεῖ ἑαυτό, οὐκ ἄγει εἰς λειποθυμίαν. (Denn so scheint das Letzte ergänzt werden zu müssen.) In dieser Hinsicht heisst es weiter unten: ἀπροσδεές ἐστιν ὅσον ἐφ' ἑαυτῷ, τὸ ἡγεμονικόν. In dieser Hinsicht wird dem ἡγεμονικοῦ an anderen Stellen αὐτάρκεια zugeschrieben. Nach der gegebenen Erklärung bedarf der Satz keiner Frage, obgleich Antoninus anderwärts seine moralische Reflexion wirklich mit einer solchen anhebt. Eine Stelle dieser Art finden wir Lib. II. §. 4. p. 40., wo Hr. S. den Text aus dem Cod. Vatic. nicht berichtiget, sondern verdorben hat. Die Worte lauten jetzt: περισπᾷ τί σε τὰ ἔξωθεν ἐμπίπτοντα, εἰ σχολὴν παρέχεις ἑαυτῷ τοῦ προσμανθάνειν (Hr. S. hat im Text und in der Note unrichtig προς μανθάνειν drucken lassen) ἀγαθόν τι, καὶ παῦσαι ῥεμβόμενος; ἤδη δὲ καὶ τὴν ἑτέραν περιφορὰν φυλακτέον. Und die Uebersetzung: *Distrahuntne te ea, quae extrinsecus tibi obveniunt, si otium tibi praestas, ut boni aliquid addiscas, et huc illuc ferri desinas? Jam vero et alius error cavendus est.* Allein nach welcher Grammatik wird in solchen Fällen das fragende τί nachgesetzt? nach welcher steht παῦσαι statt παύσασθαι? Casaubonus stellte daher das erste Wort gleich zu Anfange des Satzes, was Hr. S. in seinen kritischen Noten anzugeben vergessen hat. Uns dünkt, man müsse, mit einer unbedeutenden Aenderung in Accentuation und Interpunction, die Vulgata herstellen: Περισπᾷ τι σε τὰ ἔξωθεν ἐμπίπτοντα; καὶ σχολὴν πάρεχε σεαυτῷ τοῦ προσμανθάνειν ἀγαθόν τι, καὶ παῦσαι ῥεμβόμενος. Nämlich τι, mit verstandenem κατὰ, ist als encliticum in der Aussprache mit περισπᾷ zu verschmelzen, und darf daher nicht accentuirt werden. Der Kaiser giebt gegen das περισπᾷ u. s. w. ein zwiefaches, gemeinschaftlich anzuwendendes Mittel an: Καὶ σχολὴν πάρεχε — καὶ παῦσαι —. Das letzte ist der Imperativ, so gut wie πάρεχε, und der Sinn: „Zerstreuen dich die äusseren Dinge etwas? Verschaffe dir Musse, deine Kenntnisse mit neuen nützlichen zu bereichern, und schweife nicht länger umher (concentrire dich)!" — III, 4. p. 64. ist Hr. S. bey den Worten: ὁ παρέχεται τὸν ἄνθρωπον ἀχράντον ἡδονῶν, ἄτρωτον ὑπὸ παντὸς πόνου, πάσης ὕβρεως ἀνέπαφον κ. τ. λ. nicht angestossen. Ohne Zweifel ist zu verbessern: ἄτρυτον ὑπὸ παντὸς πόνου. Eusfath. in Hom. Od. Δ. p. 197, 45. Ἄτρυτος ἐν πόνοις λέγεται, ὃν πόνοι οὐ τείρουσι. — III, 10. p. 80. hat zwar Hr. S. die Gatakerische Versetzung der Worte mit allem Recht verworfen, aber die Stelle selbst nicht verstanden; sonst würde er weder die Schwierig-

rigkeit, welche eigentlich in dem νοῦν ἡγέμονα ἔχειν liegt, in den φαινόμενα καθήκοντα gesucht, noch bey den Worten καὶ τῶν ποιούντων, ἐπειδὰν κλείσωσι τὰς θύρας, eine Lücke vermuthet haben. Denn um von dem letztern anzufangen, ποιεῖν steht hier in der gewählteren, aber nicht seltenen Bedeutung von *turpiter aliquid facere in re venerea* (wie sonst δρᾶν, πράσσειν, διαπράσσειν, und im Gegentheil πάσχειν, Wesseling. Observat. p. 151. Wetstein. ad 1. Thessal. IV, 6. Triller. Observat. Crit. p. 163). Wer also (was Hr. S. billiget) πορνούντων, oder πορνευόντων, dafür setzen wollte, der würde offenbar das gewähltere Wort durch ein gemeines verdrängen. Der Sinn der ganzen Stelle aber hängt von der Beobachtung ab, dass hier der Charakter des ἀγαθὸς gezeichnet werden soll. Erstens sagt der Philosoph, worin er nicht bestehe: nicht in σώματος αἰσθήσεσι — nicht in ψυχῆς ὁρμαῖς — aber auch nicht in νοῦ δόγμασι; und die letzten schreibt er den raisonnirten Lasterhaften zu, z. B. dem Wollüstlinge, welcher vor Befriedigung seiner Lüste die Thüre verschliesst u. s. w., im Gegensatz eines Phalaris und Nero, die durch ὁρμὰς ψυχῆς, wie Marionetten durch Fäden, zu Lastern gezogen werden. Sodann erst zeigt Antonin, worin der Charakter des ἀγαθὸς bestehe; nämlich in dem φιλεῖν καὶ ἀσπάζεσθαι τὰ συμβαίνοντα u. s. w. Diese Erklärung der Stelle scheint jeden Muthwillen der Kritik zu entfernen.

Wir könnten eine viel grössere Anzahl von Stellen anführen, aus deren Behandlung nur zu deutlich hervorgehet, dass der Fleiss, den Hr. Schultz auf das Sammeln der Varianten verwendete, ihm nur dann belohnend worden wäre, wenn er sich vorher mit dem Genius der griechischen Sprache überhaupt, und alsdann besonders auch mit der Manier seines Schriftstellers gehörig bekannt gemacht hätte. Allein in letzterer Hinsicht verdient ein Umstand hier eine besondere Erwähnung, weil er, wie wir glauben, unserem Herausgeber sowohl, als seinen meisten Vorgängern Hinderniss ward, die Manier und den Ton dieses Werkes rein aufzufassen, und die verdorbenen Stellen darnach, wo nicht herzustellen, doch mit eindringender Kritik zu beurtheilen. Die mehresten Editoren nämlich giengen, wie Hr. S., von der falschen Voraussetzung einer gewissen Einheit und Vollendung aus, welche, wenn auch nicht in dem ganzen Plane des Werkes, und in der Anordnung seiner grösseren Theile, doch in der Verbindung und dem Vortrage der einzelnen Paragraphen und Perioden herrsche. Ja, selbst über den Plan, oder vielmehr über die gänzliche Planlosigkeit des Ganzen, so wie es vor uns liegt, scheint Hr. S. sich sehr irrige Begriffe gebildet zu haben; und was er über die Integrität der Aufschrift und Abtheilung des Werkes in den Prolegomen. p. L—LIV. sagt, ist so schwankend und unbestimmt, dass es wohl nur diejenigen befriedigen kann, welche bey Untersuchungen dieser Art immer gern das Pro und Contra verschmelzen, und dadurch mit keiner Partey, wo möglich, es verderben mogen. — Dass Mark Aurel diese Selbstbetrachtungen bloss für sich, nicht für das Publikum, niederschrieb, davon hätte der Herausg. wohl ausgehen sollen: diess lässt sich aus dem ganzen Inhalte des Werkes *mit Gewissheit* entwickeln; und eben daher folgt als *sehr wahrscheinlich*, dass der Titel nicht von dem Verfasser selbst, sondern von denen herrühre, welche diese Memoiren zur öffentlichen Bekanntmachung brachten. Nach jener Voraussetzung wird sich ferner die Frage von der Integrität und der Anordnung des Werkes schärfer bestimmen lassen, als Hr. S. gethan hat. Man wird nicht sowohl fragen müssen: ob *alles*, was der für seine moralische Vervollkommnung unermüdlich thätige Kaiser in seine Commentarien trug, uns erhalten worden, als vielmehr: ob es *so*, wie er es schrieb, erhalten worden. Man begreift nunmehr leicht, dass von einer *logischen* und schulgerechten Anordnung oder Verbindung der Materien (*ad artis regulas* p. LI.) nicht weiter die Rede seyn könne, wohl aber von einer *chronologischen;* und dass mithin, wenn Antonin sich im dritten Buche als einen Greis aufführt, welcher dem Tode nahe sey, und im neunten Buche erst seiner schwangeren Gemahlin gedenkt, diese Ordnung der Materien schwerlich die ursprüngliche und wahre seyn könne: wenn man nicht annehmen will, dass der Verfasser selbst bey Sammlung der zerstreuten Blätter, woraus sein Tagebuch bestanden, es auf solche Hystera Protera angelegt habe. Unter allen Herausgebern des Antonin war *de Joly* der einzige, welcher, so flüchtig er übrigens seinen Autor bearbeitete, in dieser Hinsicht einige helle und tiefe Blicke that. Er wurde vorzüglich durch die oben erwähnten Handschriften, welche nur Excerpte oder Blumenlesen aus Antonin's Werk enthalten, auf die Muthmassung geleitet, dass das Werk ursprünglich aus einer Menge zerstreueten Meditationen bestand, welche der Kaiser nach und nach in zwölf Portefeuilles eingetragen habe. Erst aus neueren Zeiten stamme die Ordnung des Ganzen und die Eintheilung in 12 Büchern ab, welche man nach der Anzahl jener Portefeuilles gesondert habe. *De Joly* lösete deshalb das Ganze wieder auf, und stellte es als eine Reihe einzelner Betrachtungen auf. Allein Hr. S. ist mit dem Franzosen so wenig einverstanden, dass er selbst da, wo schon andere Editoren besseren Einsichten gefolgt waren, zu der ältesten, längst verlassenen Abtheilung des Werks zurückkehrte. Denn dass der Anfang desselben, d. h. die ersten 17 Kapitel, von dem folgenden Theile ganz verschieden sind; dass jene sich auf biographische Notizen beschränken, diese hingegen moralische Reflexionen und Selbstvorschriften enthalten; dass mithin das erste Buch nothwendig mit dem 18. Kapitel anheben, und alles vorhergehende entweder als ein blosses Prooemium, oder als ein verschiedenes Werk betrachtet werden müsse; diess, glauben wir, werden sogar diejenigen zugeben, welche sich von einer grössern Unordnung, die in dem Ganzen herrscht, noch immer nicht überzeugen können. Hr. S. deutet auch selbst

selbst in der Note darauf hin: gleichwohl läst er das Folgende, als Kapitel, welche zu *Einem* Buche gehören, in ununterbrochener Reihe fortlaufen. Schon *Gataker* gieng hier mit einem besseren Beyspiele vor. — So wenig wir übrigens rathen möchten, dass ein Kritiker, nach jener Voraussetzung einer späteren, vielleicht zufälligen, wenigstens sehr nachlässigen Zusammenstellung und Verbindung dieses Werks, sich durch willkürliche Transpositionen und eine neue Anordnung der Materien zu helfen versuche: so fest sind wir überzeugt, dass viele einzelne Stellen ohne jene Voraussetzung nicht einmal kritisch beurtheilt werden können. Hr. S. denkt in der Vorrede höchstens nur an das, was *librariorum incuria omissum aut trajectum* scheine: dass viele Corruptelen von der ursprünglichen Beschaffenheit und der zufälligen Bekanntmachung dieser Memoiren selbst herrühren, und deshalb unheilbar seyen; dass man, wahrscheinlich schon frühzeitig, versucht habe, Lücken auszufüllen, den rhapsodischen Vortrag zu ergänzen; und (wie bey Büchern dieser Art gewöhnlich war) die vorgefundenen Sentenzen mit anderen zu vermehren — diess scheint Hn. S. nicht beygefallen zu seyn. In dieser Hinsicht vorzüglich ist der Kritik noch ein weiter Spielraum eröffnet, wobey sie freylich die Verworrenheit, welche bald durch Auslassungen, bald durch Verbindungen verschiedener Sätze entstand, öfter anzeigen, als heben kann. Nach diesen Grundsätzen, dünkt uns, muss über L. VII. §. 24. p. 230 geurtheilt werden: τὸ ἐπίκοτον τοῦ προσώπου λίαν παρὰ φύσιν, ὅταν πολλάκις ἐναποθνήσκειν ἢ πρόσχημα, ἢ τὸ τελευταῖον ἀπεσβέσθη, ὥστε ὅλως ἐξαφθῆναι μὴ δύνασθαι. αὐτῷ γε τούτῳ παρακολουθεῖν πειρῶ, ὅτι παρὰ τὸν λόγον. εἰ γὰρ καὶ ἡ συναίσθησις τοῦ ἁμαρτάνειν οἰχήσεται, τίς ἔτι τοῦ ζῆν αἰτία; der letzte Satz von den Worten εἰ γὰρ καὶ an, muss, unserer Meynung nach, von dem vorhergehenden abgetrennt, und als ein für sich bestehender, oder vielmehr als ein Bruchstück einer andern Reflexion betrachtet werden. Die Verbesserung des ersten ergiebt sich dann beynahe von selbst: τὸ ἐπίκοτον τοῦ προσώπου λίαν παρὰ φύσιν· ὅταν πολλάκις ᾖ, ἐναποθνήσκει καὶ τὸ πρόσχημα τὸ τελευταῖον, ὥστε ὅλως u. s. w. (ἀπέσβεσθη scheint wegen des folgenden ἐξαφθῆναι von einem Glossator zu ἐναποθνήσκει hinzugesetzt zu seyn: das letzte Wort, auch von Erlöschen des Feuers gewöhnlich, giebt denselben Sinn.) Zur Erläuterung des Satzes dient Seneca de Ira L. II. c. 35. — Auf gleiche Weise müssen aus der sehr schwierigen Stelle Lib. IX. §. 39. p. 336. zwey verschiedene Paragraphen gemacht worden, von welchen der letzte: τῷ ἡγεμονικῷ λέγεις, wiederum nur fragmentarisch auf uns gekommen ist. Denn die Veränderungen des Textes, welche Hr. S. theils vorschlägt, theils von anderen annimmt, geben einen sehr frostigen Sinn, und greifen nicht in den Zusammenhang ein. — So glauben wir mehrere Stellen (z. B. Lib. V. §. 36.) gefunden zu haben, über welche das Urtheil ganz anders ausfällt, wenn man einmal von der Entstehung und Beschaffenheit des Anton. Werks eine andere Ansicht gefasst hat.

(Der Beschluss folgt.)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

STRASBURG, b. Fischer u. Silbermann: *Neues Gesangbuch zur Beförderung der häuslichen und öffentlichen Andacht.* 1802. 456 S. ohne Vorr. Inhaltsanz. u. Reg. u. 26 S. Gebete. 8. (1 Rthlr.)

Schon vor dem Ausbruche der Revolution war von dem Kirchenconvente ein Ausschuss zur Verfertigung eines neuen Gesangbuchs für Strasburg ernannt worden. Allein die Revolution und andre Hindernisse verzögerten die Vollendung der angefangenen Arbeit. Im J. 1797 kam endlich durch die Bemühungen der Hn. D. *Blessig* und Prof. *Haffner* dieses neue Gesangbuch zu Stande. Die Herausg. benutzten dabey nach ihrer Versicherung in der Vorrede, die Arbeiten ihrer Vorgänger. Möchten sie auch nur die damals *neuesten* Liedersammlungen mehr benutzt haben, als es geschehen ist! Wir sind zwar überzeugt, dass durch dieses Liederbuch die häusliche und öffentliche Erbauung weit besser befördert werden wird, als durch das alte, und können es daher der Gemeinde, für welche es bestimmt ist, mit gutem Gewissen empfehlen; denn es enthält 436 gute Lieder von Gellert, Münter, Cramer, Dietrich etc. aber unter diesen ist kein einziges, welches nicht schon in den neuen Sammlungen aus dem vorigen Jahrzehend stünde. Nur in Ansehung des 136 Liedes; *Von dem Grab stand Jesus auf* etc. ist Rec. ungewiss, ob es nich neu hinzugekommen sey, weil er nicht sogleich alle neue Gesangbücher bey der Hand hat, um nachsehen zu können. Mehrere Gellert'sche u.a. Lieder, die hie und da einer kleinen Verbesserung bedurft hätten, sind unverändert beybehalten worden. Theils aus diesen Gründen, theils wegen der geringen Liederzahl, können wir diesem Gesangbuche nur seine Stelle unter den mittelmäsigen neuen anweisen. Fasslichkeit ist die gute Eigenschaft, die wir an den Gebeten rühmen können.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 17. November 1802.

GRIECHISCHE LITERATUR.

SCHLESWIG, b. Roehss: Μάρκου Ἀντωνίνου Αὐτοκράτορος τῶν εἰς ἑαυτὸν βιβλία ιβ'. *Marci Antonini Imperatoris Commentariorum, quos ipse sibi scripsit, libri duodecim.* Edidit Joannes Matthias Schultz etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Weil Hr. *Schultz* die Ansicht, welche wir von dem Werke Antonin's gaben, nicht genommen: so begegnete es ihm auch zuweilen, dass er Glosseme aus seinen Handschriften in den Text erhob. Bey schriftstellerischen Compositionen *dieser* Art ist nicht immer der vollere und deutlichere Ausdruck zugleich der richtige und genuine. Lib. V. §. 1. p. 130. muntert der Kaiser sich zur Selbstthätigkeit und Anstrengung auf. Οὐ βλέπεις, fügt er hinzu, τὰ φυτάρια, τὰ στρουθάρια, τοὺς μύρμηκας, τοὺς ἀράχνας, τὰς μελίσσας, τὸν καθ' αὑτὰς συγκοσμούσας κόσμον; diess letzte hat ein Glossator nicht übel so erklärt: τὸ ἴδιον ποιοῦσας. Hr. S. trug kein Bedenken, das Glossem in seinen Text aufzunehmen, wodurch nun der ganz schiefe Sinn entstand, welchen die Uebersetzung folgendermassen ausdrückt: *videsne arbusculos* (vielmehr *arbusculas*), *passerculos, formicas, araneas apesque suo fungentes munere, quantum in ipsis est, mundum exornare?* Dass hier gar nicht an eine Ausschmückung *der Welt* zu denken sey, lehrt der Zusammenhang und der gleich darauf folgende Gegensatz: οὐ θέλεις τὰ ἀνθρωπινὰ ποιεῖν; οὐ τρέχεις ἐπὶ τὸ κατὰ τὴν σὴν φύσιν; Auch hat schon *Gataker* die Stelle richtig verstanden. — Kurz vorher geht: ὅλως δὲ οὐ πρὸς ποιεῖν ἢ πρὸς ἐνέργειαν; die Worte πρὸς ποιεῖν ἢ fehlen in Morus Ausgabe; wohl nicht *operarum errore*, wie Hr. S. wähnt, sondern weil Morus auch hier ein Glossem entdeckte. — Lib. VIII. §. 30. p. 278 sind die Interpreten zweifelhaft, ob nicht von den Worten λαλεῖν, καὶ ἐν συγκλήτῳ, καὶ πρὸς πάνθ' ὁντινοῦν κοσμίως, μὴ περιτρανῶς, ὑγιεῖ λόγῳ χρῆσθαι, die drey letzten zu dem folgenden Paragraph gehören. Hr. S. sucht sich durch Aenderung der Interpunction zu helfen: allein das ὑγιεῖ λόγῳ χρῆσθαι steht dann zu isolirt und ohne Kraft. Vielleicht ist auch hier λαλεῖν bloss Glossem von λόγῳ χρῆσθαι, und ein verständiges: um anzuzeigen, dass λόγος hier nicht, wie sonst, für *ratio*, sondern für *sermo* zu nehmen sey. Die passendste Parallele zu dieser Sentenz finden wir in Euripid. Phoeniss. 472. Was der Tragiker sagt, ὁ μῦθος τῆς ἀληθείας, nennt der Philosoph λόγον ὑγιᾶ. Jener: ἁπλοῦς ὁ μῦθος — κοὐ ποικίλων δεῖ — ἑρμηνευμάτων, dieser: κοσμίως, μὴ περιτρανῶς. — In einer andern Stelle (Lib. V. §. 16. p. 156) haben wir schon ehemals auf das Glossem πρὸς ὃ δὲ κατεσκεύασθαι aufmerksam gemacht, wo Hr. S. noch immer seine der Sprache zuwider laufende Erklärung: οὗπερ ἕνεκεν st. τινὸς ἕνεκεν, wiewohl nunmehr zweifelnd, wiederholt. Unsere Vermuthung eines Glossems sehen wir jetzt durch den Codex Vatic. A. bestätigt, in welchem die Worte fehlen. Sonst ist gerade dieser Codex an Zusätzen und Emblemen ergiebig; und wir wundern uns, dass Hr. S. dieses nicht wahrnahm. Auf die oben angeführte Stelle (Lib. V. §. 1. p. 130) folgt: ἀλλὰ δεῖ καὶ ἀναπαύεσθαι δεῖ. Statt des letztern Wortes hat gedachter Codex: φημὶ κἀγώ, was glücklicher Weise von Hn. S. nicht aufgenommen worden. Aber unmittelbar darauf hat er aus dieser Handschrift ἔδωκε μέντοι καὶ τούτου μέτρα ἡ φύσις gewählt; was allerdings gebilliget werden kann, wenn hernach ἔδωκε δὲ (statt μέντοι) καὶ τοῦ ἐσθίειν, καὶ πίνειν, gelesen wird.

Manches von dem, was wir kurz angedeutet haben, wird sich künftig in dem versprochenen *Commentar* nachholen lassen, wenn Hr. S. die Ausarbeitung desselben nicht übereilt. Er will nämlich *Gataker's* Commentar, nebst *Casaubonus* und *Xylanders* Noten und seinen eigenen Zusätzen und Berichtigungen, zusammenstellen, jedoch mit Ausschluss dessen, was in jenen Anmerkungen bloss *ad doctrinam ostentandam* beygebracht ist, und zur Erläuterung des Schriftstellers nichts beyträgt. Wir wünschen die Erfüllung dieses Versprechens bloss unter der Bedingung, dass Hr. S. sich unterdessen seines Gegenstandes mehr bemächtige, und eine gründlichere Kenntniss der Sprache erwerbe; und hoffen dann, dass er für die Bequemlichkeit der Leser auch durch genaue Angabe und Vervollständigung der Citaten sorgen wird, welche in *Gatakers* Commentar so häufig, und immer nur höchst unbestimmt angegeben sind: eine Sorgfalt, die wir in dem hier wieder abgedruckten *Praeloquium Gatakeri* sehr ungern vermissen. Ueberhaupt sollte dieser Genauigkeit sich kein Herausgeber überheben, wenn er bey Veranstaltung neuer Abdrücke von alten Commentaren etwas Verdienstliches bezweckt, und den Verdacht zu meiden sucht, als habe er, wetteifernd mit dem Setzer, bloss mit den Fingern gearbeitet.

Was endlich die *lateinische Uebersetzung* anlangt, welche dem griechischen Texte zur Seite steht, so erklärt sich Hr. S. darüber folgendergestalt: *Interpretationem latinam addendam putavi, quum paranda esset*

esset editio in usum lectorum omnis fere generis, atque igitur et eorum, qui in graecis literis, non, ut ita dicam, habitant, sed peregrinantur potius, eamque e Xylandri, Casauboni et Gatakeri translationibus adornavi. Der Fleifs ift unverkennbar, womit Hr. S. aus diefen drey Ueberfetzungen Eine vollendetere zu verfertigen fuchte: allein wir ftofsen häufig auf Stellen, wo entweder das Alte das richtigere, oder doch keine Confequenz im Verbeffern fichtbar ift. Denn, um nur *Eine* Seite zu prüfen, fo ift p. 135. gleich anfangs in den Worten *quam facile est, visum quodcumque* (πᾶσαν φαντασίαν) *vel turbulentum vel inconveniens amoliri et abstergere*, das Subject zwar richtig, von den Prädicaten aber das erfte (ὀχληρόν) wenigftens zweydeutig, das zweyte (ἀνοίκειον) falsch ausgedrückt; wie aus Lib. III. §. 16. erhellet, wo unfere Stelle am beften erklärt wird. Die Ueberfetzung des Wortes φαντασία hat Hr. S. auch Lib. V. §. 36. gut verbeffert; allein in anderen, vollkommen parallelen Stellen (Lib. VII. §. 29. Lib. VIII. §. 29.) hat er gleichwohl das fchlechtere Wort *imaginationes* unbedenklich beybehalten. Bald darauf (S. 135) heifst es: *Omni sermone atque actione naturae conveniente dignum te judica; neque te seducat, quae sequitur, quorumlibet hominum reprehensio atque sermo.* Beffer wäre wohl: *quae sequatur*, oder (wie in *Gatakers* Ausgabe fteht) *quae sequi possit.* Sodann folgt §. 4. *Per ea, quae naturae sunt consentanea, proficiscor, donec occumbens tandem conquiescam, eo exspiraturus, unde quotidie spiritum haurio, eoque casurus, unde et semen pater meus, et sanguinem mater, et lac nutrix colligit.* Richtiger auch hier *Gataker*: *eo exspirando*, (ἐναποπνεύσας), *unde spiritum quotidie haurio, eoque recidendo, unde etc.*

Ueberhaupt wird Hr. S., wenn er die folgenden Theile noch zu liefern gedenkt, mehr Sorgfalt auf den lateinifchen Ausdruck zu verwenden haben, um ihn wenigftens vor grammatifchen Fehlern zu bewahren. Denn Ausdrücke von der Art: *verebar, ne* (ftatt *ut*) *partem editoris rite possem tueri* (Praef. p. XIX.); *vereor, ne considerate* (als Tadel gegen Reiske, p. 404); *titulum putat a Xylandro mutuatum esse ex Diogene* (Praef. p. XLIX.); *Vir doctissimus se non indignum habuit, illas chartas in usum meum describere.* (Praef. p. XIV); *cur Menagius — putaret, non intelligo* (p. 327); *orditus sum* (p. 275.) *nulla me magis capiebat schola, quam Stoica, cujus igitur monumenta — conquirere et tractare constituebam* (eine ganz unlateinifche Verbindung, welche oft vorkommt, wie p. XIX. XXI. u. f. w.); folche und ähnliche Ausdrücke und Wortftellungen wird kein Humanift, dem nicht das eigene Gewiffen fchlägt, noch erträglich genug finden, um Ausgaben, worin fie vorkommen, als gute Ausgaben der Jugend zu empfehlen.

OEKONOMIE.

ERLANGEN, b. Palm: *Scharlatanerien der neuern Forstwirthschaftskunde* zur Berichtigung derfelben gefammlet und bearbeitet von einer Gefellfchaft ausübender Forftmänner und herausgegeben von *Karl Slevogt. Erstes Heft.* 1802. 16 und 214 S. 8. (16 gr.)

Nach der Vorrede foll der Zweck diefer Schrift feyn „eine gröfsere Ausbreitung gründlicher Forftwirthfchaftsmaximen, dauerhafte Beförderung eines tüchtigen Waldbeftandes allenthalben, wo man die Wälder gehörig fchätzt, oder zu fchätzen anfängt, und Reinigung der Lehrbücher des Forftfachs von allen Schlacken und dagegen eine immer ftärkere Befeftigung in für die Forfte heilfamen Grundfätzen, damit auch die Forftwirthsfchaftskunde endlich zu einer Reihe fester, unwandelbarer Grundfätze gelangen möge, woraus mit der Zeit ein folides Syftem aufgebauet werden könne." Folgendes ift der Inhalt, den wir zum erftenmal genau angeben wollen, damit der Lefer fieht, was in diefer Schrift zu finden ift: 1) Glaubensbekenntnifs über Umwandlung der Waldungen abgelegt von einem alten Practicus im Forftfach. — Hier wird die unter alten und jungen unkundigen Forftmännern gewöhnliche Maxime, dafs fich der Boden für eine Holzart austrage, widerlegt. 2) Erklärung der Kernfäule bey Fichtenbäumen. — Nach *Silbermann* follen folche Fichten kernfaul feyn, welche unten herum dicker find, und dafs foll feinen Grund in der Kälte haben, weil diefe Art Holz weniger Froft leide. Ganz richtig wird von dem Berichtiger der fette Boden und der zu freche Wuchs als die wahre Urfache angegeben. Rec. kennt grofse Waldftrecken, die fich aus Rothbuchen in Fichten haben umwandeln müffen, wo die Fichten bey 40 Jahren drey und vierfpännig find, aber nach der Zeit faft alle roth- oder kernfaul werden. 3) Paradoxe Wahl eines guten Baumfamens. — Der Engländer *David Day* fagt, man folle keinen Efchenfamen von gabligen und krummen Bäumen fäen, wogegen behauptet wird, dafs die krummen Stämme ihre fehlerhafte Geftalt fo wenig fortpflanzten, als die Samenkerne von gipfeldürren Stämmen wieder gipfeldürre Bäume lieferten. 4) Neue Methode, alten ausgemergelten Waldboden zu Herftellung eines neuen Waldes tüchtig zu machen. *Medicus* fagt (in feinem Forftjournal), dafs ehemaliger Waldboden in Zukunft fo lange zu einer neuen Waldanlage gänzlich ungefchickt fey, bis man ihn wieder in den ehemaligen Waldboden umgefchaffen habe, und hierzu gehörte mehr als Baumfamen fäen und Bäume anpflanzen, welches durch Erfahrungen auf eine beifsende Art widerlegt wird. 5) Wiegenfabrik für das junge Holz. — Hierin wird *Medicus* allgemeine Behauptung, dafs der Schatten die Wiege des jungen Holzes fey, und dafs alfo der Grasboden den Samen-Pflänzchen nicht allein fehr dienlich, fondern die Wegräumung des Grafes denfelben fehr nachtheilig fey, durch die Beobachtung in der Natur felbit widerlegt. 6) Neuefte Definition von der Pflanzung einheimifcher Waldbäume, fabricirt in einem botanifchen Garten. — *Medicus* fagt, dafs er alles

alles Verfetzen einheimifcher Waldbäume für einen Theaterftreich erkläre. Die Erfahrung zeigt jetzt allenthalben den guten Erfolg des Verpflanzens. 7) Klagen über das Mifsrathen der Lerchenbaumpflanzungen. — Sie ftanden im unrechten Boden und zu weitläuftig, daher fie krumm wuchfen und grofse Kronen machten. 8) Klagen eines Engländers über das langfame Wachsthum eines neu angelegten Schlagholzwaldes. — Der Boden war ausgetragen und zu unfruchtbar und die Holzarten nicht eben die paffendften auf denfelben. 9) Paradoxes Mittel zur Beförderung des Forftfchutzes von *Silbermann.* — Man foll bey Hauung des Laubholzes an den Gränzen wegen des Viehs und Feldes eine Schutzmauer von Bäumen ftehen laffen, wofür zweckmäfsiger Gräben angerathen werden. 10) Ein Ridicul im neueften Gefchmack von Ebendemfelben. — Sind Schläge vom Vieh oder Wild abgefreffen oder ftruppig: fo folle man fie gänzlich abräumen, damit der junge Stock wieder frifch fchieben könne. Wenn diefs freylich von Nadelholz gemeynt ift, fo ift der Vorfchlag lächerlich genug. Rec. hat einen Oberforftmeifter gekannt, der, als er am Hof feine Studien vollendet hatte, und eine weitläuftige Forftmeifterey erhielt, bey der erften Anweifung feinen Holzhauern gar dringend einfchärfte, dafs fie ja die Tannen- und Fichtenftöcke recht fchonen möchten, damit fie recht gut wieder ausfchlügen. 11) Urtheil eines Forftgelehrten über eine in der Natur feftgegründete Beobachtung eines ausübenden Forftmannes. — *Von Brocke* tadelt *Käptern* darüber, dafs diefer behauptet, auch auf unumgebrochenen Lande gehe der Fichtenfame auf, welches doch der Erfahrung gemäfs ift. 12) Beobachtung über eines der neueften Modevorurtheile im Gebiete der Forftwirthfchaft. — Viele Grofse im Volke follen glauben, dafs durch die nun in allen Theilen der Forftgelehrfamkeit und Forftwirthfchafskunde wohl unterrichtete junge Forftmänner dem Holzmangel, oder wenigftens der weiter greifenden Holztheurung mit einemmal werde abgeholfen werden; allein der ftarke Wildftand, das Waldftreufcharren, das Eichel- und Eckerfammeln und der Waidgang wären die eigentlichen Quellen jener Klagen. 13) Einige Bemerkungen über die Meynung vieler Forftmänner von dem Nahrungsfafte der Gewächfe und dem Ausarten der Wälder. 14) Neue Holzculturmethode nebft ein paar Worten über Kleinmeifterey beym heutigen Forftwefen. — Geht gegen *Cotta* in Zillbach, und beleuchtet noch einige Punkte des bekannten Streites im Reichs-Anz. Hr. *Slevogt* fagt felbst: „Genug von einer Sache, die der Dinte nicht werth ift, die um fie fliefst.“ Ja wohl! Sie war des Drucks noch weniger werth. 15) Forftwirthfchaftliche Betrachtungen und Beobachtungen über das Laubrechen in den Wäldern. — Ein vortrefflicher Auffatz. 16) Ein kleiner Error calculi bey der Holzbetriebswirthfchaft, welcher darin befteht, dafs von *Werneck* im Forftkalender behauptet, man müffe deshalb alle Stöcke ausmachen, weil von 100 Klaftern Stammholz an Stöcken und Wurzeln 50 Klaftern ausfielen. 17) Noch ein Ridicul im ältern Gefchmack. *Von Werneck* giebt im Forftkalender den Rath, im May auf den befäeten Gehauen den Mäufen durch Aufftellen von Fallen Abbruch zu thun. 18) Mufterhafte Befchreibung der Blüten unferer Forftbäume. — Gegen *Werneck*, der fie im Forftkalender fo unvollftändig und ohne Sachkunde befchrieben hat. 19) Betrachtungen über die Köhlerey und einige dabey mit unterlaufende Scharlatanerien. — Der Vf. eifert gegen das Selbft-Kohlen der Privatperfonen wegen des grofsen Schadens, der vorzüglich dem Wald dadurch gefchehe. 20) Bemerkungen einiger ausübenden Forftmänner zu den Beyträgen zur Pflanzenanatomie, Pflanzenphyfiologie und einer neuen Charakteriftik der Bäume und Sträucher von *Medicus.* — *Medicus* Ausmittelung der Charaktere aus der Knospenbildung werden als überflüffig für den eigentlichen Forftmann erklärt. — Diefs ift der vollftändige Inhalt diefer Schrift. Der anziehende Vortrag erhöht das Intereffante der Gegenftände noch mehr. Vor Durchmufterung kleinlicher Dinge, fo wie vor Anzüglichkeiten, haben fich die Vff. zu hüten, und nie den Zweck aus dem Auge zu verlieren, nämlich die Sachen zu recenfiren und zu verbeffern und die Perfonen aus dem Spiel zu laffen.

MÜNCHEN, b. Lindauer: *Anleitung zur Forftwiffenfchaft*, von *G. A. Däzel*, Profeffor der Mathematik und Forftwiffenfchaft zu München. Zum Gebrauch feiner Vorlefungen. Mit einem illuminirten Kpfr. *Erfter Band.* 1802. 412 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Diefs Werk foll fürs erfte die Regeln der niedern Forftwiffenfchaft oder von Erhaltung, Verbefferung und Nutzung der Waldungen enthalten. In diefem *erften Bande* findet man den erften Haupttheil, nämlich *die Erhaltung der Wälder.* Man mufs dem Vf. die Gerechtigkeit widerfahren laffen, dafs die Regeln, welche er vorfchreibt, nicht nur beftimmt und deutlich, fondern auch, durch die Erfahrung bewährt, und ausführbar find. Befonders ausführlich handelt der Vf. vom Schutze des ftehenden Holzes vor Schaden und Gefahr. Nur felten ftöfst man auf eine Angabe, die fich nicht wohl mit den anderweitigen Beobachtungen in der Natur vereinbaren läfst. So fagt er z. B. S. 49. der Mangel des Saftes oder die gefchwächte Gefundheit, nicht der faulige Geruch wäre es, die eine Fichte vor der andern den fchwärmenden Käfern zum Aufenthalte und zur Nahrung empföhlen, da doch die Erfahrung beweifst, dafs kein Käfer in das Holz geht, welches im Winter gefällt und alfo ohne Saft ift, da fie hingegen am liebften und in den ftärkften Schwärmen auf das in der Saftzeit gefällte Bauholz, auf die gefchnittenen Brunnenröhren u. d. g. fallen, die Schneebrüche faft gar nicht, hingegen die Windbrüche im Sommer fogleich angreifen. So gehören S. 92. unter die vorzüglich guten Stangenhölzer auch

auch die Ahornarten (*Acer platanoides* und *pseudoplatanus*) und zwar als die vorzüglichsten Holzarten, die alſo fälſchlich in die zweyte Claſſe der Schlagholzarten geordnet werden. — Rec. findet weiter nichts hinzu zu ſetzen nöthig, als daſs dieſs Werk durch ſeine Zweckmäſsigkeit und Deutlichkeit, auch den weniger gebildeten praktiſchen Forſtmännern, zu einem lehrreichen Leſebuch werden können.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Maurer: *Die junge Stickerinn.* Ein Taſchenbuch für Frauenzimmer zur Uebung im Sticken und Malen auf das Jahr 1802. Mit einem in Seide geſtickten Modelblatte, funfzehn ausgemalten und ſchwarzen Kupfern und einer fortgeſetzten ausführlichen Anweiſung zur Stickerey, von *C. A. Hirſchmann* in 12. Die Anweiſung beträgt 46 S. (2 Rthlr. 8 gr.)

Von den Muſtern, welche dieſes Werkchen enthält, fällt keines als entſchieden lobenswürdig oder tadelhaft in die Augen, und in Betrachtung, da es noch manches ſchlechtere giebt, wird man dieſe immerhin als leidlich gelten laſſen müſſen. Gegen die Anleitung zur Stickerey, deren erſte Hälfte in dem (A. L. Z. 1801. N. 312. angezeigten) Taſchenbuch für Frauenzimmer ſteht, iſt, inſofern ſie bloſs mit den Handgriffen bekannt macht, ebenfalls nicht viel einzuwenden; allein darin ſcheint der Vf. zu weit gegangen zu ſeyn, daſs er geſtickte Landſchaften den *Triumph der Kunſt einer Stickerin* nennt. Wir geben ihm zu, es ſeyen dabey viel Schwierigkeiten zu überwinden; aber man ſollte lieber gar nicht unternehmen, Landſchaften zu ſticken: denn auch die beſtgerathenen ſehen noch immer ſehr ſchlecht aus, und ſind verlorne Bemühungen.

BERLIN, in d. Voſsiſch. Buchh.: *Muſter für Anfängerinnen im Stricken, Sticken und Zeichnen,* in Beziehung auf den zweyten Theil des Lehrbuchs zum Unterricht der Töchter herausgegeben von *C. P. Funke. Erſtes Heft.* 1801. mit 6 illuminirten Kupfertafeln. kl. Querfol. (1 Rthl. 16 gr.)

Neben ein Paar ſo zweckmäſsig als zierlichen Strickmuſtern trifft man gleich in den erſten zwey Kupfertafeln auf eine Vaſe, ein Roſenbouquet und eine Landſchaft, Gegenſtände, die ſchlechterdings zum Stricken nicht geeignet ſind. Unter den Stickmuſtern iſt N. 17. Tab. III. ſehr zierlich; beſonders wenn es etwas gröſser ausgeführt werden ſollte; eben ſo müſſen ſich auch die Epheu und Weinranken Tab. IV. N. 7. und 8. gut ausnehmen, deſto weniger vertragen ſich das Bündel Tabakspfeifen N. 6. die Urne Dreyfuſs und Altar N. 12. 13. u. 14. mit dem guten Geſchmak. Die Landſchaft T. VI. welche als ein Vorbild für Anfänger im Zeichnen hier ſteht, ſcheint nach einem leidlichen Original mittelmäſsig copirt zu ſeyn, und iſt überdieſs ſehr roh illuminirt.

* * *

ERFURT, b. Keyſer: *Benjamin Gottfried Reyhers ökonomiſch-praktiſche Abhandlung von Zubereitung der weiſsen Stärke und Anlegung einer ſehr vortheilhaften Stärkenfabrik, auch von Viehmaſt und Dünger.* Dritte verbeſſ. Aufl.

Auch unter dem Titel:

Anweiſung über die beſte Bereitung der weiſsen Stärke und des Puders, ſo wie zu Anlegung einer ſehr verbeſſerten Stärkefabrik, auch Aufſtellung eines verhältniſmäſsigen Viehſtandes und einer damit zu verbindenden Landwirthſchaft. 1802. 88 S. 8. (5 gr.) (Die erſte Auflage erſchien 1768, die zweyte 1783.)

KLEINE SCHRIFTEN.

PAEDAGOGIK. Bremen, gedr. b. Meiers Erben: *Kurze Anleitung für Schullehrer und Schullehrerinnen in den niedern Schulen,* wie ſie zweckmäſsig unterrichten und ihre Schulen in Ordnung erhalten können. Unter obrigkeitlicher Autorität verfaſst von *D. J. L. Ewald* und *D. J. C. Häfeli.* 1801. 99 S. 8. (7 gr.) Neue, der Auszeichnung werthe Anſichten und Rathſchläge haben wir in dieſer übrigens zweckmäſsigen Schullehrerinſtruction nicht gefunden. Die angehängten Probeſtücke von katechetiſcher Zergliedrung einer Erzählung wiſſen wir unter keine andre Kategorie, als die der verunglückten katechetiſchen Pfuſcherey zu bringen. Ihrem Vf. ſcheint es noch an den erſten Elementen der katechetiſchen Kunſt zu fehlen. Wenn in den Schulgeſetzen manche Vergehungen mit Entziehung des Frühſtücks beſtraft werden, ſo ſcheint dabey auf die Mitwirkung der Aeltern gerechnet zu ſeyn; es müſste denn in den Bremen'ſchen Schulen den Kindern erlaubt ſeyn, ihr Frühſtück in der Schule zu verzehren?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 18. November 1802.

PHILOSOPHIE.

REGENSBURG, b. Montag u. Weiss: *Praktische Seelenlehre für Prediger*, von Dr. *Johann Gottlieb Münch*, Prof. d. Philosophie zu Altdorf etc. *Erstes* Bändchen. 1800. 100 S. *Zweytes* Bändchen. 1801. 290 S. *Drittes* Bändchen. 1801. 328 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. geht von der richtigen Bemerkung aus, dass der Prediger, wenn er in seinem Amte eine nützliche Thätigkeit ausüben will, Menschenkenntniss besitzen müsse, und von Liebe zu seinem schönen Berufe geleitet, die sogenannten Zeichen der Zeit nie dabey zu fürchten habe. Der Psycholog, sagt er, möchte weinen über die Klage, dass so viele Menschen in religiöser Hinsicht klüger geworden sind, die ihm deutlich zu erkennen giebt, dass diejenigen, welche sie führen, als Lehrer führen, offenbar in ungleichen geistigen Verhältnissen mit jenen stehen müssen. Durch diese Schrift will er den Predigern diese Wahrheit einleuchtend machen, ihre Aufmerksamkeit auf diejenigen Seelenerscheinungen hinlenken, deren Bemerkung oder Vernachlässigung auf die glückliche oder weniger glückliche Führung des christlichen Predigtamts Einfluss hat. Gewiss ein vortrefflicher Gedanke. Ueber den Plan und die Art und Weise, wie er ausgeführt werden soll, hat der Vf. keine Rechenschaft gegeben. Der Titel ist unbestimmt, und auch in der Einleitung nicht befriedigend erkläret. Praktische Seelenlehre kann heissen, die Anwendung der Seelenlehre für den Prediger, oder Anweisung, wie er Menschen beobachten und die erlangte Menschenkenntniss zur Führung seines Amtes benutzen solle; sie kann aber auch eine Materialiensammlung bedeuten, wie sie der Prediger in seiner Amtsführung braucht. In dieser letzten, nicht in der ersten Bedeutung scheint der Vf. nach obiger Erklärung die praktische Seelenlehre zu nehmen; allein, nach diesen drey Bändchen zu urtheilen, hat er sich diese Materialien in zu grosser Einschränkung gedacht. Denn in dem ganzen Werke handelt er von den Erscheinungen der religiösen Denkart überhaupt, besonders aber der besonderen Stände und Classen und in besondern Verhältnissen. Diese müssen zwar allerdings vorerst die Aufmerksamkeit des Predigers auf sich ziehen; allein da sie selbst durch andere Ursachen bestimmt werden, und das Resultat von der ganzen Empfindungs- Denk und Handlungsart des Menschen sind: so würde der Prediger, der sich blofs auf diese beschränkte, eine unvollständige, einseitige und seichte Menschenkenntniss gewinnen, die zu keiner sichern Grundlage seines praktischen Wirkens dienen könnte. Ueberdiess kann auch eine noch so vollständige Bearbeitung dieser psychologischen Materialien nur bey dem Allgemeinen stehen bleiben, und muss, wenn sie in das thätige Leben Einfluss äussern soll, durch eignen Beobachtungsgeist bis zu dem Individuellen herabgeführt werden. Daher glauben wir, der Vf. würde seinen Zweck durch eine praktische Psychologie in der ersten Bedeutung mit mehr Vortheil erreicht haben. Wenn wir aber auch von dem Plane abstrahiren: so können wir doch mit der Ausführung der Idee des Vfs. nicht ganz zufrieden seyn.

Das *erste* Bändchen begreift drey Abschnitte: 1) *Ueber die Gesundheit der Seele überhaupt und insbesondere die Gesundheit in religiöser Hinsicht;* 2) *psychologische Erscheinungen im gesunden religiösen Zustande;* 3) *Resultate und nothwendige Klugheitsregeln aus diesen Erscheinungen.* Der erste Abschnitt hält sich zu lange bey der nicht hieher gehörigen Frage nach dem Princip des Lebens auf, dringt zu wenig in den Gegenstand ein, und unterscheidet nicht genug den psychologischen und moralischen Begriff von der Gesundheit der Seele. Unter Gesundheit der Seele begreift der Vf. den guten Willen, er werde zum Handeln bestimmt aus Neigung oder aus einem höhern Princip, in gehöriger Stärke vorhandene Lebensäusserung, Organe, die gehörig empfänglich für die Eindrücke reizender Gegenstände und so beschaffen sind, dass die darin befindlichen organischen Kräfte gehörig frey und ungehindert reagiren können. Die Gesundheit in religiöser Hinsicht ist viel zu schwankend und unbestimmt erklärt, wenn er S. 50. sagt: „sie sey der Einfluss des Glaubens an ein hohes unsichtbares Wesen auf Gesinnungen und Handlungen, es habe ihn (den Einfluss) nun Furcht oder Liebe zu diesem Wesen hervorgebracht, es habe dasselbe seinen Willen strenge gefangen genommen, oder nur eine bessere Entschliessung befördert, es heisse die Religionsurkunde altes oder neues Testament, Zendavesta oder Koran." Wir getrauen uns unter diesen Begriff jede Religionsschwärmerey, Bigotterie und Fanatismus zu bringen. Der Vf. fühlt in der Folge das Fehlerhafte seiner Erklärung, und sucht es durch den Zusatz zu verbessern, dass sich religiöse Gesundheit unablässig in Geistesthätigkeit äussern müsse. Ungeachtet auch dieser noch nicht hinlänglich ist: so kommen doch über die Sache selbst gute Bemerkungen vor. Der zweyte Abschnitt ist

ist befriedigender ausgefallen; er enthält meistentheils richtige, obgleich nicht eben tiefsinnige Beobachtungen über das religiöse Empfinden, Denken und Handeln der Bauern, Bürger, der höhern Stände und des weiblichen Geschlechts nach verschiedenen Ständen und Altern. Der Vf. verräth hier Beobachtungsgeist, Erfahrung und einen hellen Blick. Nur ist es auffallend, dass er diese Schilderungen nach der Natur, in denen natürlich Licht und Schatten, und des letztern fast noch mehr als des erstern vorkommt, unter die Rubrik von psychologischen Erscheinungen im gesunden religiösen Zustande gebracht hat, und ob er gleich das Sonderbare dieser Classification fühlte, dennoch durch die Bemerkung zu vertheidigen suchte, dass, ungeachtet sich ein absoluter Zustand von Gesundheit denken lasse, dennoch relative Gesundheitszustände nach den verschiedenen Menschenclassen, der verschiedenen geistigen Organisation, dem nothwendigen Unterschiede der Stände, und der durch Erziehung, Unterricht und Beschäftigung überall anders modificirten Denk- und Handlungsweise angenommen werden müssen Wenn es auch mit dieser Bemerkung seine Richtigkeit hat: so ist doch ein grosser Theil des ersten Abschnitts überflüssig. Unter den Bemerkungen über das religiöse Denken und Handeln der verschiedenen Classen und Stände sind die die Bauern betreffenden die schätzbarsten, weil diese Classe von Menschen noch immer eine gewisse Einförmigkeit behalten hat, die sich im Aeussern bald bemerken und leicht darstellen lässt; auch konnte hier der Vf. Garve's treffliche Abhandlung über den Charakter der Bauern benutzen; über den religiösen Charakter der Weiber macht der Vf. ebenfalls gute Bemerkungen. Nicht so treffend sind die Schilderungen des Bürgerstandes, eben weil unter diesem Stande zu vielerley von einander abweichende Classen begriffen werden, als dass eine allgemeine Schilderung passen könnte. Ueberhaupt verlieren viele Bemerkungen nur dadurch, dass sie zu allgemein ausgedrückt sind. S. 95. sagt der Vf.: der Bürger denkt blos an die andrängenden Umstände, sieht Gott an der Spitze einer Armee hier dem Würgengel Befehle geben, dort verheerende Landplagen absenden, schauert zusammen, und betet an, und bekennet ehrlich, das haben meine Sünden verdient! — Der erste frohe Sonnenstrahl, die erste glückliche Aernte, die Entfernung der Armee von den Gränzen, bringt ihn zu seiner alten Handlungsweise zurück, er hat blos einer Execution zugesehen, sein Gewissen machte ihm bange, aber der Augenschein hat gelehrt, dass es ihn nicht angegangen." S. 102. „Der Bürger ist glaubig ohne Geist, und unglaubig ohne Kritik, sein Glaube, seine Religionsübung ist ein todter Glaube, weil er ihn blos in der Theorie hat, weil er seine Leidenschaften nicht abstumpft, seine Begierden nicht veredelt, weil Religion noch nicht herrschen kann über seine gewohnte Denk- und Handlungsart." Solche Bemerkungen machen dem Beobachtungsgeiste des Vfs. Ehre; sie würden aber noch mehr Wahrheit enthalten, wenn er nicht so gerne generalisirte. Ungeachtet die angeführte Schilderung auf einen grossen Theil der Bürger passt: so finden sich doch in diesem Stande auch genug Ausnahmen, an dem einen Orte mehr, an dem andern weniger, auch wohl ganz abweichende Züge, so dass der Prediger, der die Schilderungen des Vfs. auf die verschiedenen Menschenclassen unbedingt anwenden wollte, in der That sehr zu tadeln wäre. Besser wäre es auch hier gewesen, die menschlichen Charaktere in Beziehung auf Religion zu classificiren, und sie nach ihren verschiedenen Modificationen und Erscheinungen treu darzustellen, wie der Vf. zuweilen nur im Vorbeygehen thut, wenn er den Bürger als Heuchler oder Bigotten schildert. Indessen kann doch dieser noch nicht vollkommene Versuch dem Prediger schon dadurch nützlich werden, dass sein eigner Beobachtungsgeist gereizt wird, die Menschen, welche seinen Wirkungskreis ausmachen, so individuell als möglich kennen zu lernen, und aus diesen Beobachtungen allgemeine Ansichten von der Denk- und Handlungsart seiner Gemeine, ihrer Fehler und Bedürfnisse zu fassen; und es ist in dieser Hinsicht um so mehr zu empfehlen, als man durchgängig geläuterte und aufgeklärte Begriffe von Religion und Religiosität, und viele Winke für den Prediger findet, wie er wirken müsse, um das Reich Gottes auszubreiten. Der dritte Abschnitt ist nicht weniger fruchtbar an guten praktischen Bemerkungen, ungeachtet der in dem zweyten Abschnitt enthaltene Stoff zu noch mehreren Resultaten und Klugheitsregeln Veranlassung hätte geben können. Die gebildetste Vernunft, bemerkt der Vf., kann den Geist der christlichen Lehre nicht unvernünftig nennen; er ist ihr als zur Moralität leitend, zur freyen vernünftigen Selbstthätigkeit vorbereitend, achtbar und ehrwürdig. Allein der allgemein bemerkte Mangel religiöser Thätigkeit, die immer lauter sich erhebenden Klagen über Irreligiosität und Sittenverderb, die Buchstabentheologie einer niedern Classe, die verderbliche Halbgelehrsamkeit einer mittlern und die Ueberverfeinerung einer höhern Classe, ohne praktische Nützlichkeit, kurz der Mangel an Religion sowohl als Moralität verleiten zu der skeptischen Frage: Wie, ist vielleicht diese Lehre nicht für unsere Zeiten geeignet, hat sie ihren Wirkungskreis geendet, wie so viele ältere Systeme, war sie blos geschaffen für den Ort, für die Menschen, wo sie entstand? Er beantwortet diese Frage verneinend aus der Schrift Joh. Wilh. Schmid's über den Geist der Sittenlehre Jesu, und ziehet daraus das Resultat, dass die bisherige religiöse Bildung noch keiner totalen Veränderung des Systems bedürfe, und dass dieses für unsere Zeiten noch so allgemeine und nothwendige Wahrheiten predige als für die älteren. Die feinere und die mittlere Classe, sind von der Geisteshöhe noch zu sehr entfernt, in den Aussprüchen ihrer Vernunft die Gottheit zu respectiren, und die niedere Classe ist von der Heiligkeit ihres Systemes zu eingenommen, als dass sie es nicht für Hochverrath halten sollte, Gott wo an-

anders als in der Bibel zu suchen. Man darf also das Gebäude noch nicht umstürzen, bis man einen sichern Grund hat, ein schöneres an die Stelle des erstern zu setzen. Aber das christliche Religionssystem ist noch unendlichen Missverständnissen ausgesetzt. Die vorzüglichste Klugheitsregel ist daher: den Grund dieser Missverständnisse erforschen, und ihn zu heben suchen. Die Anwendung derselben auf den Bauer, in dessen ganzer Religionsübung sich blinder Mechanismus offenbaret, und auf den Bürger, dessen Charakter halbe, einseitige Aufklärung ist, nimmt den übrigen Raum ein, und der Vf. entwickelt die Ursachen, die Folgen und Gegenmittel dieser Hindernisse wahrer Religiosität kurz, aber auf eine für Prediger lehrreiche Weise.

Das *zweyte* Bändchen beschäftiget sich mit den Erscheinungen in dem kranken religiösen Zustande der Menschen, und ist noch reichhaltiger an wichtigen Bemerkungen, Winken und Klugheitslehren für den Prediger. Der Vf. hat vollkommen Recht, wenn er behauptet, dass auf diesem Felde für den Beobachter und den geistigen Arzt noch erstaunlich viel zu thun sey; bescheiden legt er daher seine Betrachtungen und Ansichten mit der Besorgniss dar, er möchte wider Willen zu diesem und jenem Fehlschlusse verleitet worden seyn. Rec. dünkt auch in diesem Bändchen der Fehler nicht genug vermieden zu seyn, dass Beobachtungen des Speciellen zu sehr generalisirt werden; da indessen seinen Ansichten, Schilderungen und Lehren die Wahrnehmung des wirklichen Lebens zum Grunde liegt: so kann jener Fehler keinen Nachtheil für den Prediger haben, der mit Nachdenken und reifer Ueberlegung die Belehrungen des Vfs. benutzt und anwendet. Der erste Abschnitt, welcher von den *Krankheiten der Seele überhaupt*, von den *Krankheiten der Seele in moralischer Hinsicht und von Krankheiten in Bezug auf Religion handelt*, stellt nicht sowohl bestimmte Begriffe von Seelenkrankheiten auf, sondern macht auf die Mangel der Erfahrungsseelenlehre in diesem Theile aufmerksam. Vorzüglich über die Frage: worin bestehet das Wesen der Seelenkrankheit, und worin ist der Grund derselben zu suchen? findet er noch keine befriedigende Antwort. „Hinderung der natürlichen Thätigkeit ist erst Folge der Krankheit, nicht das Wesen der Krankheit, es ist daher lange schon erwiesen, dass die Seele zu ihren Verrichtungen gesunder Organe bedürfe, aber nichts weniger noch als dargethan, dass bey gestörtem Lebensprocess der Organe sie ebenfalls in krankem Zustande sich befinde." Aus diesem Grunde möchte der Vf. Verrücktheit aus Liebe, Lebensüberdruss, Hypochondrie, Nachtwandeln nicht unter die Seelenkrankheiten rechnen. Da aber der Vf. zugesteht, dass der ganze Körper als Organ der Seele zu betrachten ist, und die Störungen in der Wirksamkeit der Organe die Thätigkeit der Seele ganz oder zum Theil, auf immer oder nur eine Zeitlang hemmen: so sehen wir nicht ein, warum diese Störungen nicht auch Krankheiten der Seele heissen könnten, zumal wenn man unmittelbare und mittelbare Krankheiten der Seele unterscheidet. Ueberhaupt aber glauben wir, dass der grösste Theil dieses Abschnittes hier nicht an seiner Stelle sey, da er mehr theoretisches als praktisches Interesse hat, mit dem Folgenden in keinem Zusammenhange steht, und daher von dem Prediger ganz überschlagen werden kann. Die Bemerkungen über moralische Seelenkrankheiten können dazu dienen, die Unschicklichkeit dieses Ausdrucks und die Unbestimmtheit des Begriffs ins Licht zu setzen. Nach der Analogie müsste, wie der Vf. bemerkt, nur der sich fühlende, sein Unrecht erkennende Sünder, ein eigentlicher Kranker heissen, nicht der, bey dem Immoralität Charakter worden ist, wie die Tugend des Redlichen. Wollte man die kleinste Abweichung von dem Gebote der Sittlichkeit als Krankheit, die höchste sittliche Güte, und die möglichste Verdorbenheit als die beiden Endpunkte betrachten: so fände sich in ersterm Verhältniss kein Mensch, der den Charakter einer vollkommen sittlichen Gesundheit behaupten könnte, sondern es gäbe lauter Mittelzustände, die keinen Namen haben. Der Vf. ist aber selbst sehr schwankend in dem Gebrauch dieses Begriffs. Moralische Krankheiten, sagt er, entspringen aus Schwächen, welche den Einfluss guter Grundsätze auf Gesinnungen und Handlungen hindern, und durch die Gewohnheit bleibend werden. Das letzte Merkmal ist aber in der S. 31. folgenden Erklärung nicht mit aufgenommen. Krankheit, heisst es daselbst, muss ein bey vorausgesetzter natürlicher Organisation, nach pflichtmässiger vernünftiger Erziehung selbst geschaffener unserer sittlichen Anlage entgegengesetzter Zustand seyn. — Die Disposition dazu liegt theils in dem handelnden Wesen selbst, theils in andern. Durch das letzte kommen wir wieder mit dem Merkmal der Erklärung, dass die Krankheit ein selbstgeschaffener Zustand seyn soll, ins Gedränge. Und wie kann der Vf. sagen: Der Vater, der seinen Sohn nicht zur moralischen Mündigkeit zu bringen suchte, nach dieser ihn auf das moralische Gesetz aufmerksam zu machen, ist moralisch krank, der Sohn nicht, und wenn es der ärgste Bösewicht geworden, wenn diese Fehler der Erziehung können imputirt werden. Sonst enthält der ganze Abschnitt viele gute Bemerkungen. Seelenkrankheit in religiöser Hinsicht nennt der Vf. den zweckwidrigen Einfluss der Religion auf Gesinnungen und Handlungen. Dieser noch nicht hinlänglich bestimmte Begriff wird durch das Folgende berichtiget, in welchem sich der Vf. durchgängig als einen aufgeklärten Denker zeigt. Was Folge der Organisation ist, nicht von der Selbstthätigkeit des handelnden Subjects herrührt, kann nicht unter den Begriff von Seelenkrankheit subsumirt werden, auch nicht jede Abweichnung vom Systeme, wie z. B. Irreligiosität oder Unglauben, wenn sie nicht der Moralität entgegen ist. Der Schwärmer und Bigotte ist nicht gerade unter die Kranken zu zählen. „Zur religiösen Seelenkrankheit wird nur schlechteres

res Handeln gerechnet bey besserem Wissen." Der zweyte Abschnitt enthält religiöse Erscheinungen im kranken Zustande des Körpers aus den verschiedenen Menschenclassen, worin die Natur sehr treu gezeichnet ist, und der dritte zieht daraus Resultate und Klugheitsregeln für die geistliche Amtsführung. Wir müssen Predigern beide Abschnitte recht sehr zur Beherzigung empfehlen; nicht leicht werden sie über Krankenbesuche, über die sogenannte Bekehrung auf dem Todtenbette, über die Tröstung der Trauernden, selbst über Leichenpredigten etwas Vernünftigeres und Gründlicheres, und überhaupt bessere Anleitung zur nützlichen Führung dieses Theils ihrer Amtsverrichtungen finden.

Eben diess Urtheil gilt auch vom *dritten* Bändchen, welches im ersten Abschnitt *von der Sinnesänderung* überhaupt und von der *religiösen Sinnesänderung* insbesondere handelt. *Der zweyte Abschnitt: allgemeine Erscheinungen im eigentlich religiös kranken Zustande*, 1. Abth. *im religiös krankem und physisch gesunden;* 2. Abth. *im physisch kranken und religiös kranken;* 3. Abth. *im gebundenen und freyen Zustande;* 4. Abth. *Abweichungen im andern Geschlecht.* Der *dritte Abschnitt* stellt endlich wieder *Resultate und Klugheitsregeln aus diesen Erscheinungen dar.* Die Bemerkungen über die Sinnesänderung, welche, wie der Vf. bemerkt, öfter das Werk eines einzigen Augenblicks, einer Rührung, die die Seele füllte, eine Folge auffallender trauriger Schicksale, dunkler Ahndungen, als das Resultat ruhiger vernünftiger Ueberlegung ist, über das Benehmen moralisch böser Menschen in verschiedenen Verhältnissen und unter verschiedenen Ständen, über verschiedene Verbrechen und Laster, über Züchtlinge, sind um desto interessanter, je weniger Beobachtungen über den Menschen von dieser Seite angestellt sind. Indessen sind sie doch am lehrreichsten für den Religionslehrer, der nicht als Miethling auf dem bequemen Wege des Schlendrians fortwandelt; der besser Gesinnte findet hier ein grosses Feld für seine Thätigkeit geöffnet.

OEKONOMIE.

LEIPZIG, b. Rein: *Die Hindernisse in der Landwirthschaft*, als Spiegel für die Landwirthe aufgestellt, von *Lud. Herm. Hans von Engel*, kurfürstl. sächsischem Rittmeister. 1802. VIII. u. 365 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Diess Buch hat seine gute und schwache Seite, und enthält unter vielem Richtigen auch viel Falsches. Nachdem der Vf. von dem richtigen Hauptgrundsatze ausgegangen: in der Landwirthschaft müsse man sich lediglich auf sorgfältig angestellte Versuche und auf eine Reihe von Erfahrungen verlassen, ohne sich dem verführerischen Gedanken bloss zu stellen, man habe in diesem oder jenem Stück ausgelernt, geht er zu dem gewöhnlichen Fehler der meisten Menschen über, die nicht einsehen wollen, dass Mangel der Erkenntniss ihre Irrthümer hervor bringe. Sowohl bey jungen als alten Landwirthen würden diese Mängel bemerkt, welche entweder die Hitze von jenen, oder die Kälte von diesen erzeugten. Käme nun noch bey Manchen die Mode hinzu, welche in unsern Zeiten, sogar die Acker und Viehwirthschaft despotisire: so wäre vollends nichts auszurichten, und ein Hinderniss suche das andre in den sich darbietenden Hülfsmitteln zu verdrängen. Mängel aller Art vermehrten alsdann das Uebel, das durch Mangel an Geduld, Beurtheilungskraft, Rechnungskenntnisse, zu viel oder zu weniges Zutrauen zu sich selbst, u. d. gl. vergrössert, oder sogar aus Faulheit und Hang zur Bequemlichkeit vermehrt würde, welche vollends alle Zuneigung zu dem friedlichen Gewerbe der Landwirthschaft erstickten. Die letztern Uebel würden gemeiniglich von der Unwissenheit der Herren oder Gutseigenthümer begleitet, wodurch die Macht der Verwalter Nahrung und Zuwachs bekäme, die entweder eine blinde Anhänglichkeit am Alten, oder eine zu grosse Vorliebe zu Neuerungen unterstützte. Eine andre Quelle des Hindernisses bestünde entweder in einem unzeitigen Geize, oder in einer übel angebrachten Sparsamkeit, oder in freygebiger Gutherzigkeit, die alle eben so schädlich wären, als das Streben, mit allem geschwinde fertig zu werden, auf alle Fälle Nachtheil und Schaden herbeyführe. Die meisten Wirthe handelten ohne alle Vorbereitung, und fingen zuerst da an, wo sie billig aufhören sollten u. s. w. Alles diess zeugt freylich von genauer Bekanntschaft mit dem abgehandelten Gegenstande; aber die Methode, wie der Vf. die Hindernisse den Landwirthen gleichsam in einem Spiegel vorhält, ist nicht die beste; er hätte vielmehr, wie *Thaer*, *Riem*, *Meyer*, *von Podewils*, u. m. A., die oft zu allgemein dargestellten Hindernisse, auf diesen oder jenen Boden anwenden, und durch erprobte Vorschläge meistern und verbessern sollen! Dadurch würde sein Buch, das im Ganzen wie in vielen einzelnen Theilen recht gute Bemerkungen enthält, mehr Gemeinnützigkeit befördert, manchen schiefen, oft falschen Grundsatz verdrängt, und sich überhaupt um den Dank des Publicums wahrlich verdient gemacht haben. —

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 19. November 1802.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Breitkopf u. Härtel: *Versuch der einzig-zweckmäſsigen Propädevtik zum richtigen, gründlichen und fruchtbaren Studio der Vernunftlehre* oder *Logik*. Von D. *J. K. Wezel*. 1802. Mit der Vorrede und Inhalts-Anzeige 447 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Das auffallende Phänomen, sagt der Vf., daſs man so oft Logik hört, und dieselbe gleichwohl so selten richtig verstehen lernt, habe ihn veranlaſst, den Ursachen desselben nachzuforschen, und da habe er gefunden, daſs der wahre Grund hiervon kein anderer sey, als der unzweckmäſsige Vertrag der Logiker. Man habe nämlich nicht bedacht, daſs der erste Unterricht in jeder Wissenschaft keinesweges mit dem Schwerern, mithin der in der Logik nicht mit ihrem reinen Theile, sondern mit den hierzu nöthigen Vorbereitungskenntnissen beginnen müsse. Man lasse es, meynt der Vf., noch jetzt gewöhnlich bey einigen flüchtigen Bemerkungen und für den Anfänger hieroglyphischen Redensarten bewenden, ohne zu dem Begriffe, Inhalte, Zwecke, Nutzen und Werthe der Logik allmälig hinzuleiten. Dieſs habe ihn bewogen, auf eine einzig-zweckmäſsige Propädevtik zur Logik zu denken, und solche, nachdem er den Werth derselben durch den Gebrauch erprobt habe, dem Publicum mitzutheilen. Er glaubt aber daſs nebst einer Kenntniſs und Bekanntschaft mit der ersten natürlichen Veranlassung zur Erfindung (?) der Logik, mit ihrem Ursprunge und allmäliger Ausbildung, mit dem Begriffe, Objecte, Inhalte, Erkenntniſsgrunde, Nutzen, Zwecke, Umfange u. s. w. Kenntnisse aus der *Psychologie* und zum Theil auch aus der *Anthropologie* überhaupt, welche die Elemente einer Propädevtik zum Studio der Logik ausmachen.

Dieser Idee gemäſs enthält nun die vorliegende Schrift folgendes: In der Einleitung giebt er die Notiz von dem Ursprunge der Wortbedeutung des Ausdrucks, Logik; vom Grunde und von der Veranlassung zu dieser Wissenschaft, von der Beschaffenheit der aristotelischen und stoischen Logik; von der Eintheilung der Logik überhaupt, vom Begriffe der reinen allgemeinen Logik, Werth und Wichtigkeit derselben; vom Begriffe und von der Nothwendigkeit einer Propädevtik zur Logik. Dann folgt die Propädevtik selbst in drey Theilen. *Erster Theil.* Von dem untern und obern Erkenntniſsvermögen. *Zweyter Theil.* Von dem Gefühlsvermögen, den sinnlichen und geistigen Gefühlen und dem Verhältnisse derselben unter einander und gegen die übrigen Vorstellungen. *Dritter Theil.* Von dem Begehrungsvermögen, dem sinnlichen und vernünftigen, nebst einer Uebersicht der psychologischen Physiologie und Pathologie, desgleichen der Resultate dieser Propädevtik in Beziehung auf die Logik.

Bey der oben angeführten Veranlassung zu diesem Werke scheint der Vf. nur die schlechten Lehrer und Lehrbücher der Logik vor Augen gehabt zu haben; denn wir haben doch auch Lehrbücher der Logik, desgleichen Lehrer derselben, denen die vom Vf. angeführten Vorwürfe mit groſsem Unrecht gemacht werden würden. Doch diesen Punkt dahin gestellt, so ist die Frage: ob der Vf. durch sein Werk sowohl der Idee einer wahren Propädevtik zur Logik genügt, als auch alle Schwierigkeiten, welche sich dem Verständnisse derselben bisher entgegen stellten, beseitigt habe? Rec. ist nicht dieser Meynung; denn er gesteht zwar gern, daſs das, was der Vf. in der vorliegenden Schrift giebt, gröſstentheils sehr wohl gedacht und vorgetragen sey, aber daſs nun gerade dieſs dasjenige ausmache, was zur *einzig-zweckmäſsigen* Propädevtik einer Logik gehöre, das hat ihm nicht einleuchten wollen. Daſs ein Anfänger eher Anthropologie und besonders Psychologie studiren müsse, als er sich zur Logik begiebt, ist klar, und wird auch auf vielen höhern Schulen so angerathen und befolgt; allein es ist nicht abzusehen, warum der Anfänger nicht lieber diese Studia abgesondert, und nach ihrem ganzen Cursus betreiben sollte. Auch sieht man nicht ein, warum gerade diese Studia allein zweckmäſsig vorbereitend seyn sollten. Die reine Mathematik wird ebenfalls hierher gerechnet werden können. Wollte man aber alles, was den Verstand zum Verständniſs der Logik vorbereiten kann, unter dem Titel einer Propädevtik derselben zusammentragen: so würden fast alle Wissenschaften zu diesem Behufe epitomirt werden können. Der Vf. hat die Idee einer Propädevtik zur Logik gar nicht richtig aufgefaſst. Sie ist nichts anders als eine Methodenlehre für die Logik, sie erörtert die Form und Materie, die Stelle und Quelle, den Umfang, Inhalt und innern Gliederbau dieser Wissenschaft. Es widerspricht ihrem Begriffe, daſs sie andere Wissenschaften, z. B. Anthropologie und Psychologie der Materie nach kurz oder lang abhandeln sollte. Am wenigsten soll sie der Logik selbst vorgreifen. Es ist daher ganz unzweckmäſsig, wenn der Vf. in der Propädevtik von den höhern Erkenntniſsvermögen, von Verstand, Urtheilskraft und

und Vernunft handelt. Das ſind ja Materialien für die Wiſſenſchaft ſelbſt, nicht für ihre Propädevtik. — Das was der Vf. von der Eintheilung der Logik ſagt, gehört nun zwar zur Propädevtik derſelben; aber Rec. wundert ſich, daſs der Vf., welcher die einzig-zweckmäſsige Propädevtik gefunden haben will, hier ganz dem alten Schlendrian gefolgt iſt. Er theilt die Logik ein, in die *natürliche* und *künſtliche*, die künſtliche in die *allgemeine* und *beſondere*, die allgemeine wiederum in die *reine* und *angewandte*. Wo ſind hier die *Principien* der Eintheilung? Hätte der Vf. hierüber nachgedacht: ſo würde er alle dieſe Eintheilungen als unſtatthaft befunden haben. Eine natürliche und eine beſondere Logik ſind logiſche Undinge. Die Logik iſt ihrem Weſen nach *Wiſſenſchaft*, mithin Sache der Kunſt, nicht der Natur und des Talents. Als Wiſſenſchaft iſt ſie rational, denn ſie hat ihre Quelle im Denkvermögen ſelbſt. Die Denkgeſetze aber ſind allgemeingültig. Es giebt daher nur eine Logik und nicht mehrere Arten derſelben. Dieſe eine Logik iſt ihrem Weſen nach eine rationale Erkenntniſs der allgemeinen Denkgeſetze. — Die Eintheilung einer Wiſſenſchaft iſt in wiſſenſchaftlicher Hinſicht ein ſehr wichtiges Erfoderniſs, aber auch eine ſchwere Arbeit, und ein Logiker kann durch ſie die beſte Probe ſeiner Kunſt ablegen. Wie viele Eintheilungen haben wir nicht, die alles ſeyn mögen, nur keine Eintheilungen.

Leipzig, b. Breitkopf u. Härtel: *Grundriſs der einzig zweckmäſsigen Propädevtik zum gründlichen, richtigen und fruchtbaren Studio der Metaphyſik, oder der Transſcendentalphiloſophie*, als der Grundlage, des Kerns und Geiſtes aller wahren Philoſophie. Von D. *J. K. Wezel*. 1802. 412 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8. gr.)

Unter dieſem Titel giebt uns Hr. *W.*, der Vf. der ſo eben angezeigten Propädevtik zum Studium der *Logik*, in der *Einleitung* eine Notiz vom Urſprunge der Wortbedeutung des Ausdrucks, *Metaphyſik*, von dem Grunde und der Veranlaſſung zu derſelben, einen Begriff von ihr, von ihrer Quelle, ihrem Zwecke, Objecte und ihrer Eintheilung. Beyläufig wird der Unterſchied und wechſelſeitige Zuſammenhang zwiſchen der natürlichen und philoſophirenden Vernunft angegeben. Dann folgt der Begriff von einer Propädevtik zur Metaphyſik; die Eintheilung der erſtern in zwey Theile macht den Beſchluſs der Einleitung. Der *erſte Theil* liefert eine Darſtellung der Principien aller metaphyſiſchen Hauptſyſteme; 1) der theoretiſchen Principien, a) des Dogmatiſmus, α) des poſitiven, des *realiſtiſchen* (Pantheismus, Dualismus, Materialismus) des *idealiſtiſchen* (transſcendentaler Idealismus, idealiſcher Dogmatismus, metaphyſiſcher Egoismus), β) des negativen oder Skepticismus, des allgemeinen, des beſondern (Pyrrhoniſchen und Humiſchen), b) des Kriticismus, des Kantiſchen, der Kantiſchen Anhänger mit einer Rückſicht auf die Gegner, des Reinholdiſchen, Beckiſchen, Fichtiſchen und Schellingiſchen. Dann folgt ein Anhang über Bardili's Grundriſs der erſten Logik und über das Fundament der Geſchmackslehre. Den Beſchluſs des erſten Theils machen die Fundamente des reinen Rechts, der reinen Moral und Moraltheologie. Der *zweyte Theil* giebt eine kurze Ueberſicht und Prüfung aller metaphyſiſchen Hauptſyſteme.

Eine, ſo viel möglich, ſyſtematiſche Ueberſicht aller ältern und neuern Verſuche der Metaphyſik war allerdings ein Bedürfniſs unſerer Zeit, beſonders für angehende Denker, um ſich wenigſtens einen vorläufigen Begriff von dem zu machen, womit ſie es zu thun haben werden, wenn ſie ſich ſelbſt in dieſes weite und ſchwierige Feld der Forſchung wagen wollen. — Was die hiſtoriſche Relation der verſchiedenen metaphyſiſchen Verſuche und Syſteme anbetrifft: ſo hat Rec. den Vf. in ſeinen Angaben gröſstentheils richtig und treu befunden. In einigen Stücken möchten wohl die Urheber jener Syſteme mit ſeinem Berichte nicht zufrieden ſeyn; z. B. wenn der Vf. S. 246. ſagt: „Kant ſuche vermittelſt der Zergliederung des *Begriffs* von Erfahrung *in dieſem Begriffe ſelbſt* die Bedingungen der Möglichkeit aller Erfahrung." Da indeſſen der Vf. nicht ein bloſser Berichtserſtatter ſeyn, ſondern ſelbſt den Weg zur Prüfung der bisherigen Syſteme und Gründung eines neuen untrüglichen Syſtems, unter dem Titel einer Fundamentalphiloſophie, bahnen will; dieſes Unternehmen aber für den Leſer und Denker das wichtigere Intereſſe hat: ſo wollen wir das, was von dem eigenen Forſchen des Vfs. kommt, etwas näher betrachten.

Unter Metaphyſik verſteht der Vf. die reine Vernunftwiſſenſchaft von den *abſolut letzten Gründen*, Geſetzen und Zwecken der Natur und der Freyheit oder alles Wiſſens überhaupt; folgendes giebt der Vf. von ihr zu bemerken. „Ihre Quelle iſt die reine Vernunft ſelbſt, ihr Object aber das *reelle Abſolute*. Die Fragen: Wie und wodurch hängen meine Vorſtellungen mit den durch ſie vorgeſtellten Dingen zuſammen? Worauf beruht die eigentliche Bedeutung und Zuverläſsigkeit von der *Objectivität* meiner Vorſtellungen? Welches iſt der Grund des Urſprungs und die wahre Entſtehungsart aller menſchlichen *reellen* Vorſtellungen? Wie iſt *Erfahrung* und *Bewuſstſeyn* überhaupt möglich? erheben ſich hier von ſelbſt. Die philoſophirende Vernunft muſs zu den abſolut letzten Gründen zurückgehen, alſo das *Abſolute*, das Unbedingte, ſowohl der Naturnothwendigkeit aller Dinge, als der Willensfreyheit vernünftiger Weſen, aufſuchen und darſtellen. Die *abſolut letzten Subſtanzen*, *Urſachen*, *Gründe* etc. alles *Wiſſens* und *Wollens*, der *Natur* und der *Freyheit* können nicht in der Erfahrung, ſondern auſser dieſer Sphäre gefunden werden, nämlich in den Geſetzen oder weſentlichen Handlungsweiſen der Vernunft und des vorſtellenden Subjects, der Intelligenz ſelbſt, welche allein das Abſolute zu entdecken vermag. Die von allem Empiriſchen reine, allein ächt

ächt philosophirende Vernunft, blofs ihren wesentlich reinen Gesetzen nach, erhält man durch Absonderung alles Empirischen, was im gegebenen Bewufstseyn vorkommt. Die so erhaltenen reinen Vernunftgesetze betreffen entweder das Wissen oder das Wollen, Natur oder Freyheit. Daher ist die reine Vernunft ihrer ursprünglichen Natur nach legislativ für Erkenntnifs- und Willensvermögen. Das Hauptproblem der Metaphysik ist nun; die *Realität* des Begriffs vom *Absoluten* der Substanzen, Ursachen und Wechselwirkung beider Welten (der physischen und moralischen) darzuthun. Der *theoretische* Zweck der Metaphysik ist unerschütterlich feste Gewifsheit aller *Erkenntnifs*, der *praktische* hingegen vollendete *Sittlichkeit.* — Alle übrige Wissenschaften setzen die untrügliche Gewifsheit der Aussagen des natürlichen, gemeinen, Selbstbewufstseyns voraus, die Metaphysik aber liefert die letzten Gründe aller andern Erkenntnisse, und hebt zu diesem Behufe bey dem absolut letzten Grunde der Möglichkeit alles Bewufstseyns an, denn auf diesem beruhen am Ende doch alle Vorstellungen, Begriffe und Erkenntnisse."

Nachdem der Vf. dem Leser einen solchen Begriff von der Metaphysik beygebracht, und dessen Erwartungen von ihr so hoch gespannt hat, ist dieser natürlicher Weise sehr begierig, wenigstens einen Wink zur Auflösung jener grofsen Probleme und Befriedigung seiner Wifsbegierde zu erhalten. Allein diefs findet der Vf. nicht für gut. Er bricht nun auf einmal ab, und eilt zur historischen Darstellung der schon bekannten Versuche in dieser Hinsicht, die ihm aber auch am Ende alle nicht genügen. Hieran thut der Vf. nicht wohl, und dieses Verfahren ist wenigstens nicht ächt-propädevtisch. Denn da er in der Folge nicht blofs die Systeme epitomirt, sondern auch beurtheilt: so hätte er seinen Leser wenigstens doch mit einigen Principien der Beurtheilung und Würdigung im Voraus versehen sollen. Denn ohne diese weifs ja der Anfänger nicht einmal, ob er nicht vom Vf. selbst eben so vergeblich herumgeführt wird, als von den Urhebern der zur Schau und Kritik aufgestellten Versuche. In diesen Verdacht fällt aber der Vf. um so mehr, je höher er seine Saiten spannt, und dem Anfänger die grofse Verheifsung giebt, dafs ihn die Metaphysik über das *Absolute* und dessen *Realität* Aufklärung und Beweis geben werde. Denn wer da liefst, die Metaphysik werde ihn lehren, worin der Grund unserer Vorstellung von *absoluten* (materiellen und immateriellen) *Substanzen*, von absoluten (äufsern und innern) *Ursachen*, und von absoluter *Gemeinschaft* der *physischen* und *moralischen Welt* liege; der erwartet doch einen Fingerzeig, wie er zu einer so eminenten Kenntnifs gelangen könne, besonders da der Vf. in der Folge zeigt oder zeigen will, dafs alle seine Vorgänger in dieser Absicht einen Mifsgriff gethan haben. — Da indessen hier alles durch reine Vernunft ausgemittelt und ausgemacht werden soll: so können wir, uns auf unsere eigene Vernunft stützend, auch selbst wohl entscheiden, ob und in wie weit der Begriff und Zweck, welchen der Vf. der Metaphysik leiht, gültig sey oder nicht. Denn wir dürfen blofs bemerken, dafs es hier nicht genug ist, die *Ideen* von absoluter Substanz, Ursache u. s. w. aufzustellen, sondern den Weg anzuzeigen, wie sie Objectivität und Realität für uns gewinnen können. Da nun unser ganzes Bewufstseyn, wir mögen es noch so sehr zergliedern, hierzu kein Mittel darbietet, dem Kenner des Vernunftvermögens auch bekannt seyn mufs, dafs die Realisirung jener Ideen mit unserm Erkenntnifsvermögen im geraden Widerspruche stehe: so können wir durch uns selbst schon wissen, dafs der Begriff des Vfs. von der Metaphysik und ihrem Zwecke grundfalsch sey, und alle Erwartungen, die Möglichkeit des Bewufstseyns zu erklären, die absolut letzten Gründe desselben, desgleichen der Substanzen, Ursachen u. s. w. zu ergrübeln, gänzlich getäuscht werden müssen. Der Vorschlag des Vfs. zu der von ihm angeregten metaphysischen Höhe zu gelangen, empfiehlt sich nicht sonderlich. Es heifst S. 371. ff.: „Soll ein allgemeingültiges System der Philosophie zu Stande kommen: so mufs weder vom Objecte noch vom Subjecte, weder vom Objectiven noch vom Subjectiven, noch von beiden (dem Realen und Idealen) zugleich, sondern vielmehr von dem absolut höchsten gemeinschaftlichen Principe des Sub- und Objectiven, des Idealen und Realen ausgegangen werden." Aber dieses angebliche gemeinschaftliche Princip des Sub- und Objectiven ist nichts mehr und nichts weniger als eine *qualitas occulta*, ein hyperphysischer Irrwisch, nach welchem in neuern Zeiten so viel gehascht wird, weil man den wahren Boden aller reellen Erkenntnifs entweder nicht kennt, oder ihn für seine genialischen Schwünge zu seicht und unfruchtbar findet.

Die Kritiken, welche der Vf. über die von ihm aufgezählten Systeme der Metaphysik ergehen läfst, können nun auch wenig befriedigen. Sie taugen ihm alle aus dem Grunde nichts, weil sie nicht von seinem angeblichen gemeinsamen Princip des Ob- und Subjectiven ausgehen. Nach S. 222. soll Kant geglaubt haben, eines ersten Grundsatzes, ohne welchen doch keine eigentliche Wissenschaft möglich sey, überhoben seyn zu können; und doch führt Kant den Satz der synthetisch-objectiven Einheit des Bewufstseyns als den ersten aller menschlichen Erkenntnifs auf. Der Vf. hätte diefs doch wissen, und wo möglich die Unhaltbarkeit jenes Satzes darthun sollen. Es ist hier nicht der Ort, und Rec. ist überhaupt nicht gewilligt, das Kantische System nach allen seinen Gründen und innerm Organism zu vertheidigen, allein die sonderbaren Begriffe und Beschreibungen, welche der Vf. davon giebt, kann er nicht ganz unberührt lassen. „Kant, sagt er, gestehe nur der empirischen Erkenntnifs eigentliche Realität zu, er suche wider Wissen und Willen Erfahrung blofs durch Erfahrung zu erklären. Er sey blofser Empiriker, ob er gleich beständig von *a priori*

ri und Transcendental spreche. Er kenne keinen andern Standpunkt als den alten des Dogmatismus (den des Denkens) und habe nur diesen widerlegt, habe aber keinesweges das Verdienst, den transcendentalen Standpunkt völlig entdeckt, sich darauf behauptet und ein Vernunftsystem selbst aufgestellt zu haben." — Hierin soll nun zugleich die Uebersicht und Prüfung des Kantischen Kriticismus bestehen. Allein eine schiefere Ansicht und Beurtheilung läfst sich kaum denken. Auch dem flüchtigen Leser der Kritik muss es einleuchten, dafs Kant von dem erbärmlichen Zirkel, die Erfahrung aus der Erfahrung zu erklären, weit entfernt ist. Er zergliedert vielmehr die Erfahrung (das Erfahren) in ihre Elemente und hebt so die empirischen und intellectuellen Bestandtheile derselben hervor; kommt dadurch auf die formalen und materiellen Bedingungen derselben u. s. w. Indem er diess thut, bemächtigt er sich allerdings des transcendentalen Standpunkts; denn dieser ist ja kein anderer, als derjenige, da man sich der ersten Anfänge alles Erkennens durch Analysis des Erkenntnifsvermögens selbst bemächtigt. Gegen die mangelhafte Kenntnifs, welche sich der Vf. von der Kritik erworben hat, contrastirt nun sehr sein Sprödethun gegen die Anhänger derselben, welche er in blinde und sehende eintheilt; blind werden ihm aber wohl alle diejenigen seyn, welche nicht durch die Brille seiner transcendenten und hyperphysischen Fundamentalphilosophie, welche die absoluten Substanzen und Ursachen erspähen kann, visiren wollen. — Andere Versuche eines Reinhold's, Bardili's, Becks, Bouterwecks, Krugs, des Vfs. der Archimetrie u. s. w. werden auch sehr kurz von ihm abgefertigt. Da Beck's Standpunktslehre bey dem ursprünglichen Vorstellen stehen bleibe, welches schon ein Bewufstseyn voraussetzt, ohne dasselbe erklären zu können: so könne auch er nicht auf absolute Gewifsheit seiner Behauptung Anspruch machen. Wenn doch der Vf. Becks Schrift fleifsig studieren wollte; er könnte vieles aus ihr lernen, insbesondere aber diess, dafs das ursprüngliche Vorstellen gerade der rechte Stundpunkt sey, welchen ein Philosoph zu nehmen habe, wenn er mitsprechen will.

NATURGESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Crusius: *Beschreibung der Krystallisationen*, sowohl nach ihren Grundgestalten, als nämlich der Würfel, Säulen, Piramiden und Tafeln, als auch nach den Veränderungen der Grundgestalten, in Ansehung der Abstumpfung, Zuschärfung und Zuspitzung von *Karl Immanuel Löscher*, vormaligen Gräflich Thunischen Bergmeister in Böhmen, nunmehr ansäfsig in Freyberg. 1801. 96 S. 4. und 6 Kpft. in Queerfolio. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Vf., welcher durch seine aus Holz verfertigten sehr nützlichen Modelle der verschiedensten Krystallisationen rühmlichst bekannt ist, liefert hier die Beschreibung, welche er sonst schriftlich mit seinen Modellsammlungen verschickte, aufs neue durchgearbeitet und verbessert, durch Kupfertafeln erläutert. Eine solche Modellsammlung der verschiedensten Krystallisationen, welche jetzt aus 223 Stück besteht, verkauft der Vf. zu 8 Rthlr., und eine Folge von Uebergängen, welche aus 154 Stück besteht, und sehr mühsam zu verfertigen ist, für 7 Rthlr. Bey der Beschreibung sind allemal die Fossilien angegeben, welche unter der jedesmaligen Gestalt vorkommen; wodurch das Ganze einen unverkennbar gröfseren Werth erhält. Es ist sehr zu wünschen, dafs der Vf. Hauy's treffliches Werk recht sorgfältig studiren möge, um daraus neuen Stoff zur anschaulichen Bearbeitung zu schöpfen. Die Abbildungen sind nicht perspectivisch, sondern architectonisch vom Vf. selbst gezeichnet und sehr gut gerathen; demungeachtet aber ersetzen sie die Modelle selbst noch nicht. Der Beschreibung geht eine Einleitung voran, die in einem so treuherzigen Tone geschrieben ist, dafs Rec. grofses Vergnügen daran hatte. Man sieht daraus sehr deutlich, wie der Vf. gern nützlich seyn möchte — *et voluisse sat est.*

KLEINE SCHRIFTEN.

OEKONOMIE. *Leipzig*, b. Supprian: *Die Kunst sich die zur Jagd und zum Vogelfang nöthigen Netze selbst zu verfertigen.* Ein Jagdbuch zum Nutzen und Vergnügen für Jäger und Jagdliebhaber. 1802. 8 S. Vorr. und 95 S. Text. 8. Mit Kupfern. (10 gr.) In dieser kleinen Schrift werden die Netze vom Hirsch- bis zum Nachtigallenfang beschrieben. Sie stehen, wie bekannt, schon in mehrern aber gröfsern Werken. Da es Liebhaber geben kann, welche jene Werke nicht besitzen, und einen Unterricht der Art wünschen: so wird eine solche Zusammenstellung nicht überflüfsig seyn. Wenn aber auch der Vf. die Handgriffe nicht angeben wollte, die sich allerdings besser absehen lassen: so sollte er doch die Werkzeuge zum Stricken beschreiben und verzeichnen. Es setzt also diese Anleitung eigentlich schon eine Fertigkeit im Netzstricken, die man von einem Jäger zu lernen hat, voraus.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 20. November 1802.

KIRCHENGESCHICHTE.

Halle, b. Hendel: *Vorschritte zur feinern theologischen Literatur durch auf Schulen begonnenes Lesen griechischer Kirchengeschichtschreiber*, von *M. S.* Aus Eusebius, Sokrates, Sozomenus. 1801. 126 S. gr. 8. (10 gr.)

Der Titel ist eben so seltsam als das ganze Buch. Er sollte heissen: *Chrestomathie aus den griechischen Kirchengeschichtschreibern für Schulen zur Förderung des Quellenstudiums der K. G. bey angehenden Theologen.* Alsdann hätte sich der Vf. etwas deutliches und nützliches gedacht; allein er hätte dann einer solchen Chrestomathie auch eine zweckmäsigere Einrichtung geben müssen, als dieses Buch hat, um es für angehende Theologen brauchbar zu machen. Im Ganzen wäre aber sein Gesichtspunkt doch noch zu eng geblieben, und er hätte den Begriff einer zweckmäsigen *patristischen Chrestomathie* überhaupt auffassen und ausführen müssen, wenn er als ein Sachverständiger hätte erscheinen wollen. Eine solche Chrestomathie ist nämlich für katholische Schulen ein wahres Bedürfniss, und kann auch für protestantische Schulen ihren guten Nutzen haben, wenn angehende Theologen in dem letzten halben Jahre auf Schulen dadurch zur künftigen Lectüre der Kirchenväter vorbereitet werden. Ein Kenner der Patristik und Kirchengeschichte müsste zu diesem Ende nicht gar zu kurze Stellen aus den besten griechischen Kirchenvätern sammeln, theils aus den *Script. graecis* H. E. von Valois und den griechischen Concilien-Akten in historischer Hinsicht, theils aus dem Origines, Chrysostomus, Theodoret und Theophylakt in exegetischer Hinsicht, theils (wenn noch dazu Raum wäre) aus einigen Apologeten, dem Athanasius, den beiden Gregoren von Nazianz und Nyssa und Basilius dem Grosen in dogmatischer Hinsicht. Bey dem letzten Abschnitte auch einige Fragmente von den Gegnern der nicänischen Orthodoxie, die sich in den dogmatischen Schriften der letzten Kirchenväter finden, und wo möglich noch einige Hauptstellen, die sich auf die chalcedonische Lehre beziehen. In zwey kleinen Bändchen würde man alles dieses sehr gut umfassen können, wenn ein Band nicht hinreichen sollte, obgleich ein genauer Kennner bey der strengsten Auswahl schon mit einem Bande fertig werden würde. Ausser den nöthigsten Literarnotizen bey jedem Schriftsteller müsste jedes Fragment mit einer zweckmäsigen, also auch kurzen Einleitung begleitet werden, worin die Veranlassung und der Inhalt bemerkt wäre; unter dem Text aber (versteht sich immer nach den besten Ausgaben abgedruckt) müssten die kritischen, so wie die nothwendigsten historischen Erläuterungen stehen, und am Ende ein philologischer Index der schwersten Worte und Redensarten das Ganze beschliessen. Auf diese Weise würden wir eine brauchbare patristische Chrestomathie gewinnen, statt dass wir in dem vorliegenden Buche eine ohne gehörige Auswahl und Plan gemachte Zusammenstellung von Fragmenten aus den auf dem Titel benannten Kirchenhistorikern haben, die sich mit den Worten: „*Aus Eusebius* K. G. 1, 4." anfängt, und mit „*Einigen Erklärungen, welche vielleicht (?) hier gesucht werden, und etlichen erläuternden Bemerkungen*" schliesst. Da findet sich nichts über die Schriftsteller selbst, nichts über den Zusammenhang, die Veranlassung und den Inhalt der Stellen, und nur wenig was man zweckmäsige und richtige Erläuterung in philologischer, historischer und dogmatischer Hinsicht nennen könnte. Um das letzte Urtheil zu rechtfertigen, müssen wir einiges aus den Erklärungen und erläuternden Bemerkungen, die am Ende stehen, zum Belege anführen: „Αετιος ein Arzt zu Antiochien; nachherίger Diakonus der dasigen Kirche. Er war in seine „Dialektik verliebt, und trieb die arianischen Begriffe weiter [was heisst das?], weil er zu abstrakt „über die Gottheit [das kann man eben nicht sagen, denn ein Gott als Vater und ein Untergott als Sohn nach dem ächten Arianismus verräth keine philosophische Abstraction, sondern unphilosophischen Dualismus] „und wohl besonders im Grunde [Welch ein „Stil und welche Unbestimmtheit!] ein Verkenner „der Gottheit des Sohns wurde, trug er den Namen „αθεος davon." Das heisst alles nichts gesagt. *Aetius* war mit seinem Anhang in dem Sprengel von Antiochien dem reinen Arianismus zugethan, im Gegensatz gegen Athanasianer und Basilianer oder Semiarianer. Er war also wohl ein Verkenner der Gottheit des Sohns nach dem Athanasischen Systeme, aber er statuirte doch eine Gottheit des Sohnes nach dem Arianismus, subordinirte also auch den Sohn dem Vater. Ferner lautet der Artikel Απολλιναριος so: „Apollinaris, Vater und Sohn. Jener aus Alexan„drien gebürtig, und Presbyter zu Laodicea in Sy„rien. Dieser Lector daselbst, nach Einigen in der „Folge auch Bischof." Die Hauptsache aber, dass der Letzte es sey, von dem der Apollinarismus herrühre, fehlt. Ασκητηριον Wohnung der Asceten, „oder solcher, die sich der gemeinen Welt entzo„gen, um in einem stillen, sich selbst ganz überlasse-

„nem Leben, den Betrachtungen und der *ganz mit* „*scharfen Umrissen ausgeprägten Philosophie* [diess „verstehe, wer da kann, und finde in der Ascesis Philosophie, wenn er kann!] und Religionstugen-„den nachzuhangen." Diese Beyspiele aus dem ersten Buchstaben des Alphabets können schon hinreichen. Indessen wollen wir noch den Artikel Σαβελλιος mitnehmen, damit man nicht glaube, das übrige Alphabeth sey besser davon gekommen. „Weil er „den Sohn Gottes nur *für eine abgetheilte Kraft der* „*Gottheit* hielt [Er hielt eigentlich die Namen V. S. und G. bloss für drey verschiedene Wirkungsarten eines und desselben Gottes] so machte Arius, in-„dem er diesem Satze widersprechen und ihn wider-„legen wollte, daher auf ein gegenseitiges Extrem „verfiel, *filium extitisse*, aus dem Sohne Gottes einen „*novum Deum*." Hierin ist gar kein Sinn weiter, und man sieht, dass selbst 10 gr. für dieses planlose Machwerk noch viel zu viel Geld ist.

LITERATURGESCHICHTE.

1) ZÜRICH, b. Orell, Füssli u. C.: *Johann Kaspar Lavater, der Dichter.* Eine Rede, bey der musikalischen Gedächtnissfeyer am 26. Hornung 1801. gehalten von *Joh. Georg Schulthess*, Diakon. 1801. 3 B. 8. (Velinpapier) (8 gr.)

2) WINTERTHUR, b. Steiner: *Johann Kaspar Lavater, der Wahrheitslehrer* (Wahrheits-) *und Menschenfreund.* Eine Rede bey Anlass der Trauermusik geschrieben, nicht gehalten von G. C. *Tobler.* 1801. 3 B. 8. (4 gr.)

3) ZÜRICH, b. Orell, F. u. C.: *J. K. Lavater.* Eine biographische Skizze. Von *Heinrich Meister.* 1802. (Mit einem sehr ähnlichen Bilde L., das ihn sitzend und lesend vorstellt). *Aus dem Französischen.* 3 B. 8. (12 gr.)

4) WEIMAR, b. d. Gebr. Gädicke: *Denkmahl der Wahrheit auf J. K. Lavater*, von *Karl Ludwig von Haller.* 8 B. 8. (9 gr.)

5) WEIMAR, b. denselben: *Lavater als Menschenfreund. Ein Nachtrag zum Denkmahl der Wahrheit auf J. K. Lavater*, von *K. L. von Haller.* 1 B. 8. (1 gr.)

6) ZÜRICH b. Orell, F. u. C.: *J. K. Lavater, als Freund der Vernunft* dargestellt von *Felix Nüscheler*, Professor der Theologie in Zürich. 1½ B. 8. (3 gr.)

1) Nur der *Revolution* verdanken Lavaters Manen die in Zürich ungewöhnliche Ehre einer Todtenfeyer, welche am 26. Febr. 1801. in der achten Woche nach seinem Tode, in dem *grossen Münster* vor sich ging; ohne eine solche, so viel Neues herbeyführende, und an noch mehr Neues gewöhnende, gänzliche Umwälzung aller bisherigen Verhältnisse hätte gewiss an eine Auszeichnung der Art nicht gedacht werden dürfen, indem die Eifersucht der Bürger gegen alle vorzüglichen Männer eine so ausserordentliche Erhebung eines Einzelnen über die Gesammtheit nicht würde zugegeben haben. Bey dieser Feyerlichkeit hielt Hr. *Schulthess*, derselbe, der am 20. Sept. d. J. an der Kopfwunde starb, die er am 13. Sept. bey der zweyten Beschiessung Zürichs durch die helvetischen Truppen erhalten hatte, diese, wenn auch nicht völlig gelungene, doch im Ganzen schöne Rede. Warum er L. nur als *Dichter* geschildert haben mag? Ob er vielleicht, als ein kluger Mann, nichts berühren wollte, was einem erheblichen Widerspruche ausgesetzt gewesen wäre? Ob er vielleicht Bedenken trug, in einer gemischten Versammlung sich über dasjenige frey zu erklären, was man denn noch hätte erwarten mögen? Diess mag unentschieden bleiben. Genug es gefiel ihm, nur von dem Dichter zu reden, und über manches andre feine Gedanken bey sich zu behalten; gewiss verdienten auch schon die *Schweizerlieder*, diese frühere Frucht seiner Muse, einer rühmlichen Erwähnung, und Hr. Sch. wusste mit vieler Geschicklichkeit auch *Bodmern*, *Salomon Gessnern*, *Cramer* und *Klopstock'en* einige duftende Kränze zu flechten. Ob indessen gleich diese Arbeit den geübten Geschmack des Vfs. verräth, und die Kunst des Redners manchen nicht gemeinen Gedanken in einer würdigen und gehaltvollen Sprache, nicht selten mit feinen Wendungen, vorzutragen wusste: so will die Rede doch nicht recht recht gefallen, und auch bey der ersten Vorlesung soll sie keine grosse Wirkung gemacht haben. Rec. erklärt diess so: die zerstreuten Sätze der Rede stehen nicht genau unter einer das Ganze umfassenden *Centralregierung*; die Gedanken sind nicht genug einem grossen Hauptgedanken untergeordnet, von dem alles hätte ausgehen und zu dem alles hätte zurückfliessen müssen.

Der Vf. von Nr. 2., ein Schwager des Hn. Sch., hatte mit Rührung die zu L. Andenken veranstaltete Trauermusik, und mit Vergnügen die dabey gehaltene Rede gehört. Der Gedanke stieg in ihm auf, dass, obgleich Hr. Sch. gute Gründe gehabt haben möge, sich auf L., den *Dichter*, einzuschränken und seine Idee schön ausgeführt habe, doch eine Rede, in welcher L. von *mehrern* Seiten, insbesondere als *Wahrheits* und *Menschenfreund*, dargestellt würde, dem Zwecke einer solchen Feyerlichkeit auch nicht unangemessen wäre, und dass bey einer so selten wieder kommenden Gelegenheit, in einer so grossen Gesellschaft ungleichartiger Menschen manches hierauf sich beziehende Wahre und Gute mit mehr als gewöhnlichem Nachdruck und wohlthätiger Wirkung gesagt werden könnte. In diesem Gedanken machte er einen Versuch, der einigen Freunden gefiel, und den er hierauf dem Drucke übergab, wobey aber nicht zu übersehen ist, dass der Vf. *nicht mehr sagen wollte, als was die Form einer solchen Rede mit sich brachte und vertrug*, mithin keine genauere, psychologische Entwicklung des Geistes und Charakters L., keine schärfere Bestimmung und Beurtheilung seiner Meynun-

nungen, seines Verdienstes und seines Einflusses erwartet werden darf. Aus *diesem* von dem Vf. genau angegebenen Gesichtspunkte betrachtet, ist diese Rede *ein wahres Meisterstück*, und läst die Schulthessische weit hinter sich zurück. Sie ist mit Liebe und mit Verstand geschrieben, sie schildert mit ungemeiner Wahrheit das Gute und Vorzügliche in dem Charakter Lavaters, und, was vorzüglich den Vf, als einen sehr edeln Menschen charakterisirt: *Es ist kein einziger Misston in dieser ganzen Rede, kein Ausfall auf Andersdenkende, kein schneidendes Wort, kein bitterer Ausdruck;* der Leser wird vom Anfange bis ans Ende in einer guten, das Gemüth innig bewegenden Stimmung erhalten. Diess ist um so schätzbarer, da die Revolution, in welcher auch Hr. T., als Gegner der aristokratischen Städte-Parthey, einen thätigen Antheil nahm, fast allen Gemüthern in Helvetien eine gewisse *Säure* mitgetheilt, und selbst die sonst sanftesten Menschen in eine leidenschaftliche Stimmung gesetzt hat. Diese Schrift ist durchaus mild und freundlich geschrieben, und kann in dem Leser nur sanfte und edle Gefühle erregen. Wer sie noch nicht kennt, wird es dem Rec. Dank wissen, dass er ihn aufmerksam darauf machte; *sie verdient allgemein gelesen zu werden*, und möge der Verleger sie bald in einer zweyten Ausgabe, zierlich gedruckt, erscheinen lassen, in welchem Falle sie nur von einigen wenigen Helvetismen gereinigt werden müsste. Noch wird bemerkt, dass nicht der Vf. der *Erbauungsschriften* und der *Anmerkungen zur Ehre der Bibel*, sondern sein ältester Sohn, der in jüngern Jahren den Sophocles übersetzte, diese Rede verfasst hat.

Der Vf. der Skizze Nr. 3. ist mit seinem Vetter, *Leonhard Meister*, nicht zu verwechseln; er musste sich in dem siebenten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts wegen einer atheistisch geachteten Schrift nach Frankreich flüchten, und lebte viele Jahre zu Paris, wo er bey Diderot und seinen Freunden eine gute Aufnahme fand, erhielt indess später die Erlaubniss, wieder nach seinem Vaterlande zurück zu kehren, und erneuerte in Zürich die freundschaftliche Verbindung mit Lavatern, seinem Mitbürger, der ihn, ungeachtet einer grossen Verschiedenheit der Denkart, immer geschätzt und geliebt hatte. Hr. *M.* vergleicht in dieser interessanten Schrift Lavatern mit *Diderot*, und die Parallele, die er zwischen diesen beiden Männern zieht, ist unstreitig der anziehendste Theil derselben. „Beide Männer zeichneten sich, wie der Vf. sagt, in gleichem Grade „durch *Enthusiasmus* und *Güte* aus; beide waren über „ihre Schriften erhaben; beide besassen eine origi-„nelle und hinreissende Beredsamkeit; beide, durch „ihre Phantasie beherrscht, wussten eine mit dem Cha-„rakter derselben übereinstimmende Sprache zu schaf-„fen; beiden war es Bedürfniss, *Sekten zu stiften*, „und beide hatte die Natur mit den Eigenschaften „ausgestattet, die dazu erfoderlich sind. Hätte *Di-„derot* nicht das Unglück gehabt, ein Atheist zu „seyn, sein Gefühl wäre sanfter, die Schöpfungen „seines Genies wären weniger düster und unregel-„mässig geworden; *Lavaters* Phantasie würde man-„nichfaltiger und glänzender, der Gang seiner Ideen „würde fester, zusammenhängender und umfas-„sender gewesen seyn, wäre er weniger andächtig, „weniger Theolog gewesen; er würde ohne Zwei-„fel weniger geschrieben, aber seine Werke würden „einen höhern Grad von Reife erreicht haben; er „hätte sich vielleicht mehr Bewunderung erworben, „aber weniger Dankbarkeit verdient. — Beide lieb-„ten die schönen Künste; aber beide liessen einen „gewissen Systemgeist und günstige Vorurtheile in „ihre Urtheile über Kunstwerke einwirken. Beide „belebte ein unruhiger Trieb, ihre Meynungen aus-„zubreiten; aber stärker war bey beiden das Bedürf-„niss, Dürftige zu unterstützen und Unglückliche zu „trösten. Hatte *Diderot* von Natur ausgezeichnetere „Talente: so besass *Lavater* mehr Thatkraft, einen „sanftern, feurigern, expansiven Geist; bey beiden „aber fand sich ein so überschwenglicher Ueberfluss „an Hülfsmitteln, dass gerade dieser grosse Vorrath „der weisen Vertheilung dieser Kräfte im Wege stehn, „die Auswahl weniger geschickt, den Erfolg weni-„ger glücklich machen musste." Von diesen wenigen Stellen mag man auf den Geist der ganzen Skizze schliessen, und sich überzeugen, dass ihr Vf. ein feiner Denker und geübter Menschenkenner ist. Verwundern muss man sich, dass Hr. *M.* von verschiedenen Lebensumständen L., welche doch bekannt genug sind, nicht recht berichtet war. Dahin gehört, was von seiner Verwundung vorkömmt: man vergleiche damit die Nachricht, die L. selbst von seiner Verwundung bekannt machte. — Gerne würden gewiss Mehrere das Original dieser Schrift lesen; es ist bekannt, dass Hr. *M.* das Französische mit der grössten Zierlichkeit schreibt, und gewiss ist von dem Geiste der Urschrift in der zwar nicht gerade übel gerathenen Uebersetzung manches verloren gegangen; also hier noch die Notiz: das Original steht in dem *amerikanischen Almanache*, den die Verlagshandlung veranstaltet hat.

Die Schrift Nr. 4. hat dem Rec. weniger gefallen, ob er gleich die ausgezeichneten Talente und die schöne Schreibart des Vfs. nicht verkennt. Schon der Vorbericht ist beleidigend. Der Nekrolog von L. in der Allg. Zeit. (Nr. 34—36. 1801.) wird *hämisch* genannt; das ist er aber nicht, wie Rec., der ihn auch gelesen hat und Verschiedenes daran berichtigen könnte, um so unverdächtiger erklären kann, da er den Vf. dieses Nekrologs nicht einmal vermuthet. Möchte Hr. v. H. Lavatern ein *Denkmal der Wahrheit*, ohne Rücksicht auf diesen Nekrolog gesetzt haben. Dadurch, dass seine Schrift *ganz polemisch* geworden ist, hat sie gewiss nicht gewonnen. Auch fällt es auf, dass er L. nur als *Fremder* kennen gelernt hat, und nicht lange genug mit ihm umgegangen ist, um in das Innere seines Charakters tief eingedrungen zu seyn. Hr. v. H. wolle diess nicht so verstehen, als ob Rec. nicht vieles, was von ihm zu L. Lobe gesagt ist, mit Vergnügen bestätigen würde; aber

aber er zweifelt doch, ob diejenigen unter L. Freunden, welchen er selbst zugestand, dass sie ihn beurtheilen könnten, durch vieles in seiner Schrift befriedigt worden seyen, ob sie nicht manches oberflächlich gefunden haben dürften. In verschiedene Meynungen dieses Mannes legt auch Hr. v. H. in der guten Absicht, ihn zu vertheidigen, einen andern Sinn, als in welchem L. sie nahm, und die Freunde dieser Meynungen werden schwerlich Hn. v. H. zu ihren Mitgläubigen rechnen. Darin pflichtet jedoch der Rec. dem Vf. vollkommen bey, dass in dem oben gedachten Nekrologe L. Unrecht geschehen sey, wenn er des *Eigennutzes* beschuldigt wird, und er wird schon darum geneigt, anzunehmen, dass der Vf. des Nekrologs ein entfernter Gelehrter sey, der L. nicht persönlich, wenigstens nicht genau gekannt habe; denn es läst sich kaum denken, wie jemand, der in L. Nähe lebte, und mit ihm in einiger Bekanntschaft stand, diesen Vorwurf ihm machen konnte. Wenn er *Lotterieloose* für Zeichnungen, die er zu verkaufen wünschte, unterzubringen suchte, wenn er Expl. seiner *Handbibliothek*, seiner französischen *Physiognomik* und andrer von ihm selbst verlegten Schriften im Kreise seiner Freunde zu verkaufen sich Mühe gab: so irren Entfernte gewiss sehr, wenn sie glauben, er habe grossen Gewinn dabey gehabt; auch wäre er darum noch nicht eigennützig gewesen, wenn er von einer erlaubten Industrie, gesetzt auch, dass es dabey auf Gewinn angesehen wäre, einige Vortheile gezogen hätte. Ein falscher Schein täuschte hier den Vf. des Nekrologs; denn L. war *sehr uneigennützig*, und kam eben auch mit seiner Uneigennützigkeit wegen, in Ansehung seiner Oekonomie, merklich zurück. Die Schrift des Hn. von H. liest sich übrigens sehr gut, und ist gewiss von dem Publicum des deutschen Merkurs, dessen vorigem Jahrgange sie einverleibt ist, mit Theilnehmung gelesen worden.

Bey dem Nachtrage Nr. 5. beziehn wir uns auf die Anzeige der vorhergehenden Numer.

6) Lavater wusste mit grosser Gewandtheit jedem *die* Seite seiner Individualität zuzuwenden, die für ihn die geniessbarste war; so zeigte er sich dem Hn. Prof. *Nüscheler* in Zürich als einen *Freund der Vernunft*; auf *diesen* macht desswegen dieser Gelehrte in seiner Darstellung Lavaters aufmerksam; er zeigt, dass L. ein zu guter Kopf gewesen sey, als dass er sich mit dem Alten immer hätte begnügen können; dass er als Prediger seine Vorträge in der Regel immer vorher vernünftig geordnet habe, dass man ihm die Berichtigung vieler Begriffe, und die Bestreitung und Widerlegung vieler schädlichen Vorurtheile verdanke, dass er oft bedauert habe, die Kenntniss alter Sprachen hintangesetzt zu haben, und bemerkt dabey, dass also die jungen Studierenden sich nicht auf Lavaters Beyspiel stützen und die wissenschaftliche Bildung, deren Mangel dem Verewigten nachtheilig gewesen sey, nicht vernachlässigen sollen. Alles sehr zweckmässig und anständig wie es dieses humanen Gelehrten würdig war.

Uebersieht man nun diese sechs kleinen Schriften: so ist es auffallend, dass Lavatern von einem *demokratischgesinnten* sogenannten *Neologen*, von einem *Freunde Diderots* und von einem *gelehrten Professor* noch die schönsten Ehrendenkmahle gesetzt worden ist; und diess beweist zugleich die *Vielseitigkeit* der Denkart dieses geistreichen Mannes, welche seine einseitigen Verehrer ihrem Meister, zur Ehre seines Namens, etwas mehr ablernen sollten.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Leipzig, im Industrie-Comptoir: *Modell-Magazin für Gold- und Silberarbeiter*, enthält die schönsten und geschmackvollesten Formen aller Arten von Gefässen, nach Originalzeichnungen. *Erste* Sammlung. Mit 7 Kupfertafeln. gr. 4. (1 Rthlr.)

2) Ebendaselbst: *Modell-Magazin für Porzelan und Fayanz-Fabriken, wie auch für Zinngieser und Töpfer*, enthält die schönsten und geschmackvollesten Formen aller Arten von Gefässen. *Erstes* Heft. Mit 8 Kupft. quer fol. (1 Rthlr.)

Die meisten der in Nr. 1. dargestellten Geräthe sind weder neue Formen, noch können dieselben den erfahrnern Gold- und Silberarbeitern unbekannt seyn. Demungeachtet verdienen die Herausgeber keinen Tadel; denn es ist nützlicher, gute zweckmässige Sachen allgemeiner zu verbreiten, als Neues von mittelmässiger Art erfinden, und mit demselben den Geschmack irre leiten. Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, können wir beynahe alles billigen, was die vor uns liegende erste Sammlung enthält; nur die hässliche Theemaschine in Gestalt eines Fasses lit. A. Tab. 7. wünschen wir nicht nachgeahmt.

Nr. 2. enthält allerley Gefässe, deren Urbilder, wie es scheint, von geringerm Stoff waren, und auch von Seiten der Form nichts vorzügliches gehabt haben; die Theekanne Tab. 2. nebst der Zuckerdose Tab. 5. sind sogar missfällig. Perlen als Zierrath am Stiele verschiedener Löffel Tab. 6., scheinen uns ganz am unrechten Ort angebracht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 22. November 1802.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Ludwigsburg, b. Cotta: *Vertheidigung der Erregungstheorie* gegen einige hauptsächliche Einwürfe von *F. W. von Hoven*, Wirtemb. Hofmedicus und Physicus in Ludwigsburg. 1802. XXXIV. u. 303 S. gr. 8.

Hn. von *H's.* Uebertritt zur Röschlaubischen Fahne mußte unsere ganze Aufmerksamkeit rege machen. Seine Geschichte eines epidemischen Fiebers des Marktflecken Asperg zeugte von viel Beobachtungsgeist und trefflicher Beurtheilung, und war frey von bizarren, paradoxen Theorien, die seine gepriesene Abhandlung über das Wechselfieber Rec. unleidlich machten. Ein Schriftsteller, der in wenigen Jahren sich so sehr vervollkommnete, wurde uns sehr werth, und gab grosse Hoffnungen. Jetzt erklärt er S. X.: „mein *Glaube* (an Nervenpathologie, nach der er seinen Kranke behandelte und die er mit Wärme in Schriften vertheidigte.) war nicht die Frucht wahrer Ueberzeugung; *er war die Wirkung der Mode, nach welcher ich, wie meinen Rock, auch meine medicinischen Begriffe geändert hatte.*" Allgemein herrschend werdende Vorstellungsarten und Handlungsweisen, haben selbst auf die besten Köpfe oft einen ansteckenden Einfluss, der sie dunkel stimmt und leitet. Aber das darf in wichtigen Angelegenheiten nicht Ueberzeugung ausschliessen. Wer sich vom Geist seiner Zeit zu Irrthümern hinreissen läßt, der hat auf Entschuldigung Anspruch; wer aber, wenn es Menschenwohl gilt, wenn es auf Gesundheit und Leben von Menschen, die sich uns unbedingt hingeben, ankömmt, der Mode wesentlich und wissentlich huldigt, der Mode, welcher, wie wir Hn. von *H.* sagen müssen, ein gesetzter Mann nicht immer seinen Rock unterwerfen mag, der tritt doch, milde zu urtheilen, aus der Reihe der Wahrheitsforscher und achtungswürdiger Männer freywillig heraus. Hr. v. *H.* zwingt uns, seiner selbst willen, seinen Worten hier nicht zu glauben. Er wollte sein älteres System, das sich am stärksten gegen den Brownianism hält, nicht einmal durch seine frühere Anhänglichkeit und Vertheidigung geehrt wissen, oder sieht es jetzt, verblendet von Secteneifer, in so verächtlicher Gestalt, dass er nicht begreift, wie es ihm in Wahrheit einst etwas seyn konnte, und scheuet sich nicht, sich einer öffentlichen Lüge schuldig zu erklären. Die Menschen stehen weniger an, ihre Sittlichkeit verdächtig zu machen, als ihre Einsichten und ihr Denkvermögen herunterzusetzen.

Mehrere Stellen der Zueignung und Vorrede sind uns in sittlicher Rücksicht höchst anstössig. Hr. von *H.* redet den ewig zankenden, schimpfenden, rechthaberischen, die grösten Unanständigkeiten und Unwürdigkeiten sich erlaubenden Hn. Röschlaub an: *vortrefflicher Mann!!* Er scheuet, sich nicht ihm das Zeugniss zu geben, dass nicht Ruhm, sondern die Wahrheit sein Interesse ist, (auf wahren Ruhm legt es Röschlaub nun allerdings nicht an, aber das Interesse der Wahrheit ist bey ihm minder edlen Leidenschaften untergeordnet); die neue Theorie wird dastehen, prophezeit er, fest gegründet und unerschütterlich, und dann — wehe ihren Gegnern! Aber worin besteht dieses Wehe, womit Hr. von *H.* als Strafgericht die Gegner bedroht? Dass sie grosse wissenschaftliche Aufschlüsse entbehren müssen, dass sie ihre Kranke nicht von Tod und Krankheit zu retten vermögen, das führt er ihnen nicht zu Gemüthe; auch schreckt er nicht mit göttlichen Strafen, etwa mit Verlust der ewigen Seligkeit. Das Wehe ist ihm: sie werden ihren Credit als Praktiker verlieren, ihre Schriften werden ungelesen bleiben. Nun aus dieser Hölle des Hn. von *H.*, könnte man erwiedern, hat derselbe uns ein untrügliches Erlösungsmittel kennen gelehrt — man ändere seine medicinischen Begriffe nach der Mode. — Es ist weder überflüssig, noch anmaſsende Zudringlichkeit, sondern dringendes Bedürfniss, bey geschätzten Schriftstellern den moralischen Gesichtspunkt nicht unbeachtet zu lassen, und ihre bestimmten Aeusserungen, ihr unbezweifeltes öffentliches Benehmen auch von der Seite zu würdigen. Anderweitig darf die öffentliche Beurtheilung den Privatcharakter nicht berühren.

Was nun den Werth der Schrift selbst betrifft, so ist sie tief unter unserer Erwartung. Zwar hat der Vf. ein ausgezeichnetes Talent als Schriftsteller, er schreibt mit grosser Bestimmtheit, Deutlichkeit, selbst mit Anmuth, und widerspricht und widerlegt mit Freymüthigkeit, aber ohne anzügliche, beleidigende Wendungen. Er hält sich an Röschlaubs Pathogenie, an die frühern Auffätzen im Magazin desselben, aber er ist ein zu gut organisirter Kopf, um von vermeynter Naturphilosophie sich täuschen zu lassen, um der noch nie in einem einzelnen Fall zu Stande gebrachten a priorischen Construction der Krankheit und ihres Heilplans sich zu vertrauen, und er ist zu unterrichtet, und seines Stoffes zu sehr Herr, um Spiegelfechterey mit philosophischen Kunstworten und Formeln treiben zu müssen. Röschlaubs frühere Vorstellungsarten gewinnen also sehr durch seine Erörterung, und wir begreifen nur nicht, warum er es ver-

verschweigt, dafs er nicht durchaus mit jenem übereinstimmt, oder dafs er Sätze desselben beybehält, welche von jenem jetzt aufgegeben sind. Dieser von Hovenschen Schrift ist vorzüglich nachtheilig, dass sie die neuen Lehren nicht selbstständig entwickelt, nicht in ihrem Fundament fester zu begründen sucht, sie nicht vollständig darstellt, nicht umfassend zeigt, wie sie Einheit und Zusammenhang in alle Erscheinungen bringen, nicht sie mit neuen Thatsachen belegt und aus ihnen hervorgehen läfst, und ihre Vorzüge am Krankenbette nicht einleuchtender macht. Der Vf. stellt bestimmte Einwürfe der Gegner auf, um sie zu widerlegen; eine Manier, die nicht weit führt, mit der nicht viel gewonnen wird. Die Geläufigkeit der Antwort beweiset nichts, fehlte noch nie dem Anhänger irgend eines Systems wegen der Mängel desselben, läfst sich aus einer Reihe willkürlicher, und im voraus festgesetzter Lehren leicht schöpfen, wenn man sich und andern es verhehlen will, wie schwach diese begründet sind. Besonders mag unser Vf., wie andere Brownianer, gern Hn. Hufeland sich gegenüberstellen. Warum fällt die Wahl nun so häufig auf diesen Schriftsteller? weil es schwerer oder leichter ist, seine Einwürfe zu beseitigen? seine eigenthümlichen Vorstellungsarten an sich oder nach ihren oft lockern Beweisen als ungenügend zu entkräften? Was ist gewonnen, wenn Hufeland wirklich widerlegt ist? Man giebt sich das Ansehen, als stände er an der Spitze der nicht Brownschen Parthey, als hätten seine Lehren so vielen Eingang unter Aerzten gefunden. Wer Kenntnifs der neuen medicinischen Literatur oder des jetzigen medicinischen Publicums hat, wird wissen, wie falsch diese Voraussetzung ist. Ueber Reils im Wesentlichen der Erregungstheorie entgegengesetzte Ansichten beliebt man zu schweigen. Da dieser grofse Schriftsteller mit logischer Bündigkeit, und mit einer angemessenen Nüchternheit schreibt: so ist die Ursache leicht aufzufinden; aber um so auffallender, da die Erregungstheorie so viel von dem Hallischen Lehrer entlehnte.

Der Vf. stellt acht Hauptsätze der Erregungstheorie auf. I. Die Erregbarkeit ist eine ungetheilte, durch den ganzen Organismus gleichartige, in seinen verschiedenen Theilen nicht verschiedene Eigenschaft. Vorerst über das, was man specifische Erregbarkeit nennt, besonders gut. Sie gründet sich nicht auf Reize, die nur auf sie wirken; im Gegentheile diese Reize sind, als z. B. das Licht, Reize für den ganzen Körper — aber zur Verrichtung des Sehens gehört auch eine mechanische Einwirkung, eine Reihe von Thätigkeiten, zu denen nur das Auge organisirt ist. Dann schreitet der Vf. zur Erörterung des aufgestellten Satzes. Dafs das, was dem Leben zum Grund liegt, mit den Brownianern zu reden, die Erregbarkeit, durch den ganzen Organismus zusammenhängt, dafs die Theile, welche diesen bilden, als Zellgewebe, Gefäfse, durch denselben fortlaufen, und so schon für eine grofse Uebereinstimmung beweisen; dafs auf vielfache Weise eine Einheit des Ganzen geknüpft ist, und zum Wesen des Organismus gehört, wer hat das je geläugnet? Der Vf. hätte also hierbey nicht verweilen dürfen. Hierauf beschränkt sich nicht der Sinn des aufgestellten Brownschen Satzes; das ist nicht das, wogegen man sich auflehnte. Hr. von *H.* hätte den Beweis führen sollen, dafs jede Modification der Erregbarkeit an jeder Stelle nicht nur der Erregbarkeitssumme, die dem ganzen Körper zukömmt, gemäfs seyn müsse, sondern auch unmittelbar und augenblicklich sich gleichförmig über das Ganze verbreite, und zwar nicht durch den mechanischen und chemischen Zusammenhang aller Theile, nicht durch ihre anderweitige Verbindung zu einem Organismus, sondern durch die Erregbarkeit selbst, ohne alle andere Vermittelung: weil die Erregbarkeit als ein Continuum, als eine Einheit durch das Ganze geht. Die Stelle, auf welche die äufseren Reize zuerst wirken, oder welche von innen heraus besonders ergriffen, und zum Schauplatz der Krankheitserscheinungen wird, hat nur ein weniges voraus, das einige, aber nicht vorzügliche Aufmerksamkeit in der Behandlung verlangt. Was wahr an dieser Behauptung ist, hat so wohlthätigen Einflufs auf die Ausübung der Kunst, giebt der theoretischen Beurtheilung so viel Einfachheit, hängt mit dem wesentlich Guten des reinen Brownianism so innig zusammen, dafs wenn man die aufgestellte Thesis im Brownischen Sinn verlafst, und sie nach Röschlaubs Deutung mit dem Vf. annimmt, die grofsen Vorzüge der ursprünglich schottischen Lehre vor der deutschen Erregungstheorie giebt, recht sichtbar hervortreten. Wie sehr diese von jener abweicht, wie unser Vf. überhaupt seine Grundsätze darthut, und in seinen Räsonnements verfährt, erhellt am besten aus folgenden Stellen. Es giebt aufser der mechanischen noch eine andere Nebenwirkung bey den Reizen, die im gesunden Zustand auf den Organismus einwirken, diejenige, die ihnen zukömmt, in so fern sie Materien sind, die zum Ersatz der organischen Materie dienen, und dazu eigene Bearbeitungen nöthig haben, wie z. B. die Speisen und Getränke, die atmosphärische Luft, das Blut (?) die Lymphe (?) u. s. w. Auch diese zweyte Nebenwirkung mufs von der reizenden sorgfältig unterschieden werden, wenn wir uns von der Wirkung der Reize auf den Organismus überhaupt einen richtigen Begriff machen wollen. Wir sollen daher zweyerley Gattungen von Arzneymitteln unterscheiden, die welche auf die Organisation, und die welche auf die Erregbarkeit wirken. Die erstern äufsern entweder gar keine reizenden Kräfte; oder wenn sie sie auch äufsern: so besteht doch ihre Hauptwirkung nicht darin, sondern in der Veränderung, welche sie entweder mechanisch in der Structur (chirurgische Mittel) oder chemisch in der Mischung der organischen Materie verursachen, wie z. B. die verschiedenen Salze, die Spiesglanzbereitungen, die Quecksilberpräparate, die Canthariden (was zur Erhaltung und Wiederersetzung der Stoffe, die die Organisation erfodert, nöthig ist, eine Rücksicht, die der Vf. anerkann-

kannte, bildet eine Gattung, die hier vergessen ist.) die andern Arzneymittel wirken zwar höchst wahrscheinlich auch chemisch auf die organische Materie, und verursachen ebenfalls eine Zersetzung derselben; aber diese Zersetzung ist nicht so beträchtlich, dringt nicht so tief in die Mischung der organischen Materie ein, dass, wie es bey jenen der Fall ist, die lebendige Gegenwirkung des Organs aufgehoben, und seine Materie den Gesetzen des todten Chemismus unterworfen wird. Das Organ wird vielmehr dadurch zu einer lebhaftern Gegenwirkung, zu einer stärkern Erregung veranlasst, wodurch nicht nur dem weitern Fortschreiten der Zersetzung Schranken gesetzt werden, sondern auch die zersetzte Materie wieder in ihren vorigen normalen Mischungszustand gebracht wird. (Ganz ohne allen Beweis wird hier angenommen, dass die reizenden Mittel auch Zersetzung der organischen Materie verursachen, welche aber von der bewirkten Erregung aufgehoben oder restituirt wird. Hr. von *H.* lässt die organische Materie wieder in *statu quo* versetzen, ohne Rücksicht darauf, ob die Erregung durch die in chemischer Beziehung immer mehr oder weniger zerstörend einwirkende Incitamente, Gesundheit oder Krankheit hervorbringen. Dass das Resultat, die Wiederherstellung der im Organ vorgegangenen chemischen Veränderung, immer auf die erregenden Mittel sich ergeben soll, die Erregung sey von welcher Art sie wolle, zeigt schon den Irrthum). Die Erfahrung, dass die vorzüglichsten Reizmittel gegen gewisse Formen allgemeiner Krankheiten nicht gleiche Hülfe leisten, und daher eine Auswahl, nicht allein ihrer Menge nach, erfodern, woraus man schliesst, dass sie in bestimmten Organen noch etwas besonders leisten, sey es in Rücksicht der Erregbarkeit oder der organischen Materie, eine Erfahrung, die unter den Brownianern vorzüglich der jüngere Frank sehr lehrreich verfolgte, missversteht der Vf. und sucht ihr mit Sophismen zu entschlüpfen. Man sagt ja nicht, dieses Reizmittel wirkt nur auf diesen Theil, sondern diese Zufälle dieses Theiles weichen stets besonders schnell diesem Mittel. — Ein Arzneymittel reizt, heisst: es verstärkt die Erregung. Allein wie verstärkt es die Erregung? Es verändert vermöge seines chemischen Verhältnisses zu der Materie des Organs, auf welches es angebracht wird, die Mischung derselben, dass die lebendige Gegenwirkung des Organs, die wir Erregung nennen, vermehrt wird. Da nun, wie wir oben gesehen (gesagt?) haben, eben durch diese lebhaftere Gegenwirkung nicht nur dem weitern Fortschreiten der durch die Einwirkung des Arzneykörpers begonnenen Zersetzung der organischen Materie Einhalt gethan, sondern auch ihr voriger normaler Mischungszustand wieder hergestellt wird: so hört natürlicher Weise in eben dem Augenblick, da dieses geschieht, die Wirkung des Arzneymittels auf; oder vielmehr, da es durch den chemischen Process, der während der Erregung des Organs in seiner Materie vorgeht, und in den es ebenfalls mit hineingezogen wird, zersetzt werden muss: so hört es sogar auf, Arzneymittel zu seyn, und seine unmittelbare Wirkung kann sich also nicht weiter, als auf das Organ erstrecken, auf welches es unmittelbar angebracht wird, —— wenn ein reizendes Arzneymittel von dem Organ aus, auf welches es unmittelbar angebracht wird, seine reizende Wirkung auch noch auf andere entfernte äussert: so kann dieses nicht anders, als durch die Erregung geschehen, die es in dem erstern veranlasst, und die sich von diesem aus auf die letztern fortpflanzt (man sieht, Hr. von *H.* hat sehr neue, anschauliche, genaue Nachrichten über die verborgensten und verwickeltesten Erscheinungen im Innersten der organischen Körper; Nachrichten, welche ihn zu wichtigen Folgerungen mit der grössten Bestimmtheit und Zuverlässigkeit führen. Nur Schade, dass er unterlassen hat, uns zu sagen, woher er das alles hat, worauf es sich stützt, welchen Grad von Gewissheit es hat, was dafür spricht? Wir bleiben sogar im Dunkeln, ob er Thatsachen oder Grundsätze a priori zum Grunde legt? oder wohl gar die neue Naturphilosophie? Die letztere wohl nicht, sonst würde er in einer daraus angeführten Stelle sich nicht so viel vergeben haben, einen Hauptsatz derselben nur als höchst wahrscheinlich zu bezeichnen. Wir fragen ihn und unsere Leser nun, ob es sich einem denkenden Forscher geziemt, ob es wissenschaftlich verfahren ist, Fundamentalsätze aufzustellen, und den ausgedehntesten Gebrauch von ihnen zu machen, ohne über ihre Quelle, Demonstration und Gewissheit sich nur auf die entfernteste Weise zu erklären? Würde man das einem Inspirirten gestatten? Hr. von *H.* lässt durch die Reize die organische Materie zersetzen, aber auch diese in jedem Fall sich vollkommen wieder herstellen. Das letztere durch den Zauber der Erregung, die es auch immer vermag, die Reize selbst zu vernichten, so dass sie so aus der Reihe der Wesen verschwinden, dass sie nur auf die Stelle wirken konnten, auf die sie zuerst hingebracht wurden, und von ihnen nichts übrig bleibt, das im Körper aufgenommen und auf einen andern Theil abgesetzt, diesen durch sich selbst reizen könnte. Bey Mohnsaftvergiftungen fand man doch den Mohnsaft noch im Magen, und ohne dass er an Gewicht verloren hatte.)

(Der Beschluss folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Braun: *Kaufmännisches Adress-Buch der Königl. Preuss. Haupt- und Residenz-Städte Berlin und Potsdam für das Gewerbe treibende Publicum* auf das Jahr 1801. 215 S. 8. (16 gr.)

Enthält eine, in der That ziemlich vollständige, Nachweisung aller Gewerbe treibender Bewohner Berlins und Potsdams; desgleichen ein Verzeichniss der abgehenden und ankommenden Posten, und vermischte Nachrichten für Fremde, woraus diese ersehen können, was in Berlin sehenswerth sey, und

wo

wo man es aufzusuchen habe. Dass ein solches Adressbuch, bey seiner ersten Erscheinung, Mängel enthalte, ist sehr zu entschuldigen; so z. B. ist nicht bemerkt worden, dass die Französische Colonie ihre eigene Auctions-Commissarien habe, unter den italiänischen Kaufleuten S. 148. ist Morino und Thiermann, unter den Restaurateurs Roger nicht aufgeführt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Leipzig*, b. Tauchnitz: *De Scepticismi caussis atque natura.* Commentatio philosophica autore *Christiano Weisio*, Phil. Doct. et in Lit. Univ. Lips. Prof. publ. extraord. 1801. IV. u. 65 S. 4. Nachdem der Vf. dieser lehrreichen Abhandlung in dem 1. Kap. *die Schwierigkeiten, den Begriff des Skepticismus festzusetzen*, dargestellt hat, handelt er im 2. Kap. *von den zwey Arten der Philosophie, der dogmatischen und skeptischen.* Der Grund dieser Eintheilung ist die Ueberzeugung von der Verbindung der Dinge mit unsern Vorstellungen, mit welcher man an das Philosophiren geht. Die Eintheilung der Philosophie in dogmatische, akademische und skeptische wird geprüft und verworfen. *Id enim solum verum est, quod jure existimatur pertinere ad aliquid (objectum dicamus) ab ipsa cogitatione vel perceptione* (h. e. *a cogitandi percipiendique actu*) *diversum, cumque eo congruere. Cujusmodi verum, qui se tenere confidit, in philosophando δογματιζει; qui aut desperat de eo, aut dubitat, quin teneri ab homine possit, probabilia tantum secutus ac cogitationum necessitatem, etsi συγκατατιθεται, tamen idem επεχει.* Die neuere Eintheilung in dogmatische und kritische Philosophie beruhe auf einem andern Eintheilungsgrunde, und habe nur die Methode, die Klugheit beym Philosophiren im Auge. Im dritten Kap. handelt der Vf. von dem *Princip, Ursprung und Wachsthum des Skepticismus.* Das Princip der Skepsis ist die Ueberzeugung: *quae vera videantur, etsi iis non assentire non possimus, tamen non satis recte haberi pro exprimentibus ipsam rerum cogitatarum naturam.* Hierbey wird die Behauptung derjenigen bestritten, welche nicht zugeben, dass die Skepsis, wie eine dogmatische Schule, von einem Princip ausgehe. Dieser Punct, über welchen sich viel sagen lässt, ist hier zu oberflächlich behandelt. Das was der Vf. als Princip der Skepsis ausgiebt, ist nicht Princip, sondern Resultat derselben. Der Skeptiker kann logisch nichts weiter daraus ableiten, und er würde einseitig Parthey nehmen, wenn er, was aus seinen Untersuchungen hervorgehen soll, an die Spitze derselben stellte. Und wenn der Skeptiker, wie der Vf. in der Folge bemerkt, derjenige ist, welcher die Behauptungen der Dogmatiker unablässig bestreitet: so kann er selbst nichts Dogmatisches zum Grunde legen; er hat keine constitutiven, sondern nur leitende Principien für sein Räsonnement nöthig. Befriedigender ist die allgemeine Betrachtung über den Ursprung und den Fortgang des Skepticismus, welcher immer dem Dogmatismus zu gleichen Schritten folgte, und über die Grade desselben, welche der Vf. einzeln auf eine lehrreiche Weise untersucht. Nur wünschten wir bey dem ältern Skepticismus zuweilen mehr Bestimmtheit und historische Kritik. Der erste Grad (4. Kap.) war, nichts für gewiss zu halten, *pro omnibus et contra omnes disputare*, worin die Skeptiker mit den Sophisten übereinzukommen scheinen, dass man beide nicht unterscheiden könnte, wenn nicht die letzten *partim decreta decretis opponentes omnia miscerent, partim pravo consilio reliquos turbantes, sibi subtilitatis atque scientiae laudem parare studerent: Pyrrhoniis satis fuit, ab ista animi ad decernendum de rebus proclivitate sibi temperasse.* Wir wünschten aber, der Vf. hätte auf den Ursprung und den Charakter der Skepsis des Pyrrho, mehr Rücksicht genommen, vorzüglich auf die beiden Umstände, dass Pyrrho ein Sokratiker seyn wollte, und dass er Tugend für das letzte Ziel des Menschen erklärte. — Facta, welche gewöhnlich von den Schriftstellern der Geschichte der Philosophie, Tennemann ausgenommen, ganz unbeachtet geblieben sind — er würde dann weit bestimmter den Sophisten von dem Skeptiker haben unterscheiden können, und nicht in der δυναμις αντιθετικη φαινομενων καὶ νοουμενων, wie Sextus die Skepsis definirt, die sophistische Zweifelsucht gefunden haben. Auf diesem noch unbestimmten und unbegränztem Zweifel folgte der zweyte Grad (5. Kap.), in welchem die Skeptiker den Grund angaben, warum man für und gegen alles desputiren müsse. Sie läugneten nämlich, dass es allgemeine oder nothwendige Erkenntnissprincipien, oder ein allgemeines Kriterium des Wahren gebe. Der Vf. zeigt, in wie fern Pyrrho (was von diesem gesagt wird, beruhet auf keinen sichern historischen Gründen; Diogenes Laert. handelt ja in dem neunten Buche, woraus S. 31. eine Stelle angezogen wird, von den Skeptikern überhaupt, nicht von Pyrrho allein), Sextus, selbst die Akademiker und einige neuere hierher zu rechnen sind. In dem dritten Grade (6. Kap.) wurde der Grund des zweyten entwickelt durch die Unterscheidung des subjectiv und objectiv Wahren. *Posito igitur inter subjective verum et objective verum — discrimine, — nunquam negligendo, facile Sceptici largiebantur, quidquid vel Mathesis vel Logica vel Physica de rebus earumque nexu praeciperet adjecta tantum admonitione, ne quis, quod subjective verum esset* (i. e. *de quo non persuasus esse non posset,*) *statim pro objective vero* (i. e. *pro cognita penitusque perspecta rei natura*) *haberet. Illud accessu non nimis difficile esse, ab hoc mortales oculos, mortale acumen semper arceri.* Diese Art des Skepticismus war unter den Alten allein dem Sextus bekannt; unter den neuern hat sie keiner reiner und bestimmter entwickelt als Hume, bey dessen Skepticismus sich daher der Vf. am längsten verweilet. Noch fügt er etwas von Platner, Aenesidemus und Kreuzer hinzu, und zeigt, dass mehrere kritische Philosophen nach dem Beyspiele Kants, behauptet haben, dass die Realität einer ausser uns gegründeten Sinnenwelt kein Object des Wissens, sondern nur des Glaubens sey. Allein der Vf. scheint sich hier nicht ganz bestimmt auszudrücken, und die empirische und transcendente Realität der Aussenwelt zu verwechseln; auch sehen wir die Folgerung in der Anmerkung S. 59. nicht ein: *hoc volo, ex Kantii philosophia critica doceri non posse, cognitionibus nostris a priori, ad objectum necessario referendis, ejusmodi objectum a priori respondere. Atque tamen eo opus esse videtur, postquam animo humano, seorsim a rebus externis considerato, quidquam propria vi inesse positum est. Ceterum,* (setzt er hinzu,) *neutiquam probamus eam philosophiam, quae hodie, omnem realitatem ex intelligentia pura explicando, philosophiam criticam a se perfectam esse gloriatur; etenim sic non erat perficienda Kantii philosophia.* Der Vf. beschliesst die Abhandlung mit der Untersuchung: wohin der Skepticismus führe? (7. Kap.) Der Skepticismus hat das negative Geschäft, den Dogmatismus in Schranken zu halten, und die Philosophie dadurch auf die rechte Bahn zu leiten. *Nacti sumus omnes eundem persuasionis legem, quam cum mentem sanam appellamus, salvos eo duce nos esse significamus. Hanc ut quisque firmiter teneat et assidue in dies excolat, humanitatis officium est; ut defendat eam, ejusque caussas investiget, philosophiae* — ein Punkt, worauf es immer nöthiger wird, die Aufmerksamkeit zu lenken.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 23. November 1802.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Ludwigsburg, b. Cotta: *Vertheidigung der Erregungstheorie* gegen einige hauptsächliche Einwürfe von *F. W. von Hoven*, etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

II. Die Erregbarkeit ist keiner andern Veränderung, als allein der Veränderung des Grades fähig, und der Grad der Erregbarkeit steht im umgekehrten Verhältniss mit der Stärke der Reize, die auf sie gewirkt haben. Die Erregung macht in eben dem Maasse, als die Gegenwirkung lebhafter ist, die Mischung bis zu einem gewissen Grad vollkommener. [Aber Erregung und Gegenwirkung ist nicht denkbar, ohne Verlust und Verzehrung der Stoffe, ohne schnelleres Fortstossen der darin enthaltenen Theile. Wird das nicht oft zum Nachtheil der Mischung geschehen?] Wenn die organische Materie durch chemische Einwirkung ihre Mischung oder durch mechanische ihren Zusammenhang verliert: so hört sie auf, organische Materie und erregbar zu seyn. [Muss es denn zum gänzlichen Vernichten kommen? finden nicht häufiger Annäherungsgrade statt, welche gerade solche sind, die die Hülfe des Arztes erfodern, und daher von jeder nützlichen Theorie erörtert werden sollen?] Den Beweis, dass die Erregbarkeit [eigentlich wohl die Erregung?] keiner Veränderung *in modo* fähig sey, führt der Vf. nicht, sondern er zeigt nur, wie die Erscheinungen, die dafür sprechen sollen, auch eine andere Deutung zulassen. III. Alle Krankheiten des Organismus sind entweder örtliche oder allgemeine, und die letztern entweder sthenische oder asthenische. Keine Theorie kann uns die örtlichen Fehler heilen lehren, [das glaubt Rec. auch, und dehnt die Behauptung noch weiter aus. Aber da die Classe der örtlichen Uebel im Brownschen System so viel umfassend ist: so wird der Werth der Theorie sehr heruntergesetzt.] Nur durch Erfahrung und Zufall [der durch falsche und einseitige Theorien den mehrsten Spielraum erhält] kämen wir zur Kenntniss der Mittel, die wir gegen die mancherley Fehler der Organisation anzuwenden haben. So hätten wir *die Kräfte der Chemie gegen die Wechselfieber*, des Quecksilbers in der Lustseuche u. s. w. kennen gelernt. Die eigenthümlichen Erscheinungen bey den ansteckenden Uebeln, als Blattern, Lustseuche, hatte Hr. *Schäffer* Unrecht, gegen die Brownschen Begriffe von Erregung aufzustellen, aber für die ganze medicinische Theorie bieten sie doch grosse Schwierigkeiten dar. Unser Vf. will zu ihrer Aufhellung das nicht gelten lassen, was man aus den Lehren von ausserordentlichem Absonderungsorgan, pathologischer Secretion, specifisch veränderter Absonderungsthätigkeit schöpft, und erklärt diese aufgestellten Sätze für nichts sagende Worte. Ihm wird alles hell, wenn er eine Zersetzung der organischen Materie, einen chemischen Process [uns wieder nichts sagende Worte] annimmt. Die Einwirkung thierischer Gifte oder anderer Schädlichkeiten soll die gesunde Form und Mischung für sich allein, und unabhängig von Erregung in eine kranke umändern. Genügt nun diese Erklärung? sagt sie viel? ist sie wahr? Wir widersprechen ihr. Diese Veränderungen sind nur im lebenden Zustand zu bewirken, nur in besondern Verhältnissen desselben, und erfodern zum Theil, als z. B. die Blattern, zu ihrem Wesen, zu ihrer Erzeugung allgemeine Erschütterungen des Ganzen unter der Form von Fieber. Alles im lebenden Organismus erfolgt nach chemischen Gesetzen, oder diese geben auch hier einen untergeordneten Gesichtspunkt. IV. Nie kann in einer allgemeinen Krankheit Sthenie und Asthenie beysammen seyn, sondern der Zustand des Organismus ist immer entweder rein sthenisch, oder rein asthenisch. Es ist interessant, Hn. von *H's.* Aeusserungen über die Vorzüge seines jetzigen, der Erregungstheorie gemässen Heilverfahrens zu hören, und in etwas zu beleuchten. Nie, sagt er, war ich in Behandlung des Typhus [immer wird nur diese Krankheit ausgehoben!] so glücklich, als jetzt [ob von Monaten oder Jahren, von vielen oder wenigen Fällen die Rede ist, wird nicht gesagt,] seit ich den Grundsätzen der Erregungstheorie folge. Ich habe zwar, als ich nach der gewöhnlichen Methode verfuhr, beynahe eben so viele Kranke gerettet, als ich jetzt rette; allein wozu ich sonst Wochen brauchte, das bewerkstellige ich jetzt nicht selten *in wenigen Tagen*, [waren es aber die nämlichen Fälle? wird das nicht durch die wenigen Tage gerade zweifelhaft?] und wenn ich auch, wie es bey dem epidemischen Typhus [das Epidemische macht doch weiter keinen Unterschied an sich, gegen die sporadisch eintretenden Fälle, als dass man mehr Gewissheit hat, dass selbst die gelinder verlaufende Krankheit wirklich ein Typhus ist. Anders ist es mit dem Hospital oder überhaupt ansteckenden Typhus, wie *Joseph Frank* dargethan hat], öfters der Fall ist, die Krankheit nicht abzukürzen im Stande bin: so sehe ich sie doch selten mehr den hohen Grad erreichen, als ich nach der Anwendung der Reizmittel, Brechmittel,

mittel, eröffnende Salze, kühlende und schweisstreibende Arzneyen vorausschickte [es kömmt nun freylich auf die Natur der Fälle an, bey denen diese Arzneyen angewendet wurden, und auf das Maas, das der Vf. hielt; dafs sie im Allgemeinen sehr gemifsbraucht wurden, wird von allen eingestanden:], als ich noch im eigentlichen Verstand durch Schwächung zur Stärkung vorbereitete, [eben dieses schien uns in einigen chronischen Krankheiten zu Zeiten sehr zweckmäfsig,] als ich noch im Verlauf der Krankheit bey meinen Verordnungen zu viel [das zu viel taugt nie] Rücksicht auf die hervorstechenden Symptome nahm, und z. B. bey eintretenden Blutflüssen kalte Umschläge, [wer that das aber bey *eintretenden* Blutflüssen?] bey örtlichen Entzündungen allgemeine oder locale Blutausleerungen, bey Verstopfung des Stuhlganges eröffnende Clystiere, oder wohl gar ausleerende Arzneyen, in Verbindung mit den Reizmitteln verordnen zu müssen glaubte, kurz als ich noch nicht einsah, dafs alle diese Zufälle, Wirkungen einer *einzigen* (?) Ursache, der Asthenie sind, dafs sie nicht anders, als allein durch eine zweckmäfsige Anwendung reizender Mittel beseitigt werden können, und dafs der einzige Fall, wo, dem reizenden Plan zuwider, der Gebrauch schwächender Mittel statt findet, *die Lebensgefahr des Kranken* ist, welche, wie z. B. die Entzündung edler Theile, bey heftigen Blutflüssen nicht anders, als durch Umänderung der Form der Krankheit, vermittelst der Anwendung solcher Mittel auf die afficirten Theile, welche die Asthenie in andern Theilen vergröfsern, abgewendet werden kann. [So haben sich also die Zeiten verändert, dafs die *Indicatio vitalis* jetzt Schwächen verlangt und entschuldigt. Man sieht, die Erregungstheorie mufs in den grofsen Fallen zu den gewöhnlichen Maasregeln der bisherigen Praxis ihre Zuflucht nehmen, freylich mit Sophistereyen, als z. B. von Lebensgefahr, von Umänderung der Form der Krankheit, die nie erfolgt, von Vergröfserung der Asthenie in andern Theilen, die man nie wahrnimmt.] V. Die Diagnosis der allgemeinen Krankheit darf nicht auf die Erscheinung des Uebelbefindens, sondern sie mufs auf die Beschaffenheit der Einflüsse gegründet werden, wodurch sie veranlafst wurde. Den Einwurf dagegen: dafs die Diagnosis der Krankheit deswegen nicht auf die Beschaffenheit der Einflüsse, wodurch dieselbe veranlafst worden, gegründet werden könne, weil die Erforschung dieser Einflüsse mit zu grofsen Schwierigkeiten verbunden sey, als dafs man auf diesem Wege allein zur Kenntnifs einer Krankheit gelangen könnte, habe niemand *gründlicher* und *ausführlicher* vorgetragen, als der Recensent der Röschlaubischen Schriften in der A. L. Z. 1799. Nr. 376.; daher er sich auf eine ausführliche Prüfung derselben einläfst. VI. Alle allgemeine Krankheiten, so wie sie nur durch äufsere Einflüsse entstehen können, so können sie auch nur durch äufsere Einflüsse gehoben werden, und es giebt keine Heilkraft der Natur in denselben. VII. So wie es nur zwey Classen von Krankheiten, so giebt es auch nur zwey Heilungsmethoden. VIII. Alle Arzneymittel wirken entweder örtlich auf die Organisation, oder allgemein auf die Erregbarkeit und die Erregung, und im letztern Fall immer reizend. In der Ausführung dieser Sätze ist es immer vorzüglich Hr. *Hufeland*, gegen den der Vf. disputirt.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PARIS: *Recueil de Lettres de Mlle. de Launai (Mme. de Staal) au Chevalier de Menil, au Marq. de Silly, et à M. d'Hericourt, avec les lettres de Mr. de Chaulieu à Mlle. de Launai.* 2. Vol. l'an IX. 32 Bog. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Die Demoiselle *de Launai* gehörte zu dem Hofe der Herzogin von Maine, als diese die Verschwörung gegen den Regenten von Frankreich, den Herzog von Orleans, anstiftete. Sie nahm an dieser Verschwörung einen so bedeutenden Antheil, dafs man sie deswegen lange in die Bastille einsperrte. Eine *Notice*, die den Briefen voraus geht, ist ein Auszug aus ihren Memoiren. Mlle. *Launai* war von geringer Herkunft. Körperliche und Geistes-Gaben erwarben ihr vornehme Gönner, die sie an den Hof der Herzogin von Maine brachten. Ein Zufall, durch welchen ihre Kenntnisse und ihr Geist bekannt wurde, entrifs sie den geringen Diensten, die sie anfangs verrichten mufste. Es war aber kein reizendes Glück, von den Launen dieser ehrsüchtigen und veränderlichen Frau abzuhängen, besonders bey so feinen Gefühlen, als man bey der Mlle. *de Launai* antrifft. Den gröfsten und anziehensten Theil der Briefe, die hier von ihr gesammelt sind, machen diejenigen aus, die sie an den Chev. *de Menil* schrieb. Ihr Ursprung ist sehr romanenhaft. *De Menil* befand sich aus gleichen Gründen mit ihr in der Bastille. Ihre beiderseitige Gefangenschaft war nicht hart. Sie lernten sich kennen, verliebten sich in einander, und führten einen geheimen Briefwechsel. Verwickelter wurde das Abentheuerliche dieser geheimen Verbindung dadurch, dafs der Lieutenant *du Roi* in der Bastille, der Hr. *de Maisonrouge*, sich gleichfalls in die *de Launai* verliebte, ihre Liebe zu dem Ritter *Menil* entdeckte, und edel genug dachte, ihr die seinige aufzuopfern, ungeachtet seine Leidenschaft heftig genug war, ihn unglücklich zu machen. Die Briefe selbst sind vortrefflich. Bey der Fülle der Liebe, die in allen herrscht, reden sie die natürliche Sprache des Herzens; man erblickt allenthalben ein Zartgefühl, dem der kleinste Beweis von Gegenliebe, so wie die mindeste Spur von Kaltsinn, nicht entgeht. Im Ganzen war ihre Verfasserin zur Schwermuth geneigt, aber dennoch sind die Briefe nicht ohne muntern Witz, und launigte Einfälle. Ihre Verbindung scheint unschuldig gewesen zu seyn; der Ritter *Menil* bot ihr eine schriftliche Eheversicherung an, sie schlug sie aber aus, und erklärte ihm, dafs sie seine Hand ohne sein Herz nicht begehre. Dennoch

noch verlor sie es, sobald der Ritter in Freyheit war. Seine Untreue machte ihr heftigen Kummer, aber sie verliebte sich dennoch hernach in den Marq. *von Silly*, gleichfalls ohne Erwiederung. Die Briefe an ihn haben weniger Werth, da sie grösstentheils nur den Zweck haben, seine Trennung von einer vornehmen Person, die ihn liebte, zu befördern. *Dacier* wollte sie nach dem Tode seiner ersten Frau heyrathen. Die Herz. *v. Maine* verlangte, dass sie bey ihr bleiben sollte, und sie brachte ihr dieses Opfer. Als ihre Jugendjahre schon vorüber waren, dachte die Herzogin darauf, sie zu verheyrathen. „Sie liess, so sagt Mlle. *de Launai* selbst, in dem ganzen Corps Schweizer, das der Herz. *v. Maine* commandirte, herum suchen, ob sich nicht ein Mann fände, der eine Frau ohne vornehme Geburt, ohne Vermögen, ohne Gesundheit, und ohne Jugend nehmen wollte.“ Endlich fand man den Hn. *v. Staal*, einen Wittwer, mit zwey Töchtern, und nicht sehr reich, der damals nur Lieutenant in einer Compagnie der Schweizer-Garde war, nachher aber die Compagnie erhielt. Dem. *de Launai* lobt ihn sehr. Als Mad. *Staal* schrieb sie die Briefe an den Hn. *d'Hericourt.* Sie betreffen gelehrte Sachen und Begebenheiten des Tages, und sind Beweise von den gründlichen Kenntnissen und dem richtigen Geschmack ihrer Verfasserin. Angehängt sind die Liebesbriefe des 80jährigen, fast blinden *Chaulieu*, an die noch sehr junge *Launai*. Sie lachte darüber, vermuthlich er auch. Man kennt seine witzige, tändelnde Art.

KIEL, in d. akad. Buchh.: *Historische und literarische Aufsätze* von *D. H. Hegewisch.* 1801. 18 Bog. 8. (1 Rthlr.)

Diese (grösstentheils sonst schon gedruckten) Aufsätze sind sämmtlich lesenswerth und belehrend, wie alles, was wir von der Hand dieses Schriftstellers erhalten. Es sind folgende: 1) *Erinnerungen aus einer Reise nach Stockholm im J. 1794.* Wir haben von Schweden und von der Hauptstadt dieses Landes noch nicht so viele Nachrichten, dass uns nicht alles willkommen seyn sollte, was ein gut beobachtender Mann darüber schreibt. Der Literator wird besonders manche ihm brauchbare Bemerkung in diesen Erinnerungen finden. Merkwürdig ist Hn. *H.* Unterredung mit *Sparmann* über die Swedenborgianer, zu denen dieser schwedische Gelehrte selbst gehört. Würde sie aber Hr. *H.* auch haben drucken lassen, wenn *Sparmann* sich noch offner herausgelassen hätte? Wir glauben, die individuellen Religions-Meynungen eines Mannes gehören zu seinen Privat-Angelegenheiten, und halten es daher der Discretion gemäss, seine Aeusserungen darüber nicht öffentlich bekannt zu machen. 2) *Ueber den schriftstellerischen Charakter des Tacitus.* Der Vf. ist sehr gut eingedrungen in die Ursachen, die den schriftstellerischen Charakter dieses vortrefflichen Geschichtschreibers bildeten. 3) *Die Aramäer oder Syrer.* Eine Geschichte dieses alten Volks, das Hr. *H.* von den Geschichtschreibern bisher für zu vernachlässigt hält. Das dazu gehörende ist sehr fleissig gesammelt, und, freylich nicht ohne viele Hypothesen, vorgelegt. 4) *Ueber die Alexias der Anna Komnena.* Betrachtungen, sowohl über die Schriftstellerin, als über den aus ihrem Geschichtsbuche hervorgehenden Charakter der Byzantiner. 5) *Welche von den europäischen Nationen hat das Merkantilsystem zuerst vollständig in Ausübung gebracht?* Nachdem was in der Abhandlung gesagt ist, dünkt uns, müsste die Frage so gestellt seyn: Welche europäische Nation hat zuerst ein Merkantilsystem gehabt? Der Vf. entscheidet für Frankreich unter Colbert. Vielleicht hätte Venedig im 15ten Jahrhundert einige Rückblicke verdient. 6) *Anmerkungen über Kaisers Julian Schriften und Charakter, in so weit der letztere sich in seinen Schriften dargestellt hat.* Der Vf. zählt Julians Schriften auf, giebt von den vornehmsten den Inhalt kurz an, und zeigt, dass der Hauptzug in dem Charakter des Kaisers Neigung zu geistigen Vergnügungen und Unterhaltungen war, sie mochten ernsthaft oder witzig, scherzhaft und spottend seyn. Seine Anhänglichkeit an die griechische Religion erklärt er aus seiner Erziehung und dem Unterricht von heidnischen Lehrern, seiner Liebe für griechische Schriftsteller, und den Beleidigungen, die er von Christen erlitten hatte. Er hätte hinzufügen können, dass der Unwerth der damals schon höchlich verderbten christlichen Religion einem vernünftigen Manne nicht einladend seyn konnte, einmal von Jugend auf eingesogene Grundsätze fahren zu lassen. 7) *Vergleichung der Hindostaner und Sinesen.* Wir glauben doch, dass der Vf. hier von den Sinesen eine zu gute Meynung äussert. Auch möchte wohl der Charakter eines Volks, das ein so ausserordentlich grosses Land bewohnt, nicht überall derselbe seyn. 8) *Ueber Adam von Bremen.* Nach kurzen Nachrichten von dem Schriftsteller, Auszüge aus seinem Geschichtsbuche. 9) *Otto von Freysingen.* Die Lebensgeschichte dieses merkwürdigen Gelehrten. 10) *Ueber Macphersons Geschichte von Grossbritannien, nebst* (der) *Uebersetzung einer Stelle daraus.* Die Geschichte der Periode, die Macphersons Werk umfasst, hat demselben sehr viel Berichtigung und Aufklärung zu danken. Dass man ihn aber von aller Partheylichkeit für die Stuarts lossprechen müsse, und dass nicht schon die Unmöglichkeit, seine Anhänglichkeit an sie zu verheelen, Beweis seiner Partheylichkeit sey, möchten wir nicht mit dem Vf. behaupten. 11) *Rede zum Andenken des Grafen von Bernstorff, den 28. Aug. 1797.* Rec. hat diese schöne Rede, die einen der vortrefflichsten und verständigsten Minister, welche die neuere europäische Geschichte kennt, ohne Uebertreibung lobt, mit wahrem Vergnügen gelesen.

* * *

STENDAL, b. Franzen u. Grosse: *Neue homiletisch-kritische Blätter.* 1799. 1. 2. 3. 4. Quartalheft. 460 u. 378 S. 1800. 1. 2. 3. 4. Quartalheft. 429 u. 453 S. 1801. 1. 2. 3. 4. Quartalheft. 386 u. 388 S. 1802. 1. Quartalheft. 216 S. 8. (jedes Heft 12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1799. Nr. 224.)

KLEI-

KLEINE SCHRIFTEN.

Griechische Literatur. *Helmstädt*, b. Fleckeisen: *Cantores, Theocriti Idyllium VIII. Latino versu expressum.* Accedit *Spicilegium observationum imprimis de carmine amoebaeo.* — *Die Feldsänger, eine Idylle nach der achten des Theokritus.* Auctore *Chr. Gottl. Wernsdorfio.* 1802. 40 S. gr. 8. (4 gr.) Die lateinische Uebersetzung erregt schon als eine Seltenheit in unseren Tagen Aufmerksamkeit; und in der That, sie gehört nicht unter die schlechtesten, welche von begeisterten Freunden des syrakusischen Sängers versucht worden sind. Diess lehrt gleich der Anfang:

> *Daphnidi formoso, cum tauris alta prementi,*
> *Dux ovium fertur forte occursasse Menalcas.*
> *Flava utrique coma et primus flos puberis aevi:*
> *Cannas inflare ambo, ambo cantare periti.*
> *Daphnide conspecto, prior orsus voce Menalcas.*

Anlass zum Tadel indess bietet sich häufig dar, wenn man entweder das Original, oder auch nur andere Uebersetzungen ernsthaft vergleicht. Gleich in den ersten Versen ist die Wortstellung des griechischen Dichters zu weit verlassen; *alta prementi* ist zu gesucht für βωκολέοντι, und das *fertur forte occursasse* ist wenigstens nicht wohlklingend. Glücklicher hat diese Verse *Lamagna* übertragen:

> *Daphnidi formoso, dum pascit per juga tauros,*
> *Upilio, ut perhibent, occurrit forte Menalcas.*

Im dritten Verse ist eine nachlässige Verbindnng der Sätze, welche gegen die Concinnität des griechischen Ἄμφω τώγ' ἤτην πυῤῥοτρίχω, ἄμφω ἀνάβω, sehr absticht. *Eob. Hess* übersetzte:

> *Ambo aetate pares tenera, florentibus ambo*
> *Crinibus.*

Den vierten Vers, laut gelesen, erträgt kein menschliches Ohr. Am besten hat diesen und den vorhergehenden Vers *Dan. Heinsius* nachgebildet:

> *Rufus uterque, et uterque fuit florentibus annis,*
> *Ludere uterque, et uterque fuit cantare peritus.*

Auch im letzten Verse würden wir statt *prior orsus voce* lieber das einfachere *coepit prior ista* wählen. Noch weit mehr aber liesse sich, unsers Bedünkens, gegen Hn. Prof. *Wernsdorf's* Uebersetzung einwenden, wenn man die Lesarten und Erklärungen des griechischen Textes, denen er dabey gefolgt ist, mit der Fackel der Kritik beleuchten wollte. Einmal gesteht er selbst mit Treuherzigkeit: *Sequutus sum vulgarem interpretationem verborum ὦ βάθος ὕλας Μυρίον, quia commodius in metra latina conveniebat*; und giebt dann in der Note erst die richtige Erklärung an. Da es übrigens scheint, dass die Uebersetzung, nicht die Noten, bey dieser Arbeit ihm Hauptsache waren: so würde es unbillig seyn, wenn man dem Vf. die getäuschte Hoffnung durch strengen Tadel entgelten lassen wollte. Nur das Bekenntniss wird er uns zu Gute halten, dass wir von seiner sonst bewährten Gelehrsamkeit etwas weit vorzüglicheres erwarteten, als hier geleistet worden ist. Auch sind wir überzeugt, dass er die Ansicht von diesem Gedicht ganz anders genommen, und seinen Bemerkungen über den bukolischen Wechselgesang mehr Schärfe und Wahrheit gegeben haben würde, wenn ihm etwas mehr, als *Reiskens* und *Valckenaers* Vermuthungen, das Gedicht durch Transpositionen herzustellen, bekannt worden wäre. Weil diese Gelehrten ihre Vermuthungen zum Theil auf sehr seichte Gründe stützten, und den rechten Weg der Emendation zwar ahndeten, aber nicht fanden: so glaute Hr. *W.*, dass mit der Widerlegung dieser Gründe zugleich auch die Festhaltung und Vertheidigung des Alten verbunden sey. Ja selbst diesen Gründen hat er oft etwas Unstatthaftes entgegen gesetzt: z. B. wenn er eine offenbare Lücke in dem Wechselgesang (nach V. 60.) aus einem bescheidenen Stillschweigen des Daphnis ableitet: „*quod silentium pertinet ad exquisitam artis elegantiam, qua mores pastorum, in carminibus amoebaeis certantium, quatenus ii valere possunt ad favorem judicis in alterutram partem inclinandum, notare et insignire solent poëtae bucolici.*" Einen ganz anderen Gesichtspunkt, aus der Manier der theokritischen Wechselgesänge, hat Hr. HR. *Eichstädt* in der neuesten und ausführlichsten Kritik dieses Gedichts. (*Quaestion. philologic. Spec.* p. 42.) aufgestellt, welche unser Vf. nicht gekannt zu haben scheint. — Der schwächste Theil dieser Arbeit ist unstreitig die deutsche Nachbildung des theokritischen Idylls in gereimten Versen. Wie weit diese hinter der lateinischen Uebersetzung zurück bleibe, und in welchem Geschmack überhaupt sie verfasst sey, wird sich auch ohne unser Urtheil, aus ein paar ausgehobenen Proben ergeben. Hier der Anfang:

> Als im Gebirge einst Menalk, der Schäfer, irrte,
> Trieb Dafnis bey ihm hin, sein Freund, der Rinderhirte.
> Ein holdes Paar, und gut, blond beide, zart und schön,
> Voll Anmuth und Talent, die äussern Reiz erhöhn;
> Halb Knaben noch, beseelt vom Feuer muntrer Jugend;
> Geist hob den einen mehr, den andern sanfte Tugend;
> Muth tönt aus jenem, Witz, der heitern Laune Scherz,
> Aus Dafnis Unschuld, Ruh', Natur, Empfindung, Herz.

Noch weniger sind die lyrischen Strophen gelungen. Menalk's Gesang z. B. lautet hier so:

> Verschon', o Wolf, die Lämmer mein!
> Verschon die sanften Mütter!
> Erbarm dich, wenn sie zitternd scheun
> Dein zornig Ungewitter!
>
> Friss auch den kleinen Schäfer nicht,
> Der dich in Demuth ehret.
> Den Jäger beiss, der Hohn dir spricht,
> Und deinem Ansehn wehret.
>
> Sieh stolz die Lüchs' und Füchse gehn,
> Als ob sie gleich dir wären,
> Als hättst du sie mit Macht versehn,
> Zu beissen und zu zehren.
>
> Denk nicht, hier sind der Schafe viel,
> Und nur ein kleiner Schäfer!
> Auch Hunde giebts rings um so viel,
> Als bey dir Fliegen, Käfer.

Der sonst achtungswerthe Vf. hat sich offenbar hier auf ein ganz fremdes Feld verirret, von welchem die erntere Wissenschaft ihn hoffentlich bald zurück rufen wird.

Druckfehler. In Nr. 329. S. 414. Z. 23. ist anstatt: *in einer daraus angeführten Stelle* zu lesen: *in einer oben von uns angeführten Stelle.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 24. November 1802.

ERDBESCHREIBUNG.

London, b. Cadell u Davies: *An Account of a Geographical and Astronomical Expedition, to the Northern Parts of Russia*, performed by Commodore *J. Billings*, in the Years 1785 to 1794 the whole narrated from the Original Papers by *Martin Sauer*. 1802. 332 S. nebst 58 S. Anhang. 4 m. 14 Kupf. und einer Generalkarte von Arrowsmith.

Aus Lesseps Reise von Kamtschatka nach Petersburg ward es zuerst bekannt, dass die russische Regierung das bisher von Wildschützen besuchte östliche Inselmeer, die Beringsstrasse, und die von Cook befahrene nordwestliche Küste von Amerika, genauer wollte erforschen lassen, und schon 1785 einen von Cooks letzten Reisegefährten den Capitain Billings zum Führer einer neuen Entdeckungsreise ausersehen hatte. Lesseps sah 1788 die dazu bestimmten Schiffe in Ochotsk auf dem Stapel liegen, erfuhr auch dort einzelne Particularien von der ganzen Unternehmung, die aber sehr geheim gehalten wurde. Seitdem blieb der Erfolg der ganzen Expedition verborgen und man wusste kaum, ob sie wirklich zu Stande gekommen war oder nicht.

Hr. *Sauer*, der den Capitain Billings als Secretär und Journalist begleitete, selber ein Tagebuch während der ganzen Reise hielt, und von andern bey jeder Gelegenheit genaue Erkundigungen einzog, giebt uns endlich in dem vorliegenden Werke von dem ganzen Reiseplan, und wie er ausgeführt ward, hinlängliche Auskunft. Billings sollte zuerst die wahre Lage des Kovimaflusses und der nördlichen Küsten des Tschuktschen Landes bestimmen, um das Vorgebirge Shelazkoi, in die Beringsstrasse zu kommen suchen, und mit Gewissheit ausmachen, ob nordwärts derselben Land vorhanden wäre, hierauf aber nach Ochotzk zurückkehren. Wären bey seiner Ankunft die zur weitern Fahrt bestimmten Schiffe nicht fertig: so sollte er unterdess die Kurilischen Inseln, Japan, und die ganze Küste von Ochotzk bis Corea genau erforschen. Nach diesem Geschäft ward ihm die Berichtigung der Lage aller östlichen Inseln, die jetzt unter dem allgemeinen Namen der Aleuten begriffen werden, der übrigen Inseln, welche längst der amerikanischen Küste liegen, des festen Landes, und der dort vorhandenen Häfen, Buchten und Einfuhrten aufgetragen. Er sollte auch solche Völkerschaften, die sich andern europäischen Mächten nicht unterworfen hatten, mit Güte dahin bringen, die russische Herrschaft anzuerkennen, und überhaupt von den Landesprodukten die besten Nachrichten einzuziehen. Die Ausgesandten waren zu dem Ende mit allen möglichen Hülfsmitteln ausgerüstet. Man hatte ihnen die Berichte der frühern russischen Seefahrer nach diesen Weltgegenden in Auszügen mitgegeben, sie mit allen astronomischen Instrumenten versehen, und ihnen einen Naturforscher und Maler mit gegeben. Die Schiffsmannschaft erhielt während der Reise doppelten Sold, und nach Vollendung derselben ausgezeichnete Belohnungen, welche in der am Ende angehängten Instruction ausführlich zu finden sind.

Allein die Absicht der Regierung ward gar nicht oder nur theilweise erreicht. Billings, der sich auf dem nächsten Wege über Ischigins nach den russischen Niederlassungen am Kovima begeben sollte, musste dorthin einen weiten Umweg nehmen, weil der bisherige Commandant von Ischigink, der die Tschuktschen durch sein Betragen völlig mit ihren Ueberwindern versöhnt hatte, abgelöset war, sein Nachfolger hingegen diese Wilden durch harte Behandlung gereizt hatte, alles Verkehr mit den Russen aufzugeben, so dass die Reise durch ihr Gebiet äusserst gefährlich war. Wegen Mangel an Lastthieren, (denn blos zum Transport der nöthigen Reisebedürfnisse nach Kovima und Ochozk wurden 3000 Pferde erfodert), verzögerten sich die Ausrüstungen ungemein. Der Kovimafluss ward zwar bis zu seiner Mündung untersucht, aber wegen des Eises konnte die weitere Fahrt nach Nordosten nicht unternommen werden, welche aber wahrscheinlich geglückt wäre, wenn der Capitain dort hätte bis Anfang Augusts warten wollen, um welche Zeit, nach den Berichten der Eingebornen, das Meer ziemlich von Eise frey seyn soll. Die Kurilischen Inseln nebst der südöstlichen Küste von Asien wurden gar nicht befahren, und nur sehr wenige von den östlichen Inseln in der Ferne gesehen. Am längsten verweilten die Schiffe in Unalaschka und Lodiak und auf der amerikanischen Küste nur einige Zeit in Prinz-Wilhelmssunde, so dass Schelechof, der hier 1788 umherkreuzte, genauere Nachrichten, als das von Sauer geführte Tagebuch enthält. Hernach ward ein Theil der nördlichern Küste bey Rodneys-Spitze beschifft. Die ganze Fahrt endigte sich mit Untersuchung der Lorenz Bay südwärts vom Ost-Kap, und die Schiffe kehrten 1792 nach Kamtschatka zurück. Billings hoffte zwar, von der Lorenz-Bay durch das Gebiet der Tschuktschen, weitere Entdeckungen längst der Küste zu machen, allein er

er fand bey den Wilden die erwartete Aufnahme nicht, sie beraubten ihn und seine Begleiter, liessen sie hungern und frieren, und erlaubten ihnen nicht etwas aufzuzeichnen, so dass ihr trockenes Tagebuch nur die täglichen Unfälle erzählt, und nicht einmal den Weg angiebt, den Billings durch das Land der Tschuktschen nahm.

Da Hr. Sauer den Befehlshaber der Entdeckungsflottille überall, ausser auf seiner letzten Reise durch das Land der Tschuktschen begleitete: so hat er die wichtigsten Vorfälle der ganzen Unternehmung nebst andern unterweges gesammelten Erfahrungen, über einzelne russische Entdeckungen im Eismeer, über die Jakuten und andere Einwohner des russischen Asiens in 22 Abschnitten geordnet. Zuerst beschreibt er die Landreise der ganzen Schiffsgesellschaft von Petersburg nach Ochotsk, und die vornehmsten Städte, welche sie auf dieser Strasse berührte. Sie verliess Petersburg den 25. Oct. 1785. und erreichte Ochotsk den 3. Jul. 1786.

Hinter Kasan fuhr Hr. Sauer 34 Werste durch einen herrlichen Eichenwald, bey seiner Rückkehr war aber davon keine Spur zu sehen. Tobolsk enthält 2300 Häuser und 23 Kirchen. Die Zahl der öffentlichen und Privatgebäude wird von mehreren Orten angegeben, ihre Bevölkerung aber wagt der Vf. nie zu bestimmen. Von Katschuga, einem Dorfe hinter Irkuzk; gieng die Reise zu Wasser bis Jakutsk auf dem Lenafluss. In der Nachbarschaft dieser Stadt wuchs wilder Flachs in Menge. Ochotsk besteht aus 132 elenden hölzernen Hausern, und verschiedenen verfallenen Magazinen. Wegen der beständigen Nebel und kalten Winde gedeihen hier und fünf Werste von der Küste, weder Bäume noch andere Gewächse. Die Einwohner leben grösstentheils von Fischen, und damit werden auch ihr weniges Rindvieh und ihre Hunde gefüttert. Jeder hält wenigstens zwanzig der letztern, des Winters die Schlitten zu ziehen. Im Frühling ist groser Mangel an Lebensmitteln, so dass die Hunde aus Hunger einander verzehren, und die ersten ankommenden Pferde zerreissen. Wegen einer Sandbank, die ihre Lage häufig verändert, ist der Hafen schwer zu beschiffen.

Unterdessen hier zwey Schiffe zur weitern Reise erbauet wurden, wozu das Holz 70 Werste herbey geschafft werden musste, sollte Billings den Kovimafluss und die Küsten des Eismeers untersuchen. Da aber der Weg über Ischiginsk wegen der Unruhen unter den Koräken und Tschuktschen nicht gewählt werden konnte, so musste er einen grossen Umweg über Sashwersk am Indigirka nehmen, und die Reise gieng zum Theil auf Rennthieren weiter, die man als Reitpferde braucht, durch Wüsten, in denen Tungusen und Jakuten umherstreifen. Weil es in diesen wilden Gegenden an Lebensmitteln fehlte: so mussten die Reisenden blos von getrockneten Fischen leben. Nach vielen Fährlichkeiten kamen sie endlich bey Oberkovima an, 65° 28' 25" nördl. Breite, einer von den drey Niederlassungen, welche die Russen am Flusse dieses Namens angelegt haben. Dort mussten sie den Winter zubringen. Im November war schon die Kalte so gross, dass Reaumurs Thermometer 40° unter 0 stand. Verliessen sie bey dieser Kälte ihr warmes Zimmer: so konnten sie nur durch ein Schnupftuch Luft schöpfen. Auser dem Hause ward jeder von ihnen wegen des Athemholens und der Ausdünstung von einer dichten Atmosphäre umgeben, die sich schnell in feinen Reif verwandelte, und bey dieser Kälte musste die mitgebrachte Mannschaft Schiffe bauen, das Eismeer zu befahren.

In der Nachbarschaft dieser Niederlassung wohnen die Jukagiren, welche diesen Namen nicht kennen, sondern sich Andon Domni nennen. Sie sind durch Kriege mit ihren Nachbaren, durch die Pocken und Vermischung mit den Tungusen allmählig so vermindert worden, dass die ganze Nation höchstens aus 300 Mannspersonen besteht. Den 12. März liessen sich die Schneelerchen zuerst sehen, den 15. May fieng das Eis an im Flusse aufzuthauen, und den 25. segelte Billings nebst seiner Mannschaft von Oberkovima den Fluss hinab. Er erreichte endlich Niederkovima, 68° 17' 14" den nördlichsten russischen Posten. Jetzt sollte, der Instruction gemäss, die nordöstliche Küste untersucht und das Vorgebirge Schelatskoi umschifft werden, aber wegen des Eises kam Billings nicht weiter als bis zum Meerbusen Tschaun; er segelte schon den 26. Jul. 1787 unverrichteter Sache wieder zurück, und begab sich nebst seinen Leuten nach Jakutsk. An dieser Küste wird viel Treibholz, auch eine Menge Mammutsknochen gefunden, und am Vorgebirge Barannoikaman entdeckte man einen dieser Knochen, der 115. englische Pfund wog.

Weil Schalaurof, ein Kaufmann, schon 1761. die von Billings befahrne Küste des Tschuktschen Landes untersucht hatte, und dessen Winterwohnung dort noch gefunden wurde: so rückt Hr. Sauer eine kurze Nachricht von dieser Privatunternehmung ein, die wir hier aber nicht wiederholen wollen, weil Hr. Pallas solche längst im ersten Bande seiner nordischen Beyträge beschrieben hat. Währens seines zweyten Aufenthalts in Jakutsk erfuhr der Vf. auch einiges von der Entdeckung der Lachofschen Inseln, die 73° N. Br. im Eismeer liegen, und schaltet eine kurze Geschichte dieser Reisen ein, die aber ebenfalls schon durch Hn. Pallas Bemühungen bekannt sind. Eben daselbst sammelte er auch mancherley Nachrichten über die Jakuten, welche in dieser Gegend mit ihren Herden umherziehen. Ihre Anzahl vermindert sich wegen des harten Drucks, den sie von ihren russischen Obern erdulden, und wenn sonst ein Jakute Herden von 20,000 Pferden und Rindern besass: so haben die reichsten gegenwärtig kaum 2000 Stück.

Von Jakuzk verfügte sich die Gesellschaft abermals nach Ochozk um die östliche Entdeckungsreise

se anzutreten. Die beiden dazu bestimmten Schiffe lagen auf dem Stapel fertig, allein das zweyte Schiff scheiterte, als es aus dem Hafen gebracht werden sollte, und ward nachher verbrannt, um wenigstens das Eisenwerk zu benutzen. Wegen dieses Unfalls ward beschlossen, nach Kamtschatka zu gehen, und dort ein neues zu bauen. Beides ward auch ausgeführt, aber darüber verfloss beynahe wieder ein Jahr, in welchem nichts ausgerichtet wurde.

In Kamtschatka erhielt Hr. Billings die Nachricht, dass Schweden während des Krieges mit Russland ein armirtes Schiff in diese Gewässer geschickt habe, den russischen Handel zu beunruhigen. Dasselbe ankerte auch hernach in Unalaschka, aber ohne den dortigen Wildschützen den geringsten Schaden zuzufügen. Billings liess sich auch nicht abschrecken, mit einem Schiff nach den Aleuten zu segeln, und kam damit nach Unalaschka. Die Kleidung der Einwohner dieser Insel und ihre Lebensart werden genau beschrieben, und sie überhaupt wegen ihrer saubern Arbeit gerühmt. Sie verfertigen aus Seehundsehnen Zwirn von der Feinheit eines Haares bis zur Dicke des Packgarns. Ihre Nähnadeln bestehen aus den Flügelknochen der Möven, an dem oberiten Ende sind sie statt des Oehrs mit einem feinen Einschnitte versehen, womit sie die künstlichsten Stickereyen zu Stande bringen. Ihre Baidaren, oder ledernen Fahrzeuge sind zum Theil ganz durchsichtig, so dass man von aussen ihre innere Construction erkennen kann. Die weiter liegenden Inseln wurden bis auf Kodiak (Kychtak) nur in der Ferne gesehen. Auf dieser letztern hatte ein russischer Kaufmann, Namens Schelechof, eine ordentliche Niederlassung, welcher ein Grieche vorstand. Sechshundert Baidaren, jeder mit zwey oder drey Aleuten bemannt, mussten für die Russen fischen, Robben und Seeottern erlegen, oder sich mit der Jagd beschäftigen. Vor Ankunft der Russen pflegten diese Insulaner keinen Wintervorrath einzulegen, sondern behalfen sich in dieser Jahrszeit kümmerlich mit Muscheln, andern Schaalthieren, und was sonst die See an ihre Küsten warf. Die Russen haben bey ihren Wohnungen ordentliche Gärten, worin sie Kohl, Kartoffeln und andere Gemüse ziehen. Sie hatten auch vier Kühe und zwölf Ziegen herüber gebracht. Schelechof brauchte zu seinem Pelzhandel mehrere grosse Schiffe, und bezahlte seine Matrosen sehr gut, sie erhielten 600 bis 1000 Silber-Rubel jährlich. Aber sie mussten bey diesem hohen Lohn doch kärglich leben, weil sie Kleidung und Artikel des Luxus von dem Unternehmer für die ungeheuersten Preise kaufen müssen. Ein Glas Brantewein kostete einen Rubel, ein Pfund Tabak 50 Rubel, und ein grobes Hemde 10 Rubel. Die Seeottern, denen wegen ihres herrlichen Pelzwerks am meisten nachgestellt wird, nehmen zusehends ab. An den Küsten von Kamtschatka werden sie nicht mehr gefunden, bey den aleutischen Inseln sind sie jetzt eine Seltenheit, die Schumaginsinseln haben sie ohnlängst verlassen, und in funfzehn Jahren werden sie zwischen 45° und 60° nördl. Breite völlig ausgerottet seyn. Auf den östlichen Inseln, welche der amerikanischen Küste näher liegen, finden sich auch russische Niederlassungen, so wie auf dem festen Lande an Cooks Einfahrt.

Von Kodiak wollte Billings diese Einfahrt besuchen, es gelang ihm aber nicht hinein zu kommen; daher schiffte er nach Prinz-Wilhelms-Sund. Er erfuhr auch, dass eine spanische Fregatte, unter Capitain Mendoza in jener Einfahrt vor Anker läge, und dass die Spanier, um mit den Russen zu handeln, jährlich diese Gegend beschiffen, denen sie Lebensmittel und Seeotterfelle, gegen Eisenwerk, Glascorallen, und Leinwand vertauschen. In der Nachbarschaft des neuen Ankerplatzes unterredete sich Hr. Sauer mit einem alten Amerikaner, und auf die Frage, wie lange es wohl her sey, dass fremde Schiffe an diese Küste gekommen wären, erwiederte der Alte: er erinnere sich von seiner Jugend her, dass ein Schiff bey einer Insel, die der gegebenen Anzeige nach keine andere, als Kaysinsel seyn kann, gelegen habe. Die Einwohner hätten beym Anblick desselben sämmtlich die Flucht genommen, wären aber nach Abfahrt des Schiffs zurückgekehrt, und hätten in einem ihrer unterirdischen Magazine, Glascorallen, Blätter, (Tabak,) und einen eisernen Kessel gefunden. Da nun aus Stellers Tagebuch erhellt, (der Vf. hat aus demselben die hieher gehörige Stelle übersetzt) dass diese Dinge dort von dessen Gefährten zurückgelassen wurden: so vermuthet er, Billings sey zufällig nach derselben Gegend gekommen, wo Steller ans Land gieng; und da dieser das Vorgebirge, oder die äusserste Spitze einer ansehnlichen Insel den Eliasberg nannte: so glaubt er, dieser Berg, der auf allen unsern Karten auf dem festen Lande liegt, habe eine ganz unrichtige Lage erhalten, und man müsse künftig die äusserste Spitze der Kaysinsel, Eliasberg benennen. Eben dieser Alte wiederholte verschiedenemale, dass südostwärts von ihrem Landungsplatz 60° 18′ 48″ nördl. Br. und 213° 42″ 45″ östlicher Länge ein grosses salziges Wasser vorhanden wäre. Hr. S. ward von dieser Nachricht so ergriffen, dass er dieses Meer allein untersuchen, und tiefer Landeinwärts bis Canada oder andern europäischen Niederlassungen vorzudringen beschloss. Diess ward ihm aber nicht erlaubt. Wir wundern uns, dass er bey Abfassung seiner Reise noch an dieses Meer glaubt, da nach Vancouvers Untersuchungen, und Mackenzies letzter Reise diess auch von andern vermeynte Meer unmöglich vorhanden seyn kann. Die Amerikaner mit denen sich unser Vf. durch einen Dollmetscher unterredete, hatten von dem fremden Seefahrern einzelne europäische Worte erlernt. Waren sie mit dem Tausche nicht zufrieden, so sagten sie *no*, *no*, wollte man mehr von ihren Waaren haben, so riefen sie *plenty*, auch bedienten sie sich des spanischen Worts *amigo*.

(Der Beschluss folgt.)

ER-

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Zerbst, in Comm. b. Füchsel: *Communionbuch* von *C. F. Sintenis*, Consistorialr. u. Pastor zu St. Trin. zu Zerbst. 1801. 200 S. 8. (12 gr.)

Der Vf. liefert hier, wie er in der Vorrede sagt, bloss seine eigenen Ueberzeugungen vom Abendmahle, und beschreibt die Art und Weise, wie Er dasselbe zu geniessen pflegt; da sich jedoch sein Herz bey dieser Weise so wohl besorgt fühlt: so wünscht er, dass Viele, recht Viele, das Abendmahl eben so geniessen möchten wie Er, und deshalb widmet er dieses Büchlein der ganzen evangelischen Kirche. Er betrachtet das Abendmahl aus einem ganz eignen Gesichtspunkt, worüber er seine Gedanken in den drey oder vier ersten Abhandlungen eröffnet. „Das Wunderbare weg, (sagt er in der Vorrede), ist mein Wahlspruch, und den Leuten alles natürlich gemacht, so haben sie theils nichts mehr zu spotten, theils verlassen sie sich auch nicht mehr auf Wunder, und *sind darüber verlassen*, sondern greifen selbst mit an, und geniessen dadurch den ganzen Segen der Religion — auch sogar bey ihren äusserlichen Feyerlichkeiten." Damit die Leser wissen, was sie in diesem Communionbuche zu suchen haben, so zeigen wir die Rubriken kürzlich an. Es sind folgende: Richtige Würdigung der kirchlichen Feyerlichkeit der Christen — das Abendmahl genannt. Einsetzung des *heiligen* Abendmahls. Beantwortung einer hier entstehenden Frage: (ob das Abendmahl nur eine Feyerlichkeit für die Apostel habe seyn sollen?) Nun zur Sache — *für mich*. Ueber das Verdienstlichste des Todes Jesu. Das Hauptkapitel in jedem Communionbuche. Ueber die Benennung: Sacrament des Altars. (Das Sacrament steht nicht auf dem Altar; die Communikanten müssen es erst zum Altare bringen, das heisst, sie müssen sich bey dem Empfange des Brodes und Weins daselbst zu etwas Gewissen feyerlich verpflichten. — Die Redensart: Mein Sacrament, die Erinnerung an mein Sacrament — wird mir diess und diess leisten — kommt zu oft vor. S. 160 heisst es: Ach — mein Sacrament, mein Sacrament, das ich heute dort ablege etc.) Entferntere Zubereitungen zum Genusse des heiligen Abendmahls. Der Morgen des Communiontags — durch Beyspiele beschrieben. Schlussbetrachtung am Communiontage. *Erster Anhang:* über die Familiencommunion. Der Hausvater im Kreise der Seinen vor — nach dem Genusse des Abendmahls. (Vorzüglich schön!) *Zweyter Anhang:* für Erstlinge. *Dritter Anhang:* Von den sogenannten Hausberichtungen. Allgemeines Schema zur zweckmässigen Einrichtung einer Krankencommunion. Nacherinnerungen. Schlussanmerkung. — Der Vf. hat, wie nicht anders zu erwarten war, auch in diesem Buche viel Wahres und Beherzigungswerthes gesagt; und man wird ihn auch da gerne hören, wo man nicht mit ihm übereinstimmen kann. Manche seiner besondern Meynungen verdienen eine genaue Prüfung, die uns aber zu weit führen würde.

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Berlin*, b. Braun: *Ueber die Bernsteingräbereyen in Hinterpommern.* 1802. 34 S. 8. (3 gr.) — Diese kleine Schrift beginnt mit einer Geschichte des Bernsteins, nach welcher derselbe schon bey den Römern im Werth gestanden, und von denselben gegen baares Geld eingetauscht worden ist, wovon nicht selten noch Goldstücke mit dem Gepräge der Cäsarn aus den preussischen Aeckern ausgepflügt werden sollen. So lebhaft der Handel mit diesem Produkt bis auf den heutigen Tag getrieben worden: so ist doch noch nicht ganz entschieden, welches der allgemeinste Gebrauch desselben ist. Denn ausser dem kleinen Theil, der zu Modewaaren verarbeitet, und in Europa abgesetzt wird, nehmen griechische und armenische Kaufleute den Bernstein in den beträchtlichsten Quantitäten; wohin ihn aber diese Zwischenhändler absetzen, ist völlig unbekannt. Nur muthmasslich wird angegeben, er käme in der heiligen Kaaba zu Mekka zusammen, wo er als Opfer der Pilgrimme zu Ehren des Propheten verdampfe. Ueber seine Entstehung und natürliche Geschichte wird wenig befriedigendes beygebracht. Dass er eben sowohl in der See, als in den Sand- und Thonschichten des benachbarten festen Landes, in einer Entfernung von mehreren Meilen von der Küste, und meistens in Verbindung mit bituminösen Holze gefunden wird, ist bekannt, und lehre wahrscheinlich, dass die Küsten von Vorpommern, Rügen, Mecklenburg, Kur- und Liefland noch reiche Schätze davon enthalten dürften, die der Zufall, und die Hand der Betriebsamkeit vielleicht noch ans Licht bringen wird. Doch ist der See-Bernstein dem gegrabenen allemal weit vorzuziehen. Die Verarbeitung des Bernsteins wird so lebhaft betrieben, dass sie zu Stolpe allein an hundert Familien beschäftigt, in Königsberg aber noch mehr im Gange zu seyn scheint. Das Graben wird übrigens etwas ungeschickt und ohne verständige Bergleute betrieben. Man bedient sich keiner Zimmerung, sondern sucht durch Anfeuchten völlige Sandschichten vor zu frühem Einsturz zu bewahren, daher oft die hoffnungsvollesten Baue verschüttet werden, und nicht selten Arbeiter das Leben verlieren. Gemeiniglich beginnt der Versuchsbau mit einem Schachte, von ungefähr einem Lachter Weite. Trifft man damit auf eine Bernstein haltende Schicht; so erweitert man diesen vom Tage nieder, oder reisst seine Stösse nach, und diess immer so fort, bis endlich die obere Weite desselben bis zu funfzig Fuss, im Durchmesser, anwächst, und der ganze Bau die Figur eines Beckens bekommt, das sich von fünf zu fünf Fussen, in halb so breiten Absätzen, verengt. Die Ausförderung des Sandes sowohl, als des Wassers geschiehet von Hand zu Hand, wozu man sich mit mehrerem Vortheil des Haspels, der Laufkarren und der Handpumpen bedienen könnte.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 24. November 1802.

ERDBESCHREIBUNG.

London, b. Cadell u. Davies: *An Account of a Geographical and Astronomical Expedition, to the Northern Parts of Russia*, perf. by Commod. *J. Billings* 1785 to 1794 narr. by *M. Sauer* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Weil der mit genommene Vorrath nicht für den ganzen Winter hinreichte, und Hr. Billings nicht glaubte, in einem Hafen längst der Küste hinlängliche Lebensmittel für seine Mannschaft zu erlangen: so ward die Rückreise beschlossen; und er segelte nach Kamtschatka, ohne unterweges anzuhalten, oder eine von den schon bekannten Inseln zu berühren. Da das zweyte Schiff den Winter über fertig geworden, und die in Ochozk zurückgelassene Mannschaft angekommen war: so trat Hr. B. den 19. May 1791 seine zweyte Reise nach Osten an. Der Nebel verhinderte die Lage mehrerer in der Ferne gesehener Inseln zu bestimmen. Doch in der Nähe von Unalaschka wurden einige untersucht, und blos auf Tanaga Eider Enten gefunden. Aber anstatt die nordamerikanische Küste näher zu erforschen, beschloss Hr. B. den Lorenz-Meerbusen im Tschuktschen Lande zu befahren. Doch vorher landete er bey Rodney's Spitze noch einmal auf der nördlichen Küste von Amerika, ohne jedoch einige Entdeckungen von Wichtigkeit zu machen.

In der Lorenz-Bay fanden die Seefahrer bey den Tschuktschen eine sehr gute Aufnahme. Diese Völkerschaft theilt sich in die beiden Stämme der See- oder ansässigen Tschuktschen, und derer die mit ihren Rennthieren umherziehen. Die ersten wohnen vom Meerbusen Anadir bis zum Ost-Kap längst der Küste, sie ziehen auch wohl bis zum Vorgebirge Shelazkoi. Mit den Amerikanern treiben sie Handel, bekriegen aber auch einander oft, entführen deren Weiber als Sklaven, und verhandeln diese Beute wieder den Rennthier-Tschuktschen. Da sie ein so kaltes unfruchtbares Land bewohnen, so besteht ihre ganze Anzahl nur aus 3000 Familien. Sie verbrennen ihre Todten und bedecken die Ueberreste hernach mit Steinen und Rennthierhörnern. Die Beringsstrase ist zwischen der Lorenz-Bay, und dem Kap Prinz Wales nur 48 englische Meilen breit, und zwischen beiden liegen drey Inseln. Da Hr. Billings die Küsten, nebst dem inneren Lande, zu Fuss untersuchen wollte, begab er sich nebst zwölf Begleitern auf den Weg, befahl aber der übrigen Mannschaft, sich nach Una'aschka einzuschiffen, und sich hierauf nach Kamtschatka zu verfügen, wo sie einander im künftigen Jahre treffen wollten.

Hr. Sauer war mit unter denen, die in Unalaschka überwinterten, und dieser lange Aufenthalt gab ihm Gelegenheit, die Insel und ihre Einwohner zu beobachten. Seine Gefährten mussten zugleich von den letztern und benachbarten Insulanern den Kron-Tribut eintreiben. Die Mannschaft litt gegen Ende des Winters gewaltig vom Scharbock, und im Februar wurden oft drey Personen an einem Tage begraben. Die Bevölkerung von Unalaschka, und der übrigen Aleuten hat sehr abgenommen, weil die russischen Wildschützen die Männer zur Jagd und andern Arbeiten zwingen, und Jahre lang fern von ihren Wohnungen entführen, ohne ihnen weiter etwas für ihre Mühe, als Glas-Korallen, und kümmerliche Nahrung zu reichen, so dass sie die bittersten Beschwerden über ihre Unterdrücker führen. Unalaschka ist gewöhnlich in dichtem Nebel verhüllt, und während der acht Monate und sechszehn Tage, die der Vf. dort verlebte, sahe er nur achtzehnmal Sonnenblicke, und keinen einzigen klaren Tag. Den 17. May 1792 ward die Insel wieder verlassen und die Schiffe langten den 16. Junius wieder in Kamtschatka an.

Auf diese Art war die ganze Reise beendigt. Hr. Sauer fügt hierauf noch einige Abschnitte hinzu, worin er die natürliche Beschaffenheit und den neuesten Zustand der Halbinsel Kamtschatka und die Rückreise, der ganzen Gesellschaft über Ochozk, Irkuzk und weiter beschreibt, auch einige Bruchstücke von Billings gefahrvoller Landreise mittheilt. Die Halbinsel ist äusserst geringe bevölkert. Die ganze Volksmenge wird hier nur auf 2740 Menschen angegeben; davon 1687 Russen, und die übrigen Kamtschadalen sind. Von den sogenannten Städten hat Nieder Kamtschatka die meisten Einwohner. Russische Waaren und fremde Artikel sind gewaltig theuer, ein Pfund Thee kostet 12 Rubel, Zucker 3 Rubel, Blättertabak 3 Rubel etc.

Der Vf. hat seine Beschreibung noch mit sieben Anhängen versehen. Darin sind Billings und des ihm mitgegebenen Naturforschers Instructionen auf der ganzen Reise wörtlich abgedruckt, ferner Proben der Jakutischen, Tungusischen, Kamtschadalischen und Aleutischen Sprachen. Auch das Verzeichniss aller Stationen von Petersburg bis Irkuzk ist hier nebst ihrer Entfernung von einander und von vielen die Anzahl

zahl der Wohnungen und Kirchen zu finden, ingleichen der Sold aller hohen und niedern sibirischen beym Seewesen angestellten Personen nach dem Reglement von 1782.

Noch dienen vierzehn Kupfer zur Verzierung des Werks, welche entweder die Trachten der Einwohner, ihre Waffen und Geräthschaften, Ansichten von einzelnen Städten, wie von Ochozk und Zachiversk enthalten, oder Küsten und Gebirge vorstellen, wie diese von den Schiffen aufgenommen wurden. Manche wie Capitain Clerkes Grab, die Ansicht der heissen Quellen in Kamtschatka, hätten, nebst den Abbildungen einiger Aleuten ohne Gefahr wegbleiben können, da die letztern theils zu klein gerathen, theils in Cook's und andern Reisen schon zu finden sind. Ein Kupfer, welches eine Familie der Tschuktschen darstellt, scheint uns am besten seinen Zweck zu erfüllen.

Hr. *Arrowsmith* hat diesen Reisebericht mit einer grossen Karte versehen, welche er Abbildung der Strasse zwischen Amerika und Asien betitelt. Es sind darauf das Meer von Ochozk bis zum Amurfluss, die Halbinsel Kamtschatka, die östlichen Küsten der Tschuktschen, ein Theil der Küsten des Eismeers von Nord-Kap bis in die Nachbarschaft der Mündung des Kovima, die Beringsstrasse, die Inseln zwischen Kamtschatka und Amerika, und die nordwestliche Küste dieses Welttheils vom Eis-Kap bis Kap Sukling abgebildet. Der Vf. versichert dabey vorzüglich Billings Observationen benutzt zu haben, im Ganzen aber hat die Erdkunde durch seine Arbeit wenig gewonnen, und bloss der Theil der Küsten des Eismeers von der Mündung des Kovima bis zum Meerbusen Tschaun ist nach wirklich angestellten Beobachtungen gezeichnet, alles übrige ist schon auf ältern Karten, und häufig genauer dargestellt. Wir haben bey der Beringsstrasse diese Karte mit Cooks Abbildung derselben verglichen, und überall die grösste Uebereinstimmung gefunden. Nur ist Clerks-Insel, wo Cook eine Durchfahrt vermuthete, hier als ganz zusammenhängend gezeichnet. Dagegen ist Cooks Cap Serdze Kamen weiter gegen Süden nach einer ganz andern Stelle verlegt. Hin und wieder sind zwar die russischen Namen mit aufgenommen, aber gerade bey Cooks Einfahrt, und Prinz Wilhelms Sunde nicht, wo die neuen Benennungen der russischen Karten zuweilen Verwirrungen veranlassen. Obgleich Georgis Karte vom russischen Asien nach einem viel kleinern Maassstabe gezeichnet ist: so sind doch auf ihr manche hier ganz übergangene Punkte anzutreffen. Selbst Hn. Billings Reise ist hier nicht einmal ganz aufgenommen, und nach der Karte ist er weder nach Kodiak, noch Prinz Wilhelms-Sund gekommen; auch fehlt beym *Arrowsmith* der ganze Weg den Billings von der Lorenz-Bay durch das Land der Tschukrschen nahm.

London, b. Nicoll: *The History of Mauritius or the Isle of France and the neighbouring Islands composed by Charles Grant Viscount de Vaux.* 1801. 571 S. in 4.

Bey den Inseln, die in der Nachbarschaft von Isle de France liegen, hat der Vf. sich sehr kurz gefasst. Er hat bloss aus Reisebeschreibern einiges über die Insel Rodriguez, die Niederlassungen der Franzosen auf Madagascar und sogar nach des alten Spillbergens Tagebuch, der 1615 auf den comorrischen Inseln war, diese beschrieben, ungeachtet sie bessere Beobachter in neuern Zeiten gefunden haben. Desto mehr muss man sich wundern, wie er ein so ausführliches Werk über die kleine Insel Frankreich und das benachbarte Bourbon zusammentragen konnte. Aber er hat auch bloss zusammengetragen, oder vielmehr zusammengerafft. Denn die Bemerkungen seines Vaters über beide Inseln, der zwanzig Jahre in Isle de France lebte, sind hier mit den Nachrichten aller alten und neuen Seefahrer wörtlich zusammengestellt, ob sie gleich bisweilen nur eine von diesen Inseln in der Ferne sahen, und ausser dem eine Menge biographischer, nautischer und historischer Nachrichten aufgenommen, die mit der Geschichte dieser Insel in keiner oder sehr geringer Verbindung stehen. So kann man hier den Schiffbruch des französischen Emigrirten Leguat auf der Insel Rodriguez, im J. 1691 und dessen fernere Schicksale ausführlich lesen, die aus seiner bekannten Reise wörtlich eingeschaltet sind. Ferner die Geschichte des berühmten Seehelden de la Bourdonnais, und seine Thaten auf der Küste Coromandel gegen England. Aus d'Apres de Manevillette orientalischem Neptun sind eine Menge Vorschriften und Erfahrungen für Seefahrer eingeschaltet, welche die indischen Gewässer besuchen wollen. Da der Astronom de la Caille 1753 auf Befehl der Regierung in Isle de France Beobachtungen anstellen musste: so sind diese aus den Memoiren der Pariser Akademie der Wissenschaften mitgetheilt, auch das Leben ihres Verfassers beschrieben. Unter andern fremdartigen Einschiebseln verliert Hr. Grant sich auch in die neuere indische Geschichte, und beschreibt die Regierung des berühmten Hyder Aly, den Krieg der Engländer und Franzosen auf der Küste Coromandel von 1756 bis 1760, selbst die Hinrichtung des unglücklichen Lally, und den letzten mysorischen Krieg mit allen Nebenumständen.

Da Isle de France und Bourbon in naturhistorischer, mercantilischer und statistischer Rücksicht so oft geschildert sind, und Hr. Grant hier seines Vaters, Poivres, S. Pierre, Rochon, le Gentil, Raynal, und anderer Nachrichten bloss wieder abdrucken lassen, wenn sie gleich zuweilen eben dasselbe wiederholen: so enthält sein Buch eben nichts neues über die frühern Schicksale, den allmäligen Anbau, und die natürliche und politische Beschaffenheit beider Inseln, und man muss seine Arbeit grösstentheils als eine Sammlung der vornehmsten über diese französischen Besitzungen vorhandenen Nachrichten ansehen. Interessanter sind aber die Berichte von den neuesten Vorfällen und dem gegenwärtigen Zustande beider Inseln,

Inseln, wenn sie gleich mit vielen andern untermischt sind, die gar nicht in die neueste Geschichte derselben gehören.

Seit 1784 oder der Errichtung der neuen ostindischen Gesellschaft hat sich die Lage dieser Inseln sehr verbessert. Vorher durften sie ihre Produkte nicht ausführen, oder ihre Bedürfnisse mit eigenen Fahrzeugen aus Frankreich oder andern Ländern holen, sondern ihr ganzer Handel war in den Händen jener Gesellschaft. Damals aber erhielten sie Freyheit, alle indische Häfen, nur China nicht, zu befahren, und jeder Kaufmann in Frankreich konnte Schiffe nach diesen Inseln befrachten; dadurch wurden sie der Mittelpunkt des indischen Handels, und der allgemeine Wohlstand vermehrte sich zusehends. Auch die Stürme der Revolution verbreiteten sich über diese Colonien, die Einwohner bildeten sich in Volksversammlungen, die Besatzung empörte sich gegen ihre Befehlshaber, es vereinigte sich ein Jacobiner Club, die Guillotine ward errichtet, und Alles gerieth in die ärgste Verwirrung. Allein die Nachricht von der im Mutterlande decretirten Freylassung der Negersklaven und dem Sturz der Jacobiner in Frankreich, die 1795 dort anlangte, vermochte die begüterten Einwohner, in nähere Verbindung zu treten; ihnen gelang es auch, den Jacobiner-Club zu zerstören, und die Häupter derselben, dreyssig an der Zahl, nach Frankreich zu schicken. Zugleich ward der Beschluss gefasst, keinen Franzosen, ohne Einwilligung der Colonial-Versammlung, ans Land zu lassen.

Doch auf einmal schien 1796 die kaum wieder hergestellte Ruhe von neuem gestört zu werden. Das Pariser Directorium schickte zwey Agenten mit einem Truppen-Corps von 800 Mann nach Isle de France, und diese landeten, ohne sich an die früher getroffenen Verfügungen zu kehren. Weil die Agenten aber ihre Instruction nicht vorzeigen wollten, die alte Garnison gegen ihre Befehlshaber und die Einwohner aufzuwiegeln suchten, die angesehensten Einwohner mit Stolz und Härte behandelten, und die Colonial Miliz zahlreicher als die bewaffneten Begleiter der Agenten waren, so wurden diese Friedensstörer einige Tage nach ihrer Ankunft wieder zurückgeschickt, ohne dass die alte Garnison oder die aus Frankreich gekommene Verstärkung an dem Schicksal ihrer neuen Führer Theil nahm. Noch war die Colonie aber nicht von aller Gefahr befreyet. Unruhige Köpfe und Missvergnügte hiengen sich an die Besatzung, und suchten die Freylassung der Negersclaven zu bewirken. Man fand indess auch dagegen Mittel, und die ganze Begleitung der Agenten ward 1797 unter dem Vorwande nach Batavia geschickt, dass die Engländer diesen Hauptsitz des holländischen Handels bedroheten. Die alte Besatzung aber, welche hierauf ähnliche Unruhen anfieng, ward gezwungen, sich 1798 nach Frankreich einzuschiffen.

Im Jahr 1799 stieg die Bevölkerung beider Inseln auf 121,000 Menschen, darunter waren 103,000 Neger. Isle de France liefert in guten Jahren 200,000 Zentner Zucker und 300,000 Pfund Indigo; Bourbon hingegen 60,000 Ballen Caffee. Die Nelkenbäume sind auf beiden gut angeschlagen, und man schätzte 1800 die Nelkenärnte auf 80,000 Pfund. Eine sehr genaue Specialkarte von Isle de France ist dieser Geschichte beygefügt, aber statt des sehr verkleinerten Nachstichs vom indischen Ocean, aus dem orientalischen Neptun, würde eine getreuere Darstellung von Bourbon dem Inhalt des Werks angemessener gewesen seyn.

Schleusingen u. Coburg, b. Hoffmann und in Comm. b. Sinner: *Joh. Casp. Röhrigs* von ihm selbst beschriebene *Schicksale und Reisen* durch einen Theil von Europa, von Holland nach Lissabon u. s. vermehrt mit nützlichen Anmerkungen und einer Vorrede von einem Liebhaber von Wahrheit und von Reisen. 1801. 298 S. 8. (1 Rthlr.)

Dass ein Handwerksbursche, wenn er auf Reisen geht, sich ein Journal hält, worin er die Begebenheiten des Tages und die von ihm gesehenen Merkwürdigkeiten niederschreibt, ist sehr löblich. Nur muss es nicht nach seiner Zurückkunft sogleich gedruckt werden. Nicht leicht ist uns eine so fade, an Beobachtungen so leere, an Kenntnissen so arme, und an Stil so elende Reise vorgekommen, als die gegenwärtige. Kaum hat die Kritik die Betrügerey eines Damberger entlarvt, so muss sie nun wieder vor der Armseligkeit eines Röhrig warnen; damit sein Beyspiel nicht mehr wandernde Gesellen reize. Der Bäckergesell Röhrig, geboren zu Birkenfeld (wo dieses Birkenfeld liege, denn es giebt deren mehrere in Deutschland, wird nicht gesagt) reiset nach Holland im J. 1768, und da er hier keine Arbeit bekommen kann, kehrt er nach Deutschland zurück, und besucht mehrere Städte am Rhein bis nach Strassburg. Von diesen Städten werden bloss die Namen angeführt, ohne der mindesten Merkwürdigkeit darin zu gedenken. Der Herausgeber will die Lücken ausfüllen, und hat in den Anmerkungen, die über das ganze Buch gehen, aus alten und verjährten Beschreibungen verschiedenes über diese Städte beygebracht, das gemeiniglich mit der Bemerkung beschlossen wird, dass durch den Revolutionskrieg die Verfassung und der Zustand sehr geändert sey. R. begab sich aufs neue nach Holland, diente zwey Jahr bey einem Beckermeister in Amsterdam, und bekam nun Lust zur See zu gehen. Was er von den Bäckereyen in Holland, und vorher von denen in Mannheim sagt, ist vielleicht die einzige Stelle im Buche, die noch einer Classe von Lesern, nämlich den Bäckern, nützlich seyn kann. Das Uebrige ist ein Gewebe von alltäglichen Bemerkungen oder baaren Unrichtigkeiten. Nachdem R. Lissabon und verschiedene Häfen im mittelländischen Meere besucht hatte, (welches auf dem Titel: *Reisen von Holland nach Lissabon, Gibraltar,* Spa-

Spanien, Mallaga, Italien genannt wird) tritt er wieder in die Dienste seines vorigen Herrn, verläſst ſie aber bald, um 1773 als Matrose nach Oſtindien zu gehen. Den Bäckergesellen erkennet man an der umständlichen Beschreibung, wie es bey einem Leichenbegängniſſe und den Betſtunden auf dem Schiffe hergegangen iſt, und an der Uebergehung von tausend andern viel wichtigerern Gegenſtänden. Von Batavia aus machte er Excurſionen nach Malacca und Bengalen, und kam 1776 wieder nach Europa. Die Schickſale, die R. erlebt hat, ſind ſo, wie ſie bey einem herumſchweifenden Handwerksburſchen zu ſeyn pflegen. Zu Lande in Europa war er mehrmalen in Gefahr, von den Seelenverkäufern, wie er ſie nennet, und den Preuſsiſchen Werbern genommen zu werden. Als Matroſen wollte man ihn zuweilen auf Schiffe bringen, wo er nicht gern dienen, oder zu Dienſten zwingen, die er nicht gern übernehmen mochte, oder länger im Dienſte behalten, als er zu bleiben Luſt hatte. Was liegt aber dem Publikum daran, dieſe Schickſale eines ſehr unbedeutenden Mitgliedes zu wiſſen? Von der Unwiſſenheit des Reiſenden nur einige Pröbchen. S. 314. paſſirte R. auf dem Wege von Batavia nach Malacca die *Mitternachtslinie*, wo die Hitze nicht ſo ſtark als unter der *Mittagslinie* iſt. Was mag jene Linie für eine ſeyn? — S. 261. Die Mohren beten den Mond an, und doch ſagt R. ſelbſt S. 287, daſs ſie den Mahomedaniſchen Glauben haben. — Gegen die deutſche Grammatik wird faſt auf allen Seiten gefündiget. — S. 268. *Die Jentives* (ſo nennet R., der eine Zeitlang in Holland geweſen iſt, und holländiſche Wörter unter deutſche menget, mit den Holländern die Eingebornen von Indoſtan, welche wir mit den Engländern gewöhnlich Hindus oder Hinduer nennen) *theilen ſich in zwey Partheyen, davon die eine, wenn der Mann ſtirbt, die Frau lebendig mit verbrannt wird.* Dergleichen könnten wir noch vieles andere anführen, wenn wir nicht des Raums ſchonen wollten. Dazu nehme man die ſeltſamen und die nach dem Gehör falſch geſchriebenen Wörter als S. 119. *Geſundmacher* ſtatt Viſitatores der aus verpeſteten oder der Peſt wegen verdächtigen Gegenden angekommenen Schiffe. — S. 271. *Beſackhaber* — S. 209. *Paſſer* ſtatt Baza, im Oriente der Markt — S. 274. *Pienangsbaum* — S. 251. *Binangsbaum* vielleicht ſtatt *Piſangbaum* — S. 233. *Strupf* — S. 265 *Cauer* ſtatt *Cauris.* Da Röhrigs Reiſe durch eines andern Hände in die Druckerey gegeben wurde: ſo hätte dieſer für die Säuberung des Manuſcripts ſorgen ſollen. Allein der Herausgeber ſcheint nicht viel beſſer unterrichtet zu ſeyn, als der Autor ſelbſt. S. 260. ſagt er von den Hindus, ſie *ſollen*, ihrer dunkelbraunen Farbe ungeachtet, dennoch wohl geſtaltet ſeyn. Hat man nicht Schriften genug über Indoſtan, daſs man hierüber etwas gewiſſes ſagen kann? — Ebend. wird *Stavorinus* angeführt, der die Geſchicklichkeit der Handwerker in Bengalen rühmt. Was alle Reiſenden einſtimmig behaupten, muſs nicht durch das Zeugniſs eines Einzigen bewieſen werden; man möchte ſonſt glauben, es wäre nur dieſes eine Zeugniſs da. — S. 250. Woher weiſs der Herausgeber, daſs die Engländer Batavia 1799 den Holländern weggenommen haben? Iſt es nicht vielmehr weltkundig, daſs die Holländer während des ganzen Kriegs im ruhigen Beſitz von Batavia geblieben ſind? — Jedoch wir mögen uns nicht länger bey dieſem über die Maſsen ſchlechten Buche aufhalten, können aber nicht die Bemerkung unterdrücken, daſs wir es, als die Frucht der unter den niedern Ständen immer mehr um ſich greifenden Leſewuth, und der dieſer Wuth fröhnenden Populariſirung aller Zweige der Gelehrſamkeit anſehen. Denn dieſe Leſewuth und dieſe Populariſirung erzeugen eine ſolche Fluth von elenden Büchern, daſs die guten, welche immer der Zahl nach weniger werden, von ihnen ganz erdrückt zu werden, Gefahr laufen, nicht zu gedenken, daſs dadurch viele, die wohl ſonſt erſcheinen würden, gar nicht zur Exiſtenz gelangen können.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. Ohne Druckort: *Das Einſtandsrecht in Bayern* nach ſtaatswirthſchaftlichen Grundſätzen betrachtet. 1802. 48 S. 8. (5 gr.) Der Hauptzweck dieſer Schrift iſt, das Einſtandsrecht als ſchädlich und unzweckmäſsig darzuſtellen, weil es den Verkäufer in der freyen Wahl, ſein Eigenthum zu veräuſsern, hindert, und für den Käufer drückend iſt, da er die zwey Jahre über, wo es ausgeübt werden darf, ſich nicht als ruhigen Beſitzer des Guts betrachten kann, auch in Rückſicht der verwandten Koſten nicht hinlänglich von den Geſetzen geſichert wird. Auſserdem bringt der Vf. gegen das Einſtandsrecht der Anverwandten, Grund- und Lehnherrn und des Adels noch beſondere Gründe vor, welche allerdings richtig und wahr ſind; nur wäre überhaupt zu wünſchen geweſen, daſs der Vf. ſeinen Gegenſtand gründlicher und ausführlicher behandelt hätte.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 25. November 1802.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

1) Wien, b. Wappler u. Beck: *Arabische Chrestomathie*, herausgegeben von *Johann Jahn*, Dr. der Philos. und Theologie, K. K. Prof. der orientalischen Sprachen, der Einleit. ins A. T. der bibl. Archäol. und der Dogm. auf der Universität zu Wien. 1802. 280 S. 8.

2) Ebendas.: *Lexicon arabico - latinum Chrestomathiae arabicae accommodatum* a *Johanne Jahn*. — 490 S. 8. (4 Rthlr. 16 gr.)

Die Chrestomathie hat nicht allein den Titel und die Aufschriften einzelner Stücke, sondern auch die lesenswerthe Vorrede von XVI. S. in deutscher Sprache: das Lexicon ist durchaus lateinisch. Diese sonderbare Verschiedenheit wird in der Vorrede damit gerechtfertigt, weil ein „Herr *Anton Aryda*, ein gelehrter Archipresbyter von Tripolis" — versteht sich, Tripolis in Syrien — der sich seit einiger Zeit zu Wien befindet, und Hn. Prof. *J.* freundschaftlichen Beystand leistete, das Lexicon durchsehen sollte, und doch die deutsche Sprache noch nicht vollkommen versteht. Hätte aber nicht, auch nur diesem gefälligen Mann wieder zu Gefallen, auch die Vorrede lateinisch geschrieben, und dann auch das Uebrige gleichförmig gemacht werden sollen? Der Inhalt der Chrestomathie ist dieser: I. „Aus dem Koran." S. 1—45. Vorzüglich solche Stücke, welche die vorzüglichsten Wahrheiten und die gröbsten Irrthümer, welche in dem Buch enthalten sind, neben einander aufstellen. Nicht aus einer Ausgabe, sondern aus einer Handschrift; doch mit Vergleichung der Hinkelmannischen Ausgabe: wo diese abweicht, ist ihre Lesart beygefügt, aber in Klammern eingeschlossen. Und diess ist allerdings zu billigen. Gleichwohl sind die Varianten weder zahlreich noch bedeutend. II. „Aus der Naturgeschichte." S. 46—79. Einzelne arabische Stellen, wie sie Bochart im Hierozoicon gegeben hat, meist, nicht immer, auch mit Anführung der neuen Rosenmüllerischen Ausgabe. III. „Aus Abulfeda's Beschreibung von Aegypten. Ausg. Michaelis." S. 80—106. Mit Zuziehung der Varianten in Eichhorn's allgemeiner Bibliothek. V. B. 4. St. S. 569. ff. Am Rande sind, sehr natürlich, die Seitenzahlen von Michaelis Ausgabe beygezeichnet. Allerdings ist, was in der Vorrede behauptet wird, Aegypten ein sehr merkwürdiges Land. Musste aber deswegen eine Ausgabe beynahe ganz wieder gedruckt werden, deren Exemplare noch nicht ausgegangen seyn mögen? IV. „Aus Abdollatif's Denkwürdigkeiten Aegyptens." S. 107—184. Hier hat man 5 Kapitel des ersten Buchs, und die 3 Kapitel des Andern. Freylich mit Auslassungen. Nur das erste Kapitel ist ganz vollständig, und nur das sechste ist ganz übergangen. In den Uebrigen ist bald mehr, bald weniger ausgelassen. So ist z. B. Kap. IV. was von Amûd Assawâri vorkommt, übergangen. Der Abdruck ist, ganz zuverlässig, aus der Octavausgabe gemacht, die neuere Quartausgabe muss nicht nach Wien gekommen seyn. Beweis: S. 137. Z. 9. steht عضاء, die Quartausgabe hat (S. 106. Z. 7.) richtig أعضا. S. 166. unten steht الي الجرية, die Quartausgabe hat الي محل الجرية. Die Vorrede sagt, S. XI. „den Text des Abdollatif, von welchem ich fast die Hälfte aufgenommen habe, hat Hr. Aryda durchgesehen, und die offenbaren Fehler der Abschreiber oder des Druckers, die ich übersehen, oder nicht geradezu ändern wollte, verbessert, sonst aber hat er sich keine andere Freyheit genommen, als nur in einer Stelle, wo er, weil eben ein Stück des Textes ausgelassen worden, ein paar Worte, in Klammern eingeschlossen, hinzugesetzt hat, damit der Anfang der Stelle nicht so abgebrochen da stände. Ich kann diese Stelle, weil der Druck nicht unter meiner Aufsicht geschieht, jetzt nicht nach der Seitenzahl angeben, man wird sie aber bald bemerken." (Man findet sie S. 147.) Die Verbesserungen sind nicht erheblich. S. 124. Z. 13. جَلَّدَ إِحْدَاهُمَا, statt جلدها. S. 136. Z. 8. يَتَحَيَّلُهَا (ح sollte خ seyn) statt يتحلاها. S. 137. Z. 12. حتي لَوْ كَانَ ذَلِكَ الأَنْفُ أَنْعَا لِرَجُلٍ statt حتي لو كان ذلك انف الانف لرجل. S. 142. Z. 4. المشير statt مشير. S. 160. Z. 9. ان عنده يستحون الخراج, statt des richtigen يستحو. Solche wahre, oder unwahre, Besserungen mussten entweder in Klammern gesetzt werden — was nur ein Mal geschehen ist, S. 163. Z. 3. (التغيير) فيظهر التغير — oder, noch besser, sie mussten auf den untern Rand gestellt werden. Eine andere, nicht unbescheidene, Forderung ist,

iſt, daſs bey dieſem Nachdruck die Seitenzahlen des erſten Drucks nicht weniger bemerkt wären, als es bey dem nächſt voran gehenden Artikel geſchehen iſt. Wer nun beide Texte vergleichen will, wäre es nur, die Druckfehler des andern Drucks aus dem Erſtern zu berichtigen, wird es äuſserſt mühſam finden. S. 136. Iſt eine ganze Zeile überſehen, weil in der Octavausgabe S. 58. die ſiebente Zeile mit dem Wort بذلك, und die Achte wieder mit demſelben Wort ſich endigt. S. 118. iſt das Abbrechen des Texts nicht glücklich getroffen; das Wort ورأيت mit einem ت muſs den folgenden Abſatz anfangen. V. „Aus der Hamaſa des Abi Temmain“ (Temmam). S. 185—200. Aus der bekannten, von A. Schultens zuerſt edirten, Anthologie 3 Gedichte. VI. Zwey bisher noch ungedruckte Makamâth, Conſeſſus, von Hariri, VII. und XI. mit kurzen Scholien, S. 201. bis 220. aus einer Handſchrift der K. K. Bibliothek. Die Vorrede ſagt S. XII. „Hr. Aryda hatte die Güte, meine Abſchrift zu durchſehen, welches hier um ſo viel wichtiger iſt, da die Handſchrift, aus der ich abgeſchrieben hatte, hier und da, beſonders in den Scholien, ſchwer zu leſen war, und ich bisweilen wirklich falſch geleſen und geſchrieben hatte. Dieſes iſt aber noch bey weitem nicht alles, ſondern noch weit wichtiger iſt, daſs Hr. Aryda die Verbeſſerungen meiner Abſchrift nach ſeinem eigenen Exemplar gemacht hat, welches er ſich aus einer Handſchrift der K. K. Bibliothek abgeſchrieben, die in einer Verſammlung von gelehrten Arabern nach der Urſchrift (Autograph) des Vfs. ſelbſt war durchgeſehen und verbeſſert worden, wie am Ende der Handſchrift ausdrücklich angemerkt iſt, wo auch die Gelehrten, die in dieſer Verſammlung zugegen waren, namentlich angeführt ſind.“ VII. Vier Unterhaltungen, S. 221—280. Sie ſind von Hn. Aryda in der Mundart, die heut zu Tage in Syrien üblich iſt, aufgeſetzt; von Hn. Prof. *Jahn* iſt nur der Stoff dazu geliefert worden. 1) Von der jetzt üblichen arabiſchen Sprache. Sie ſey von der Alten nicht verſchieden; es ſeyen auch nicht neue Wörter aufgekommen, nur wenige aus dem Griechiſchen und Perſiſchen. Es wird S. 230. eine Stelle angeführt aus einer Schrift von Michaelis, على الألسن S. 139. man denkt dabey an die Beurtheilung der Mittel — es will aber nicht zutreffen. — Von der Ausſprache der Vocalen. Von dem Unterſchied der Volksſprache und der Bücherſprache; eine Probe von der Letztern, S. 134. ff. Daſs allerdings die Ausſprache nach der Verſchiedenheit der Länder etwas verſchieden ſey. Was Alexander Ruſſel vorgebe, daſs eine zu Ende gebrachte Abſchrift einer Verſammlung von Gelehrten, deren jeder ſein Exemplar vor ſich habe, vorgeleſen, auf dieſe Weiſe berichtigt, und ſodann von dieſen Gelehrten mit Unterſchrift ihrer Namen beurkundet werde, ſey ein ſeltener Fall; auf der Kaiſerl. Bibliothek zu Wien befinde ſich ein auf dieſe Weiſe beurkundetes Exemplar des Hariri (nicht aber das Antographon des Vfs.). 2) Von den verſchiedenen Formeln der Begrüſsung. Die Syriſche Sprache ſey nun auf dem Gebirge Libanon ganz von der Arabiſchen verdrängt und ausgeſtorben; in der Gegend von Damask ſeyen zwey Dörfer, معلولة und صيدنايا, deren Einwohner, Melchiten, noch ein verdorbenes Syriſches ſprechen; es ſey unrichtig, daſs in der Gegend von Tripolis ein Dorf Kadîſch ſey, wo noch vor 40 Jahren Syriſch geſprochen worden: aber bey Mauſel und Mardin ſoll neben dem Arabiſchen auch das Syriſche ſich noch erhalten haben. Etwas von den Liturgien der morgenländiſchen Chriſten. 3) Von den Druſen. Nicht ſelten beſuchen ſie den Gottesdienſt der Chriſten, ſelten werde einer von ihnen wirklich ein Chriſt. Sie ſeyen eigentlich ohne Religion; ihr Katechismus ſey nichts, als eine Nachäffung des Chriſtlichen, werde aber nicht als Lehrbuch gebraucht; ihre Verſammlung werde nicht am fünften Wochentage, ſondern am ſechſten gehalten, habe aber nichts Gottesdienſtliches; ſie beſtehe in einer frohen Unterhaltung, die mit einer Collation von Trauben, Feigen, Nüſſen, beſchloſſen werde. Die Okkâl haben eine äuſsere und eine innere Kammer; in die Innere wird einer erſt zugelaſſen, wann er in der Aeuſsern gleichſam ſein Noviciat gemacht hat; was in derſelben vorgeht, darf nicht bekannt gemacht werden. Die Dſchohâl bleiben in vollkommener Unwiſſenheit. Vier Staatsveränderungen auf dem Gebirge Libanon ſeit 1785 bis zum J. 1799. Dieſe Nachrichten wurden niedergeſchrieben, als der Ausgang des Kampfs der Türken mit den Franzoſen noch ungewiſs war. Denn es heiſst S. 278.: „Wird der Groſs-Veſir die Franzoſen beſiegen, und Meiſter im Lande ſeyn: ſo mag es dem Dſcheſâr, جزار, übel gehen.“ Dieſer Dſcheſâr Baſcha erſcheint auch hier als ein Ungeheuer. — Hr. Aryda ſcheint ein gut unterrichteter, verſtändiger Mann zu ſeyn; man könnte wünſchen, von ihm ausführlichere Nachrichten über die Beſchaffenheit und Geſchichte ſeines Vaterlands zu erhalten. Er iſt (S. 250.) zu Tripolis geboren, nach S. 267. hat er ſich eine Zeitlang in دير القمر, dem Wohnſitz des Groſs-Veſirs und der Regierung, aufgehalten. Dieſe vier Unterhaltungen ſind für den Rec. bey weitem das Schätzbarſte der ganzen Sammlung

Das Lexicon iſt nach der Ordnung des hebräiſchen und aramäiſchen Alphabets eingerichtet. Dieſs war ein unglücklicher Gedanke; man kann es nicht glauben, wie beſchwerlich nun der Gebrauch deſſelben iſt. Wohl heiſst es, Vorr. S. V. „Weil meine Zuhörer, wenn ſie zu dem Arabiſchen kommen, das Hebräiſche und Aramäiſche ſchon ziemlich verſtehen: ſo habe ich die Ordnung des hebräiſchen und aramäiſchen Alphabets befolgt, an welche ſie ſchon gewöhnt ſind, und welche ſelbſt bey den alten Arabern üblich war.“ Sollen denn dieſe Zuhörer auf immer an dieſes Wörterbuch gebunden bleiben? Und

Und wenn sie irgend ein anderes gebrauchen wollen, müssen sie sich nicht von Neuem an eine andere alphabetische Ordnung gewöhnen? Durchaus wird doch dieses Lexicon den Leser der Chrestomathie nicht befriedigen, er wird je und je ein Wort vergebens suchen. Auch ist es Schade, dass bey den Verbis die Constructions-Weise mit den Partikeln nicht angegeben ist. Der Druck ist keineswegs nachlässig, aber doch gar nicht frey von Fehlern; und die Anzeige derselben wird der Ungeübte ungern vermissen.

Paris, in d. Nationaldruckerey: *Dictionnaire abregé François Arabe*, à l'usage de ceux qui se destinent au commerce du Levant; par *J. F. Ruphy*. An X. (1802.) XV. und 227 S. gr. 4.

Wohl eine unerwartete Erscheinung. Hr. *R.* sagt im Vorbericht: bey dem Anfang des Drucks sey angenommen worden, Frankreich werde im ungestörten Besitz von Aegypten bleiben; um die Verhältnisse des Mutterlandes und der neuen Colonie zu erleichtern, sey dieses Wörterbuch verfasst worden: habe nun gleich die Regierung wieder abgetreten, was mit so viel Ruhm erworben worden: so sey doch immer noch zu hoffen, dass Frankreich bald das Uebergewicht im Levantischen Handel wieder haben werde, zu welchem seine Lage es berechtige. Dieser Handel könne nicht mit dem ganzen Vortheil geführt werden, wenn nicht derjenige, der ihn treiben wolle, sich der arabischen Sprache zu seinem Gebrauche bemächtige. — Ob zu dieser Absicht dieses *Dictionnaire* hinreichend erfunden werde, möchte sich wohl bezweifeln lassen. Indessen für Liebhaber der arabischen Literatur mag Einiges aus der Sprache des gemeinen Lebens ausgehoben werden. In derselben hat das Wort شي eine thätige Rolle, besonders in Fragen und Verneinen. ما احب شى, *ich will nicht* — ما اعرفشي, *ich weiss nicht* — ما عرفنا اش وقع, *wir wissen nicht was geschehen ist* — اش حالك *wie ist dein Befinden?* (اي شي) — اش خبر *Was Neues?* — لاش *Warum?* — خليتني استنّا *Warum hast du mich warten lassen?* — باش *damit* — قد اش (قدر اي شي) *Wieviel?* — قدّ ما اقدر *soviel ich vermag.* — Ein Brandschiff حرّاقة, Schaluppe فلوكة, Paketbot نقيرة, Wechselbrief بوليصة, Musselin خاصّة, Piaster غرش, Rauchtabak دُخّان, Schnupftabak نشوق, Tabaksdose حُقّة, Kanone مدفع, Flinte بندقية, im Orient, مكحلة in der Barbarey, Schiesspulver بارود. Das Wort متاع wird vor den Genitiv gesetzt, جهة متاع الافريقية, die Küsten von Africa, الدار متاع يوسف das Haus des Joseph u. s. w. Der Druck ist splendid, *imprimé par les soins de P. D. Duboy-Laverne, directeur de l'Imprimerie de la République.* Die arabische Schrift ist die bekannte Schrift der Pariser Polyglotte. Bey einer etwas wirthschaftlichern Einrichtung hätte der Quartband ein Taschenbuch werden können. Der Vorbericht enthält die merkwürdige Stelle, S. VII. *Le Cen. Silvestre de Sacy, professeur actuel à l'école speciale des langues orientales, et l'un des hommes les plus savans de l'Europe, a composé en françois une grammaire arabe qui est un modèle de clarté et d'érudition. Mardochee el Najar, Tunisien, dont les talens égalent la modestie, travaille en ce moment, sous les auspices du Gouvernement, à la composition d'un dictionnaire complet françois arabe qui fera époque dans les annales de la littérature. Mardochée el Najar*, ein Jude aus Tunis, der nach einem Aufenthalt von mehreren Jahren in Cairo sich nun in Paris befindet, ist mit seiner Arbeit noch nicht weit vorgerückt. Aber der würdige *de Sacy* hat seine arabische Grammatik längst fertig. Wie sehr ist es zu wünschen, dass sie bald erscheinen könne!

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Zürich, b. Gessner: *Historisch-literarisch-statistisches Magazin*, angelegt von *Joh. Georg Meusel.* — *Erster Theil.* 1802. XIV. u. 330 S. 8.

Dieses neue Magazin des für die historischen Wissenschaften rastlos arbeitenden Herausg. schliesst sich an die während der J. 1775 bis 1794 ohne grosse Unterbrechung gedruckten Sammlungen, zunächst aber an das *hist. lit. bibliograph. Magazin* an, und würde sich der Zeit nach noch näher angeschlossen haben, wenn nicht der unselige Krieg in der Schweiz den bereits 1795 angefangenen Druck gestört hätte. Der in diesem *ersten Theile* gelieferten sehr verschiedenartigen Aufsätze sind dreyzehn. I. *Abhandlung über den Handel der Hanseestädte mit Schweden; über ihre mit diesem Reiche geschlossenen Bündnisse; über die Wirkung, welche ihre Macht und ihre Begierde, sich in Schwedens Angelegenheiten zu mischen, auf dessen Schicksal gehabt, und wann ungefähr diese Wirkung ganz aufgehört hat;* eine Preisschrift von *J. Dav. Flintenberg*, M. d. Phil. zu Upsala, aus dem in der A. L. Z. 1792. Nr. 32. angezeigten zweyten Theile der *Kongl. Witterhets, Historie och Antiquitets Academiens Handlingar* übersetzt. II. *Ueber Göttingen, besonders über die dortigen Bibliotheken und Professoren um das J. 1755* eine Fortsetzung der im hist. lit. bibliogr. Mag. angefangenen Nachrichten von einigen Privatbibliotheken und ihren Besitzern. Wer jene mit Vergnügen gelesen hat, wird auch in dieser eben so launig geschriebenen Fortsetzung bey den darin mitgetheilten Bemerkungen über diese berühmte Universität und den charakteristischen Anekdoten

doten von Gefsnern, Mosheim, Gebauer, (der eine beträchtliche Menge theologifcher Bücher, und eine über anderthalb taufend ftarke Sammlung von Gefangbüchern befafs), Heumann, Hollmann u. a. feine Rechnung finden, zum Theil freylich auf Koften derer, die hier auftreten. Als einen kleinen Beytrag zur Gefchichte der leidigen Rangftreitigkeiten zeichnet Rec. aus, dafs bey einem *Anniverfario* der Univerfität, welchem der Vf. beywohnte, der Kanzler (Mosheim) fehlte, weil es ein noch unausgemachter Rangftreit war, ob er den Grafen (es waren dort damals drey derfelben) vorgehe; dafs defshalb auch keine Proceffion ftatt fand, und des Kanzlers in den Anreden gar nicht gedacht wurde. III. *Heffifches Grofchen-Kabinet oder Befchreibung der grofchenförmigen Münzen des hochfürftlichen Haufes Heffen*, (begreift 166 Stücke). IV. *Ueber des Abbé Cl. Quillet Callipaedia five de pulchrae prolis habendae ratione Poema didacticon*; eine launige Analyfe diefes Gedichts, die gerade jetzt zu rechter Zeit kommt, da befonders in Deutfchland und Frankreich, wo eben diefes Gedicht vor wenigen Jahren von dem Arzte *Caillau* zu Bordeaux neu überfetzt mit Anmerkungen herausgegeben wurde, diefer Gegenftand an der Tagsordnung ift. Nicht unbemerkt hat der Vf. diefer Analyfe gelaffen, dafs in Rückficht der beliebigen Erzeugung von Kindern männlichen oder weiblichen Gefchlechts der erfahrne Abbé längft alles beffer gewufst habe, als alle unfere neuern Quackfalber; die ausgezogenen Stellen, die wir zum Nachlefen empfehlen, beweifen diefs zur Genüge. V. *Ein kurzer Auszug aus Wolfgang Fabricius Capito's Lebensgefchichte*, aus einem feltenen gleichzeitigen Büchlein, und VI. *Nachrichten von dem Würzburgifchen Urkundenfammler und Gefchichtsforfcher Ignaz Gropp*, liefern bedeutende Ergänzungen zu Jöcher u. a. Erfterer ift zugleich ein Beytrag zur Gefchichte der Reformation, deren Geift auch durch einige unter Nr. VII. mitgetheilte *feltene eigenhändige Briefe aus dem fechszehnten Jahrhunderte*, aus der Kirchenbibliothek zu Neuftadt an der Aifch erläutert wird. Die zwey erften derfelben aus Worms, von dem Markgräflichen geheimen Secretair und nachmaligen Kanzler *Georg Vogler*, der mit feinen Herren dem Reichstage zu Worms beywohnte, enthalten vorzüglich, wie der Vorbericht fich ausdrückt, das ftattlichfte Zeugnifs von dem Heroismus Luthers vor Kaifer und Reich; drey andere Briefe find von Luther felbft, zwey in Ehefachen, und fein vorletzter Brief von Eisleben aus, an Melanchthon, worin er fich über den fchlechten Fortgang des Vereinigungsgefchäfts der Grafen von Mansfeld beklagt und feine Abberufung wünfcht; der letzte, von einem Studierenden zu Wittenberg, befchreibt die durch Luthers Tod erregte Senfation. Von Nr. VIII. *Noch mehr Fifchartiana* gilt daffelbe, was von Nr. II. bemerkt wurde; diefer Auffatz fchliefst fich an die früher von demfelben Vf. (Hn. *Ring* zu Karlsruhe) mitgetheilten Fifchartiana an, und liefert die Hälfte des feltenen Gedichts: *das glückhafte Schiff von Zürich*, in welchem derfelbe Gegenftand befungen wird, den Hr. *R.* in feiner Gefchichte des Zürcher Breytopfs bearbeitete. IX. *Einige Bemerkungen über die Benennung der Tage und Fefte im Mittelalter, nebft einigen andern diplomatifchen Zweifeln und Fragen, Diplomatikern zur Prüfung und Beantwortung vorgelegt.* X. *Ein bibliographifcher Beytrag zu Supplementen und Ergänzungen des gelehrten Deutfchlands.* Auszug eines Briefs; betrifft den Kanzler und geheimen Rath von *Springer* zu Rinteln, und enthält aufser den bibliographifchen auch einige biographifche Nachrichten von diefem 1798 verftorbenen höchftthätigen Gefchäftsmann und Schriftfteller, der unter andern auch eine eigene Biographie hinterlaffen hat. XI. *Etwas über die Ungnadifche Druckerey, mit einigen Beylagen* (aus dem Kaufbeurifchen Kichenarchiv) von dem 1799 verft. Stadtpfarrer *am Ende* zu Kaufbeuern, verdient mit *Schnurrer's literarifchem Bericht über den Slavifchen Bücherdruck in Wirtenberg während des 16. Jahrhunderts*, (Tübingen 1799. 8.) verglichen zu werden. XII. *Anekdoten von dem Kardinal Quirini* (und *Schelhorn*). XIII. *Haupttabelle aller Getrauten, Gebornen, Geftorbenen und Communikanten in den Fürftenthümern Ansbach und Bayreuth, vom 1. Nov. 1797 bis zum 31. Oct. 1798.* Der Gebornen waren im Fürftenthum Ansbach 8429. der Geftorbenen 7011.; im Fürftenthum Bayreuth waren der erften 8882. der letztern 6220.

Paris u. Leipzig, im Induftrie-Comptoir: *Neues Modellbuch eleganter Wäfchzeichen* zu Tafeltüchern, Servietten und Tafchentüchern in fechs und zwanzig Medaillons, als Einfaffungen zu Buchftaben und Numern; fchmale Bordüren und Käntchen, zu Brufttücher, Krägen, Hemdebindchen und Schnupftücher. Nebft zwey Alphabet verfchiedener fchöner Schrift gezeichnet von *Emilie Berrin*. kl. 4. m. 6 Kpft. (16 gr.)

Dem Titel, welcher die ganze Inhaltsanzeige diefes Werks ausmacht, hat Rec. nichts beyzufügen, als dafs meift alles ziemlich einfach, niedlich, und daher empfehlenswerth ift.

* * *

Lindenstadt, (Erfurt), b. Keyfer: *Der junge Antihypochondriakus*, oder Etwas zur Erfchütterung des Zwergfells und zur Beförderung der Verdauung. 14tes Porziönchen. 64 S. 15tes Porz. 64 S. 16tes Porz. 64 S. 1803. 8. (à 4 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1801. Nr. 366.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 26. November 1802.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Hannover, in d. Helwing'schen Hofbuchh.: *Ideen zur Diagnostik*, beobachtenden Aerzten mitgetheilt von *Joh. Ernst Wichmann. Zweyter* Band. Zweyte verbeff. Aufl. 1801. 228 S. *Dritter* Band. 1802. 222 S. 8. (20 gr.)

Nicht ohne ein lebhaftes Gefühl der dankbarsten Rührung, nicht ohne die wehmüthigste Erinnerung an den trefflichen, uns nun entrifsnen Vf. dieses classischen Werkes können wir uns der Anzeige seiner Fortsetzung unterziehn. Wie viel hat die Arzney-Wissenschaft an dem verewigten *Wichmann*, diesem durch Wissenschaft, Erfahrung, Beobachtungsgeist und Gabe des Vortrags grossen Schriftsteller verloren! Aber wie vielen hat er als Arzt, Freund und Rathgeber sein Andenken theuer gemacht! *Multis ille bonis flebilis occidit!* Und nicht wenige werden mit dem Rec. hinzusetzen: *Nulli flebilior quam mihi!*

Das gröfste Verdienst, was sich W. als Schriftsteller in unsern Zeiten erwerben konnte, erwarb er sich durch dieses Werk. Es mufste nämlich dem Strome der modigen Iatrosophie, die das leere Grübeln dem ruhigen Beobachten, das absprechende Setzen von luftigen Principien dem bescheidenen Forschen vorziehn lehrt, diesem hinreissenden Strome mufste sich ein Mann von Geist, Erfahrung und Ansehn widersetzen, und der weisern Nachwelt einen Beweis liefern, dafs von der scholastischen Sophistik unserer Tage nicht alle deutsche Aerzte angesteckt seyn, dafs es Männer unter uns gegeben habe, die kühnlich den *Sydenham's* an die Seite gestellt werden können. Zum Ruhm unserer Nation und unsers Zeitalters mufs man gestehn, dafs Wichmanns Beyspiel mehrere Nachahmer gefunden, dafs seine eifrige Empfehlung der Diagnostik als des wichtigsten Theils der Pathologie, Manche von Irrwegen abgezogen und zum Studium dieser Wissenschaft angefeuert habe. Der würdige Wichmann freute sich dessen und äufserte öffentlich seine Zufriedenheit über den glücklichen Erfolg seiner Bemühungen.

Das meiste Auffehn erregte unstreitig der *zweyte* Band wegen des Auffatzes über das schwere Zahnen. Es ist bekannt, welche Menge Federn dieser Auffatz in Bewegung gesetzt hat; aber es war auch abzusehn, dafs der würdige *W.*, dessen Charakter sich durch Ruhe und Unbefangenheit am meisten auszeichnete, wenig Rücksicht auf alles Geschrey seiner erhitzten Gegner nehmen würde. In dieser zweyten Auflage erscheint nun auch seine Ueberzeugung von der Schuldlosigkeit des Zahnens bey den mancherley dasselbe begleitenden Zufällen, als unerschütterlich, ungeachtet er nicht gänzlich übersieht, was weniger partheyliche Widersacher dagegen gesagt haben. Die Unempfindlichkeit, die schwammige, lockere Beschaffenheit des Zahnfleisches, welches beym allmäligen Wachsthume der Zähne leicht nachgiebt; der Mangel an eigener Beinhaut bey den durchbrechenden Zähnen; die Unwahrscheinlichkeit, dafs die Zahn-Nerven durch den Druck des Zahns nach unten gereizt werden können, sind ihm vorzügliche Beweise gegen den pathologischen Zustand beym Zahnen. Alle, sonst durch Mitleidenschaft erklärte Zufälle, des Speichelflusses, des Fiebers, der Ruhr etc. leitet er, durch triftige Erfahrungsgründe bewogen, von andern Ursachen ab. Das Durchschneiden des Zahnfleisches sieht er als eine unnütze Operation an: die Zufälle, welche das Hervorkommen der sogenannten Weisheits-Zähne bey Erwachsenen erzeugt, entstehn, nach ihm, zwar von eben diesem Durchbruche; aber er findet auch hier ganz andere Hindernisse, als bey Kindern, und hält diesen Durchbruch für eine Abweichung von dem Normal-Zustand. Die übrigen Auffätze über das Millar'sche Asthma und die polypöse Bräune, so wie über die Brustbräune und die Herzpolypen, haben fast gar keine Veränderungen erlitten.

Aber gerade als ob der Vf. noch zuletzt seinen Verdiensten die Krone hätte auffetzen wollen, wählte er für den *dritten* Theil die schwierigsten Krankheiten; Harn-Verhaltung, beschwerliches Schlucken, Kopfwassersucht etc. und man mufs gestehn, dafs der Vf. die diagnostischen Merkmale verschiedener Arten derselben unübertrefflich richtig und schön auseinander gesetzt hat. Zuvörderst lehrt er die Harnverhaltung von einer oft verkannten Ursache, nämlich der Verdickung der Häute der Harnblase, herleiten. In diesem Falle ist die Verhaltung des Harns mit unwillkürlichem Abtröpfeln des Urins verbunden. Sie entsteht und wächst nur allmälig; plötzlich aber entsteht die Harn-Verhaltung, wenn sie Folge der Verhärtung der Vorsteher-Drüse ist: dann ist sie auch schmerzhaft, und man kann die verhärtete Drüse durch den Mastdarm fühlen. Die Verdickung der Blasenhäute ist unheilbar, und nach der Ausleerung des Urins läfst sich die verdickte Blase immer noch fühlen. Ist die Vorsteherdrüse verhärtet: so kann der Kranke fast nicht anders Urin lassen, als mit vorwärts gebogenem Kör-

Körper: er kann nicht reiten, und sein Urin wird in der Folge gewöhnlich blutig, gauchig und stinkend. Wenn aber der Vf. von dieser Verhärtung meistens einen schnellen tödtlichen Ausgang fürchtet: so findet Rec. diese Furcht ungegründet, da in der That oft genug diess Uebel Jahre lang ertragen, und endlich durch Schieling, Electricität und Quecksilber geheilt worden ist.

Ungemein lehrreich findet Rec. auch die folgende Abhandlung über die Unterscheidung des Wasserkopfes, dessen Existenz der Vf. gegen Weikard gründlich vertheidigt. Ist die Krankheit hitzig: so kündigt sie sich durch Straucheln und Stolpern beym Gehen auf ebener Erde an, worauf dann der fieberhafte Zustand mit Kopfschmerzen, Schlummer und ähnlichen Zufällen folgt. Als tödtliches Zeichen sieht der Vf. einen frieselartigen Ausschlag an. Dann kommt er auf einen dem Wasserkopfe sehr ähnlichen Zustand, das sogenannte Wurmfieber, wo er sehr richtig, aus Gründen, die *Rush*, *Musgrave* und andere schon angeführt haben, die Würmer als Ursache dieser Fieber verdächtig macht. Nicht allein sind oft bey allen Zufällen der Würmer nach dem Tode keine gefunden worden, sondern der Vf. führt auch, wie Rush, mehre Beyspiele an, wo bey einer ungemeinen Menge von Bandwürmern dennoch vollkommene Gesundheit statt fand. Dem ungeachtet leugnet der Vf. nicht, dass die Würmer in hitzigen Krankheiten einen Reiz mehr veranlassen, und mancherley nachtheilige Zufälle, die den Symptomen der Kopfwassersucht ähnlich sind, hervor bringen können. Es unterscheiden sich diese fälschlich sogenannte Wurmfieber von der Kopfwassersucht durch die Veränderlichkeit ihrer Zufälle. Rec. würde noch mehr auf das von Camper angegebene Zeichen der niedergedrückten Augen-Zwiebel Rücksicht nehmen, welches in der Kopfwassersucht beständig und wesentlich ist. Dass Convulsionen gleich Anfangs bey Wurmkrankheiten vorhanden seyn sollen, wie der Vf. sagt, bestätigt sich auch nicht durch die Beobachtung. Aber sehr wichtig ist die Diagnose des schlafsüchtigen Wechselfiebers, wovon selbst Kinder befallen werden, und das mit der Kopfwassersucht äusserst leicht zu verwechseln ist. Der Vf. sieht bey der Untersuchung hauptsächlich auf die periodische Beschaffenheit der Anfälle. Allein die fehlt bey verlarvten Wechselfiebern sehr oft, und dann muss man doch nothwendig auf andere Merkmale des Wechselfiebers, auf den Metallgeschmack im Munde, auf den sauren Geruch des Schweisses etc. Rücksicht nehmen. Die erste Periode der Kopfwassersucht will der Vf. nicht für entzündlich gelten lassen, weil der Puls offenbar langsamer werde, weil auch nicht gleich Anfangs Phrenesieen dabey seyn, weil die Krankheit länger daure als eine Entzündung des Gehirns dauern würde. Ungeachtet Rec. diese und noch mehrere Zweifel schon längst gegen die entzündliche Natur dieser Krankheit in ihrer ersten Periode gehegt hat: so muss doch ein der Entzündung ähnlicher Zustand, eine Congestion vorausgehn, ehe der Erguss wässerichter Feuchtigkeiten erfolgen kann. Diess giebt der Vf. auch in der Folge zu. Als eine der häufigsten Ursachen beschuldigt er einen Fall auf den Kopf. Das Quecksilber fand auch er sehr wirksam.

Auf die Ausschlagskrankheiten, über die der Vf. schon so viel Licht verbreitet hat, kommt er hier noch einmal zurück. Er wählt die Nesselsucht, von der er bemerkt, dass sie oft eine so grosse Verstimmung in der Haut hervor bringe, dass nach jedem starken Druck mit dem Finger, zugleich eine Röthe an der gedrückten Stelle entstehe: eine Bemerkung, die Rec. ebenfalls bestätigen kann. Auch ist merkwürdig, dass der Ausschlag verschwindet, wenn man an die kalte Luft kommt. Dann vergleicht der Vf. diesen Ausschlag mit der Krätze und den Masern, und zeigt die Verschiedenheiten. Den Schluss macht die Diagnostik des beschwerlichen Schluckens, von Krämpfen und von Lähmung der Schlundmuskeln. Ist der Schlund, wegen des Druckes der geschwollenen benachbarten Rückendrüsen des Vesalius verengert: so soll, nach des Vfs. Bemerkung, der Kranke besser schlucken können, wenn er auf dem Rücken liegt. Auch bemerkt man allezeit ein Wiederkäuen, welches in andern Arten des verhinderten Schluckens nicht wahrgenommen wird. Das Quecksilber that hier sehr gute Dienste. Sehr interessant ist, was der Vf. von der Erschlaffung der Speiseröhre, als Ursache des beschwerlichen Schlingens, sagt. Bisweilen bildet sich, vermöge dieser Erschlaffung ein blinder Sack in den Häuten der Speiseröhre, in den die Speisen hinab fallen, und nun, ohne Wiederkäuen, mit vielem Schleime vermischt, wieder ausgebrochen werden. Höchst merkwürdig war, dass bey einem dieser Kranken, die der Vf. selbst beobachtet, diess Uebel nicht nur wirklich mit Husten entstanden, sondern dieser auch mit demselben fortgedauert hatte.

Möge doch der letzte Wunsch des verewigten Vfs. in Erfüllung gehn, dass mehrere Aerzte auf diesem nun einmal gebahnten Wege fortwandeln und durch reife Erfahrung entweder seine Beobachtungen immer mehr berichtigen, oder über andere Krankheiten, die er nicht untersuchte, die ihrigen eben so rein, offenherzig und ohne Aufwand von prahlender Gelehrsamkeit mittheilen!

Leyden, b. d. Gebr. Luchtmans: *Gerardi Sandifort Tabulae anatomicae.* Fascic. I et II. 1801. Mit der Vorr. 24 S. Text u. 4 Kupfertafeln. gr. fol. (8 Fl. holl.)

Der Vf., ein Sohn des hinlänglich bekannten Arztes und Zergliederers, des Greises *Eduard Sandifort*, den die Curatoren der Universität Leyden im J. 1799 als *Prosector* auf dem dasigen Zergliederungssaale und als *Gehülfen seines Vaters* in diesem Fache anstellten, und im J. 1801, nachdem er bereits angefangen hatte, die vor uns liegenden Tafeln herauszugeben, zum *ausserordentlichen Professor der Anatomie*

mie ernannten, tritt durch die Bekanntmachung dieser Tafeln, die er auf seine Kosten heraus giebt, in die Fusstapfen seines würdigen Vaters. Ihr Gegenstand ist in den beiden ersten Tafeln die *Zergliederungskunde des kranken*, in der dritten und vierten die des *gesunden menschlichen Körpers*. Hr. *S.* hat sich besonders vorgenommen, wichtige Krankheitsfälle, deren Natur beym Leben dunkel blieb, oder deren Wichtigkeit überhaupt es verdiente, in diesen Heften zu beschreiben, jene Dunkelheiten durch den Befund der Leichenöffnungen, wo möglich, aufzuklären, und durch Abbildungen zu erläutern. Das akademische Hospital, welches im J. 1799 gemeinnütziger gemacht wurde, verschafft ihm zu dergleichen Leichenöffnungen gute Gelegenheit. Mit Citaten will er den Text nicht überladen, und nicht auf solche Art das Werk unnöthiger Weise vergrössern und vertheuern. Die Kupfer sind gut gearbeitet; die Zeichnung ist von dem Vf. selbst, der Stich von *R. Muys*. Nur sind manche Buchstaben sehr undeutlich.

Der Inhalt von *Fasc. I u. II.* ist folgender. 1) Ein Krankheitsfall, mit beygefügter Leichenöffnung, und Taf. I. II. *Eine Geschwulst der innern Hüftarterie (Aneurysma arteriae iliacae internae), als eine seltenere Ursache der Ischias nervosa.* Die Kranke, eine Frauensperson von 32 Jahren, zwar „*admodum libidinosa*," war jedoch, ihrer Aussage nach, niemals schwanger gewesen. Ihre Krankheit wurde als *Ischias nerv.* behandelt, hatte aber, natürlich, wegen der angeführten Ursache, einen unglücklichen Ausgang. Unter die beschwerlichsten und gefährlichsten Zufälle, woran die Kranke litt, gehörte ein fürchterlicher Schmerz, der sich auf keine Weise heben liess. Der Brand half ihren Leiden ein Ende machen. Vom Pulse heisst es: „*erat debilis, aequalis, parum febri-„lis, et sic per totum morbi decursum permansit.*" Auf die Beschreibung der Leichenöffnung, mit Hinweisung auf die Abbildungen, folgt: *Symptomatum examen*, und eine Erklärung der Kupfertafeln macht den Beschluss. Ueber die *Ursache* dieser Schlagadergeschwulst getrauet sich der Vf. nicht zu entscheiden, indem sich, ausser dem angeführten Hange zur Wollust, und ausser einem Verdachte, dass die Person ehemals *venerisch* gewesen sey, aus ihren Schicksalen nichts darüber habe ausmitteln lassen. Der *venerischen Schärfe* ist er auch geneigt, in diesem Falle die Zerstörungen in den Knochen zuzuschreiben, welche das, aus der Schlagadergeschwulst ausgetretene, und mit dieser Schärfe geschwängerte Blut angerichtet hatte. 2) *Lage der Eingeweide der Brust- und Bauchhöle auf der linken Seite.* Taf. III u. IV. *Ludwig* (*Icones cavorum thoracis et abdominis*) und *Loder* (64ste Taf.) hätten den Foderungen der Kenner, die Eingeweide des menschlichen Körpers in ihrer Lage darzustellen, nicht Genüge gethan. Mit rühmlicher Bescheidenheit setzt Hr. *S.* hinzu, er gebe seine Versuche dieser Art, wovon Taf. III und IV. eine Probe seyn solle, und worauf er aus seinem Vorrathe von Zeichnungen, die er bey Gelegenheit der, für seines Vaters anatomische Demonstrationen gemachten Präparate, verfertiget habe, andere wolle folgen lassen, nur für einen jugendlichen Versuch aus. Wir, für unsern Theil, halten sie aber für etwas mehr. Was der Vf. durch Taf. III u. IV. zu leisten unternahm, glauben wir am besten mit seinen eigenen Worten S. 14. ausdrücken zu können: „*Ex „hac ergo sectione* (es war ein männlicher Leichnam) „*apparet, qualis sit cordis, pericardio inclusi, situs, „quaenam viscera abdominalia revera intra thoracis sce-„leti cavum inveniantur; quantopere thoracis capacitas „adscendente diaphragmate imminuatur, abdominis „vero adaugeatur; qua ratione hic musculus sese con-„trahens in viscera abdominalia agere possit, et contra, „quomodo respiratio impediatur a distento nimis ventri-„culo; cujusmodi porro sit intestini crassi decursus a la-„tere sinistro, ac quo pacto tandem in intestinum re-„ctum mutetur.*" Sein Verfahren bey dieser Art von Zergliederung hat der Vf. umständlich beschrieben. In dem Körper, der zur Zergliederung diente, hatten die Därme, besonders die dicken, diejenige Lage, welche von den Schriftstellern als die regelmässige angegeben wird; bey welcher Gelegenheit Hr. *S.* die widernatürliche Lage der Därme beschreibt, die er einst in einem männlichen Leichnam fand. Bey der Erklärung, sowohl der IIIten als IVten Kupfertafel, macht er auf den Nutzen aufmerksam, den der ausübende Art und Wundarzt bey der Heilung der Krankheiten aus einer solchen Kenntniss der in der Brust- und Bauchhöle liegenden Eingeweide, und überhaupt der Theile des menschlichen Körpers, ziehen können; eine Materie, die er in seiner Antrittsrede *de accuratioris et subtilioris Anatomes studio, Medicis et Chirurgis maxime commendando*, weiter ausgeführt hat.

Wir sehen der Fortsetzung dieser nützlichen Sammlung mit Verlangen entgegen.

NATURGESCHICHTE.

STUTTGARD, a. K. d. Herausg. u. STRASBURG, gedr. b. Levrault: *Andr. Michaux Geschichte der americanischen Eichen*, oder Beschreibungen u. Abbildungen aller Arten u. Abarten der Eichen des nördlichen America, nach ihren Kennzeichen, ihrem Anbau und Nutzen. *Erstes* Heft. Uebersetzt und mit illumin. Abbildungen begleitet von Hofr. und Prof. *J. S. Kerner*. (1802.) 16 S. gr. 4. mit schönen Didotschen Schriften auf Velinpapier und 5 Kpft. (ill. 2 Rthlr. 12 gr. schw. 1 Rthlr. 20 gr.)

Ein sehr verdienstliches Unternehmen des Herausgebers war es, das vortreffliche Werk von *Michaux*, welches Rec. im Jahre 1801. Nr. 303. umständlich beurtheilt hat, dergestalt zu bearbeiten, dass die in jener Rec. bemerkten Nachlässigkeiten und Fehler des Originals vermieden und besonders eine gute Illumination hinzugefügt wurde. Hr. Hofr. *K.* erhielt auf sein Verlangen von einem bekannten Botaniker die allermeisten in diesem Werke beschriebenen Arten und Abarten getrocknet. Auf solche Art wird das Original von dieser Uebersetzung weit übertroffen,

zu-

zumal da Hr. K. für einen sehr guten Stich in *Aqua tinta*, und für sehr richtige Illumination gesorgt hat, wo man besonders die filzigen, grauen oder haarigen Ueberzüge der Blätter deutlich bemerken kann. Rec. freut sich, das deutsche Publicum auf dieses äusserst nützliche Werk aufmerksam machen zu können, und versichert, dass durch dasselbe die so sehr schwierige Kenntniss der Eichen-Arten ungemein erleichtert werden wird. Aeusserst wünschenswerth ist es, dass Hr. K. seinen Vorsatz, auch die Eiche des südlichen Europa auf ähnliche Art zu bearbeiten, nicht aufgeben möge.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Weissenfels* u. *Leipzig*, in der Böseschen Buchh.: *Der schriftstellerische Charakter und Werth des Petrus, Judas und Jacobus zum Behuf der Specialhermeneutik ihrer Schriften*, untersucht und bestimmt von M. *Joh. Dan. Schulze* zu Leipzig. 1802. 98 S. gr. 8. (9 gr.) Wir würden den Titel „*Specialhermeneutik der Schriften des Petrus* u. s. w." vorziehen, weil uns dieser der Sache und dem Inhalte angemessener zu seyn scheint, als der, den der Vf. vorangehen lässt. Seine Absicht geht nämlich dahin, die Eigenthümlichkeiten jedes Schriftstellers des N. T., sowohl was den Inhalt, als die Darstellung und Einkleidung betrifft, so treffend und so vollständig als möglich heraus zu heben, mit Ausschlieseung aller fremdartigen Zwecke, welche sich mit einer solchen Arbeit zur Noth wohl vereinigen liessen, deren Vereinigung aber nur zum Nachtheil des eigentlichen nächsten Zwecks ausschlagen kann, wie die bisherigen Versuche dieser Art zeigen. Wir stimmen hierin mit dem Vf. völlig überein, und billigen es sehr, dass er die Idee einer Specialhermeneutik so auffasste, wie sie *Eichhorn*, *Beck* und Andere angegeben haben, denn wir sind der Meynung, dass die Gegenstände, welche in dieses Fach einschlagen, zuvor absichtlich *besonders* behandelt werden müssen, ehe das Resultat davon in die Einleitungen des N. T. besonders aufgenommen werden kann. In einzelnen Punkten ist freylich schon genug vorgearbeitet, und die Einleitungen ins N. T. haben auch nicht verfehlt, die Resultate davon aufzunehmen: allein so vollständig und mit Vorbeylassung alles Nebenzwecks, wie hier, ist dieses, so viel wir wissen, bis jetzt noch nicht geschehen. Auch ist die Methode, die der Vf. befolgt hat, recht gut, seine Behauptungen über die Sprache, Manier und den Charakter der Schriftsteller, so viel möglich, mit den eigenen Worten derselben nach dem griechischen Texte zu belegen; denn nur dadurch kann der Leser in den Stand gesetzt werden, dem Vf. auf dem Fusse nachzugehen, mit eigenen Augen zu sehen, und alles selbst zu prüfen. Es kann nämlich gar nicht fehlen, dass bey einer solchen Analyse Vermuthungen, Wahrscheinlichkeiten und Behauptungen entstehen, die der Vf. schon für Wahrheit hält, wenn gleich die Sache auch noch von einer andern Seite angesehen werden kann, und Zweifel leidet. Werden nun in solchen Fällen blosse Citate ohne Text angeführt: so nimmt der eine Theil der Leser auf gutes Glück alles an, der andre ungläubige Theil aber bleibt bey seinen Zweifeln, weil es zu unbequem ist, alle Stellen nachzuschlagen, und so bleibt die Sache nach wie vor in ihrer alten ungewissen und schwebenden Gestalt. So unangenehm also auch ein solches Register von griechischen Stellen neben und unter einander dem Auge auffällt: so nothwendig und nützlich dünkt es uns doch, besonders da ein solches Werk, wie das vorliegende, nicht zur angenehmen Lectüre, sondern zum Unterricht und zur Prüfung geschrieben ist. — Um eine Idee von der Einrichtung zu geben, so werden zuerst die *Quellen* des Schriftstellers angegeben, und darauf wird die *Schreibart* desselben in allen ihren Modificationen und Eigenheiten charakterisirt, bis auf ein Register der ihm eigenthümlichen Worte. Natürlich ist also die letzte Rubrik die weitläuftigste, welche in eine Menge Unterabtheilungen zerfällt. So heisst es z. B. von den Quellen des *Petrus* in seinen beiden Briefen: „Sie sind theils Stellen des A. T., die „er bald vollständiger bald kürzer und im Auszug, bald nur „statt seiner eignen Worte anführt, theils Ueberlieferungen, „theils die ältere Geschichte der Juden, theils endlich Aus„sprüche Jesu und die Geschichte desselben." Dieses vorläufige Resultat wird darauf in allen seinen Theilen mit Stellen beider Briefe belegt und erwiesen. In Hinsicht der Schreibart des Petrus heisst es: 1) Er sagt oft dasselbe positiv und negativ, 2) er liebt die Gegensätze, 3) aus jener Gewohnheit in Gegensätzen zu reden, ist auch das Parallelisirende in seiner Schreibart herzuleiten. [Hier würden wir lieber von dem hebräischen Parallelismus ausgegangen seyn, der dem Petrus als Hebräer eigenthülich war, und die übrigen beiden Punkte davon abgeleitet haben]. 4) Er häuft gern Epitheta und Synonyma, weil er seiner natürlichen Lebhaftigkeit gemäss, sich die Dinge immer von mehreren Seiten denkt, und den Mangel philosophischer Genauigkeit weder fühlend noch achtend, durch gehäufte Worte, wiederholte Schilderungen, und veränderte Ansichten, gerade wie es noch jetzt der gemeine Mann thut, seinen Lesern deutlich zu werden bestrebt ist. [Diess ist eine sehr gute Bemerkung. Unstreitig fand der Mangel an philosophischer Bestimmtheit der Ideen, aber auch an bestimmter Kenntniss der Sprache, und dann Lebhaftigkeit die Hauptursachen von der Häufung der Synonymen, wie man es im gemeinen Leben häufig genug wahrnehmen kann]. 5) Daher kommt es auch, dass er immer auf allgemeine Sätze und Ausdrücke besondere und detaillirtere folgen lässt, und seine Hauptgedanken durch Beyspiele erläutert. — Doch genug zur Probe. Wir bemerken nur noch hiebey, dass nicht alle unterrichtere Leser mit allen solchen Sätzen völlig übereinstimmen werden, wie es die Natur der Sache mit sich bringt: allein in sofern jede Behauptung mit Stellen und Beyspielen belegt ist, wird man um so schneller übersehen können, was man davon zu unterschreiben und was man daran zu begränzen oder zu erweitern hat. Die Reden der Schriftsteller in der Apostelgeschichte sind zugleich mitgenommen und verglichen. Es ergiebt sich daraus, dass zwar *Lucas* ihnen die Sprache zu leihen scheint; aber die Gedanken sind in ihrer Manier, also ächt. Dergleichen unerwartete Resultate werden mehrmals gezogen, und das ist eben der Gewinn im Grossen von einer solchen Specialhermeneutik. Bisweilen scheinen sie freylich noch zweifelhaft. So nimmt der Vf. nicht nur an, dass *Jacobus* auf beide Briefe des *Petrus* Rücksicht nimmt, und sucht diess durch eine Induction von Vergleichung einzelner Stellen zu beweisen S. 89. fg.; sondern er behauptet auch geradezu, dass sich Jacobus 4, 6. auf 1 Petr. 5, 5. berufe, wovon wir uns nicht überzeugen können. Ueberhaupt ist die Sache mit dem Rücksichtnehmen des einen Apostels auf die Briefe des andern noch grossen Zweifeln unterworfen, wie *Ziegler* und Andere gezeigt haben, welches dem Vf. nicht unbekannt seyn kann. Wir hätten also gewünscht, dass er sich in solchen Fällen nicht gar zu bestimmt, sondern lieber noch etwas zweifelhaft ausgedrückt hätte. Der Brief des *Judas*, welcher offenbar vom zweyten Briefe des *Petrus* abhängig ist, kann hier nicht in Betracht kommen; denn es ist mehr als wahrscheinlich, dass er nicht vom *Apostel* Judas herrührt. Uebrigens muntern wir den Vf. zur Fortsetzung auf, und wünschen nur, dass manche Stellen zum Belege, die nicht genug beweisen, in Zukunft wegbleiben mögen, damit Raum erspart, das Volumen der ganzen Arbeit nicht zu sehr vergrössert, und eben dadurch minder gemeinnützig werde.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 27. November 1802.

PHILOSOPHIE.

Fürth, im Büreau für Literatur: *Verbesserte Logik*, oder *Wahrheitswissenschaft* auf den einziggültigen Begriff der Wahrheit erbaut. Von *J. H. Abicht.* 1802. 475 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Der Titel dieser Schrift macht uns schon auf zwey Punkte aufmerksam, erstlich sollen wir hier eine *verbesserte* Logik erhalten; und zweytens soll die Logik nichts anders als eine *Wahrheitswissenschaft* seyn. In dieser Absicht handelt der Vf. in der Einleitung von der Philosophie und ihren Theilen, und von der Logik überhaupt; dann folgt die Wahrheitslehre selbst in vier Hauptstücken. Nachdem der Vf. sich über Wahrheit überhaupt erklärt, einen Auszug aus der phychologischen Naturlehre geliefert, und von den erweislichen Kenntnisarten und den Gesetzen ihrer Wahrheit gehandelt hat, redet er im *ersten* Hauptstück von der Wahrheit der Sinneskenntnisse oder Kunde, im *zweyten* Hauptstück von der Wahrheit der Verständnisse, im *dritten* Hauptstück von der Wahrheit der Verhältnissbegriffe, und im *vierten* Hauptstück von der Wahrheit der Vernunftkenntnisse.

Die Manier des Vfs., seinen eigenen Gang nach einer eigenen Terminologie eigensinnig zu gehen, ist schon aus dessen andern Schriften bekannt; auf alle ihm dagegen gemachte sehr gegründete Einwendungen achtet er nicht, vielmehr legt er auf seine beliebige Art der Forschung und des Ausdrucks ein grosses Gewicht. Als etwas Eigenes muss Rec. hier gleich anführen, dass der Vf. in seiner Logik vieles als Bestandtheil derselben abhandelt, was man sonst sehr sorgfältig von ihr geschieden, oder allenfalls nur als Vorkenntnis und zum Behuf der Erläuterung vorangeschickt oder untergeordnet hat. So findet man hier einen Abriss der Psychologie, vieles aus der Ontologie und andern, sonst nicht zur Logik gehörigen, Lehren und Wissenschaften. Eine solche Vermischung widerstreitet zwar dem Charakter der Wissenschaftlichkeit, und sollte ohne die triftigsten Gründe nicht wieder vorgenommen werden, allein wir wollen diess nicht weiter rügen, sondern uns lieber mit der hier verheissenen Verbesserung der Logik etwas näher bekannt machen.

Der Vf. theilt die Philosophie 1) in die *theoretische*, als die allgemeine Wissenschaft von dem Kennbaren; 2) in die *ästhematische*, als Allgemeinwissenschaft vom Fühlbaren, und 3) in die *praktische*, als Allgemeinwissenschaft von dem Wollbaren. Diese Eintheilung hat zum Grunde, wie er sich ausdrückt, die Trinität der Seelenkraft, welche in der Vorstellungskraft, oder im Geiste, in der Gefühlkraft, oder im Herzen, und in der Willenskraft, oder im Gemüthe gegeben ist. Die Gegenstände dieser Philosophien aber sind entweder *logische* oder *unlogische*. Logische sind solche, die in der Beseelung (λογῳ) begriffen sind, demnach Bewusstseyn, Vorstellungen und Gefühle. Unlogische sind solche, welche nicht zur Beseelung gehören. Die logischen Wissenschaften theilt der Vf. wiederum 1) in psychologische Naturwissenschaft, des Geistes, des Herzens und der Willenskraft; 2) in die Objectivitäts- oder Realitäts-Wissenschaft; 3) in die Bedeutungswissenschaft, d. h. Wissenschaft von dem Verhältnisse unserer Erkenntnisse, als Kopien, zu ihren Objecten, als den Originalen; 4) in die Wahrheitswissenschaft (Logik, Alethologie) und zwar der theoretischen Kenntnisse des blos Betrachtbaren, der ästhematischen, herzrührenden Kenntnisse des Fühlbaren, und der praktischen, den Willen lenkender Kenntnisse des Guten und Bösen. Diese drey Logiken sollen sich aber ja nicht in eine einzige auflösen lassen. Sie setzen sich wohl einander voraus, aber ersetzen sich nicht. Die Logik ist also dem Vf. nicht eine Verstandes- oder Vernunftlehre. Wenn sie auch mit dem Verstande bekannt macht: so thut sie diess doch lediglich in der Absicht, um zur Wahrheit zu führen. Sie ist ihm die *Wissenschaft* von der *Wahrheit*; Wissenschaft der Kunst, Kenntnisse (λογους, oder Beseelung überhaupt, λογον) zu bilden und zu erprüfen. Wir bedürfen einer Wissenschaft, die uns Anleitung gebe, wie wir die Wahrheit dem Zufalle entreissen, und zu einem Werke der Freyheit erheben können. Die Logik ist also die Wissenschaft von der Kunst zu philosophiren; oder von den Kunstregeln, durch deren Befolgung wir uns vernünftiger (wissenschaftlicher, systematischer, philosophischer) Kenntnisse versichern. *Logische Regeln* sind Kenntnisse, Urtheile von den Rücksichten und Verfahrungsarten, mit deren Hülfe wir wahre Kenntnisse *bilden*, und uns der *Einsicht* ihrer Wahrheit versichern können. Da diese Regeln unserm Willen, folglich auch unserer Willkür, d. i. unserer praktischen Besinnungskraft gegeben sind: so gehören sie in die Classe der praktischen Regeln. Darum ist die Logik ein Theil der praktischen Philosophie. Die logischen Gesetze theilen sich, in Rücksicht ihres Ursprungs, in reine und empirische. Die reinen fliessen theils aus der Natur der Kenntnisse, theils aus der Seelen-Natur; die empirischen aber folgen aus den durch Erfahrung er-

erkenntlichen Umständen, unter welchen wahre Kenntniſſe geformt und erprüſt werden ſollen.

Eine zweckmäſsige Logik, heiſst es weiter, muſs uns vor allen Dingen einen richtigen Begriff von der Wahrheit geben. Aber, was Wahrheit ſey, dieſs hat vor dem Vf. laut ſeiner Verſicherung noch kein Philoſoph gewuſst. Alle bisher davon gegebene Erklärungen müſſen nun eine ſcharfe Kritik aushalten. Wir wollen doch ſehen, was der Vf. hier zu Tage fördert. Wahrheit ſoll *nicht* ſeyn *Uebereinſtimmung der Kenntniſs mit ſich ſelbſt.* Nun ſucht der Vf. umſtändlichſt darzuthun, daſs die innere logiſche Wahrheit nichts anders ſey, als die innerliche *Denkbarkeit* eines Begriffs, und er zuckt mitleidig die Achſeln über alle diejenigen, welche mit jener Erklärung weiter reichen wollen. Dieſs iſt nun ſehr unnöthig; denn alle vernünftige Denker haben dadurch nie etwas mehr, als die innere Denkbarkeit verſtanden wiſſen wollen. Eben ſo verhält es ſich auch mit der äuſsern Denkbarkeit, und der Triumpf, welchen ſich der Vf. über diejenigen bereitet, welche unter dieſer äuſsern Denkbarkeit mehr verſtehen wollen, iſt ein Triumpf über ſeinen eigenen Schatten. Wahrheit ſoll nicht ſeyn: *Uebereinſtimmung der Kenntniſs mit ihrem Objecte;* weil wir uns einer ſolchen Zuſammenſtimmung durch nichts verſichern können. Was man objective Wahrheit nennt, ſoll, wenn man nichts ungereimtes ſagen will, *Bedeutung* der Kenntniſſe ſeyn. Rec. verweiſst den Leſer, welche das weitläuftige Geſpinnſte des Vf. hierüber kennen lernen will, auf die Schrift ſelbſt, und bemerkt bloſs, daſs die Quelle aller materiellen Wahrheit in der Urtheilskraft ſelbſt, als dem Vermögen, das Object zum Begriffe zu verknüpfen, liege; und aller Irrthum entſpringt daraus, daſs wir das ſubjective für objectiv halten, mithin zu urtheilen vermeynen, indem uns doch der urtheilende Act, d. h. die Verknüpfung des *Objects* zum Begriffe, abgeht. Alles was der Vf. hiergegen vorbringt, beruht auf Unkenntniſs mit dem Erkenntniſsvermögen, auf Wortverdrehung und Philodoxie. Die *ächte Wahrheit* iſt ihm die *Unwandelbarkeit* einer Kenntniſs. Weil die Kenntniſs A ſo beſchaffen iſt, und zu ihr die Kenntniſs B ſo und ſo ſich verhält: ſo muſs auch dieſe B Kenntniſs nur ein ſolches und kein anderes Bild von einem Gegenſtande ſeyn. Dieſs iſt ihm das ewige Schema der Begründung, worin der Geiſt ſeinen natürlichen lautern Wahrheitsbegriff beſtimmt ausſpricht. Nach dem Vf. giebt es Kenntniſſe, die weder wahr noch falſch ſind, dahin gehören ihm die einfachen, alle beliebige, imaginäre, Kenntniſſe.

Man ſieht leicht, daſs der Wiſſenſchaft durch ſolche angebliche Verbeſſerungen, die ſich gar als Reform der Philoſophie ankündigen wollen, im Grunde aber nichts als beliebige Einfälle und Sinnverkehrungen der Worte ſind, nicht viel geholfen werden kann. Der Vf. hat ſich nun einmal in den Kopf geſetzt, das grau zu nennen, was andere blau nennen; das unter einander zu werfen, was andere mit vieler Mühe geordnet und geſchieden haben. So iſt ihm das *wahr*, was wir *unveränderlich* nennen. Wenn wir alſo z. B. zu einem Menſchen ſagen: ſage uns die Wahrheit; ſo wird Hr. *Abicht* ſagen: ſage mir die Unveränderlichkeit (Unwandelbarkeit)! — Hier hätten wir alſo abermals eine neue Logik, als Gegenſtück zu Hn. *Bardili's* erſter Logik. Die Reformatoren ſind in unſern Zeiten häufig; wird die Natur noch fernerhin ſo fruchtbar den Genien bleiben: ſo werden wir bald einen neuen Himmel und eine neue Erde haben. Denn was läſst ſich nicht alles erwarten, wenn man nur ſetzen darf, um producirt zu haben?

OEKONOMIE.

KOPENHAGEN, b. Arntzen u. Hartier: *Zeitſchrift für die Forſtwiſſenſchaft.* Herausgegeben in Geſellſchaft mehrerer Forſtmänner von *Auguſt Hartmann* in Stuttgart und *C. P. Laurop* zu Kopenhagen. *Erſten Bandes, erſtes Heft.* 1802. 14 S. Vorr. 210 S. Text. 8. (16 gr.)

Ungeachtet ſchon mehrere Journale nach ähnlichem Plane exiſtiren: ſo kann doch für die gewiſs höchſt nöthige Cultur einer Wiſſenſchaft, die uns alle intereſſirt, noch bis jetzt nicht zuviel geſchehen, und es iſt nur zu wünſchen, daſs dieſe Zeitſchrift das wirken möge, was ſie ihrem Zwecke nach wirken ſoll. Es iſt freylich eine ganz eigene Erfahrung, die unſers Wiſſens im keinem Fache ſo auffallend iſt, daſs es der Forſtſchriften ſo viel, und der Leſer derſelben ſo wenige, der Anwender aber noch weniger giebt. Der Plan beſteht aus folgenden Rubriken: 1) Ungedruckte Aufſätze über die Forſtökonomie. 2) Beyträge zur Forſtnaturgeſchichte, Forſtchemie, Forſttechnologie, und Mathematik. 3) Wichtige Entſcheidungen und Aufſätze über forſtrechtliche Gegenſtände. 4) Forſtgeographie. 5) Ueberſetzungen und Auszüge aus gröſsern von dem Forſtmann weniger geleſenen Schriften. 6) Aeltere und neuere Holzpreiſe verſchiedener Gegenden. 7) Forſtgeſetze und Verordnungen verſchiedener Länder nebſt Recenſion über die wichtigern. 8) Jährliche Fortſchritte der öffentlichen und Privat-Forſtinſtitute. 9) Witterungsbeobachtungen in Beziehung auf die Forſtwirthſchaft. 10) Recenſionen aller neuen Forſtſchriften. 11) Vermiſchte Nachrichten, Neuigkeiten und Anekdoten. 12) Ein Intelligenzblatt.

Unter den *ungedruckten Aufſätzen* werden hier 1) Beyträge zur Geſchichte des Forſtweſens in Wirtemberg geliefert. — Sie ſind intereſſant, und man ſieht aus denſelben, daſs ſchon in den früheſten Zeiten im Wirtembergiſchen ſehr zweckmäſsige Forſtanſtalten ſind gemacht worden. 2) Gutachten des Landjägermeiſters *von Wedell* an das Königl. Preuſsiſche Forſtdepartement, die damals projectirte Reviſion der Kurmärkiſchen Forſtordnung betreffend. — Nicht ſowohl wegen des vorgelegten Plans zu einer neuen Forſtordnung, der wegen der vielen Schwierigkeiten nicht auszuführen war, ſondern wegen

Auf-

Aufzählung der Fehler in der Kurmärkischen Forstökonomie und der geläuterten und anwendbaren forstwirthschaftlichen Grundsätze wird dieser Aufsatz wichtig. — In den *Beyträgen für Forstnaturgeschichte* liefert D. *Hartmann* eine Kritik über den Blütenbau der Nadelhölzer, worin er die Gattungskennzeichen von *Pinus*, *Thuja* und *Cupressus* (die Fortsetzung folgt), wie sie Linné, Gärtner, Mönch, Borkhausen, Batsch und Jussieu, meist unvollkommen oder gar unrichtig angeben, durchgeht, und seine eigene Meynung über die Charaktere derselben mittheilt. — Unter der Rubrik *Forstgeographie* wird der Zustand der Waldungen und deren Benutzung im Russischen Reiche aus Storchs, Friebes und Georgis Schriften ausgezogen und zusammengestellt. — So angenehm dieser Aufsatz Rec. war: so hätte er doch gewünscht, dass der Vf. mit Deutschland angefangen hätte, und wenn er auch nur eine unvollkommene Skizze hätte liefern können. Sie hätte zum Muster und zur Nachahmung dienen können, um dadurch nach und nach eine genauere Uebersicht zu erhalten. — Unter den *Auszügen aus grössern Werken* findet sich hier 1) aus *Riems* neuer Sammlung ökonomischer Schriften, die successive Abnahme der Höhe und Stärke unserer Waldbäume, welche daraus bewiesen wird, dass unsere Wälder jetzt nicht mehr das Clima und die Nahrungsmittel wie sonst haben. 2) Aus den ökonomischen Heften eine Vergleichung der Hitze von Holzkohlen und gebrannten Torf, worin durch die Erfahrung hervorgeht, dass die letztern zweymal stärker als die erstern hitzen. — Unter den *vermischten Nachrichten* findet man eine Anzeige von der neuen Forstlehranstalt zu Stuttgart, und von der Gesellschaft der Aerzte und Naturforscher Schwabens. — Die *Recensionen* und das *Intelligenzblatt* übergehen wir.

Rec. hofft durch diese vollständige Angabe des Inhalts einer neuen Zeitschrift den Leser in den Stand gesetzt zu haben, über den Gehalt derselben urtheilen zu können. Es ergiebt sich, dass sie nicht sowohl für den gemeinen Förster (er müsste denn in einer Forstanstalt gehörig gebildet seyn), sondern für den eigentlichen gelehrten Forstmann, wenigstens nach diesem ersten Hefte zu urtheilen, bestimmt ist, dieser aber wird gewiss, bey der Voraussetzung, dass sie sich immer gleich bleibt, und immer bloss das Interessante im Forstfach liefert, mit Verlangen der Fortsetzung entgegen sehen.

GÖTTINGEN, b. Schröder: *Beytrag zur Bewirthschaftung buchener Hochwaldungen* von G. *Sarauw.* 1801. 136 S. 8. (8 gr.)

Der Vf. beschreibt hier die Bewirthschaftung der buchenen Hochwaldungen in der Hannöverschen Landschaft Calenberg, und zwar in dem 26000 Morgen haltenden Forste des Amtes Lauenstein, und vergleicht sie dann mit den andern bekannten aber abweichenden Methoden. Sie ist diese: Man haut den ausgewachsenen Ort nicht eher an, als bis ein Saamenjahr einfällt, alsdann treibt man 6—8 Jahr in demselben ab; und tritt unterdessen wieder ein Saamenjahr ein: so haut man auch wohl einen andern Forstort an, um diese Gelegenheit nicht zu versäumen. Vorher lässt man aber durch das Vieh, und vorzüglich durch die Schweine, den Ort reinigen und wund machen. Zwischen dem 20 und 30ten Jahre werden die weichen Hölzer, als Sahlweiden und Aspen, so wie die geringen und krüpplichen Buchenstangen, weggenommen. Eichen, Ulmen, Ahorn, Eschen, und auch gut gewachsene Aspen lässt man stehen, welche letztere bey der zweyten Durchforstung zu Balken und Sparren, und zum Bau im Trocknen weggenommen werden, weil es am Nadelholz fehlt. Die reinen ungemischten Buchenörter werden im 25ten Jahre durchforstet, aber leider gewöhnlich nicht regelmässig genug, wegen der mancherley Bedürfnisse, die mit diesem Holze bestritten werden müssen. Nach 10—12 Jahren haut man wieder eine Menge unterdrückter und überwipfelter Stangen heraus, und so lichtet man dann von Zeit zu Zeit bis zum 70 oder 80ten Jahre aus. Alsdann lässt man den Wald bis zur Hauptbenutzung in Ruhe stehen. Man hat zum Turnus 100 Jahre bestimmt, welches bey dem fruchtbarem Holzboden, wo es in 50 Jahren Stämme von 9—10 Zoll im Durchmesser giebt, hinlänglich scheint. — Bey der Vergleichung mit andern Methoden vertheidigt der Vf. die Calenbergische gegen die Burgsdorfische, Hartigsche, Witzlebische u. a. Er glaubt nämlich, dass man räthlicher im 6ten und 7ten Jahre den Schlag reinigen müsse, anstatt erst bey 1 Fuss Höhe des ganzen Wuchses den Lichtschlag, und bey 2—4 Fuss Höhe den Abtriebsschlag zu machen, weil zu viel junges Holz dadurch ruinirt würde. Dann nimmt er das Hüthen in jungen Schlägen mit dem Hornvieh zur Vertilgung und Zurückhaltung des Grases in Schutz, wobey aber dasselbe nach dem Verholzen des jungen Aufschlages bloss weitläuftig und langsam durchgehen dürfte. Weiter hält er auch das Auspflanzen der Blössen mit jungen 15—20 jährigen, 12 Fuss weit von einander gesetzten Stämmchen, die noch obendrein geköpft werden, nicht für zweckwidrig und unstatthaft, ob er gleich gesteht, dass es wohl besser sey, es gleich mit 3—4 füssigen jungen Buchen, die man 8 Fuss weit von einander setzen soll, bey gänzlicher Räumung der Schläge zu thun. Gegen die verschiedenen Angaben, wenn die erste Durchforstung statt finden soll, findet er die im 30ten Jahre *caeteris paribus* am schicklichsten, wiederholt sie dann von 20 zu 20 Jahren, und die letztere fällt zwischen das 20te und 30te Jahr vor den Abtrieb des Orts, und wird etwas lichter gehauen als die vorhergehenden.

Es ist diess die erste Schrift des Vf., die er mit Bescheidenheit dem Publicum übergiebt. Rec. hat sie mit Vergnügen gelesen, und es werden sie gewiss, besonders angehende, Forstmänner nicht ohne Nutzen aus der Hand legen, da hier bloss Erfahrungen aufgezählt und Regeln aufgestellt werden, die man

man in den meisten Forsten, deren Bewirthschaftung sich nicht nach den Bücherregeln richten *kann*, sondern nach dem Locale richten *muss*, angewendet werden können.

TÜBINGEN, in d. Cotta. Buchh.: *Ideal einer vollkommenen Forstverfassung und Forstwirthschaft*, entworfen von *C. P. Laurop*, der Forstwissenschaft Candidaten, der Herzogl. Gothaischen Societät der Forst- und Jagdkunde zu Waltershausen Mitgliede. *Erster Theil.* 1802. 254 S. 8. (20 gr.)

Diese Schrift ist dem Herzoge von Meiningen dedicirt, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil er unter diejenigen Fürsten gehört, welche ihr vorzügliches Augenmerk darauf richten, eine auf neuere und bessere Grundsätze gebaute Bewirthschaftung in ihren Waldungen einzuführen, und weil er der erste deutsche Fürst ist, der eine zweckmäsige öffentliche Forstschule für sein Land eingerichtet hat. Hr. *Laurop* ist schon aus mehrern Schriften auf eine vortheilhafte Art bekannt, und auch diess Ideal, das nicht, wie so manches andere, bloss für die Studierstube gehört, sondern wirklich ausführbar ist, zeugt von den schönen und geläuterten Forstkenntnissen desselben. Die Schrift ist an sich zu gedrängt abgefasst, als dass sie eines Auszugs fähig wäre, und es genügt also Rec. bloss die Hauptrubriken anzudeuten. Der *erste Abschnitt* handelt von einer möglichst vollkommenen Forstverfassung, wozu 1) die Bildung tüchtiger und geschickter Forstmänner, 2) eine zweckmäsige Anstellung des Forstpersonale, 3) die Sorge, dass sämmtliches Forstpersonale auch im Stande sey, seine Pflichten treu und mit Eifer zu erfüllen, 4) die Entwerfung guter und dauerhafter Forstordnungen und Instructionen, und 5) genaue Bestimmung der verschiedenen Forstrechte gehören. Im *zweyten Abschnitte*, welcher sich mit der Einrichtung einer möglichst vollkommenen Forstwirthschaft beschäftigt, wird 1) darauf *überhaupt* bey der äussern Einrichtung der Forstwirthschaft des ganzen Staats, und 2) *insbesondere* bey der innern Revierwirthschaft Rücksicht genommen.

Da diess alles in kurzen Sätzen angegeben ist: so ist zu wünschen, dass ein *zweyter Theil* die Erläuterungen in Tabellen, Karten und Beyspielen mehr ins Detail und in Anwendung bringen möge.

NÜRNBERG, in d. Stein. Buchh.: *Monatliche Jagd- und Forstbeschäftigungen für Förster und Jäger.* Nebst einer kurzen Jagd- und Forstterminologie in alphabetischer Ordnung. Von L. G. K. 1802. 176 S. 8. (12 gr.)

Wenn ein solches Buch ohne Namen des Vf. und ohne Vorrede zum Vorschein kommt: so ist diess das gewöhnliche Kennzeichen, dass man nichts neues oder wenigstens etwas entbehrliches zum Kauf erhält. Zu Verfertigung solcher Schriften gehört weiter nichts als etwas Fleiss, Feder und Dinte.

KLEINE SCHRIFTEN.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN. *München*, b. Lentner: *Die Ballistik, oder Anwendung der Parabellehre auf das Bombenwerfen.* Von *Joh. Georg Prändel*, öffentl. Lehrer der Physik und Mathematik auf dem Kurfürstl. Schulhause zu Amberg. 1801. 88 S. 8. und 2 Kupfert. (9 gr.) Obgleich die neuern Auflösungen des ballistischen Problems mit hinreichender Evidenz erwiesen haben: dass bey der Fluglinie der Projectilen der Widerstand der Luft keinesweges aus dem Auge gesetzt werden dürfe: so bedient man sich doch bey dem praktischen Bombenwerfen zu Berechnung der Würfe noch häufig der parabolischen Theorie nach Belidors Grundsätzen. In der That zeigt die Erfahrung: dass die auf letztere, und den mit gleicher Ladung geschehenen Probewurf gegründeten Berechnungen, sich nicht auf eine sehr merkliche Weise von den wirklichen Würfen entfernen. Selbst bey der möglichsten Genauigkeit, obgleich der Widerstand der Luft und alle übrigen Nebenumstände mit in Anschlag gebracht worden sind, werden durch die verschiedene Beschaffenheit des Pulvers, des Blockes oder der Laffete, und der Bomben dennoch sehr bedeutende Abweichungen von der Theorie entstehen, und man wird bald mehr, bald weniger Grade nehmen müssen, als die Berechnung ergiebt, wenn man das Object erreichen will.

Auch Hr. *Pr.* nimmt auf den Widerstand der Luft keine Rücksicht, sondern nimmt die Bahn der Bombe für eine parabolische Linie an, deren Eigenschaften er nach einigen geometrischen und mechanischen Prämissen zergliedert, und hierauf die verschiedenen Aufgaben des Bombardements auf eine fassliche Art vorträgt. Es ist jedoch nicht praktisch richtig, S. 25. dass man allezeit den Winkel von 45° zum Probewurf anwenden muss; vielmehr lassen sich die über das Object hinausgehenden Würfe nicht beurtheilen, wie die zu kurz fallenden. Es muss daher der Probewurf immer unter einer Elevation geschehen, bey welcher die Wurfweiten durch einige hinzugesetzte Grade vergrössert werden können, und man das Object durch allmäliges Steigen um so sicherer erreicht. Man muss zugleich die Ladung dergestalt einrichten, dass man sich mit den folgenden Würfen nicht zu weit von dem Probewurf entfernen darf, weil man ausserdem eine zu grosse Verschiedenheit der Würfe erhalten würde.

Der Winkel von 15° giebt keineswegs die halbe Wurfweite von 45°, sondern allezeit etwas weniger, weil hier die Portee durch den Rückstoss des Mörsers verringert wird; bey 85° hingegen, wo der Mörser mehr Widerstand auf die Bettung findet, bemerkt man das Gegentheil.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 29. November 1802.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Aberdeen, gedr. b. Rettie: *Medical researches and observations*: being a series of essays, on the practice of Physic. Essay I. On the nature, cause and cure of Fever: with forms for extemporaneous prescription. By Dr. *Andrew Ferguson*. 1801. 375 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Diese neue Fieberlehre ist aus Brown'schen und chemiatrischen Ideen zusammengesetzt, an Inconsequenzen und Widersprüchen eben so reich, als an Thatsachen arm. Der Vf. spielt mit den Ausdrücken *vital principle*, *vitalment*, *vitality*, *vital powers*, ohne nur die gewöhnliche Klarheit seinen Begriffen zu geben. Auf Wärme und Sauerstoff, als die beiden mächtigen Erhalter der Lebenskraft, wird beständig Rücksicht genommen. Die Fieberhitze sey Folge der angehäuften Vitalität, oder ein krankhaftes *Vitalment*, Wirkung der Schwäche. Der Grund aller Fieber liege in dem Mangel an Wärme und Sauerstoff: also alle Fieber kommen von directer Schwäche her. Der Vf. musste einsehn, wie höchst einseitig und falsch diess Urtheil war; daher giebt er nicht allein zu, dass die indirecte Schwäche oft in Fiebern obwalte, sondern er gesteht sogar, dass es ein ächt entzündliches Fieber gebe, von dem er aber dennoch keine weitere Notiz nimmt. Die Unfähigkeit der Urstoffe, die Wärme zur Säuerung des Systems zu benutzen, veranlasse, sammt der Anhäufung der Vitalität, eine verstärkte Thätigkeit des Herzens. Der Wärmestoff häufe sich nun in der Haut an. Sind die Säfte hinlänglich gesäuert: so verbinde sich der Wärmestoff leichter mit ihnen und gehe als Gas durch die Ausdämpfung fort. Daher alle Reizmittel, die die Ausdünstung verstärken, auch in der Fieberhitze nützlich sind. — Alle entfernte Ursachen der Fieber wirken negativ, durch Entziehung der Wärme, und Verminderung des Sauerstoffs: *Mitchill's* Hypothese vom Septon, als Krankheitsursache, gefällt dem Vf. nicht, weil, wegen des Säuergehalts dieses Septons, Alkalien und Kalch sonst die besten Gegengifte dieser Miasmen seyn müssten (was Mitchill auch nicht ohne Gründe behauptet). Die Kälte wirke bloss schwächend; alle Thatsachen, die andere Erklärungen zulassen, werden ignorirt. Unterdrückte Ausdünstung sey keine andere Ursache der Fieber, sondern es liege allezeit Schwäche zum Grunde. Die Wechselfieber halten den bestimmten Typus mehr wegen der Einwirkung bestimmter Ursachen (was heisst das?), als wegen einer täglichen Revolution. In Aberdeen giebt es keine Wechselfieber, und die dort herrschenden anhaltenden zeigen nichts von Remission. — Bey der Prognosis bemerkt der Vf., die Gefahr beruhe hauptsächlich auf der Anhäufung und Verminderung der Vitalität. (Wie dunkel und schwankend!). Doch stellt er die gefährlichen Zufälle sehr gut und in einer gewissen Ordnung zusammen. Die kritischen Tage verwirft er Anfangs, aus dem Grunde, weil er sie nicht bemerkt habe. Dann aber giebt er nicht allein wieder ihre Existenz zu, sondern versichert auch, dass die meisten Fieber in Schottland am 11ten, oder am 14ten, 17ten und 20sten Tage sich entscheiden. Sehr schlecht unterscheidet der Vf. die kritischen von den symptomatischen Zeichen. Den Schweiss will er nicht als entscheidendes Zeichen gelten lassen, und dennoch sucht er ihn durch Reizmittel zu befördern. Auf den Urin hält er nicht viel, weil er ihn nicht gehörig untersucht hat. — Ein neues Wort: *alphoric diathesis* wird für den Zustand gebraucht, den Celsus *Terrentia morbi* nannte, wo die Opportunität merklich und doch noch nicht in die Krankheit selbst übergegangen ist.

Die Cur richtet der Vf. ganz nach dem Verhältniss der directen und indirecten Schwäche ein. Die Diät soll durchaus reizend seyn. Wärme und Licht, selbst Geräusch bekomme den Fieber Patienten besser, als kühle Temperatur, Dämmerung und Ruhe. (Wie verkehrt!). Fleischnahrung wird statt der Hippokratischen Diät empfohlen, und die Schwäche der Verdauung, welche Einige als Gegenanzeige der Fleischnahrung ansehen, fodere dieselbe im Gegentheil. Alles, was der Kranke, durch Instinkt getrieben, fodere, müsse gereicht werden. Wein mit einer Abkochung von Erbsen und Linsen sey das beste Getränk für Fieberkranke. — Alle Mittel wirken reizend, besonders die Schweiss treibenden, welche so früh als möglich im Fieber gereicht werden müssen. Es sey verderblich, von der Einwirkung der Arzneyen auf einzelne Systeme zu reden. Ueber das Aderlassen und die Abführungen urtheilt der Vf. ziemlich richtig. Brechmittel empfiehlt er als wichtige Reizmittel, besonders das James. Pulver und den Brechweinstein. Dann die übrigen Reizmittel: Opium, Kampfer, Aether, Wein, Fieberrinde, Moschus, Blasenpflaster. Die Fieberrinde lehrt er in schicklichen Formen anwenden. Die Abarten des Synochus (aus Synocha und Typhus zusammengesetzt) der Synocha und des Typhus sind aus den bekannten Nosologieen entlehnt.

Die angehängten Arzneyformeln haben sehr viel Eigenes. Nicht allein die neueste chemische Nomenclatur findet man hier, sondern eine Menge neuer Salze, die der Vf vielleicht blofs aus Curiosität oder Paradoxie verordnet: so läfst er aus den brenzlichen Holz- und Schleimsäuren (die schon wieder eingegangen sind) und Alkalien ein Salz bereiten, das er Drachmenweise mit Wein und Fieberrinde nehmen läfst. So giebt es hier *Saccholat*, *Sebat*, *Borat of potash*, *magnesia*, *soda* etc.

London, gedr. b. Rider: *An inquiry into some of the effects of the venereal poison on the human body;* with an occasional explication of physiology, observations on some of the opinions of Mr. John Hunter and Mr. Benjamin Bell, and practical remarks. By *S. Sawrey*, Surgeon. 1802. 201 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Neue, der Beherzigung werthe, Erfahrungen über den Zusammenhang der Vorläufer der Lustseuche und dieser Krankheit selbst. Der Vf. beobachtete Schanker und Lustseuche, als Folge des einfachen Trippers: er erzählt die Falle genau, gesteht aber, dafs sie für den Leser weniger überzeugende Kraft als für den Beobachter haben, indem der Zweifel nicht gänzlich gehoben wird: es könnte in dem Falle, wo ein einfacher Tripper zugegen zu seyn schien, doch Schanker ihn begleitet haben. Hunters Einwürfe löfst der Vf. sehr gut durch anatomische Gründe, indem er mit Recht annimmt, die von Schanker angegriffenen Theile seyn andere und anders gestimmt, als die vom Tripper befallene. Daher rühre der Unterschied. Auch gegen Bell bemerkt er mit Recht, dafs dieser selbst Krankengeschichten erzähle, wo die Entstehung des Schankers und der Lustseuche aus dem einfachen Tripper wahrscheinlich war. Umständlich und fast zu weitläuftig wird Hunter widerlegt, der auf die specifische Verähnlichung, welche das venerische Gift in den Säften bewirke, Rücksicht genommen: es wird gezeigt, dafs alles auf den bestimmten und eigenthümlichen Eindruck ankomme, welchen die äufsern Ursachen in den erregbaren Organen hervorbringen, und, dafs, nach der verschiedenen Stimmung der Erregbarkeit in diesen Organen, sich auch eine verschiedene Wirkung zeigen könne. Daraus zieht der Vf. einige nützliche Regeln bey der Behandlung, dafs man nämlich vor allen Dingen auf Reinlichkeit bedacht sey. Dann geht er zu den Wirkungen des venerischen Giftes auf die Blutmasse über: er nimmt ohne hinlänglichen Beweis an, dafs das Blut wirklich von diesem Gifte angesteckt werde. Statt dessen wäre es folgerechter und der Erfahrung gemäfser gewesen, auf die Fortpflanzung des Eindrucks des Giftes von den ursprünglich angegriffenen Organen zu andern mit ihnen in Mitleidenschaft stehenden Rücksicht zu nehmen, und in jedem dieser Organe eine neue Erzeugung dieses Giftes, wegen Identität des Eindrucks, zu statuiren. Denn ausgemacht ist wohl, dafs das Blut auf keine Weise an der venerischen Ansteckung Theil nimmt. Damit hängt die Frage zusammen: ob das Kind im Mutterleibe von der Mutter angesteckt werde? Diese Frage bejahet Hr *S.*, ohne sich um entgegengesetzte Erfahrungen zu bekümmern.

Edinburgh, gedr. b. Mundell: *Essays on the diseases of Children*, with cases and dissections. Essay I. Of Synanche trachealis or Croup. By *John Chayne*, M. D. 1801. 72 S. kl. fol. (5 Rthlr. 8 gr.)

Mit grofser Pracht gedruckt, und wegen der lehrreichen, von *Charles Bell* gezeichneten, Kupfer merkwürdig, aber ohne besonders wichtigen praktischen Gehalt. Die Geschichte der polypösen Bräune wird oberflächlich vorgetragen: dem Rec. fiel blofs die Bemerkung auf, dafs der Tod der Kranken meistens nach einem scheinbaren Nachlafs der Zufälle und einer wunderbaren Erleichterung folge, welches der Vf. daraus erklärt, dafs, nach dem leichten Aufhusten eines Theils der verstopfenden Haut, ein anderer Theil zurück bleibe, der nun, gleich einer Klappe, die Luftröhre verschliefst und dergestalt Erstickung hervor bringe. Die Curmethode des Vfs. zeichnet sich durch nichts aus: Aderlassen, Brechmittel, warme Bäder und Spiefsglanzmittel in kleinen Gaben; darauf schränkt sich sein Verfahren ein. Der Bronchotomie ist er gar nicht gewogen. Zehn angehängte Fälle haben an sich nicht viel Interesse: die vier ersten bestätigen den Nutzen des Aderlasses in der entzündlichen Periode der Krankheit; der fünfte und zehnte Fall sind aus Michaelis bekannter Abhandlung entlehnt. Die vier übrigen Fälle, welche tödlich abliefen, sind vielleicht die lehrreichsten, weil die pathologische Zergliederung über die Bildung der polypösen Concretion Aufschlufs gab, und diese sowohl als die heftige Entzündung in einem andern Falle durch die vortrefflichen Kupfer erläutert sind. So wenig das Buch an sich der Uebersetzung werth ist: so sehr verdienten die Kupfer, zur Belehrung der Anfänger, in irgend einem deutschen Journale copirt zu werden.

Bresslau, Hirschberg u. Lissa, b. Korn d. Aelt.: *Annalen der neuesten brittischen Arzneykunde und Wundarzneykunst.* Herausgegeben von D. *Friedrich Gotthelf Friese*, ausübendem Arzte zu Bresslau. *Erster* Band, *erstes* Stück. 1801. 11½ Bog. gr. 8. m. 1 Kpf. (18 gr.)

Gegenwärtige, die schon so starke Anzahl medicinischer Journale vermehrende, Zeitschrift ist nach eben dem Plane angelegt, der bey den Hufelandschen Annalen der neuesten französischen Heilkunde zum Grunde liegt. Die Hülfswissenschaften der Medicin und theoretischen Zweige derselben, als Anatomie und Botanik, gehören nicht zu den Gegenständen dieser Sammlung, die zunächst für den praktischen Arzt bestimmt ist. Sie soll in unbestimmter Zeit-

Zeitfolge Heftweise erscheinen, und drey Hefte machen jedesmal einen Band aus. Jedes Heft zerfällt in drey Abtheilungen, wovon die erste ausführliche, in extenso übersetzte, Abhandlungen und Beobachtungen, die zweyte kurzgefasste Nachrichten, und die dritte literarische Notizen enthalten soll.

Die in diesem ersten Stücke gelieferten *ausführlichen Abhandlungen* sind folgende. 1) *Ueber die Anatomie des kranken Körpers*, von dem Wundarzte *Spry* in London (aus dem *medic. and physic. Journal*. Enthält nichts Neues, bis auf zwey Krankheitsfälle, von einer doppelten Intussusception bey einem Kinde von sechs Monaten, zu welchem das Kupfer gehört, und von Verstopfung der Drüsen des Mesenterium mit nachfolgender Abzehrung und Hautwassersucht, unter welchen nur der erste merkwürdig ist). 2) *Drey Fälle von Hirnschaalbrüchen*, von Dr. *Skrimshire* zu Wisbrach. (Eben daher. Zum Beweise, dass die Anwendung des Trepans nicht so oft nöthig sey, als man vordem allgemein geglaubt hat und noch jetzt zum Theil glaubt. Der Vf. dringt besonders auf strenge antiphlogistische Behandlung). 3) *Einige Fälle von Kopfverletzungen, nebst Bemerkungen darüber*, von dem Wundarzte *Gapman* zu Ampthill. (Eben daher und von derselben Tendenz, als der vorhergehende Auffatz. Der Vf. warnt gegen die Edinburgher Methode, bey Hirnerschütterungen die Kranken mit Herzstärkungen, Wein, und stimulirenden Mitteln zu behandeln). 4) *Beobachtungen über den Carbunkel*, von dem Wundarzte *Yonge* zu Schifnal (aus *Beddoes's contributions*. S. A. L. Z. 1800. St. 317. f. War denn aber dieser Auffatz der einzige merkwürdige in jenem Werke?). 5) *Geschichte einer mit mancherley ungewöhnlichen Ereignissen begleiteten Harnverhaltung*, von dem Wundarzte *Chevalier*. (Aus dem *London medical Review and Magazine*. Ein etliche Jahre vorher entstandener Abscess hatte sich zwischen der Haut und dem schwammichten Körper gebildet und endlich mit dem Canale der Harnröhre, sowohl oberhalb, als unterhalb, communicirt, so, dass der Harn durch diese Oeffnungen einen neuen Weg gefunden hatte, den er offen erhielt. Das an dieser Stelle sehr dick gewordene *corpus spongiosum* hatte den Penis stark nach vorwärts gekrümmt, wodurch der, ursprünglich wahrscheinlich bloss aus einer irregulären fistulösen Sinus bestehende, neue Canal der geradeste Weg für den Urin wurde. Dieser verdickte Theil des schwammichten Körpers befand sich zwischen der wahren und so zu sagen falschen Urethra und bildete eine, ungefähr einen Zoll lange Verengerung, die auf jeden Canal eine Art von Valvel bildete; beide waren durch dieselbe gekrümmt. Die sehr dicke, sonst durchaus gesunde, Blase bildete da, wo die Prostata befindlich seyn sollte, eine Höhlung, in die sich die Gänge der letzteren öffneten, und welche wenigstens eine Unze fassen mochte. Die Saamenbläschen und die Vorsteherdrüse schienen, als Geburtstheile betrachtet, eher zur Substanz der Blase zu gehören; erstere waren fast ganz verschwunden). 6) *Einige Beobachtungen über Arzneymischungen*, vom Dr. *Ge. Fordyce*. (Aus den *Medical Transactions*. Betrifft die Frage, ob es besser sey, eine einfache Substanz für sich anzuwenden, oder ob und in welchen Fällen Arzneymischungen den Vorzug verdienen? und enthält im Grunde nichts Neues. Der Vf. zieht die Anwendung mehrerer Substanzen, die fast von gleicher Wirkung sind, dem einzelnen Gebrauche derselben vor. Das S. 102. so gerühmte Purgans aus 5 Theilen Aloe, 3 Theilen Sagapenum, 2 Theilen Gummigutt, 1 Theile destillirten Chamillenöls, und 2 Theilen arabischen Gummi's, mit *syr. e spina cerv.* zu Pillen, 6—10 Grane pro Dosi, gemacht, findet hoffentlich unter uns keine allgemeine Nachahmung). 7) *Zwey Fälle von glücklich geheilten Verwundungen, die man bisher für tödtlich gehalten hat, nebst einigen Bemerkungen darüber*, vom Wundarzte *Simmons* zu Manchester. (Aus den *Medical Facts and Observations*. Der erste betrifft eine Trennung der innern Drosselblutader, wobey man jedoch die bestimmte Art der Blutstillung nicht genau erfährt, und der zweyte eine Verletzung des (schwangeren) Uterus. Eine seit acht Jahren Bauchwassersüchtige wurde, zum erstenmale, im dritten Monate der Schwangerschaft glücklich, zum zweytenmale aber, als sie fünf Monate schwanger war, nicht so glücklich, durch den Bauchstich in der Mitte zwischen dem Nabel und der Schaamgegend operirt: es kam nämlich diess letztemal, statt des Wassers, Blut aus dem verletzten Uterus. Die Kranke genas, gebar zur rechten Zeit ein gesundes Kind, wurde 10 Monate darauf zum drittenmale operirt, und ist seit dieser Zeit völlig geheilt. Wir streiten beiden Fällen den Werth der Merkwürdigkeit keinesweges ab, allein in legaler Hinsicht werden sie hoffentlich Niemanden in seinen Grundsätzen irre führen können. Den ersten Fall möchten wir gleichsam *laesionem per accidens sanatam* nennen; eine vielleicht nicht ganz zu verwerfende Untergattung der *per se lethalen* Verletzungen). II. *Kurzgefasste Nachrichten*. 1) *Mitchill's* zu Neu-York Behandlung venerischer Geschwüre mittelst des äusseren Gebrauches der Pottasche oder des Weinsteinsalzes. 2) Ueber die (besser einzurichtende) Vermischung verschiedener Arzneymittel mit *sperma ceti*. 3) Thermometer zum medicinischen Gebrauche. 4) *Aqua ammoniae purae*, ein Gegengift wider den Biss der Schlangen. 5) Perkinismus. 6) Olivenöl gegen den Biss der amerikanischen Klapperschlange. III. *Literarische Nachrichten*. 1) Wohlthätige Anstalten. Institut zur (für die) Einimpfung der Kuhpocken in London, Kuhpockeneinimpfung im Hospital zu Manchester, Asyl für Kinder vermietheter Ammen in London, Institut für Personen, die mit Bruchschäden behaftet sind, zu London, Londoner Rettungsanstalt für Verunglückte. (Seit der Entstehung der *Royal human Society* sind durch dieselbe über 23000 Verunglückte gerettet). 2) Preisfragen (deren Bekanntmachung hier zu spät erfolgt). 3) Erhebung der Corporation der Wundärzte in London zu einem königlichen Collegium. 4) Kritische Uebersicht der neuesten und vorzüglichen

chern Schriften brittischer Aerzte. (Dem Plane nach gehört doch das anatomische Vade-mecum S 159. nicht hieher). 5) Nekrolog. — Ob der Ausdruck: „gelber Wachszeug," (S. 10.) ein Provinzialism oder ein blosser Druckfehler ist, müssen wir dahin gestellt seyn lassen.

HAARLEM, b. Kampman: *Commentatio, exhibens Anatomiam systematis, respirationi inservientis, pathologicam.* Auctore *Cornelio Jacobo van den Bosch*, Med. et Art. obstetr. Doct. (zu Haarlem) 1801. VI. u. 202 S. gr. 4. m. 1 Kpf. (3 Fl. holl.)

Der Vf., ein Holländer von Geburt, hielt sich, der Studien wegen, eine Zeit lang in Göttingen auf, von wo aus auch die *Vorrede* im J. 1800 datirt ist, und lieferte, so viel wir wissen, diese Schrift statt einer *Inauguraldissertation.* Das Ganze, und besonders auch die Literatur, ist mit vielem Fleisse und nicht ohne Beurtheilung zusammengetragen, und die literarischen Notizen sind, wie man es erwarten kann, vorzüglich in Ansehung der holländischen Schriftsteller vollständiger, als in *Ploucquets Repertorium*, welches er bey seiner Arbeit zum Grunde legte. Die göttingische Bibliothek leistete ihm dabey grosse Dienste. Das Kupfer stellt eine *Lordosis sterni* vor, welche Hr. *Blumenbach* dem Vf. aus seiner Sammlung abzeichnen zu lassen erlaubte.

Der I. *Abschn.* dieser Abhandlung liefert die *Anatomie.* I. Cap. *Von der Brusthöhle überhaupt.* Von den Knochen, woraus die Brusthöle zusammengesetzt ist; von der Brusthöle selbst; von den weichen Theilen der Brusthöle; von den Muskeln; von den Blut- und Lymphgefäsen; von den Nerven. 2. Cap. *Von der Lage der Theile im Halse und in der Brusthöle.* Von der Lage der Theile im Halse; von der Pleura; von der Lage der Lungen; von der Lage der Theile im vordern, und der im hintern Mediastinum; von der Lage der übrigen Theile. 3. Cap. *Von den Werkzeugen des Athemholens insbesondere.* Vom Luftröhrenkopfe; von der Luftröhre; von den Lungen; von den Blut- und Lymphgefäsen dieser Theile; von ihren Nerven. — II. *Abschn. Pathologie.* Der Vf. hielt sich, im strengeren Sinne des Wortes, mit Uebergehung des semiologischen und aetiologischen Theiles, blos an das Pathologische. 1. Cap. *Organische Fehler der Werkzeuge des Athemholens.* Von den Fehlern des Rückgrathes, der Ribben, des Brustbeines; von der fehlerhaften Brusthöle; von den Fehlern der weichen Theile der Brust, besonders der Muskeln; von den Fehlern der Blut- und Lymphgefäse; von der krankhaften Pleura; von fremden Korpern in der Brusthöle; von den Fehlern des Luftröhrenkopfes, der Luftröhre, der Lungen; etwas über die Vereiterung der Lungen; andere Ausgänge der Entzündung; von Wasser, Luft etc. in den Lungen; von den übrigen Fehlern derselben. 2. Kap. *Von der krankhaften Lebenskraft der Werkzeuge des Athemholens.* Theils von der Lebenskraft überhaupt, theils von der Lebenskraft im kranken Zustande. S. 169. *Irritabilität* (die, nach dem Vf., „*a nuperorum incitabilitate fere non* „*discrepat*"), und *Sensibilität* seyen verschieden. S. 170. stellt er den Lehrsatz auf: „*Totum organon, re-* „*spirationi dicatum, vera incitabilitate ornatum est,* „i. e. *qualitate, stimulo admoto, sese contrahendi et* „*constringendi.*" Bald darauf heisst es: „*Organa,* „*respirationi inservientia, etiam sensibilitate in-* „*structa esse, nullo pacto in dubium vocari potest, simu-* „*lac sententia sit vera: Partes, magna nervorum* „*vi armatas, sensiles esse.*" Das Daseyn dieser Nerven wird aus den Schriften der Zergliederer, besonders auch aus *Scarpae Tabul. neurolog.*, erwiesen, und der Beweis durch die Darlegung der krankhaften Erscheinungen verstärkt. 3) Kap. *Von den krankhaften Verrichtungen dieser Theile.* Einige allgemeine Bemerkungen. (Der Vf. wolle, mit Uebergehung aller chemischen Erklärungen des Athemholens, bey der reinen Erfahrung stehen bleiben). Von der Ab- und Aussonderung des Schleimes, und den Fehlern dieser Verrichtungen. Der krankhafte Schleim wird in Ansehung der Quantität und Qualität betrachtet. Endlich von dem fehlerhaften Athemholen. Anhang vom *Consensus partium.*

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Bath*, gedr. b. Meyler: *An essay on the Plague*; also a sketch of a plan of internal police, proposed as a mean of preventing the spreading of the plague, should it be introduced into the country. By *Will. Falconer.* 1801. 72 S. 8. (16 gr.) Die Beschreibung der Pest hat nichts Eigenthümliches, da der Vf. mehrentheils *Russeln* folgt. In Rücksicht der Curmethode verwirft er das heisse Verhalten, die reizenden und schweisstreibenden Mittel, und empfiehlt nach *Currie*, die Kälte und selbst Eis. Sehr unzulänglich ist, was er über die Verhütung der Ansteckung, auf *Haygarth's* Untersuchungen gestützt, sagt. Reinlichkeit ist freylich die Hauptsache, wodurch man die Ausbreitung der Krankheit verhüten kann; aber sie ist gewiss nicht allein hinlänglich. Alle übrigen Vorschläge findet man in *Manget, Chenot, Samoilowitz* und ähnlichen Schriftstellern viel besser und bestimmter.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 30. November 1802.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

London, b. Wright: *Eigth Letters on the Peace and on the Commerce and Manufactures of Greatbrittain.* By Sir *Frederick Morton Eden.* 1802. 132 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Diese acht Briefe standen vorher in einer englischen Zeitschrift *the Porcupine* betitelt. Der, durch andere politische Bemerkungen über den Zustand der Armen, und zuletzt durch eine von uns angezeigte Schrift über die Bevölkerung von Grossbritannien bekannte, Vf. hat sie von neuem übersehen und im Anfange dieses Jahrs zusammendrucken lassen. Sie behandeln den Frieden mit Frankreich, die gegenwärtige Lage von St. Domingo, das europäische Gleichgewicht, die Eroberung von Aegypten, vorzüglich die Beschaffenheit und den Wachsthum des brittischen Handels während des Krieges bis zum Jahre 1801. Mit dem letzten Gegenstande beschäftigen sich die vier letzten Briefe, und sie enthalten die mannichfaltigsten, trefflichsten Aufschlüsse sowohl über das Ganze, als einzelne Theile desselben; und was wir bisher darüber in englischen Blättern gelesen haben, ist weder aus so glaubwürdigen Quellen gezogen, noch so meisterhaft belehrend dargestellt.

Eigentlich bestreitet Sir *Morton Eden* einen ungenannten Schriftsteller in der angeführten Zeitschrift, der die Fortsetzung des Krieges anrieth, die Abtretungen an England durch den Frieden für höchst unbedeutend erklärte, und dabey behauptete, dass dadurch das europäische Gleichgewicht verletzt worden, und nach Rückgabe der meisten ost- und westindischen Eroberungen der brittische Handel eine beträchtlichen Verlust leiden werde.

Hierauf wird geantwortet, dass Grossbrittannien bey längerm Kriege, seine Nationalschuld jährlich mit wenigstens 30 Mill. Pf. vermehren müsste, ohne durch Eroberungen einigen Ersatz dafür zu erlangen, und gegen Frankreich keine andern Unternehmungen stattfinden könnten, als dessen Häfen einzuschliessen und zu bombardiren. Grossbrittannien hat den Krieg zu seiner eigenen Vertheidigung und Beschützung seiner Alliirten unternommen, und wenn gleich Ceylon und Trinidad die Kriegskosten noch lange nicht ersetzen: so müssen noch die mysorischen Eroberungen, und die Vertreibung der Franzosen aus Aegypten zu den erlangten Vortheilen gerechnet werden. Der Zustand von St. Domingo wird so geschildert, als man ihn nach den wiederholten Verheerungen durch die Neger erwarten kann. Der Verlust an Negern, blos in dem weiland französischen Antheil, wird auf 300,000 Köpfe geschätzt, deren Ergänzung ein Capital von 10 Mill. Pf. erfodert. Bey der Darstellung des europäischen Gleichgewichts zeigt der Vf. die Abwechselungen in den vornehmsten Reichen seit dem westphälischen Frieden. Unterdessen mehrere Mächte beträchtlichen Länderverlust erlitten, oder ihre Staaten ansehnlich vergrösserten, ist England geblieben was es war, und dessen Eroberungen auf dem festen Lande bestehen blos in Gibraltar; es hat seiner Lage nach jetzt von den Verbindungen des Continents nichts zu fürchten, und sein Einfluss auf Europens Schicksal kann nur durch Kräfte und Hülfsmittel, die es aus sich selbst zieht, geleitet werden. Ueberhaupt gehört der Vf. zu denen, welche der Meynung sind, dass die Ruhe von Europa keinesweges von diesem vermeynten Gleichgewichte abhängt.

Bey der Schilderung des brittischen Handels, so wie dieser zu Ende des Revolutionskrieges beschaffen war, zeigt der Vf. nach Angaben der Zollregister, und der Zählung der Kauffartheyschiffe, wie sehr der Handel seit 1793 emporstieg, dahingegen er sich während aller Kriege des vorigen Jahrhunderts beträchtlich verminderte. (Er hat dabey aber zu wenig auf die fast gänzliche Vernichtung des französischen und holländischen Handels gerechnet). Nicht nur vermehrte sich die Zahl der jährlich erbauten Schiffe, sondern man baute gegen Ende des Krieges auch viel grössere, als zu Anfange desselben. Zu Anfange des Krieges beschäftigte der Handel 16,079 brittische Fahrzeuge von 1,540,145 und 1800 — 18,877 Fahrzeuge von 1,905,438 Tonnen. Zwey Drittheile vom letzten Jahre gehörten in England zu Hause, 1864 Schiffe in Schottland, 1016 in Irrland, 221 in Jersei und Mann, und den brittischen Kolonien 3009. Im Jahre 1799 war die westindische Einfuhr sowohl von den brittischen als fremden Besitzungen am höchsten und stieg auf 7,376,310 Pf., da sie 1793 nur 4,647,980 Pf. betrug; (allein sollte der unterdess gestiegene Preis aller westindischen Producte auf dieses beträchtliche Plus keinen Einfluss gehabt haben?) — Der Handel mit Russland hat sich durch den Krieg sehr erweitert. Die damit beschäftigten Fahrzeuge hielten zu Anfange desselben 41,637 Tonnen, und 1800 — 163,736. Sie brachten aus Russland 1793 nach dem bisherigen Zolltarif berechnet, der 1797 festgesetzt wurde, für 1,804,025 Pf. und führten dahin an brittischen und fremden Waaren für 320,827 Pf. Diese letztern Expor-

porten haben während des Krieges stufenweise zu genommen, und betrugen 1800 schon auf 1,025,335 Pf. dagegen die gesammte russische Einfuhr sich nur bis auf 2,382,098 Pf. vermehrt hatte. — Der Handel mit Dännemark war ebenfalls beträchtlicher wie vor dem Kriege, und die Schifffahrt zwischen beiden Reichen von 69,828 Tonnen bis 215,383 Tonnen angewachsen. Die dänischen Staaten hatten zwar, beide Perioden mit einander verglichen, am Ende nicht viel mehr, als im Anfange nach Grofsbrittannien ausgeführt, denn ihre Exporten wurden 1793 auf 205,822 und 1800 auf 241,562 Pf. berechnet. Allein die englische Zufuhr vorzüglich an fremden Artikeln war gestiegen, und ward 1793 auf 291,265, und 1800 auf 540,698 Pf. angegeben. Dagegen ward der Handel zwischen beiden Reichen von 1795 an gröfstentheils mit fremden oder dänischen Schiffen betrieben.

Auf gleiche Art detaillirt der Vf. den brittischen Handel, mit allen in und aufser europäischen Reichen, nach einer Reihe von zehn und mehreren Jahren. Er verbreitet sich zugleich über die brittischen Fischereyen, Manufacturen, den Kohlen- und Salzhandel, und ertheilt überall die wichtigsten Aufschlüsse. Oft ist er, um zuverläfsige Resultate zu liefern, tief in diesen sehr verwickelten Gegenstand eingedrungen, und hat einzelne Waaren der Ein- und Ausfuhr nicht nach dem alten Werth der Zollhaus Register (*official Value*), sondern nach ihren gegenwärtigen Preisen (*real Value*) berechnet, weil zwischen beiden eine Differenz von 71 pro Cent statt findet. Wir haben aus diesen schätzbaren Angaben nur einzelne Bruchstücke mittheilen können, weil der Zweck unserer Blätter es nicht verstattet, auf gleiche Art bey andern Ländern zu verweilen.

Doch jetzt müssen wir noch etwas über den Handel zwischen Deutschland und Grofsbrittannien auszeichnen, und uns begnügen, Politiker und Statistiker auf eine Schrift aufmerksam gemacht zu haben, welche den brittischen Handel mit der ganzen Welt während der zehn letzten Jahre untersucht, und so reichen Stoff zum weitern Nachdenken darbietet. Bey dem Handel mit Deutschland, sind zwar die Städte Hamburg und Bremen von den übrigen abgesondert, aber es werden nur die Schiffe nach der Tonnenzahl bemerkt, die während der angeführten Periode zur Ein- und Ausfuhr gebraucht wurden. Im Jahr 1793 exportirte ganz Deutschland für 794,095 und 1800 für 2,352,197 Pf. nach dem Zollwerth. Dagegen ward von Grofsbrittannien 1793 für 2,482,695, und 1800 für 12,664,591 Pf. eingeführt. Bey dieser Einfuhr hat sich freylich die der englischen Fabricate während des Krieges verdoppelt, und diese stiegen 1800 nach dem Zollwerth am höchsten, nämlich auf 4,364,120 Pf.; allein das meiste, welches Deutschland erhielt, waren fremde oder vorzüglich westindische Artikel. Von 1795 an wurden jährlich nie unter $6\frac{1}{2}$ Mill. Pf. eingeführt, und zweymal über 8 Millionen.

NATURGESCHICHTE.

PARIS u. STRASBURG, b. Levrault: *Annales du Muséum nationale d'histoire naturelle par les Professeurs de cet etablissement;* ouvrage orné de gravures. I. Cahier an XI. (1802.) 92 S. 4.

Mit diesem *ersten* Hefte beginnt ein für die Naturgeschichte überaus wichtiges Werk, welches schon durch den Titel die Aufmerksamkeit aller Naturforscher auf sich ziehen wird. Die Professoren des Museum's fangen dadurch an, die Schätze zu öffnen und gemeinnütziger zu machen, welche diese berühmte Anstalt verschliefst. Dieses Heft enthält *sechs* Kupfertafeln und folgende sehr interessante Abhandlungen. *Notice historique sur le Museum d'histoire naturelle par A. L. Jussieu;* mit einem Kupfer, welches die erste Gröfse des Gartens in der Perspective darstellt; eine Copie von *Gui de la Brosse's* Darstellung, welche 1636 erschien. Diese Notiz enthält nur einen kleinen Zeitraum der Geschichte dieser Anstalt, von ihrer Gründung nämlich bis 1643. Wer anders konnte diese Schilderung mit glücklicherm Erfolge unternehmen, als der Mann, welcher im Garten gleichsam erzogen, schon vor seiner Zeit, wenn man so sagen *darf*, in seinem berühmten Onkel *Bernard Jussieu* dort lebte, dessen Talente er erbte, dessen Beobachtungen er sammelte, dessen Bibliothek und Herbarien in seine Hände kamen. Unter *Ludwig XIII.* fafste *Guy la Brosse*, sein Arzt, im Jahre 1626 den ersten Gedanken der Anlage eines Pflanzen-Gartens zu Paris; mehrere Umstände verhinderten seine Ausführung bis 1635, in welchem Jahre er durch ein besondres Edict begründet wurde, welches man hier im Originale liest. *Gui de la Brosse* wandte alles an, um diese neue Anstalt empor zu bringen. Sein Eifer erkaltete nur mit seinem Tode, bis zu welchem diese Notiz geht. Die Fortsetzung davon wird künftig folgen. — *Memoire sur le Trass ou Tuffa volcanique des environs d'Andernach* par *Faujas Saint-Fond.* Der Vf. dieser Abhandlung liefert hier einen nicht ganz uninteressanten Beytrag zur Naturgeschichte dieser merkwürdigen Gegend. Er schildert besonders die Schichtung der Gebirgsarten des Tuffsteinbruchs zu *Pleyt*, und giebt fünf verschiedene Arten oder Abweichungen dieses vulcanischen Products an. Merkwürdig ist es, dafs man in dem Trafs eine Substanz findet, welche auch schon *Cordier*, *Ingenieur des mines*, vorher beobachtet hatte, Steine nämlich, welche an Farbe dem Saphir gleichen, aber durch die Crystallisation und Härte von ihm verschieden sind. *Hauy* hält sie für einen *pleonaste*, eine Steinart, welche er in seiner *Mineralogie* Tom. 3. p. 17. beschrieben hat. *Faujas* bestätigt *Hauy's* Beobachtungen durch eigene Untersuchungen. Diese Abhandlung begleitet eine Kupferplatte, welche die Ansicht von dem Tuffsteinbruch zu Pleyt darstellt. — *Observations sur le cuivre arseniate* par *Hauy*. Klaproth analysirte zuerst diefs Metall, welches man nur in Cornwallis findet. Seit dieser Zeit kannte und be-

beschrieb man nur einerley Crystallisationen. Der Vf. hat deren mehrere Verschiedenheiten beobachtet, welche er zu Gattungen des Arsenik-sauren Kupfers erhebt. Die erste hat stumpfe Octaëder, die zweyte lamellenförmige Crystalle, die dritte spitzige Octaëder. Von dieser kommen zwey Varietäten vor, eine mit Haar-Crystallen, und eine andere zitzenförmige. Die vierte Gattung endlich hat dreyeckige Prismen zur Norm ihrer Crystallisation. Diese Formen werden durch eine linearische Platte erläutert. — *Analyse de l'Alumine de Hall en Saxe* par *A. F. Fourcroy.* Man hielt die hallische Alaunerde immer für reinen Alaun, wie *Schreber's* und *Gren's* Versuche lehrten, so dass *Widenmann* ihn sogar für ein pharmaceutisches Product hielt; *Werner* nahm denselben als reinen Alaun in sein System auf. *Fourcroy* erzählt, nach der genauen Schilderung seiner äussern Kennzeichen, die chemischen Versuche, welche er damit angestellt hat; seine Analyse dieser Erde lieferte ihm 45 Theile Alaun, 24 schwefelsauren Kalk, 27 Wasser, und 4 Theile Kalk- Kiesel- und kochsalzsaure Erde. Er will aber diese Analyse selbst nicht als bestätigend angesehen wissen, weil er zu wenig von dieser Erde untersuchen konnte, um diese Verhältnisse richtig bestimmen zu können. — *Description du genre Tithonia* par *Desfontaines*, mit einer vortrefflichen Abbildung, welche *Sellier* nach *van Spaendonck's* Meistergemälde durch seinen künstlichen Grabstichel vervielfältigte. Die Beschreibung dieses Geschlechts wurde schon im J. 1780 vom Verfasser der Akademie der Wissenschaften vorgelesen. Die Geschlechtsbestimmung ist folgende: *Calix cylindricus, gemino ordine multipartitus, laciniis ovato-oblongis, conniventibus, strictis, subaequalibus. Flores radiati, ligulis neutris. Corollulae hermaphroditae, tubulosae, supra basim inflatae, quinquedentatae. Semina elongata, paleis quatuor aut quinque coronata. Receptaculum paleaceum. Folia alterna.* Der Vf. nannte sie *Tithonia*, weil ihn ihre purpurfarbenen Blüthen an die Morgenröthe erinnerten. Sie hat Aehnlichkeit mit *Fougeroux's Gaillardia*, oder *L'Heritier's Virgilia.* Sie unterscheidet sich aber von derselben durch ihre cylinderförmige Geschlechtshülle u. s. w. Ihr Vaterland ist *Vera Crux*; man baute sie einige Jahre im Pflanzengarten zu Paris, allein sie brachte so wenige Samen hervor, dass sie nachher eingieng. — *Memoire sur la plante nommée par les botanistes Erica daboecia et sur la necessité de la rapporter à un autre genre et à une autre famille* par *Jussieu.* Die *Erica daboecia* gehört nach des Vfs. Beobachtungen zu dem von *Smith* neu errichteten Geschlecht *Menziezia.* Er glaubt ihr den Gattungsnamen *polyfolia* beylegen zu müssen, indem ihre Blätter dem *Teucrium polium* und der *Andromeda polyfolia* sehr gleichen. Die Gattungsbestimmung ist folgende: *M. p. foliis alternis, ovatis, revolutis, supra viridibus, glabris, passim pilosis, subtus tomentosis incanis; floribus racemosis, terminalibus. Jussieu* bezeichnet dann noch die *M. ferruginea Smith* genauer, und glaubt auch, dass die *Azalea pilosa Michaux*, welche *Lamarck* in seinen *Illustrations* p. 404. als eine ungewisse Gattung beschreibt, hieher gehöre. — *Histoire naturelle et description anatomique d'un nouveau genre de poisson du Nil, nommé polyptère* par *Geoffroy*; mit einer Abbildung. So selten die Formen sind unter den Fischen mit festen Branchien und knorplichen Skelette: so übertrifft beynahe das Ausserordentliche die Form des von dem Vf. beschriebenen neuen Fisches, unter den Bauchflossern. Dieser Fisch, welcher in Aegypten *Bichir* genannt wird, hat mit der Ordnung, in welcher er steht, nichts gemein, als die Stellung der Flossen. Er sieht den Schlangen ähnlicher als einem Fische; ist mit kleinen Schuppen bedeckt, und sein Kopf mit breiten Knochenstücken überkleidet. Der Vf. beschreibt mit Genauigkeit seine Bewegungsorgane. Sein innerer Bau kömmt mit dem der Roche überein. Man findet zwey Luftsäcke in dem Bichir, welche von ungleicher Grösse sind, und mit dem Magen und der Leber in Verbindung stehen. An der faltigen Oeffnung des Schlundes sitzt ein wahrer Sphinkter. Dieser Fisch scheint sich, seinen natürlichen Verhältnissen nach, dem Hechtgeschlechte am meisten zu nähern. Ein einziger Branchienbogen, zwey Luftröhren, und eine grosse Anzahl von Rückenflossen sind seine Geschlechtskennzeichen. — *Memoire sur l'animal de la Lingule (Lingula anatina)* par *G. Cuvier.* Unter den Weichthieren ist vielleicht kein Geschöpf, welches von seinem Gehäuse oder der Conchylie selbst so sehr verschieden ist als dieses, und welches also mehr vielleicht als irgend ein andres nothwendig macht, das Thier selbst zu kennen, ehe man der Conchylie die Stelle im Systeme anweisst. Man findet dieselbe bey *Linne* unter den einschaligen, unter den Patellen, weil dieser Naturforscher nur die Hälfte der Muschel sah, die nächstdem noch zahnlos ist, und also gar nicht errathen lässt, dass sie doppelt seyn könne. *Bruguiere* und *Lamarck* machten zuerst ein neues Geschlecht daraus. Schon *Seba* kannte die wahre Gestalt dieses Thieres, und es ist zu bewundern, dass die Naturforscher so wenig auf diese seine Beobachtung aufmerksam waren. Der Vf. bestimmt hier nicht nur ihre Gestalt sehr genau, sondern liefert davon auch eine sehr interessante Zergliederung. Die beiden Schalen sind weder durch Einzähnung, noch durch ein elastisches Band, wie die gewöhnlichen einschaligen Conchylien, verbunden, sondern sitzen beide an einem gemeinschaftlichen Stiele fest, welcher der Form und Structur nach denen in den Entenmuscheln gleicht. Dieser Stiel ist halbweich, und mit einer mit Zirkelfibern versehenen Haut, cylinderförmig umgeben. Nun folgt die genaue Zergliederung, die eine vortreffliche Abbildung begleitet, welche *Cloquet* nach *Cuvier's* eigener Zeichnung gestochen hat. Auch in dem innern Baue herrschen grosse Verschiedenheiten zwischen dieser und den doppeltschaligen Conchylien. Die Branchien hängen hier am Mantel selbst fest, oder machen sogar einen Theil davon aus. Die *Lingula* hat zwey Herzen, und, nach weggehobenen

nem Mantel eine Menge Mufkeln, welche fich in einander und mit den Haupteingeweiden verfchlingen. In den zweyfchaligen Conchylien find die Mufkeln gewöhnlich perpendiculär von einer Schale zur andern. Die Eingeweide bilden einen gleichen Canal ohne Anfchwellung, folglich ohne Magen. Der Mund enthält weder Zunge noch Zahn, fondern einen blofsen Anfang von Schlund, wie bey den Acephalen. Die aufgefundenen Verfchiedenheiten in diefem Thiere zufammengenommen, beftimmen den Vf., eine *vierte* Familie in der Ordnung der Weichthiere anzunehmen, welche durch die Abwefenheit des Kopfs und des Fufses, durch die beiden fleifchigten und haarförmigen Arme, welche den Mund umgeben, durch die Lage und Geftalt der Branchien unterfchieden wird. — Hierauf folgen Correfpondenznachrichten von *Martin*, welcher mit der Direction der Gärten und Baumfchulen in der franzöfifchen Guyane beauftragt ift; (Sie betreffen das Wachsthum und die Verpflanzung von Gewürzbäumen); — ferner über einen foffil gefundenen Elephanten Zahn im Nieder-Maasdepartement. Zuletzt ein Catalog der feltenen Pflanzen, welche im Jahre 10 aus dem botanifchen Garten bey Charles-Town in Süd-Carolina an das Mufeum gefchickt worden find.

Alle Monate wird von diefen Annalen ein Stück erfcheinen, fo dafs jährlich zwey Bände daraus gemacht werden können. Der Preis ift järlich 48 Fr. oder zwey Louisd'or.

KLEINE SCHRIFTEN.

NATURGESCHICHTE. *Strasburg* u. *Paris*, b. König: *Differtation fur un ver inteftinal nouvellement decouvert et decrit fous le nom de bicorne rude*, par *Charles Sultzer*, Profecteur à l'école fpéciale de Médecine et membre de la Société libre etc. 1801. 52 S. 4. m. 3 Kupf.

Ebendaf., b. Ebendemf.: *Befchreibung eines neu entdeckten Eingeweidewurms im menfchlichen Körper* von *Karl Sultzer*, Profector u. f. w. 1802. 58 S. 8. mit 3 Kpft. (10 gr.)

Diefe Abhandlung, welche für die Naturgefchichte der Eingeweidewürmer eine intereffante Entdeckung liefert, und einen talentvollen Schüler des verftorbenen Herrmann zum Vf. hat, zerfällt in vier Hauptheile. In dem erften befchäftigt fich der Vf. mit einer genauen Erzählung der Krankengefchichte, bey welcher diefer Wurm in Menge ausgeworfen wurde; und fchildert im zweyten den äufsern und innern Bau deffelben. Der dritte enthält einige Vermuthungen über den wahrfcheinlichen Nutzen feiner Hauptorgane; und der vierte den Grund feiner Benennung. Ohne von den pleuritifchen Umftänden der Kranken hier etwas zu erwähnen, hatte fie vorzüglich öftere Ohnmachten, Mangel an Efsluft, heftige Coliken und einen beftändigen Schmerz in dem linken Hypochondrium. Eine Menge Mittel von Afterärzten fruchtete nichts. Am achten Tage ihrer zweyten Krankheit nahm die Patientin ein Abführungsmittel von Glauberfalz und Manna, welches zwey Tage lang abführte und eine erftaunende Menge folcher Würmer abtrieb. Der Wurm, welcher feiner natürlichen Gröfse nach zwey und eine halbe Linie lang ift, befteht aus einem eiförmigen Körper und zwey Hörnern, welche die Hälfte der Länge des ganzen Wurms ausmachen, aber nicht dicker als ein Pferdhaar find. Der Körper felbft ift in eine Blafe eingefchloffen. Hat man diefe weggenommen: fo fieht man feine ovale Geftalt beffer, und findet feine Flächen convex und mit einer Menge fphärifcher oder ovaler Erhabenheiten befetzt, die zuweilen felbft eine eckige Geftalt annehmen. Diefe Erhabenheiten fieht man auch nach innen, in der ovalen Höhle des Körpers, jedoch fchwächer. An der Gegend, wo die Hörner anfangen, ift eine kleine Erhabenheit, welche fich in einen allmälig dünner werdenden Cylinder verlängert. Die Hörner find cylindrifch und mit Schleim, durch welchen kleine Lamellen wie Flocken dringen, überzogen. Ihr innerer Bau ift zellig. Wir übergehen die Abfchnitte über die Verrichtungen der einzelnen Organe diefes Wurmes ganz; wir find in der Phyfiologie der Würmer noch zu weit zurück, als dafs wir bey, oft noch nicht ganz deutlich erkannten, Organen, ihre Verrichtungen ahnden könnten. Der vierte und letzte Abfchnitt diefer Schrift entwickelt die naturhiftorifchen Verhältniffe diefes Wurms. Das rauhe *Doppelhorn*, wie ihn der Vf. mit *Herrmann* nennt, *Ditrachyceros*; *bicorne rude*; gehört unter die Blafenwürmer, und hat folgende Gefchlechtsbeftimmung erhalten: *Corpusculo ovato, utrinque compreffo, convexo, poftice, fub-acuminato, renittente? vefica membranacea inclufo; cornu bifurcato, duro, afpero, fuperius e vefica emergente.*

Die deutfche Bearbeitung ift nicht eine blofse Ueberfetzung, fondern wirklich eine eigene abgekürzte Arbeit. So fehlt z. B. in diefer die kurze Ueberficht der Bemühungen der Helminthologen und andere Bemerkungen. Einige Schilderungen haben aber dadurch nicht gewonnen. Wir finden die franzöfifche Abhandlung deutlicher, lichtvoller, wenigftens an mehrern Stellen. Beide Ausgaben find übrigens fehr fplendid gedruckt, und die Kupfer nach den eigenen Zeichnungen des Vfs. mit vieler Weichheit geftochen. Das Titelkupfer ftellt in mancherley Verfchlingungen alle bisher bekannten Eingeweidewürmer des Menfchen dar. Die erfte Tafel enthält den Wurm in natürlicher und vermehrter Gröfse, und mehrere feiner einzelnen Theile. Die zweyte bildet die vergröfserten Hörner, und ein abgefchnittenes Stück von dem obern und vordern Theile des Körpers ab, welches die verfchiedenen Subftanzen der äufseren Hüllen des Körpers und den Höcker im innern u. m. dgl. fehr deutlich zeigt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 1. December 1802.

GESCHICHTE.

1) BERLIN, in d. akad. Buchh.: *Denkschrift auf Friedrich II. mit besonderer Hinsicht auf seine Einwirkung in die Cultur und Aufklärung des 18ten Jahrhunderts.* Von *D. Jenisch.* 1801. 11 Bog. 8. (16 gr.)

2) BERLIN, b. Maurer: *Ueber den Einfluss Friedrichs II. auf die Aufklärung und Ausbildung seines Jahrhunderts. Eine gekrönte Preisschrift,* von *J. G. Gebhard.* 1801. 10 Bog. 8. (14 gr.)

Nr. 1. Mit völligem Rechte sagt Hr. J. in der Vorrede, dass er ein grosses Thema zu bearbeiten gewählt habe, und auch darin irrt er nicht, dass er nicht wohl gethan haben würde, wenn er über diesen erhabenen Gegenstand in einer kleinlichen Manier geschrieben hätte. Besser hätte er aber gethan, wenn er die Schrift in eine Lobrede auf den König verwandelt hätte, als dass er, wie er sagt, in der Behandlung seines Themas sich zwischen der Trockenheit einer akademischen Abhandlung, und dem gewöhnlichen Pomp eines französischen Eloge, habe in der Mitte halten wollen. Dergleichen Mitteldingen giebt man gewöhnlicher Weise Eigenschaften, die auf keine Art zusammen passen. Das Lob Friedrichs II. würde die Schrift gepriesen haben, die Bearbeitung möchte seyn, von welcher Art sie wollte. Nach dem, was der Vf. in der Vorrede sagte, musste man jetzt die Resultate einer ruhigen Untersuchung erwarten, wie Friedrich auf sein Zeitalter gewirkt habe, zwar wohl in einer blühenden, geschmückten Schreibart, aber ohne übertriebenen Redner-Pomp. Statt dessen finden wir durch die ganze Schrift nicht bloss Redner-Pomp, sondern die gesuchteste affectirteste Schreibart, ein Haschen nach ungewöhnlichen Wendungen, und einen Gebrauch von selbst gemachten Wörtern, z. B. entwildern, wuchtvoller (gewichtvoller) Vollwucht, u. dgl. so dass Hr. J. darin alle französische Elogen hinter sich lässt. Eben so übertrifft er sie weit in dem Schwalle von Worten, in welchen er die wenigen Thatsachen einhüllt, die seine Denkschrift enthält. Rec., dessen Jahre zum Theil mit den Jahren des Königs Friedrich II. hinliefen, ist von jeher ein eifriger Verehrer des grossen Mannes gewesen, und hat in mehrern seiner Schriften sich als solcher erklärt. Aber er muss gestehen, dass ihm die ewigen Lobpreisungen des Vfs., nicht durch Analysirung seiner herrlichen Thaten, sondern, mit Worten, höchst ekelhaft geworden sind. Dazu kommt noch, dass manches Lob völlig falsch, manches sehr fehlerhaft ausgedrückt ist. So ist es sehr irrig, wenn Hr. J. sagt, dass das Publicum schon in dem Könige als Kronprinzen einen grossen Regenten erwartet hätte. Man glaubte vielmehr, er würde ein mittelmässiger, den Krieg scheuender, und das Militär vernachlässigender Fürst seyn. Eben so falsch ist es, wenn er S. 36. rühmt, er sey nach dem siebenjährigen Kriege, „die Hoffnung Germaniens gewesen, welches in ihm seinen schützenden Genius erkannte.“ Das Gegentheil war vielmehr der Fall, bey der damals noch fortdauernden blinden Anhänglichkeit der deutschen Fürsten an Oesterreich, bey der Züchtigung, die manche von ihm in dem siebenjährigen Kriege gelitten, den strengen Maassregeln, die er zur Aufhelfung seiner Fabriken und Manufacturen nahm, und dem heiligen Hasse der Geistlichkeit gegen ihn. Erst bey Josephs II. Vergrösserungs-Planen wandten sich die deutschen Fürsten an ihn. Manches Lob ist so ausgedrückt, dass Hr. J. sich hätte bedenken sollen, ehe er es hinschrieb. Dahin gehört das unedle Bild S. 11. wo er die Beschaffenheit des zahllosen *Parterres* zu beschreiben verspricht, vor welchem Friedrich *auf die Bühne trat*; und S. 15. wo er ihn einen genialischen Roscius nennt. Die Note, dass die Römer ein jedes treffliche Genie in jeder Gattung der Kunst, einen Roscius genannt hätten, macht nichts gut, und Hr. J. kann sich darauf verlassen, dass kein römischer Kaiser, ausser vielleicht Nero, und die kein anders Verdienst hatten, als er, sich würde geehrt gehalten haben, wenn man ihn einen Roscius genannt hätte. Höchst auffallend ist die Stelle S. 117. „Seit dieser (Friedrichs) Zeit glich Europa nicht wie sonst, nur im Kriege, sondern auch im Frieden, einem unermesslichen Lager voll immer gerüsteter Streiter. *Die Fürsten waren weniger die ersten Bürger ihres Staates, als die ersten Feldherrn ihres Heers.*“ Fühlte Hr. J. nicht, wie schrecklich er hier seinen Helden anklagt? Fiel es ihm nicht ein, oder gehört er auch zu denjenigen, die nie durch die Geschichte belehrt werden, welche durch alle Zeiten bewiesen hat, dass ein kriegerischer König die Geissel seines Landes ist? Aber, Gottlob! dass das was Hr. J. hier sagt, theils aufs ärgste übertrieben, theils falsch ist. Nicht Friedrich, sondern Ludwig XIV. war derjenige, der die grössern Staaten zwang, auch in Friedenszeiten eine starke Armee auf den Beinen zu halten. Friedrichs Armee war grösser, als andere Staaten von gleichem Umfange und Menschenzahl sie unterhielten, eben weil er sich gezwungen sah, es diesen Staaten gleich

gleich zu thun, wenn er nicht von ihnen überwältigt werden wollte. Dafs aber fein Land keinem Kriegslager glich, und dafs Friedrich mehr erster Bürger feines Staats als Feldherr war, beweiset der Wohlstand, und die vermehrte Menschenzahl in demselben, während seiner Regierung. Ein bedeutender Theil seiner Soldaten trug selbst zu der Betriebsamkeit und dem Kunstfleisse bey, durch welche dieser Wohlstand erhalten wurde. Ist jetzt ein Fürst, der mehr Feldherr als erster Bürger seines Staats ist: so mögen seine Unterthanen ja die Vorsehung anrufen, dass sie ihm andere Gesinnungen gebe. Aber Hr. J. übertreibt alles. So stürzte, seinem Ausdrucke S. 30. nach, die Schlacht bey Collin Friedrichen, „von dem Gipfel des Glücks in Abgründe hoffnungslosen Missgeschicks hinunter." Schlesien ist S. 63. ein kleines wenig beachtetes Bruchstück eines mächtigen Nachbaren-Staats, dessen sich „der Stifter des neuen *Rangstaates*, bemächtigte, der kein Reich *in Trümmern schlug*, um das seinige daraus zusammen zu bauen." Westpreussen vergisst Hr. J. wohlbedächtlich. S. 128. erfahren wir, dass die Pamphlets, die Zeitungen, die Gedichte, welche Friedrich II. betrafen oder verherrlichten, zuerst den deutschen Lesegeist geweckt hätten. Eben so übertrieben und eben deswegen entweder Lächeln oder Ueberdruss erregend als Friedrichs Lob, lautet auch das, was er S. 99. von einigen grossen Gelehrten unter seiner Regierung sagt. „Spalding, *der unbefangenste Deist* unter *allen* protestantischen Theologen und Lehrern; Teller, der Mann mit der *alles zermalmenden* Bibel-Exegese; Eberhard, der *Seligsprecher* der Heiden; Kant, der *Titanische Zertrümmerer* des philosophischen Dogmatismus." So gar bis zu einzelnen Worten steigt diese Uebertreibungssucht. Ruinen oder Trümmern, ist ihm allein nicht genug, sondern S. 63. läfst er die neuen politischen Prachtgebäude in eine schauderhafte *Trümmer-Ruine* zusammen fallen. Diese übermäfsige Sorge, das Kind seines Fleisses herauszuputzen, hat denn den Vf. abgehalten, es mit Eigenschaften auszustatten, die ihm einen wahren Werth hätten geben können. Ein paar Anekdoten ausgenommen, lesen wir nur das allgemein Bekannte in mehrern Büchern Erzählte. Die Ordnung, die der Vf. dabey beobachtet hat, ist folgende: 1) Geschichte und verschiedene Epochen von Friedrichs Einfluss auf sein Jahrhundert. 2) Schöner Zusammenklang trefflicher Eigenschaften und Tugenden in Friedrichs Charakter und in seiner Thaten-Geschichte, als eben so vieler grossen Ursachen, zur Hervorbringung grosser Wirkungen. 3) Friedrichs Wirkungen auf das 18te Jahrh. selbst; und zwar A. auf die Regenten und Grossen, die der Vf. politische Welt nennt. Er machte sie aufmerksam auf die Verbesserung der Staatsgebrechen; lehrte sie eine bessere Regierungskunst, durch Anerkennung der Fürstenpflichten, der Selbstregierung, einer genauern Staatsökonomie, und Verstattung der Denk- und Schreibfreyheit; bildete drey berühmte Regenten-Charaktere, Catharine II, Joseph II, und Gustav III, und führte ein ganz neues Kriegssystem ein. B. Auf die intellectuelle und moralische Welt wirkte er, indem er dem eben erwachten Denkgeist einen „mächtigen Anschwung" gab, die religiöse und allgemeine Aufklärung beförderte, und die Künste und Wissenschaften aufmunterte. Am Ende wird bewiesen, dass er mehr als Alexander, Julius Cäsar, Karl der Grosse, Gustav Adolph, Heinrich IV., und Peter I. auf sein Jahrhundert gewirkt habe. — Wir zweifeln nicht, wenn Hr. J. seinem falschen Geschmacke, seiner Gewohnheit, Bombast für Erhabenheit zu nehmen, entsagen wollte, dass er Kraft hätte, sich, mit besserm Glücke als hier, in der Lobrede zu versuchen.

Nr. 2. Hr. G. hat nicht den Fehler, dass er in den Wolken daher führe, dass er alles in einer Kraftsprache und in ungewöhnlichen Ausdrücken sagen wollte, oder dass er in dem Lobe selbst übertriebe. Vielmehr muss man das Gegentheil an ihm tadeln. Sein Stil ist schwach, des Gegenstandes nicht würdig, an vielen Orten vernachlässigt, an andern schleppend. Sein Gegenstand scheint nicht lebhaft genug auf ihn zu wirken, und nur am Ende seiner Schrift sieht man ihn etwas erwärmt. Aeusserst schwächend für die Darstellung ist die häufige Einkleidung der Perioden in Fragen. Er wiederholt sich nicht selten, reisst den Faden seiner Gedanken plötzlich ab, und geht zu etwas anderm über, nimmt manches Triviale auf, und den tiefen Denker vermisst man überall. Allein ungeachtet dieser Unvollkommenheiten müssen wir seine Schrift der ersten weit vorziehen. Sein Lob des Königs ist gerecht, wenn wir eine Stelle S. 48. ausnehmen, nirgends übertrieben, und aus richtig angesehenen und beurtheilten Thatsachen hergenommen. Freylich sucht er häufig die Schwächen desselben zu entschuldigen, und da, wo der König weit weniger that, als er hätte thun sollen und können, z. B. für die Schulen, wird dem Etwas das geschah, wohl zu vieler Werth beygelegt. Aber diess ist einem Lobredner schon zu verzeihen. Auch mancher einzelne Satz scheint Rec. tadelhaft. So würden wir z. B. nicht wie der Vf. S. 70. wenn wir Friedrich als ein ausserordentliches Genie, dem das ein Sporn ist, was andere abschreckt, loben wollten, gesagt haben: „Weil sein Vater die Wissenschaften hasste, so liebte er sie." Das ist eine Eigenschaft sehr vieler schlechten Menschen, die nichts weniger als Genies sind. Auch glauben wir wohl nicht, dass Friedrich in diesem individuellen Falle sich von dieser Motive habe leiten lassen, wenn sie gleich in manche andere von seinen Handlungen Einfluss hatte. Die Ordnung, der Hr. G. folgt, ist weniger künstlich, als die Hr. J. wählte. Nach einer allgemeinen Einleitung, untersucht er: 1) die Beschaffenheit der Aufklärung und Ausbildung des 18ten Jahrh. bis zum J. 1740, und frägt 2) was hätte man nach der fehlerhaften Beschaffenheit desselben, davon in der zweyten Hälfte erwarten sollen, und wie ist hingegen sein Zustand? 3) Hat Friedrich der Grosse auf die Veränderung Einfluss gehabt? Dieser Abschnitt ist der allerschwächste und

und man könnte ihn beynahe ganz wegstreichen. 4) Welchen Einfluss hat er darauf gehabt? Sein Einfluss war A. ein allgemeiner a) auf die Denkart aller Stände, in Rückficht auf Staatswissenschaft, Toleranz, Pressfreyheit, Menschenwerth, Menschenrechte, und Annäherung der mancherley Stände; b) er wirkte auf die Wissenschaften und die Gelehrsamkeit; c) auf eine bessere Rechtspflege und Gesetzgebung; d) auf die Landwirthschaft, den Handel, die Fabriken und Manufacturen. (So geneigt man ist, Friedrichs Verfahren in Hinsicht des Handels zu tadeln: so stimmen wir doch dem völlig bey, was der Vf. sagt.) e) auf die öffentlichen Erziehungs- und Unterrichtsanstalten. Davon sollte man lieber schweigen. Was geschah, geschah nicht durch ihn; die Ausrufungen S. 117. stehen daher nicht am rechten Orte. Er hatte aber auch einen besondern, und vorzüglichen Einfluss a) auf die Kriegswissenschaft; b) auf die schönen Künste; c) auf die schönen Wissenschaften. (Er möchte hier wohl zu gross vorgestellt seyn;) d) auf den kirchlichen Zustand, die Religion, Moral, und Moralität. Dieser Abschnitt ist der vorzüglichste in der ganzen Schrift, und man sieht wohl, dass Hr. G. hier in seiner Sphäre ist. Was er in Hinsicht der Meynungen und des Verfahrens des Königs in Kirchlichen- und Religions-Angelegenheiten, lobt, tadelt, entschuldigt, ist der Wahrheit, der Vernunft und dem gereinigten Christenthume gemäss, und erregt für Hn. G. viele Hochachtung.

WOLFENBÜTTEL, b. Albrecht: *Grundriss einer Geschichte des Privatlebens der deutschen Fürsten.* — Aus der Handschrift eines Veteranen herausgegeben von *TZ.* 1801. 108 S. 8. (8 gr.)

Es ist ein guter Gedanke, durch Gegeneinanderstellung der ältern und neuern Zeiten den grossen Abstand in Hinsicht auf den Begriff eines Fürsten zeigen, und durch ein lebhaftes Gemälde darlegen zu wollen, wie er seine Zeit ehemals verlebte, und wie er sie jetzt verlebt. Das erstere hat keine Schwierigkeiten; niemand findet etwas gegen den Schriftsteller einzuwenden, der die Bruchstücke von der Lebensart der alten Vorsteher des Volks sammelt: wer aber in unsern Tagen mit der näheren Entwicklung dieses Gegenstandes sich befassen wollte, dürfte wohl von mehrern Seiten her nicht ohne Anfechtung bleiben. Der Vf. wagt sich daher mit Wohlbedacht nicht an die Zeiten nach dem hubertsburger Frieden, und bleibt auch in der nächst vorhergehenden nur bey sehr allgemeinen Schilderungen stehen. Dafür giebt er uns aber zugleich zum Besten, was der Titel des Buchs nicht erwarten lässt: das Entstehen und allmalige Emporwachsen der Fürsten, bis zur Bildung des erhabenen Begriffs, den wir jetzt von ihnen haben. Recht hat der Vf., der nach mehrern Aeusserungen im Anfange der Auseinandersetzung ein Adlicher ist, wenn er versichert, dass im Karolingischen Zeitalter die verschiedenen Classen der Stände sich noch lange nicht so, wie in spätern Perioden abgesondert hatten; dass der Herzog bloss ein Amt bekleidete, welches seiner Familie keinen weitern Vorzug vor andern gab; aber er irrt sehr in der Behauptung, dass „zwischen dem gemeinen Edelmann, der auf seinem Hofe sass, Niemanden unter sich hatte, als ein paar hundert Bauern, die ihm das Land bauen mussten, und dem Herzoge der Provinz kein Unterschied des Standes war.“ Zu der Zeit, wo der Herzog als blosser Gouverneur des Königs die Provinz dirigirte, gabs keinen Edelmann, noch weniger einen, dem etliche hundert Bauern das Feld bearbeiteten. Und wo möchte wohl der Vf. den Beleg zu Stellen herholen, von denen wir eine ausheben wollen, S. 9. „Der Sohn des Herzogs lernte Stallmeistersdienste, dem Vater die Waffen tragen, schlug sich täglich mit seinen Kameraden herum; und wäre sein Vater auch Kaiser gewesen, so hätte der Junge sich nicht unterstehen dürfen, einem alten Ritter zu pochen; er wäre gestraft worden, wie der geringste Bube des Edelmanns.“ Aus solchen Aeusserungen scheint ungeläuterter Adelsstolz hervorzuleuchten; denn wenn wir bey diesen ältesten Zeiten, welche der Vf. darstellen will, auch bis auf Wilhelm von Holland herunter gehen, der sich erst zum Ritter schlagen liess, als er Kaiser wurde: so beweist diess nur, dass der Ritterstand geehrt war, dass er selbst Ritter seyn wollte, um selbst Ritter schlagen zu können, und dass er diess bey seinem bisherigen Stande als Regent einer Grafschaft für unnöthig gehalten hatte. Von einer Gleichstellung der Kaisersöhne mit dem Adelichen schweigt aber, soviel Rec. weiss, die ganze Geschichte. S. 12 „Der junge Fürst war nur als Edelmann, nicht einmal als Ritter geboren. Fürst musste er erst werden, erst ein Fürstenthum erlangen, wie der *Candidatus Theologiae* ein Pastorat erhält.“ Beynahe soviel Verstösse gegen die Geschichte als hingeworfene Worte. Der Fürst war nur als Edelmann geboren. Ja wohl; und nur er allein; das was man jetzt Edelmann nennt, existirte damals noch nicht. Er war nicht einmal als Ritter geboren. Natürlich, weil es zu der Zeit, als der Herzog in des Königs Namen die Provinz nur verwaltete, noch keinen Ritter gab. Er musste erst Fürst werden. Nein; Herzog konnte er werden, Fürstenthümer waren nicht vorhanden; und der Name *Princeps* zeigte an, dass sein Geschlecht unter die ersten der Nation gehörte. S. 15. „Wenn auch der Kaiser eines gemeinen Edelmanns Tochter heyrathete, so war sie immer noch seines Gleichen. Denn Aemter machen noch keine besonderen Stände.“ Welche Arroganz! und so ganz aus der Luft gegriffen. Vom Adel hat der Vf. gar fürchterliche Begriffe. S. 6. „Im Anfange dieser Periode war nicht einmal die Gränze zwischen dem blossen *Ingenuo* und dem *von Adel* recht bestimmt. Der reichere *Ingenuus* verlor sich unter dem Adel, wie vielleicht oft der arm gewordene *Adeliche* zum *Ingenuo herabsank*, wenn er kein Pferd halten, und durch Heers-Bann aufgerufen, nicht mehr ritterlich gewaffnet erscheinen konnte.“ Also will

will wenigstens der Vf. nicht wissen, dass den ursprünglich allen Franken gemeinschaftliche Titel *Ingenuus* nach den Karolingern zur Seltenheit wurde, dass fast nur ausschliessend Männer aus Familien vom eigentlichen, das heisst höhern Adel ihn führten, und bey der Unterschrift in Diplomen deswegen sorgfältig das gleichbedeutende Wort *liber* beyfügten; dass hingegen das, was wir Adel nennen, erst vom elften und zwölften Jahrhunderte an, grösstentheils aus Ministerialen, die der Regel nach nichts weniger als *Ingenui* waren, erwuchs; dass eher der Bergbauer in den Gegenden, wohin die Unterdrückung weniger gereicht hatte, sich *Ingenuus* nennen konnte, als bey weitem der grösste Theil der Classe, die wir jetzt Edelleute nennen? — Setzt man sich aber über diese Ausbrüche des Adelgefühls hinweg: so wird man den Vf. als belesenen und denkenden Mann finden, der über die ältere Handlungsweise der Fürsten das Bemerkenswerthe mit sorgfältiger Auswahl vorträgt. Vielleicht gefallen mehrern unserer Leser einzelne hier ausgehobene Züge. S. 63. „Kurfürst Friedrich II. von der Pfalz spielte mit dem Bischof von Eichstädt Karten, und setzte auf jedes Blatt 1. Kreuzer. Der Bischof machte ihm aber eine Gewissenssache aus diesem hohen Spiel: das sey zuviel, sagte er; man könne auf solche Art wohl einen Gulden verlieren." Die Fürstentöchter hiessen vor dem dreysigjährigen Kriege noch nicht Prinzessinnen, sondern Jungfern und Fräulein; und mit natürlichen Töchtern machte man gar keine Umstände. S. 77. „Der Jude Lippold in seiner Rechnung für den Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg, wenn er etwas für dessen natürliche Tochter zu berechnen hatte, setzte gerade hin: für das Hurkind Magdalenchen." Kein Fürst durfte es wagen, seine Maitresse bey Hofe öffentlich zu produciren. S. 84. „Heinrich der Jüngere Herzog von Braunschweig, wollte sich die bekannte Eva von Trotta als Maitresse öffentlich halten; aber alle Fürsten schrieen gegen ihn. Er liess sie daher zu Gandersheim sterben, (soll heissen: *er gab vor sie sey gestorben*) öffentlich begraben, in der Stille aber auf eines seiner Schlösser bringen, wo er sieben Kinder von ihr zeugte, bis die Sache von neuem zur Sprache kam." Alle diese edle, wenn auch öfters etwas steife und bigotte Einfalt änderte sich mit dem dreysigjährigen Krieg. S. 95. „Ludwig XIV. setzte unsern Fürsten in den Kopf, dass jeder derselben, seiner Art nach, einen Souverain spielen könnte, — da sie das Recht Bündnisse zu schliessen und Krieg zu führen gewannen. — Der ganze alte häusliche Ton hat sich daher völlig geändert" etc. Wenn aber der Vf. sagt, der Titel *Durchlaucht* sey jetzt erst aufgekommen: so irrt er; schon unter Kaiser Karl V. war er gewöhnlich. S. 98. „Wehe den Landesständen, wenn sie sich nicht bey so aufgeklärter Verfassung freywillig zu frohen Werkzeugen aller fürstlichen Launen machen liessen! Vergeblich wird der Fürst seine Soldaten nicht halten. Die Stände müssen nothwendig mehr bezahlen als vorher, weil der Fürst so grosse Anstalten zu ihrer Vertheidigung macht, die desto lobenswürdiger sind, da kein Feind in der Ferne und in der Nähe ist" etc. — S. 101. „Im J. 1686 hatte es in Wirtemberg grosse Unterhandlungen gekostet, bis sich Prälaten und Landschaft entschlossen, 200 Mann zur Landesdefension werben zu lassen; aber funfzig Jahre nachher, 1736, war es schon so weit gekommen, dass Kraft einer Bewilligung der Stände 12000 Mann aufgestellt werden sollten." — Am Ende zieht er den Schluss: „wenn Deutschland noch lange hin nicht einen Herrn bekommt, und die Verfassung in den deutschen Fürstenhäusern in eben dem Verhältniss fortschreitet, als man bey den meisten seit dem Hubertsburger Frieden wahrnimmt: so wird Deutschland das *glücklichste Reich* in Europa werden."

KLEINE SCHRIFTEN.

STATISTIK. *Halle*, b. Hendel: *Beyträge zur Statistik des Saalkreises und der Grafschaft Mansfeld* aus neuen und zuverlässigen Quellen geschöpft von *Friedr. Manitius*. 1801. 32 S. 8. (2 gr.) Mit Einschluss von Halle sind in dieser Flugschrift neun Städte, der auf dem Titel erwähnten Districte, beschrieben, wie solche nach den Kammertabeilen, vom Jahre 1797 in Ansehung ihrer Volksmenge, ihres Viehstandes, und ihrer Gewerbe beschaffen waren. Man erfährt aber von einer jeden nicht viel mehr, als schon aus dem topographisch-statistischen Wörterbuch für die preussischen Staaten bekannt ist, und wenn hin und wieder einzelne Thatsachen angegeben sind, die bey andern fehlen: so sind diess entweder Veränderungen, welche die Zeit hervorbringt, oder Einrichtungen, die man in den meisten kleinen Städten findet. Ausser Halle hat der Vf. bloss die unbedeutenden Ortschaften, Alsleben, Cönnern, Gerbstädt, Mansfeld, Leimbach, Löbejün, Schraplau, und Wettin beschrieben. Warum er das Bergamt in Wettin, und die Steinkohlengruben in Löbejün ganz übergangen hat, wissen wir uns nicht zu erklären.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 1. December 1802.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Landshut, b. Krüll: *Prüfung einzelner Theile des bürgerlichen Rechts.* von *F. X. Krüll*, Prof. des Rechts in Landshut. 1802. 119 S. 8. (10 gr.)

Man würde sich sehr getäuscht finden, wenn man hier eine Prüfung des bürgerlichen Rechts nach den bis jetzt allgemein anerkannten Quellen der positivrechtlichen Wahrheit erwartete. Der Vf. wählt sich einen weit höhern Standpunkt; er vergleicht bisher bestrittene und nicht bestrittene Rechtssätze mit den allgemeinen Foderuugen der Vernunft, und bekennt sich, selbst in Ansehung der Grundideen des positiven Rechts und seiner verbindenden Kraft, zu einem eigenen Glauben. Jenes ist ihm (S. 91) ein zunächst durch Willkür gesetztes, in irgend einer Zeit in einer bürgerlichen Gesellschaft wirklich aber *bedingt* bestehendes, allgemeines und nothwendiges Recht, zu dessen Constitution die äusserlich gesetzgebende Gewalt durch Ereigniss und Umstände bestimmt wird, welche die Bedingung des positiven Rechts ausmachen. Das Nichtdaseyn oder Aufhören dieser Bedingung benimmt, nach S. 98., dem positiven Rechte seine Wirksamkeit *von selbst*, und eine ausdrückliche Erklärung der äussern Gesetzgebung ist nicht *bestimmend*, sondern nur *declaratorisch* (also wäre sie blofs Form, nicht wesentlicher Grund des positiven bürgerlichen Rechts?), weil es nur ausspricht, was an sich schon wirklich ist. Durch Observanz und Gewohnheit kann ferner, nach des Vfs. Begriffen, kein Recht begründet werden, und Privilegien überhaupt sind ihm keine rechtmässigen Titel. Ueber das Auffallende dieser Theorie wollen wir keine Worte verlieren; denn wer wird sich wohl heut zu Tage über sonderbare Meynungen wundern? Dass aber Hr. K. diesen eigenthümlichen Charakter seines Massstabs zur Prüfung bürgerlicher Rechtsmaterien nur beyläufig in der zweyten Abhandlung berührt, und sich nicht über die Richtigkeit desselben durch eine gründliche Deduction der zum Grunde liegenden Begriffe und Sätze mit seinen Lesern zu vereinigen gesucht hat, verdient doch mit allem Rechte getadelt zu werden. Sollte nicht bey dieser eigenen Ansicht des positiven Rechts dem Vf. der Gedanke sich aufgedrungen haben, dass der Werth seines ganzen Unternehmens, selbst als theoretische Untersuchung, betrachtet, von der Wahrheit jener Vordersätze abhängt? Und bleibt bey allen dem nicht immer noch der wichtige Zweifel übrig, ob solche Vergleichungen des *geltenden* d. i. positiven Rechts mit dem *gültigen* d. i. natürlichen, (wie Hr. K. diesen Unterschied bezeichnet) auch auf *richterliche* Anwendung Einfluss haben kann?

Die *erste* Abhandlung enthält die *Prüfung der sogenannten willkürlichen Gerichtsbarkeit aus dem richtigen Begriffe der Gerichtsbarkeit.* Der Vf. zeigt, sowohl durch Darstellung der richterlichen Gewalt und der Gerichtsbarkeit überhaupt, als durch Analysirung der einzelnen Gegenstände, welche gewöhnlich zur willkürlichen Gerichtsbarkeit gerechnet werden, dass letztere zur ausübenden Polizey-Gewalt gehört. In einem Rechtssysteme, oder bey einer neuen Abtheilung der Geschäfte mag immerhin ein richtigerer Begriff der willkürlichen Gerichtsbarkeit, auf den auch andere Rechtsgelehrte schon aufmerksam gemacht haben, zum Grunde gelegt werden; aber nach diesem allgemeinen oder auf irgend eine Art geläuterten Begriff, können doch wohl die Rechte derjenigen, welche einmal Gerichtsbarkeit überhaupt rechtmässig erworben haben, nicht gemessen werden. Wenn man freylich Hn. K's Theorie annimmt: so ist das Loos solcher Erwerbungen schon im Voraus entschieden. — In der *zweyten* Abhandlung *Prüfung des innern Nachsteuer- oder Abschossrechts* schickt der Vf. die Entstehung und den Fortgang dieses Rechtsinstituts, nach der gewöhnlichen Vorstellung, jedoch ohne Hinweisung auf urkundliche Belege voraus, und sucht sodann die Behauptung auszuführen, dass das ehemalige Recht mittelbarer Städte und Herrschaften, Nachsteuer zu beziehen, erloschen sey, da sein Grund, die vor der Landeshoheit bestandene Privatautonomie, und alle darauf sich beziehende Anstalten sich verloren haben; die Ausübung dieses Rechts sey also unrechtmässig, und es hätte weder durch Privilegien, noch durch unvordenkliche Gewohnheiten, welche der Vf. in diesem Falle sogar unter die in *Nov.* 134. c. 1. verworfenen *jura male excogitata* zählt, erhalten werden können. Was aus dem historischen Grunde dieses Rechtsinstituts (mit dem aber der Vf. wieder seine metaphysischen Voraussetzungen vermischt,) zum Nachtheil des Nachsteuerrechts der Mittelbaren gefolgert werden kann, beschränkt sich blofs darauf, dass nach entstandener Landeshoheit eigentlich ein doppeltes Nachsteuerrecht existirt, das *landesherrliche* und das *mittelbare*, dass das erstere die Regel ausmacht, und für solches die Vermuthung steht, das letztere aber unter die Ausnahmen gehört, und erwiesen werden muss: beide können neben einander bestehen; dem Landesherrn mag auch unter gewissen Um-

Umständen die Befugniss zukommen, das Nachsteuerrecht der Mittelbaren zu beschränken oder aufzuheben: damit steht aber die Frage über die Rechtmäßsigkeit dieses Nachsteuerrechtes keineswegs in Verbindung. — Der Vf. verspricht die baldige Fortsetzung dieser Versuche, wenn sie einer guten Aufnahme gewürdiget werden.

Leipzig, b. Tauchnitz: *Ueber die Natur der Strafrechtswissenschaft*, von D. *Karl August Tittmann*, kurfürstl. sächsischem Ober-Consistorial-Rathe in Dresden. 71 S. 8. (6 gr.)

Mit dieser Abhandlung macht Hr. T. den Anfang, die *Beyträge zur Strafrechtswissenschaft und deutschen Strafgesetzkunde* zu liefern, welche derselbe in seinen *Grundlinien der Strafrechtswissenschaft* versprochen hat. Da der Vf. dieser Abhandlung noch mehrere andere über einzelne, nach der Ordnung des Systems gewählte Materien folgen lassen will, so dass am Ende aus denselben ein Commentar über das Ganze entstehen werde: so ist es ohne Widerrede zweckmässig, dass er mit einer Abhandlung über den Begriff und die Gränzen der Wissenschaft, deren Bearbeitung er sich unterzieht, den Anfang macht. Ob aber der Gegenstand dieser Abhandlungen nicht blofs in Beziehung auf die nachfolgenden Arbeiten glücklich *gewählt*, sondern auch glücklich *bearbeitet* worden sey, — ob in dieser Abhandlung, der Begriff und die Grenzen der Wissenschaft wirklich richtiger und besser, als es bisher geschehen, bestimmt worden seyen? — diess ist eine andre Frage, deren Beantwortung hier dem Rec. obliegt, welche dieser aber, nach seiner innigsten Ueberzeugung, keineswegs bejahend beantworten kann.

Dass das sogenannte *peinliche* Recht ohne die wissenschaftliche Bearbeitung einer *Strafrechtstheorie* überhaupt nicht wissenschaftlich bearbeitet werden könne, ist ausser Zweifel. Von dieser Ueberzeugung sind alle neuere Bearbeiter des Criminalrechts, wie die Versuche derselben beweisen, ausgegangen, und Rec. ist daher ganz mit Hn. T. einverstanden, wenn dieser S. 26. behauptet, dass an die Stelle der *peinlichen Rechtswissenschaft* eine *Strafrechtswissenschaft* treten müsse, ob gleich Rec. zu der weiteren Behauptung des Vf., dass unter den einzelnen Bestimmungen des Zwangsrechtes das Strafrecht als das *höchste* und weitumfassendste erscheine, keinen hinreichenden Grund einsieht. Die Strafrechtswissenschaft ist Hn. T. *der systematische Inbegriff gewisser, bey der Ausübung des Rechts zu strafen, gültiger Grundsätze.* Das Wort: *gewisser* ist hier offenbar sehr unglücklich gewählt, und in dieser unglücklichen Wahl liegt wohl der Grund zu dem ganzen folgenden Räsonnement des Vf. „Hierdurch," fährt er nämlich fort, „ist die Strafrechtswissenschaft nur im Allgemeinen beschrieben, der Gegenstand derselben bleibt immer nur schwach angedeutet und die Gränzen sind noch nicht scharf genug gezeichnet." Diess veranlasst ihn denn, eine genauere Verzeichnung zu versuchen. Aber warum, fragt Rec., sind denn diese Grenzen nicht scharf genug gezeichnet, warum ist hierdurch jener Gegenstand nur schwach angedeutet? Gewiss doch nur darum, weil es dem Vf. gefallen hat, ohne allen Grund das, freylich höchst schwankende Wort: *gewisser* in seine Definition aufzunehmen, denn sonst müsste der Gegenstand der Strafrechtswissenschaft und ihre Gränzen so gewiss scharf bestimmt seyn, als der Begriff des Strafrechts ein scharf zu bestimmender Begriff ist. Wir wollen indessen sehen, wohin den Vf. sein Bestreben zu einer festeren Bestimmung geführt habe.

Unmittelbar, sagt der Vf., und ohne dass es hierzu einer Einwilligung des mit ihm in Gemeinschaft gesetzten Menschen bedürfte, hat der Mensch nur ein Strafrecht zum Schutz gegen die Entsetzung aus seinem Freyheitsgebiete, d. h. gegen die, absolute oder partielle Vernichtung solcher Kräfte, welche die Bedingung seiner *Existenz* als Mensch enthalten, (Leben, Gesundheit, Freyheit, Eigenthum). Allein der Mensch will nicht bloss seine *Existenz* sichern, nicht bloss in dem *Besitze* des Freyheitsgebietes sich *erhalten*, auch *wohl befinden* will er sich in demselben. Der Zustand des *Wohlbefindens* lässt sich aber nicht denken, ohne das Freyheitsgebiet selbst als *erweitert* zu denken — Da nun jede Erweiterung des Freyheitsgebietes nicht ohne Beschränkung des Freyheitsgebietes Andrer geschehen kann, diese aber nicht geschehen darf und soll: so muss für den Zweck des Wohlbefindens in dem Freyheitsgebiete eine vorausgegangene *Vereinigung* der Menschen für diesen Zweck als nothwendig gedacht werden, und dann kann aus dieser Vereinigung auch das Recht, den Zustand des *Wohlbefindens* durch Strafe gegen den Störer zu sichern, entstehen. — Da der Mensch *zuerst*, um seine Existenz zu sichern, *dann* aber auch, um seinen Zustand des Wohlbefindens zu befördern, in den Staat tritt; so ist bey dem Strafrechte des Staats dasselbe Verhältniss vorhanden, wie bey dem Strafrechte des Menschen ausser dem Staate. Da nun aber in Hinsicht des Grundes des Strafrechts und in Hinsicht der strafbaren Handlungen ein so grosser Unterschied zwischen den *Entsetzungen aus dem Freyheitsgebiete* und den *Fährdungen des Wohlbefindens* ist: so können beide nicht Gegenstand einer Wissenschaft seyn — und daher, schliesst denn der Vf., ist es am besten, jene Handlungen als die Grundlage der *Strafrechtswissenschaft*, diese hingegen als die Grundlage der *Polizeyrechtswissenschaft* zu betrachten.

Rec. will hier nichts gegen die Art und Weise, wie Hr. T. die polizeylichen Befugnisse des Staats begründet, erinnern, ob er gleich überzeugt ist, dass diese Begründung keineswegs genüge, sondern alles Polizeyrecht des Staates aus der Begründung des nothwendigen Zweckes desselben: die juridische Weltordnung, *auf alle Zeiten* hin begründet, praktisch

tisch darzustellen, unmittelbar fliesse; — er will mithin vor der Hand die Ableitung des Vfs. selbst als ganz richtig zum Grunde legen; allein dennoch kann er nicht einsehen, wie Hr. T. glauben kann, hierdurch zwey *reell* verschiedene Wissenschaften abgeleitet zu haben. Mag immerhin der Entstehungsgrund der polizeylichen Rechte von dem der unmittelbar aus der Menschen-Natur abzuleitenden Rechte verschieden seyn, mögen immerhin die Polizeyvergehen von andern Verbrechen sich dadurch unterscheiden, dass jene den Zustand des Wohlbefindens in dem Rechtsgebiete stören, diese das Rechtsgebiet selbst verletzen; — insoferne beide *strafbare* Handlungen sind, haben sie doch einen gemeinschaftlichen Charakter, und durch diesen gemeinschaftlichen Charakter werden sie beide Gegenstand der die Principien der Strafbarkeit menschlicher Handlungen bestimmenden Wissenschaft — der Strafrechtswissenschaft. Es sind dieselben Grundsätze, welche die Grösse der Strafbarkeit, dieselben Grundsätze, welche die Anwendung des Strafgesetzes bestimmen, und mithin folgt, dass sie in der Wissenschaft nicht getrennt werden dürfen, sondern dass vielmehr ein vollständiges System der Strafrechtswissenschaft alle bürgerlich strafbaren Handlungen umfassen müsse. Es folgt, dass, wenn man von den zufälligen und aufserwesentlichen Verschiedenheiten, welche positive Gesetze in Ansehung der Art des Verfahrens zwischen Polizeyvergehen und Verbrechen begründen, absieht, gar kein andrer Grund vorhanden sey, *in der Strafrechtswissenschaft* zwischen Polizeyvergehen und Verbrechen zu unterscheiden, als welcher auch vorhanden ist, um in diesen zwey Hauptclassen strafbarer Handlungeu weiter zu unterscheiden und z. B. die Lehre von dem *Morde* von der Lehre von dem *Diebstahle* abzusondern.

Paris, b. Hacquart u. Rondonneau: *Nouveau Style des Notaires de Paris* etc. Ouvrage utile à un grand nombre de Personnes; aux Notaires, Hommes de Loi, Avoués, Gens d'Affaires etc. *Tome premier.* 1802. XX u. 392 S. *Tome second.* 1802. 402 S. gr. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Schon längst war es der Wunsch aller Franzosen, einen Maasstab zu besitzen, nach welchen Jeder den *Schutz des Eigenthums*, gesetzlich realisirt sehen möchte, ohne der seit vielen Jahren eingerissenen Chikane einer, über allen Begriff entarteten, Justizverwaltung länger mehr ausgesetzt zu seyn. Dieser gerechte Wunsch ist nunmehr durch das vorliegende Werk erfüllt, indem dasselbe, ohne jedoch es geradezu öffentlich zu bemerken, unter der Aufsicht und mit Vorwissen der Regierung die Presse verlassen hat, auch jedem, nach den bisher noch bestehenden Gesetzen aus der Revolutions Periode nützlich werden kann, bis man diese in einem Civil-Codex umgeschaffen haben wird. Wer es weiss, wie schwierig die französische Rechtspflege, und mit wie vielen Chikanen und Kosten sie bisher verbunden war, der wird sich mit Tausenden der Einwohner Frankreichs freuen, dass wenigstens der gesetzliche Gang zur *Sicherung des Eigenthums*, durch diesen *Pariser neuen Notariatstyl*, gegen die früheren republikanischen Gesetze merklich abgekürzt und gegen die Anfälle verschmitzter Advokaten (*Hommes de Loi*) und bestochener Geschwornen (*Jurés*) consolidiret worden. Das Werk zerfällt in *drey Bücher.* In dem *ersten Buche* des 1. *Bandes* S. 1—88 findet man eine, in 18 Titeln abgefasste Erklärung von dem Zweck und Nutzen der notariellen Verträge im Allgemeinen, und dem in Paris und in ganz Frankreich insbesonders, wobey die Regeln und Vorschriften angewandt werden, die bey einem Vertrage der Art zu beobachten sind, um sowohl den Notar selbst, als die handelnden Partheyen in einem solchen Act gegen die so leicht mögliche Gefahr einer Nullität zu schützen. Ueberhaupt wird gezeigt, (wie auch in der That wahr ist) dass nur ein notarieller Act, es mag eine schriftliche Verbindlichkeit zweyer oder mehrerer Personen seyn, welche sie wolle, in dem jetzigen Umfange der französischen Republik, die einzige Gesetzkraft von Hause aus enthält, und gar nicht von irgend einer Justitzbehörde angefochten werden kann, wenn die darin vorgeschriebenen Formalien, Pflichten und Verbindlichkeiten des Notars, gehörig beobachtet worden. Von diesen handelt dann vorzüglich das *zweyte Buch*, das noch in den *zweyten Band* S. 1—199 übergeht. In diesem wird eine einfache und leichte Anleitung gegeben, nach welchen Regeln und Grundsätzen man dergleichen Irrungen in allen möglichen Fällen zu vermeiden, und den Gefahren der Ungültigkeit auszuweichen habe. Allenthalben ist dabey auf die bestehenden Gesetze Rücksicht genommen worden. Damit nun unerfahrne Personen, die das Amt eines Notarius verwalten wollen, eine erläuternde Uebersicht dessen bekommen, was sie für unterhandelnde Partheyen gesetzmässig vollziehen sollen, sind im *dritten Buche* S. 200—393 eine Menge Beyspiele und Formulare angehängt, so wie sie sich zu den verschiedenen Acten und Verhandlungen eines Notars passen, und nunmehr üblich gemacht werden. Das dem 1sten Bande sowohl als dem 2ten beygefügte Materien-Register, erleichtert den Gebrauch merklich, und giebt eine deutliche Uebersicht aller vorkommenden Hauptgegenstände, die in diesem Werke für den Geschäftsgang des Notars anzutreffen sind. Zu einem *dritten Bande*, der für die Notarien in den neuen Departements bestimmt seyn soll, wird noch Hoffnung gemacht. Wir wünschen nur, dass dieser zum Wohl unserer ehemaligen deutschen Brüder, wie die *Sammlung der Verordnungen und Gesetze*, in beiden Sprachen herausgegeben werden möge, indem die französische Sprache, trotz allen kühnen Behauptungen einiger unwissenden Journalisten, *vielleicht nie* — wenigstens in den ersten zehn Jah

ren

ren *nicht die allgemeine Sprache der Welt* werden kann noch wird; die gegenwärtigen Inconvenienzen bey gerichtlichen Verhandlungen, nicht einmal dabey in Anschlag gebracht.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Strafsburg*, b. Levrault: *De la Navigation du Rhin*, mémoire imprimé par Ordre du comité consultatif du commerce de Strasbourg. Germinal. An X. 66 S. (1 Fr. 50 C.)

2) (Ohne Druckort, wahrscheinlich: *Coblenz*): *Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand der Rhein- und Mosel-Schiffahrt, und über die Mittel, wie dieselbe zu ihrem ehemaligen Flor zurückzubringen seyen.* Von einem Freunde der Handlung. Jahr 10. 1802. 56 S. 8. Schreibp. (5 gr.)

Beide Schriften sind einem und dem nämlichen Gegenstande gewidmet; aber in der Ausführung ganz von einander verschieden. Jene ist im ächten Geiste der Eigennützigkeit, diese nach den Grundsätzen des europäischen Völkerrechts abgefasst, wobey Gerechtigkeit als das erste Princip der Staats-Moral vorangeschickt wird. Um davon richtig zu urtheilen, wollen wir in der Kürze die wesentlichsten Gegenstände von beiden ausheben.

No. 1. zerfällt in *zwey Abschnitte.* Im *ersten* wird zuförderst der Zustand der jetzigen Rheinschifffahrt geschildert, und im *zweyten* die Mittel vorgeschlagen, wie in der Folge die Verbesserung und Einrichtung derselben, zu treffen seyn möchte. Die Angaben im I. *Abschn.* wegen der Waaren-Ausfuhr in Frankreich, die über den Rhein ins Ausland verführt werden; — die Zahl der bisherigen Zollstädte von Diersfort bis an die holländische Grenze an beiden Rheinufern; — die Erhebung und Vertheilung dieser Zölle in den vier Departements, nach der Consular-Verordnung vom 14. Therm. VIII. J. (1 Aug. 1800), und mehr andre Dinge der Art, sind nicht ganz richtig. (Besonders ist das Vorgeben irrig, als wenn das, in gedachtem Beschlusse festgesetzte, Drittel der Zölle nach dem alten Tarif, zur Verbesserung der Dämme, der Deiche, des Ufer- und Strombaues angewandt würde. Noch zur Zeit geschieht dieses nicht, ungeachtet die Deich- und Wasserwerke zu Grunde gehen, die Krippen und Ufer vom Strome eingerissen und weggeschwemmt, auch die Sinkstücke, wie die Pflanzungen auf den Warten am Niederrheine, theils verwahrloset, theils verkauft, und theils zu Wiesenland ausgerottet werden. Rec. bürgt für die Richtigkeit dieser Thatsachen, die er alle Augenblicke zu beweisen sich erbietet.) — Gegen das bisher von Mainz und Kölln unter Genehmigung des französischen Gouvernements ausgeübte Stapelrecht, ist der Vf. dieses Aufsatzes mit vollem Rechte eingenommen; die Art aber, wie er dagegen die Schifffahrt durch Stationsfahrten einschränken will, ist nicht lobenswürdig. Den bestehenden Douanen-Einrichtungen wird, wie natürlich, nirgends Weihrauch gestreuet, doch werden die Bewohner der vier Departements auf bessere Zeiten und auf die Weisheit des Gouvernements vertröstet. Der *Thalweg* (Fahrwasser für eigentliche Handelsschiffe) sey zwar tractatenmäsig die Gränze zwischen Frankreich und Deutschland; es müsse aber jedem Theile frey stehen, über diese Scheidewand *ungehindert* hinauszufahren zu dürfen. (Das sollte billig so seyn, und das allgemeine Völkerrecht erlaubt dieses um so mehr, da Umstände eintreten können, welche diese Grenze zu überschreiten nöthig machen, z. B. bey Stürmen, hohen und seichten Waller, Rückwinden und andern Vorfällen mehr. Demungeachtet hat aber seit zwey Jahren die Erfahrung bestätigt, dass die französischen Mauthbeamten dergleichen Schiffe, die der Gefahr der Elemente entgiengen, arretirten und für gute Prisen erklärten. Anderer tractatwidriger Beyspiele nicht zu gedenken. — Der 2te *Abschnitt* zergliedert die Vorschläge und Wünsche, wie die Schifffahrt auf dem Rheine in der Folge einzurichten sey. Der Eingang desselben steht mit der Fortsetzung, in Absicht der Zölle, in Widerspruche. Zuerst sollen dieselben zum Besten des Wasserbau-Regals abgeschafft, weiterhin aber S. 55 ff. unter gewissen Modificationen beybehalten, und der Deich- und Uferbau durch Aufgeboth der Landbewohner befördert werden. (Man sieht also klar, dass der Vf. dieses Aufsatzes keinen richtigen Begriff, weder von den Wasserwerken überhaupt, noch von der Maxime, dieselben zu erhalten, hat. In der Gegend von Strasburg und am Oberrheine mag diess Verfahren anwendbar seyn; aber im nördlichen Theil des Rhur-Departements, wo der preussische Staat, bloss zur Erhaltung des Strom- und Uferbaues im Clevischen, jährlich 100,000 Rthl. Berl. Cour. Etatsmäsig zu verwenden erlaubte, [ausserordentliche Fälle von Ueberschwemmungen, wie die in den Jahren 1784 und 1799, nicht einmal dazu gerechnet], kann diese Masregel nicht statt finden, wie die Präfectur-Berichte des Arrondissements von Crefeld und Cleve, an den Minister des Innern vom J. IX und X. hinlänglich bestätigen, wovon Rec. aus ächten Quellen unterrichtet ist.) — Ferner: In Köln, Koblenz, Mainz und Strasburg müssten wieder Schiffer-Innungen, die man gleich zu Anfange der Revolution einstimmig abschaffte, errichtet werden, damit kein Schiffer, *wer er auch sey*, über seine Station hinausfahren dürfe, u. s. w. Diess alles und viele andre Dinge mehr, die den Handel und die Schifffahrt beiderseitiger Uferbewohner gänzlich einzuschränken bestimmt sind, werden unter dem Vorwande der *Sicherheit des Handels* vorgeschlagen. Wie kann aber dabey die *tractatenmäsige freye Schifffahrt* für beide Völker statt finden? —

No. 2. theilt die Beobachtungen über diese Gegenstände in 5 Paragraphen ein. Im 1sten untersucht der Vf. den Thalweg des Rheins; im 2ten die Rheinzölle; im 3ten die Moselzölle; im 4ten die Mauthen, und im 5ten das Stapelrecht und fügt allenthalben richtige Bemerkungen bey. Auch beweiset er seine Grundsätze, wo es erfoderlich ist, mit Stellen aus dem allgemeinen Staats- und Völkerrechte, und wird da am gründlichsten, wo es auf die gegenseitige Wohlfahrt der Völker ankommt; nur in Absicht der Gränze Frankreichs und Deutschlands, hätten wir gewünscht, lehrreichere Bemerkungen anzutreffen. Denn schon *Montesquieu* sagt deutlich (*l'Esprit des Loix* P. VII. Liv. 26.): *Du sollst nicht wider meine Erhaltung handeln; deine Grenzen nicht überschreiten, und meine Glückseligkeit, durch Anwendung deiner Kräfte zerstören.* Und haben nicht *Grotius* (*de jure belli et pac.* L. II. c. 3. p. 138—43.) *Moser* (*Versuch* etc. 5r Th. S. 229, 284, 288, 307; *Beyträge* etc. 5r Th. S. 237 und *Nachbarlich. Staatsrecht*, S. 4.0.); *Günther* (*Europ. Völkerr.* 2r Th. S. 20 ff. und S. 55 ff.) und mehr andre Lehrer des Staats- und Völkerrechts diesen Gegenstand nach richtigen Principien gewürdigt? und wie kann die Stelle S. 12. gerechtfertiget werden, da die Erfahrung und das Princip in *Jollivets* Schrift: *Du Thalweg* etc. derselben geradezu widerspricht? —

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 2. December 1802.

ERDBESCHREIBUNG.

London, b. Mawman: *Travels through Sweden, Finland and Lappland to the North Cap* in the years 1798 and 1799. By *Joseph Acerbi.* In two Volumes. Illustrated with seventeen elegant Engravings. 1802. Vol. I. 396 S. Vol. II. 380 S. gr. 4.

Der Vf., ein geborner Italiener, machte die Reise durch Finnland und Lappland in Gesellschaft mit dem schwedischen Obersten *Skjöldebrand*, dessen prächtige Kupfer und nette Beschreibungen das Publikum bereits unter dem Titel: *Voyage pittoresque au Cap Nord.* Gr. Fol. Stockh. 1801. (S. A. L. Z. 1802. N. 111.) mit Beyfall aufgenommen hat. An dieser Arbeit, welche überall den sichern Stempel der ungekünstelten Wahrheit trägt, hofft man nach ihrer Vollendung einen Leitfaden zur Beurtheilung der Nachrichten von Finnland und Lappland, sowohl früherer Schriftsteller als auch Acerbi's zu erhalten. Das Werk dieses letztern, das Rec. hier nur vorzüglich in Rücksicht auf das, was Schweden angeht, prüfen wird, da er dieses Land bey einem längern Aufenthalte darin ziemlich kennt, bedarf eines solchen kritischen Hülfsmittels. Gleich seinen meisten Vorgängern, welche als reisende Fremde Anmerkungen über diess Reich gemacht haben, ist Hr. A. nicht genau genug in seinen Angaben; und ob er sie gleich gewissermasen in dieser Hinsicht übertrifft: so kann sich doch Rec. nicht der Bemerkung enthalten, dass es in der That sonderbar ist, dass die Reisenden so selten die nördlichern Länder und Einwohner Europens, die im allgemeinen noch ziemlich unbekannt sind, in dem wahren und verdienten Gesichtspunkte beobachtet haben. Liegt die Ursache in der Begierde des Vf., das, was er erfuhr, als etwas ungeheures und unerwartetes darzustellen; oder will er seiner Arbeit durch das Wunderbare einen grössern Werth verschaffen; oder rühren diese Missgriffe von dem Mangel zuverläsiger Aufklärungen her; oder auch von des Vf. Leichtsinne oder Unkunde? Das entscheidet Rec. nicht; aber aus Hn. A. eigenen im Anfange beygebrachten Bemerkungen über dasjenige, was ein Reisebeschreiber in acht nehmen, und über die Gefahren, denen er ausweichen müsse, scheint es, als ob sein eignes Bewusstseyn besorgte, bey seinen Lesern eine ihm unangenehme Entdeckung zu veranlassen, der er zuvorkommen zu müssen glaubte. Es gehört gewiss ein hoher Grad von anhaltendem Fleisse, Geduld und Wahrheitsliebe dazu, um nicht auf eine oder die andere Seite missgeleitet zu werden, wenn man seine Nachrichten öfters aus wenigen oder nicht bekannten Quellen schöpfen, und bisweilen eine Sprache gebrauchen muss, die auf einer oder vielleicht auf beiden Seiten nicht zur Hälfte verstanden wird. Aber eben desswegen muss man nicht alles dasjenige schreiben oder berichten, was man hört oder zu hören glaubt, ohne völlige Ueberzeugung von deren Wahrheit. Wir werden bald Gelegenheit haben, zu zeigen, warum diese Anmerkungen hier eine Stelle fanden. Vorher wollen wir aber ein paar Worte über die sogleich auf dem ersten Blick in die Augen fallenden Kupferstiche sagen. Sie sind im allgemeinen wohl gestochen, obgleich die Zeichnung bisweilen minder glücklich zu seyn scheint. Voran steht des Vf. Bildniss mit dem hochtrabenden Sinnspruche: *Sistimus hic tandem nobis ubi defuit orbis.* Die Karte in Royal-Folio über den nördlichen Theil Schwedens von Skara und Wennersborg an bis zum Eismeere, ganz Finnland mit einbegriffen, ist eine unvollkommene Copie der Hermelinschen, und enthält nicht einmal die Namen aller von dem Vf. bereiseten Oerter. Das erste Kupfer stellt eine übel ja falsch gewählre *Winter Scene zu Stockholm* dar; z. B. eine Wasser-Tonne auf einem Karren gehört nicht für den Winter, sondern für den Sommer. Bey dem zweyten, der *Reise über Ålandshof*, mögen Kenner beurtheilen, ob Hr. A. den Skjöldebrand, oder dieser jenen abgezeichnet habe. Bey dem dritten, einer *ungewöhnlichen Weise zu singen*, hat wohl das Ohr, aber nicht das Auge etwas zu thun. Das vierte stellt den *Anfall eines Bären von einem Finnen mit einem Spiesse* dar. Von dem fünften: *Gefährliche Reise über das Eis*, gilt das bey dem zweyten Gesagte. Bey dem sechsten, *wie die Finnen die Eichhörner schiessen*, ist das Missverhältniss der Figuren sehr auffallend; eben so auf dem siebenten: einem *finnischen Baade* Im zweyten Bande kommen ausser der Karte vor auf dem achten; zwey *lappländische Fischer;* auf dem neunten eine *lappländische Familie, welche Fische bratet;* auf dem zehnten ein *Berg und ein lapplandisches Zelt, nebst Rennthieren;* auf dem eilften eine Eule, *Strix lapponica*, illuminirt; auf dem zwölften *Corvus lapponicus*, auch illuminirt; auf dem dreyzehnten neue Insecten: *Sirex nigricornis. Apis alpina. Ap. lapponica. Bombyx alpina. Noctua alpicola. Apis arctica;* auf dem vierzehnten *Papilio Emilia. Leptura spadicea. Lept. thoracica. Bombyx lapponica;* auf dem funfzehnten *Papilio Sophia. Tinea leucomela. Dyticus alpinus. Silpha tomen-*

mentosa. Coccinella lapponica. Coccin. hyperborea. Dasytes linearis. Lymexylon paradoxum. Curculio arcticus. Leptura smaragdula. Carabus alpinus. Hypulus quadriguttatus. Cantharis alpina. Rhagium fennicum. Cerambyx fennicus. Scarites arctici. Elater costalis. Alle Insecten sind zwar illuminirt; die Zeichnungen aber scheinen von einer ungeübten Hand zu kommen, und sehn Holzschnitten oder nachgemachten chinesischen oder japanischen Figuren ähnlich. Wir vermissen die Gewächse, ob sich gleich der Vf. durch die eingerückten Pflanzen Verzeichnisse das Ansehen eines Botanikers geben will. In einem Anhange folgen Noten über die National-Musik; auch der Reiseweg von Stockholm nach Finnland, Lappland u. s. w. mit der Entfernung der Posthäuser von einander, der Ausgaben u. s. w.

Aus der Reisebeschreibung selbst soll nun eins und das andere angemerket werden, ohne dass sich die Kritik in Kleinigkeiten einlässt. Der *erste* Band stellt in 30 Kapiteln den historischen, politischen, moralischen, statistischen und ökonomischen Zustand Schwedens und Finnlands dar. Der Stil, er rühre nun von dem Vf. oder von einem englischen Bearbeiter her, ist grösstentheils gut. Diess Verdienst verliert aber durch eine zu oft bewiesene Flüchtigkeit in Beurtheilung und eine zu nachlässige Prüfung der für die Reise gesammelten Materialien. Bereits S. 4. wird Wermeland (nicht *Warmerland*, wie Hr. A. schreibt) ein unangenehmer Landes-Strich mit nackten Klippen und häslichen Bergen genannt. Wenn man aber bedenkt, dass diese Provinz wohl bewohnet und bebauet ist, viele Eisenbergwerke und Rittergüter hat, und durch Ströme und Seen sehr durchschnitten ist: so findet man bald, dass Hr. A. das Land entweder gar nicht oder nicht recht gesehen hat. Nach seiner eigenen Anmerkung fand es Coxe angenehm. Da der Vf. die schwedischen Landwege, die überhaupt vortrefflich und viel besser, als in Deutschland sind, mit den englischen vergleicht: so hat er recht; aber in der Angabe der Ursachen, weswegen es keine Frachtwagen und Diligencen giebt, ist er gleich andern Reisenden, und noch neulich Hn. *Lenz*, übel unterrichtet worden. Rec. erinnert sich, dass während seines Aufenthalts in Schweden dergleichen angelegt wurden, aber aus Mangel an Reisenden und Frachtwaaren keinen Bestand hatten. Man muss den Vf. beklagen, wenn man ihm glaubt, dass zwischen Helsingborg und Stockholm (beynahe eine Strecke von 400 englischen Meilen) nichts was einem Wirthshause ähnlich war, angetroffen werde. Coxe fand es auch ganz anders (*Travels* Tom. IV. S. 330—335.) Ganz falsch ist es, dass man beym Eintritte in Schweden genöthiget werde, sein eigenes Fuhrwerk zurück zu lassen, und ein anderes unbequemes dafür anzunehmen. Bey den ganz ebenen Landwegen kann man mit breiten und schmalen Wagen fahren, da man in andern Ländern bey dem breiten oder schmalen Gleise oft in grosse Verlegenheit geräth. Der Vf. widerspricht sich auch selbst, indem er sich beklagt, dass er vor seinem Wagen, der in Deutschland von drey Pferden gezogen worden seyn soll, bis sieben habe vorspannen müssen. Eine schwedische Meile, (das ist anderthalb deutsche und beynahe sieben englische Meilen) in einer Stunde zu machen, welches gewöhnlich in Schweden ist, heisst doch wohl nicht langsam fahren; und für das Pferd acht Schillinge in Reichsschuldzetteln, oder drey bis vier Groschen Conventions-Münze wird kein Verständiger theuer finden; da man noch ohnehin von dem Prellen der Postillione, des Wege- und Brückengeldes u. dgl. gänzlich frey ist. Ueberdiess reiset man unbewaffnet und doch ganz sicher unter einem stillen Volke. In einer Anmerkung S. 11. heisst es: *Gripsholm* sey ein gänzlich unbewohnbares Schloss. Gleichwohl wohnte Gustav III. öfters daselbst, und der jetzige König und die Königin hielten sich mit den Badenschen Herrschafren daselbst im Herbste 1801 auf. Ausser der anderweitigen Pracht findet sich daselbst ein Theater, dessen Wände mit Spiegelglase bekleidet sind. — Von Helsingborg reisete der Vf. über Warberg nach Gothenburg, besah die Schleussen zu Trollhätta, und kam im Herbste 1798 nach Stockholm. *Gothenburg* hat seinen Beyfall, und das Frauenzimmer daselbst vom bessern Stande erhält grosses Lob. Es sey liebenswürdig und mit fremden Sprachen bekannt. Die Volks-Menge wird zu 15,000 angegeben, welches der Wahrheit ziemlich nahe kömmt. Das ostindische Haus und das Sahlgrensche Hospital für 30 Kranke werden beschrieben. Der Handel sey blühend, und werde mit 250 Fahrzeugen betrieben; aufserdem werde der Hafen noch jährlich von etwa 500 schwedischen und 800 ausländischen Schiffen besucht. Der Heringsfang, der im October anfange und bis zum Schlusse des Februars, ja auch wohl des Märzes getrieben werde, trage hauptsächlich zum Flore der Stadt bey. Ein zu Mittage eingeladener Fremde esse auch ohne neue Einladung des Abends auf derselbigen Stelle. Vor und nach der Mahlzeit wurde in der Stille kurz gebetet, und indem die Gäste dem Wirthe dankten, so versichere ihnen dieser, dass sie herzlich willkommen wären. Hier verwechselt der Vf. die Wörter: Willkommen! und wohlbekomme es! mit einander. Letzteres braucht der Wirth bey dieser Gelegenheit, jenes bey der Ankunft der Gäste. Diese Sitte, welche Rec. nicht allgemein in Schweden fand, soll nach des Vf. Berichte an einigen Oertern in England gebräuchlich seyn. — Mit Vergnügen liesst man die Anmerkungen über *Trollhatta*. Die zu einem grossen Theile durch die Felsen gesprengten Schleusen und den Canal nebst dem sechszig Fuss hohen Wasserfalle sieht er mit Recht für höchstmerkwürdig an. Diese bewundernswürdige Arbeit ist durch den Zusammenschuss und auf die Veranstaltung von Privatpersonen ausgeführet worden, nachdem es die Regierung ein Jahrhundert hindurch fruchtlos versucht hatte, zum Beweise, was das Interesse von Privatleuten bewirken kann. Der Kanal ist beynahe drey englische Meilen lang, 36 Fuss breit, bie

hie und da über 50 Fuſs tief, und hat neun Schleuſen. Wenn er, da er die Schiffahrt zum Wenner öffnet, mit dem See Hjelmar vereiniget wird, und dieser wiederum mit dem Mäler; so können die Waaren auf denselbigen Schiffen von Gothenburg nach Stockholm verführt, und es kann der Oeresunds-Zoll erspart werden. Der Vf. merkt hierbey an: daſs dieser Kanal, als die schwedische Nation charakterisirend, angesehen werden könne; sie zeigte sich hier zu groſsen Unternehmungen geeignet, und ausgezeichnet für mechanische Erfindungen. Er sieht diese Schleusen-Einrichtung für die erste in der Welt an, und erhebt sie über alle Kanäle in England, so wie über den berühmten Languedokschen Kanal in Frankreich. Unter den Getraide Arten Schwedens hat der Vf. nur in Schonen und bey Upsala Waizen gesehen, da er doch keinesweges in Schweden und Finnland selten ist; es müſste denn eine Ausnahme in den nördlichern Provinzen statt finden. Unrichtig ist die Anmerkung, daſs das Aushauen der Wälder die Ursache zu der Unfruchtbarkeit des Feldes sey. Die Kälte hält sich länger in Wäldern und Schatten, Sümpfen und Morästen u. s. w. Diese vermehren die Härte des waldichten Erdstriches. Eben so unrichtig ist des Vf. Bemerkung, daſs die Vornehmen und Reichen den Sommer über in Schonen, dem Paradiese Schwedens, zubringen; die Meisten wohnen viel näher bey Stockholm.

Die Lage der Stadt *Stockholm* rühmt er. Unter den acht Inseln, worauf sie seiner Angabe nach gebauet seyn soll, brauchte Längholmen nicht angeführet zu werden. Darauf steht bloſs das Zoll Gebäude, das Spinn- und Zuchthaus und der kleine Werft zu Jagd Schiffen. Da der Vf. Blasjeholmen (S. 37) nennt: so begeht er in der Zeitrechnung einen häſslichen Irrthum von fast vierthalb Jahrhunderten. Die zur Regierungszeit des Königs Albrecht so berüchtigten Hüttenbrüder verwechselt er mit den seit dem Reichstage aufgekommenen sogenannten Hütben und Mützen, und sagt von jenen, was von diesen gilt; so wie er an mehrern Stellen Personen, den Bischof Munk mit dem Prof. Munthe, und die Grafen Bunge und Bonde und andere mit einander verwechselt. Daſs das Rathhaus und Gustavs I. Bildsäule auf Ritterholmen stehen, ist unrichtig; man findet sie auf dem Ritterhaus-Markte; allein für unsern Vf. waren *Ridderholmen* und *Riddarhustarget* dasselbige. — Die Aussicht von der Norderbrücke wird mit Recht als sehr angenehm beschrieben. — Der Vf. sah eine Zuckersiederey in der gröſsten Kälte brennen; das Wasser, womit das Haus bespritzt ward, fror sogleich zu Eis, und das Haus blieb mehrere Tage hinterher damit überzogen. Gleich andern Reisebeschreibern bemerkt der Vf., daſs das Kartenspiel, besonders Boston, ein sehr gewöhnlicher Zeitvertreib in Schweden sind. — *Drottningholm* wird als ein angenehmes, wohlgebauetes königl. Lustschloſs angegeben. Viele im dreyſsigjährigen Kriege von Prag weggeführte mythologische Figuren von Metall sind in dem Garten aufgestellt. Im Schlosse finden sich eine gute Bibliothek, seltene Handschriften, hetrurische Gefäſse von groſsem Werthe u. dgl. Ueber das Karussell auf Drottningholm, macht er verschiedene vernünftige und freye Bemerkungen; nur ist es falsch, daſs es jährlich angestellt würde. Er gedenkt der Spatzierfahrt nach dem Thiergarten bey der Stadt am ersten May, welche bey gutem Wetter von den königl. Personen im gröſsten Staate und von den Vornehmen und Reichen angestellt wird. Daſs aber jene diese Fahrt wieder den 24sten Jun. anstellen, daſs sie dann bis zum Schlusse des Monats unter Zelten wohnen, und einer aus der Stadt-Besatzung gebildeten Campirung beywohnen, ist abermals eine Zusammenschmelzung mehrerer nicht zusammengehörigen und gröſstentheils falschen Umstände. — Den September und October, nebst dem May und Junius, wo die Zerbrechung des Eises geschehen soll, sieht der Vf. als besonders beschwerlich für Stockholm an; allein da ist das Eis und das Thauwetter längst vorbey. Vermuthlich war dieſs in seinem Tagebuche für Torneå aufgezeichnet, dahin möchte es passen, aber keinesweges für Stockholm. Der Vf. litt minder an der Kälte zu Stockholm (gegen 25° des Celsiussischen Thermometers; warum nahm er nicht den damaligen höchsten Grad der Kälte, welcher bis zu 30 ging?), als bey der weit geringern Kälte Italiens. — Die schwedischen Wohnzimmer und die Art sie zu erwärmen, werden gerühmt. — Zu Stockholm gab es damals drey Theater: die königl. Oper und das dramatische, auch ein komisches Privat-Theater; auſserdem Börsen-Assembleen, Vauxhall und private Tanz-Einrichtungen. — Musik und Gesang, Oper und Concerte u. dgl. sollen nach Hn. A's Meynung in schlechtem Zustande seyn. Mit aller Achtung gegen des Vf. musikalisches Beurtheilungs-Recht glaubt doch Rec., daſs sein Urtheil einige Einschränkung leide. Hr. Häffner (nicht Haffner) ist als ein sehr guter Theoretiker bekannt; auſserdem giebt es viele geschickte Liebhaber. Die Namen der übrigen Musiker sind Rec. ganz unbekannt, vielleicht auch nur unrichtig geschrieben und also unkenntlich. — Das schwedische Frauenzimmer findet der Vf. im Allgemeinen genommen schön bey ausgezeichneter Stille und Gemüthsruhe im Angesichte, aber ohne das Feuer und die Leidenschaften, welche bey den Schönheiten Italiens und Frankreichs sichtbar seyen. Er gesteht, daſs es eine gute Erziehung genieſse, spricht ihm aber das Interessante in den Gesellschaften ab, welches man bey dem weiblichen Geschlechte in Italien antreffe; und giebt als eine Ursache davon an, daſs das männliche ihm so wenige Höflichkeit beweise. Uns scheint es aber mehr in der Art häuslicher Bildung, in dem Clima und der allgemeinen Ernsthaftigkeit der Nation zu liegen. — Ein *Klubb*, unter dem Namen: Societät, ist für Reisende der angenehmste Ort; da findet man allezeit gute Gesellschaft, allerley Zeitungen und gutes Essen.

sen. Derjenige, welcher des Vf. Leichtgläubigkeit mit der Nachricht von der Zubereitungsart des schwarzen und dabey süssen Brodes versuchte, hat seine Absicht gegen seine Vermuthung erreicht. Wie sollte wohl das Spülwasser von den Zuckersiedereyen zu allem dem süssen, oder sogenannten Limpebrod, welches zu Stockholm und in ganz Schweden gebacken wird, zureichen? Dergleichen zu glauben ist ungereimt. — Die schwedische Kleidertracht ist minder kostbar, als die in andern Ländern, weil Farbe und Form ziemlich bestimmt sind. Der Vf. sieht den Hof zu Stockholm für den ceremoniellesten unter allen Höfen an, und seiner Meynung nach ist Gustav III. der Urheber davon. Die Mahlzeiten und der Umgang dieses Königs waren stets heiter, sinnreich und lebhaft; jetzt verhalte es sich ganz anders. (S. 76.) Er stellt eine Vergleichung zwischen Gustav III. und Karl XII. an, und wirft einen forschenden Blick auf die Bewegursachen der Thaten des erstern. Die im 5ten Kapitel vorkommenden Anmerkungen verdienen im Zusammenhange gelesen zu werden. Wir wollen sie nur aufzählen: Gustavs III. Charakter — Wissenschaften und Künste unter seiner Regierung — der Herzog von Südermannland, dessen Charakter und Regierung — eben so des jetzigen Königs — Religions-Zustand — jetzige Verfassung der Denkfreyheit, der Künste und Wissenschaften. — Ueber diese letzten erklärt sich der Vf. auf folgende Art: „sie bedürfen weder des „Glanzes eines Thrones, noch des Schutzes eines „Fürsten. — Sie glichen gewissen empfindlichen Gewächsen, die bey dem Berühren der leichtesten und reinsten Hand sich zusammenziehen, die aber „wachsen und blühen, wenn man sie frey und sich selbst überläfst.“ Zum Beweise des Zustandes der Theologie führet er an; dass ein gewisser Bischof M*** eine Dissertation herausgegeben: *de potentia diaboli in corpus humanum*, worinn er die Teufel in mehrere Arten vertheile und Mittel zu ihrer Vertreibung angebe. Die unter dem Herzoge von Südermanland hergestellte Druckfreyheit finde nun nicht mehr statt. Zum Beweise davon wird angeführet: dass ein Buch, ungeachtet es censirt war, gleichwohl hernach auf hohen Befehl confiscirt und verboten worden. Unter den Herausgebern des Journals: *Läsning i blandade ämnen*, wird *Hersparre* genannt; vermuthlich soll es: *Adlersparre* heissen. Nachdem der Vf. sich über die Akademie der schönen Wissenschaften, und über die schwedische geäussert hat, kommt er auf die Wissenschafts-Akademie und auf die Universitäten: Upsal, Lund und Abo. Unter den Poeten, die nicht Akademiker sind, werden mit Ruhme *Lidner* Vf. des Gedichtes *Spastares Död*, und *Thorild* Vf. des Gedichtes: *Passionerna*, genannt. Das letzte soll doch nach des Vfs. Urtheile nicht mit dem von dem englischen Dichter Collin verglichen werden können. Ossian soll Thorilds Muster gewesen seyn.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

HANDLUNGSWISSENSCHAFT.

Köln (am Rhein) in d. Exped. d. Anzeig., u. bey Haas u. Sohn: *Literarisch-merkantilischer Anzeiger für das linke Rheinufer, die Niederlande und Holland. Erstes Heft.* 32 S. *Zweyt. H.* 33—68 S. *Dritt. H.* 1—32 S. *Viertes* (und letztes) *Hft.* 1—28 S. gr. 4. Ohne Jahrzahl. (Sept. bis Dec. 1801.) in einem farbigen Umschlage. (Alle 4 Hefte 2 Rthlr.)

So gross auch das Bedürfniss ist, in den vier Rheindepartements ein Blatt für Kaufleute, Fabrikanten, Manufacturisten, Schiffahrer u. dgl. wöchentlich oder in monatlichen Heften herauszugeben, um darin Alles, was den Handel und das Commerzwesen dieser ehemals sehr blühenden Gegenden Deutschlands betrifft, aufzunehmen und anzuzeigen, was dem Bedürfniss der Zeiten und der Lokalität der merkantilischen Verhältnisse einzelner Individuen angemessen sey; eben so sehr ist das vor uns liegende Blatt in aller Absicht missglückt. Es herrscht darin weder Plan noch Ordnung; alles ist durcheinander geworfen, und man sieht nirgend einen bestimmten Zweck, es sey denn, dass es der sey: Buchhändler-Anzeigen aus allen Gegenden Deutschlands aufzunehmen, und damit diese Hefte anzufüllen. Wir wollen dieses durch Thatsachen beweisen.

I. Heft S. 1—8 enthält *sechs* unbedeutende, dem auswärtigen Handel gewidmete *Aufsätze;* von S. 9—32 findet man bloss *Bücher-Anzeigen*, weiter aber nichts. — *II. Heft* S. 33—36. *Büsch's Entwurf einer Geschichte des Hansebundes* — wovon hier der Anfang geliefert, und die Fortsetzung versprochen wird. Diess ist ein wörtlicher Abdruck aus dem bekannten *Hanseat. Magaz.* 1. St. und aus *Büsch's bisher noch nie gesammelten vermischt. Schriften.* 1. Th. S. 324 ff. — ohne der Quellen zu gedenken. S. 45—68. *Bücher-Anzeigen.* — Im *III. Hefte* findet man eine schlechte Uebersetzung von dem berühmten *Mémoire sur les quatre Departem.* etc. par le Cit. *J. J. Eichhoff*, à Paris An. X. 72 S. gr. 4.), die in Frankreich und am linken Rheinufer viele Sensation gemacht, nur nicht den beabsichtigten Zweck erreicht hat. Die Veranlassung dieser Uebersetzung, und dass es wirkliche Uebersetzung sey, wird mit keiner Sylbe erwähnt. Der *IV. Heft* enthält weiter nichts als *Bücher-Anzeigen.* Weiter lässt sich nichts von einem Unternehmen sagen, das so zwecklos angefangen, und in seiner Geburt, aus Mangel des Beyfalls, erstickt wurde! Dass aber auch das beste literarisch-merkantilische Product am linken Rheinufer gedeihen würde, lässt sich aus mehreren Gründen bezweifeln.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 3. December 1802.

ERDBESCHREIBUNG.

London, b. Mawman: *Travels through Sweden, Finland and Lappland to the North Cap. — By J. Acerbi. etc.*

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Die 1739 gestiftete Wissenschafts-Akademie besteht aus 100 inländischen und vielen ausländischen Mitgliedern; ihre beiden Secretäre sind beständig. Die Einnahme von den Kalendern soll im J. 1800 zwey tausend Reichsthaler gewesen seyn; aber diess macht nicht, wie Hr. *A.* meynt, den einzigen Fond der Akademie aus. Sie besitzt ein eigenes Haus, worin (und nicht auf der Sternwarte, wie Hr. *A.* irrig berichtet) sie ihre Zusammenkünfte hält, ihre Büchersammlung, Naturalien u. s. w. aufbewahrt; und ausserdem noch die Sternwarte. Die Eintheilung ihrer Mitglieder in sieben Classen hat ihre Unbequemlichkeiten, und die Anzahl von 100 wirklich verdienten Männern ist zu gross für die geringen Fortschritte in Kenntnissen, und für ein an Volk armes Land. Die Classen sind: 1) für die allgemeine Haushaltung; 2) den Handel und die Mechanik; 3) die äussere Naturkunde und die Naturgeschichte; 4) die innere Naturkunde und die natürliche Philosophie; 5) die Mathematik; 6) die Medicin; 7) die Schönen Wissenschaften, die Weltgeschichte und die Sprachkunde. Hier wirft der Vf. einige Fragen auf, welche der Rec. zur Ehre der Akademie zu beantworten sich nicht getrauet. Auch lässt er es dahingestellt: ob Hr. *A.* recht hat, wenn er sagt: „Diese Eintheilung scheint gemacht zu seyn, „um allen denjenigen den Eintritt in die Akademie „zu eröffnen, die irgend mit ihrem Range, oder Gel„de, oder durch andere Auswege das Ansehen der „Akademie vermehren können;" und dann hinzufügt: „so kann ein jeder Haushalter in die erste „Classe kommen; ein jeder Kaufmann in die zwey„te; ein jeder Fliegensammler in die dritte oder „vierte; ein jeder Kalenderschreiber und Rechen„meister in die fünfte; ein Feldscheer in die sechste; „und in die siebente kann ein Balladenschreiber und „ein Wörterbuchs-Fabrikant mit allem Rechte aufge„nommen werden." Zugleich werden Beyspiele von der Wahl der Mitglieder und den Bewegungsursachen dazu angeführt, die, wofern sie wahr sind, nicht zur Ehre der Akademie gereichen. Jedoch hat Hr. *A.* keine grosse Ansprüche auf Glaubwürdigkeit; und das ist ein glücklicher Umstand für die Personen, welche er in seinem Werke oft unbedachtsam tadelt; ein anderer Vortheil kommt denen zu statten, deren Namen so entstellt sind, dass sie nicht erkannt werden können. Es gehört gleichwohl ein grosser Grad von übeln Willen dazu, ohne dringende Nothwendigkeit und bey nicht voller Ueberzeugung, ein Vergnügen in persönlichen Angriffen und Rügen zu finden. Der Vf. führt classenweise die Mitglieder der wissenschaftlichen Akademie auf, und füge bey eines jeden Namen, so weit seine wahren oder falschen Nachforschungen sich erstrecken konnten, einen gewissen Zug von dessen Charakter bey; allein in Ermangelung eines andern hat er oft Anekdoten aufgezeichnet, die auf keinerley Weise ihr literarisches Ansehen betreffen. Wir enthalten uns, unsern Lesern eine besondere Rechenschaft von des Vfs. Art und Weise in der Mittheilung dieser Gegenstände abzulegen. Ohne Zweifel wird irgend ein Schwede, der seine Landsleute besser kennt, die Vertheidigung derer übernehmen, die hier unrecht leiden. Derselben rächenden Hand überlassen wir, was Hr. *A.* von den Lehrern auf den Universitäten und von den gelehrten Gesellschaften berichtet, deren er für Künste und Wissenschaften neun an der Zahl aufzählt. — Der Modell Saal zu Stockholm ist der grösste, den der Vf. irgend je gesehen, oder wovon er gehört hat; die Modelle werden in einem grossen Saale und in guter Ordnung aufbewahrt. Er rechnet einige davon her, und macht dabey die Anmerkung: dass viele Erfindungen in England, als neu aus Deutschland gekommen, angesehen wurden, nachdem sie doch zuvor in Schweden gemacht worden. „Vielleicht, „sagt er, ist kein Land in Europa, wo Unterwei„sung und Kenntnisse mehr ausgebreitet sind, als in „Schweden, Island, Schottland und Genua ausge„nommen. Die Schweden, ich meyne die niedere „Volksclasse, sind ein offenherziges, gutes, munte„res, gastfreyes, abgehärtetes und muthiges Volk. „Es würde schwer seyn, eine Nation zu nennen, „die sich mehr durch Vereinigung des Witzes, der „Bravheit und der natürlichen Bescheidenheit aus„zeichne." — Hierauf ertheilt er seinen Lesern Nachricht von dem Zustande der Erziehungsanstalten in Hinsicht auf die ersten Gründe. Er redet von den Kirchspiel-Schulen auf dem Lande, den Gymnasien und den Universitäten; von der letztern Geschichte, Professoren und andern Lehrern; liefert Auszüge aus ihren Lections-Verzeichnissen, sagt einiges von eines jeden Lehrers Arbeiten und Verdiensten, ertheilt Nachrichten von den Stipendien für

für bedürftige Studirende, und von der Ordnung bey Prüfungen und Promotionen in den Facultäten. Daſs dieſe ohne Ceremonien geſchähen, iſt falſch; man hat zwar um ihre Abſchaffung gehörigen Ortes angeſucht, aber, wie Rec. vermuthet, immer abſchlägliche Antwort erhalten. — Der Vf. kommt nun auf die freyen Künſte, und beſchreibt eine Ausſtellung von Malereyen, welche jährlich im Februar ſtatt findet, und wozu jedermann freyen Zutritt hat. Zur Maler- und Bildhauer-Akademie gehören neun Profeſſoren, und ungefähr 400 Lehrlinge. Die Ausſtellung des Jahres, welche der Vf. ſah, enthielt 129 verſchiedene Gemälde und dahin gehörige Arbeiten. Aus dem gedruckten Verzeichniſſe darüber führt er vier Claſſen an, nämlich: die Arbeiten von 1) ſchwediſchen Mitgliedern; 2) auswärtigen; 3) aſſociirten und 4) Zugabe; hier iſt eine Miſsrechnung; denn die letzte kann keine Numer abgeben; ſie enthält bloſs Zuſätze zu den vorhergehenden.

Unter den ſchwediſchen Mitgliedern der Akademie, welche hier aufgezählt werden, erhalten *Sergel, Breda, Belanger* und *Deprez* groſses Lob. Von dem letzten bemerkt der Vf., daſs er, wofern Guſtav III. beym Leben geblieben wäre, muthmaſslich Schweden viele Millionen Reichsthaler gekoſtet haben würde. Er meynt alſo: daſs deſſen ausgedehnte und fruchtbare Einbildungskraft nie würde aufgehört haben, dem genannten Könige Vorſchläge zu thun, die dieſer denn ausgeführt hätte. In Vergleichung mit andern Nationen unter ähnlichen Umſtänden von Schwierigkeiten, Lage und Himmelsſtrich, des Kampfes mit innerlichen Unruhen, auswärtigen Anfällen u. ſ. w. nicht zu gedenken, glaubt der Vf., daſs keine Nation ſo groſse Fortſchritte in Wiſſenſchaften und Künſten, als die ſchwediſche, gemacht hätte. Handel und Gewerbe blühen; der Volksſinn, oder die Geiſtesſtimmung, bleibe unverändert, unerachtet vieler die Freyheit niederdrückenden Umſtände. Die Regierung müſste doch noch zum Theile auf die allgemeine Denkungsart Rückſicht nehmen. Die Gerechtigkeit iſt mit Milde vermiſcht, und die hülfloſen Armen finden überall Troſt und Unterſtützung. Inzwiſchen tadelt der Vf., oder, wie er ſich ausdrückt, beklagt: daſs ſich durch den Einfluſs des Hofes, Intriguen und Kabalen bey einer muntern und lebhaften Nation, faſt in allen Zweigen der Verbindungen eingedrungen hätten.

Nun berichtet er ſeine Abreiſe von Stockholm nach *Finnland* im März 1799 auf einem Schlitten. Unterweges ſah er oft Füchſe, die bey dem ihnen ungewöhnlichen Laute des Pfeifens ſtille ſtanden, und die pfeifenden Menſchen anſtaunten. Er nahm den Weg nach Griſlehamen und über Ålandshof auf dem Eiſe. Die Geſchichte und der Fang der Seehunde werden kürzlich berührt, und einige den König Guſtav III. und die Seeſchlacht bey Hogland unter dem Herzoge Karl angehende Anekdoten beygebracht. Åland, eine Sammlung von Inſeln im bothniſchen Me[illegible]uſen wird nach Clima, Naturgeſchichte, Volksſitten u. ſ. w. beſchrieben.

Die Reiſe durch *Finnland* macht gleichſam einen beſondern Theil des erſten Bandes aus, und fängt mit dem Aufenthalte zu Åbo und deſſen Beſchreibung, Bibliothek, Handel u. ſ. w. an. Die Fortſetzung der Reiſe geſchah nordwärts. Hier kömmt verſchiedenes Merkwürdiges vor von der Schwierigkeit zu reiſen, wenn es am Schnee fehlt, von des Volkes Sitten, Kleidung, Fertigkeit im Schieſsen u. dgl. Er ſah Ueberreſte von den Waldbränden, und beantwortet, nach des Rec. Meynung ſehr überflüſſig, die Frage: ob ſolche von der Wirkung der Sonnenſtralen herkommen könnten. Hierauf kam er mit ſeinen Mitreiſenden Bellotti und dem Oberſten Skjöldebrand nach *Waſa*, deſſen Lage, Handel und Einwohner beſchrieben werden.

Durch Gamla Carleby und Braheſtad ging die Reiſe nach *Uleåborg*. Dieſe Stadt ward durch Karl IX. im J. 1605. angelegt. Nach S. 257. ſoll ſie von den Ruſſen in den Jahren 1498. 1517. 1589. und 1592., folglich ehe ſie erbauet war, angegriffen worden ſeyn. Das konnte nun freylich nicht ſtatt finden; ſie drangen nur bis zu jener Gegend vor. Bey den mineraliſchen Quellen in der Nähe dieſer Stadt und in der Anführung ihrer Steinarten will ſich der Vf. das Anſehen eines Chemikers und Mineralogen geben; er thut es aber auf eine Art, die gegen ſeine Kenntniſſe in dieſem Fache groſses Miſstrauen erweckt, da er von einem *ſale digeſtivo* redet, und ſich auf Retzii Mineralogie beruft. Der Winter währt hier zwey Monate länger, als zu Stockholm. Die Winde vom bothniſchen Meerbuſen ſind im Herbſte warm, aber im Winter kalt und unangenehm. Die Oſt und Nordoſtwinde ſind im Frühjahre warm, aber im Winter kalt. Der Vf. findet die Urſache in den Wäldern und Ländereyen, die im Frühjahre von der Sonnenwärme und der Wachsthumskraft erwärmt werden, zur Winterszeit aber die über die gefrornen Moräſte und Landſeen ſtreichenden Winde kalt machen. Gegen den Schluſs des Auguſts ſtellt ſich der Froſt ein; der Winter fängt erſt im October an, und reicht bis zum Ende des Aprils. Die Vegetation geht hier ſehr ſchnell. Innerhalb ſechs Wochen ſäet und ärntet man. Der Vf. hielt ſich länger, als er ſichs vorgeſetzt hatte, zu Uleåborg auf; theils fand er die Geſellſchaft angenehm, theils wollte er unter Anweiſung des Hn. *Julin*, (Apothekers daſelbſt, und Mitglieds der Stockholmer Akademie der Wiſſenſchaften, von dem hier auch eine metereologiſche Tabelle mitgetheilt wird,) ſich mit der Naturgeſchichte bekannt machen. Der Freyherr Silfwerhjelm, in deſſen Geſellſchaft er reiſete, ein Zögling Mesmers, ſtellte Verſuche mit dem Magnetismus an, und zeigte von deſſen Wirkung ein Beyſpiel an des Vfs. Landsmann. Die Gaſtfreyheit wird ſowohl von Uleåborg, als von dem ganzen nördlichen Schweden gerühmt. Muſikaliſche Kenntniſſe und Fertigkeit finden dort groſse Bewunderung. Man tanzt und ſingt nach einem finniſchen Inſtrument mit fünf Metall-Saiten, eine für jeden Finger, Harpu genannt. Man wundert ſich, einen National-Geſang von $\frac{5}{4}$ Tact zu fin-

finden, welcher der gelehrten Musik zugehört, vermisst aber den Rhythmus, welcher gewöhnlich in den Gesängen von minder verfeinerten Nationen angetroffen wird. — Die Fischerey unter dem Eise zur Winterszeit geschieht mit Netzen, welche durch mehrere abgesonderte Oeffnungen im Eise durch lange Stangen und Stricke unter dem Eise von einer Oeffnung zur andern gezogen werden. Der Bericht von der Robben-Jagd auf dem Eise im Frühjahre und der damit verbundenen Gefahr ist lesenswürdig. — Die Verehlichung bey den Finnen hat ihre Eigenheiten. Der Freyer meldet seine Sache durch eine alte Frau an, die dem Mädchen eine kleine Gabe überliefert. Wird solche angenommen, so ist es ein Ja. Den Tag nach der Hochzeit erklärt der Bräutigam vor allen Gästen, ob er seine Braut als Jungfer befunden hat oder nicht. Schlägt diese Erklärung zum Vortheile der Braut aus: so wird zur Ehre derselben von einem gegenwärtigen Redner, die Glückseligkeit des Ehepaars in der verwichenen Nacht gepriesen, und die Gesellschaft trinkt ihre Gesundheit aus einer rein gescheuerten Schale; im Gegentheile geschieht es aus einem schmutzigen Gefässe, und die Braut erhält ernsthafte Vorstellungen. In jedem Falle nimmt der Redner ein paar sogenannter Bräutigams Hosen hervor, schlägt damit der Braut an den Unterleib, und sagt: Werde fruchtbar und gieb deinem Manne Erben (S. 295.). — Im Kemi-Kirchspiele schlafen die Verlobten unangekleidet die Woche vor dem Hochzeitstage zusammen. — Das durch einen Kupferstich erläuterte Baden geschieht in einem eigenen Hause, worin die Steine stark erhitzt werden, so dass das darauf ausgegossene Wasser qualmicht wird. Beide Geschlechter baden sich auf einmal im Dunkeln ohne Kleidung oder eine andere Hülle. Der Vf. fand, dass das Volk in diesem Bade eine halbe Stunde eine Hitze von 70 Graden nach Celsius Thermometer aushielt, er selbst konnte nicht Athem darin schöpfen; ob er gleich zu Kemi bey einer allmälig geschehenen Erwärmung anfänglich 50, und hernach bis 65 Grade aushielt. Die Badenden reiben sich mit Birkenreisern den Leib; die Mannspersonen scheren sich den Bart in den Badstuben. Zur Winterszeit gehen sie oft heraus, und wälzen sich nackend bey einer Kälte von 20—30 Graden im Schnee herum. Sie behaupten: dass ihre Stärke und Gesundheit durch das Baden eben so viel, als durch den Schlaf und die Ruhe gewinne. Der Vf. bringt eine Sammlung von finnischen Sprichwörtern und Versen, als Beyspiele der Nationalpoesie, bey; welche im Zusammenhange gelesen werden müssen, um einen vollständigen Begriff von ihrer Beschaffenheit zu erlangen. Einige ihrer Verse sind zur Heilung gewisser Krankheiten erfunden worden; davon haben sie auch den Namen, sie werden aber meistentheils geheim gehalten.

Die Abreise von *Uleåborg*, wo unsere Reisende viele Freunde hatten, geschah nicht ohne Missvergnügen von beiden Seiten. Der Vorsatz, zur Sommerszeit nach Nordcap zu kommen, ward von den Landes Einwohnern als ein Luftschloss angesehen. Inzwischen traf man die gehörigen Anstalten. Die Gesellschaft vermehrte sich bis zu zehn Personen, nachdem noch ein Paar andere dazu gekommen waren; allein diese wandten bald mit Hn. *As.* Landsmanne und Reise-Gesellschafter um. Tabak und Branntwein nahm man zu Geschenken für die Lappländer mit. Den 8ten Jun. 1799 um 10 Uhr Abends, da noch die Sonne über dem Horizonte war, geschah die Abreise nördlich durch Kemi, die Stadt Torneå bis zu den Dörfern Kengis, Kautokeino, Alten, und endlich bis Nordcap. Bey Torneå, (der nördlichsten Stadt Schwedens,) berichtet er: dass man zur Zeit der Sonnenwende mitternächtlich die Sonne von einem Kirchthurme sieht; prüft Maupertuis's schauderhafte Beschreibung von Torneå zur Winterszeit, und liefert denn eine andere ganz vortheilhafte Schilderung der Stadt, wie er sie im Sommer fand. Die Volkszahl wird auf 600 angegeben. Sie ward unter Karl IX. im J. 1602. angelegt. Noch wird ein Buch verwahrt, worin die Reisenden ihren Namen anzeigen. Hr. *A.* liefert einen Auszug über diejenigen, welche er für die merkwürdigsten ansah. Der erste Franzose war *J. F. Regnard*, Verfasser von dramatischen Arbeiten. Er war daselbst im J. 1681. und gab hinterher seine Reisebeschreibung heraus, die aber voll Unrichtigkeiten ist. — Der Lachsfang im Flusse Torneå wird beschrieben. Den 18ten Jun. kam unsere Reisegesellschaft zu Ober-Torneå, einem ungefähr 42 englische Meilen von der Stadt entlegenen Dorfe an. Hier endigte sich der Landweg, und die Reise ward den Strom hinauf fortgesetzt. Unter den wenigen Gewächsen, die dort nun in Blüte angetroffen wurden, waren vornämlich: *Betula nana*, *Rubus chamaemorus* und *arcticus* und *Corvus suecica.* Auf dem von Maupertuis erwähnten Berg Avasaxa fand man von Gewächsen und Insecten, z. B. *Bartsia alpina*, *Trollius europaeus* u. s. w. und *Chrysom. lapponica*, *Leptura intervogationis* u. s. w. Der Vf. giebt hier und da kleine Verzeichnisse von Gewächsen, oft von eben denselbigen, jedoch ohne irgend einige Bemerkungen. Als einen Beweis von der Länge des Winters erzählt der Vf., dass er einen guten Braten von einem acht Monate zuvor geschlachteten Rennthiere gegessen habe. — Die Ruhe und Kälte der Finnen in den Gefahren bemerkt man in den Fahrten mit Böten durch die Wasserfälle, deren es so viele und oft recht heftige in den lappländischen Strömen giebt. Die Reisenden tauschen nun Böte und Ruderer statt der Pferde auf den Stationen. — Die Akademie der Wissenschaften hatte zwey ihrer Mitglieder dorthin gesandt, um Maupertuis's Gradmessung bey Torneå zu untersuchen; einer davon, Hr. *Swanberg*, hatte über seine Reise einen Bericht von dem Unterschiede der von jenem Gelehrten und ihm selbst angestellten Bemerkungen eingesandt; diesen zuvor in den Abhandlungen der Akademie abgedruckten Bericht findet man hier wörtlich, auf 11 Seiten übersetzt

für be...setzt eingerückt. — Der Vf. sah hier den Seevogel: *Mergus merganser*, der seine Eyer gewöhnlich in hohle Bäume am Ufer legt. Die Einwohner hängen zu ihrem Dienste kleine Laden an den Bäumen auf. In jene legen nun die Vögel die Eyer. Wenn der Bauer sieht, dass einige darin gelegt sind: so nimmt er sie bis auf eins oder zwey heraus. Diess geschieht vier bis fünfmal, so dass man wohl ein Schock von einem einzigen Vogel bekömmt; die letzten lässt man zum Aushecken liegen. Kengis ist eine Eisen - Schmiede etwa 140 englische Meilen von Torneå, wo sich die Gesellschaft trennte. Hr. A. nebst dem Obersten Skjöldebrand und einem Bedienten setzten die Reise fort; die Andern wandten wieder um nach Torneå und Uleåborg.

(Der Beschluss folgt.)

Leipzig, im Industrie Comptoir: *Abbildung und Beschreibung der südwest - und östlichen Wenden, Illyrer und Slaven,* deren geographische Ausbreitung von dem adriatischen Meere bis an den Ponto; deren Sitten, Gebräuche, Handthierung, Gewerbe, Religion u. s. w. nach einer zehnjährigen Reise und vierzigjährigen Aufenthalte in jenen Gegenden, dargestellt von *B. Hacquet*, der Weltweish. und Arzneygelahrth. Doctor, K. K. Bergrath, ordentl. Lehrer der Naturkunde an der Josephinischen Schule in Ostgallicien, und sehr vieler gelehrten Gesellschaften Mitglied. — *Erster Theil, erstes Heft.* 1801. 48 S. 4. Mit 7 sauber illuminirten Kupfern. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der verdienstvolle und unermüdete Vf., dem wir so viele in die Gebirgskunde und andere physikalische Gegenstände eingreifende Werke zu verdanken haben, dessen Erfahrungen sich über fast alle Theile der österreichischen Monarchie und der zunächst angränzenden Länder erstrecken, hat sich nun entschlossen, die verschiedenen Zweige der grossen Slavischen Nation, durch Darstellung ihrer Handlungsweise, Kleidertracht etc. dem Deutschen näher bekannt zu machen. Mit Dank erkennen wir seine Arbeit, und wünschen nur, dass es ihm belieben möge, etwas nähere Rücksicht auf geographische Hauptpunkte zu nehmen, bey Ländern, wo es uns noch so sehr an Belehrung fehlt. Was kann es ihm für Mühe machen, die wichtigsten Orte, nach ihrer Grösse, Bevölkerung und Erwerbszweigen auszuzeichnen, und mit der allgemeinen Darstellung der Lage, welche hier schon gegeben wird, zu vereinigen. Es müsste z. B. ein interessantes obgleich trauriges Gemälde aus der gewissenhaften Beschreibung einzelner Gegenden in der Moldau und Bessarabiens entstehen, welche durch die russischen Kriege so sehr gelitten, und den grössern Theil ihrer Bewohner verloren haben. — Dieses erste Heft schränkt sich auf die Schilderungen einiger Wenden im Kärnthner Geilthale, und der Slaven in Krain und Istrien ein. Die Beschreibung ihres Wuchses, ihrer Kleidung, erhält durch die beygefügten charakteristischen Zeichnungen noch mehreres Leben; und der Darstellung ihrer Sitten kann es unmöglich an auffallenden Verschiedenheiten von den unsern fehlen, z. B. S. 15. „Die Geilthalerinen in Kärnthen bereiten sich am Abend vor der Hochzeit zum Tanze mit Waschen und Reinigung des ganzen Körpers vor; wobey die Mädchen sich den Unterleib so mit Stroh und groben Tüchern scheuern, dass alles den andern Tag noch ganz roth vor aller Zuschauer Augen erscheint. Wenn ich sage, vor aller Zuschauer Augen: so gründet sich diese Wahrheit auf ihre äusserst kurze Tracht, da bey dem gewaltigen Tanzen und Bockspringen der ganze untere Stock vollkommen aller Schau ausgesetzt ist; woraus sich eine Wendin nicht das geringste macht. Es scheint vielmehr aus der angeführten Vorbereitung, dass es ihr Wunsch ist, da gesehen zu werden, wo man es bey jeder civilisirten Nation äusserst unanständig finden würde." S. 28. „Heyrathet bey den Krainerischen Slaven eine Witwe: so wird ihr, wenn sie zur Kirche geht, eine unausstehliche Schimpfmusik von dem gemeinen Volke gemacht. Diese besteht, wo das Brautpaar vorbeygeht, aus eisernen Pfannen, Zangen, Ofengabeln, und anderm Klemperwerke, womit ein unleidliches Getöse gemacht wird." Die nämliche Sitte erhält sich durch ganz Istrien; nur dass man dort den Schimpf durch kleine Geschenke abkaufen kann. — In der allgemeinen kurzen Einleitung über die grosse Nation der Slaven giebt der Vf. den Kaukasus als Ursitz derselben an; diess würde wohl schwerlich geschehen seyn, wenn er gewusst hätte, wie viele Völker man schon aus dieser fruchtbaren Wiege geführt hat. Mehrere Aufmerksamkeit verdient vielleicht die Behauptung, dass der Russe und Böhme, als im Ganzen genommen kurzstämmiges Volk mit festem Knochenbau, mehr zum Mongolischen als Slavischen Stamme gehöre, der in seinen verschiedenen Zweigen grösstentheils schlanke gutgewachsene Leute mit offener Bildung hervorbringt.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Düsseldorf, b. Dänzer: *Jahrbuch der Armenversorgungsanstalt und Addressbuch von Düsseldorf,* zum Besten der Armen herausgegeben von der Hauptverwaltung. 1801. 172 S. 8. (16 gr.)

Die musterhaften Armenanstalten im Herzogthum Berg verdienten wohl diese Zusammenstellung mit dem Personale der sämmtlichen Kurfürstlichen Diener - und Kaufmannschaft. Erstere sind seitdem unverändert geblieben, letztere aber durch die neue Organisation im October 1802 ziemlich umgeschmolzen. S. 59. ff. findet man die Akademie der Wissenschaften und das Gymnasium, und nach diesen den zahlreichen Handlungsvorstand mit Inbegriff der jüdischen Kaufmannschaft.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 4. December 1802.

ERDBESCHREIBUNG.

LONDON, b. Mawman: *Travels through Sweden, Finland and Lappland to the North-Cap. — By J. Acerbi etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der *zweyte* Band fasst die eigentliche Reise durch *Lappland* nach *Nord-Cap* in eilf Kapiteln, die allgemeinen Anmerkungen über Lappland in 27 Abschnitten nebst einem Anhang über die National-Musik und einem Tagebuch über des Vfs. Hin und Herreise zwischen Stockholm, Uleåborg und Nord Cap.

Von der Eisen-Schmiede Kengis ging die Reise auf einem Boote den Strom hinauf 22 Meilen, innerhalb 12 Stunden, wovon doch fünf zur Ruhe angewandt wurden. Ein schrecklicher Regen, von einem Gewitter begleitet, welches das einzige war, welches unsere Reisende auf dem ganzen Wege hörten, überfiel sie. Sie fuhren nun durch schauderhafte Wasserfälle, und blieben einmal mit Lebensgefahr in einem derselben an einem Steine hängen. Bald zog man das Boot über Land solche Fälle vorbey, die nicht befahren werden konnten; bald ging das Volk ans Land, und zog das Boot mit Seilen durch dieselbe. — Hier fing der Muth unserer Reisenden zum erstenmale an, zu wanken. — Das Land ist jedoch angenehm, der Strand ist mit Birken bewachsen, und hohe Berge sind bloss von ferne sichtbar. — Die Schilderung des Muths und der Ausharrung in Gefahren, die schreckliche Stärke und Geschwindigkeit des Muonio-Wasserfalles und die Beschwerden der Reisenden auf der Fahrt zwischen Colare und Muonioniska verdienen im Zusammenhange gelesen zu werden. Die Heftigkeit des Wasserfalles war so stark, dass man eine englische Meile innerhalb 3—4 Minuten zwischen Klippen und spitzigen Felsen zurücklegte. — Der Vf. sah hier eine kleine Anpflanzung von Finnländern; die Lage wird als einnehmend beschrieben. Muonioniska ist ein Kirchspiel, wo ein Prediger wohnt. Der Vf. giebt zu erkennen, dass dieser Prediger ihm viele bedeutende Dienste geleistet, guten Verstand gezeigt hätte u. s. w., nimmt sich aber doch die Freyheit heraus, sowohl seine politische Denkungsart, als auch verschiedenes minder anständige von seinem Charakter und seiner Lebensart anzuführen. Kann diess wohl mit der pflichtmässigen Discretion eines Reisenden bestehen? — Auf beynahe 200 Quadratmeilen rechnet der Vf. 400 Seelen in diesem Kirchspiel. Es sind nicht Lapp-, sondern Finnländer, die sich in diesen Bezirk Lapplandes niedergelassen haben. Die Jugend beiderley Geschlechts schläft, ohne irgend einige Folge einer so nahen Bekanntschaft, zusammen. Raub und Mord sind unbekannt; vom Selbstmorde hat man jedoch Beyspiele. Man isst am meisten Fische, die an der Sonne getrocknet sind. Ackerbau ist bey ihnen noch wenig bekannt, dürfte auch wohl in jenem Erdstriche nicht gedeihen. Wenn im Herbste die Vögel ihre Federn wechseln, und nicht fliegen können: so werden sie mit Stöcken erschlagen, und dienen zur Speise. Das Volk ist sehr nüchtern. Man gab ihnen Wein, den sie für ein Arzneymittel hielten. Krankheiten sind ungewöhnlich; manche Leute haben hier ein Alter von 110 Jahren erreicht. — Der Vf. besuchte einen Berg östlich von Muonioniska, der den Namen Pallas und Keiniö Tunduri führt. Für ihn war die Gegend überaus einnehmend. Auf dem Berge sah er Schnee am Ende des Junius. Er erhielt hier *Motacilla Svecica, Larus glaucus;* suchte, aber vergebens, Perlschnecken, die im Strome gefunden werden sollten, und fand *Mya pictora.* — Den 5. Jul. stand der Celsiussische Thermometer Mittags auf: + 29° und des Nachts auf: + 19°. Unsere Reisende fuhren desselben Tages von Muonioniska nördlich. Das Stromwasser war klar und rein; Niemand aber wagte es, der Mücken halber, sich darin zu baden. Der Vf. berichtet, dass man auf dem Wege nordwärts, innerhalb den Gränzen Lapplands, nicht weiter als bis nördlich von Muonioniska, und am weitesten nördlich von Torneå kommt. Das Südliche gehört zu Westbothnien. Maupertuis und mehrere haben sich hierin geirrt. Noch ein Stückweges folgte der Vf. dem Muonio-Flusse, den er dann links liess; auf einem andern reiste er hernach bis Lappajerfwi und Kautokeino; von wo die Reise bis Alten und Nord-Cap fortgesetzt werden musste. Der Dürre halber war zu wenig Wasser im Strome, so dass nun neue Schwierigkeiten zu überwinden waren. Das Land bekam hier ein ganz verändertes Aussehen. Rennthierflechte *(Lichen rangiferinus)* war hier überflüssig. Bey der Ankunft zu Lappajerfwi ward der Vf. von einem Rauche zu zwey lappländischen Fischern geleitet, die ihr Angesicht mit Theer bestrichen, und die Hände und Schultern mit Zeuge wider die Mücken bedeckt hatten, die bey ihrer myriadischen Menge und Stichen viele Plagen verursachen. Der Strom ward seichter, und unsere Reisenden wurden oft genöthiger, ihre Sachen zu tragen, um das Boot zu erleichtern. Die Meerschwal-

schwalbe (*Sterna hirundo*) war hier so zahm, dass man sie mit Stöcken erschlagen konnte. Die Gesellschaft verweilte hier auf einer Insel in Pallajerfwi, wo Fischer waren, drey Tage. Man schickte Boten umher, Lappländer aufzusuchen und zu bestellen, um unsere Reisende an einem gewissen Orte und zur gewissen Zeit aufzunehmen, und nach Kautokejno zu führen. Der Vf. traf sie auch richtig an, und macht die Anmerkung, dass die schwarze Farbe ihnen im Allgemeinen hier eigen sey, und einen Unterschied zwischen ihnen und den Finnen ausmache, die er hier nicht so gefärbt sah. Als diese zurückgereist waren, und sich die Gesellschaft unter den Lappländern befand, sahen sie sich als ganz abgeschieden von der übrigen Welt an. Diese sieben sollten ihre Reise Gepäcke tragen, und die Karavane bestand nun aus eilf Personen, nämlich ausser den Lappländern, dem Vf., dem Obersten Skjöldebrand, einem Bedienten und einem Dollmetscher. Die Hitze war 29° im Schatten und 45 im Sonnenscheine. Die Reise geschah zu Fusse, einer hinter dem andern, und nach einem Wege von 6 Meilen erreichte man die norwegische Gränze und einen Landsee, wo man zwey elende Böte fand, die hier über Winter und Sommer liegen. Man kam glücklich auf der anderen Seite an, und die Reise ward, wie zuvor, zu Fusse fortgesetzt. *Angelica* (Engelwurzel) fand man hier; ein gutes Mittel, dem der Vf. seine unveränderliche Gesundheit auf der Reise zuschreibt. Die Lappländer gränzen, seiner Beschreibung nach, nahe an die Thiere. Sie lieben stark Tabak und Branntewein. Der Vf. erzählt, dass die Sonne um Mitternacht zwey Diameter über dem Horizonte war, und der Versuch sey geglückt, mit einem Brennglase eine Pfeife anzuzünden. Diess hätte ihm nicht unerwartet seyn sollen; da die Sonne, wenn sie sichtbar ist, und hell scheint, dieselbige Wirkung Tag und Nacht hat. — Seit dem letzten finnischen Kriege haben die Wölfe grossen Schaden unter den Rennthier Heerden der Lappländer angerichtet. Der Vf. kann sich diess nicht erklären; so begreiflich es zu seyn scheint, dass diese Thiere durch die Kriegsunruhen, auch durch den Donner des Schiessgewehrs, aus den finnischen Gegenden fortgescheucht worden. Wenn die Hyänen den Kriegsheeren der Wilden in Africa folgen, wo man keinen Schuss hört, sondern Bogen und Spiess gebraucht: so folgt daraus nicht, wie (S. 58.) Hr. *A.* wähnt, dass die Wölfe bey einem Kriege aus Schiessgewehren dasselbe thun sollten. — Endlich traf man einen Strom an; die Reise ging nun in 2 Böten bis Kautokejno. Auf dem Wege traf man: *Anas nigra*, *Anas albifranus* und *Scolopax arquata*. — Der Vf. behauptet, dass der Lappländer keinen Begriff von einem harmonischen Laute hätte. Gleichwohl verweiset er die Leser auf den zuvor gemeldeten Anhang, wo einiger Beweis darüber gefunden werden soll; dieser besteht aber in einer fortgesetzten Wiederholung derselbigen Noten (S. 70.) — Bis hieher hatte man Kautokejno als einen im Sommer unzugänglichen Ort angesehen, welcher innerhalb Dänemarks oder eigentlich Norwegens Gränze liegt. Im Febr. wird dort jährlich ein Markt gehalten. Pferde findet man dort nicht; hie und da Kühe und Schafe. Den 9. Jul. ging die weitere Reise vor sich auf dem Strome Alten, der in das Eismeer fällt. Sie besuchten einen Hof, mit Namen Alten, wo ein Kaufmann wohnte. Dreyzehn norwegische oder beynahe 100 englische Meilen weiter liegt Nord Cap; der einzige mögliche Weg dahin war zur See. Den 15. Jul. ging der Vf. zur See in einem offenen Boote, und kam den 19. zum Cap. Auf dem Wege sah man sonderbare steil sich herabstürzende Wasserfälle von dem auf den Gebirgen geschmolzenen Schnee. Hier giebt es keine giftige Thiere. Der Vf. sah bey einem Lappländer an 300 Rennthiere. Im Wallfisch-Sund, wo fast stets Wallfische angetroffen werden, fand er keine. Drey Monate im Jahr scheint hier keine Sonne. Der Nordschein ist die einzige Lichtquelle. Je mehr man sich dem Nord Cap nähert, desto schauderhafter wird alles; die Gewächse ersterben, und nur nackte Klippen werden angetroffen. Man hört keinen Vogel, und nichts lebendiges. Das Nord-Cap selbst ist ein unförmlicher nackter Felsen, der weit hinaus in das Eismeer reicht. Der Vf. traf hier ausser einer *Motacilla* einige *Lari* und *Alca arctica*; die Angelica-Wurzel wächst auch hier herum. Der Vf. kehrte nun auf dem Strome Alten durch dessen viele Wasserfälle zurück. Er beschreibt die Ufer bald als lieblich, bald als hässlich. Er sah einen Bär, der herabkam zu saufen, aber schnell zurückfloh. Nach der Rückkehr zu Kautokejno reiste er innerhalb drittehalb Tagen meist zu Fusse westwärts nach *Enontekis*, wo kurz zuvor 2 Engländer eine Luftkugel hatten aufsteigen lassen, um bey dem Volke daselbst das Andenken ihres Aufenthalts zu erhalten. An dem benannten Orte wohnt ein Prediger, welcher seiner Gastfreyheit und Kenntnisse wegen gerühmt wird. Er hatte in seiner Gemeine gegen 1000 Seelen, und theilte ein Verzeichniss der dort befindlichen Vögel mit, worunter *Strix scundiaca Nyctea*, *Turdus roseus*, *Motacilla sveica*, *Tringa lapponica*, *Tringa lobata*, *Platalea leucorodia*, *Anas nigra*, *Anas erythropus* sind. Er sammelt allerley Naturalien, und wird dafür von der Ak. der Wissensch. zu Stockholm, die sie empfängt, bezahlt. — Von Enontekis reiste die Gesellschaft Kengis vorbey über Torneå nach Uleåborg und so nach Stockholm zurück. Der Vf. führt am Ende gesammelte Schlusssätze über die Reisen in Lappland hinzu, und sieht sie als die merkwürdigsten an, welche beschwerlich zu machen, aber angenehm und belehrend für die Erinnerung wären. Er gesteht in einer Note (S 131.), dass er keine Gründe zu der Bejahung der Frage von der Centralhitze gefunden hätte. Dass er (laut S. 114.) auf der westlichen Seite eines Vorgebirges zwischen den Felsen von Nord Cap den Schnee ungeschmolzen bloss zwey Klafter über die Meeresfläche liegen sah, scheint ihm zum Theil das französische System, betreffend den Schnee bey einer gewissen Höhe in der

At-

Atmosphäre, und das ganze System von der Centralhitze wankend zu machen.

Die allgemeinen Anmerkungen über *Lappland* sind von andern Schriftstellern entlehnt, insonderheit von dem zehn Jahre hindurch als Missionar in Lappland gewesenen *Carl Leems*; dieser schrieb zuerst dänisch; 1767 erschien sein Werk in einer lateinischen Uebersetzung zu Kopenhagen. Hr. *A.* zog aus den genannten Quellen blos das aus, was er für nützlich hielt, und fügt an den gehörigen Orten seine eigenen Gedanken bey. Am Schlusse dieser Anmerkungen theilt er weitläuftige Verzeichnisse über die Natur-Geschichte Lapplands mit, nennt aber die, die ihm hierin Hülfe geleistet hatten. Der Dr. *Quenzel* zu Stockholm gab ihm die zoologischen Verzeichnisse. *Paykul* zu Stockholm und *Thunberg* zu Upsal erlaubten ihm freyen Zutritt zu ihren Sammlungen, so dass er verschiedene artige Gegenstände durch den Lieutenant G. Brandel zeichnen lassen konnte. Das Verzeichniss der einheimischen Gewächse Lapplands verdankt er dem Prof. *Swartz*, und das Verzeichniss der Mineralien dem Hn. *Hjelm* zu Stockholm. — Den Ursprung der Lappländer leitet der Vf. von den alten Finni beym Ptolemäus und Tacitus ab, und diese stammen von den Scyten oder Tataren, und von den Zweigen unter ihnen her, welche Samojeden genannt wurden. Diese drey Völker sollen die ersten Einwohner Schwedens und Norwegens gewesen seyn, welche hernach von herzudringenden Völkern nach den Gebirgen hingedrängt werden. Ihre Sprache soll zwar eigenthümlich seyn, jedoch mit der Finnischen einige Aehnlichkeit haben. Einige Redensarten werden angeführt. — Schnee und Rauch sollen ihre Augen schwächen. Sie sind dunkelfarbig, haben ein schwarzes kurzes Haar, einen grossen Mund u. s. w.; sind klein im Wuchse, haben sehr geschmeidige und biegsame Glieder. Ehemals brauchten sie nur Pfeil und Bogen, nun auch Schiessgewehr. Der König Friedrich IV., welcher 1619 den dänischen Thron bestieg, führte zuerst die christliche Religion unter ihnen ein. — Beide Geschlechter sind beynahe gleich gekleidet mit Pantalons ohne Strümpfe. Die Hütte oder das Gezelt ist konisch, mit dem Feuerheerde in der Mitte, und der Ausgang für den Rauch ist mitten in der konischen Spitze. Oft wohnen mehr als eine Familie in derselben Hütte, und zwar sehr einträchtig. Rennthier-Felle auf Birkenreisern geben ihre Betten ab. — Durch den Rauch und vermittelst der Vorhänge über jenen befreyen sie sich von den Mücken (*Culex pipiens*), worunter nur die Weibchen stechen und Blut saugen. Die Nahrung der Lappen ist meistentheils die Milch von Rennthieren, die zu Eise gefroren im Winter aufbewahret wird; im Sommer wird davon Käse gemacht. Einige machen auch Butter daraus, die aber nicht wohlschmeckend seyn soll. Das Fleisch, hauptsächlich frisch gekocht, dient ihnen zur täglichen Speise; bald wird es geräuchert, bald getrocknet, (Rec. hat es, nachdem es etwas im Essig gelegen hatte, gebraten, von gutem Gelchmacke, dem Rinder- und Hirschbraten ähnlich gefunden; sie essen auch Fische, aber selten oder niemals Brod und Früchte sind ihnen unbekannt. Einiges wenige Geschirr von Kupfer, Zinn und Holz nebst Löffeln von Horn, macht ihr ganzes Hausgeräthe aus. Rec. fügt noch hinzu, dass man den Lappländern Schuld giebt, dass sie das baare Geld an sich zu ziehen, es zu verheimlichen und wohl zu vergraben wissen. Die Rennthiere werden zur Sommerzeit von einer grossen Fliege (*Oestrus nasalis*) geplagt, welche, nach des Vfs. Meynung, ihre Eyer in die Nafelöcher derselben legt. Im Winter stösst das Rennthier den Schnee fort, spürt unter demselben dem Moose nach, und zehrt davon; ist aber der Schnee zu hart, oder zu Eise gefroren: so kömmt es um. Ausser den zahmen Heerden findet man auch wilde Rennthiere. Manche werden gezähmt; sie ziehen eine Art leichter Schlitten vermittelst eines Strickes, der am Nacken befestigt wird, und zwischen den Vorder- und Hinterbeinen zum Schlitten geht. Mit einem einzigen, am Kopfe befestigten Zaume werden sie gelenkt. Ein Abschnitt liefert die Geschichte der vierfüssigen Thiere und der Vögel Lapplands. Hier scheint eine und die andere merkwürdige Beobachtung vorzukommen. Z. B. die Zugvögel, welche Lappland im Sommer besuchen, fliegen über unbewohnte Länder, und wohnen den Winter über in Süd-Asien oder der chinesischen Tatarey. *Motacilla suecica* wird ihres Gesangs wegen Nordens Nachtigall oder nach dem finnischen Namen: der Vogel mit hundert Stimmen, genannt. In dem den Fischen gewidmeten Abschnitte wird (S. 238.) der Schwerdtfisch ganz anders als bisher beschrieben. Der Vf. muss hier eine oder mehrere andre Arten verstehen, oder es beweiset blos, dass er selbst nicht gewusst hat, wie dieser Fisch aussieht. In dem Abschnitte von den Insecten bringt er verschiedene gute Bemerkungen über das entomologische Studium bey. — Sonderbar ist es, was er aus einer von dem D. *Quenzel* über den Nachtfalter (*Phalena*) in Lappland ihm mitgetheilten Anmerkung anführt, dass solcher ganz wider seine Natur in Schweden am Tage herumfliegt, und des Nachts, oder da die Sonne dem Horizonte näher, als am Tage ist, ruht. Die lateinischen Beschreibungen der neuen und in Kupfer gestochenen Insecten sind von dem erstbenannten D. *Quenzel*; die der lappländischen Gewächse aber vermuthlich vom Prof. *Swartz* verfasst worden; unter letztern finden sich keine neue; auch sind keine in Kupfer gestochen. *Rubus arcticus* (die nordländische Himbeere) wird ihres Geschmackes und Geruches wegen sehr gerühmt. Der Vf. berichtet es als ein bewundernswürdiges Beyspiel der Geschwindigkeit der Wachsthumskraft, dass alles innerhalb zwey Monaten reif ist. Ein Tabacksblatt bey Enontekis wuchs in 24 Stunden mehr als einen Zoll im Umkreise. Noch wunderbarer scheint es, dass diess die Kälte so wenig ertragende Gewächs so hoch im Norden fortkommen kann. — Eine Beschrei-

ſchreibung der lappländiſchen Mineralien ſoll bey dem Freyherrn *Hermelin*, dem berühmten Herausgeber der Karten von Schweden, Finnland und Lappland, unter Arbeit ſeyn. Hr. *H.* theilt indeſſen ein weitläuftiges Verzeichniſs aller Mineralien mit, welche in Lappland und den umherliegenden Landſchaften, folglich im nördlichen Theile von Schweden und Finnland, gefunden werden. Dieſs kömmt vom Hn. *Hjelm* her, welcher Wardein bey der Münze und Auffeher der Mineralien-Sammlung des Bergwerkscollegii iſt. — In beſondern Abtheilungen redet der Vf. von den Handarbeiten der Lappländer; verſchiedenen ihnen eigenthümlichen Gebräuchen (wo auch *Priimſtave*, welches doch Runſeſt heiſsen ſoll, vorkommt, welches gleichwohl kaum bey den alten Lappländern, ſondern nur bey den alten Schweden bekannt war); ihrer Freyerey und ihrem Eheſtande; ihren Vergnügungen und Zeitvertreiben; Krankheiten, Arzneymitteln und Begräbniſſen; ihren Göttern vor dem Chriſtenthume, die in vier Claſſen vertheilt waren; den Opfern für die Götter (dieſe waren doch nicht bey allen Lappländern dieſelben); ihrer Zauberey; ihrer eigenſinnigen Liebe für ihr Vaterland, und der Abneigung, es zu übergeben; endlich theilt er noch Anmerkungen über das Klima und die Naturgeſchichte Lapplands mit. Am Schluſſe ſtehen: eine meteorologiſche Tabelle, ein *Calendarium Faunae et Florae*, welche zu Utijocki vom Sam. Caſtrein gehalten worden, Noten zur Muſik, und das obengemeldete Reiſe-Tagebuch.

Dieſs iſt nun eine getreue Darſtellung des Acerbiſchen Werkes über Schweden, Finnland und Lappland. Zufälligerweiſe kam ein und das andere Exemplar ſehr frühzeitig nach Stockholm, und machte ein groſses, ja vielleicht gröſseres Aufſehen als es verdiente. Viele an dem daſigen literariſchen Horizonte leuchtende Sterne ſcheinen zu fürchten, dadurch verdunkelt zu werden. Auch iſt das Werk von höherer Behörde verboten worden; und man macht, wo man kann, Jagd auf die Exemplare. Auch läſst ſich nicht leugnen, daſs der Vf., der ſo vieles wahr und richtig ſah, offenbar doch hie und da, theils aus Miſsverſtand unrichtig, theils bitter ſich äuſsert. Die Folge dieſes Betragens Hn. *A's.* und der vielen Reiſenden vor ihm, die einen ſo freyen Zutritt zu allem genoſſen, und eben ſo bereitwillig als uneigennützig mit nicht unerheblichen Beyträgen verſehen wurden, wird vielleicht den künftigen Reiſenden die Zugänge erſchweren, und die Einheimiſchen gegen die Fremden miſstrauiſch machen. Indeſſen kann man dem Vf. keinesweges das Lob entziehn, ſich durch die, trotz den wahrlich groſsen Beſchwerlichkeiten der Reiſe, geſammelten Nachrichten ein bedeutendes Verdienſt erworben zu haben. Zu arg iſt es jedoch, daſs ſchon davon drey ſich die Zeit und den Rang ablaufende Ueberſetzungen in Deutſchland angekündiget worden. Es iſt zu beſorgen, daſs die verhältniſsmäſsig nur wenigen in dieſer Recenſion gerügten Fehler durch noch gröſsere in den Ueberſetzungen werden vermehrt werden; woſern nicht ein in und mit Schweden ſehr bekannter Ueberſetzer die Hand ans Werk legt. Zum wenigſten muſs der Ueberſetzer *A's.*, um ſich vor groſsen Fehlern zu hüten, die neue Ausgabe der ſchwediſchen Geographie von Tuneld, und des (mit dem Vf. zugleich gereiſeten Oberſten) *Skjöldebrand Voyage pittoreſque au Cap Nord* etc. (woven der letzte Heft noch erwartet wird) bey der Hand haben.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *München*, b. Lentner; *Verſuch einer Geſchichte der baieriſchen Geſetzgebung* vom Entſtehen des baieriſchen Staats bis zum Ende des XVI Jahrhunderts. Zur Erlangung der juriſtiſchen Lizentiatenwürde — vorgelegt vom Vf. *Franz Xaver Klemm*, d. R. Kandidaten. 1801. 61 S. 8. (5 gr.) Der Vf. verdient durch dieſen Verſuch den Beyfall, welchen ihm der Präſes Hr. HR. und Prof. *Feſsmaier* in der Vorrede giebt. Er ſtellt in kurzem den Geiſt der baierſchen Geſetze mit Rückſicht auf Cultur und Geſchichte dar, belegt ſeine Sätze mit Stellen aus den ältern Geſetzen und Schriftſtellern, und zeigt dadurch eine nicht gemeine Beleſenheit. Das erſte Geſetz der Baiern war die *Lex Bajuvariorum* vom Frankenkönige Dagobert I. zwiſchen 628 und 630, wozu unter Karl I. vier Capitularien kamen. Unter den Herzogen von 911—1180 blieben die ehemaligen Geſetze unverändert, bis unter den Herzogen aus dem eſtenſiſch-welfiſchen Stamme der öſtliche Theil Baierns ſich vom Mutterlande abriſs, die Biſchöfe ſich der Subordination unter die Herzoge entzogen und während der allgemeinen Unruhen Deutſchlands die Geſetze faſt ganz verſtummten. Nach und nach wurde das römiſche Recht, ſo wie in Deutſchland überhaupt, ſo auch in Baiern eingeführt. Doch ward unter den Wittelsbachern das einheimiſche Recht nicht verdrängt. Der Schwabenſpiegel fand auch in den baieriſchen Gerichten Eingang. Im J. 1346 entſtand das Kaiſersbuch und bald darauf das Münchner Stadtrecht, welches nach und nach verſchiedne Städte in Baiern erhielten. In Niederbaiern gaben Georg der Reiche und ſein Sohn Ludwig Gerichtsordnungen, welche aber wenig Glück machten. Im J. 1516 erſchien das Buch der gemeinen Landbot, Landsordnung, Satzung und Gebrauch des Fürſtenthums in Ober- und Niederbaiern, 1518 eine Reformation des baierſchen Landrechts, 1520 eine Gerichtsordnung im Fürſtenthum Ober- und Niederbaiern, und 1553 die baierſche Landsordnung, von welchen allen der Vf. eine ſehr leſenswürdige Ueberſicht liefert.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 6. December 1802.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Hinrichs: *Bonaparte als Mensch, Held, und Staatsmann. Ein historisch-politisches Gemählde,* vom Bürger *Chas de Nismes.* Aus dem Französischen. 1802. 1 Alph. 1 Bog. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der B. *Chas* versichert seine Leser gleich auf dem ersten Blatte seines Buches, dass er das nicht sey, was er auf allen Seiten ist, nämlich ein hochtönender Lobredner Bonapartes. Er behauptet, er sey sich seines Berufs und seiner Obliegenheit bewusst, als schlichter Geschichtschreiber die Wahrheit weltkundiger Thatsachen in ihrer majestätischen Einfalt darzustellen, und doch ist er so sehr um Putz bemüht, dass die Schmeicheley sehr oft der Gelegenheit wahrnahm, sich an die Stelle der Wahrheit zu stellen. Ausser dass dieses einem warmen Lobredner überall leicht begegnet, hat der Vf. sein Buch dem französischen Geiste gemäss geschrieben, der wie er S. 251 sagt, „an rasche und glänzende Gedanken-Reihen gewöhnt, alles mit Geringachtung zurückstösst, was einen Charakter der Trockenheit und Dunkelheit trägt." Wenn die Wahrheit auch nicht dunkel ist: so könnte sie, schlicht vorgetragen, doch wohl trocken seyn. Der B. *Ch.* hat sich davor so sorgfältig gehütet, dass es ihm überhaupt auf Genauigkeit in Erzählen, und auf Richtigkeit seiner Angaben, und dergleichen Pedantereyen gar nicht ankommt. So lässt er Bonaparte bey seiner ersten Anführung der französischen Armee in Italien, vor dem Frieden zu Campio Formio, seine Soldaten aufmuntern, gegen diejenigen zu marschiren, welche die französischen Gesandten feig ermordet hätten. S. 20. Der König von Neapel bittet S. 24, nachdem die Oesterreicher hinter die Etsch gedrängt waren, Frankreich um Friede, und flehet seinen Schutz an. Das hatte Neapel wahrlich damals nicht nöthig, sondern Bonaparte freute sich vielmehr, dass er mit diesem Staate, einen für denselben wenig beschwerlichen Frieden schliessen konnte. Nach S. 49 haben Cyrus, Selim und Mahomet Aegypten erobert; nach S. 78 landen nach Bonapartes Zurückkunft von dem syrischen Feldzuge, Engländer in Aegypten, und Engländer nehmen Abukir weg; man erfährt nicht, wo sie geblieben sind, denn auf der folgenden Seite schlägt Bonaparte die Türken, und nimmt ihnen Abukir wieder weg, S. 176 erobert Moreau Böhmen, und schliesst mit dem Erzherzog Karl den zwiefachen wieder gebrochenen Waffenstillstand. Alle diese historischen Unrichtigkeiten sind Folgen der raschen und glänzenden Gedanken-Reihe des Vfs. Wir wissen nicht, ob wir auch manche Uebertreibungen desselben dahin rechnen müssen, die er sich, um den Gegenstand, den er lobt, noch stärker heraus zu heben, bey dem Gegentheil zu Schulden kommen lässt, z. B. was von Cromwel S. 96. in Vergleichung mit Bonaparte gesagt wird, S. 221 von der Berliner Bank, S. 245 von dem armseligen Zustande, in welchem sich die nachherigen vereinigten Niederlande vor ihrer Losreissung von Spanien befunden hätten. Lächerlich und ekelhaft sind die Pralereyen von den Thaten, durch welche die französische Seemacht Europa in Furcht und Zittern gesetzt habe. S. 240, 245. Diese und manche andre kleinere Irrthümer und Fehler abgerechnet, enthält das Buch doch auch viel Gutes und Brauchbares. Was von Bonapartes Kriegszügen gesagt wird, ist jedoch weiter nichts, als eine Wiederholung des Bekannten in einer hochtönenden Lobrede. Die Constitution, welche Bonaparte Frankreich gegeben hat, wird weitläufig gepriesen, und jeder Theil derselben vertheidigt. Der B. *Ch.* ist besonders der Meynung, dass eine jede Constitution, die zum Glück eines Volks gereichen soll, die Hand der gesetzvollstreckenden Gewalt sehr stärken, und ihr nothwendig einen Antheil an der gesetzgebenden Gewalt einräumen müsse. Man findet hier schon Anspielungen auf manches, was nachher geschah, als Bonaparten seine Gewalt auf Lebzeiten ertheilt wurde. Der beste Theil des Buchs ist der letztere, in welchem genau und Materienweise durchgegangen ist, welche Vorkehrungen Bonaparte für das innere Wohl von Frankreich getroffen hat, wie viel dadurch ausgerichtet worden, und was noch zu thun übrig ist. Ueber einige, z. B. bey den kirchlichen und Religions-Vorkehrungen verbreitet sich der Vf. sehr ausführlich. Am Schlusse wird bey einer Uebersicht des politischen Verhältnisses der europäischen Nationen Pitts Charakter nicht übel gezeichnet, und überall widerfährt dem Werthe der englischen Nation Gerechtigkeit. Auf dem in Kupfer gestochnen Titel des Buchs werden zwey Theile angegeben. Es ist aber nur ein Theil. Die Uebersetzung ist gut und ohne bedeutende Fehler. S. 9. musste nicht: Vertheidigungssystem, stehen; „diese schonen Gegenden *pumpten* die Reichthümer der Welt an sich," S. 247 ist nicht nur unedel, sondern auch ohne Sinn; denn man kann nichts an sich pumpen. Bonapartes Bild, von Massard gut gezeichnet, ist von Massard, dem Sohne, etwas schwach, in Punzen-Arbeit ge-

ftochen. Sein Blick ift ernft, faft drohend, nicht fo ruhig als man ihn auf andern Abbildungen findet.

London: *Univerfal Hiftory, ancient and modern from the earlieft records of time to the general peace of* 1801. By *Wil. Mavor.* 1802. Vol. 1—7. 12. (12 Rthlr.)

Wir haben von diefem Werke, welches aus 25 Bänden beftehen foll, 7 Bände vor uns liegen, von denen jeder mehr als 30 Bogen enthält. Da zugleich Karten, und vor jedem ein ziemlich gut gezeichnetes und geftochenes Kupfer ift, das eine Scene aus der in jedem Theile enthaltenen Gefchichte darftellt, fo ift der Preis von 2 Pf. Sterl. für diefe 7 Theile nicht zu verwundern. Es könnte aber weit weniger koften, und der Lefer würde es feinem Werthe nach immer zu theuer bezahlen. Denn es zeichnet fich durch nichts aus von der Reihe Bücher, die Engländer und Franzofen gefchrieben haben, um denjenigen zum Unterricht oder zur Unterhaltung zu dienen, welche die Gefchichte nicht zu einem gelehrten Studium gemacht haben. Wenn man in dergleichen Büchern eine Zahl kleiner und unbedeutender Fehler findet: fo ift diefes von keinem grofsen Belang; fie können doch immer Zweck und Abficht recht gut erfüllen. Wenn fie aber durch Beybehaltung wichtiger, religiöfer und politifcher Irthümer, einem der Hauptzwecke der Gefchichte, unfern Verftand aufzuklären, und ihn zur richtigen Beurtheilung desjenigen, was um uns gefchieht, fähig zu machen, gerade entgegenarbeiten: fo ift es billig, dafs man das Publikum davor warnet. Hn. M. Buch ift voll von dergleichen groben Irrthümern. Der erfte Theil enthält zuerft eine kurze Ueberficht der allgemeinen Gefchichte, die nicht übel gerathen ift, und bey der man befonders die Unpartheylichkeit loben mufs, mit welcher der Vf. von der franzöfifchen Revolution redet. Allein die folgenden Erzählungen von der Schöpfung der Welt bis zur Sprachen-Verwirrung, folgen ganz der alten orthodoxen Erklärung der erften Kapitel der Genefis. Man findet alfo hier die Gefchichte des Sündenfalls bis auf den Cherub mit dem feurigen Schwerte; doch ift der Teufel aus der Schlange weggeblieben; alle Thiere kommen gehörig in Noahs Arche, die, *in all probability*, recht gut mit Licht und frifcher Luft verfehen war; genau am 23. Oct. 2347 der Welt gieng Noah aus der Arche. Gott hindert durch die Sprachen-Verwirrung den babylonifchen Thurmbau. Die Sprache, die er den erften Menfchen gegeben hat, war vermuthlich die hebräifche; ift fie es nicht, fo ift diefe erfte Sprache bey der babylonifchen Verwirrung verloren gegangen. So weit die ägyptifche Gefchichte in dem folgenden Kapitel aus mofaifchen Nachrichten genommen ift, hat fie ganz denfelben Charakter. „Die Wiffenfchaft, worin die Aegypter befonders berühmt waren," fagt Hr. M. S. 192, „war die Zauberkunft. Ihre Lehrer darin waren die Priefter und die heiligen Schreiber, von denen zwey, Jannes und Jambres, um Mofes Widerftand zu thun, einige aufserotdentliche Beweife von ihrer Zauberkunft gaben, bis fie endlich in den Wunderwerken ihres Gegners Gottes Finger erkennen mufsten." Wer follte glauben, dafs ein Capellan des Grafen von Dumfries, der einige zwanzig Bände Reifen herausgegeben hat, 1802 dergleichen fchreiben könnte? Dafs ein folcher Mann die über Aegypten fo fchwer zu verftehenden griechifchen Schriftfteller nicht gehörig erklärt, braucht wohl keinen Beweis. Der folgende Theil enthält die jüdifche, affyrifche und babylonifche Gefchichte, in demfelben Geifte gefchrieben. Um die Ehre des Priefters Samuel unangetaftet zu laffen, hat er Sauls Gefchichte völlig verftümmelt, und die fcheufsliche Ermordung des Königs der Amalekiten ganz ausgelaffen, obgleich David auf Gottes Befehl zum Könige gefalbet wird. Etwas mehr Werth hat die griechifche Gefchichte im 3ten Theile, doch auch nur was die Erzählung der Begebenheiten betrifft. Denn in allem demjenigen, was ftaatsbürgerliche Verfaffung angeht, ift er unvollkommen und fehlerhaft. Völlig unbrauchbar ift dasjenige, was von Lycurgs Staatsverfaffung gefagt wird. Der 4te Theil fetzt die Gefchichte von Griechenland von dem Peloponnefifchen Kriege, bis zur Verwandlung des Landes in eine römifche Provinz fort. Der 5te, 6te und 7te enthält die römifche und byzantinifche Gefchichte bis zur Eroberung Roms von den Türken.

London: *The hiftory of the Rebellion in the year* 1745, by *John Home.* 1802. 2 Alph. 5 Bog. gr. 4. (6 Rthlr.)

Diefe fehr ausführliche Erzählung der Rebellion der Hochfchotten in dem J. 1745, um den Prätendenten auf den Thron zu fetzen, ift aus fehr guten Quellen gefchöpft; der Vf. hat fie zum Theil in einem Anhange abdrucken laffen, der ein Drittheil des Buchs anfüllt. Rec. kennt Hn. J. H. nicht, als einen hiftorifchen Schriftfteller, wohl aber als einen Dichter, der mehrere Trauerfpiele gefchrieben hat, unter welchen einige gute find. Hier ift Hr. H. nicht Dichter. In einer dem Gegenftande angemeffenen natürlichen, von keinem poetifchen Schmucke glänzenden Schreibart, findet man einen abermaligen Beweis, dafs unfre Nachbaren bey der Meynung beharren, dafs wir von den Griechen und Römern unfren hiftorifchen Stil lernen follten. Wenn es doch manche deutfche Schriftfteller glauben wollten! Das Buch eignet fich im Ganzen nur zum Gebrauch für diejenigen, welche fich von diefer Begebenheit genau unterrichten wollen, aber es hat einzelne fehr unterhaltende Kapitel, und Rec. hat es ohne Ueberdrufs ganz durchgelefen. Der Vf. ift nicht partheyifch. Er lobt den Prinzen Karl Eduard nicht gerade zu, aber er erzählt feine Handlungen fo, dafs man Hochachtung für den muthvollen, ftandhaften, dem härteften Elende nicht unterliegenden jungen Mann erhält. Sein Angriff mit einer Handvoll ungeübter und fchlecht bewaffneter Leute auf einen der mäch-

mächtigsten Staaten, hatte einen so bewundernswürdigen Fortgang, dass gefährliche Folgen daraus zu fürchten gewesen wären, wenn nicht schon bey der Einnahme von Carlisle Uneinigkeit unter den Häuptern der Hochschotten entstanden und aus Schottland ein Hülfscorps zu dem Prinzen gestossen wäre, welches ebenfalls die Einigkeit verhinderte. Als er dem Herzog von Cumberland das Treffen bey Culloden lieferte, war seine Sache schon so weit verdorben, dass man vorher sehen konnte, dass eine Niederlage, das Auseinanderlaufen seiner unbezahlten, sogar Hunger leidenden Armee zur Folge haben würde. Seine Flucht, und kümmerliche Errettung aus den Händen seiner, ihn allenthalben umgebenden, Verfolger wird auch hier ausführlich erzählt, mit verschiednen Abweichungen von frühern Berichten. In dem Anhange ist eine Erzählung von Miss Flora Macdonald, die den Prinzen, als ihre Magd verkleidet, aus einer gefährlichen Gegend wegführte. Das Buch ist mit Aufwand gedruckt. Eine beygefügte Karte von Schottland bezeichnet die Gränzen von Hochschottland, von Dumbarton bis Duninstra. Sie hätte leicht nützlicher gemacht werden können, wenn man den Marsch der Armeen, und den Weg bezeichnet hätte, den der Prinz auf seiner Flucht nahm, gesetzt, man hätte sie auch etwas grösser entwerfen müssen. Ausserdem findet man Plane von den Treffen bey Preston, bey Falkirk, und bey Culloden, und ein von Smirke vortrefflich gezeichnetetes, und von James Tittler gestochenes Brustbild des Prinzen, nach einer Büste von le Moine. (Le Moine war ein Maler; aber die Zeichnung scheint nach einer steinernen Büste gemacht zu seyn.)

Paris, b. Lerouge: *Correspondance secrette de plusieurs grands personnages illustres, à la fin du XVIII Siècle*, ou memoires importans pour servir à l'Histoire du Temps. 1802. 279 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

So einverstanden wir mit dem Herausgeber darüber sind, dass man, vorzüglich von einzelnen Beyträgen zur Geschichte der französischen Revolution, Aufklärungen über diese noch so räthselhafte Kette erstaunenswürdiger Begebenheiten erwarten muss: so wenig dürfen wir eine reiche Ausbeute aus der vorliegenden Schrift versprechen. Sie enthält verschiedene Briefe der Königin und derer, die zu ihrer Parthey gehören, auch des Herzogs von Orleans, über die Lage des Königs in den Jahren 1789 bis 1791, welche der Herausg. durchaus mit einem Commentar begleitet, der sie gewissermassen zu einem Ganzen verbindet. Die Briefschreiber treten aber nicht unter ihrem eigenen Namen auf, sondern der Herausgeb. substituirt jenen willkürliche Namen, wozu man desto weniger den Grund einsieht, da diese Briefe niemand irgend einer Gefahr aussetzen können. Der Herausg. scheint also nur diese Form gewählt zu haben, um seinem angeblichen Funde einen neuen Anstrich von Wichtigkeit zu geben, den er ihm überhaupt mit sichtbarer Affectation beylegt. Auch für die Aechtheit der Briefe haben wir kein anderes Zeugniss; man kann sie indess gerne auf sein Wort annehmen, weil die Briefe dem Charakter ihrer Urheber völlig entsprechen, und auch mit anderen Reden und Handlungen, die von ihnen bekannt genug sind, übereinstimmen. In wie weit sie daher überall einen historischen Werth haben möchten, würden wir diesen, ihre Aechtheit vorausgesetzt, eher darin suchen, dass bekannte Züge eine neue Bestätigung dadurch erhalten, als dass sie uns, wie der Herausg. meynt, wichtige neue Aufschlüsse geben.

Die Ursachen der Revolution sieht der Vf. mit Recht in den Fehlern Ludwig XVI, und die nächsten Triebfedern in den streitenden Leidenschaften der Königin und des Herzogs von Orleans. Seit der Berufung der Reichsstände habe jene ihren Plan des Widerstandes mit der grössten Hartnäckigkeit verfolgt; dieser eben so heftig seinen Entschluss, die Dynastie zu stürzen und sich auf den Thron zu setzen. Orleans spann die Empörung vom 14. Julius an, durch Ausstreuung des Gerüchts, die Nationalversammlung solle mit Gewalt aufgehoben werden. Camille Desmoulins, ein feuriger Schwärmer, reizte das Volk durch seine Rede im Palais royal zur Einnahme der Bastille. Damals gieng die Erbitterung des Volks nur gegen die Königin. Nachher deckte Orleans selbst seine Absichten auf durch sein schiefes Benehmen am 5. und 6. Octob., worüber die Königin einen Prozess verhängte, der niemand einigen Zweifel an seiner Strafbarkeit übrig liess. Die Folge davon war seine Verweisung nach England. Er war neun Monate abwesend; aber die Königin liess diese günstige Zeit verstreichen, ohne im Innern für sich zu arbeiten, wahrscheinlich, weil sie sich so sehr auf auswärtige Hülfe verliess. Das war die Absicht bey der Reise nach Varennes, über deren Vereitelung noch ein undurchdringliches Dunkel schwebt. Vielleicht liess *la Fayette* sie nur zu, um sich auf den höchsten Gipfel des Ansehens zu schwingen, wenn er den König zurück brächte. In dieser Rücksicht fodert der Vf. ihn mit auf, seine Memoiren zu schreiben, die ungemein viel Licht über diesen Theil der Revolutionsgeschichte verbreiten müssten. Nach der Zurückkunft des Königs hatte Orleans wieder bald gewonnenes Spiel. Er wusste sehr gut, dass die Annahme der Constitution nur ein Blendwerk war. Die Königin beschäftigte sich schon in demselben Augenblick mit den Mitteln sie umzustürzen. Aber Orleans, der alle ihre Schritte ausspähete, und sie sogar mit seinen Spionen als mit treuen Bedienten, umgab, brachte das Volk auf das äusserste, ehe die Plane der Königin reiften. *Robespierre* unterstützte ihn anfangs, um ihn nachher zu vernichten. *Brissot* hingegen war auf des Königs Seite, in der Hoffnung ihn ganz zu regieren. Diese beiden Partheyhäupter sind Schuld an allem Blutvergiessen in Frankreich. Nach dem Sturz der Monarchie in der bisherigen

rigen Form ſtritten ſie mit einander um die Herrſchaft, und ihre Anhänger verlängerten und verſtärkten den Kampf. Der König zog ſich ſelbſt ſeinen Tod zu durch Inconſequenz; Orleans durch Feigheit. Zu dieſem von dem Vf., theils in der Einleitung, theils in ſeinen Commentarien aufgeſtellten Hauptzügen liefern die Briefe hie und da Belege.

Angehängt iſt das in mehr als einer Rückſicht merkwürdige Schreiben von *Crequi-Montmorency* an den König vom 30 May 1792, worin er ihm, als ſeinem Verwandten, gewiſſermaſsen republikaniſche Rathſchläge aufdringt, vermuthlich aus Rache, weil der König ihn lange im Gefängniſs hatte ſitzen laſſen. Das Memoire, welches dieſer Brief begleitete, lieſs der Vf. nicht mit abdrucken, weil es ihm zu unglaubliche Dinge zu enthalten ſchien. Gleichwohl ward dieſer 60jährige Greis den 7ten Thermidor des zweyten Jahres hingerichtet als Mitverſchworner in den Gefängniſſen von St. Lazare. — Noch findet man am Schluſſe eine ziemlich umſtändliche Rechtfertigung des Generals *Biron*, die eigentlich nicht hieher gehört. Sie blieb auch ohne Erfolg; der General ſtarb unter der Guillotine.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Fleiſcher d. j.: *Betrachtungen über die vornehmſten Wahrheiten der Religion auf alle Tage des Jahres.* Von D. *Johann Georg Roſenmüller*, Superintendent zu Leipzig. *Erſtes Vierteljahr. Januar, Februar, März.* 1802. 390 S. gr. 8.

Zweytes Vierteljahr. April, May, Junius. 376 S. (2 Rthlr. 15 gr.)

Dieſes ſehr empfehlungswerthe Haus- und Handbuch enthält kurze Betrachtungen von vier oder fünf Seiten, deren jeder ein bibliſcher Spruch vorangeſetzt iſt, und jede mit einer Strophe, gröſstentheils aus verbeſſerten oder neuen Kirchenliedern, beſchloſſen wird. Einmal auf den 25ſten Januar iſt anſtatt der Abhandlung das ſchöne Lied von Uz: „Zu Gott, zu Gott flieg auf" abgedruckt. Der Vf. hat die natürliche Ordnung zu einem populären Unterricht in der ganzen chriſtlichen Religion und Tugendlehre beobachtet, daſs er zuerſt von der Beſtimmung des Menſchen, über die Fragen: Was bin ich? woher bin ich? zu Betrachtungen über die Erkenntniſs Gottes aus ſeinen Werken, über den Menſchen und die Natur überhaupt, den Zweck unſers Lebens unſrer Kraft, den Endzweck des menſchlichen Geſchlechtes, über Spiritualität, Unſterblichkeit, Schickſal nach dem Tode (wobey einige unhaltbare Vermuthungen lieber übergangen ſeyn möchten) zu der Frage: wie kann ich werden, was ich ſeyn und werden ſoll? übergeht. Dann folgen Abhandlungen über die *ſogenannte* (?) natürliche Religion, wobey er eine kurze Geſchichte der Religionen der Aegypter, Syrer, Babylonier, der alten Deutſchen, Griechen, Römer, Samojeden, Taheiter (welche doch alle nicht reine natürliche, ſondern poſitive Religionen ſind) liefert. Dann handelt er von der geoffenbarten Religion des Alten und Neuen Teſtaments; von den Verfälſchungen der chriſtlichen Religion: Reformation; Leſung der Bibel und Regeln dabey, mit weiſer Unterſcheidung des weſentlichen Religionsinhaltes vom temporellen; vom Sprachgebrauch der bibliſchen Schriftſteller, mit Auszeichnung des intereſſanten Inhaltes ſelbſt der hiſtoriſchen Schriften, mit einer (immer noch für die unaufgeklärten Chriſten nöthigen) Weiſung in Abſicht der Davidiſchen Buſspſalmen, des Hohenliedes. Es folgen die Ueberzeugungsgründe von der Wahrheit und Göttlichkeit der chriſtlichen Religion aus der Geſchichte und dem Charakter Jeſu; Betrachtungen über Gottes Eigenſchaften, Einheit, Dreyeinigkeit (mit Abſonderung aller patriſtiſchen, ſynodiſchen und ſcholaſtiſchen Spitzfindigkeiten) und der göttlichen Vorſehung, womit der erſte Band ſchlieſst.

Im *zweyten Vierteljahr* werden auf gleiche Weiſe mehrere hiſtoriſch-theologiſche Themata intereſſant behandelt. — Von der chriſtlichen Pflichtenlehre geht dieſer Theil nur die Pflichten (oder pflichtmäſsigen Geſinnungen) gegen Gott durch, womit der Monat Junius ſchlieſst. Obgleich gelehrte Leſer hier eben keine neuen Aufſchlüſſe finden werden: ſo iſt doch dieſes Buch um ſeiner Reinigkeit von allem ſtreitigen unbibliſchen Schulwuſt, und um ſeiner geläuterten praktiſchen Anwendung willen allen denen ſehr zu empfehlen, die mit der chriſtlichen Religion als ſolcher ſich zu ihrer Belehrung und Erbauung bekannt machen wollen.

Druckfehler. In No. 330. S. 423. L. 20. nach βωκολέοντι iſt einzuſchalten κατ' ὄρεα μακρά. — L. 22. ſt. *Lamagna* l. *Zamagna*. — L. 27. ſt. πυῤῥοτρίχων l. πυῤῥοτρίχω.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 7. December 1802.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Deutschland: *Staatswirthschaftliche Aufsätze in strenger Beziehung auf Zeitumstände, und besonderer Rücksicht auf Böhmen.* 1801. *Erster Theil.* 221 S. *Zweyter Theil.* 220 S. *Dritter Theil.* 308 S. 8. nebst einigen Tabellen. (3 Rthlr. 2 gr.)

Mit vieler Bescheidenheit sagt der Vf. in der Vorrede: „dass diese Schrift bloss flüchtige Darstellungen einiger staatswirthschaftlichen Veränderungen und Einrichtungen, die er, in gewisser „Rücksicht, als Bedingung der Wohlfahrt Böhmens „betrachtet, enthalte.“ Indessen verrathen seine Vorschläge zu sehr die vorangegangene genaue Prüfung der Umstände, den partheylosen Geist, und die innige Bekanntschaft mit dem abgehandelten Gegenstande, um die Schrift eine bloss flüchtige Darstellung nennen zu können. Die erste Abhandlung: *Ueber das heutige Verhältniss der Bauern zu dem Gutsherrn in Böhmen, und die Möglichkeit dieses Verhältniss zum Vortheil beider abzuändern*, enthält vortreffliche Bemerkungen. Zuerst zeigt der Vf. den Nutzen, den die Abschaffung der Leibeigenschaft gestiftet hat; dann geht er zu den Zwangdiensten über, beweist, wie irrig dieselben häufig als Folge der Leibeigenschaft angesehen würden, da sie doch im Grunde nichts weiter sind, als Zinsen, die mit Arbeit abgetragen werden. Er gesteht ein, dass die Aufhebung der Hofdienste wünschenswerth sey, dass dieses aber, ohne völlige Entschädigung der Gutsbesitzer, eine schreckliche Ungerechtigkeit wäre. Da aber in Böhmen der Bauer zu arm ist, um statt der Dienste, Geldzinsen zu geben: so thut der Vf. einen Vorschlag, der wohl Beherzigung zu verdienen scheint; er will nämlich, dass man alle geistliche Güter aufhebe, und diese, nach Verhältniss, unter die Gutsbesitzer als Entschädigung der Hofdienste vertheile, und dass dagegen die Bauern, denen die Hofdienste dadurch erlassen werden, das unter sich in Gelde oder Producten aufbringen, was die Geistlichkeit bisher von ihren Gütern gezogen hat. Diess scheint zwar bey dem ersten Anblick ein bloser Cyclus zu seyn; ist es aber keinesweges; denn bekanntlich zieht die Geistlichkeit bey weitem nicht so viel aus ihren Gütern, als diese tragen sollten, und als man sie dem Gutsherrn zu Entschädigung der Hofdienste anschlagen kann; und zweytens ist die Last des Hofdienstes für den Bauer weit gröser, als der Vortheil für den Herrn. Bey dieser Compensation würden also die Geistlichkeit und der Gutsherr nichts verlieren, und die Unterthanen offenbar gewinnen; zu geschweigen, dass die Landescultur überhaupt dadurch zunehmen müsste. — *Ueber die Judenschaft in Böhmen mit Rücksicht auf die Mittel, ihre den bürgerlichen Verhältnissen bisher nachtheilige Wirksamkeit unschädlich zu machen.* Eben so weit entfernt von dem Partheyhasse gegen die Juden, als von der bloss theoretischen Behauptung, dass, wenn der Jude alle Freyheiten des Christen genösse, er unbedingt aufhören würde, schädlich zu seyn, prüft der Vf. den Gegenstand mit eben so viel Einsicht als Mässigung. Er lässt den menschenfreundlichen Gesinnungen des Hn. v. *Dohm* alle Gerechtigkeit widerfahren; bemerkt aber, dass dieser Schriftsteller viel zu einseitig geurtheilt, und die Schwierigkeiten nicht hinlänglich gekannt habe. Wie unpartheyisch der Vf. übrigens sey, ergiebt sich schon daraus, dass er die Neigung zum Wucher und die Versagung der Militärdienste, nicht einmal als gegründete Beschwerden gegen die Juden gelten lassen will. Dagegen aber widerspricht er dem Satze, dass, wenn man die Juden den Christen gleich stellen wollte, sie eben dadurch auch thätiger seyn würden, durch das Beyspiel von Böhmen, wo den Juden ausgezeichnete Vorrechte zugestanden sind, wo viele Pachtungen haben, keiner aber selbst den Acker bestellt, sondern dieses durch Christen besorgen lässt, und lieber einen Nebenverdienst durch Wucher erwirbt. Er behauptet, dass in den Gegenden des platten Landes, in Böhmen sowohl als in Gallizien, wo Juden sich aufhalten, die Landleute ungleich elender wären, als in denen, wo keine sind, und schildert den namenlosen Schaden, den die jüdischen Branntweinbrenner dem einfältigen Landmanne zufügen. Eben so wenig findet man in den Manufacturen, die Juden gehören, jüdische Arbeiter. Die Vorschläge des Vf., um die Juden unschädlich zu machen, sind zum Theil sehr gut; sie gehen hauptsächlich dahin, sie vom Wucher abzubringen, und sie thätiger zu machen; daher soll ihnen der Ankauf kleiner Ländereyen, jede Art von Handwerk etc. jedoch nur unter der Bedingung, dass sie selbst, oder unter ihnen Juden arbeiten, gestattet werden; Lieferungen und Handel mit rohen Producten, die sie nicht erzeugt haben, sey ihnen aber ganz zu verbieten. Diese Vorschläge verstatten keinen Auszug, indem sie sowohl, als die dafür angeführten Gründe, ganz gelesen werden müssen, um nicht missverstanden zu werden. — *Ueber das öffentliche Geld und Creditwesen der österreichischen Staaten.* Der Zeitpunkt der Zerrüttung des Geldwesens in den österreichischen

schen Staaten, war das J. 1786, und die Veranlassung dazu lag in einer solchen Erhöhung des Zahlwerths der Goldmünzen, dass die Proportion des Goldes zum Silber von 1—14. 15. zu 1—15. 28. angenommen wurde, welches die natürliche Folge hatte, dass das Silber aus dem Lande ging. Der französische Krieg liess vollends das baare Geld verschwinden. Indessen bemerkt der Vf., dass demungeachtet die Handlungsbilanz an sich nicht so nachtheilig gewesen, als man gewöhnlich geglaubt hat, und beweist es sehr richtig dadurch, dass als die Regierung die zweyte schlechte Scheidemünze prägen liess, die Differenz des Wechselcourses vom *Pari* nicht so gross war, als der Unterschied des innern Gehalts der Scheidemünze zu ihrem Zahlwerthe. Diesen höchst lehrreichen Aufsatz beschliesst der Vf. mit der Warnung vor allen Palliativen und Künsteleyen, um den Geldverlegenheiten abzuhelfen, als die Ausfuhrverbote der edeln Metalle, Vorschriften zur Bestimmung des Verhältnisses des Goldes zum Silber, Reduction der Münzen u. dergl. und empfiehlt dagegen die Beförderung der Industrie und des Handels, und eine weise Oekonomie, als die einzigen Mittel, einen dauerhaft vortheilhaften Cours zu erlangen, und dem Credit-Wesen aufzuhelfen. *Ueber das Bedürfniss und die Mittel dem Privat-Credit in Böhmen zu Hülfe zu kommen.* Der Vf. schlägt zu dem Ende ein Credit-System, in der Art wie es in Schlesien ist, vor. Es ist aber die Frage: ob genug baares Geld in Böhmen vorhanden sey; denn, nach des Vfs. eigener Bemerkung, kann ein Credit System in einem Lande Credit erzeugen, nie aber Geld. Die übrigen Vorschläge zu berühren, würde zu weitläuftig seyn; nur kann Rec. sich nicht enthalten, vor dem Vorschlage zu warnen (2. Th. S. 160.) zur Unterstützung der dürftigen Fabrikanten, Handwerker und Künstler, ihnen von Seiten des Staats, ihre Fabrikate zu einem billigen Preise, mit einem Rabatte von einigen *pro Cent* abzunehmen, und demnächst zu verhandeln. Diese Verlegenheit um Absatz, von Seiten der veredelnden Classe, beweist schon, dass mehr Waare vorhanden sey, als die Nachfrage erheischt; und fängt der Staat einmal an, seinen Vorrath zu verkaufen: so übersetzt er vollends den Markt, thut den übrigen Verkäufern Schaden, und verliert selbst sehr ansehnlich, ohne seinen Endzweck zu erreichen. Im J. 1787 wurde der nämliche Vorschlag in Ansehung der Baumwollen-Arbeiter in Berlin realisirt, aber nach einigen Jahren musste der Staat die ganze Einrichtung aufheben, und mit grossem Verluste die ansehnlichen Vorräthe in das Ausland verkaufen. — *Ueber die Nothwendigkeit, dem Wohlstande in Böhmen durch Versicherungs Anstalten zu Hülfe zu kommen, mit Rücksicht auf die Art und Weise es zu thun.* Enthält einen ausführlichen Plan zu einer Versicherungs Anstalt wegen Ueberschwemmung, Hagelschaden und Feuersbrünste. — *Mangel des Daseyns wirksamer Maassregeln in Böhmen zur Verstopfung der Quellen der Armuth; Unzulänglichkeit der Einrichtungen in Absicht auf Armenpflege daselbst, und Vorschläge, dem einen wie dem andern abzuhelfen.* Gute und wohlmeynende Vorschläge, nebst einem vollständigen Plane das Uebel auszurotten. Nur die Gesundheitsassecuranz würde wahrscheinlich in der Ausführung nicht Stich halten; sie würde ein zu grosses Detail erfodern, und den Missbräuchen zu freyes Spiel lassen.

So vorzüglich diese Abhandlungen sind: so kann man sich doch des Wunsches nicht enthalten, dass der Vf. mehr Rücksicht auf die Einkleidung genommen hätte. Die Perioden sind oft unausstehlich lang, und voller Einschaltungen, wodurch der Stil dunkel wird. Der Vf. wiederholt oft das bereits Gesagte, und erläutert zuweilen mit einer Art von Aengstlichkeit, Behauptungen, die schon an sich einleuchten, und keiner Erklärung bedürfen. Diess macht das Lesen des Buchs unangenehm, und könnte manchen davon abhalten, dem übrigens der so lehrreiche Inhalt von grossem Nutzen wäre. Wenn der Vf. auch diesen Punkt in der Folge berücksichtigt: so wird er dem Leser keinen Wunsch mehr, als den nach einer Fortsetzung übrig lassen.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Meissner: *Alphabetisches Verzeichniss aller alten Berge und Raubschlösser, verfallener, öder, wüster und gänzlich zerstörten Burgen, Berg- und Wasser Festen des Mittelalters; Fürstl. Gräflicher, und anderer Schlösser und Häuser in Süd-Obersachsen, in der Lausitz, im Saalkreise, den Fürstenthümern Halberstadt und Blankenburg, auf und an dem Harze, auf und an dem Eichsfelde, im Erfurtischen, Mühlhausenschen und Goslarischen Gebiete, in der Grafschaft Henneberg, in der Herrschaft Asch und in einem Theil von Magdeburg, Wolfenbüttel, Hildesheim, Calenberg, Hessen und Fulda.* Ein Beytrag zur Erläuterung der ältern Deutschen, besonders Sächsischen, Thüringischen und Meissnischen Geschichte. Mit einer Landkarte. 1802. 110 S. 4. (1 Rthlr.)

Der ungenannte Vf. liefert hier nur ein blosses Namensverzeichniss der alten Bergschlösser mit der Angabe des Landes und des Amtes, worin sie liegen. Diese Arbeit ist also wohl mehr für einen Beytrag zur mittlern Geographie, als zur Erläuterung der ältern Sächsischen Geschichte anzusehen, welche nur dann etwas gewonnen haben würde, wenn es dem Vf. gefällig gewesen wäre, sich über die Geschichte der genannten Schlösser zu verbreiten, und von ihren Besitzern und Schicksalen diplomatische Nachrichten zu ertheilen. — Zur Erweiterung der Geographie des mittlern Zeitalters hingegen, möchte gegenwärtiges Verzeichniss nicht ganz ohne Nutzen seyn, wiewohl zur völligen Erreichung dieses Zwecks nöthig gewesen wäre, dass der Vf. entweder die alten meist verfallenen Bergfesten von den neuen Fürstlichen und Adelichen Schlössern getrennt, und nicht, wie hier geschehen ist, unter einander verzeichnet, oder, welches wohl am schicklichsten gewesen wäre,

die

die bekannten Residenzen und Ansitze ganz weggelassen hätte. Auch ist die geographische Lage der alten und neuen Burgen nicht überall richtig angegeben. So werden z. B. Adelhausen, Harras, Seidenstadt, Strauchhain und Steinfeld als Zubehöre des Fürstenthums Coburg ausgegeben, da sie doch, wie alle geographische Werke lehren, in den Sachsen-Hildburghäusischen Landen gelegen sind. Selbst das Residenzschloss Hildburghausen setzt der Vf. in das Coburgische Land, und man sollte fast glauben, dass ihm die Existenz jenes Fürstenthums ganz unbekannt seyn müsse, wenn er nicht S. 47. das Schloss Schwickershausen, als ein im Fürstenthum Hildburghausen (aber richtiger in der Graffschaft Henneberg) gelegenes Schloss bemerkt hätte. Ferner liegen Altenstein, Sauerberg und Rauenstein nicht im Coburgischen, sondern in S. Meiningischen, — Marisfeld, Oestershausen und Schnepfenburg nicht im Coburgischen, — sondern im Hennebergischen; — das Schloss Hermannstein, dessen Lage nicht angegeben wird, ist im S. Weimarischen Amte Illmenau anzutreffen; Hutsberg gehört nicht zum S. Eisenachischen Amte Lichtenberg, sondern zu Meiningen; Wallenburg, nicht zu Broderoda, sondern zu Schmalkalden; anderer geographischen Unrichtigkeiten nicht zu gedenken.

Uebrigens glauben wir dem Vf. sehr gern, dass ihm, wie er in der Vorrede äussert, diese Arbeit viele Mühe gekostet habe, und dass er dabey mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit zu Werke gegangen sey. Diess bestätigt der, in der Vorrede befindliche, Nachtrag von vielen Schlössern, die seiner Aufmerksamkeit entgangen waren. Auf das Verzeichniss der Schlösser, 950 an der Zahl, folgen noch zwey historische Abhandlungen, welche für die Liebhaber der ältern und mittlern Geschichte nicht ganz ohne Interesse sind. Die *eine* vertritt die Stelle einer Einleitung zur Geschichte der Entstehung und des Verfalls der Schlösser in Süd Obersachsen bis zu Ende des Mittelalters. Der Vf. liefert zuförderst von dem ältesten Zustande Deutschlands überhaupt, und Süd Obersachsens insbesondere eine kurze Schilderung, welche sich über Boden, Clima, Naturproducte, Wohnungen, Viehzucht, Ackerbau, Staatsverfassung, Lehenwesen, Nationalgeist, Waffen, Kriegssytem u. dgl. m. verbreitet, und die Wohnsitze einiger alten Völkerstämme bemerkt. — Bey der darauf folgenden Veranlassung zu Erbauung der ersten Schlösser in Süd-Obersachsen bis zur Errichtung der Burgwarten im Meissnischen, geht der Vf. bis in das zweyte Jahrhundert zurück, und erzählt die unaufhörlichen Kriege und Fehden der deutschen Völker, und besonders der Sachsen und Franken, wobey er aber den eigentlichen Zweck seiner Abhandlung ganz aus den Augen verliert und sich auf fremdartige Gegenstände einläst. Nur hin und wieder wird der Existenz einiger Bergschlosser erwähnt, und zuletzt werden einige Burgwarren und Schlösser namhaft gemacht, wovon jene seit dem Jahre 961 gegen die Sorben, letztere aber in spätern Jahrhunderten, besonders zu Zeiten des Faustrechts, von dem hohen und niedern Adel angelegt wurden.

Durch die Erfindung des Schiesspulvers, und durch die Einführung des groben Geschützes, wurde der Untergang der vielen Bergfesten vorbereitet, und durch den Hussiten- und Bauernkrieg grösstentheils vollendet.

Die *zweyte Abhandlung* S. 105—110. handelt von der *Lage* und *Bauart* der alten Schlösser. Eine gut gerathene Beschreibung, welche von den verschiedenen Lagen der Berg- und Wasserfesten, von ihrer äussern und innern Bauart, von den Baumaterialien und von der Festigkeit des alten Mauerwerks, brauchbare Nachrichten enthält. Die dem Werke beygefügte Landkarte empfiehlt sich durch die Reinlichkeit des Stichs, und durch die Genauigkeit, mit welcher die verzeichneten Schlösser eingetragen sind. Doch würde eine hervorstechende, und nach Verschiedenheit der Landesdistrickte gewählte Illuminirung derselben, ihren Werth noch erhöhet haben.

LITERATURGESCHICHTE.

Nürnberg, in Comm. b. Lechner: *Beschreibung typographischer Seltenheiten und merkwürdiger Handschriften, nebst Beyträgen zur Erfindungsgeschichte der Buchdruckerkunst.* Zweyte Lieferung; von *Gotthelf Fischer*, Prof. und Bibliothekar zu Maynz etc. Mit *J. Fust's* Bildnisse und einer Schriftplatte. 1801. 131 S. gr. 8. (16 gr.)

Wir setzen voraus, dass der Gehalt dieser Schrift schon durch das öffentliche Urtheil, auch unserer Blätter (A. L. Z. 1801. Nr. 164.), vom ersten Hefte hinlänglich bekannt ist, und begnügen uns, den Inhalt des zweyten anzugeben. Voran gehen einige interessante Bemerkungen *über Johann Fust's Bildniss.* Dann folgt ein *Versuch über die Verschiedenheit der ersten Maynzer Typen Johann Fust's und Peter Schöffer's*, bündige Resultate einer sorgfältigen Nachforschung. Hr. *F.* unterscheidet Missaltypen, Bibeltypen, Roratypen, Paulustypen und kleine Missaltypen, und führt bey jeden die Bücher an, wobey sie gebraucht worden: woher sich die Benennung derselben dann von selbst ergiebt. Alphabete zählt er achtzehn. — Unter den Druckseltenheiten beschreibt er mit vielem Fleisse eine Reihe unbekannter Drucke von *Arnold von ther Hoernen.* — Die dritte Rubrik: *Nachricht von seltenen Handschriften*, enthält diessmal eine Nachricht von einer seltenen und kostbaren Handschrift, (*Codex aureus quatuor evangeliorum ex recensione Hieronymi Presbyteri cum ejusdem praefatione et epistola ad Damasum papam saeculi VIII. fol.*) aus welcher kurze Bemerkungen über die Kennzeichen des Alters der Handschriften überhaupt beygefügt sind. Um dieses Alter gehörig zu bestimmen, will Hr. *F.* nicht bloss auf das Alphabet, welches man für jedes Jahrhundert festgesetzt hat, — Rücksicht genommen wissen, sondern er macht vorzüglich auch auf Beobachtung der Interpunction, verbunden mit Ortho-

Orthographie, als auf ein sicheres Kennzeichen aufmerksam. Manche gelegentlich beygebrachten antiquarischen Bemerkungen, über das Alter der auf einer, und der auf zwey Seiten beschriebenen Rollen, über den Einband in Gold, Silber, Elfenbein, Seide, oder Holz, und andere, welche auch zur Erläuterung der Alten dienen, werden sich dem Alterthumsforscher von selbst empfehlen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Wien*, b. Camesina: *Bemerkungen über die Krankheiten, welche unter der Garnison zu Mantua während der Blokade vom 30sten May 1796 bis zum 3ten Februar 1797 geherrscht haben.* Von Dr. *Ferdinand Steegmeyer*, K. K. Feldstabsarzte, und correspondirendem Mitgliede der K. K. med. chir. Josephs-Academie etc. 1801. 51 S. 4. (8 gr.) Wer einen Theil des Kriegselendes in seiner fürchterlichen Gestalt will kennen lernen, der lese diese Blätter. Wir theilen Folgendes daraus mit. Der Charakter der hier beschriebenen Krankheiten, worunter das sogenannte *bösartige Wechselfieber (Febris interm. perniciosa)* und das *anhaltende Fieber* die herrschenden waren, die *Ruhr* aber nur zwischendurch, bey Gelegenheit der sie begünstigenden Ursachen, sich zeigte, war *rein nervös.* Zwey Ursachen waren es hauptsächlich, die dem Nervensysteme des Kriegers seine Energie raubten, und dasselbe für solche *Nervenfieber* empfänglich machten: in den heissen Monaten die, wie ein Pesthauch aus den vielen, die Stadt und Festung *Mantua* umgebenden stehenden Gewässern sich verbreitende *Sumpfluft* (eine Luftart, woraus Rec. in andern Gegenden der ehemaligen Lombardey auch in Friedenszeiten Nervenfieber entspringen sah), und sodann die sehr *feuchten Nächte*, die der Soldat im Freyen, bey dem Dienste, zubringen musste, und wovon seine Kleidungsstücke ganz durchnässt wurden. In der Folge *stinkende Nebel.* Zu diesen Ursachen gesellte sich späterhin Mangel, nicht nur an Lebensmitteln und Kleidung, sondern auch an Bettzeuge, an Holz, an Arzeneyen, ja an allen möglichen Bedürfnissen. Mit der Vermehrung dieses Mangels vermehrte sich natürlich die Schwierigkeit, zu helfen, Krankheiten zu verhüten oder zu heilen; und zuletzt überstieg das Elend alle Vorstellung. Dabey ein äusserst beschwerlicher Dienst. Kaum war der Soldat halb genesen, so musste er sich aufs Neue den nämlichen Krankheitsursachen preisgeben. Tausende von Kranken hatten, wir sagen nicht, keine Strohsäcke, weder reine, noch halb verwesete, nein, auch nicht eine Handvoll Stroh, worauf ihre matten Glieder hätten Ruhe finden können; der kalte steinerne Fussboden war ihr Lager. An Pferdefleisch und Pferdefett, soviel Abscheu auch viele eine Zeitlang dagegen bezeigten, gewöhnte man sich doch mit der Zeit, und man hätte sich glücklich geschätzt, wenn man es bis ans Ende der Belagerung hätte haben können. Als der Vorrath der *Fieberrinde* fast ganz verbraucht, und Zimmet oder Zimmetnelken durchaus nicht mehr zu haben waren, wurden, auf des Vfs. Vorschlag, aus den in der Stadt noch vorräthigen Gewürznelken und dem Ingber Aufgüsse mit dem, ebenfalls sehr selten gewordenen Branteweine gemacht, und, mit Wasser verdünnt, als Getränk gegeben. Selbst das half am Ende nichts mehr, wenn Hr. *St.* eine Anzahl Kranker besonders übernahm, sie mit allem, mit Arzeney, Nahrung etc. gehörig versorgte, und ihnen die nöthige Pflege verschafte: auch diese wurden eine Beute des Todes. Wie sehr es aber den übrigen an dieser Pflege fehlte, davon entwirft er ein schauderhaftes Gemälde. Bewunderung und Erstaunen muss es erregen, dass am 23. November 8000 theils kranke, theils ausgehungerte, Leichen ähnliche Soldaten einen Ausfall wagten, den ganzen Tag im Feuer waren, und des Abends mit 700 Verwundeten zurückkamen. Das Lager der unglücklichen Verwundeten war dann der kalte Fussboden von Stein, und ihre eigenen Kleidungsstücke, so gut oder schlecht sie waren, ihr Bettgeräthe. Aus Mangel an Holz war keine Möglichkeit, die Schusswunden mit Bähungen zu behandeln; der Kälte ausgesetzt, und fast aller Pflege beraubt, griff der Brand bald schrecklich um sich, und wurde ihr Erlöser.

Der Vf. erscheint bey allen diesen Erzählungen in einem menschenfreundlichen Lichte. Sein Heilverfahren muss man höchlich billigen. Aber, was hilft Einsicht, was hilft der beste Wille, wenn es an allen Mitteln gebricht, die zur Vollführung guter Absichten erfodert werden! Den *Wein*, wovon Rec. in den lombardischen Hospitälern die herrlichsten Wirkungen sah, würde er, so lange dieses Mittel zu bekommen war, noch reichlicher verordnet haben, als es, dem Ansehen nach, Hr. *St.* that. — Wenn die *Fieberrinde* etwas leisten sollte, und der Kranke entweder vorher nicht war vernachlässiget worden, so dass die Lebenskräfte zu sehr gesunken waren, als dass irgend ein Mittel sie hätte wieder aufrichten können: so musste man sie aufs nachdrücklichste, und zwar in *Pulvergestalt*, anwenden; in keiner andern Form war sie so hülfreich. Der Vf. gab, nach der kürzern oder längern Apyrexie, in kürzern oder längern Zwischenräumen, in dringendern Fällen anderthalb Unzen Chinapulver mit einem Gran Opium, in acht Theile getheilt, in minder dringenden eine Unze mit einem Gran Opium, auf sechs Mal. Das Opium musste der, ausserdem von der China zu befürchtenden Durchfälle wegen, zugesetzt werden. — Zu dem Gesundheitszustande (*Sanitätszustande*, wie es der Vf. nennt), den er von Monat zu Monat angeführt hat, gehört auch die Angabe der Zahl der Kranken und Todten, die man, vom Sept. an, in jedem Monate hatte. Im Sept. 1796 starben von 8500 Kranken, 1300; im Oct. von 9000, 2560; im Nov. von 9500 Kranken und Verwundeten, gegen 2400; im Dec. von 7354 Kranken, 2021; und im Jan. 1797 von 6523, 1968. — Im Dec. und Jan. wüthete der *Scorbut* unter jeder Art von Truppen auf die grässlichste Weise. — Der *Tetanus*, der sich, bey der grossen, nothgedrungenen Verwahrlosung der Pflege der armen Verwundeten, schon im Sept. zu den leichtesten, bloss die Muskeln betreffenden Schusswunden gesellte, und der den kraftigsten Mitteln widerstand, wurde von Hn. *St.* bey einem Officier durch animalische Diät, und durch eine Unze China, mit zwey Gran Opium und einer Unze Zimmettinctur dergestalt geheilt, dass in 12 Stunden alle Symptome gelinder, und, nachdem diese Mischung in zwey Tagen dreymal war wiederholt worden, ganz gehoben waren. — In der Schreibart muss man dem Vf., als einem Oesterreicher, wohl etwas nachsehen, und es mit Ausdrücken, wie: *gut gefärbte Menschen*; *Anstopfung der Eingeweide* (an einem andern Orte *Verstopfung*); *vorrucken*; *Muskulatur*; *Aussenwerker*; *Kukuruz* (*Zea Mais*) etc. nicht so genau nehmen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 8. December 1802.

NATURGESCHICHTE.

BERLIN, b. Haude u. Spener: *Geognostische Beobachtungen* auf Reisen durch Deutschland und Italien angestellt von *Leopold von Buch.* 1802. 320 S. 8. (2 Rthlr.)

Ein sehr wichtiger Beytrag zur Geognosie von einem aufmerksamen genauen Beobachter, gewiss allen Freunden dieser Wissenschaft äusserst willkommen. Zuerst *Entwurf einer geognostischen Beschreibung von Schlesien.* Die Gebirge, welche dieses Land umgeben, werden mit Unrecht von einigen Schriftstellern das Riesengebirge genannt. Die ganze Bergreihe bildet eine Gebirgsebene, auf welcher sich höhere aber schmalere Gebirge gleich Dämmen erheben, die sich von einander bestimmt unterscheiden. Einer dieser Dämme ist das Riesengebirge, und in ihm die Schneekoppe der höchste Berg; ein anderer ist das Gebirge nordwärts von Hirschberg gleichlaufend mit dem vorigen, ferner das Eulengebirge u. s. w. Das Riesengebirge ist grösstentheils eine Kette von Granitbergen. In den steilen Granitfelsen sieht man oft völlig gerundete Kugeln hervorragen, die aus kleinkörnigem Granit bestehen, auf der Oberfläche mit Glimmer bedeckt, die aber in ihrem Innern weniger Glimmer zu enthalten scheinen. Alle kleine aus der Auflösung getretene Massen versammeln sich um einen Punkt, und dieses Bestreben bildet bekanntlich Kugeln. Es ist wahrscheinlich, dass hiebey noch Verwandtschaft der Stoffe wirkt, der Feldspat und Quarz sich im Mittelpunkte verbinden, der zusammengesetztere Glimmer die Oberfläche einnimmt. (Ob bey der Verwandtschaft, der Krystallisation, der Zusammenstellung der Krystalle, die allgemeine Anziehungskraft allein oder nur besonders wirke, ist noch eine grosse Frage. Wir können jene Erscheinungen auf keine Weise erklären. Dass die Urgebirge durch Krystallisation entstanden sind, ist eine Hypothese, welche mit der eigentlichen Geognosie nichts zu thun hat. Diese lehrt bloss die Folge der Gebirgsarten auf und neben einander. Warum will man diese Wissenschaft, einen Zweig der Naturbeschreibung, durch Hypothesen an die am wenigsten ausgemachten Theile der Physik und Chemie knüpfen?). Ueberall zeigt das Gebirge Spuren von Zerstörung in den zerrissenen Felsen. In der Ebene gegen Schweidnitz, Jauer, Striegau und Liegnitz trifft man wieder kleinkörnigen Granit an. Er ist unstreitig die älteste Gebirgsart. Man verfolgt einen Uebergang aus den fast reinen Kieselgesteinarten, aus Granit mit vielem Feldspat und Quarz und wenigem Glimmer, durch glimmerreichern Gneuss durch Glimmerschiefer selbst, in dem schon der, im Verhältniss anderer Erden leicht auflössliche, daher lange in der Auflösung zurückbleibende, Kalkstein sich absetzte, bis in völlig thonige Gebirgsarten, Thonschiefer, Hornblend- Alaunschiefer. Vielleicht enthält der Granit, je älter er ist, desto weniger Glimmer, vielleicht war die erste Gebirgsart, welche sich bildete, bloss Quarz. (Eine sehr wahrscheinliche Hypothese). Zwischen Reichenstein und Wartha ein kleinkörniger sehr glimmerreicher Granit neuern Ursprungs auf dem Glimmerschiefer. Der Gneuss erhebt sich am Riesengebirge nur wenig; er unterscheidet sich vom Glimmerschiefer hier durch den Glimmer, welcher fast nie eine zusammenhängende Masse macht. Unweit Burkersdorf umschliesst er ein Lager von kleinkörnigem Syenit. Am Eulengebirge erhebt er sich sehr und wird ungeheuer mächtig. Kalklager findet man nicht in ihm; hin und wieder Erze. Der Glimmerschiefer ist eine der ausgebreitetsten Gebirgsarten in Schlesien, besonders auf der südlichen Seite des Riesengebirges. Sichtbar ist der Andrang der Formations-Fluth, die Absetzung dieser Gebirgsmassen von Süden aus; man bemerkt, wie höhere Granitgebirge ihre Verbreitung nach Norden hinderten. Der Glimmerschiefer geht in Thonschiefer, Hornblendschiefer und andere Steinarten über; es finden sich in ihm häufige Lager von körnigem Kalkstein. Zuweilen trifft man in diesen letztern Serpentin, als die älteste Erscheinung der Talkerde. Der Glimmerschiefer enthält im südlichen Schlesien häufig Granaten; nicht so der Gneuss. Bey Friedeberg am Queis, bey Giehren und Querbach Erzlagen im Glimmerschiefer; auch ein Granatenlager und dazwischen Glanzkobald; Zinnstein bey Giehren in der Gebirgsart verstreut. Zwischen Rudelstadt und Jänowitz ein Lager von derbem Granat in Hornblendschiefer, mit Strahlstein und Kalkspat. Die Einigkeit bey Kupferberg bauet auf einem Lager, welches grösstentheils aus asbestartigem Strahlstein besteht, mit Schwefelkies, Eisenglanz, Kupferkies u. s. w. Die Erzlager bey Rudelstadt haben ein so ansehnliches Fallen, dass man sie oft nicht für Lager gehalten hat. Auf der Friederike Juliane Silbererze, besonders gediegenes Silber. Der Porphyr ruht auf Glimmerschiefer, und auf ihm scheint Thonschiefer zu ruhen. Fast nur allein im Fürstenthum Schweidnitz stehen die Porphyrkegel abgesondert von einander aus dem Flötzgebirge hervor. Unfern Liebau gegen Landeshuth bildet er das steile Rabengebirge. Eine zweyte fast noch

noch ausgedehntere Porphyrmaſſe umgiebt Friedland von der Nord- und Oſtſeite. Unweit des tiefen Flötzgrundes in Schmiedsdorf wird er blaſig, und in den Blaſen iſt er mit Quarzkryſtallen überzogen, auch ſtehen in ihnen kleine Tafeln von Schwerſpat. Zuweilen deckt ihn Sandſtein. Der Wildenberg ohnweit Schönau im Fürſtenthum Jauer iſt in dünne ſenkrechte Säulen zerſpalten. Auſser dem ältern Serpentinſtein im Glimmerſchiefer hat Schleſien noch eine Serpentinformation, die mit dem Thonſchiefer gleichzeitig zu ſeyn ſcheint; denn man ſieht ſie, wo man Thonſchiefer erwarten ſollte, und vermiſst ſie, wo dieſer in groſser Ausdehnung vorkommt. An manchen Stellen, z. B. am Zobtenberge ruht auf ihm der Urgrünſtein. Es iſt noch ungewiſs, wie Opal und Chryſopras bey Koſemütz im Serpentin vorkommen. Im Fürſtenthum Jauer kommt allein Thonſchiefer vor, der in Glimmerſchiefer übergeht, und auf der andern Seite bald mit Conglomerat wechſelt. Bey Goldberg und anderwärts deckt ihn älterer Sandſtein. Das die Steinkohlen einſchlieſsende Conglomerat, der älteſte gröbere Abſatz zertrümmerter Gebirgsarten, begleitet im Fürſtenthum Schweidnitz immer den Fuſs der höhern Gebirge. Alle Fürſtenthümer, welche gegen Weſten durch uranfängliches Gebirge geſchützt ſind, haben keine Spur neuer Flötzgebirgsarten. Das Conglomerat beſteht nie aus weit herbeygeführten Geſchieben, man findet ſie im nächſten Urgebirge anſtehend, daher mangelt es bey den Steinkohlen in Oberſchleſien, wo die Urgebirge fehlten, und wird dort nach und nach ein feinkörniger weit herbeygeführter Sandſtein. Dieſer Umſtand iſt vortrefflich dargeſtellt. Mitten in dieſen Geſchieben, die aus der Nähe kamen, waren Abdrücke unbekannter Pflanzen, folglich auch wohl nicht aus fernen Gegenden herbeygeſchwemmt, ſondern einſt hier einheimiſch. (Ein merkwürdiger Umſtand. Aber neben der Humboldtſchen Hypotheſe, welche der Vf. hiebey lobt, können noch viele andere beſtehen). Die oberſchleſiſchen Steinkohlenberge werden oft von Eiſenſtein gedeckt, und ruhen auf einer im Groſsen ſchiefrigen auf der Oberfläche faſrigen, ſehr zerreiblichen Holzkohle. Von den Formationen des Flötzkalkſteins enthält Schleſien wahrſcheinlich nur eine, die, welche an den Alpen in unglaublicher Höhe vorkommt, und in Thüringen Zechſtein heiſst. An verſchiedenen Orten in Niederſchleſien wechſelt er mit kupferhaltigem Schieferthon. Bey Tarnowitz deckt ihn das Bleyglanzflötz, auf dieſem ruht ein anderer kleinkörniger, verſteinerungsleerer Kalkſtein, worin ſich Kalkſpat, Gallmey und Kugeln von braunem Eiſenſtein finden, und über dieſen bey Tarnowitz ſelbſt blauer Ton, ſonſt Eiſenſtein, unter und über welchem Gallmey vorkommt. Eine ſehr ſteile ſchmale Bergkette von Albendorf bis Habelswerth beſteht aus Sandſtein von ſehr einförmiger Bildung, dem weiter von den Urgebirgen entfernt das thonige Bindungsmittel fehlt. Die Sandmaſſe am rechten Ufer der Oder im Fürſtenthum Oppeln ſcheint das neuere Sandſteinflötz ſelbſt vorzuſtellen; vielleicht iſt es derſelbe Fall mit den Sandwüſten der baltiſchen Ebene. Die ſchleſiſchen Baſaltberge ſcheinen nur verirrte Glieder der Hauptmaſſe in Böhmen. Der Buchberg bey Landeshuth mit einer geſchichteten Grünſteinmaſſe iſt beſonders merkwürdig. Sonderbar iſt die Baſaltmaſſe faſt auf der gröſsten Höhe des Rieſengebirges, gleichſam an den Granit angeklebt. Bey Krobsdorf Baſalt als Lager im Glimmerſchiefer, und doch völlig ähnlich dem gewiſs ſehr jungen Baſalt in andern Gegenden. Unter den aufgeſchwemmten Gebirgsarten verdient das goldführende Conglomerat zu Goldberg erwähnt zu werden. 2) *Geognoſtiſche Ueberſicht des öſterreichiſchen Salzkammerguts.* Die Berge beſtehen aus Zechſtein; die oft ſehr tiefen Seen ſind Einſtürze, verurſacht durch die ſchnelle Erhebung des Gebirgs, welche auch in ſchroffen Bergen eine Unordnung der Schichtung hervorbringt. Die rothe Farbe des Kalkſteins findet ſich beſonders in den Tiefen; oben iſt er weiſs. Die Verſteinerungen liegen in einzelnen Lagen. Die Salzberge liegen im Kalkſtein, gehören zu einer Formation mit ihm, ſind neuer als die Steinkohlenmaſſen der flachen Länder, älter als der ſoolenführende Gyps, der zwiſchen dem Zechſteine und neuern Sandſteine lief. Uebrigens kommt auch mit ihnen Gyps vor. Die gröſsere Kalkſteinmaſſe liegt unter den Salzbergen, wodurch dieſe dem ſoolenführenden Gyps ähnlich werden. Eine Gebirgsart, wenn ſie in groſser Menge irgendwo abgeſetzt wird, pflegt oft neuere weniger mächtige Gebirgsarten in ſich zu ſchlieſsen. Der Salzthon, welcher hier beſchrieben wird, iſt charakteriſtiſch für dieſe Salzberge. 3) *Reiſe durch Berchtolsgaden und Salzburg.* 4) *Barometriſche Reiſe über den Brenner von Salzburg nach Trento.* 5) *Vergleichung des Paſſes über den Mont-Cenis mit dem über dem Brenner.* 6) *Perginn.* Um nicht zu weitläuftig zu werden, führt Rec. dieſe letztern Abhandlungen nur kurz an; auch ſind ſie ſelbſt kürzer als die vorigen, und man wird getäuſcht, daſs man über Italien nicht mehr erfährt. Aus dem Geſagten wird übrigens der Kenner ſchon ſchlieſsen können, wie wichtig dieſes Werk für die Geognoſie iſt. Es verdient ein aufmerkſames Studium, und darf nicht bloſs flüchtig geleſen werden, beſonders da man hier Werners geognoſtiſches Syſtem überall angewandt findet. Rec. enthält ſich aller weitern Anmerkungen, welche dieſes Syſtem betreffen, ſoferne es ſich aus dem, was davon angeführt wird, beurtheilen läſst. Die Thatſachen, welche eine Hypotheſe ans Licht bringt, verdienen immer unſern Dank; das Uebrige iſt doch wohl nur willkürlich.

LEIPZIG, b. Roch u. C.: *Magazin für die geſammte Mineralogie.* Herausgegeben von K. E. A. von Hoff. *Erſten* Bandes *viertes* Heft. 1801. 12 Bogen 8. m. 1 Kupf. (20 gr.)

Mit dieſem Hefte iſt der erſte Band geſchloſſen. Es enthält: 1) *Beyträge zur Mineralogie von Pommern*

mern und Westpreussen. Von Dr. *U. F. Seetzen.* Der Vf. führt die verschiedenen Abänderungen von Torf um die Güter Schwartow und Schwartowke in der Herrschaft Lauenburg an; redet von den Baumstämmen, welche man unter Torfmooren findet, und hält mit Recht die Meynung für unglaublich, dass sie von den ausgehauenen Wäldern zu Karls des Grossen Zeit herrühren. Die Geschiebe sind, nach ihm, nicht durch Wasser herbey gespühlt. Er zählt die Arten auf, welche am häufigsten vorkommen, und empfiehlt beyläufig die Insecten im Bernstein einer genauern entomologischen Untersuchung. Der aufmerksame und fleissige Vf. würde ohne Zweifel das Verzeichniss der verschiedenen Arten von Geschieben in diesen Gegenden um die Hälfte vermehrt haben, wenn er sich dort länger aufgehalten hätte. Der mineralogische Reichthum der grossen Ebene zwischen dem Ausflusse der Elbe und Weichsel besteht in Geschieben, worunter zuweilen sehr merkwürdige Steinarten vorkommen: so hat man vor kurzem den Salit im Meklenburg-Strelitzischen gefunden. Aber es ist ein blosser Zufall dergleichen zu finden, da nichts bey der Aufsuchung leiten kann. 2) *Die Höhle bey Glücksbrunn.* Vom Berg-Inspector *Köcher.* Sie befindet sich bey dem Herzogl. Gothaischen Blaufarbenwerke zwischen Altenstein und Liebenstein in Rauhkalk, und ist inwendig fast ganz trocken. Der Vf. bemerkte, dass sich der Talg, welcher von den Lichtern abtropfte, bald in Schimmel verwandelte. Vorzüglich merkwürdig sind die fossilen Knochen von einem unbekannten Raubthiere, welche der Vf. hier beschreibt und wovon er den Oberkopf nebst der Unterkinnlade abgebildet liefert. Der Schedel zeichnet sich besonders dadurch aus, dass er oben scharf zuläuft (kielförmig ist). Das Gebiss gleicht sehr dem Bären-Gebisse. 3) *Nachricht von fossilen colossalen Knochen eines Raubthieres in Virginien gefunden.* Ist Jeffersons Nachricht von seinem Megalonyx. J. glaubt, nach einigen Nachrichten von fürchterlich brüllenden Raubthieren, dieses Thier halte sich noch im innern Amerika auf. Hierin ist J. wohl zu leichtglaubig. 4) *Ueber die Arten der Säugthiere, von welchen man Knochen im Innern der Erde findet,* von *Cuvier.* Aus dem *Journal de Physique.* 5) *Literatur.* Die Nachrichten von der englischen Literatur werden vielen Lesern sehr angenehm seyn. 6) *Einige Bemerkungen über die Namengebung in der Mineralogie,* von Prof. *Wiedemann.* Ein Wort zu seiner Zeit geredet; möchten es aber auch die Ausländer hören! 7) *Beschreibung des dichten schwefelsauren Strontians von Montmartre,* von *Ebendemselben.* Er findet sich dort in einem Thonlager neben Gyps, in Platt- Kuchen- oder Nierenförmigen Stücken, inwendig meistens in säulenförmige Stücke gerissen und dort mit Krystallen besetzt, von hellweisser, grauer und gelber Farbe. Die Beschreibung ist sehr genau. 8) *Correspondenz-Nachrichten.* Oberbergrath *Karsten* berichtet, das würfliche Olivenerz sey arsenikaures Eisen, nach den Untersuchungen von Chenevix und Vauquelin. Der Moroxit ist nach Vauquelins Untersuchungen ein Apatit. 9) *Vorfälle und Veränderungen, welche einzelne Gelehrte persönlich betreffen.* 10) *Todesfälle.* 11) *Allerley.* 12) *Nachricht den Mineralien-Handel betreffend.* Rec. und gewiss alle Mineralogen mit ihm wünschen die baldige Fortsetzung dieses lehrreichen Journals.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Altenburg, b. Rink u. Schnuphase: Ἐκλογαὶ ποιητικαί, seu *Carmina Graeca selecta.* In usum scholarum collegit et indice verborum instruxit *Aug. Matthiae,* Philos. D. Gymnas. Alteburg. Director et Bibl. Duc. Custos. 1802. XVI. und 142 S. kl. 8.

Die Absicht des würdigen Herausgebers bey dieser Chrestomathie ging dahin, den Schülern ein Buch in die Hände zu geben, welches sie auf das Studium der homerischen Gesänge vorbereitete, und zur Lectüre derselben ihnen gleichsam den Weg bahnte. Mit einigen lyrischen Gedichten, besonders Skolien, hebt er an; dann folgt eine Auswahl Epigramme und andrer elegischen Bruchstücke, z. B. Solons, Tyrtäus, zuletzt Ἐπικά, welche einige Stellen aus Hesiod's didaktischen Gedichten und dem homerischen Hymnus auf Demeter enthalten. Rec. bekennt aufrichtig, dass er diese Vorbereitung zu dem Studium Homers nicht für nöthig hält; er bekennt, dass er schon mehrmals, und nie ohne glücklichen Erfolg, den Homer, wenigstens Theilweise, unmittelbar nach dem Gedikischen Lesebuch mit jungen Anfängern gelesen, und dann erst die späteren Dichter, in chronologischer Reihe, gewählt hat. Allein wir zweifeln nicht, dass es Schulmänner geben wird, welche der Ueberzeugung des Hn. *Matthiä* beytreten, und diesen wird die gegenwärtige Sammlung angenehm seyn. Nur werden auch diese ihrem eigenen Urtheil in der *Ordnung* folgen müssen, in welcher die hier aufgenommenen Gedichte zweckmässig zu erklären sind. Denn dass die von Hn. M. gewählte Ordnung nicht die beste, dass vielmehr beym Gebrauche des Buches ein vollkommenes Hysteron Proteron zu machen sey, glauben wir behaupten zu können; und der Herausgeber selbst gesteht es wenigstens in Ansehung der lyrischen Gedichte zu, welche hier die Reihe eröffnen. Er äussert sich darüber folgendermassen: *Prima posui carmina lyrica breviora, non quo ab his initium in scholis faciendum, vel posse iis legendis viam ad sequentia et Homerum magis, quam aliis quibuscunque, muniri existimarem, sed quia digna ea judicabam, quae iis, qui supra scholarum angustias evehi vellent, privata letione tractarent, vel quae, variandi argumenti caussa, in ipsis scholis explicarentur.* Ob und in wie fern aber dieser Grund dem eigentlichen Zwecke gegenwärtiger Chrestomathie entspreche, lassen wir dahin gestellt seyn. — Ueberhaupt würden wir das ganze Buch nicht sowohl zu *der* Absicht empfehlen, in welcher der

der Herausgeber es eigentlich angelegt hat, als vielmehr dasselbe für Schüler, welche vom Homer den Uebergang zu den tragischen, und sofort zu den alexandrinischen Dichtern zu machen wünschen, und *Köppens* Blumenlese zu diesem Behuf entweder zu weitläuftig, oder zu theuer finden, vorzüglich brauchbar achten.

Die Texte sind nach den besten Ausgaben abgedruckt. Hie und da hat der Herausg. entweder fremde oder auch eigene Conjecturen aufgenommen, weil er mit Recht urtheilte: *in tali opusculo magis id curandum esse, ut, quae aperte vitiosa sint, nec sensum idoneum admittant, emendate legantur, etsi nullo Codice adstipulante, quam ut omnia ad Criticam aeque severam, ac justis in editionibus par est, exigantur.* Eine sinnreiche Verbesserung dieser Art, welche Hn. *M.* zugehört, finden wir in dem bekannten Päan des Aristoteles am Schlusse: *ἀθάνατόν τε μιν ἄζουσι* Μοῦσαι, Μνημοσύνας θύγατρες, Διὸς ξενίου σέβας ἄζουσαι (st. αὔξουσαι), *Φιλίας τε γέρας βεβαίου.* Das Activum braucht auch Sophocles (Oed. Col. 134.), *antiquorum verborum amator*, wie Musgrave zu dieser Stelle sagt; was auf den Vf. dieses Gesanges nicht minder passt.

Kurze biographische Notizen von den Dichtern, deren Gedichte hier aufgenommen worden, hat Hr. *M.* nach dem Muster der Gedikischen Chrestomathie, wie es scheint, vorangeschickt, und ein sehr vollständiges, mit Fleiss gearbeitetes Wortregister, welches mehr als die Hälfte des Buches anfüllt, macht den Beschluss. Den versprochenen Commentar werden gewiss Schullehrer mit Nutzen und Dank von dem gelehrten Vf. annehmen. Dass übrigens der Druck correct und deutlich, und überhaupt das Aeussere sehr anständig ist, verdient um so mehr eine besondere Empfehlung, je gewöhnlicher sich Verleger bey Schulbüchern über diese Sorge hinwegzusetzen pflegen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Wien*, b. Camesina: *Ueber die eindringenden Brustwunden*, von *D. Gerhard Vering*, k. k. dirigirendem Stabsfeldarzt in Oesterreich u. s. w. 1801. 36 S. 4. (8 gr.) Mit Recht klagt der gründliche Vf. über die sehr problematische Gewissheit der von den Schriftstellern als untrüglich aufgeführten Zeichen von dem Eindringen der Brustwunden und von Blutergiessung in die Brusthöhle. Eben diese Klage lässt sich leider noch bey manchen anderen schwer zu erkennenden Krankheits-Umständen erheben. Der Vf. zeigt nun zuerst die Trüglichkeit der gewöhnlichen Zeichen: die Sonde könne zumal bey Stichwunden gar nichts entscheiden, und die Stellung der Kämpfenden sey in den meisten Fällen gar nicht zu erforschen. Das Ein- und Ausziehen der Luft bey dem Aus- und Einathmen ist bey langen engen Stichwunden gar nicht vorhanden, und selbst da, wo der Vf. erweiterte, so dass ergossenes Blut ausfloss, fehlte dieses Zeichen noch. Ungewisser werden alle Kennzeichen von Extravasat, wenn vorher schon kränkliche Beschaffenheit der Eingeweide der Brusthöhle, vorzüglich der Lungen vorhanden war. Der Vf. führt einen sehr lehrreichen, gut dargestellten Fall an, wo das Extravasat von zwey sonst bewährten Männern verkannt wurde. Der Vf. giebt die sichersten (*standhaftesten und verlässlichsten*) Zeichen der Blutergiessung in die Brusthöhle an, welche Rec. aber hier nicht ausheben kann; und dringt darauf, den vor der Verwundung vorhandenen Zustand des Kranken zu beseitigen, auch Acht zu haben, ob die Symptome etwa bey allgemeiner Behandlung verschwinden oder nicht. Aus den S. 23 und 24. erwähnten Meynungen und Vorschriften der berühmtesten Wundärzte ergiebt sich, dass man jede eindringende Brustwunde vereinigen und heilen müsse, ja einige finden sogar in einer kleinen Lungenverwundung eben keine Gegenanzeige zu dieser Heilart. Unser Vf. giebt befriedigend die Gründe an, warum diese Vorschriften zu verwerfen seyen. Er beweist und belegt es durch seine Erfahrung, dass die dreiste Erweiterung der eindringenden Stichwunden gar nicht so viele Gefahr habe, als man gewöhnlich glaubt. Er behauptet mit Recht, dass eindringende Hieb- und Schusswunden an der Brust, wobey sogar innere Theile verletzt wurden, in den meisten Fällen viel leichter und glücklicher heilen, als enge, nicht künstlich erweiterte Stichwunden. Nur in dem Falle räth der Vf. nicht zur Erweiterung der Stichwunden, wenn die Richtung derselben unmittelbar auf eine Rippe oder auf einen Brustwirbel führt, so dass die Untersuchung mit der Sonde offenbar einen Knochen als Boden der Wunde zu erkennen giebt. Rec. ist nach einigen ihm selbst vorgekommenen Erfahrungen völlig der Meynung des Vfs. und durch dessen gut und bündig dargelegte Gründe noch mehr in den eigenen Ideen über denselben Gegenstand bestärkt worden. Die Abhandlung verdient von jedem Wundarzte gelesen und sorgfältig ohne Vorurtheil mit der Erfahrung verglichen zu werden.

Vermischte Schriften. *Paris*, b. d. W. Panckouke: *Notice historique sur le Sauvage de l'Aveyron et sur quelques autres individus, qu'on a trouvés dans les forêts à différentes époques. Par P. J. Bonnaterre.* an VIII. 50 S. 8. (6 gr.) Durch die Zeitungen ist die Geschichte des kleinen Wilden in Aveyron auch in Deutschland bekannt geworden. Hier wird sie umständlich von einem gelehrten Augenzeugen erzählt. Ein unglückliches Kind, von seinen barbarischen Aeltern, nach verschiedenen vergeblichen Versuchen, es geradezu aus dem Wege zu räumen, in die Wildniss ausgesetzt, erhält sich wunderbar von Eicheln, Wurzeln und rohen Feldfrüchten; sein Körper erträgt acht Jahre lang die stärksten Winterfröste; endlich wird es eingefangen und nur nach und nach an bessere Kost gewöhnt. Seine Verstandeskräfte schienen nicht gelitten zu haben, obgleich seine Triebe bloss thierisch waren. In Flucht gesetzt, ging es auf allen Vieren, sonst aber aufrecht: seine Gestalt und seine Minen waren gar nicht entstellt. Der Vf. erzählt bey dieser Gelegenheit ähnliche, zum Theil fabelhafte, Geschichten aus ältern Schriftstellern.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 8. December 1802.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Halle, in d. Waisenhausbuchh.: *Zuschrift an Theologiestudierende über die sicherste Vorbereitung zum Examen und die zweckmässigste Benutzung der Candidatenjahre. Nebst einem Abdruck der neuesten Instruction der Consistorien über die theologischen Prüfungen in sämmtlichen preussischen Landen.* Von D. *August Hermann Niemeyer,* Consistorialrath und Professor der Theologie. 1801. 144 S. 8. (8 gr.)

Eine für Studierende und für Candidaten äusserst lehrreiche wichtige Schrift, die in ihrer aller Händen zu seyn verdient. Sehr richtig ist die Bemerkung, dass viele Studierende ihr ganzes Studium nur auf das Candidaten-Examen beziehen. Die Instruction für Consistorien über die theologischen Prüfungen vom 12. Febr. 1799, von der der Hauptinhalt hier abgedruckt ist, sollte billig jedem, der um Theologie zu studieren auf die Universität kommt, vom Prorector eingehändigt werden, damit er vom Anfange wisse, was man von ihm dereinst fodern wird. Ueber diese Instruction giebt nun der Vf. den jungen Theologen in dieser Zuschrift sehr durchdachte und heilsame Belehrungen, dass sie von den Consistoriis gar nicht blos nach dem kirchlichen dogmatischen System, sondern nach ihren exegetisch gründlichen Einsichten in die christlichen Lehrwahrheiten, nach dem Interesse, das sie selbst in Absicht ihres praktischen Einflusses daran nehmen, nach ihrem Selbstdenken, nach ihrer Bekanntschaft mit der Philosophie und der Dogmengeschichte, und nach bewährten Zeugnissen wegen ihrer eigenen Moralität werden geprüft werden; dass es also nicht auf Nachbeterey auswendig gelernter Terminologien — aber auch eben so wenig auf eine jetzt sehr missverstandene Popularität, das blos Gemeinnützige, empirisch Ungründliche, als auf die Speculationen mancher neuern philosophischen Schulen, die in ein Labyrinth von Zweifeln verwickeln, und die jungen Studierenden (auch wohl manche ältere überspannte Männer) mit neuen unverstandenen und unverständlichen Kunstwörtern zum gelehrten Dünkel und zur Verachtung alles bisher gründlich Gedachten und Gesagten verleiten, die dann wohl gar ihre hohe Wortweisheit auf der Kanzel und in Catechisationen an den Mann bringen wollen, ankommen werde. Der Vf. giebt den Studierenden den einzig guten Rath „studiere planmäsig und emsig, so ist jede besondere Vorbereitung auf das Consistorialexamen überflüssig." Bey dieser Planmässigkeit giebt er einen doppelten Gesichtspunkt an: 1) auf die zweyfache Bestimmung der Theologiestudierenden zu *Erziehern* und zu *Religionslehrern* und 2) auf die nothwendige Verbindung des *Theoretischen* mit dem *Praktischen* schon in den Vorbereitungsjahren. Er warnet ja nicht zu vergessen, dass das Geschäft, worauf sich die *eigentliche* Theologie in ihren mannichfaltigen Theilen eigentlich bezieht, vielleicht erst nach fünf bis sechs Jahren Berufsgeschäft werden wird, und desshalb die Humaniora über den sogenannten Brodcollegiis nicht zu versäumen. (Den Hofmeistern hat man Ursach, die entgegengesetzte Warnung zu geben, damit sie nicht alles zur Theologie gehörige Erlernte wieder vergessen und das theologische Fortstudieren nicht, wie gewöhnlich, versäumen.) Nun giebt der Vf., ausser einem sehr guten Plan zur Anordnung der Collegien in einem dreyjährigen Cursus, viele sehr nützliche Regeln. Nachdem er es mit Recht getadelt hat, dass auf Gymnasien über dem Lesen rein griechischer Prosaiker und Dichter die Lesung des N. T. für künftige Theologen zu sehr auf die Seite geschoben wird, so dass mancher, der den Homer fertig übersetzen kann, bey den leichtesten Stellen des N. T. Anstoss findet, die bekanntesten Worte ignorirt, und das um so mehr, da das auf Schulen jetzt weit seltnere Lesen des deutschen N. T. ihn den Sinn nicht einmal errathen lässt; und den Lehrern auf Gymnasien die ebenfalls nöthige Erinnerung giebt, wenn sie ihre Schüler ja zur Lesung des N. T. anführen, dass sie sie nur in treuer wörtlicher Uebersetzung üben, die Exegesis und Kritik aber dem Universitätsstudium überlassen: so empfiehlt er dem Studierenden mehr die Uebung in bestimmten Begriffen, im Definiren, Excerpiren, in tabellarischen Entwürfen, im präcisen Vortrage des Erlernten, das Studium der Erfahrungsseelenkunde und der praktischen Philosophie mehr, als der transscendentalen, und warnt vor Sektengeist, Wortstreit und Skepsis, da sie sich jetzt erst ein festes System bilden sollen. Zur Bildung zum Jugendlehrer und Erzieher (wonach beym Tentamen und Examen zum Religionslehrer eigentlich nicht gefragt wird) empfiehlt er ausser der Naturgeschichte, Physik, Mathematik, Geschichte und Geographie, das Studium der Pädagogik und Didaktik und die Erwerbung der Fertigkeit, gut französisch zu sprechen, die sie besser durch Umgang mit Emigrirten als von Sprachmeistern erlernen können. Insonderheit empfiehlt er den jungen Theologen das Selbstdenken, das Nichthalbwissen, um Interesse für die

die Religionswahrheiten zu erlangen, und mit dem Zeitalter künftig fortzuschreiten; eine systematische Verbindung der Lehren der kirchlichen Dogmatik, als der Philosophie über Religion, mit der Moral; gewissenhaftes Nachdenken darüber nach ihren ersten Principien, um in Collisionsfällen, so wie unter den Bewegungsgründen weislich und zweckmäfsig zu wählen. Das Studium der Geschichte des allmählichen Entstehens und der Bildung des kirchlichen Lehrbegriffs empfiehlt er mit grofsem Recht, selbst mit Auswendiglernen der *Daten* derselben, nach zurückgelegter akademischer Laufbahn, den Candidaten als eine der nützlichsten Beschäftigungen (wozu es an Hülfsmitteln jetzt gewifs nicht fehlt.) Was theologische Literatur betrifft, räth er mit Recht, sich nicht blofs mit Lesung gelehrter Zeitungen und Journale zu begnügen, unter denen er nur die Allg. Lit. Zeitung und das Journal für Prediger vorschlägt. Desto ernstlicher empfiehlt er die Verbindung des Theoretischen mit dem Praktischen, sowohl in Absicht eigner Praxis des erkannten Guten, als in Absicht der Methode, das Gemeinverständliche der praktischen Wahrheiten andern mitzutheilen; warnt, nicht jede neue Schrifterklärung oder theologische Hypothese ungeübten Zuhörern vorzulegen, oder gelehrte Theologie, unfruchtbare Untersuchungen und Streitfragen in ihre Vorträge zu mischen, oder trockne langweilige Predigten auszuarbeiten und zu halten, welches dadurch verhütet wird, wenn sie ihre gelehrte Theologie durch eigenes Studium mit der populären praktischen Religionslehre verbinden, wodurch sie die Vereinigungspunkte der verschiedenen Tropen und Vorstellungsarten, und die allgemein eingestandenen Begriffe als die Hauptsache, sich geläufig machen, wodurch Einseitigkeit und Unduldsamkeit verhütet wird. Hierauf folgt eine Uebersicht der den Studierenden auf drey akademische Jahre vorgeschlagenen Vorlesungen über die *Hülfswissenschaften* und *Hauptwissenschaften*, deren Kenntnifs die Instruction für das Consistorialexamen voraussetzt; und eine Anweisung zur nützlichen Anwendung der Candidatenjahre; wobey des Vfs. *Briefe an christliche Religionslehrer* mit Recht empfohlen werden, sonderlich denen, welchen in Conditionen von Aeltern der Religionsunterricht gern ganz erlassen wird, ingleichen die fleifsige Lesung des griechischen N. T., ein ernsthaftes gesetztes Wesen, Menschen und Weltkenntnifs, die man in keinem Collegio lernt, durch Menschenbeobachtung, und vor allen Dingen eigene Angelegenheit des Herzens an der praktischen Religion. Wie gut würde es um die Kirche stehen, wenn Studenten und Candidaten dieser Anweisung folgten, und diese kleine Schrift als einen Wegweiser und Erinnerer täglich zur Hand hätten!

MARBURG, in der Expedition: *Neue theologische Annalen.* 1801. 63½ B. 8. *Theologische Nachrichten.* 1801. 27 B. 8. *Neue theol. Annalen.* 1802. Jan.—Oct. 58 B. 8. *Theol. Nachr.* 1802. Jan.—Oct. 24½ B. 8. (Pran. Preis des Jahrgangs 3 Rthlr. Ladenpr. 4 Rthlr.)

Mit dieser Zeitschrift sind seit einigen Jahren so viele Veränderungen vorgenommen worden, dafs, ob es gleich gegen die Gesetze unsers Instituts seyn würde, den *kritischen* Theil derselben einer Kritik zu unterwerfen, von diesen Veränderungen doch eine kurze Nachricht dem Publikum gegeben werden mufs. Nach allgemeinen Urtheil waren die Annalen unter dem sel. *Hassenkamp* allmählig beynahe zur Fabrikwaare herabgesunken; seitdem aber der jetzige Red. die Herausgabe derselben besorgt, haben sie nach eben so allgemeinem Urtheil, insbesondere seit den letzten Jahren, wieder so sehr gewonnen, dafs die alten neben den neuen nicht mehr genannt werden können. Es ist ein besonderes Verdienst dieser Zeitschrift, dafs sie von dem merkwürdigen Neuen, was in ihrem Fache erscheint, in der Regel ungewöhnlich *frühe* Nachricht giebt, und sie hat diesem Verdienste ihre Erhaltung neben so vielen ähnlichen Instituten gewifs mit zu danken. Sie umfafst auch so viele Schriften, dafs nicht leicht ein erhebliches Werk in der theologischen Literatur unbemerkt bleibt, und sie liefert um einen billigen Preis so Vieles, dafs die Uneigennützigkeit des Herausgebers alles Lob verdient. Zwischen dem *Gablerschen theologischen Journal*, welches für gelehrtere Theologen berechnet ist, und den *homiletisch-kritischen Blättern*, welche sich, so wie noch einige andre ähnliche periodische Schriften, mehr nach den Bedürfnissen des theologischen Geschäftsmanns richten, hält es das Mittel, und beurtheilt sowohl *gelehrtere* als *populäre* theologische Schriften. Die Ansichten, welche von manchem Werke mitgetheilt werden, sind neu, und unverkennbar ist der Eifer der Mitarbeiter, zur Beförderung einer freyen und vernünftigen Denkart in Ansehung der Theologie mitzuwirken, und allem gröbern und feinern Papismus entgegen zu arbeiten. Die *Nachrichten* sind von den *Anzeigen und Beurtheilungen* getrennt worden, und jeder Theil kann nun einzeln gekauft werden. In den *Nachrichten* findet man sehr viel Interessantes, was zum Theil keine andre Zeitschrift liefert; insbesondere wird von dem linken Rheinufer, aus der Schweiz, aus Schwaben, aus Ober und Niedersachsen, aus dem Holsteinischen, aus Dänemark und Schweden und aus andern Ländern und Gegenden das Neueste und Interessanteste oft so schnell mitgetheilt, dafs man auf eine ausgebreitetete und gute Correspondenz des Herausgebers schliessen mufs. Unter den Nachrichten dieses Jahrs zeichnet sich vorzüglich eine merkwürdige *Correspondenz* über den *Uebertritt des Gr. zu St. zur katholischen Kirche,* und eine Erzählung von *Pestallozzis neuer Schulanstalt,* aus. Dafs seit einem Jahre jeder Monat mit einem die Anzeige des Inhalts enthaltenden *Umschlage* versehen und *geheftet* versandt wird, ist bequem. Möge der Herausgeber ferner auf die *Vervollkommnung* seiner nützlichen und un-

unterhaltenden Zeitschrift so ernstlich als bis dahin bedacht seyn, und immer von *tüchtigen* Männern unterstützt werden, welche *Freymüthigkeit* und *Weisheit*, *Ernst* und *theologische Würde* vereinigen! Keinem, der bloss *Muthwillen treibt*, müsse es gestattet werden, an diesem Institute Theil zu nehmen!

HANNOVER, b. d. Gebr. Hahn, u. PETERSHAGEN, b. d. Vf.: *Religion und Christenthum.* Ein Lehrbuch für die reifere Jugend der gebildeteren Stände, von *Georg Christoph Friedr. Giefeler*, zweytem Prediger zu Petershagen im Fürstenth. Minden. 1802. XVI. u. 188 S. 8.

Dieses Lehrbuch verdankt zunächst sein Daseyn der von dem Preuss. Oberconsistorium an alle Religionslehrer dieses Landes ergangenen Auffoderung zur Ausarbeitung und Einsendung solcher Bücher. Ueberdiess glaubt der Vf. aber auch, einen wirklich *neuen* Beytrag geliefert zu haben. Er findet nämlich an unserm bisherigen Religionsvortrage darin ein wesentliches Gebrechen, dass man immer *Christenthum* mit *Religion* verwechselte. Ihm ist (S. VII.) das Christenthum keine Lehre, sondern eine Anstalt, ein Reich Gottes auf Erden, welches (nach S. 54.) alle diejenigen Mittel in sich begreife, deren sich Gott bediene, um die Menschen sittlich zu erziehen, oder ihren Wachsthum an Weisheit und Tugend zu befördern. Im Christenthume müsse zwar Religion gelehrt werden; aber von einer christlichen Religion zu sprechen, sey eine Art zu reden, die lauter Verwirrung in die Begriffe bringe. Hr. G. versichert S. X., dass diese, der Bearbeitung seines Buchs zum Grunde liegende Ideen sich zwar schon in den Schriften der Weisen unsrer Zeit befinden; nur das einzige Verdienst wünscht er sich, dass ihm die von der Philosophie unsrer Tage (in unsern Tagen giebt es gar mancherley sogenannte Philosophieen; wir fragen daher billig: welche meynt Hr. G.?) gemachte Anwendung besser gelungen seyn möge, als seinen Vorgängern. Dass Hr. G. seinen eigenen Gang gehet, kann man schon aus der kurzen Inhaltsanzeige ersehen. Das 1ste Kapitel führt die Ueberschrift: *Religion des Verstandes* und enthält 8 Abschnitte, welche von Gottes Daseyn, der Schöpfung, Erhaltung, Regierung, dem Begriff Gottes, Geschichte der Religion des Verstandes und dem Ende der Welt handeln. Das 2te Kap. ist überschrieben: *Religion des Herzens.* Hier kommen folgende Rubriken vor: Grundlage derselben; allgemeiner Inhalt des Sittengesetzes, Heiligkeit und Verbindlichkeit, Uebertretung desselben, Sünde; Besserung und Heiligung; Reich Gottes, welche letzte Rubrik mehrere Unterabtheilungen enthält. Die Sittenlehre ist in einen Anhang gebracht. Dass der Vf. sich in dieser Schrift als einen selbstdenkenden Mann gezeigt habe, dieses Lob können wir ihm nicht versagen; aber um vor manchen Missgriffen bewahrt zu bleiben, musste er ein scharfsinnigerer Philosoph und gründlicherer Exeget seyn, als er es wirklich ist. Nach unsrer Meynung ist durchaus nichts verloren, wenn man *Christenthum* und christliche *Religion*, oder vielmehr christliche Religionslehre für gleich viel bedeutende Ausdrücke nimmt; ja wenn selbst das erste dieser Wörter ganz ausser Gebrauch kömmt; aber man verwechsele nur nicht die Begriffe: *Zweck* und *Mittel.* Moralisch-religiöse Kenntnisse — man fasse diese nun unter dem ehedem in den Trivial-Schulen gewöhnlichen Namen des Christenthums, oder unter dem der christlichen Religionslehre zusammen — sind das Mittel, den Zweck Jesus, moralisch-religiöse Gesinnungen und Handlungen zu befördern, — oder in einem aus der Sprache eines Volks, dessen Verfassung einst eine sogenannte Theocratie war, entlehnten Bilde zu reden, — einen *moralischen Gottesstaat* zu gründen. Der Ausdruck: *Reich Gottes* ist nichts anders, als ein schöner *bildlicher* Ausdruck. Die Consequenz, welche Hr. G. dieser Behauptung S. 61. entgegensetzt, *also habe sich Jesus eines bildlichen Ausdrucks wegen hinrichten lassen*, zeugt von grosser Begriffverwirrung. Ueberhaupt wechseln in diesem Buche lichte und dunkle, halbhelle und halbdunkle Ansichten mit einander ab. Zu den geläuterten Ansichten rechnen wir die Ideen des Vfs. über Inspiration S. 70; seine Erklärung der Tauf-Formel S. 77; seine Aeusserung über die Religionsfeyerlichkeit, die man, wie er S. 78 sehr richtig bemerkt, durch ein seltnes Kleben am Buchstaben, Abendmahl genannt hat. Auch finden sich in diesem Lehrbuche einige Materien, die nicht in allen Büchern dieser Art angetroffen werden, ob sie wohl darin einen Platz verdienen, wie S. 93 über Liturgie und S. 181 über die Pflicht durch Umgang zu vergnügen. Es fehlt aber auch nicht an Hypothesen, sonderbaren und unerweislichen Behauptungen, deren einige ziemlich nahe an Schwärmerey gränzen. In ein Lehrbuch der reinen moralischen Christuslehre gehört der Artikel: von der Person Jesus überhaupt nicht; noch weniger aber die subjective Meynung, die einer oder der andre darüber hegt. Nach unserm Vf. soll Jesus S. 57. der Seele nach ein höheres und *reiferes* Vernunftwesen, als alle Menschen und (S. 58.) schon vor seiner Existenz auf Erden in einem höhern Verhältniss da gewesen seyn; für Gott wolle er aber selbst nicht angesehen seyn. Nach seiner Auferstehung soll er sich (S. 73) den Seinen mit einem *feinern* Körper bekleidet, gezeigt haben; bey seiner Taufe (S. 100) habe die Gottheit ihre Abweichung von den allgemeinen Naturgesetzen auf eine glaubwürdige Art vorher bekannt gemacht. Ueber die sichtbare Wiederkunft Christi drückt sich Hr. G. zwar S. 75 und 111 sehr problematisch aus; aber wir wundern uns, wie er nur diese chiliastische Idee erwähnen konnte. Auch das Kapitel vom *Weltende*, welches nur ein Mythus der Vorwelt, und Petrus subjective Meynung ist, gehörte nicht hieher. Der S. 69 befindliche Satz: „Es ist sehr begreiflich, dass ohne Vergebung der Sünden kein Reich

Reich Gottes möglich ist, *weil ohne sie keine Vernunftfreyheit bleibet*" ist uns durchaus unverständlich.

Altona, b. Hammerich: *Was soll der Prediger wissen und thun, um vor der Welt und seinem Gewissen gut zu bestehen? und wie kann er dazu gelangen?* Mit freymüthiger Wahrheitsliebe und Bescheidenheit allen Theologen zur Prüfung und Beherzigung gewidmet, von *Franz Adolph Schrödter*, Stadtprediger zu Oldenburg in Holstein. Mit einer Vorrede des Hn. Generalsuperint. D. *Köler*. 1801. 176 S. gr. 8. (16 gr.)

Eine gute Schrift, die für Candidaten und Prediger sehr beherzenswürdige Belehrungen giebt. In der allgemeinen Einleitung werden über die schlechte Vorbereitung zum Predigtamte in den Schul- Universitäts- und Candidatenjahren grosse Wahrheiten gesagt, ohne deren Beherzigung von Regenten und Curatoren der Schulen und Universitäten und der Präsidenten der Consistorien das Predigtamt immer in noch grössern Verfall und tiefere Verachtung herabsinken muss; indem die meisten Theologie Studierenden bey einem leichtsinnigen Wandel, ohne dass ihnen die Religion Herzensangelegenheit ist, nur darauf rechnen, vor dem Consistorium zu bestehen und eine Pfründe zu erhalten, bey der sie heyrathen können. Billig unterscheidet er die Aufgabe: vor der Welt, d. i. vor verständigen und rechtschaffenen Menschen — so wie vor dem grossen Haufen, der nur die Aussenseite beurtheilt — und vor seinem eignen Gewissen 1) als praktischer Volkslehrer, 2) als Gelehrter, und 3) als moralisch - guter Mensch zu bestehen. Die Sachen sind den Gelehrten bekannt, es wäre aber zu wünschen, dass diejenigen, für die das Buch geschrieben ist, den Inhalt beherzigen möchten, um das zu werden und zu seyn, was ein Prediger nach Pflicht und Gewissen seyn muss, wenn er Nutzen stiften will. Dabey werden dann literarische Notizen der zu jedem Kapitel gehörigen gemeinnützigen Schriften gegeben.

PAEDAGOGIK.

Frankfurt a. M., b. Guilhauman: *Elementarbegriffe*, oder Entwickelung vieler Begriffe, die zur Bestimmtheit im Denken und zum Verständniss vielgebrauchter Wörter dienen. Ein Handbuch beym öffentlichen und häuslichen Unterricht und ein Nachtrag zu seinen Vorbereitungen, von *J. A. C. Löhr*. 1801. 14 und 560 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Was Hr. von *Rochow* und *Schollmeyer* durch ihre Katechismen der Vernunft beabsichtigten, das ist hier, nach einem weit umfassenderen Plane und im Ganzen recht glücklich ausgeführt. In kurzen Dialogen zwischen einem Vater und seinem Sohne wird eine grosse Anzahl Wörter, welche im täglichen Leben häufig vorkommen, in diesem Buche erklärt. Die Nützlichkeit solcher Begriffentwicklungen lässt sich unmöglich bezweifeln. Hn. L's Erklärungen empfehlen sich auch grösstentheils durch Präcision und Fasslichkeit, und dienen zu einem neuen achtungswürdigen Zeugnisse für seine Einsicht und Geistesgewandtheit. Wer die Unbestimmtheit und Vieldeutigkeit erwägt, welche die Sprache des gemeinen Lebens in viele Wörter gelegt hat, dem wird es auch einleuchten, dass die richtige Erklärung mehrerer dieser Wörter mit grossen Schwierigkeiten verbunden war, und er wird daher den ausdauernden Fleiss des Vfs. um so mehr schätzen müssen. Nur in einigen Erklärungen können wir dem Vf. nicht beystimmen, wie S. 409 bey der Bescheidenheit. Hr. L. giebt auch das als ein Merkmal eines bescheidenen Menschen an, dass er bey Tische zufrieden ist, wenn er keine theuern und kostbaren Gerichte findet etc. Diess dünkt uns mehr Genügsamkeit, oder Frugalität, als Bescheidenheit zu seyn. Nach unsrer wahren Ueberzeugung können wir dieses Buch den Jugendlehrern empfehlen. Es enthält durchdachte Materialien zu einer praktischen Logik, welche in keinem Geschäftsstande ganz entbehrt werden kann.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Regensburg: Ueber Deutschlands Verlust und das dabey eintretende Entschädigungssystem*, in Bezug auf das Interesse des gesammten Reichs und der übrigen Mächte Europens. Der hohen Reichsversammlung in Regensburg gewidmet. Zweyte stark vermehrte Auflage. 1801. 83 S. 8. (7 gr.) Die Nomenclatur und die statistischen Rundzahlen sind aus andern bekannten Druckschriften entlehnt; die Urtheile und Anwendungen des ungenannten Vfs. aber nicht einmal bis auf die Zeit der Herausgabe fortgeführt, mithin jetzt von geringem praktischen Werthe. Die auf dem Titelblatte angeführte starke Vermehrung dieser neuen Auflage beträgt etwa 20 Seiten, ohne dass sich dadurch der innere Gehalt wesentlich verbessert hätte.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 9. December 1802.

GESCHICHTE.

Strasburg u. Paris, b. Treuttel u. Würz: *Lettre sur l'inscription Egyptienne de Rosette*, adressée au Cen. *Silvestre de Sacy*, professeur de langue Arabe à l'école spéciale des langues orientales vivantes, etc. par *J. D. Åkerblad*, Ancien Sécrétaire des Commandemens de S. M. le Roi de Suède; de la Société royale des Sciences de Goettingue etc. À Paris de l'Imprimerie de la République. An X. — 1802. v. St. 70 S. gr. 8. m. 2 Kpft. (4 Franken.)

Unter diesem Titel sind nun endlich Hn. *Åkerblads* vorläufige Untersuchungen über den ägyptischen Theil der Inschrift von Rosette erschienen, in welchem er einstweilen das Alphabeth dieser Inschrift entziffert, also das wichtige Geschäfte übernommen hat, den Weg zur Erklärung derselben zu bahnen. Ueber diese letzte hat er eine weitläuftigere Arbeit bereit, die er wahrscheinlich einst in Druck geben wird, wenn erst die ganze Inschrift einmal bekannt gemacht seyn wird, was zwar das National-Institut und die französische Regierung schon seit langer Zeit versprochen, aber noch nicht gethan haben; ungeachtet nichts natürlicher schien, als die Inschrift ohne allen Commentar bloss bekannt zu machen, um dadurch jeden Gelehrten, dem diess Fach geläufig ist, in Stand zu setzen, sich mit der Erklärung derselben zu beschäftigen.

Die erste von den zwey Kupfertafeln, welche Hn. *Åkerblads* Dissertation begleiten, enthält mehrere von ihm entzifferte Worte; die zweyte stellt die einzelnen Buchstaben des ägyptischen Alphabeths vor, so weit und in so fern es Hn. *Åkerblad* gelungen ist, es zu entziffern; diese Buchstaben sind nach dem coptischen Alphabeth geordnet, dessen Charaktere jedem ägyptischen zur Seite stehen.

Die Gruppen von Buchstaben der ersten Kupfertafel, so wie die einzelnen Buchstaben der zweyten, sind sehr getreu dem Abdruck nachgebildet, welchen *Marcel* mit aus Aegypten gebracht, und Hn. *Silvestre de Sacy* mitgetheilt hatte. Hr. *Åkerblad* bemerkt, dass die Buchstaben in dem von Hn. *Silvestre de Sacy* bekannt gemachten Stück der Inschrift von dem Kupferstecher mit viel zu starken Ungleichheiten abgebildet worden, dass man diese nicht in dem Abdruck des Hn. *Marcel* finde, und dass die von ihm bekannt gemachten Schriftzüge weit treuer seyen. „Um sich hiervon zu überzeugen, setzt Hr. *Åkerblad* „hinzu, darf man nur die verschiedenen Abschriften oder Abdrücke der Inschrift, welche zu Paris „befindlich sind, und besonders den trefflichen Schwe„felabguss, welcher dem Hn. *Raffeneau de Lille* ge„hört, vergleichen; dieser wird wahrscheinlich zum „Muster dienen, wenn endlich dieses Monument, „wie man uns Hoffnung macht, in Kupfer gestochen „werden sollte."

Auch Hr. *Åkerblad* fieng seine Untersuchungen damit an, die *Nomina propria* ausfindig zu machen; er fand eben so, wie Hr. *S. de Sacy* die drey Namen Ptolemäus, Alexander und Arsinoé, in eben den Buchstaben-Gruppen, in welchen dieser gelehrte Orientalist sie gefunden hatte; allein er ist von ihm in der Auslegung der einzelnen Buchstaben sehr weit verschieden.

Unter Nr. 1. der ersten Kupfertafel liess Hr. *Å.* die Buchstaben-Gruppe abbilden, welche Hr. *S. de Sacy* und er für *Ptolemäus* ansehen, sodann liess er denselben Namen mit geringen Veränderungen, wie er ihn mehrmals in der Inschrift antraf, abbilden. In dem sehr grossen Aleph des Hn. *S. de Sacy* findet Hr. *Å.* drey Buchstaben. Vor diesem Zug geht eine kleine krumme Linie her, von der Hr. *S. de Sacy* gar nicht spricht, und welche Hr. *Å.* für ein M, und hier für ein Präfixum hält, wie diess im Coptischen fast bey allen Casibus im Singularis und Pluralis statt hat.

Der Buchstabe, welcher fast einem 𝔔 mit einer langen Basis gleicht, ist der erste Buchstab des Worts, also ein P. Bisweilen hat diese Figur auch die Bedeutung eines B, PH, auch sogar OU und EU, Buchstaben, die im Coptischen oft miteinander verwechselt werden.

Der zweyte Buchstabe, das T, besteht aus zwey Linien, welche einen spitzigen Winkel bilden, dessen Spitze gegen die linke Hand gekehrt ist.

Die hierauf folgende schiefe Linie, welche nach Hn. *S. de Sacy* Meynung den Hauptstrich des Aleph bildet, ist Hn. *Å.* zufolge ein L. Der kleine Strich in der Mitte unterscheidet diesen Buchstaben von einem andern ähnlichen. Nach diesem L kömmt ein perpendiculärer Strich, der gegen das obere Ende gebrochen ist. Diess ist ein O oder OU.

Hierauf folgt wieder das M, welches dem oben bemerkten Präfixum ähnlich ist. Die folgenden Buchstaben sind ihrer Form nach in den verschiedenen Worten ziemlich verschieden, wie man schon aus den drey Vorstellungen sehen kann, welche Hr. *Å.* unter Nr. 1. mittheilt. Hr. *Å.* schliesst der Analogie nach, welche ihm fortgesetztes Studium des ägyptischen Alphabeths angezeigt hat, dass man hier drey

drey Buchstaben erkennen müsse. Der erste besteht aus drey perpendikulären Strichen; diess ist ein oft vorkommender Vocal; hier hat er den Werth eines als einfacher Vocal ausgesprochenen AI. Die krummlinichte hierauf folgende Figur ist ein O. Hr. Å. vergleicht diesen Buchstaben mit dem hebräischen Vav, weil es eben so wie dieses letztere mehrere Töne vorstellen kann. Der letzte Buchstab ist ein S, welches aus drey und sogar aus vier kleinen Strichen besteht. Die zwey ersten werden besonders zu Anfang der Worte, bisweilen ganz ausgelassen. Als Endbuchstab hat er die Form eines griechischen runden C (Sigma). Bisweilen endigt sich der Buchstab mit einem perpendiculären Strich, so dass der Buchstab fast einem K gleicht.

Nimmt man diese Buchstaben zusammen: so bilden sie den Namen Πτλoμεος oder Πτλεμαιος; ein Name, welcher von der griechischen Art zu schreiben, Πτολεμαιος oder Πτολομαιος, (denn man findet diesen Namen auf beide Arten geschrieben), nicht sehr weit entfernt ist. — Hr. Å. bemerkt hier, dass die Copten bey den aus dem griechischen entlehnten Namen, meistens die ursprüngliche Endung beybehalten, dass sie jedoch bisweilen dieselbe auch weglassen. So sagen sie z. B. πτολομεος und πτολους; und diese letzte Form fand Hr. Å. in der Geschichte des Märtyrers S. Apater, in dem jetzt auf der Nationalbibliothek befindlichen Codex Nr. 63. Fol. 69. verso. — Der Name Arsinoë, welchen Hr. Å. unter Nr. 2. abbilden liess, kömmt viermal in der Inschrift vor; er befindet sich noch ein fünftesmal im Anfang der vierten Zeile, wo aber der Stein beschädiget worden, so dass nur die letzten Buchstaben desselben noch übrig sind. Vor dem Namen geht wieder das M her, welches hier das Präfixum des Genitivs ist. Der erste Buchstabe muss nothwendig ein A seyn, weil alle Namen, die im Griechischen mit einem A anfangen, im Aegyptischen diesen Buchstaben zum Anfangsbuchstaben haben. — Hierauf folgt ein schiefer Strich, welcher demjenigen, den der Vf. im vorigen Worte für ein L genommen hat, bis auf den kleinen Queerstrich, der dort in der Mitte angebracht war, und hier fehlt, ähnlich ist. Er hält diesen Buchstaben für ein R, und bemerkt hierbey, dass diese Aehnlichkeit des R und L auch in einer der alten persischen Schriftarten, dem Pehlvi angetroffen wird. *S. de Sacy* in seinen *Mém. sur diverses Antiquités de la Perse*, S. 243. Diese zwey Buchstaben scheinen selbst in der Aussprache oft verwechselt worden zu seyn; gerade diese Verwechslung in der Aussprache und Schrift, des R und L bemerkt man auch unter den Bewohnern von einem Theil Aegyptens, und sie macht einen der Hauptcharakter von einem der drey coptischen Dialecte, von dem sogenannten Baschmurischen aus. S. *Fragmentum Evangel. S. Joannis* von dem *P. Georgi*, Vorrede S. LV. ff. — Der folgende Buchstabe ist der, welcher das Wort Ptolemaios endigt. Er besteht hier aus drey kleinen Strichen, wovon zwey ein wenig gekrümmt sind. Diese Form hat dieser Buchstab in der Mitte der Worte. — Die drey kleinen senkrechten Striche, welche im vorigen Worte ein AI oder E vorstellten, haben hier denselben Werth. Hr. Å. bemerkt, dass obgleich die Griechen Arsinoë schreiben, dieser Unterschied doch zu gering sey, um darin eine Schwierigkeit zu finden. Die Copten, setzt er hinzu, welche diesen Namen sehr gut kennen, weil eine ihrer Städte denselben getragen hat, schreiben ihn Αρσενωε, und dieser Name findet sich auch noch in den coptischen Lexicis als Synonym von Feyyoum. (S. das coptische Manusc. der Nat. Bibl. Nr. 44. fol. 77.) — Die Form des N ist in den zwey, unter Nr. 2. auf der ersten Kupfertafel, abgebildeten Worten ein wenig verschieden. Diese Form hat das N nur in der Mitte der Worte; im Anfange derselben hat es eine ganz andere Form. — Das O hat dieselbe Form wie in Πτολεμαιος. Die zwey letzten Striche, welche das Wort endigen, scheinen ein S zu seyn. Da dieser Name aber bey den Copten öfters vorkommt: so hat Hr. Å. Mühe sich zu bereden, dass sie ihn Arsenos ausgesprochen, und also dessen Orthographie verändert haben sollten. Da der halbe Cirkel mit dem darauf folgenden perpendiculären Strich in mehrern Stellen der Rosetteschen Inschrift den Werth eines E hat: so glaubt Hr. Å., dass man ihm auch hier diesen Werth lassen müsse. — Dem Gesagten zufolge hätte man also hier die Form Arsenoë, gerade wie man dieses Wort im Coptischen schreibt. — Hr. *S. de Sacy* hat in seinen Probeworten auf der zweyten Kupfertafel Nr. 6. diesen Namen auch abbilden lassen; allein der erste Strich des ersten Buchstabens fehlt dort. Dieser kleinen Verstümmelung ungeachtet, findet Hr. Å. wenig Aehnlichkeit zwischen der Figur, welche Hr. *S. de Sacy* in diesem Wort für ein grosses Aleph hält, und derjenigen, welche er in dem Worte Alexander für denselben Buchstaben ansieht. — Diess veranlasst Hn. Å. bey der Analyse des Worts Αλεξανδρος, welches er zweymal unter Nr. 3. der ersten Kupfertafel abgebildet hat, zu verweilen. Er sieht hier ganz und gar nicht die vier grossen Buchstaben, welche Hr. *S. de Sacy* darin fand, und glaubt, dass man Ursache sich zu wundern hätte, wenn in einem so alten Monument eine so neue Erfindung sich vorfände; wie diess auch schon Hn. *S. de Sacy* sehr aufgefallen ist. — Der Name Alexander, welcher hier im Genitiv steht, hat das Präfixum μ vor sich. Der folgende Buchstabe ist ein A, wie in Arsinoë; der zweyte ist ein L, wie es schon im Worte Πτολεμαιος vorkam; der dritte, welcher über einem andern steht, ist ein K, wie man ihn in dem Worte Berenice wieder findet. Der darunter befindliche Buchstabe ist ein coptisches Sch (ϣ); mit diesen zwey Buchstaben hat der ägyptische Uebersetzer der Inschrift das Ξ der Griechen, welches in seinem eigenen Alphabeth mangelte, anzeigen wollen. Die Copten, welche diesen Buchstaben für die griechischen Worte, in welchen er sich befindet, angenommen haben, bedienen sich desselben bisweilen, aber selten, um die

die zwey Buchstaben KC in den Worten ihrer eigenen Sprache auszudrücken. Hr. Å. gesteht indessen, dass er nie das Griechische Ξ im Coptischen durch ein ϗω ausgedrückt sah, wie man aus diesem Beyspiel vermuthen sollte, dass die Aegyptier es bisweilen gethan haben. Gewöhnlich setzen sie so wie die Copten ein K und ein C an die Stelle dieses griechischen Buchstaben. — In dem Worte Alexander ist der fünfte Buchstab der nämliche wie der erste; und nach den erst genannten zwey Buchstaben findet man einen, der gerade aussieht, wie derjenige, mit welchem das Wort in dem Aegyptischen anfängt. — Dieser Buchstab steht über einem andern, welcher ein N seyn muss, ob er schon in dem Abdruck, dessen sich Hr. Å. bediente, sehr schlecht ausgedruckt ist. Die drey folgenden Buchstaben bilden nur eine einzige Gruppe; der oberste ist ein T von eben der Form, wie der zweyte Buchstab in Ptolemäus. Das T vertritt hier die Stelle des im Coptischen fehlenden Δ. Etwas ähnliches findet man oft in den coptischen Manuscripten, wo man Τιαβολος statt Διαβολος, und Τιοςπολις statt Διοςπολις findet, obgleich die Copten das Δ annahmen, um es in Worten griechischen Ursprungs zu brauchen. — Die zwey Buchstaben unter dem T sind ziemlich schwer zu erkennen: der eine muss ein horizontal liegendes R seyn; die Figur, welche ein O vorstellt, findet sich einigemal in dieser Inschrift; und der letzte Buchstabe, welcher ein S ist, lässt keinen Zweifel über den Werth der zwey vorhergehenden Buchstaben.

So hätte man denn das Wort ΑΛΕΞΑΝΔΡΟΣ Buchstabe für Buchstabe mit ägyptischen Charakteren. In Ansehung der übereinander geschriebenen Buchstaben vermuthet Hr. Å., dass der Grund davon vielleicht darin liege, dass man den Raum habe sparen wollen; vielleicht liege auch eine calligraphische Ursache bey dieser Buchstaben-Anordnung zum Grunde, über welche wir uns nun freylich heut zu Tage nicht mehr Rechenschaft geben können. Indessen bemerkt Hr. Å. doch, dass man in der Lapidarschrift der Araber, Perser und Türken oft solche übereinander gesetzte Buchstaben finde, wodurch das Lesen dieser Inschriften oft sehr erschwert wird. — Hr. Å. bemerkt noch überdiess, dass die Form des Namens Alexander, welchen Hr. *S. de Sacy* unter Nr. 3. auf seiner zweyten Kupfertafel abbilden liess, und welche er S. 10. und 11. seines Briefs analysirt, durchaus nicht als geltend angenommen werden kann; indem die Stelle, welchen dieser Name einnehmen soll, durch die vorhergehenden und folgenden Worte vollkommen bestimmt ist, besonders auf der zweyten Zeile, wo dieser Name zum erstenmal vorkömmt. Das Wort, welches hier vor demselben hergeht, bedeutet Priester, und kömmt so oft wieder, dass seine Bedeutung ausser allem Zweifel ist. Das Wort, welches unmittelbar nach dem Namen Alexander folgt, und welches Hr. *S. de Sacy* zu diesem Namen selbst zieht, ist die Conjunction *und*, welche mehr als vierzigmal in dieser Inschrift vorkömmt, und deren Bedeutung dadurch ausser allem Zweifel ist. Der Strich endlich, welcher auf Hn. *S. de Sacy* Kupfertafel diesen Namen endigt, ist Hn. Å. zufolge der Artikel NI oder N, welcher zum folgenden Worte *Götter* gehört, „wie man sich (setzt Hr. Å. hinzu) hiervon überzeugen kann, wenn man die griechische Inschrift vergleicht, welche hier so lautet: ΕΦ ΙΕΡΕΩΣ ΑΕΤΟΥ (dieses Nomen proprium steht in der ägyptischen Phrase ganz am Ende) ΤΟΥ ΔΕ ΤΟΥ ΑΛΕΞΑΝΔΡΟΥ ΚΑΙ ΘΕΩΝ κ. τ. λ.“

(Die Fortsetzung folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STUTTGART, b. Löflund: *Anleitung zur vernünftigen Erlernung des amtlichen Rechnungswesens*, entworfen von *J. K. Neidhart*. 1801. 248 S. 8. Mit 19 Tabellen. (20 gr.)

Der Vf. führt S. 178. unter den Regeln für die Stellung der Rechnungen auch diese auf: „man vermeide alle kindische Weitläuftigkeit, wo man dem Leser zeigt, dass man immer den Fuss erst aufheben müsse, wenn man gehen wolle.“ Wie sehr wäre zu wünschen gewesen, dass er bey der Verfertigung seines Buchs diese Regel selbst vor Augen gehabt hätte. Aber er holt allenthalben gewaltig weit aus, wiederholt sich, sagt mit ermüdender Weitschweifigkeit eine Menge Dinge, die sich von selbst verstehen, die jedem Trivialschüler bekannt sind, und zieht andere herbey, die in einem Buche vom Rechnungswesen niemand erwartet. Bey allem Zurückgehen auf die ersten Elemente vermisst man aber doch bestimmte und deutliche Begriffe, richtige Eintheilungen, Klarheit, Zusammenhang und Ordnung im ganzen und in einzelnen Theilen. Die meiste Verwirrung herrscht da, wo der Vf. sich über sein eigentliches Fach hinauswagt, wo er Sätze und Eintheilungen aus der Rechtslehre und aus andern Wissenschaften entlehnt. Das Buch soll Anfänger, welche Gelegenheit haben, den Geschäftsgang im Rechnungswesen zu beobachten, in den Stand setzen, sich mit der Theorie dieser Kunst bekannt zu machen. Wir zweifen aber, ob es diese Bestimmung bey irgend einem Anfänger erreichen wird. Schon die an der Spitze stehende Erklärung des Hauptgegenstandes ist, andere Fehler abgerechnet, offenbar zu weit. Die *Wissenschaft des Rechnungswesens* ist nämlich nach S. 1. „derjenige Theil der Haushal-„tungs-Wissenschaft oder Oekonomie, welcher die „Grundsätze vorträgt, nach welchen der Herr oder „der Verwalter eines Vermögens seine Einrichtun-„gen zu treffen hat, um Unordnung und Untreue, „ja selbst den Verdacht derselben in seiner Haushal-„tung zu verhüten.“ Der Haushaltungskunst weisst übrigens der Vf. den höchsten Rang unter dem menschlichen Wissen an. Alle übrigen Künste und Wissenschaften verhalten sich nach S. 12. zu derselben als blosse Hülfswissenschaften, weil sie Pflichten lehrt, die jeder Mensch zu beobachten habe. Denn, sagt der

der Vf. „wie jedes Würmchen und Gräschen einen „Theil der grofsen Haushaltung des Schöpfers aus„macht: fo ift auch der Menfch ein Glied diefer Haus„haltung, und wer fein Pfund vergräbt, ift unnütz, „und als ein unnützer Knecht verwerflich." Möchte doch lieber der Vf. fein Pfund vergraben, als fo unberufen damit gewuchert haben! Nach einer Einleitung „vom Rechnungswefen überhaupt, als ei„nem Theile der Haushaltungskunft," handelt der Vf. im erften Abfchnitt S. 32—69. „von der Befchrei„bung und Eintheilung eines bürgerlichen Vermö„gens und feiner Artikel; von der Schätzung und „dem Anfchlage deffelben, und den möglichen Ver„änderungen." Er fängt mit einer Eintheilung des Vermögens in *bürgerliches* und *natürliches* an. „Je„nes nennt er den Inbegriff aller Dinge, welche „fich ein Menfch zueignen und behaupten kann," über das er nach S. 43. *unbedingter* Herr ift, weil er es ohne Rückficht auf andere wenigftens unbedingt behaupten kann. Ein bürgerliches Vermögen hingegen ift nach dem Vf. „der Inbegriff derjenigen „Dinge, welche einen von der bürgerlichen Gefell„fchaft und folglich von den Gefetzen, welchen fich „die Gefellfchaft unterworfen hat, anerkannten Be„fitzer haben." Ueber diefes Vermögen findet nach S. 43. nur *bedingte* Herrfchaft ftatt, „weil fich da je„der Menfch, wo nicht nach den Gefetzen, doch „nach der Laune feiner Mitmenfchen richten mufs, „um fich in dem Befitze zu behaupten." Von diefer bedingten Herrfchaft nimmt der Vf. fieben *Grade* an, die den Werth der Dinge beftimmen, und aus der Rechtslehre entlehnt feyn follen. Mit der Aufzählung diefer feltfamen Stufenreihe wollen wir jedoch unfere Lefer verfchonen. Jene Herrfchaft ift aber auch dem Vf. in zweyfacher Rückficht bedingt, in fo fern man nämlich nach S. 45. *Vortheile* aus den Vermögensftücken anderer, oder von der Perfon anderer zu beziehen, oder wegen eines Vermögensartikels, oder feiner eigenen Perfon *Befchwerden* zu tragen hat. Unter der Auffchrift „allgemeine Eigen„fchaften der Dinge, folgt fodann die Eintheilung „derfelben in *Rechte*, als unkörperliche Vermögens„artikel, welche aber in ein Leben verfetzt, kör„perliche Vortheile oder Befchwerden verurfachen," und *körperliche Dinge*, veränderliche und unveränderliche, beftändige und zufällige, *res fungibiles*, „verwaltliche! Vermögensartikel" u. f. w. Nun folgt ein verwirrtes und feichtes Gefchwätz über die möglichen Veränderungen eines Vermögens, ihre Urfachen und Wirkungen, und über die rechtlichen und moralifchen Gefichtspunkte, die dabey eintreten. Unfere Lefer würden's uns aber nicht danken, wenn wir fie mit diefem Galimatias näher bekannt machten. Wir begnügen uns daher, die Auffchriften der folgenden Abfchnitte, die übrigens des brauchbaren und zur Sache gehörigen verhältnifsmäfsig mehr enthalten, noch anzuführen. Zweyter Abfchn. „Grund„fätze und Regeln der Rechnungslehre in Rückficht „auf einen Haushalter, der fich eine Rechnung über „die Verwaltung feines Vermögens, und über fein „Vermögen vorlegen läfst. Caffen und deren Ver„hältnifs. Dritter Abfchn. Grundfätze und Regeln „des Rechnungsführers. Vierter Abfchn. Grund„fätze und Regeln für einen Rechnungsfteller. Fünf„ter Abfchn. Grundfätze und Regeln bey Unter„fuchung einer Rechnung für — den Nachrechner, „Unterfucher, Revifor und Abhörsrichter oder Jufti„ficator." Die angehängten Tabellen find als Formulare vielleicht noch das brauchbarfte am ganzen Werke.

KLEINE SCHRIFTEN.

LITERATURGESCHICHTE. *Marburg*, b. Krieger: *Memoria Michaëlis Conradi Curtii*, Ser. Haffiae Landgravii a Confil. Juftit. int., Hiftoriar. Eloqu. et Poëf. Prof. ordin. etc. — Academiae Marburgenfis juffu fcripfit *Georg. Frider. Creuzer*, Phil. D. Graec. Lit. Prof. extraord. Societ. Lat. Jen. Sodal. 1802. gr. 4. Einfach, wie das Leben des Verftorbenen war, ift auch diefe Denkfchrift; blofs wie es fcheint, zum Unterricht des Lefers beftimmt, und daher nicht gefchickt, durch eine lebhaftere Theilnahme das Gemüth zu erheben. Curtius, im J. 1724 im Mecklenburgifchen geboren, erlangte feine Ausbildung zu Hannover in dem Haufe des Geh. Raths v. Schwicheldt, wo er eine Hauslehrerftelle bekleidete. Hier bediente fich feiner der berühmte Münchhaufen, um Ernefti in Leipzig für die durch Mosheim's Tod erledigte Kanzlerftelle zu Göttingen zu gewinnen; hier arbeitete er feine Ueberfetzung der Ariftotel. Poëtik aus. Von hier kam er an die Ritterfchule zu Lüneburg im J. 1759, und acht Jahre fpäter von dort nach Marburg als Lehrer der Gefchichte, der Rede- und Dichtkunft. Als Mitglied der ökonomifchen Gefellfchaft zu Zelle überfetzte er den Columella. Sonft beftehen feine meiften Schriften in akademifchen Programmen, Denkfchriften und Gelegenheitsreden. Eine mit Auswahl veranftaltete Sammlung diefer Schriften, befonders derer, welche fich aufs römifche Recht und die römifche Verfaffung beziehen, würde gewifs nicht blofs für die näheren Freunde des Verftorbenen ein angenehmes Gefchenk feyn.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 10. December 1802.

GESCHICHTE.

Strasburg u. Paris, b. Treuttel u. Würz: *Lettre sur l'inscription Egyptienne de Rosette*, adressée au C^en. *Silvestre de Sacy* etc. par *J. D. Åkerblad* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Der Name *Berenice* kommt in der 3ten Linie der ägyptischen Inschrift vor. Hr. *Å.* hat ihn unter Nr. 4. der 1sten Kupfertafel abbilden lassen. Vor demselben geht das Präfixum μ her, und zeigt den Genitiv an. Das B, mit welchem dieser Name anfängt, hat eine besondere Form, und Hr. *Å.* wagt es nicht zu bestimmen, ob es eine Variation des im Worte Πτολεμαιος vorkommenden Π ist, oder ob die Aegyptier wirklich für diese 2 Buchstaben auch 2 Zeichen hatten. Das R ist dasselbe wie in Arsinoë. Eben so das N, eine ganz geringe Abweichung abgerechnet. Die 3 perpendiculären Striche kommen hier zum 3ten male vor; sie haben Hn. *Å.* zufolge hier den Werth eines I, das K fand sich schon im Worte Alexander. Der folgende mit dem K verbundene Strich ist ein oft vorkommender Vocal, der schon in dem Namen Ptolemäus vorkam, wo ihm Hr. *Å.* den Werth eines O gab. In dem Alphabet stellt er es als ein Y auf, und er ist sehr geneigt es, ungefähr wie das hebräische Vau, für ein Fulcrum zu halten. Er nimmt an, dass es hier ein E ist, „wenn „man (setzt er hinzu) nicht etwa lieber *Berenicos* „aussprechen will, denn der letzte Buchstab ist un„streitig ein S." — Die angegebenen Buchstaben bilden also das Wort BPNIKEC oder BPNIKOC, welches etwa die Form hat, welche dieser Name im Koptischen haben würde, obgleich Hr. *Å.* sich nicht erinnert, in den Büchern dieser Sprache ihn angetroffen zu haben. Das S ist in diesem Namen zu viel; Hr. *Å.* vermuthet, dass es auf die Rechnung der Unwissenheit des ägyptischen Uebersetzers zu schreiben ist, der im griechischen Decret diesen Namen im Genitivus sah und das Sigma für einen Wurzelbuchstaben nahm. Diess hält er wenigstens für eine ausgemachte Sache, dass dieses Decret zuerst griechisch abgefasst worden, und dass das Aegyptische nur eine Uebersetzung des Griechischen ist.

Die 3te Linie der ägyptischen Inschrift enthält mehrere *Nomina propria*, welche Hr. *Å.* unter Nr. 5, 6, 7 u. 8. der ersten Tafel hat abbilden lassen. Der erste Namen, welchen Hr. *Å.* untersucht, ist der des Ober-Priesters, welcher zum Dienst Alexanders und der Ptolemäer bestimmt war. In der griechischen Inschrift liest man: εφ ιερεως αετου του δε του αλεξανδρου και Θεων σωτηρων etc. In der ägyptischen Uebersetzung steht der Name Αετος nach denen der Fürsten Aegyptens, wahrscheinlich that diess der Uebersetzer aus einem gewissen Respectgefühl; in den folgenden Perioden, wo bloss die Namen der Fürstinnen und der ihrem Dienst vorgesetzten Priesterinnen vorkommen, hat er diese Versetzung nicht mehr befolgt. Was die Buchstaben betrifft, aus denen dieser Name Αετος besteht: so ist der erste der nämliche, mit welchem die Worte Alexander und Arsinoë anfangen. Die drey hierauf folgenden Perpendicular-Striche sind das schon vorgekommene E; hierauf folgt der Strich, welcher ganz müssig ist, und welchen Hr. *Å.* daher für ein blosses Fulcrum hält, welches mit mehrern Vocalen zusammengestellt wird. Sodann folgt das schon aus dem vorigen bekannte T; hierauf der bey der Spitze eingebogene Strich, welcher im Worte Ptolemäus ein O bedeutete. Der letzte Bubstab ist ein S, vor welchem zwey kleine Striche hergehen, wie in Arsinoë. Hier wäre also das ganze Wort Aëtos. Hr. *Å.* bemerkt hier die Eigenheit, dass dieses Wort zweymal hintereinander wiederholt wird; zwischen den beiden Worten befindet sich ein Strich, der in seinem Abdruck nicht deutlich war, den er aber für ein μ hält, und so erklärt, dass es heisst: Aetos, Sohn des Aetos, Αετος τε Αετου scil. υιος. Vielleicht, setzt er hinzu, ist es aber auch nur ein Versehn des Buchstabenbauers; wenigstens ist dieser Ausdruck nicht dem Genius der coptischen Sprache angemessen, und scheint Hn. *Å.*, wenn er anders richtig ist, aus dem Griechischen unter den Ptolemäern entlehnt zu seyn. In der dritten und vierten Zeile liest man die Namen der drey Priesterinnen, welchen der Dienst der Königinnen Aegyptens aufgetragen war. Im Griechischen heisst es: αθλοφορου βερενικης ευεργετιδος πυρρας της Φιλενου. Die ägyptische Construction dieser Phrase ist von der griechischen sehr verschieden; sie ist der Coptischen und der im Französischen üblichen sehr ähnlich, als wenn man in dieser letzten Sprache sagte: *Pyrrha, fille de Philène etant athlophore de Berenice Evergète.* — Der letzte Buchstabe des Wortes Pyrrha scheint ebenfalls ein Vocalfulcrum zu seyn, und bald ein A, bald ein E, bisweilen sogar ein I anzuzeigen. Wer nur den geringsten Begriff von den orientalischen Sprachen hat, wird sich an diese Vocal-Verwechselungen nicht stossen. Das Wort, welches *Tochter* bedeutet, ist nur durch eine Art von Monogramm angezeigt, welches weiterhin noch zweymal vorkömmt,

kömmt, und welches Hr. *Å.* ϯϣⲉⲣⲥ (Tſcheri) ausſpricht. Er findet auch das ϣ darin, welches er ſchon im Worte Alexander fand. Nach dem bisher Geſagten ergiebt ſich das Wort Φιλευος oder etwas ähnliches von ſelbſt. B und Φ ſcheinen die alten Aegypter übrigens eben ſo, wie noch heut zu Tage die Copten, oft verwechſelt zu haben.

Der griechiſche Text fährt fort; κανηΦορου αρσινοης ΦιλαδελΦου, αρειας της διογενους, welches der ägyptiſche Ueberſetzer ſo verdollmetſcht: *als Areia Tochter Diogens Canephor war von Arſinoë Philadelph.* Das Wort Arêia bietet keine Schwierigkeit dar; *Tochter* iſt mit dem Monogramm angezeigt. Der Name Diogenes iſt τιουνε; geſchrieben, τ und δ, ſo wie γ und κ werden oft im Coptiſchen mit einander verwechſelt. Von dem Worte, welches Canephor bedeutet, ſind nur noch die drey erſten Buchſtaben übrig; ſie kommen noch in mehrern andern auf eine ähnliche Art zuſammengeſetzten Worten vor, und bedeuten *derjenige oder diejenige, welche etwas trägt.* Die dritte Prieſterin wird Irene genannt, ſie ſtand dem Dienſt der Arſinoë, Gemalin von Ptolemäus Philopator vor, welcher die Inſchrift eben den Beynamen giebt, den ihr Gemal trägt. Im Griechiſchen heiſst es: ιερειας αρσινοης Φιλοπατορος ειρηνης πτολεμαιις; dieſs giebt der ägyptiſche Ueberſetzer auf eine Art, die mit folgender franzöſiſchen Ueberſetzung ganz übereinſtimmt: *Irène fille de Ptolemée étant prêtreſſe d'Arſinoé Philopator.* Die Beynamen Philadelph und Philopator ſind durch gleichbedeutende ägyptiſche Worte überſetzt. Die Buchſtaben des Wortes Irene bieten nach dem bisher geſagten keine Schwierigkeiten dar.

Hr. *Å.* bemerkt hier unter andern, daſs die Diener des Götterdienſts ihre griechiſchen Namen beybehielten, welches Hr. *S. de Sacy* in ſeinem Brief an den Miniſter Chaptal S. 44. in Zweifel gezogen hatte. — Zu Ende der 14ten Zeile der griechiſchen Inſchrift lieſst man das Wort συνταξεις, wo von den jährlichen Auflagen an Geld und Getreide die Rede iſt, welche zum Dienſt der Tempel unter Ptolemäus Philopator beſtimmt und von Ptolemäus Epiphanes beſtätigt worden waren. Sonderbar muſs es allerdings ſcheinen, daſs dieſes Wort in der ägyptiſchen Inſchrift beybehalten worden iſt, wo es ſich zu Ende der 8ten Zeile findet. Hr. *Å.* hat es unter Nr. 7. der erſten Kupfertafel abbilden laſſen. Alle Buchſtaben dieſes Wortes ſind ſchon im vorigen vorgekommen. Das Ξ iſt hier durch ein KC ausgedrückt, ſtatt mit einem K und ϣ wie im Worte Alexander. Hr. *Å.* bemerkt, daſs dieſs nicht das einzige griechiſche Wort iſt, welches in der ägyptiſchen Inſchrift beybehalten worden, und dieſs iſt wohl mitunter einer der triftigſten Beweiſe für Hn. *Å's.* Meynung, daſs der griechiſche Text das Original, und der ägyptiſche die Ueberſetzung iſt. Unter andern griechiſchen Worten, welche Hr. *Å.* in der ägyptiſchen Inſchrift zu finden glaubt, nennt er unter andern folgende Αιωνοβιος, επιΦανης, ευχαριστος, ευεργετης u. dgl. In Anſehung des Wortes επιΦανης bemerkt Hr. *Å.*, daſs er es nicht in der Buchſtaben-Gruppe gefunden habe, in welcher Hr. *S. de S.* es fand. In die weitere Erklärung und Analyſe dieſer Worte läſst er ſich übrigens nicht ein.

Das Bisherige beträfe beſonders die Unterſuchungen des Hn. *Å.* über diejenigen Buchſtaben, welche dem ägyptiſchen und dem griechiſchen Alphabeth gemein ſind. Er fügt hierauf noch Bemerkungen über einige ganz ägyptiſche Worte bey, in welchen ſich Buchſtaben befinden, welche bloſs dem ägyptiſchen Alphabeth angehören.

Zuerſt hält er ſich bey dem Namen auf, welchen *Aegypten* in dieſer Inſchrift führt. Hr. *S. de Sacy* hatte Anfangs eine Buchſtaben-Gruppe für Mis̄r gehalten, allein er macht in ſeinem Briefe an den Miniſter Chaptal ſich ſelbſt die Bemerkung, Aegypten werde niemals von ſeinen eigenen Bewohnern Misr genannt. Ein anderer Umſtand, welchen Hr. *Å.* anführt, wirft dieſe übrigens von Hn. *S. de S.* ſelbſt wieder aufgegebene Meynung vollends um; dieſer Umſtand iſt, daſs die Buchſtaben-Gruppe, welche Hr. *S. de S. Misr* leſen wollte, nur 4 oder 5mal in der Inſchrift vorkömmt; da hingegen der Name Aegyptens wenigſtens 12mal in der griechiſchen Inſchrift ſteht. Das Wort, welches Aegypten bezeichnet, und welches Hr. *Å.* unter Nr. 10. mit einigen ſeiner Abänderungen hat abbilden laſſen, war eines der erſten Worte, welche er errieth, weil es in der ägyptiſchen Inſchrift mehr als 20mal vorkommt, alſo häufiger als in der griechiſchen, indem der ägyptiſche Ueberſetzer einigemal das Wort Aegypten einſchaltete, wo im griechiſchen Original nur βασιλεια ſteht und της Αιγυπτα darunter verſtanden wird; dieſs iſt z. B. gleich beym Anfang der erſten Zeile der Fall. Auch da, wo Aegypten im Griechiſchen bloſs durch das Wort χωρα bezeichnet wird, hat die ägyptiſche Inſchrift geradezu den Namen *Aegypten*: ſo lieſst man z. B. in der 7ten Zeile des griechiſchen Textes: οι αλλοι ιερεις παντες εκ των κατα την χωραν ιερων, was im Aegyptiſchen mit den Worten überſetzt iſt: *die übrigen Prieſter der Tempel Aegyptens.* Endlich iſt das Wort Aegypten auch noch bisweilen eingeſchaltet, wo es im Griechiſchen für überflüſsig gehalten ward. In der 9ten Zeile bey den Worten: ανατεθειχεν εις τα ιερα αργυρικας και σιτικας προσοδους etc. iſt im Aegyptiſchen nach dem Worte *Tempel* der Name *Aegypten* eingeſchaltet. Man kann alſo hier nicht den Einwurf machen, daſs, weil dieſer Name häufiger im ägyptiſchen Theile als im griechiſchen vorkommt, es nicht derſelbe ſeyn könne.

Dieſer Name, welchen Aegypten in der roſettiſchen Inſchrift trägt, iſt χημι. Der erſte Buchſtabe, welcher in den bisher erklärten Worten nicht vorgekommen iſt, iſt das aſpirirte K der Aegyptier, welches zugleich die Stelle der übrigen Aſpirationen des coptiſchen Alphabeths zu vertreten ſcheint.

Die

Die sanfte Aspiration (bemerkt Hr. Å. in einer langen Note, deren Inhalt wir sogleich mittheilen wollen), welche im Coptischen durch den Buchstaben *hori* ϩ angezeigt wird, ist in der Inschrift von Rosette bisweilen ganz weggelassen. Der Name Horus z. B., welcher im Coptischen ϩⲱⲣ geschrieben wird, wie man aus den *Nominibus propriis* ϩⲱⲣ, ⲡϩⲱⲣ [die Griechen schreiben diese Namen Ὦρ, Πῶρ, S. Palladius, Nicephorus, Suidas], ϩⲱⲣⲥⲓⲏⲥⲓ u. s. w. schliessen kann, wird in der Inschrift von Rosette ⲟⲩⲣ oder ⲱⲣ geschrieben. „Bey dieser Gelegenheit „(fährt er fort) sey es mir erlaubt, eine Vermuthung „beyzufügen, die ich, so wahrscheinlich sie mir auch „scheint, nicht in den Text dieses Briefes aufnehmen mochte, weil ich in demselben sorgfältig alles, „was blofs Vermuthung war, weglassen wollte. Unter den langen, pomphaften Titeln, welche in der „griechischen Inschrift dem Ptolemäus Epiphanes gegeben worden, befindet sich auch dieser: εικων „ζωσα του διος, Jupiters lebendes Bild. Der Name, „welcher im Griechischen *Jupiter* bedeutet, ist im „Aegyptischen mit einem Worte gegeben, welches „nur aus einem einzigen Buchstaben besteht, aus „demjenigen nämlich, welcher in den Worten Ptolemäus, Aëtos u. s. w. ein ⲱ oder ⲟⲩ vorstellte. „Die Schwierigkeit war hier, dafs im Coptischen sich „kein Appellativum von dieser Form und einer schicklichen Bedeutung findet, und dafs ich keine ägyptische Gottheit dieses Namens kannte. Ich glaube, „dafs folgende Vermuthung diese Schwierigkeit löfst. „Die *Jupitersstadt*, oder Diospolis (parva) in der „Thebaide, trägt in den coptischen Wörterbüchern „den Namen ϩⲱ oder ϩⲟⲩ. In dem jetzt auf der „Nationalbibliothek befindlichen Vaticanischen Mspt. „Nr. 69., wird eines Nomus Ho, ⲡⲧⲟϣ ⲛ ϩⲱ „erwähnt; diefs ist der *Nomus Diospolites* der Alten. „Die meisten arabischen Schriftsteller, und mehrere „neue Reisende kennen diesen Namen und d'Anville „hat ihn, nach der englischen Beschreibung, How „in seine Karte geschrieben. Nun scheint es mir aber „ziemlich wahrscheinlich, dafs diefs der Name einer in Ober-Aegypten angebeteten Gottheit war, „welche dieselbe ist, die in der Inschrift ⲟⲩ genannt „wird, dafs die Stadt von der wir sprechen ⲧⲃⲁⲕⲓ „ⲛ ϩⲱ, *die Stadt des Ho*, oder nach der Rechtschreibung unserer Inschrift ⲛⲱ, genannt wurde; „dafs endlich die Griechen, welche so gern alles auf „ihre Mythologie bezogen, den Namen dieses Gottes „mit Ζεύς und den Namen der Stadt mit Diospolis „übersetzten. Diejenigen, welche Liebhaber von „etymologischen Vergleichungen sind, werden vielleicht dieses Wort in dem No-Amon אמון - נא, oder „dem Hamon-nō, המון נא, wieder finden; einen „Namen, welcher in den Propheten vorkommt, und „welcher allem Anschein nach irgend eine grofse „Stadt von Aegypten bezeichnet, obgleich die Ausleger in der Bestimmung dieser Stadt ziemlich von „einander abweichen. Die LXX. und die coptische „Uebersetzung geben dieses Wort in der That mit „Diospolis (Ezech. XXX, 16.); allein die Beschreibung, welche Nahum (III, 8.) von No-Amon macht, „pafst sehr schlecht auf das Diospolis der Thebaïde. „Daher haben auch die Septuaginta und der coptische Uebersetzer, welcher sie sklavisch dollmetscht, „in dieser Stelle etwas ganz anderes, als in der angeführten Stelle Ezechiels gefunden. Eine andere „Stelle im Jeremias (XLVI, 25.) macht vollends die „Sache, wenigstens sehr zweifelhaft. Was die Etymologie dieses Namens betrifft: so scheint sie so „ziemlich mit der von unserm *Ho* überein zu stimmen: No-Amon wäre ⲛ ϩⲱ ⲁⲙⲟⲩⲛ, Jupiter-„Ammon; um so mehr, da das Präfixum ⲛ zu die„sem Namen gezogen und mit ihm verbunden wor„den ist; in einem der thebaischen Wörterbücher der „Nationalbibliothek, Nr. 44., ist dieser Name sogar „ⲛⲱ statt ⲛϩⲱ geschrieben. Ich weifs wohl, „dafs Herodot, Plutarch und andere alte Schriftsteller sagen, *Jupiter* sey von den Aegyptern Ammon „genannt worden; allein es wäre leicht möglich, „dafs dieser letzte Namen nur ein Beyname dieser „Gottheit gewesen, und dafs derselbe in der Folge „gerade die Veranlassung war, dafs man den Namen „selbst, welcher vor diesem epitheton hergehen sollte, wegliefs. So wurde z. B. Venus in einem Theil „Asiens unter dem Namen Mylitta angebetet, obgleich diefs nur ein Attribut dieser Göttin war; „eben so findet man auf den Abraxas bisweilen das „Wort Sabaoth als den Namen einer Gottheit, ob „es gleich ursprünglich eine ganz verschiedene Bedeutung hatte." Das oben erwähnte K gleicht so ziemlich der Form, welche eine der drey coptischen Aspirationen das ϩ als grofser Anfangsbuchstabe in den coptischen Manuscripten des Xten Jahrh. hat, und diese Aehnlichkeit trug nicht wenig dazu bey, Hn. Å. es kenntlich zu machen. Der zweyte Buchstabe ist wieder das schon öfters vorgekommene μ; der letzte besteht aus einem halben Zirkel, vor welchem ein oder zwey kleine etwas schiefe Striche hergehen, denn diefs Wort ist auf ziemlich verschiedene Arten geschrieben, wie man aus den von Hn. Å. mitgetheilten Proben sehen kann. Es ist der nämliche Buchstabe, der in dem Namen Irene und in dem Monogramm, welches Tochter bedeutet, vorkömmt. ⲭⲏⲙⲓ, oder im thebaischen Dialect ⲕⲏⲙⲉ ist der einzige Name, womit Aegypten überhaupt in den coptischen Büchern bezeichnet wird; und diefs ist gerade der Name, den man in der bisher erklärten Buchstaben-Gruppe findet. Diefs ist das ארץ חם, *terra Chami*, der Hebräer (*Psalm* CV, 23. 27. CVI, 22.), das

das *χημία* des Plutarchs (*De Iside et Osiride*) und das *Ham*, welches nach *S. Hieronymus* (*Quaestion. in Genesin*, Op. t. III. ed. Maffei. „*Ham, a quo et Aegyptus usque hodie Aegyptiorum lingua Ham dicitur*"), der Name war, den die Einwohner Aegyptens diesem Lande zu seiner Zeit gaben.

(*Der Beschluss folgt.*)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Unger: *Oekonomisch-juristische Grundsätze von der Verwaltung des Domainenwesens in den preussischen Staaten.* Mit Bezug auf die Kurmark- und Südpreussischen Provinzial-Verfassung dargestellt von *J. D. Nicolai*, königl. Kriegs- und Domainen-Rath. 1802. *Erster* Theil. 272 S. *Zweyter* Th. 236 S. 8. Nebst Tabellen. (2 Rthlr. 12 gr.)

Schon längst erwartete man, dass der Vf. des bereits vergriffenen Werks: *Juristisch-ökonomische Grundsätze von Generalverpachtung der Domainen*, eine neue Ausgabe liefern würde. Seine Geschäfte haben ihm indessen nicht verstattet, dieser Erwartung zu genügen. Dagegen hat Hr. *Nicolai*, jetzt Cammer-Director zu Kalisch, die Mühe übernommen. Indessen kann man gegenwärtiges Buch nicht bloss als eine neue Ausgabe des vergriffenen, sondern vielmehr als ein ganz neues Werk ansehen, das den nämlichen Gegenstand, jedoch viel ausführlicher, und mit Rücksicht auf die südpreussische Domainen-Verfassung behandelt. Nachdem der Vf. ganz kurz den Ursprung und die gesetzlichen Vorrechte der Domainen abgehandelt, liefert er eine förmliche Encyclopädie der Landwirthschaft, die allein 216 Seiten einnimmt. Da der Hauptzweck dieses Buchs die Belehrung der angehenden Cameralisten und Cammer-Referendarien seyn soll: so ist nicht zu leugnen, dass das Anführen der Rescripte und Edicte über die verschiedenen landwirthschaftlichen Gegenstände zweckmässig sey, indem es mit den Hauptgrundsätzen der preussischen Cameral-Verfassung bekannt macht, und das Nachschlagen der Acten erleichtert. Ob aber übrigens die ganze Beschreibung der landwirthschaftlichen Verrichtungen, und der Viehzucht, an ihrer Stelle sey, ist eine andere Frage. Wenn man voraussetzen darf, dass der angehende Cameralist schon praktische landwirthschaftliche Kenntnisse besitzt: so wird er in dieser Encyclopädie nur das finden, was ihm, so wie dem gewöhnlichen Landwirthe, bereits bekannt ist; ist ihm aber der Gegenstand noch ganz neu: so wird er aus dieser Beschreibung, die jeden Punkt nur kurz berührt, wenig lernen. Er wird z. B. einige Mittel zur Heilung der Raude und zur Abwendung des Drehens der Schafe finden (S. 125.), was aber das Uebel sey, wird er nicht erfahren. Uebrigens ist der Vf. offenbar gegen die Koppelwirthschaft eingenommen, und scheint von ihren Vorzügen sich nicht haben überzeugen wollen. Den Beschluss des ersten Bandes macht die Abtheilung von der Verwaltung und von der verschiedenen Benutzungsart der Domainen. — Der zweyte Theil betrifft die Pacht-Anschläge, und die dabey angenommenen Grundsätze, den Gang des Pachtgeschäfts, und die Form der Contracte, die Remissionen, die Uebergabe der Pachtstücke, und endlich die Pflichten und die Gerechtsame der Domainen-Beamten. Dieser Theil ist für den angehenden Cameralisten in der That lehrreich, und gewinnt noch an Interesse durch den Ueberblick, den er über die Verfahrungsart in Südpreussen gewährt, und durch die vielen angehängten Tabellen.

Bey einem zur Belehrung bestimmten Werke, hätte der Vf. darauf sehen sollen, Unrichtigkeiten zu vermeiden, als z. B. S. 9. „eine magdeburgische „Hufe enthält 180 Quadratruthen" statt zu sagen: enthält 30 Morgen, jeder zu 180 Quadratruthen (S. 90.) „dass die Holzkäufer ohne Holz gekauft zu ha„ben, kein Holz erhalten sollen," statt: ohne Torf. — Auch ist der Stil oft schleppend und dunkel, die Perioden voller Einschaltungen und mit fremden Wörtern überhäuft, die auch im Geschäftsstil ohne Affectation füglich durch deutsche Worte ersetzt werden können, wie z. B. einen Monat accordiren, statt bewilligen. Folgende Periode mag zum Belege dieser Behauptungen dienen. (2. Th. S. 13.) „Auf eine „oder die andere Art muss nur jede einzelne Prästa„tion jedes einzelnen Wirths constiren, weil auf „die Informations Protocolle und Prästations-Ta„bellen in den Geschäften häufig recurrirt wird, und „wenn man nicht separirt hätte, Verdunkelungen „und Misverständnisse zu besorgen ständen."

* * *

Dresden, in Comm. b. Gerlach: *Merkwürdige Gewächse der Obersächsischen Flora, nebst Bemerkungen über ihren Nutzen in der Oekonomie, Technologie und Arzneykunde*, von *C. G. Erdmann* (bloss geschriebener Text zu aufgetrockneten Pflanzen). XIII — XXII Heft (in jedem Heft 15 Arten. (8 Rthlr. 16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1800. Nr. 38.)

Berlin, b. Schöne: *Leben und Schwänke relegirter Studenten.* Ein Spiegel menschlicher Leidenschaften. *Sechstes* Bdch. 1803. 314 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1800. Nr. 355.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 11. December 1802.

GESCHICHTE.

STRASBURG u. PARIS, b. Treuttel u. Würz: *Lettre sur l'inscription Egyptienne de Rosette*, adressée au Cen. *Silvestre de Sacy*, etc. par *J. D. Åkerblad*, etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Hr. *Å.* geht hierauf zur Analyse einer Buchstabengruppe über, welche bisweilen in der Inschrift vor dem Worte Chemi hergeht. Sie ist unter Nr. 11. der ersten Kupfertafel abgebildet. Hr. *S. de Sacy* hatte sie unter Nr. 8. seiner zweyten Kupfertafel abbilden lassen, und den Namen Osiris darin zu erkennen geglaubt. Hr. *Å.* bemerkt gegen Hn. *Sacy's* Meynung, dass der Name Osiris nur dreymal in der griechischen Inschrift vorkommt; und dass diese Buchstabengruppe hingegen sich mehr als zwanzigmal im Aegyptischen findet, und zwar meistens ohne mit den Buchstaben verbunden zu seyn, welche Hr. *Sacy* für den Namen Isis hält. Diess würde, wie Hr. *S. de Sacy* auch angenommen hat, eine sehr grosse Verschiedenheit zwischen den zwey Inschriften voraussetzen. Hr. *Å.* versichert hingegen, dass nach allem dem, was er bisher von diesem Monument entziffern konnte, einige unbedeutende Varianten abgerechnet, die ägyptische Uebersetzung sehr treu den griechischen Text wieder giebt.

Die Analyse dieser Buchstabengruppe giebt Hn. *Å.* das Wort ⲚⲈⲢⲪⲎⲞⲨⲒ; dieses Wort, welches im Coptischen die *Tempel* bedeutet, ist der Pluralis von ⲈⲢⲪⲈⲒ, welches ebenfalls in dieser Inschrift vorkömmt. In dem thebaïschen Dialect wird dieses Wort ⲈⲢⲠⲈ und ⲢⲠⲈ geschrieben; die Araber drücken eines dieser Worte durch ihr *berbi* aus, (indem sie den coptischen Artikel hinzufügen), als mit welchem Namen sie die prächtigen Ruinen der alten Tempel Aegyptens bezeichnen.

In Ansehung der Buchstabengruppe, welche Hr. *S. de Sacy* für den Namen Isis hält, ist Hr. *Å.* auch verschiedener Meynung mit ihm. Der Name Isis kommt in der griechischen Inschrift nur zweymal, und die gedachte Buchstabengruppe zwölfmal in der ägyptischen Inschrift vor, und immer an Stellen, wo sie den im Griechischen befindlichen Worten πληθος, πολλα, κατα πολλα, oder etwas ähnlichem zu entsprechen scheint. Gerade diess ist die Bedeutung des coptischen Wortes ⲀϢⲀⲒ, eines Substantiv's, welches ursprünglich πλῆθος bedeutete, und in der Folge als Adjectiv genommen wurde. Die Analyse der einzelnen Buchstaben giebt ebenfalls das obige noch im Coptischen existirende Wort.

In der Folge des Briefs beschäftigt sich Hr. *Å.* mit der Bestimmung einiger Buchstaben, die bloss dem coptischen Alphabeth eigen sind, und welche er in mehrern zum Theil noch nicht ganz von ihm entzifferten Worten zu finden glaubt, die er einstweilen unter Nr. 13. u. ff. hat abbilden lassen.

Zu Ende der Inschrift, wo es im griechischen Decret heisst, es solle in dreyerley Charakteren, in *heiligen*, *gewöhnlichen* und *griechischen* eingegraben werden, kommt, für diesen letztern Ausdruck, eine Buchstabengruppe vor, die Hr. *Å.* unter Nr. 16. abgebildet hat. Die einzelnen Buchstaben sind alle schon in den vorher erklärten Worten vorgekommen, und bilden ganz genau das coptische Wort ⲞⲨⲈⲒⲚⲒⲚ, ein Adjectivum, welches *Griechisch* bedeutet, und welches einer Wurzel angehört, die in allen orientalischen Sprachen dieselbe Bedeutung hat. Vor diesem Worte geht eine Sylbe her, welche Hr. *Å.* ⲘⲈⲦ ausspricht, und welche mit dem obigen Worte verbunden, ein Adverbium daraus macht, welches dem griechischen ἑλληνιστὶ, *(in griechischer Sprache)* entspricht, eine Form, die sich oft in den coptischen Büchern findet.

Ausser den ägytischen Worten, welche Hr. *Å.* in einem der coptischen Dialecte fand, enthält dieses Monument noch eine Menge anderer, welche Hr. *Å.* zwar entziffert hat, für welche er aber kein Analogum im Coptischen gefunden hat. „Hierüber werden sich diejenigen nicht wundern, (setzt er hinzu) welche es wissen, wie beschränkt die Gegenstände sind, von denen die coptischen Bücher, welche wir besitzen, handeln: sie bestehen in lauter Uebersetzungen der Bibel, Liturgien, Homilien, Martyrologien, Kirchenliedern u. s. w. deren demüthiger und gemeiner Stil nothwendig von der erhabenen Sprache eines Decrets verschieden seyn muss, welches im Namen der Priesterschaft von ganz Aegypten abgefasst wurde, und bestimmt war, das Andenken an die Heldenthaten und Wohlthaten eines ihrer Könige zu erhalten. Eine Menge griechischer Ausdrücke übrigens, welche besonders seit der Einführung des Christenthums in die coptische Sprache aufgenommen worden, haben nach und nach die ägyptischen Worte, an deren Stelle sie getreten, in Vergessenheit gebracht. Die Copten bedienen sich z. B. griechischer Worte, um die Begriffe *Gesetz*, *Bild* u. s. w. auszudrücken,

drücken, und die eigentlichen coptifchen Ausdrücke find ganz aus diefer Sprache verfchwunden. Diefe Ausdrücke und andere, welche in dem neuern Idiom ebenfalls unbekannt find, finden fich in der Infchrift von Rofette, welche hin und wieder Ausdrücke enthält, die von der Hoffprache der Ptolemäer entlehnt find, und welche die Copten in der ihrigen nicht beybehalten zu haben fcheinen, für welche fie aber in ihrer eigenen Sprache Worte haben, welche diefe Begriffe fehr gut ausdrücken. Bedenkt man hierbey noch, dafs zwifchen der Verfertigung diefer Infchrift und den älteften coptifchen Werken, die wir befitzen, mehrere Jahrhunderte verfloffen find, und dafs in diefem Zeitraum die Sprache fich nothwendig verändert haben mufs, fo wird man fich nicht mehr über die Verfchiedenheiten zwifchen der Sprache der Infchrift und der coptifchen Sprache wundern."

„Nach diefen durch unfere Infchrift gerechtfertigten Bemerkungen darf man fich wundern, dafs La Croze, Jablonsky und andere Gelehrte, welche nur einen Theil der coptifchen Werke kannten, die wir heut zu Tage befitzen, fich haben einfallen laffen können, mit fo fchwachen Hülfsmitteln alle Namen der ägyptifchen Gottheiten, aus dem jetzigen Aegyptifchen abzuleiten; daher findet fich auch nicht eine einzige von den Etymologien, welche fie von den Namen der in der Rofettifchen Infchrift erwähnten Gottheiten vorgebracht haben, durch diefes Monument beftätigt. Die Parifer National-Bibliothek befitzt eine grofse Anzahl coptifcher Manufcripte, wovon die alten zum fogenannten *ancien fond*, oder dem fchon feit vielen Jahren und vor der Revolution hier befindlichen Vorrath gehören, die andern aus Rom hierher gebracht worden find. Diefe letztern waren bisher in der faft unzugänglichen Vaticanifchen Bibliothek vergraben; daher find auch die meiften diefer Manufcripte den Gelehrten bisher unbekannt geblieben. *Zu Paris find die literarifchen Schätze für jedermann offen*; und die wirklich bewundernswürdige Humanität der über diefelben gefetzten Gelehrten, ift für die Literatoren gleichfam eine Einladung diefelben zu benutzen. Den vorigen Winter habe ich aus den coptifchen Handfchriften alles dasjenige ausgezogen, was auf die Geographie und bürgerliche Gefchichte Aegyptens Bezug hat. Ich habe mein Exemplar des La Croze'fchen Wörterbuchs, mit einer grofsen Anzahl darin fehlender Wörter bereichert; ich habe die erfte Anlage zu einem Thebaifchen Lexicon gemacht, welches fchon über 2000 Artikel enthält: dem ungeachtet finde ich fehr oft ägyptifche Worte, deren Bedeutung theils durch die Analogie der griechifchen Infchrift, theils durch die Conftruction beftimmt wird, und welche fich nicht in meinen Sammlungen befinden. Die Infchrift von Rofette ift indeffen nur um einige Jahrhunderte älter, als die älteften in coptifcher Sprache gefchriebenen Werke, z. B. als die Pfalmenüberfetzung; man darf fich alfo um defto weniger fchmeicheln, in unferer kirchlichen coptifchen Sprache, die Etymologien diefer Namen der ägyptifchen Gottheiten aufzufinden, deren Alter fich in den entfernteften Zeiten der Mythen-Welt verliert, da der Urfprung der Namen von den griechifchen und römifchen Gottheiten uns kaum bekannt ift, ungeachtet der grofsen Menge der, in Vergleich mit den coptifchen, fehr alten Schriftfteller, welche uns in beiden Sprachen übrig geblieben find."

Hr. *S. de Sacy* hatte S. 43. feines Briefs die Meynung geäufsert, der Stil der ägyptifchen Infchrift fey weniger hochtrabend, als der in der griechifchen Steinfchrift, weil in jener an mehrern Orten zwifchen dem Namen Ptolemäus Epiphanes, und dem feiner Aeltern weniger Platz eingenommen wird, als in diefer letztern. Hierauf bemerkt Hr. *Å.*, dafs die ägyptifchen Worte oft viel kürzer find, als die griechifchen. So werden z. B. in der von Hn. *S. de Sacy* angeführten Stelle die griechifchen Worte ηγαπημενε υπο του Φθα, mit einem einzigen Worte von fechs Buchftaben ausgedrückt, welches das nämliche bedeutet.

„In Anfehung des diefem Briefe angehängten Alphabeths, (fährt Hr. *Å.* in der Folge fort) habe ich nur ein Wort zu fagen. Im allgemeinen gleicht es keinem mir bekannt gewordenen, ob ich gleich nicht läugne, dafs man einzelne Buchftaben darin finde, welche mit gewiffen Buchftaben des Phönicifchen und Syrifchen, vielleicht fogar mit dem Zend einige Aehnlichkeit haben. Ich überlaffe es indeffen jedem diefelbe felbft aufzufuchen. — Was die Vocalen betrifft, wovon uns die Alten (f. *Demetrius*, περὶ ἑρμηνείας. §. 71.) berichten, das ägyptifche Alphabeth habe deren fieben gehabt: fo glaubte ich Anfangs, man könne fie in den fieben Claffen der ethiopifchen Vocalen finden, ... allein ich fand Schwierigkeiten, welche mich von diefer Idee abbrachten..... Ich gebe diefes Alphabet, befonders was die Vocalen betrifft, mehr für einen erften Verfuch, als für das letzte Refultat meiner Unterfuchungen, die ich noch bey weitem nicht geendigt habe."

„Es wäre überflüffig, hier das wenige anzuführen, was die Alten uns über die alphabetifche Schrift der Aegypter berichten: Hr. *Zoëga* hat in feinem Werke *de origine et ufu obeliscorum* diefe Materie erfchöpft, und Sie felbft haben, fo weit es der Plan ihres Briefs an den Minifter Chaptal erlaubte, die vorzüglichften Stellen der Alten auf eine fehr befriedigende Art erläutert. Erlauben Sie mir indeffen noch hierüber einige Bemerkungen. Ich bin ganz mit Ihnen darüber einig, dafs Herodot's Ausdruck δημοτικὰ γράμματα auf die Charaktere unferer Infchrift anzuwenden feyen, welche in diefer letztern durch die etwa gleichbedeutenden Worte ἐγχώρια γράμματα bezeichnet werden: allein wir find wefentlich von einander verfchieden, in Anfehung der Erklärung der berühmten Stelle aus dem Clemens von Alexandrien (*Strom.* V, 4.) welcher fchon fo vielerley Meynungen veranlafst hat. Es fcheint mir äufserft wahrfcheinlich, dafs feine hieratifche Schrift nichts anders

ders iſt, als diejenige, in welcher unſere Inſchrift abgefaſst iſt, weil Clemens ausdrücklich ſagt, daſs es die Schrift geweſen, deren ſich die *Hierogrammaten* oder heiligen Schreiber bedienten, und eben dieſe heiligen Schreiber ſehr deutlich in unſerer Inſchrift, als zur ägyptiſchen Prieſterſchaft gehörig, welche das Decret gab, angegeben werden. Was iſt alſo natürlicher, als zu glauben, ſie haben es in denjenigen Schriftzügen gefertigt, welche die Alten ihnen zuſchrieben, und in welchen wenigſtens ein Theil ihrer heiligen Bücher geſchrieben war? Dieſs erhellt aus einer andern Stelle des nämlichen Clemens, wo er unter den hieratiſchen Büchern zuerſt dasjenige nennt, welches die Hymnen zum Lobe der Götter enthielt. Dieſe Hymnen muſsten nothwendigerweiſe mit alphabetiſchen Buchſtaben geſchrieben ſeyn, weil die Hieroglyphen die Dichterſprache, wo die feinen Wendungen und Bedeutungen der Sprache und Worte ſo wichtig ſind, nur auf eine ſehr unvollkommene Art hätten ausdrücken können. Es ſcheint daher ſehr wahrſcheinlich, daſs die Hierogrammaten, theils zum Abſchreiben ihrer heiligen Bücher, theils zur Ausfertigung der von dem Prieſtercollegium (zu welchem dieſe Schreiber gehörten) erlaſſenen Decrete, ſich desjenigen Schriftcharakters bedienten, welchen Clemens Alexandrinus den Hieratiſchen nennt. Was die Brieſſchrift anbelangt, von welcher der nämliche Vf. ſpricht: ſo iſt ſie wahrſcheinlich eine, mit manchen Abänderungen von der hieratiſchen oder *Bücher*-Schrift, abgeleitete, *Curſiv*-Schrift geweſen. Dieſs war der Gang, welchen die Schreibekunſt bey allen Völkern befolgt hat. Nimmt man dieſe Erklärung von Clemens Stelle an, welcher der einzige Schriftſteller iſt, der, nebſt Porphyrius, von einer dreyfachen Schrift der Aegyptier ſpricht, ſo laſſen ſich dieſe Schriftſteller ſehr leicht mit Herodotus und Diodorus vereinigen, welche nur von zweyerley Schrift, der hieroglyphiſchen und der gewöhnlichen oder alphabetiſchen Schrift ſprechen. Dieſe letztere nennt Clemens die hieratiſche, weil die Hierogrammaten ſich derſelben bedienten; und die davon abgeleitete Curſivſchrift, iſt der von ihm *Brieſſchrift* genannte Charakter. Dieſe Curſivſchrift dürfte wohl diejenige ſeyn, welche wir auf den Mumien-Bandeletten, und auf den Papyrus Rollen finden, welche offenbar eine Abänderung der Schriftzüge unſers Monuments iſt. Ich erkenne in derſelben mehrere Buchſtaben, welche ſich in unſerer Inſchrift finden; und wenn ich bisher noch kein ganzes Wort habe entdecken können, wodurch dieſe Uebereinſtimmung auſser allen Zweifel geſetzt würde: ſo iſt die Urſache bloſs darin zu ſuchen, weil ich noch keine Gelegenheit hatte, hierüber ungeſtörte Unterſuchungen anzuſtellen. Uebrigens ſind die Fragmente, welche wir bisher gehabt haben, zu klein und zu übel zugerichtet, als daſs man ſich von einer ſolchen Arbeit vielen Erfolg verſprechen dürfte. Die ägyptiſche Expedition hat unſere Sammlungen dieſer Art beträchtlich vermehrt. Auſser mehrern Stücken von epiſtolographiſcher Schrift, welche in B. *Denon* eben ſo intereſſantem als koſtbar ausgeführtem Werke bekannt gemacht worden ſind, hat der erſte Conſul die gröſste und von allen die ich kenne am beſten (wenigſtens in einigen Theilen) erhaltene Papyrusrolle mit ſolcher Schrift ganz kürzlich dem Antiken-Cabinet der National-Bibliothek verehrt; und ich zweiſle nicht, der gelehrte und unermüdliche B. *Millin*, dem die Alterthumskunde ſchon ſo viel verdankt, werde uns bald dieſes intereſſante Monument mittheilen, (man macht bereits Anſtalten, dieſe Papyrus-Rolle treu zu copiren; Hr. *Åkerblad* wird ſich mit der Erklärung derſelben ſodann beſchäftigen, und das Reſultat ſeiner Unterſuchungen dürfte wohl nebſt der in Kupfer geſtochenen Schrift, [Denon lieſs bloſs das Gemälde in Kupfer ſtechen] in dem Magazin Encycl. der gelehrten Welt mitgetheilt werden) was ohne Zweifel viel dazu beytragen wird, die Meynung der Gelehrten hierüber zu beſtimmen."

„Erlauben Sie mir, ehe ich dieſen Brief endige, zu bemerken, wie wichtig eine weitere Entzifferung der ägyptiſchen Inſchrift ſey, um die Stellen der griechiſchen Inſchrift, welche verſtümmelt ſind, wieder herzuſtellen. Mehrere dieſer Lücken ſind in der That leicht auszufüllen; allein bey andern iſt dieſs wohl ohne Hülfe des Aegyptiſchen nicht möglich; von dieſer Art iſt z. B. die auf der 46ſten Zeile, wo ein Datum fehlt, welches man wahrſcheinlich nirgends anders finden wird. Ich habe die Stelle, welche der angezeigten im Aegyptiſchen entſpricht, nicht entziffern können, da ſie in dem mir anvertrauten Abdruck zu ſehr verwiſcht war: wenn es mir indeſſen gelingen ſollte, einen Gipsabguſs davon zu erhalten, ſo zweifele ich nicht daran, dieſe Lücke zu ergänzen. Dieſs konnte um ſo leichter geſchehen, da zu Paris ein Moule dieſes Monuments exiſtirt. Die letzte Zeile des Griechiſchen iſt in demſelben Falle, und kann wohl ohne Hülfe des Aegyptiſchen nicht ergänzt werden. Dieſe Ergänzung habe ich die Ehre Ihnen hier mitzutheilen. In der letzten Zeile der griechiſchen Inſchrift lieſst man: dieſes Decret *ſey auf einen harten Stein mit heiligen, gewöhnlichen und griechiſchen Buchſtaben eingegraben worden, und man habe denſelben aufgeſtellt, in jedem der erſten und zweyten.....* στερεου λιθου τοις τε ιεροις και εγχωριοις και ελληνικοις γραμμασιν και στησαι εν εκαστωι των τε πρωτων και δευτερ..... Hier beginnt die Lücke, welche in der Vorausſetzung, die Linie ſey ganz ausgeſchrieben geweſen, etwa den Raum von 50 Buchſtaben beträgt. Dieſe Lücke fülle ich der ägyptiſchen Inſchrift zufolge, auf dieſe Art aus: και δευτερων και τριτων ιερων εν οις ιδρυσεται η εικων του Θεου βασιλεως αιωνοβιου, dieſe Inſchrift ſoll nämlich *in jedem Tempel der erſten, zweyten und dritten Ordnung aufgeſtellt werden, wo man die Bildſäule des Königs aufrichten würde.* Hier findet ſich aber die Schwierigkeit, daſs dieſe Phraſe um einige Buchſtaben, für den übrigen Raum, zu lang iſt. Vielleicht ſtund in der Inſchrift εστω ſtatt ιδρυσεται, obgleich das ägyptiſche Wort, welches dieſem

sem letzten Verbum vollkommen entspricht, sich sehr ausdrücklich in der Inschrift befindet. Vielleicht stand auch im griechischen Decret ein gleichbedeutender aber kürzerer Ausdruck; z. B. του Θεου επιφανους, statt der drey letztern im ägyptischen befindlichen Worte. Wie dem nun auch seyn mag, so scheint mir der Sinn derjenige gewesen zu seyn, welchen die von mir vorgeschlagene Ergänzung darbietet."

„Merkwürdig ist es allerdings, dass diese Ergänzung, was wenigstens die drey Tempelordnungen betrifft, durch den hieroglyphischen Theil der Inschrift, den ich bis jetzt bloss sehr oberflächlich habe untersuchen können, bestätigt wird. Am Ende der letzten Zeile sieht man hier nämlich drey horizontal-liegende hieroglyphische Figuren, welche unterhalb von der Rechten zur Linken mit I, II, III, bezeichnet sind. Ich überlasse es übrigens den Gelehrten, welche sich mit der Erläuterung des griechischen Theils dieser Inschrift beschäftigen, uns über diese drey Ordnungen der Tempel eines nähern zu belehren."

Die Antwort des Hn. *Silvestre de Sacy*, welche diesem Briefe angehängt ist, enthält fünf Seiten; er wünscht dem Vf. zu seiner scharfsinnigen Erklärung, der er in vielen Stücken Beyfall giebt, Glück, gesteht aber, dass ihm noch einige Zweifel in Ansehung verschiedener Erklärungen des Hn. *Å.*, und namentlich die des Wortes Alexander, übrig bleiben. Er hofft, dass es bey fortgesetzter Untersuchung Hn. *Å.* gelingen werde, die ganze Inschrift zu entziffern, da seine grosse Bekanntschaft mit der coptischen Sprache ihm diese Arbeit leichter, als jedem andern macht.

OEKONOMIE.

Halle, b. Hemmerde und Schwetschke: *Ueber Sturmschäden in Gebirgsforsten*, ihre Ursachen, und die Mittel zu ihrer Verminderung. Von *Wilhelm von Wedell*, Königl. Preussischen Kriegs- und Domänen- auch Forstrath bey der . . . Kammer zu Plock. 1802. 75 S. 8. Mit einer Karte. (1 Rthlr.)

In gedrängter Kürze werden in dieser Schrift, die eben deshalb bloss für die Chefs des Forstwesens bestimmt ist, weil man von diesen nur die hier vorausgesetzten Lehren der Naturkunde, Geometrie und Trigonometrie mit Recht erwarten kann, (ob sie gleich gewiss auch zu unsern Zeiten manchen fehlen), die Sturmverwüstungen und ihre Folgen, die Theorie von der Kraft, Bewegung und Richtung des Sturms, die Erfahrungsgrundsätze über die Kraft und Bewegung des Sturms in deutschen Gebirgsforsten, die allgemeinen Mittel zur Abwendung der Sturmgefahr, weiter die Mittel zur zweckmässigen Einrichtung des Gebirgsforsthaushaltes, namentlich die Vermessung, Zeichnung der Karten, Veranschlagung, Flächeneintheilung und Bewirthschaftungsplan, specielle Darstellung einer nach den vorgetragenen Lehrsätzen eingetheilten Gebirgsforst, und dann die Administration derselben angegeben und gelehrt. Eines Auszugs ist sie wegen ihrer Gedrängtheit nicht fähig, allein schon diese Inhaltsanzeige wird den lehrbegierigen Forstmann auf die Wichtigkeit derselben aufmerksam, und einer weitern Empfehlung von Rec. Seite überflüssig machen. — Die Flächeneintheilung eines Gebirgsforstes *en gros* und *en detail* oder der abzuholzenden Forstörter und der jährlichen Schläge ist meist neu, zweckmässig und daher nachahmungswerth. — Bey der Wurzelwaldung S. 67. ist die Annahme bey 45 jährigem Umtrieb à 25 Klaft. pro Acker nach Rec. Erfahrung zu gross, und *caeteris paribus* hat die Baumwaldung vor derselben in Qualität und Quantität des Holzes den Vorzug.

* * *

Leipzig, in d. v. Kleefeldschen Buchh.: *Kabalen des Schicksals.* 4tes Bändch. 1801. 216 S. 8. (16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1800. Nr. 333.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. Offenbach, b. Brede: *Resultat der Reichsfriedens-Unterhandlungen zu Rastadt in Verbindung mit dem neueren Frieden von Lüneville.* 1801. 85 S. 8. Eine Druckschrift, welche, selbst bey den jetzigen Entschädigungsverhandlungen zu Regensburg, von praktischem Werth ist, wenn gleich zwey Hauptpunkte derselben, die *Schulden* und die *Geistlichen-Dependances* daselbst reguliret worden, auch die französischen *Emigrations-Gesetze* jetzt nicht mehr so häufig zum Nachtheil von Deutschland angewendet werden. Denn vorzüglich beschäftiget sich der ungenannte Vf. (welcher, nach gedruckten Nachrichten, der Reichsritterschaftliche Consulent Hr. *Itstein* zu Aschaffenburg ist,) mit der *Rheingränze.* Noch immer bleiben dabey, ausser den zu schliessenden Commerztractaten, noch viele nachbarliche Punkte unerledigt, z. B. die gegenseitigen Rechte und Verbindlichkeiten wegen der Brücken, der Festungswerke, der Schiffahrt, des Leinpfads und der Zölle. Die Abschaffung der letztern ist und bleibt ein Gaukelspiel, so lange die französischen *Douanen* und die Stapelgerechtigkeit der Städte Maynz und Cölln, ungeachtet des Antrags der Deputation, noch nicht aufgehoben sind.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 13. December 1802.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Lemgo, in d. Meyersch. Buchh.: *Jac. Tob. Werners*, ausübenden Rechtsgelehrten, u. s. w. *Feststellung der Rechtsgrundsätze vom Jure postliminii der deutschen Auswanderer*, besonders in Beziehung auf die Erörterung der Frage: „Können „deutsche Ausgewanderte, deren zurückgelassenes Vermögen vom Eigner veräusert worden, dasselbe, nach erfolgter Heimkehr von „den neuen Ankäufern, ohne diesen ihren ausgelegten Kaufschilling wieder zu ersetzen, zurückfodern?" — Ein Beytrag zur Lehre von Ausgleichung der Schäden des gegenwärtigen französischen Kriegs, und zum Gebrauch für Rechtslehrer, Richter, Sachwalter und jeden nachdenkenden Geschäftsmann abgefasst. 1801. 152 S. 8. (12 gr.)

Der Vf. versucht es, in einer Materie, wo die Grundsätze des natürlichen und des sogenannten positiven Völkerrechts, die des römischen Rechts und die Ansprüche der natürlichen Billigkeit einander durchkreuzen, allgemeingültige Principien festzusetzen. Er gesteht den Ausgewanderten die uneingeschränkte Befugnis zu, ihr verlornes Eigenthum nach erfolgter Rückkehr ins Vaterland von den neuen Besitzern zurückzufodern, weil nach dem bekannten Rechtssatze: *resoluto jure dantis resolvitur jus accipicientis*, mit der Wiedereroberung oder der Friedensschlussmäsigen Zurückgabe des Landes die Rechte der letztern aufhören. Hier weicht der Vf. von den angenommenen positiven Rechtsprincipien darin ab, dass er zwischen beweglichen und unbeweglichen Gütern keinen Unterschied macht. In der Natur der Sache liegt freylich dieser Unterschied nicht. Diese dürfte vielleicht auf eine andere Unterscheidung hinweisen, und das Zurückfoderungs-Recht auf diejenigen der vom Feinde veräuserten Güter beschränken, die derselbe weder mit sich fortführen, noch zerstören konnte, wiewohl freylich auch diess keinen rechtlichen Unterschied begründen möchte, wenn man auch dem Eroberer mit dem Vf. ein wirkliches, auf alles Vermögen des eroberten Landes sich erstreckendes, wenn gleich nur temporäres Eigenthum zuschreibt, statt dass ihm blos das Recht zugestanden werden kann, sich des Eigenthums auch einzelner Bürger im Staate zu bemächtigen, insofern er es zur Schwächung der feindlichen und zur Vermehrung der eigenen Streitkräfte nothwendig findet. Ganz übereinstimmend mit dem Grundsatze, dass das Eigenthum, welches während des feindlichen Besitzes ruhte, nach der Wiedereroberung wieder *ipso jure* in seine volle Wirksamkeit eintrete, behauptet der Vf. Kap. 11., dass der Eigenthümer nach der Strenge des Rechts nicht schuldig sey, dem neuen Besitzer das Kaufgeld zu vergüten, wenn dieser gleich zum Ankauf der Güter *gezwungen* worden seyn sollte; wobey übrigens die Erörterung der Frage: ob dem neuen Besitzer nicht die *actio quod metus causa* gegen den Eigenthümer zustehe, ziemlich überflüssig war. Ob indessen der Vf. dem gezwungenen Besitzer auf dem Wege einer sogenannten natürlichen Billigkeit nicht zuviel einräume, ist eine andere Frage. Es scheint zwar, dass man dem Vf. ohne Bedenken beystimmen könne, wenn er demselben nur dann Anspruch auf Wiedererstattung des Kaufgelds zugesteht, wenn er durch unentgeldliche Herausgabe einen wahren und unverdienten Schaden leidet, während der ehmalige Eigenthümer dadurch bereichert wird. Allein nach S. 61 würde dieser in jedem Falle desswegen reicher werden, weil er etwas erhielte, was nach Völkerrechtsgrundsätzen ganz aufgehört hatte, sein Eigenthum — während der Suspension desselben — zu seyn. Wie übrigens unter dieser freylich nicht ganz consequenten Voraussetzung nach §. 49. dem Besitzer noch der Beweis, dass der vorige Eigenthümer durch die unentgeldliche Zurücknahme seines Eigenthums bereichert werde, zugemuthet werden könne, sehen wir nicht ein. Bey einer *freywilligen* Erwerbung erhält der Besitzer nach §. 39—42 das Kaufgeld nur dann zurück, wenn er entweder eigentlicher *negotiorum gestor* war, oder wenigstens den Nutzen des vorigen Eigenthümers beförderte. In letztern Falle würde wohl keine *actio negotiorum gestorum utilis*, sondern blos eine *actio in factum* insofern stattfinden, als der Eigenthümer reicher geworden ist. Hierher rechnen wir auch den Fall, wenn die Sache ohne den Ankauf des neuen Besitzers für den Eigenthümer auf immer verloren gewesen wäre, oder wenn ihre Herbeyschaffung einen dem Kaufgeld gleich kommenden Aufwand verursacht haben würde. Bey den Fragen über die Erstattung der Kosten und die Abtretung der Nutzungen, die den Gegenstand des fünften und sechsten Kapitels ausmachen, bringt der Vf. die hier einschlagenden Grundsätze des römischen Rechts zur Anwendung, wobey wir aber bestimmte Kriterien, durch die sich der redliche von dem unredlichen Besitzer unterscheiden liesse, vermissen. Was diessfalls S. 79 und 81 bemerkt wird, ist, wie selbst die beygefügten Beyspiele

spiele zu erkennen geben, allzuschwankend. Wegen des Kaufgelds und der übrigen Unkosten trägt der Vf. Bedenken, dem neuen Besitzer mit Leyser ein stillschweigendes Pfandrecht in dem Falle einzuräumen, wenn eine *versio in rem* vorhanden ist, wohl aber gesteht er ihm in diesem Falle das Zurückbehaltungsrecht zu. Im 9ten Kapitel, das „von den Klagen zwischen dem neuen Besitzer und dem vorigen Gutseigenthümer in Betreff ihrer wechselseitigen Rechte und Pflichten" handelt, scheint der Vf. dem Eigenthümer kein possessorisches Rechtsmittel zuzugestehen. Der Spolien Klage, meynt er, könne sich dieser deswegen nicht bedienen, weil der Eroberer als solcher im eroberten Lande kein Spolium begehen könne. Unter den petitorischen Klagen führt er neben der Reivindication eine sogenannte *condictio ex L.* 5. §. 1. und *L.* 22. §. 1. *D. de capt. et postlim.* auf. Letztere hält er für vortheilhafter, weil die Reivindication sich auf körperliche Sachen einschränke, *universitates juris* ausschliesse, und den strengsten petitorischen Beweis des Eigenthums voraussetze, während bey der letztern der Eigenthümer nur zu beweisen brauche, „dass er die Sache „vor der Eroberung ohne Widerspruch besessen, ge„nossen, auch Eigenthumsrechte daran ausgeübt, und „mithin von jedermann aufs wenigste für den recht„mässigen Besitzer oder gar für den wahren Eigen„thümer anerkannt worden sey, und bey seinem „Gesetz oder Eigenthum gesetzlichen Schutz erhal„ten habe." Der Publicianischen Klage, bey der ein Theil seiner Inconvenienzen wegfällt, ist nicht erwähnt. In dem 10. Kap. „Ueber die Rechtsver„hältnisse des vorigen Eigenthümers und des neuen „Besitzers gegen einander im Concurs" und im eilften: „von der Verjährung der gegenseitigen Rech„te des vorigen Eigenthümers und neuen Erwer„bers" sind die Fragen nach den verschiedenen Rücksichten, die dabey eintreten, gut auseinandergesetzt, und richtig beantwortet.

ERDBESCHREIBUNG.

Ulm, im Verlag d. Stettin. Buchh.: *Geographisches, statistisch-topographisches Lexikon von Obersachsen und der Ober- und Nieder-Lausitz,* oder vollständige alphabetische Beschreibung aller im Obersächsischen Kreise und der Lausitz befindlichen Städte, Schlösser, Dörfer, Flecken, Höfe, Berge, Thäler, Flüsse, Seen, merkwürdiger Gegenden u. s. w. mit genauer Anzeige von deren Ursprung, ehemaligen und jetzigen Besitzern, Lage, Anzahl und Nahrung der Einwohner, Manufacturen, Fabriken, Viehstand, merkwürdigen Gebäuden, neuen Anstalten, vornehmsten Merkwürdigkeiten etc. *Erster Band.* 1800. 774 S. *Zweyter Band.* 1801. 811 S. *Dritter Band.* 1802. 752 S. (6 Rthlr.)

Dieses geographische Werk hat seine Erscheinung dem Beyfall zu verdanken, womit ähnliche, in eben dieser Buchhandlung herausgekommene schriftstellerische Unternehmungen, z. B. über Bayern, Schwaben, Franken etc. vom Publikum aufgenommen wurden. Wir sind zwar weit entfernt, dergleichen geographischen Wörterbüchern, in Hinsicht des Nutzens den sie beym Nachschlagen gewähren, den Werth abzusprechen; wir sollten aber doch glauben, dass ein mit gleicher Ausführlichkeit systematisch bearbeitetes geographisches Handbuch vom obersächsischen Kreise, wobey die politische Eintheilung der Länder, Aemter und Gerichtsbezirke berücksichtiget würde, einen weit grössern Vorzug verdienen dürfte, als die bisher in alphabetischer Ordnung beliebte Aufzeichnung und topographische Beschreibung einer so grossen Menge von Ortschaften, welche in so vielen ganz verschiedenen Gegenden des Landes zerstreut umher liegen, und der alphabetischen Ordnung wegen von einander getrennet werden müssen. Diese Methode gewährt dem Geographen und Statistiker bey weitem keine Uebersicht von dem Zustande eines jeden, im Kreise befindlichen, Landes oder der abgetheilten Gerichtsbezirke desselben — keine Uebersicht von den Zubehörungen und von der politischen Verfassung der einzelnen Provinzen und Gebiete, und keine Uebersicht von den Fortschritten, welche dieser oder jener District in der Landescultur gemacht hat; nicht zu gedenken, dass durch die beständigen Wiederholungen, die in einem Lexicon, in Ansehung der geographischen Lage und der politischen Verfassung, bey jedem einzelnen Orte statt finden müssen, viel Raum verschwendet wird, dahingegen in einem systematisch geordneten geographischen Handbuche, welches diesen oder jenen Bezirk unter einen Gesichtspunkt darstellt, alle Wiederholungen vermieden werden. Der einzige Vortheil eines Lexicons schränkt sich also bloss auf die geschwinde Auffindung der Ortschaften ein; die jedoch durch ein vollständiges Register eines Handbuchs eben so gut erlangt werden kann. Da ein grosser Theil unsers deutschen Vaterlands, durch die Secularisation mehrerer Bisthümer und Stifter und durch den bekannten Entschädigungsplan, eine durchaus veränderte Abtheilung seiner Provinzen erlitten hat, und zum Theil erleiden wird, mithin Deutschlands Geographien einer gänzlichen Umarbeitung bedürfen: so kann Rec. den Wunsch nicht unterdrücken, dass die topographischen Wörterbücher, wovon die bereits erschienenen nunmehr ohnehin zum Theil unbrauchbar geworden sind, in planmässige Länderbeschreibungen umgeschaffen werden möchten.

In dem vorliegenden Werk ist übrigens der Fleiss des Vfs. nicht zu verkennen, und man sieht, dass er sich bemühet habe, demselben durch Benutzung vieler geographischen Schriften die möglichste Vollständigkeit zu verschaffen. Bey den meisten Ortschaften findet man die Angabe der Einwohner, der Häuser, des Viehstandes, des Ackerbaues, der vorzüglichsten Gewerbe und anderer, sowohl statistischer als historischer, Nachrichten, je nachdem die Quel-

Quellen, woraus solche geschöpft werden konnten, mehr oder minder ergiebig waren. Am ausführlichsten sind diejenigen Rubriken bearbeitet, welche ganze Kur- und Fürstenthümer, Kreise, grosse Länderdistricte und merkwürdige Städte bezeichnen. Dahin gehören vorzüglich die Kurmark Brandenburg, Kursachsen, die Fürstenthümer Altenburg, Anhalt, Eisenach und Gotha, ingleichen die Städte Berlin, Budissin, Chemnitz, Brandenburg, Deisau, Dresden, Eisenach, Frankfurt an der Oder, Freyenwald, Görlitz, Gotha, Greifswalde u. a. m. Dass die hier mitgetheilten Nachrichten aus vielen Vorarbeiten zusammengetragen worden, verstehet sich zwar von selbst; nur Schade, dass es dem Vf. nicht gefällig gewesen ist, überall die dabey benutzten Quellen namhaft zu machen, um den Leser alle Zweifel gegen die Glaubwürdigkeit der statistischen und topographischen Angaben zu benehmen. Zum Beweis der Vollständigkeit, mit welcher die wichtigsten Artikel abgehandelt worden, wollen wir nur einen, nämlich *Kursachsen*, ausheben. Hier findet man zuförderst die Bestandtheile, die Kreiseintheilung, den Flächeninhalt der sämmtlichen Lande, die Volksmenge von 1722 — 1784, die Zahl der Städte, Flecken, Rittergüter und Dörfer, nach verschiedenen Angaben, unter welchen die Kanzlerische die richtigste ist, die Flüsse mit Bemerkung des Flosswesens — (die Dielen und die Bauholzflöse auf der Schleusse und Werra in der Graffchaft Henneberg ist, wie S. 381 angegeben worden, nicht mehr verpachtet, sondern wird jetzt von einer eignen kurfürstlichen Flösscommission administriret;) die Landesprodukte, worunter besonders die Nachrichten vom Mineralreich, von den wichtigsten Manufacturen und von den dadurch eingebrachten Geldsummen, in ein genaues Detaille gehen. Hierauf wird von den staatsrechtlichen Verhältnissen des Kurfürsten gegen Kaiser und Reich, von den Passiv- und Activlehnen, vom Wappen, vom Hofstaat, von den Landständen und sämmtlichen Landescollegien, vom Gerichts, Polizey, Post- und Steuerwesen, Militäretat, von den Einkünften, Abgaben, von der Verfassung des Bergbaues überhaupt und von den gangbaren Gruben insbesondere und von andern zur statistischen Kenntniss des Landes gehörenden Gegenständen mit so vieler Ausführlichkeit gehandelt, dass dieser Artikel allein 9 Bogen einnimmt. Bey der Angabe der Ritterpferdsgelder (B.II.S.595) hätte noch bemerkt werden können, dass auf dem letzten Landtag 1799 für die nächsten 6 Jahre zusammen 250,000 Rthlr. verwilligt worden sind. Uebrigens hat man nach den angelegten Plan dieses Wörterbuchs eine ziemliche Anzahl von Bänden zu erwarten; denn die gegenwärtigen drey Theile begreifen nur die Buchstaben A bis G inclusive. Es wäre also doch wohl zu wünschen, dass der Herausgeber sich mehr der Kürze befleissigen, und die Leser, die vielleicht bey diesem oder jenen Artikel eine grössere Ausführlichkeit verlangen, lieber auf die Schriften verweisen möge, welche dergleichen Gegenständen eigne Abhandlungen gewidmet haben.

Frankfurt a. M., b. Behrens: *H. S. Hüsgen's getreuer Wegweiser von Frankfurt am Mayn und dessen Gebiete* für Einheimische und Fremde, nebst einem genauen Grundriss der Stadt und einer accuraten Karte von deren Gebiete. 1802. 204 S. 8. (1 Rthlr.)

Die Fremden, welche seit dem Frieden in sehr grosser Menge Frankfurt bereisen, fragten bis jetzt vergebens nach einem Handbuche oder Wegweiser, dergleichen sie in allen deutschen Städten von gleicher Wichtigkeit finden. Die Tradition der Lehnbedienten war der Wanderstab, an welchem sie unbefriedigt die Strassen durchliefen. Die besser Unterrichteten sahen höchstens die güldene Bulle und und die Krönungskirche der deutschen Kaiser. Die Judengasse, der Römer, (das Rathhaus) die Sachsenhäuser Vorstadt, das Hessen Monument und andere Merkwürdigkeiten blieben ihnen oft unbekannt. Hr. Rath *Hüsgen*, der als Schriftsteller und Sammler (S. 55. 96) sich längst rühmliche Verdienste um seine Vaterstadt erwarb, übergiebt hier dem Publikum einen Erstling, um jenem dringenden Bedürfnisse abzuhelfen. Auf den *praktischen* Werth bedacht, wählte er die *alphabetische* Form, deren mancherley Unbequemlichkeiten freylich auch hier sich zeigen; (so z. B. stösst man auf Wiederholungen und auf ganz unerwartete Wörterbuchs Rubriken als *Namen*, *Ursprung* u. s. w.); vermied aber eine zu grosse Weitläuftigkeit bey bekannten Sachen und Namen. Unter andern beweisen die häufigen Beziehungen auf den jährlichen *Raths-* und *Stadt-Kalender*, dass er diesen gar nicht entbehrlich machen wollte. Dagegen aber wird der erfahrenste Leser durch viele antiquarische und statistische Bemerkungen überrascht; wie diess Rec., ungeachtet seines neunjährigen Aufenthalts und eifrigen Studiums der einheimischen ältern Literatur, an sich selbst erfuhr. — Frankfurt zählt (nach Hn. H. Angabe) 4,500 Schritte im Umfange, 145 Strassen, 3300 Häuser und 40,000 Menschen; hierin ist gewiss nichts übertrieben. In der politischen Arithmetik kann man die Zahlen der (60) Advocaten, der (33) Aerzte, der (20) Chirurgen, (11) Notarien, (7) Procuratoren und 25 Bankiers abstrahiren; bey letztern ist jedoch die Gränzlinie der Kauf- und Handelsleute schwer zu ziehen. Für Wissenschaften und Künste sind folgende Zahlverhältnisse interessant: 9 Buchdruckereyen, 16 Buchhandlungen, 31 Privat- Kunst- und Natur Kabinette (unter welchen das *Gerningische* S. 54 allgemein bekannt ist) 7 Kupferstecher, 4 Kunsthandlungen, 5 Lesebibliotheken, ausser der auch auswärts bekannten grossen Lesegesellschaft, 10 Maler und 10 Papierhandlungen. — Dass Frankfurt die *grosse Kreuz- Post Strasse von Europa* in der Einleitung genannt zu werden verdiene, beweisen die ausführlichen Abschnitte von den vielerley Posten (S 117. bis 150) von den Landboten (S. 44—48) den zahlreichen und ausgezeichneten Gasthöfen (S. 79—81.) den 3 Marktschiffen (S. 103) den Messen u. s. w. —

Die

Die zwey neuen Bade-Anstalten S. 28, die vielen Hospitäler und Armen-Anstalten und die Stadt-Bibliothek S. 31—40 (welche hoffentlich bald ein besseres Locale erhält), sind ebenfalls drey für den Frankfurter Patrioten erfreuliche Artikel; dagegen mag ihm die Rubrik der unvollendeten *neuen Hauptkirche* S. 100 etwas misfällig seyn. — Von dem *gesellschaftchen Leben* finden sich Bruchstücke in den Rubriken von den *Collegien*, (*Abendversamlungen*,) *Comödien*, *Concerten*, *Gartenanlagen* (unter welchen die von *Holzhausensche* auf der *Oede* mit Recht gelobt wird) und in andern, die nach dem Alphabet vorkommen. Hierbey stösst man auf mancherley *Ergiessungen und eigene Ansichten der Dinge im alten Stil der alten Vaterstadt*, welche, wie Hr. L. R. *Gerning* in der Vorrede sagt, man dem *wackern und wohlmeynenden* Vf. nicht übel nehmen muss.

Bey einer wünschenswerthen zweyten Auflage werden die Rubriken der *katholischen* Stifter, Kirchen, Klöster und Gebäude, nach deren Secularisation, in anderer Gestalt erscheinen. Hr. H. liefert schon hier davon eine, der Umstände wegen sehr interessante, Beschreibung, welche den vielfachen Werth dieser Erwerbungen selbst in literarischer Hinsicht darstellt. Der *Albaniter* Hof S. 19, der *Arensburger* und der *Aschaffenburger*, S. 27, die drey reichen Bibliotheken des *St. Bartholomäi-Stifts*, der *Friedrichs Herrn* (Dominikaner) und *Karmeliter* S. 40—41, die *Kapuziner* und *Karmeliter-Klöster* S. 58—59, *Engelthaler* und *Erbacher* Hof S. 68 und 69, *Friedrichs-Herrn* S. 71, *Frohnhof* S. 73, das *Ilmstädter* Haus S. 93, *Domikaner-Nonnen* S. 95, (welche nach dem Entschädigungsplan nicht eingezogen werden dürfen) *Liebfrauenkirche* S. 99, *St. Bartholomäi-Kirche* S. 160, *St. Leonhard* S. 169, der *Trierische Hof* S. 195 gehören sämmtlich in diese Rubrik. Das Personale der Klöster und insbesondere das des kaiserlichen Wahl- und Krönungs-Stifts, kann aus dem oben erwähnten Stadt Kalender ergänzt werden, wo vielleicht die *Rubrik* der *Fuldaischen Lehenträger* künftig auch anders zu fassen ist.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

MÜNCHEN, b. Lindauer: *Erbauungsreden für Studierende in den höhern Classen. Erstes Bändchen.* Von *Kaj. Weiller.* 1802. X. u. 116 S. 8. (9 gr.)

Schon seit vielen Jahren wurden die sogenannten marianischen Convente von den Studierenden immer seltner besucht, weil ihre Einrichtung weit hinter dem Zeitgeist zurückgeblieben war. Die jetzige Bayersche Regierung verordnete daher, dass neben jenen Conventen, neuere passendere Erbauungen für die Studierenden von neuerem Geiste und Geschmacke organisirt würden. Für diesen Zweck wurden daher die vor uns liegenden Reden von dem Vf., welcher sich schon als pädagogischer Schriftsteller rühmlich bekannt gemacht hat, ausgearbeitet. In diesem Bändchen sind *sechs* Reden enthalten. In der ersten wird, die Nothwendigkeit öfterer Erbauungen vorzüglich für Studierende dargethan; die folgenden handeln von der Cultur des Sinnes für das Schöne — Erhabene — Wahre — Sittlichgute — und Religiöse. Den Geist, der in diesen Reden weht, müssen wir als einen Geist des Lichts und der reinen Sittlichkeit ehren. Nur einzelne Aeusserungen dürften nicht ganz von einem gewissen Mysticismus freyzusprechen seyn. Der Vf. bemüht sich oft, innre Gemüthszustände darzustellen. Schwerlich werden daher diejenigen, welche nicht schon durch öftere Selbstbeobachtung mit ihrem Innern vertraut geworden sind, ihm überall zu folgen im Stande seyn,

---

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Linz* am Rheine, in d. Braun. Buchh.: *Neueste und ausführliche Abhandlung, die in gegenwärtigem beyspiellosen Kriege ungeheuer gemachten Schulden auf die einzig mögliche und mindest drückende Art tilgen zu können.* Entworfen von einem bewährten Staats- und sachkundigen Manne. Mit IX Tabellen. 1801. 93 S. 8. (9 gr.) Das von dem Vf. in Vorschlag gebrachte Kriegsschulden-Tilgungssystem geht dahin, dass jedes besondere Amt, jeder District und jede städtische oder andere Gemeinheit nur die eigenen Schulden in einer gewissen Anzahl von Jahren aus eigenen Mitteln abzahle, wobey der Vf. die Landesschulden, so weit es möglich ist, unter die Gemeinheiten verhältnissmässig vertheilt, und alle liegenden Gründe, Gebäude, Dienstgehalte, Gewerbe, alle in öffentlicher Verwaltung stehenden Gefälle und Renten, so weit sie nicht unmittelbar vom Eigenthum liegender Gründe herrühren, ohne Unterschied, ob sie steuerfrey oder steuerpflichtig sind, Einheimischen oder Auswärtigen gehören, nach gewissen Classen mit der Kriegssteuer belegt wissen will. Das Geschäft der Umlegung soll, so wie die Vorbereitungen dazu, unter der obersten Leitung einer Ober-Land-Kriegs-Schulden-Commission, theils von den Orts-Vorständen, theils von eigenen rechnungsverständigen und des Landes kundigen Unter-Commissarien besorgt werden. Wo bereits ein ähnliches Steuersystem für die ordentlichen Bedürfnisse eingeführt ist, und nur durch die Catastrirung der von der gewöhnlichen Steuer eximirten Gegenstände ergänzt werden darf, wo überdiess gut eingerichtete Lagerbücher vorhanden sind, da dürften die Hauptschwierigkeiten wegfallen, die der Ausführung des vom Vf. entworfenen Plans entgegenstehen; denn die verhältnissmässige Belegung des steuerfreyen Eigenthums sollte doch wohl in einem solchen Falle billiger weise nie erschwert werden.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 14. December 1802.

OEKONOMIE.

LONDON, b. Nichols: *A treatise on the culture and management of Fruit-trees*, in which a new method of pruning and training is fully described. To which is added a new and improved edition of „Observations on the diseases, defects and injuries in all kinds of fruit- and forest-trees. With an account of a particular method of cure, published by order of government." By *Will. Forsyth*, Gardener to His Majesty at Kensington. 1802. 360 S. 4. (10 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf. ist in Deutschland durch die Erfindung eines Baum-Mörtels bekannt, dessen Nutzen bey Wunden und offenen Schäden der Fruchtbäume sich sehr bewährt hat. Zuerst wurde dieser in der von *Georg Forster* übersetzten Abhandlung *über die Krankheiten und Schäden der Obst- und Forstbäume*, von *Forsyth* (Maynz. 1791. 8.) bekannt gemacht, und nachher auch in andern Gartenbüchern (z. B. in *Blotz* und *Christ's* Gartenkunst, B. II. S. 48.) gepriesen. In dem vor uns liegenden Werke liefert eben dieser erfahrne Gärtner eine sehr gründliche Abhandlung von der Behandlung der Obstbäume, besonders vom rechten Baumschnitt, vom Ziehen der Bäume an Spalieren und Wänden, von der besten Art der Veredlung, und von den Feinden der Fruchtbäume und Gartensträucher. Da es uns noch immer bisher an einer vollständigen Anleitung zum Beschneiden der Obstbäume fehlte: so ist dieses Werk vorzüglich in dieser Hinsicht sehr interessant. Der einzige Fehler, den Rec. dem Vf. vorzuwerfen weiss, besteht in dem Mangel an Ordnung, worin die einzelnen Gegenstände abgehandelt sind. Denn, nachdem der Vf. erst alle Obstarten einzeln durchgegangen, und bey manchen von Dingen, welche die allgemeine Behandlung angehen, gesprochen hat, kommt er endlich auf die Anlegung des Gartens, und auf das Einsammeln und Aufbewahren der Früchte; ein Mangel jedoch, den man einem Künstler, der kein Gelehrter von Profession ist, nicht zu hoch anrechnen darf, und dem sich bey einer deutschen Uebersetzung sehr leicht abhelfen läfst. Dagegen zeigt der Vf. eine bey Künstlern seiner Art so seltene Belesenheit, und eine solche Reife und Unbefangenheit des Urtheils, dafs man jene Mängel leicht übersehen kann.

Um gute Geländerbäume zu ziehn, stützt der Vf. alle junge Obstbäume, die er aus den Baumschulen an Treibmauern oder an Geländer verpflanzt, auch alle alte Bäume bis auf drey oder vier Augen, weil sie sonst eine Menge nackter Reiser treiben, und nicht den vierten Theil der Früchte bringen. Dieses Stutzen muss zeitig im Frühjahre im Februar und März geschehen: man muss Vorsicht dabey anwenden, und des Vfs. Baum-Mörtel auf die Wunde streichen; dann ist der Ertrag ausserordentlich. — *Von den Aprikosen.* Es werden zehn vorzügliche Sorten, und unter diesen die *Pfirsich-Aprikose*, als die beste und gröfste, beschrieben. Aprikosenbäume, an Geländern gezogen, müssen nie im Herbste, sondern immer zeitig im Frühling beschnitten und gestutzt werden. Die beste Bedeckung solcher Geländer-Bäume gegen den Frost und andere Beschädigungen, sind alte Fischreusen, in deren Maschen man grofse Wedel von trockenem Farrenkraut stecken kann, um der Gewalt der Stürme zu widerstehn. Ist der Baum schon mit langen vorstehenden Zweigen versehn: so stellt man Gabelpfähle unter das Netz, damit die Schossen nicht durch die Maschen wachsen, und von späten Fröften leiden. Die Bredaer Aprikose schickt sich zu Standbäumen am besten: doch ist das Pflanzen der Aprikosen als Standbäume, wenig zu empfehlen, da sie auf diese Art selten eine reiche Aernte geben. — *Pflaumen.* Unter 26 vorzüglichen Sorten werden für einen kleinen Garten die frühe gelbe, die frühe Damascener, die Herren Pflaume (*Orleans*), die Weinpflaume (*Green Gage*), weisse Kaiserin (*Magnum bonum*), die rothe Eyerpflaume, die Katharinen-Pflaume, *Reine-Claude* und *Gros Damas de Tours* empfohlen. *Magnum bonum* soll zum Backen am besten seyn; an sich hat sie einen faden Geschmack. Beym Versetzen der Pflaumenbäume räth der Vf., die Löcher mit feiner Lehmerde auszufüllen. Rec. wundert sich, dafs die vortreffliche Methode des Einschlämmens der versetzten Fruchtbäume noch nicht in England eingeführt ist. Der Vf. räth auch beym Versetzen genau darauf zu sehn, dafs der Baum an seiner neuen Stelle wieder eben die Richtung gegen die Himmels-Gegenden habe, als vorher. Rec. findet diese Regel nur bey ältern Bäumen nöthig: bey jüngern ist diese Vorsicht ganz überflüssig. Alte Pflaumenbäume stutzt der Vf., zertheilt ihre Wurzeln, und erhält so mehrere junge aus einem alten Baume. Alte abgelebte Pflaumenbäume treiben ganz vortreffliche Tragereiser, wenn sie nur gehörig gestutzt, und die schadhaften, brandigen Stellen abgeschnitten sind. — *Pfirsichen.* Unter 39 vorzüglichen Arten werden für einen kleinern Garten folgende empfohlen; die Frühpfirsiche, die kleine Mignonne, die Annen-Pfirsiche, *Royal George*, *Royal Kensington*, die schö-

schöne (*the noblest*) die frühe *Newington*, die späte *Newington*, *Galante*, *Nivette*, der Kanzler, die frühe Purpurpfirsiche, und die Katharine. Bey der Anlegung der Pfirsich - Geländer sieht der Vf. hauptsächlich auf Güte und Trockenheit des Bodens: alle französische Pfirsichen leiden vom Mehlthau, wenn ihre Wurzeln im Wasser stehen. Der Vf. sucht den feuchten Boden mit Kalkschutt zu verbessern. Er stutzt die Geländer - Bäume im Frühlinge, doch so, dass die Richtung des Schnitts schief gegen die Mauer ist, und bestreicht die Wunde mit seinem Baum-Mörtel. Im ersten und zweyten Jahre läfst er kein Reis zu lang wachsen, sondern verschneidet sie, nach der Stärke des Baums, von sechs bis auf zwölf Zoll Länge. Aeste, die gerade in die Höhe gehen, dürfen nicht stehen bleiben, weil sie den Seiten - Aesten die Nahrung nehmen. Im Frühlinge verrichtet man auch das Abkneipen oder Abdrücken der Spitzen der überflüssigen Zweige, die besonders nach vorwärts schiessen. Beym Verschneiden muss man übrigens bemerken, dass niemals das Reis bis auf eine einzelne Blüthenknospe geschnitten werden muss, weil auch diese sonst abstirbt. Zweige, an denen einzelne Blüthenknospen vorkommen, muss man in ihrer ganzen Länge fest binden: nur über doppelten Blüthenknospen muss man den Schnitt vornehmen. Auch im Sommer muss man noch die überflüssigen Zweige der Geländer - Pfirsichen verschneiden, weil diese sonst zu stark schiessen, und den untern Theil der Wand kahl lassen. Alte Pfirsichbäume geben nur äusserst selten junge Triebe, und fast alle Kunst ist vergebens, sie dazu zu nöthigen. Der Vf. kennt nur *eine* Methode, und die besteht darin, dass man Ausschnitte aus den ältern Zweigen, nicht weit von den Theilungen in Aeste, macht, die einen bis drey Zoll lang seyn müssen. (Wie tief die Ausschnitte gehn müssen, sagt der Vf. nicht.) Er macht sie im April, aber die alten Aeste schneidet er nicht eher weg, als bis der junge Trieb sich gezeigt hat. Das Anheften der Schossen an die Geländer oder Mauern muss in einer bestimmten Zeit geschehen; thut man es zu früh, so wirkt die Sonnenhitze zu sehr auf Beschleunigung des Wachsthums; zu spät können die Reiser leicht durch den Wind beschädigt werden. Die geradesten und etwas vorstehenden Reiser biegt er unter die andern: so hat man nicht besonders nöthig, sie fest zu heften. Wenn die Blätter anfangen abzufallen, so kehrt er den Baum mit einem weichen Besen von unten nach oben öfters ab; nur muss man nicht von oben nach unten kehren, weil man sonst die Knospen beschädigt. Die Bänder oder den Bast, womit man die Geländerbäume angeheftet hat, taucht man im Herbste in heisses Seifenwasser, damit die Insecten - Eyer getödtet werden. Alte Fischnetze sind auch für Pfirsichbäume die beste Bedeckung, nur dass sie bey regnichtem Wetter abgenommen werden. Bey sehr dürrer Witterung bedeckt der Vf. die Wurzeln mit altem Mist und Laub, und begiesst sie; auch bespritzt er die Bäume selbst, um sie vor Insecten zu schützen. Die rothe Milbe, die den Geländerbäumen so sehr nachtheilig ist, rottet der Vf. dadurch aus, dass er die Bäume mit Kalkwasser besprengt. Wenn die Pfirsichen anfangen zu reifen: so muss das Laub nur behutsam abgenommen werden, damit die Früchte sowohl beschattet werden, als auch die nöthige Reife erlangen. Früher als die Früchte die gehörige Grösse haben, darf das Laub nicht abgepflückt werden, und auch dann muss es nur nach und nach geschehen. Die frühen Sorten läfst er an die Nord - und Ostseite pflanzen, die späten aber an die Mittagsseite. — *Nektarinen.* Unter zehnerley vorzüglichen Sorten empfiehlt der Vf. am meisten die Elruge, die rothe römische, die frühe, die Newington, und Scharlach - Nektarine. — *Kirschen.* In England kommt die erste Meldung von Kirschen in dem Gedichte des *Lydgate*, „*Lickperny*" vor, welches vor 1415 geschrieben wurde. Unter 18 vorzüglichen Sorten führt der Vf. *Fraser's* schwarze tartarische Kirsche an, die aus Petersburg 1796 nach Chelsea gekommen ist. Die Geländer - Kirschbäume dürfen nur sehr sparsam beschnitten werden, da sie ihre Fruchtungen meist an den äussersten Enden tragen. Wird das Messer unvorsichtig gebraucht, so fliesst der Saft aus; der Baum wird brandig und stirbt am Krebs. Doch versuchte der Vf. das Stutzen alter Kirschbäume, und sie trieben viel junge Schossen, die reichlich trugen, da er die Wunden mit seinem Baum - Mörtel gerieben hatte. Es versteht sich übrigens, dass solche alte Bäume, die gestutzt werden sollen, Augen haben müssen. Ist diess nicht, so kann man sie zum Treiben der Augen durch Ausschnitte nöthigen, welche man an den Zweigwinkeln gerade über den Stellen vornimmt, wo die Knospen zu treiben pflegen. Macht man den Ausschnitt höher hinauf: so stirbt der ganze Zweig, bis zur nächsten Knospe ab. Die Herzkirschen, die sich sonst zu Geländerbäumen nicht gut schicken, behandelt der Vf. eben so wie die süssen runden: er verschneidet die vorwärts stehenden Aeste nicht, sondern biegt sie unter die andern, um das Abbrechen durch Winde zu verhüten. Im Sommer dürfen Kirschbäume gar nicht verschnitten werden: auch tadelt er die Art des Beschneidens, wo man Sporen oder Stutzer stehen läfst: diese ziehen gewöhnlich den Brand nach sich. — *Aepfel.* Der Vf. rühmt auch hier das Stutzen alter, abgelebter Bäume, die dann mit seinem Baum - Mörtel gerieben werden. Beym Beschneiden muss man die vorjährigen Triebe schonen, weil diese gemeiniglich Fruchtaugen ansetzen. Die letzten geraden Triebe schneidet der Vf. immer zuerst: so trägt der Seiten - Schössling, der zunächst unter dem Schnitte hervorkommt: wenn auch dieser nicht mehr trägt, so schneidet er weiter, und versichert, dass diese regelmässige Behandlung grosse Vortheile habe. Die beste Zeit zum Beschneiden der Aepfelbäume ist im April, nachdem die Pfirsichen und Kirschen beschnitten worden. Im Ganzen verwirft der Vf. das Ziehen der Aepfelbäume an Spalieren, und rühmt dagegen die Zwergbäume, in die man die Geländerbäume verwandeln kann, wenn man

man die Aeste nach und nach verkürzt. Die beste Erde für Geländerbäume ist Laub-Erde aus Mistbeeten, die der Vf. umständlich bereiten lehrt. Den Dünger tadelt er gänzlich, er müsste denn durchaus verweset und schon zu Erde geworden seyn. Beym Pfropfen auf alte Aepfelstämme empfiehlt er ebenfalls seinen Baum-Möttel, der den Brand verhindert, wenn man die Stelle, wo gepfropft worden, damit einreibt. — *Birnen.* Zu Geländer-Bäumen empfiehlt der Vf. die alten Stämme. Diese setzt er an die Mauern, indem er sie einschlämmt und sie bis auf wenige Augen stutzt. Das Stutzen thut bey alten, nicht mehr tragbaren Birnbäumen ganz besondere Dienste: der Vf. führt ausserordentliche Beyspiele davon an. Auch das nachmalige Beschneiden ist sehr nützlich, wenn man den Leitzweig immer bis auf wenige Fruchtaugen abschneidet, damit er Seitenschossen treibe, die dann das Geländer leicht überziehen. In kalten Sommern springen einige Spalier-Birnen gern auf, besonders die Virgouleuse, Kolmar-Birne und Crasanne. Um diess zu verhindern, macht der Vf. einen feinen Schnitt in die Frucht, von dem Stiel bis zum Kelche, und schmiert eine Mischung aus Holzasche und frischen Kühdünger hinein. Hat die Frucht noch nicht ihre völlige Grösse erreicht, so wird diese Masse durch das Wachsthum herausgetrieben, und die Birne platzt nicht auf. Sind die Mauern, woran man Birnen zieht, nach Süden oder Westen: so kann man im Anfange Pfirsichen, Wein und Aprikosen dazwischen pflanzen, bis die Birnbäume ihre nöthige Ausdehnung erlangt haben. — *Wein.* Unter 53 vorzüglichen Sorten zeigt der Vf. diejenigen besonders an, die sich zum Treiben und an Spaliere schicken. Umständlich beschreibt er die Erziehung aus Kernen, die in Töpfe gesäet werden, welche man ins Mistbeet stellt, und die jungen Pflanzen nach und nach an die freye Luft gewöhnt. Will man Weinstöcke aus Rebenhölzern ziehen: so muss man Schnittlinge wählen, die die kürzesten Gelenke, und ein paar Zoll vorjähriges Holz haben. Das obere Ende muss schief nach der Wand zu geschnitten werden. Wenn aber die Rebenhölzer ins Freye gelegt werden: so muss der Schnitt nordwärts gerichtet seyn. Um Wein zu treiben, steckt man diese Schnittlinge einzeln in Töpfe und setzt sie ins warme Haus. Die Ableger werden am besten im Februar gemacht; die Töpfe oder Körbe werden den Sommer über mit Laub oder ganz verwesetem Dünger belegt, damit die Wurzeln feucht bleiben. Er empfiehlt beym Geländer-Wein am meisten das schlangenförmige Ziehn desselben, und erzählt merkwürdige Beyspiele von dem ausserordentlich guten Erfolge dieser Methode. Das Beschneiden des Weins nimmt der Vf. zu Anfange des Februars vor, und tadelt es, dass man bisweilen im Herbste diese Operation verrichtet. Wenn das Weinlaub anfängt abzufallen, soll man mit einem Besen von unten nach oben kehren, damit das Holz desto eher verhärte, je gleichmässiger das Laub abfällt. Beym Beschneiden im Februar müssen die platten Ranken besonders weggenommen werden, weil diese selten tragen: nur das runde Holz mit guten Augen lässt man stehen. Der Vf. zieht die Weinstöcke auch an andern Stand- und Spalierbäumen in die Höhe: diess hält man in Deutschland für nachtheilig, weil das Laub zu vielen Schatten giebt und die Trauben nicht reif werden. — *Feigen.* Eine vorzügliche Abhandlung, da wir, ausser in *Blotz* und *Christ*, in keinem deutschen Gartenbuche eine so vollständige Anleitung zur Cultur der Feigenbäume haben. Es werden 15 verschiedene Sorten aufgeführt. Das Beschneiden muss immer nur zu Ende Aprils und zu Anfange Mays geschehen. Alle alten Zweige und nackten Aeste, besonders die durch den Frost gelitten haben, müssen weggeschnitten werden. Die Enden des jungen Holzes dürfen gar nicht geschnitten werden, weil da die Früchte sich gewöhnlich ansetzen. Zur Bedeckung der Feigenbäume im Winter rühmt der Vf. trockenes Farrenkraut, auch Heu, mit Stroh bedeckt. Blosses Stroh ist gar nicht zur Decke zu rathen, weil sich Ratten und Mäuse hinein finden. Rec. lässt immer mit Laub decken und oben Steine auflegen, und findet diese Decke ebenfalls sehr gut. — *Quitten, Mispeln.* Die Nottingham-Mispel wird in England wegen ihres scharfen und pikanten Geschmacks vorzüglich geschätzt. — *Stachelbeeren.* Da diese in Deutschland ziemlich vernachlässigte Frucht in England ausserordentlich vielfach gebaut und veredelt ist, so ist es interessant, den Vf. über diesen Gegenstand zu hören. Beym Beschneiden geht man in Deutschland am wenigsten vorsichtig um: man lässt oft die nackten ältern Aeste stehen, und dennoch trägt nur das zweyjährige Holz des Stachelbeer-Busches. Der Vf. lässt solche kahle Büsche bey der Erde wegschneiden, damit sie wieder junge Triebe machen, und diese verschneidet er von Zeit zu Zeit bis an das erste Holzauge. Diess Beschneiden geschieht vor Winters. Man hat jetzt in England zwischen 400 und 500 Sorten Stachelbeeren, und alljährlich entstehen neue Spielarten. Durchaus tadelnswerth ist die Methode, die Stachelbeer-Büsche obenher mit einer Heckenscheere zu beschneiden. Die Raupen, welche diesem Strauche so sehr nachtheilig sind, vertreibt der Vf. mit Kalkwasser. — *Johannisbeeren.* Aus Saamen gezogen erhält man immer neue Spielarten. Ausläufer muss man aber nicht nehmen, weil solche Pflanzen sich gar nicht gut ziehen lassen. Schnittlinge dagegen gerathen sehr gut. Da die Ohrwürmer den Johannisbeeren so sehr nachstellen, so schlägt der Vf. vor, Bohnenstengel in Bündeln neben die Büsche hinzustecken. In diese verkriechen sich die Ohrwürmer zur Regenzeit, und so kann man sie leicht tödten. — *Himbeeren.* Alles Holz, was im vorigen Jahre getragen hat, muss zeitig im Frühjahr geschnitten werden, weil es abstirbt, und nur fünf bis sieben lange Schossen lässt man zum Tragen stehen. Die Ausläufer müssen regelmässig weggenommen werden. — *Berberitzen, Maulbeeren.* Sie werden am besten aus Schnittlingen vom vorigen Jahrwuchse gezogen. Alte

te Maulbeerbäume müssen gestutzt werden, damit sie junge Triebe geben. Der Baum-Mörtel des Vfs. thut auch hier sehr gute Dienste. — *Spierlingsbaum* und *Eberesche.* (*Sorbus domestica* und *aucuparia.*) *Mandelbäume.* Der Vf. räth sie als Zwergbäume zu ziehen, und sie im Winter mit Farrenkraut zu decken. — *Haselnüsse.* Der Vf. empfiehlt vorzüglich die spanische Art aus Barcelona, die man bequem aus Saamen ziehen kann. — *Kastanien.* Der Baum wächst in England zu einer ausserordentlichen Höhe und Dicke. In Tortworth, Gloucestershire, steht ein Kastanienbaum, der schon (vor 600 Jahren) zu K. Johanns Zeiten berühmt war, und leicht gegen 1000 Jahr alt seyn kann. Dieser hat 19 Ellen im Umfange. — *Wallnüsse.*

Vom Pfropfen und Oculiren. Rec. hat hier wenig Eigenes gefunden, und zieht *Christ's* Anleitung in seiner Gartenkunst bey weitem vor. Das Ablactiren giebt immer nur schwache Bäume: aber Wallnuss-Feigen- und Maulbeerbäume lassen sich nur allein durch diese Methode veredeln. Der Vf. oculirt auf das schlafende Auge. Beym Pfropfen oder Impfen einer Art auf die andere nimmt der Vf. blofs auf natürliche Verwandtschaft, keinesweges auf Identität der künstlichen Gattung Rücksicht: z. B. behauptet er, dass alle Steinfrüchte, alle Nüsse, alle Kernfrüchte sich auf einander pfropfen und impfen lassen, Auch in Deutschland hat man Versuche angestellt, die diese Behauptung bestätigen.

Ueber die Anlegung eines Gartens, besonders eines Baumgartens, der Melonenbeete u. s. f. Um die Rinde der Obstbäume von Insecten und Flechten rein zu halten, empfiehlt der Vf. das Waschen mit frischem Kuhmist, Seifenwasser und Urin. *Von Einsammeln und Aufbewahren der Früchte.* — *Von Schäden und Krankheiten der Bäume*, besonders vom Auslaufen des Harzes und vom Krebse. Nasse Witterung im Sommer, unverständiges Beschneiden und zu festes Anbinden junger Bäume sind sehr häufige Ursachen des Brandes und Krebses. Auch ist wohl gewiss, dass, je mehr trockene Zweige man an einem Baume stehen läst, desto eher wird er vom Brande ergriffen. Der Boden, sagt der Vf., ist so sehr nicht an dieser Krankheit Schuld, als man glaubt. Zur Cur derselben empfiehlt er seinen bekannten Baum-Mörtel, nachdem man alles Abgestorbene weggeschnitten hat. Den *Mehlthau* bemerkt der Vf. häufiger an der Süd- und Westseite der Wände als nach Norden und Osten hin. Gegen diese Krankheit empfiehlt er eine Abkochung von Toback, Schwefel, ungelöschtem Kalch und Hollunder-Knospen. Unter dem Namen *Blights* fasst der Vf. den Rost, das Abfallen der Blüthen und Früchte vor der Reife, das Welken der Blätter und das plötzliche Ausgehn der Bäume zusammen. Oft, meynt er, werden die Blätter und Blüthen verbrannt, weil die Sonnenstrahlen in einer hohlen Wolke, wie in einem Hohlspiegel concentrirt werden.

Von Insecten, die den Bäumen schädlich sind. Blattläuse sucht der Vf. mit einer Mischung von Holzasche und ungelöschtem Kalch zu vertreiben. Auch läst er die Bäume mit Kalkwasser besprengen. Die rothen Milben, welche besonders den Pfirsichen und andern Bäumen, die im Treibhause gezogen werden, nachtheilig sind, vertreibt der Vf. blofs durch häufiges Sprengen und Giessen, bey verschlossenen Fenstern. Böse Gäste sind auch die Platt- oder Schildläuse, die vor mehrern Jahren in England die Aepfelbäume so sehr verwüsteten. Auch gegen die Raupen leistet das Waschen mit Seifenwasser und Urin sehr gute Dienste. Für die Ratzen setzt er eine Lockspeise aus Waizenmehl, Theriak, Kümmelöl und Brodkrumen.

Die angehängten Beobachtungen über die Krankheiten der Bäume sind schon aus *Forsters* angeführten Ueberfetzung bekannt. Aber zu bemerken ist noch, dass die Kupfer, die den Baumschnitt vorstellen, sehr vorzüglich sind, und dem Werke einen besondern Werth geben.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Würzburg*, b. Rienner: *Tabellen über militärische Einquartierungen nebst Erklärung derselben*, als ein Vorschlag zum Gebrauche der Dorfschultheisen im Hochstifte *Würzburg*, nach welchen mit Zufriedenheit des Militärs sowohl als auch des Landmanns am besten einquartiert werden kann. Aus der Erfahrung bewährt und herausgegeben von *Nicolaus Muller*, Hochfürstl. Würzburg. Schultheisen zu Markt Wipfeld. 1801. 32 S. 8. mit 2 Tabellen. (8 gr.) Der thätige Vf. behandelt hier einen Gegenstand, der im füdlichen Deutschlande seit langer Zeit leider sehr praktisch geworden ist. Die Hauptidee des Vfs. ist, dass die Einquartierung nach Verhältniss der Schatzung, die ein jeder Unterthan zu leisten hat, geschehen müsse. Ueber die Anwendung dieses Grundsatzes giebt nun der Vf. seinen Amtsbrüdern verschiedne Rathschläge, welche allen Beyfall verdienen. Besonders besteht er darauf, dass jeder Schultheis eine genaue Tabelle mit Zuziehung des Gerichtsschreibers über die Einquartierungen halte, worüber er zwey Formulare mit einer zweckmäfsigen Beschreibung, wie man sie zu verfassen habe, liefert.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 15. December 1802.

PHILOSOPHIE.

LEMGO, in d. Meyer. Buchh.: *Geist der reinen Sittlichkeit in Beziehung auf die Veredlung der menschlichen Natur, für die Aufgeklärtern und Gebildetern unserer Zeit*, dargestellt von *Friedr. Ehrenberg.* 1802. 500 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

In der Vorrede *über den Einfluss der Philosophie auf den Geist des Zeitalters*, schickt der Vf. eine Geschichte der moralischen Bildung in Deutschland voraus, die freylich nur nach sehr allgemeinen Ansichten abgefasst ist, um dann auf die *Glückseligkeit* und den verderblichen Einfluss derselben auf den Geist der Zeit überzugehen; wobey denn doch dieser Einfluss in zu starke Schatten gestellt, das Verdienst der auf empirischen Grundsätzen beruhenden Moralphilosophie um die Beförderung der Sittlichkeit, ganz verkannt, und diese Philosophie als der bloss auf einige allgemeine Grundsätze zurückgeführte Geist der Zeit, der nur hier und da etwas mehr Consequenz erhalten habe, nicht ganz wahr und gerecht geschildert wird. Der Vf. spricht hierauf von der Nothwendigkeit der Einführung einer Philosophie, die im Stande sey, das Fundament jener empirischen zu erschüttern, in dem sie zugleich das Herz ebenfalls, nur von einer andern Seite, in Anspruch nähme, jenem empirischen praktischen Interesse ein reines und würdigeres entgegen stelle, das Handeln aus Pflicht zum einzigen wahrhaften Vorzug des Menschen mache u. s. w. Dieses alles gewähre nun zwar die kritische Philosophie; der Zeitpunkt sey aber bis jetzt noch nicht erschienen, wo man von ihr einigen Einfluss auf die öffentliche Denkungsart habe erwarten können. (So ganz fruchtlos ist sie denn doch nicht geblieben; viele haben ihre Grundsätze schon in ihre Gesinnung aufgenommen, und handeln nach ihnen; auch ist es nicht unbekannt, welche Anwendungen öffentlich in so mancherley Gestalten von dieser Philosophie gemacht worden sind. Weiter lässt sich doch dabey nichts thun, das Uebrige muss dem Willen derer, die von ihren Wahrheiten unterrichtet sind, überlassen werden). Um dieser Philosophie Einfluss auf das wirkliche Leben und die Denkungsart des Volks zu verschaffen, müsse man sie fürs erste für die Bedürfnisse der Gebildetern bearbeiten, weil diese es wären, die den Gemeinen und Ungebildetern den Ton angäben. Was aber bisher in dieser Rücksicht geschehen, sey für wenig oder nichts zu achten. Wir besäsen freylich eine Menge zum Theil vortrefflicher Erläuterungen über die Kantische Moral; sie wären aber nur auf das wissenschaftliche Studium derselben berechnet, und könnten deswegen dem angedeuteten Zwecke nicht entsprechen; das Gepräge der Schule sey ihnen noch zu merklich aufgedrückt; es fehle ihnen noch diejenige Klarheit und Popularität, die durch einfache und das eine aus dem andern entwickelnde Zusammenstellung der Gedanken bewirkt würde u. s. w. Eine solche Schrift soll nun die gegenwärtige seyn; sie soll den Gebildetern, die jedoch von eigentlicher Gelehrsamkeit keine Profession machen, nicht bloss das Studium der kritischen Moralphilosophie erleichtern, sondern diese auch durch einen lesbaren, von Kunstwörtern und schulgerechten Bestimmungen gereinigten, von Seichtigkeit und unnützen Subtilitäten gleich weit entfernten Vortrag angenehm und interessant machen u. s. w. Ob es nun wohl an solchen Versuchen nicht so ganz gebricht, wie der Vf. behauptet, unter welchen wir nur *Snells* Menon und *Gruber's* Bestimmung des Menschen nennen: so halten wir jedoch jede wiederholte gelungene Bemühung in dieser Art für sehr verdienstlich, ungeachtet wir nicht glauben, dass die moralischen Schriften Kants die Fassungskraft gebildeter Leser so weit übersteigen, als sich manche vorstellen, besonders da sie von keinem grossen Umfange sind, und der Zusammenhang ihrer wesentlichen Theile und Sätze sich leicht übersehen lässt; es kömmt bloss darauf an, dass sie mit Aufmerksamkeit und Nachdenken gelesen werden, wie doch eigentlich jedes wissenschaftliche Werk von so wichtigem Inhalte gelesen werden muss. Auch sehen wir nicht ein, was in wissenschaftlicher Form abgefasste Schriften für denkende und gebildete Leser Abschreckendes haben könnten, wenn sie nur verständlich sind, und unverständlich sind doch *Kants Kritik der praktischen Vernunft*, seine *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten* und besonders diese, so wie seine *Tugendlehre* gewiss nicht. Wäre manches in diesen Schriften ja noch für diesen und jenen nicht begreiflich genug: so fehlt es nicht an Hülfsmitteln, bey welchen man sich Raths erholen kann, unter welchen wohl *Kiesewetter's Versuch einer fasslichen Darstellung — für Uneingeweihte*, dessen zweyter Abschnitt die Moral begreift, nicht mehr als 80 Seiten einnimmt, und mit grosser Deutlichkeit abgefasst ist, vorzüglich empfohlen zu werden verdient. Auch können hierbey die ausführlichen Lehrbücher, von *Jakob*, *Pörschke*, *Schmid*, *Stäudlin*, *Tieftrunk* u. a. gute Dienste leisten. In der That gereicht es der beabsichtigten weitern Verbreitung der Grundsätze der kritisch-praktischen Philosophie keines-

nesweges zum Vortheil, wenn man die über dieselbe erschienenen Lehrbücher durch Klagen über ihre systematische Form, über ihr Schulgepräge u. dgl. in übeln Ruf zu bringen sucht, da sie und die Schulen, in welchen nach ihnen gelehrt wird, doch die eigentliche Quelle sind, aus welchen alle moralische Cultur ursprünglich in die Welt übergeht; und die Bildung des Geistes dessen, der sich vor der Lesung und dem Studium der Quellen der Moralphilosophie selbst scheut, und moralische Erkenntnisse nur von leichten, gefälligen Einkleidungen erwartet, hat die rechte Richtung wohl nicht.

Ob das gegenwärtige Werk den Zweck erreichen werde, den der Vf. sich bey Ausarbeitung und Bekanntmachung desselben vorgestellt hat? daran zweifeln wir, theils wegen der zu grossen Ausführlichkeit und Weitläuftigkeit, theils wegen der Art des Vortrags desselben. Leser, die nicht an die Quelle selbst gehen wollen, denen es also an Ernst, festem Vorsatz und Beharrlichkeit, sich in den kritischen Grundsätzen der Sittenlehre zu unterrichten, fehlt, werden, sobald sie dieses Buch ins Gesicht fassen, schon vor den 500 Seiten *eines* Theils, zu welchen sie einen zweyten, vielleicht eben so starken zu erwarten haben, erschrecken; und wenn sie zu lesen anfangen, sich lange hingehalten finden, anstatt sogleich unmittelbar in die Sachen selbst hineingeführt zu werden. Der Vortrag hat vom Anfange bis zum Ende dieselbe einförmige rhetorische Haltung, und nimmt Umschweife und allerley Wendungen, da er nur ganz simpel und lehrend zu seyn brauchte. Man kann nicht sagen, dass er unnatürlich wäre oder den Geschmack beleidigte; keinesweges! aber die Kunst, die darin liegt, hat doch etwas, bey dem es Liebhaber einer leichten Kost nicht lange aushalten werden; der Stil ist schwerer und ermüdender, als die Sache, die stilisirt wird. Man hört mehr den *Redner* vor einer auserlesenen Versammlung, der die Sprache in seiner Gewalt hat, als den *Lehrer*, der sich zu seinen Lehrlingen herablässt. Davon aber abgesehen, und das Buch an und für sich betrachtet, ist es gut und gründlich geschrieben, und denkende ernsthafte Leser werden es mit Wohlgefallen und Nutzen lesen, besonders, wenn ihnen die Sachen, die hier abgehandelt werden, nicht ganz fremd sind; denn ausserdem dürften sie doch hie und da auf etwas stossen, wovon sie die Erklärung anderwärts deutlicher, unmittelbarer und offener dargelegt finden. Das Ganze wird aus *zwey Theilen* bestehen, von welchen dieser *erste* die allgemeinen Grundsätze der Sittlichkeit darstellen, der zweyte noch zu erwartende aber diese Grundsätze auf die einzelnen Pflichten des Lebens anwenden soll. Die *Einleitung* enthält eine empirische Seelenlehre unter der Ueberschrift: von der menschlichen Natur und ihren moralischen Anlagen überhaupt; die, wo nicht ganz wegfallen, doch kürzer gefasst werden konnte; da vieles, was hier gesagt worden ist, nur in entferntem Verhältnisse mit der moralischen Natur des Menschen steht. Die allgemeine Darstellung der reinen Sittlichkeit selbst, die den Hauptgegenstand dieses ersten Theils ausmacht, handelt in *acht* Abschnitten: I. von der Wahrheit und dem Gegründetseyn der moralischen Anlagen in der menschlichen Natur; mit Rücksicht auf die Einwürfe des Skepticismus dagegen, wobey doch auch auf die moralischen Sensualisten und Mystiker Bedacht hätte genommen werden sollen. Hier werden eigentlich die Gründe für einen zufälligen Ursprung der sittlichen Anlage durch Staatsverfassung, Religion, Erziehung u. s. w. widerlegt. II. Von der Vernunft, als moralischen Gesetzgeberin des Menschen. III. Von dem moralischen Gefühle, als der Triebfeder sittlich guter Handlungen. IV. Von der Freyheit des menschlichen Willens. V. Von der hieraus hervorgehenden Bestimmung des Menschen und den Voraussetzungen, unter denen sie allein gedacht werden kann, und welche *moralische Religion* begründen, die nach Maassgabe dieser Voraussetzungen hier abgehandelt wird; diese sind nämlich die unendliche Wirksamkeit des Gesetzes, oder die moralische Unsterblichkeit, und dann die Angemessenheit der Welt zu den sittlichen Zwecken des Menschen, oder Glaube an eine sittliche Ordnung der Dinge und an einen Gott. VI. Von dem Geiste dieser Religion und ihrem Verhältniss zur Moral. VII. Von der Natur und dem hohen Werthe einer sittlichen Denkungsart. VIII. Von den verschiedenen Verhältnissen des Menschen zu seiner sittlichen Bestimmung, oder Umriss der vornehmsten moralischen Charaktere; ein vorzüglich gut ausgeführter Abschnitt.

Von gleicher Tendenz ist folgende Schrift desselben Verfassers:

DÜSSELDORF, b. Schreiner: *Reden an gebildete Menschen über die heiligsten Angelegenheiten des Geistes und Herzens in unsern Tagen. Zur Weckung und Belebung des moralisch-religiösen Sinnes.* Von *Friedr. Ehrenberg*, evang. reform. Prediger zu Plettenberg in der Grafschaft Mark. *Erstes* Bändchen. 1802. X. und 232 S. *Zweytes* Bändchen. 261 S. 8. (2 Rthlr.)

Da öffentliche Vorträge dem Gebildeten nicht alles das geben können, was er zu Aufheilung seines Verstandes, zur Veredlung seines Herzens, zur Beförderung wahrer Religiosität und kräftiger Vorsätze verlangt; da sie Begriffe entwickeln müssen, die sich der Gebildete schon längst deutlich gemacht hat, Wahrheiten beweisen, die ihm schon ausgemacht sind, oder wofür diejenigen Beweise, die sich vor einer vermischten Versammlung allein führen und verständlich machen lassen, ihm nicht genügen; da so mancher an sich wichtige Gegenstand, den er so gern im Lichte einer reinen Moral und nüchternen Philosophie erblicken möchte, hier nicht berührt werden darf, weil er über die Fassungskraft des grössern Theils hinaus liegt u. s. w.: so sollen dieses die gegenwärtigen Reden, durch einen den Einsichten und Erkenntnissen der gebildeten Classe angemessenen, tiefer in die Sachen eindringenden Vortrag über für

sie

sie besonders interessante, mit Rücksicht auf die Begebenheiten und den Geist der Zeit abgehandelte Materien, bewirken; und sie leisten dieses wirklich. Der Gang des Raisonnements ist voll Ordnung, die Wahl der Materien verständig und zweckmäsig, ihre Behandlung gedankenreich, und der Stil gebildet und correct. Wenn der Vortrag hier und da etwas gedrängter wäre, der Vf. durch das Bestreben, seinen Gegenstand zu erschöpfen, nicht oft zu weit um sich gegriffen und seine Reflexion etwas mehr von Betrachtungen, die mit der Hauptsache nur in entfernter Verbindung stehen, zurückgehalten; wenn er zuweilen da, wo es galt, sich neben dem Verstande auch des Herzens zu bemächtigen gesucht hätte; wenn er weniger kalt geblieben wäre und auch das Gefühl lauter und vernehmlicher hätte sprechen lassen: so würden wir diese Reden in jedem Betrachte als musterhaft erklären können. Die Gegenstände, über welche hier geredet wird, sind im I. Th. Der Geist der Zeiten. Die Gewalt des Zeitgeistes. Der Geist unserer Zeit. Was ist ein gebildeter Mensch? Das Göttliche im Menschen. Die moralische Religion. Der Egoismus. Der Wahrheitssinn. Was ist Wahrheit? Ueber Unschuld, natürliche und sittliche Güte. Von der Falschheit. Freudigkeit in der Pflichterfüllung. II. Th. Ueber den religiösen Sinn. Ueber die Weckung des religiösen Sinnes. Ueber die Schwärmerey. Ueber moralische und religiöse Geheimnisse. Gott ist heiliger Geist. Der Zweifel. Unbelohnte Mühe. Das Handeln aus Pflicht. Ueber das gesellschaftliche Leben. Das Reich der Geister. Die Vollendung. Dass hier und da sich Aeusserungen finden, die der Bedächtlichkeit und dem kritischen Urtheile des Vfs. nicht hätten entwischen sollen, thut der Güte des Ganzen um so weniger Abbruch, als sie nur sehr selten vorkommen und nicht von der Art sind, dass man sie in die Classe schädlicher Irrthümer setzen könnte. Eine Stelle nur hätten wir ganz weggewünscht, da sie ein Vorurtheil begünstiget, das nachtheilig werden kann; und vielleicht schon oft gewesen ist. Es ist folgende in der ersten Rede des ersten Theils: „Und wer ist es, der den Zeitgeist zunächst bestimmt? Offenbar eben so wenig der Gelehrte, der seine Erfindungen *nur in Compendien* niederlegt, als der grosse Haufe, der, unfähig sich selbst zu leiten und für sich zu denken, nur dahin geht, wohin er von andern getrieben wird. Die Gebildeten unter dem Volke sind es, die, ohne sich mit höhern und eigentlich wissenschaftlichen Speculationen zu befassen, doch an den heiligsten Angelegenheiten der Menschheit einen lebhaften Antheil nehmen, und durch welche die Cultur und Aufklärung erst ins wirkliche Leben übergeht" u. s. w. Dieses Urtheil gegen die Schulgelehrten ist zu absprechend und ohne Grund. Die höhern Lehranstalten, und die bey ihnen angestellten Lehrer und Gelehrten, und gerade die Compendien und Systeme, nach welchen sie unterrichten, sind die eigentlichen und ursprünglichen Quellen aller Aufklärung. Diess bedarf keines weitläuftigen Beweises; eine auch nur flüchtige Aufmerksamkeit auf diese Sache und auf eigene Erfahrung, muss jeden Mann, der mit Recht aufgeklärt genannt werden kann, davon überzeugen. Jenes Urtheil wird freylich jenen Lehranstalten und ihren Lehrern nichts schaden; aber ein Schriftsteller, wie der Vf., sollte um so weniger dieses Vorurtheil verbreiten helfen, da er selbst seine Aufklärung aus keiner andern Quelle, als aus der von ihm verkannten, geschöpft hat und schöpfen konnte.

WIEN, b. Camesina: *Abriss eines reinen Vernunftrechts und Unterschied desselben von der Moral.* Von *J. v. H.* 1802. XII. und 57 S. 8. (9 gr.)

Was der Titel verspricht, leistet die Schrift selbst gar nicht. Ihr Inhalt besteht darin, dass erstlich der Rechtsbegriff, um ihm seine Dignität als eines Begriffs a priori zu sichern, als Bedingung des Selbstbewusstseyns abgeleitet werden soll. Hierauf wird, zweytens, der Begriff des Rechts, dieser Deduction gemäss, selbst aufgestellt, und gegen einige Einwürfe gerechtfertiget; drittens werden einige Folgerungen aus diesem Begriffe gezogen und von der Strafgesetzgebung gehandelt, um nach derselben den Unterschied des Naturrechts von der Moral bemerklich zu machen. Dass durch diese Schrift für die Rechtslehre nichts gewonnen sey, und durchaus Mangel an deutlichen Vorstellungen, und Verworrenheit im Räsonnement und im Vortrage herrsche, davon wird die über 10 Seiten einnehmende sogenannte Deduction des Rechtsbegriffs als eines Begriffs a priori zeugen, die wir ins Kurze zusammen fassen wollen. — Das Wesen des Menschen, heisst es, besteht in *absoluter*, *unendlicher Thätigkeit*, verbunden mit der *Tendenz*, dieselbe anzuschauen. Damit dieses anfangs bewusstlose Wesen zum Bewusstseyn gelange, muss jene unendliche Thätigkeit durch Beschränkung eine endliche werden. Der Grund der Beschränkung des Vernunftwesens kann, da es absolut beschlossen seyn soll, nur in ihm selbst liegen; und da es seiner sich ganz bewusst werden soll: so muss es sich auch als ein solches anschauen, das den Grund seiner Beschränkung in sich selbst hat. Zu diesem Anschauen gelangt es aber nur im Gegensatz mit einem andern, das seinen letzten Grund nicht in sich selbst hat, also im Gegensatz mit dem Nothwendigen. Dieses Bewusstseyn nennt man *Freyheit*. Diese ist also Bedingung des Bewusstseyns, mit ihr hebt sich alles Bewusstseyn an. Allein das Vernunftwesen und seine unendliche Thätigkeit kann nicht durch physischen Widerstand beschränkt werden, denn sonst würde es durch Nothwendigkeit beschränkt. Nur wenn es durch den geistigen Widerstand eines andern Vernunftwesens ausser ihm zur Beschränkung aufgefodert wird, kann es sich seiner, als eines freyen Vernunftwesens bewusst werden; dieser geistigen Auffoderung kann er sich gemäss oder zuwider erklären; und zufolge dieser nothwendigen Einwirkung und der Art der Auffoderung, wird schon ein ursprüngliches und bestimmtes

tes Verhältnifs zwifchen freyen Wefen gefetzt, und diefs ift kein anderes als das Rechtsverhältnifs. Das, was das einwirkende Wefen beftimmt, das andere als ein freyes zu behandeln, ift, dafs das einwirkende Wefen das Object der Einwirkung *fchon* vorläufig, nicht blofs als ein organifches Ganzes und als ein Thier, fondern, vermöge *feiner unendlichen Bildfamkeit*, auch als ein Vernunftwefen erkennt. Diefe Erkenntnifs wäre aber dem einwirkenden Wefen fchlechterdings nicht möglich, wenn es fich nicht felbft fchon feiner Freyheit bewufst wäre. Nur fo kann es diefen Begriff andern Wefen unterlegen, welche eine gleiche Geftalt mit ihm führen und diefes andere wird das erftere ebenfalls nur dann als ein folches begreifen, wenn es durch Einflufs des erftern feiner Freyheit habhaft geworden. Das Subject der Einwirkung, oder das auf das andere einwirkende Wefen, hat fich demnach nach einer blofsen Vorausfetzung, dafs das andere Vernunftwefen es eben fo gemäfs jener Erkenntnifs, behandeln würde, beftimmt; feine Handlungsweife ift bedingt durch das Eintreten der Vorausfetzung der gleichmäfsigen Behandlung feiner. Tritt diefe ein: fo ift das Vernunftwefen als folches gemeingültig anerkannt, es ift als Individuum in der Aufsenwelt conftituirt. Diefe urfprüngliche Wechfelwirkung, durch den Verftand objectivifirt, giebt den Begriff *Recht*, und das abgeleitete Verhältnifs ift das *Rechtsverhältnifs*." Für fachverftändige Lefer bedarf es zur Beurtheilung diefer Ausführung keiner kritifchen Fingerzeige.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Maurer: *Komifche und humoriftifche Dichtungen.* 1802. 495 S. 8. m. 5 K. (1 Rthlr. 20 gr.)

Die Lefer finden hier eine Menge kleiner und grofser, theils in Verfen, theils in Profa gefchriebener Erzählungen u. f. w., die fich zwar weder durch hohen Dichtergenius, noch durch befondere Schönheiten der Diction auszeichnen; worin aber dennoch ein gewiffer Humor und eine gewiffe poetifche Kunftfertigkeit nicht zu verkennen find. Die meiften fcheinen fchon in den Jahren 1771—1780 gefchrieben zu feyn; daher der Vf. ficher kein Anfänger ift. Am beften hat Rec. die zweyte Erzählung in Profa: „*Klopftocks Sieg über einen frifchen Häring*" gefallen, S. 331—382. bey der eine wahre Gefchichte von 1773 zum Grunde liegen foll. Das Ganze, das fich überdem durch ein fehr gefälliges Aeufsere empfiehlt, kann fchon ein paar Winterabende recht angenehm mit durchbringen helfen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *London*, gedr. b. Gillet: *A fhort account of the climate of Madeira*; with inftructions to thofe who refort thither for the recovery of their health. By *Jofeph Adams* M. D. 1801. 20 S. 8. (8 gr.) Seit geraumer Zeit find die englifchen Aerzte gewohnt, ihre fchwindfüchtigen Kranken nach Madeira zu fchicken, und, fo viele Beyfpiele von glücklichen Curen, die durch den Aufenthalt in diefem *Elyfium* des Odyffeus bewirkt worden, bekannt find; fo oft haben dennoch diefe Reifen nicht den gehofften Nutzen hervor gebracht. Unbekanntfchaft mit dem Klima jener glücklichen Infel, noch mehr aber mangelhafte Unterfuchung der Krankheit, ihrer Art und ihrem Grade nach, und endlich Mangel an Verpflegungs-Anftalten für folche Kranken in Madeira, müffen befonders bey dem unglücklichen Ausgange jener Curen befchuldigt werden. Aus diefem Grunde bewogen mehrere Londoner Aerzte den Dr. *Adams*, nach Madeira zu gehn und die Beforgung der Kranken zu übernehmen, die fie dahin fchicken würden. Er fchildert nun hier das Klima von Madeira als völlig elyfifch; das Thal befonders, worin die Hauptftadt Funchall liegt, wird nur füdwärts vom atlantifchen Ocean befpült: nach Norden erheben fich Gebirge, 3000 bis 3500 Schuh über der Meeresfläche, von denen eine Menge Bergftröme herab kommen und fich ins Meer ergiefsen. Die kühlen Seewinde und die Nähe der Gebirge mäfsigen die Hitze der Luft fo fehr, dafs das Thermometer höchft felten bis auf 80° *Fahr.* fteigt, fo wie es im Winter niemals unter 58° finkt. Diefe vollkommene Gleichmäfsigkeit der Temperatur ift mit einem beftändig mittlern Stande des Hygrometers verbunden. Es ift alfo begreiflich, was der Vf. fagt, dafs epidemifche Krankheiten hier faft gar nicht vorkommen, und dafs die Schwindfucht in ihren erften Perioden gewöhnlich fehr glücklich geheilt wird. Dr. *Adams* unterfcheidet fehr richtig die in England gewöhnliche fcrofulöfe Schwindfucht von andern: in jener empfiehlt er den Aufenthalt auf Madeira ganz vorzüglich. Er erbietet fich, nebft feiner Gattin, den Schwindfüchtigen für 10 Schilling, 6 Pence, täglich, Koft, Wein, Thee und Aufwartung zu verfchaffen, und thut mehrere Vorfchläge, wie die Verpflegung diefer Kranken noch mehr zu verbeffern fey.

In Nr. 30. d. J. S. 240. Zeile 16. ift anftatt *faffen* zu lefen: *haffen*, und in Nr. 299. S. 170. Zeile 11. von unten ift anftatt *eines Studiums der Bibel* zu lefen. *eines gelehrten Studiums der Bibel.*

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 15. December 1802.

GESCHICHTE.

KOPENHAGEN u. LEIPZIG, b. Schubothe: *Kriegs-Ereignisse zwischen Dänemark und England* von dem 30. März 1801 bis zum Anfang der Stillstands-Unterhandlungen am 2. April. Nebst den Berichten des Lord *St. Vincent*, der Admirale *Hyde Parker*, *Nelson* und des Mr. *Addington*, mit erläuternden und berichtigenden Anmerkungen versehen. Nach officiellen Berichten und Augenzeugen gesammelt von *K. H. Seidelin*. Mit einer Karte vom Sunde. Zweyte verbesserte Ausgabe. 1801. 56 S. 8. (6 gr.)

LEIPZIG: *Der Neutralitätskrieg der Dänen im J.* 1801. Freymüthig und authentisch dargestellt. 1801. 112 S. 8. (10 gr.)

Beide Erzählungen eines, zum Theil schon durch die Ungleichheit der Streitkräfte merkwürdigen, Kampfes sind ziemlich vollständig, einfach und allem Ansehen nach vollkommen glaubhaft, wenn gleich etwas partheyisch für Dänemark. Sie liefern beide die officiellen Berichte, sowohl von englischer als von dänischer Seite; jene in der ersten Schrift mit widerlegenden und berichtigenden Anmerkungen begleitet. Ferner findet man in beiden die Urkunde des Waffenstillstandes, und in der letzteren die zu Hamburg am 7. May getroffene Vereinbarung über die Schiffahrt auf der Elbe, jedoch nur in deutschen Uebersetzungen. Ueberdiess enthält die letztere noch eine Nachricht von der Besetzung von Hamburg, Lübeck und Travemünde, so wie von der Wegnahme der dänischen westindischen Inseln durch die Engländer. St. Thomas ward am 28. März, St. Croix am 1. April eingenommen, ohne Widerstand, der bey einer so entschiedenen Uebermacht nur Thorheit gewesen wäre. Aber merkwürdig ist es, dass diese Wegnahme geschah, noch ehe die Seeschlacht vorfiel, und dass sie von England aus zu einer Zeit befohlen und veranstaltet ward, wo England, selbst nach der Sprache der Regierung, noch in tiefem Frieden mit Dänemark war, und wo die englische Regierung, über die gütliche Beylegung der Missverständnisse eifrig unterhandelte. Ohne Zweifel war eben diess der Fall mit den dänischen Colonien in Ostindien. Man kann daraus abnehmen, mit welcher Sicherheit die dänische Regierung sich in Unterhandlungen einlassen konnte, welche dem Auslaufen der englischen Flotte vorhergingen.

Das Resultat der englischen und dänischen Berichte stimmt zwar darin überein, dass die südliche Defension der Kopenhagener Rhede durch die sehr überlegene englische Flotte, theils zerstört, theils unbrauchbar gemacht ward: aber in Ansehung verschiedener einzelner Angaben weichen sie sehr von einander ab. Hier giebt schon der Ton der dänischen Berichte dem unpartheyischen Forscher einen überwiegenden Beweis für ihre grössere Glaubwürdigkeit ab, und man kann in die Anmerkungen des ersten Verfassers, und in den Commentar des zweyten fast keinen Zweifel setzen, wenn sie auf die Aussagen zuverlässiger Augenzeugen versichern, dass sich in den englischen Berichten die gröbsten Uebertreibungen fänden. Der Verlust an Mannschaft auf dänischer Seite betrug an Todten und Verwundeten überhaupt 1050 Mann. Der englische ward von den Admiralen auf nicht volle 1000 Mann angegeben; man weiss aber aus anderen bekannt gemachten authentischen Listen, dass er 2154 Mann betrug. Aus diesem sehr starken Abgang einer ohnehin nicht überflüssig bemannten Flotte, auf welcher sich überdiess noch manche dänische Matrosen befanden, die nicht an dem Gefecht Theil nahmen, lässt es sich erklären, dass Nelson einen Waffenstillstand anbot. Es scheint ausgemacht, dass er mit seiner Flotte nach diesem Gefecht, ohne sich wieder in den Stand zu setzen, nichts weiter vornehmen konnte; und wenn ihn gleich die Dänen nicht hindern konnten, sich wegzubegeben: so rettete er doch nur unter dem Schutz der Parlementarflagge drey seiner Schiffe, die schon gestrichen hatten, und durch das Feuer der Batterien beherrscht wurden. Zweydeutiger noch ist das Verfahren bey der Besitznehmung verschiedener von ihren Vertheidigern grösstentheils verlassenen, nur noch von Verwundeten oder Unwehrhaften besetzten dänischen Schiffe, welche, nach den dänischen Berichten, erst während der Unterhandlungen über den Waffenstillstand geschah. Uebrigens wird in der zweyten Schrift die Eingehung des Waffenstillstandes von der dänischen Regierung fast gemisbilligt; aber der Vf. scheint nicht gewusst zu haben, dass man in Kopenhagen vor dem Abschluss des Stillstandes schon von dem Tode des Kaisers Paul's I. unterrichtet war, wodurch die Lage der politischen Angelegenheiten überhaupt sich sehr änderte, wenn man auch, bey seinem früheren Wankelmuth, seine damals schon wieder für England günstigere Gesinnung nicht als beständig ansehen wollte. Indess wollen wir damit nicht entscheiden, ob schon hinlänglicher Grund vorhanden war, dem ersten

ſten Parlementar Gehör zu geben, und nicht vielmehr die erſten ganz unbeſtimmten, mit unerträglichem Stolz vorgebrachten Anträge des engliſchen Admirals, durch Fortſetzung des Feuers zu beantworten, und den Grund des angebotenen Stillſtandes natürlicher in der Verlegenheit des Feindes, als in ſeinen angegebenen groſsmüthigen und menſchenfreundlichen Geſinnungen zu ſuchen. Noch unbegreiflicher iſt es, wie man die Diviſion des Admirals *Nelſon* am Abend vor der Schlacht ungehindert vor den Batterien vorbeyſegeln, und die ihm zum Angriff ſo bequeme Stellung nehmen lieſs, da man gerade damals die ganze Flotte zu vernichten im Stande geweſen wäre. Sonſt wird der Tag der Schlacht in der däniſchen Geſchichte allerdings ſtets eine rühmliche Epoche machen: denn alle Nachrichten ſtimmen überein in das laute Lob des tapfern, entſchloſſenen Widerſtandes der Dänen, der bey einer achtzig Jahre lang an den Frieden gewöhnten Nation, gegenüber den ſieggewohnten Engländern befehligt von Nelſon, doppelte Bewunderung verdient.

Ueber die Beſetzung von Hamburg und die nachmalige Convention wegen der Elbſchiffahrt, erklärt ſich der Vf. der zweyten Schrift nur kurz und unzulänglich. Ohne Zweifel ſtanden alle dieſe Begebenheiten unter dem gebietenden Einfluſs höherer politiſcher Combinationen, deren Mittelpunkt damals in Petersburg geweſen ſeyn dürfte. Einen auffallenden Beweis davon gab die officielle Bekanntmachung der freyen Schiffahrt auf der Elbe, zu London vom 27. April durch den Lord *Hawkesbury*, da doch die Convention durch den Prinzen Carl erſt am 7. May zu Hamburg geſchloſſen ward. Daraus ſcheint zu folgen, daſs Preuſsen dieſe Freyheit der Schiffahrt in Dänemarks Namen verſprochen habe, ohne einmal deſſen Zuſtimmung erhalten zu haben; und damit ſtünde dann freylich die kräftige Mitwirkung Preuſsens bey der nachherigen Räumung Hamburgs durch die däniſchen Truppen in Verbindung, obgleich die Preuſsen noch lange das Hannöveriſche und ſelbſt Bremen beſetzt hielten.

Die der erſten Schrift beygefügte Situations-Karte des *Sundes* erſtreckt ſich von Kronenburg bis Kopenhagen, und enthält zugleich eine concentrirte Vorſtellung der Schlacht. Weit vorzüglicher aber iſt in dieſer Rückſicht die Karte von der *Kopenhagener Rehde* bey der zweyten Schrift, welche eine ſehr genaue, deutliche, gut illuminirte Abbildung des Schlachtfeldes und des Theils von Kopenhagen liefert, welcher allenfalls den engliſchen Bomben ausgeſetzt geweſen wäre.

Frankfurt, b. Körner: *Beyträge zur Geſchichte der Wetterau.* Herausgegeben von *Roth* und *Schazmann.* *Erſtes* Heft. 1801. 191 S. 8. Mit einer illum. Anſicht. (1 Rthlr.)

Die Wetterau gehört unter die intereſſanteſten Gegenden Deutſchlands, ſowohl durch ihre ſchöne Lage und Fruchtbarkeit, als auch, weil ſie eines der wenigen Striche iſt, in welchem wir den Aufenthalt der Römer mit hiſtoriſcher Gewiſsheit darthun können, und die deutlichen Spuren deſſelben noch in unſern Tagen finden; endlich wegen der vielen Orte und Ruinen, welche Denkmale des Mittelalters aufzuweiſen haben. Eine Sammlung des Merkwürdigern muſs für die Bewohner dieſer Ländereyen lebhaftes Intereſſe erregen; und ſelbſt auch für das übrige Deutſchland einzelne nicht unbedeutende Data liefern. Eine ſolche Unternehmung verdient alſo Aufmunterung; auch macht die gegenwärtige gerechten Anſpruch darauf, und ſie würde ihn noch mehr verdienen, wenn die Herausg. in der Auswahl gleich in dieſem erſten Hefte etwas ſtrenger geweſen wären. Sehr zweckmäſsig wird eine Unterſuchung über das Alter der *Burg-Friedberg* von Hn. *Schazmann* an die Spitze geſtellt. Friedberg iſt der wichtigſte Ort der Wetterau, vermuthlich auch einer der älteſten; an ihn kettet ſich alſo eine Ueberſicht von der Lage des ganzen Strichs vorzüglich aus den Zeiten der Römer. Die Urkunden ſprechen von der Burg Friedberg nicht eher, als im 12ten und 13ten Jahrhundert, welches auffallend iſt, und mehrere Schriftſteller veranlaſst hat, einen der beiden Hohenſtauſiſchen Friedriche als Erbauer derſelben anzugeben und ſelbſt den Namen von ihnen abzuleiten. Unterdeſſen ſcheinen das doppelte Mauerwerk der Burg, welche das beyliegende Kupfer äuſserſt getreu vorſtellt; viele in der Gegend gefundene römiſche Münzen, vornehmlich aber die Urnen, welche bey dem Abbrechen einer alten Mauer zum Vorſchein kamen, offenbar zu beweiſen, daſs ſchon die Römer dieſe bequeme Lage zur Befeſtigung einſt benutzt haben. Die groſse Römerſchanze, der ſogenannte *Pohlgraben*, zieht ſich zwar weiter nördlich fort, und zu den Gränzkaſtellen gehörte alſo Friedberg nicht; aber warum ſollten die Römer nicht auch innerhalb derſelben mehrere wohlgelegene Orte befeſtigt haben? Dieſer Annahme ſteht nun freylich entgegen, daſs im Karolingiſchen Zeitalter, wo ſo häufig von dieſer Gegend aus gegen Heſſen und Niederſachſen hin gewirkt wurde, der Name Fritzlar unter den vielen andern Orten nicht vorkommt. Der Gegenſtand verdient noch nähere Unterſuchungen. Der Vf. ſucht ſie zu liefern, und iſt feſt von dem römiſchen Urſprunge überzeugt, welches ihm gerne zu verzeihen wäre, wenn er nicht mit Weitſchweifigkeit in das Detail von allen in das Innere von Deutſchland durch Druſus, Tiberius etc. gemachten Zügen einginge, und ſeine Entwicklung mit einer dem Geſchichtſchreiber nicht ziemenden Begeiſterung und Sprache vortrüge. Z. B. S. 14. iſt vom Druſus die Rede. „Die Unternehmungen dieſes Helden zur Erreichung ſeines Zwecks ſind rieſenmäſsig; Staunen der Zeitgenoſſen und Bewunderung der Nachwelt folgte ihnen — *Wir noch ſtehen in Unbegreiflichkeit da*, an den herkuliſchen Ueberreſten derſelben." Auch Rec. ſteht in Unbegreiflichkeit da, deſſen was der Vf. eigentlich ſagen wollte. Vermuthlich glaubt er, ſeine Sache recht ſchön gemacht zu

zu haben; denn dieser Ton erhält sich durch den ganzen Aufsatz. — 2) *Geschichte des sogenannten Hexenthurms zu Lindheim*, einem ganerbschaftlichen Orte an der Nidder, vom Hn. Pfarrer *Horst* zu Lindheim. Eine Geschichte des Thurms darf man hier nicht suchen; denn von diesem läfst sich nichts sagen, als dass er dasteht und sehr alt ist. Ohne Zweifel war er der ganzen Beschreibung nach das Verliess irgend einer alten Burg, wie sich deren in den meisten zerstörten Schlössern mit ähnlicher Bauart finden; und den Namen Hexenthurm erhielt er vermuthlich, weil man in spätern Zeiten keinen passendern Ort zur Aufbewahrung angeklagter Hexen wufste. Aber merkwürdig und schauerhaft ist die in diesem Hefte noch nicht geendigte aktenmäfsige Erzählung eines Hexenprocesses bald nach dem dreyssigjährigen Kriege, welcher vielen Einwohnern dieses Orts Vermögen und Leben kostete. Nr. 3. liefert eine lange Ballade über die zerstörte *Glauburg*, welches ebenfalls eine römische Anlage gewesen seyn *soll*, weil sie dicke Mauern hat, und man Münzen in der Gegend findet. Natürlich treten also die riesenmäfsigen Manen der Römer, endlich auch eine deutsche Sängerin auf, und der Vf. hat nach Kräften Schauder zu erregen gesucht. Grosses poetisches Verdienst wird man aber schwerlich in der Ausführung entdecken. 8) Die *Culturgeschichte Friedbergs vor und nach der Reformation*, sind eigentlich Bruchstücke über Schulanstalten im 15ten und 16ten Jahrhundert. 5) Noch einige nur für *Friedberg* interessante Kleinigkeiten; worunter jedoch die Küchen- und Zehrfoderung eines Kornets im 30jährigen Kriege durch ihre Impertinenz noch vor den neuern französischen sich auszeichnet.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Schöne: *Telegraphische und grammatikalische Vorschläge* von *Abel Burja*. 1801. 102 S. 8. m. 2 Kpf. (21 gr.)

Diese kleine Schrift empfiehlt sich durch die Mannichfaltigkeit und das Interesse der darin abgehandelten Gegenstände, und durch mancherley sehr richtige Bemerkungen. Es ist bey mehreren dieser Gegenstände gewiss verdienstlich, dass sie in Anregung gebracht worden sind, wenn man auch gleich nicht alle *Vorschläge* des Vfs. zweckmäfsig nennen kann. *Erster* Vorschlag. Neue Fernschrift. Der Vf. bemerkt mit Recht, dass der Nutzen der Telegraphen nicht jederzeit den darauf zu verwendenden Kosten entsprechen könne, wenn diese nicht eingeschränkt, und wenn nicht dagegen der Gebrauch der Telegraphen auch auf Nachrichten ausgedehnt werde, welche Privatpersonen, z. B. Kaufleute sich zusenden wollen. Er schlägt eine grosse Scheibe von Holz, schwarz angestrichen oder auch nur mit Wachstuch überzogen, mit einem durch einen leichten Mechanism zu bewegenden weissen Zeiger vor, und setzt dabey (wohl ohne Grund) voraus, dass man leicht, ohne besondere Bezeichnung der Ziffern 1 — 12 auf derselben, wie auf einem Uhr-Zifferblatte, diese 12 Stellen der Scheibe (ohne Misverständniss) unterscheiden werde. Es folgt nun ein Schlüssel, ein Register von Buchstaben, Wörtern und Silben, die durch Zahlen ausgedrückt werden. In demselben haben die Deklinations- und Conjugationsendungen begreiflich ihre besonderen Zahlen, und es ist daher auffallend, die Flexionen von: ein, jede mit besonderen Zahlen bezeichnet zu sehen: mit *einem* 270, *einen* 209, *einer* 211. Das erste Kupfer stellt die ganze Vorrichtung dar. *Zweyter* Vorschlag. Neue Geberden Sprache, der lebendige Telegraph, ein Versuch, sich durch die Bewegungen der Arme (S. 30. steht der Sinn entstellende Druckfehler: der *Armee*) zu verständigen, nämlich eine Angabe von 49 Stellungen des einen Arms oder beider, welche entweder ganze Gedanken, z. B. *Attention; Fin du mot*, oder die Buchstaben des Alphabets bedeuten. Sämmtliche Stellungen sind auf der zweyten Kupfertafel abgebildet. Der Vf. hatte diesen Gedanken schon vor mehreren Jahren der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin mitgetheilt, früher als ein Franzose eine ähnliche bekannt machte. *Dritter* Vorschlag. Allgemeines Alphabet. Der Vorschlag geht von der sehr richtigen Bemerkung aus, dass die Alphabethe aller Nationen unzureichend sind, um jeden Laut genau zu bezeichnen, die langen Silben von den kurzen zu unterscheiden, und die gehörige Stelle des Accents oder starken Lautes anzugeben. In dem von dem Vf. vorgeschlagenen Alphabete, welches in Wörterbüchern, Grammatiken, Reisebeschreibungen, mit Nutzen gebraucht werden könne, bezeichnet ihm z. B. ε: das geschlossene e der Franzosen; e: das offene e derselben (ä); α: ein sehr offenes e, welches sich dem a nähert (sehr offenes ä), ferner j: das j und das weiche g der Franzosen (sehr gelindes *sche*), γ: das harte g, ein gemildertes k (ge, beynahe ke); χ das Brandenburgische g, wie in: *Magen*, Russisch ghlaghol (gha); g: das nasale n der Deutschen in *bange*, *denken*. Vollständig ist auch dieses Alphabet nicht; man würde es nur durch eine genaue Vergleichung aller verschiedenartigen Laute der europäischen Sprachen und dadurch ein Mittel gewinnen, den Lauten aufsereuropäischer Sprachen, die jeder Reisebeschreiber in seiner Muttersprache ausdrückt, näher zu kommen. Der Nutzen würde erheblich, aber die Wahl der Zeichen müsste sorgfältiger, als hier, angestellt seyn, damit man nicht durch das Zeichen selbst auf einen falschen Laut geleitet würde. Z. B. hier soll y: das gewöhnliche i, υ: das deutsche ö, z. B. in *hören*, γ: das ö in *köstlich*, beide das französische eu; σ aber ü aus der Gurgel, das y der Polen, das ieru der Russen seyn. Nun folgt ein Verzeichniss deutscher, französischer, italiänischer, spanischer, portugisischer, englischer, dänischer, schwedischer, holländischer, polnischer, russischer, finnischer, hungarischer Städtenamen, die mit diesen Zeichen geschrieben sind. *Vierter* Vorschlag. Griechisch und Lateinisch lesen.

Man

Man läſst jeden die Buchſtaben beider Sprachen ſo ausſprechen, wie er es in ſeiner Mutterſprache gewohnt iſt, und gleichwohl läſst ſich die Ausſprache mancher Conſonanten und Vocale jener Sprachen aus Nachrichten mit Gewiſsheit, anderer wenigſtens mit hoher Wahrſcheinlichkeit beſtimmen. Dieſe alſo ſoll man ſogleich beym Leſenlernen lehren. Auch hier ſind Beyſpiele gegeben. *Fünfter* Vorſchlag. Verbeſſerungen der deutſchen Sprache. I. Ueber: laſſet uns gehen, und: gehen wir; letzteres ſey zweydeutig. II. Ueber das Wort: Zeitwort; beſſer ſey: Zuſtandswort. III. Vom langen und kurzen ſ. IV. Von der Nothwendigkeit eines Zeichens der Abkürzung. V. Von Du und Sie; man müſſe bey der deutſchen Conjugation auch unter der zweyten Perſon des Singulars und Plurals: *Sie* machen, aufführen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Orientalische Literatur. *Tübingen*, b. Hopfer: *Bibliothecae Arabicae P. III. Auct. Christi. Frid. Schnurrer.* 1802. 52 S. 8. Nach den unterrichtenden Nachrichten, welche das 1. und 2. Stück dieſer *Bibliotheca Arab.* über hiſtoriſche und geographiſche Schriftſteller jenes Fachs mit Genauigkeit und urtheilsvoller Auswahl mitgetheilt hat, geht der Vf. über zu einer eben ſo intereſſanten Sammlung deſſen, was arabiſche Grammatiken, Lexica und dergleichen philologiſche Vorbereitungsſchriften betrifft. Seine Arbeit iſt nicht nur viel vollſtändiger, als die Aufzählung ſolcher Schriften in dem bekannten und immer ſchon dankswerthen *Catalogue* von *William Marsden* (1796.). Sie hat zugleich den Vorzug, daſs ſie nicht bloſs die Titel der Schriften angiebt. Faſt jeder angeführten Schrift iſt bald eine Anzeige über Inhalt, bald eine kurze, bündige Beurtheilung des Gehalts, bald dieſe oder jene literarhiſtoriſche, nicht bloſs auf Seltenheit, ſondern vorzüglich auf Nutzbarkeit ſich beziehende Nachweiſung beygefügt. Zuerſt ſind Schriften über die Schickſale der arabiſchen Sprache, alsdann die zahlreicheren, welche eine Empfehlung, ſie zu ſtudieren, enthalten, in der dritten Abtheilung aber arabiſche Grammatiken und Lexica gemiſcht aufgeführt. Die letzte Reihe geht bis auf das Lexicon Golii herab, über deſſen eilfertige Entſtehung und daher eingeſchlichene Mängel der Vf. bemerkenswerthe Winke und Beyſpiele mittheilt. Golius ſchreibt zum Beyſpiel S. 400. نوق Fut. O. i. q عقل *intelligens fuit* Ca. Dieſs beruht aber auf einem Schreibfehler, welchen Hr. *Sch.* aus ſeinem Mſcpt. des Camus verbeſſert. Nach dieſem iſt نوق *idem, quod* غفل folglich: *inconſiderate aliquid fecit.* Ohne Zweifel hat Hr. Prof. *Sch.* ſchon eine beträchtliche Anzahl von Verbeſſerungen zu Golius aus jenem Mſcpt. und ſo vielen andern Hülfsmitteln vorräthig, welche ihm vor vielen andern zu Gebote ſtehen und von keinem beſſer, als durch ſeinen genauen Blick benutzt werden könnten. Welch ein erwünſchtes, inſtructives Geſchenk für die arabiſche Literatur würde die Bekanntmachung ſolcher Unterſuchungen ſeyn. Die Berichtigung eines ausgebreiteten Irrthums ſcheint uns wichtiger, als ſelbſt die Entdeckung einer Wahrheit, da jene zugleich eine Wahrheit entdeckt, während ſie ein Hinderniſs der Wahrheit hebt! Auch Hr. *Sch.* erneuert den Wunſch nach einer neuen Ausgabe des Golius. Sollten wir ſie wirklich aus einem Theil der Bergiſchen Verlaſſenſchaft zu Duisburg, deſſen Ankauf für die dortige Univerſitäts-Bibliothek in dieſer Abſicht ſelbſt von des Königs von Preuſsen Maj. unterſtützt worden iſt, ſicher zu hoffen haben? Von einem auf der herzogl. Bibliothek zu Stuttgart vorhandenen, wegen handſchriftlicher Anmerkungen von Golius ſelbſt, ſonſt geſchätzten Exemplar des Goliuſiſchen Lexicons, zeigt der Hr. Prof., daſs dieſe Anmerkungen meiſt nur das, was Golius im Appendix ſchon nachgeliefert und nachgebeſſert hat, folglich nicht vieles zu einer neuen Ausgabe nützliches enthalten. Dagegen giebt er den Wink, daſs Golius den *Theſaurus Giggeii* zwar in der Vorrede anführe, aber nicht gebraucht zu haben ſcheine, und daſs von Gigg. wahrſcheinlich noch jetzt Exemplare in dem Collegium Ambroſian. zu Mayland zu kaufen ſeyen.

Weil die *Bibliotheca arab.* als Diſſertation gedruckt wird, hat der Vf. noch Diſputationsſätze aus der Exegeſe des A. T. dieſsmal *über Zachar.* III. angehängt. V. 2. giebt ein Beyſpiel, daſs der Ausdruck: *Jehovah ſprach*, ſo viel bedeutet als: *Jehovah's Abgeſandter ſprach.* V. 4. wird ſtatt וַיֹּאמֶר vorgeſchlagen וָאֹמַר *et dixit.* Würde aber וָאֹמַר nicht vielmehr *et dicet* bedeuten? Vermuthlich iſt וָאֹמַר als Forma Pyhal *etiam dicebatur* zu erklären. V. 7. hält der Vf. מַהְלְכִים für gleichbedeutend mit מַהֲלְכִים *ducentes*, *antiſtites.* Im Gegenſatz gegen das Stehen, d. h. Aufwarten zum Dienſt, ſcheint das Gehen, מַהֲלָךְ, ſchon an ſich ein Bild des Anordnens zu ſeyn. Sinn: Auch will ich dir übertragen die Gänge (der Aufſicht und Anordnung) unter jenen, welche zum Dienſt aufwarten. So iſt ὁ περιπατων μεταξυ. Apok. 2, 1. Bild der Aufſicht. Der Erklärung des Vfs. ſcheint hauptſächlich dieſs entgegen zu ſeyn, daſs auch die Piheliſche Bedeutung von הלך *gehen*, nicht gehen machen, führen, Hipheliſche Formen aber fehlen. V. 8. Sehr paſſend werden אַנְשֵׁי מוֹפֵת *viri (Sacerdotes) qui verſantur in exponendo et judicando prodigio* erklärt. מוֹפֵת iſt hier, wie der Zuſammenhang giebt, nicht ein Wunder, ſondern ein vorgehaltenes bedeutſames Symbol (σημειον) der Stein mit 7 Augen. Dieſer Eine Stein, der doch 7 Augen hatte, ſcheint Symbol der Vermehrung der judäiſchen Colonie durch Einen als Hauptverehrer des Jehovah zu ſeyn. Deſswegen möchte Rec. das folgende überſetzen: Siehe, ich laſſe kommen (aus der Deportation) mit meinem Knecht (einem neuen Anführer zurückkehrender Exulanten) einen Zuwachs, *novam progeniem advenarum.* Allerdings iſt צֶמַח auch hier *proventus*, *propullulatio* Geneſ. 19, 25. Ezech. 16, 7. Im 9 Vs. erklärt der Vf. *Augen* von *oculis ſaxo inſculptis.* Einige ſeltene Steine haben von Natur gleichſam Augen, *ocellati ſunt.* In eben dieſem Vs iſt ſtatt מָשְׁתִּי mit Hn. *Sch.* wahrſcheinlich מְשׁוֹתִי von משש *abſterſit* anzunehmen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 16. December 1802.

ERDBESCHREIBUNG.

GOTHA, b. Perthes: *Sitten- und Kulturgemälde von Rom.* Mit dem Bildnifs des Kardinals Ruffo und neun andern Kupfern. 1802. XXXVI. u. 292 S. kl. 8.

Durch die letzte Revolution und durch die Wiederherstellung der päpstlichen Hierarchie ist Rom von neuem so interessant geworden, dafs eine treue Darstellung seiner Bewohner in ihrer gegenwärtigen Lage nicht anders als willkommen seyn kann. Diese liefert hier ein den Freunden der Kunst leicht kennbarer Gelehrter, der sich dort nicht weniger als neun Jahre aufgehalten hat. Auch wird die von Hn. C. R. *Böttiger* in der Vorrede bezeugte langjährige Beobachtung sehr bald durch die Lectüre des Werkes selbst bestätigt. Ueberall spricht hier die Fülle der Erfahrung; und der Vf. zeichnet nicht nur mit der festen Hand eines durch öftere Anschauung und anhaltendes Studium seines Gegenstandes vorbereiteten Künstlers, sondern giebt auch seiner Zeichnung das gehörige Colorit, so dafs man weder zu starke und grelle, noch zu schwache Farben aufgetragen findet; und wenn man, wie der Vf. selbst andeutet, seinem Gemälde den Vorwurf machen könnte, den man gewöhnlich den italiänischen Malereyen macht, dafs sie mehr Schatten als Licht zeigen: so ist diefs nicht die Schuld des Malers, der eine treue Darstellung liefern wollte, sondern des Gegenstandes. Die Hauptparthieen des eben so vollständigen als treuen Gemäldes, denen eine für Rom nicht vortheilhafte Parallele mit andern grofsen Städten vorangeht, sind: *Roms Lage und locale Beschaffenheit — Volkscharakter — Religiosität und Sittlichkeit — häusliche Lebensweise — gesellschaftliche Vergnügungen, Volksfeste, öffentliche Lustbarkeiten — Römische Polizey und Justiz — Erziehung — Mode — Fremde, Juden, Freudenmädchen — Päpstliches Militär — Bevölkerung — Zustand der Literatur und der bildenden Künste.* Hier nur einige, theils bisher weniger beachtete, theils entweder durch die (während der Anwesenheit des Vfs. in Rom vorgefallene) Revolution mehr oder weniger veränderte oder sichtbar gewordene Züge, mit Uebergehung bekannterer, deren richtige, mit den Nachrichten glaubwürdiger Beobachter übereinstimmende Darstellung für die Wahrheit der übrigen hinlänglich zu bürgen scheint. „Religiöser Aberglaube herrscht freylich hier (wie man es von einer mit Priestern angefüllten Stadt leicht vermuthen wird) über alle Classen und Stände mit sichtbarer Gewalt; doch hat auch dieser seit einiger Zeit dem überall sich einnistenden, Unglauben einen nicht unbeträchtlichen Theil seines Gebiets einräumen müssen, wovon man während der Revolution, wo jeder sich in seiner wahren Gestalt zu zeigen wagte, auffallende Beyspiele gesehen hat". — In wenigen katholischen Ländern herrscht weniger strenge Religiosität und Bigotterie, als in R.; nur durch die Anwendung aller Priesterkünste konnten die Trasteveriner einen Augenblick in Aufwallung gebracht werden: „gleichgültig sah das Volk Pius VI. von Rom wegführen, es witzelte, als die Kardinäle in das Kloster der büssenden Magdalena eingesperrt wurden, und war froh, als die Regierung tausende von auswärtigen Priestern und Mönchen aus Rom fortschickte; denn es hatte längst eingesehen, dafs sie ihm als Müssiggänger und unnütze Brodesser zur Last lagen." Trotz dieser schon durch die frühere Geschichre bestätigten und leicht erklärbaren Lauigkeit des Volks gegen seine Priester-Regierung, welche die Revolution so sehr begünstigte, hängt es doch fest an seiner Religion oder vielmehr an dem auf seine Moralität gar nicht einwirkenden Mechanischen des Gottesdienstes, vorzüglich aus Neigung zum Müssiggange, so dafs es noch immer fort die vom vorigen Papste aufgehobenen Feste feyert. Dieser Müssiggang, ein Hauptcharakterzug mehrerer italiänischer Nationen, vorzüglich aber des sorglos erzogenen, für die Haushaltung im Ganzen völlig untauglichen weiblichen Geschlechts, (das der Vf. eben so genau darstellt, als das männliche) äufsert auch in Rom die gewöhnlichen Wirkungen. Dagegen ist die hier sehr weit gehende Gewohnheit, Nacktes zu sehen, den Sitten weniger nachtheilig, als es scheinen mag; eben diefs ist der Fall mit den sehr offenen Aeusserungen über Gegenstände, die anderwärts mit schamhafter Zurückhaltung behandelt werden. — Auch im Cicisbeate bewirkte die alles verwirrende Revolution eine plötzliche Veränderung. „Die violetten Strümpfe, die rauschenden Abbaten-Mäntelchen verstoben wie Spreu am Winde vor der dreyfarbigen Kokarde — und in wenigen Wochen, nachdem die schönen Römerinnen sich vom ersten Schrecken erholt hatten, waren [trotz dem alten Hafse gegen die Franzosen,] alle erledigten Stellen mit schnurrbärtigen Republikanern besetzt, welche mit den herkömmlichen Rechten und Pflichten des Cicisbeats unbekannt, ihr republikanisches System auch hier auf blofse Principien der Natur gründeten. Der Erfolg übertraf die Erwartung; alle jungen und schönen Frauen in Rom wurden mit

Leib und Seele Republikanerinnen." — Als Refidenz des Oberhaupts der Kirche leidet Rom in der Regel Mangel an Vergnügungen; die freyen Sitten und glänzenden Hofhaltungen einiger frühern Päpfte „haben fich längft wieder in die Schranken der äufsern Decenz zurückgezogen und gegenwärtig, unter der Regierung eines Papftes, der weder von Ehrgeiz, noch von Prachtliebe und Ruhmfucht beherrfcht wird, und wo, nach den Stürmen der Revolution, die gebieterifchen Umftände fowohl der Regierung als dem Adel, mehr Oekonomie auflegen, ift die Eingezogenheit deffelben gröfser als je, und jeder fchränkt feinen Aufwand nur auf das durch Gebrauch und Herkommen Nothwendige ein." So ift auch aus ökonomifchen Gründen in den letztern Jahren die fonft am Namensfefte der Apoftel Peter und Paul gewöhnliche Girandola, die aus einer Feuergarbe von mehrern taufend zugleich auffteigenden Raketen beftand, abgefchafft worden. Die fchönfte Zierde hat das Frohnleichnamsfeft durch den Verkauf der Teppiche Raphaels, an einen franzöfifchen Commiffar (mit den übrigen Meublen des Vatikanifchen Pallaftes) verloren, und das ehedem fo berühmte Carneval, das feit Baffeville's Ermordung im J. 1793 fchon fehr eingefchränkt, und während der Republik ganz verboten wurde, ift jetzt, nach der Wiederherftellung der päpftlichen Regierung, durch das fortdauernde Verbot der Maskenfreyheit, feines vorzüglichften Reizes beraubt. — „Die Theater find jetzt felten vorzüglich befetzt; denn die Impreffarien fcheuen fich, in diefer geldarmen Stadt, wo überdem der Hof fich nicht thätig für ihre Unternehmung intereffirt, grofse Summen anzulegen." Uebrigens ift das Theater liebende Publikum in Rom, trotz dem guten Vorurtheil für deffen Gefchmack, dem in andern Städten Italiens, wie man es aus mehrern neuen Schilderungen kennt, faft durchaus ähnlich. — In dem fcheufslichen, aber allem Anfcheine nach nur zu wahren Gemälde der römifchen Polizey und Juftiz liefet man mit Befremden, dafs hier, wo fo viel zu thun war, die Republik nichts weiter that, als dafs fie die Bezeichnung der Häufer durch Numern einführte, dafs dagegen die projectirte Erleuchtung nicht zu Stande kam, die bisherige Unreinlichkeit der Strafsen und die Menge der fie überfchwemmenden Bettler noch gröfser wurde. „Während der Republik wurden zwar mit den übrigen Fremden auch die fremden Bettler vertrieben; aber nur, um der noch gröfsern Menge einheimifcher Bettler Platz zu machen, welche das feitdem immer zunehmende Elend auf eine fchreckliche Weife gehäuft hat. Rom fcheint, feit jener unglücklichen Republik, nur ein grofses Spital zu feyn — — Täglich fterben jetzt Arme auf den Strafsen, im eigentlichen Sinne, vor Hunger. Der Vf. fah jüngft bey einem Gange durch die Stadt eine folche Scene dreymal in einer halben Stunde an drey verfchiedenen Orten. Durch die Plünderung des *luoghi di monte* (Leihhäufer) find viele Familien in das tieffte Elend gerathen. [Weiterhin wird diefs ausführlicher erklärt]. Ganze Gruppen diefer Unglücklichen, die fich des Tages zu betteln fchämen, fchleichen des Abends durch die Strafsen und flehen mit wenigen leifen, aber vom tiefften Schmerz ausgepressten, Worten die Vorübergehenden um eine Gabe an. An den Mifthaufen und an den Oeffnungen der Kloaken fieht man immer arme Kinder fchmutzige halbverfaulte Abgänge von Nahrungsmitteln aus dem Kehricht hervorwühlen und gierig verfchlingen." — Die befonders an Fefttagen häufiger, immer nur Nachmittags und Abends vorfallenden Morde werden aufser Spiel und Eiferfucht, oft durch Streitigkeiten über Meynungen vom Wein erhitzter Köpfe veranlafst; „fo endigte vor einiger Zeit in einem Wirthshaufe der Streit eines Schufters und eines Bedienten über den *Taffo* mit der Ermordung des erftern." Seit der Revolution find zwar die Kirchen nicht mehr Freyftätten der überhaupt leicht zu rettenden Mörder; noch find es aber die Palläfte der Prinzen, Kardinäle und Gefandten; befonders waren von jeher die Familie Albani und der fpanifche Gefandte die Protectoren der Mörder. Seit der Revolution, da das Meffertragen verboten wurde, find die Morde (deren man während der freylich fehr langen Regierung Pius VI. über 20,000 rechnete) feltener, ungeachtet die jetzige Regierung wieder nach den alten Grundfätzen verfährt, vielleicht auch deshalb, weil das Weintrinken durch die grofse Theurung befchränkt wird, die den durch die Infurrectionen und Bewaffnungen des Landvolks fchon vorher begünftigten Landftrafsenraub und befonders den durch die neapolitanifchen Truppen (gröfstentheils Calabrefen) in Gang gebrachten Diebftahl in Rom felbft immer mehr verbreitet. Uebrigens werden Diebe mit gröfserer Strenge beftraft als Mörder: „wahrfcheinlich weil jene vornehmlich auf das Eigenthum des Wohlhabenden und des Vornehmen Jagd machen, ftatt dafs Mordthaten nur unter gemeinen Leuten vorfallen." Je feltener übrigens die Strafen find, defto barbarifcher find fie noch gegenwärtig; von der bevorftehenden Todesftrafe rettet jedoch den gläubigen Katholiken noch zuweilen ein Kardinal, den Juden die Bekehrung zum Chriftenthum. Die gegenwärtige Noth hat den von Natur zum Müffiggange geneigten und fchlecht erzogenen Römer, der die mühfamen Gewerbe Fremde betreiben läfst, zur Induftrie genöthigt; die Zahl der Kleinhändler hat fich feit kurzen fehr vermehrt; andere junge Leute befchäftigen fich mit den zeichnenden Künften der untern Sphäre. Jurisprudenz und Theologie werden mehr ftudiert als Medicin, alle jedoch fchlecht genug. In den unteren Schulen ift Singen und Beten die Hauptfache. Die vor andern fehr vorzüglichen Piariften-Schulen verloren durch die Revolution alle auswärtige Zöglinge und die beften Lehrer, welche, als Revolutionsfreunde, mit den Franzofen Rom verlaffen mufsten. Im Collegio romano (das hier mit der Sapienza und andern Anftalten näher charakterifirt wird) ift feit der Wiedereröfnung diefer Anftalt auch zuerft ein Ka-

Katheder für Chemie und Naturwissenschaft errichtet worden, und zwar auf besondere Verwendung des französischen Ministers Cacault, um auf diese Weise den Abate Scarpellini, einen geschickten Physiker und Astronomen, welcher während der Republik römischer Tribun gewesen war, und des geleisteten Eides wegen seine Lehrstelle bey der Sapienza verloren hatte, zu entschädigen." — Die Mode ist in Rom bloss nachahmend und so wenig despotisch herrschend, dass der römische Hof noch bis zur Revolution Karossen von der Form des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts brauchte, und noch brauchen würde, „wenn nicht die alles zerstörende Revolution auch diese grotesken Maschinen vernichtet hätte, deren Trümmer mit den meisten andern Meubeln des Vaticans sich in den Trödel Magazinen der Judenstadt verloren haben". — Der Papst allein besitzt eine von dem Prinzen Colonna geschenkte ganz mit Gold bedeckte Galla-Kutsche; „die Kardinäle mussten nehmen was sich in den Remisen der Wagenverkäufer vorfand; daher sah man eine Zeitlang bey den feyerlichen Aufzügen die Kutschen verschiedener Kardinäle mit Amorinen und Grazien und andern erotischen Emblemen verziert." — Zu den verschiedenen Einwohnern Roms, die durch den Abzug der Franzosen litten, gehörten vorzüglich die hart geplagten, doch vorzugsweise vor den Ketzern unter den Christen mit einem Local zu gottesdienstlichen Versammlungen begünstigten Juden; mehrere Wochen lang durfte sich keiner ausserhalb seines Bezirks (Ghetto) sehen lassen, bis endlich die Regierung, die bey jedem Auflaufe des Pöbels jenen Bezirk nur durch Verstärkung der Wache an den Thoren desselben vor Plünderung und Brand schützen kann, durch wiederholte geschärfte Befehle den Pöbel zur Ruhe brachte. Die gegenwärtige Besatzung von Rom, etwa 1200 Mann stark, meistentheils wohlgebildete aber aus Mangel an guten Officieren schlecht disciplinirte Truppen, besteht aus sehr verschiedenen Theilen mit eben so verschiedener Montur; ihre Uniform ist ein Compositum aus allen militärischen Trachten, die während des Kriegs in Rom erschienen; die Infanterie ist vornehmlich nach kaiserlichen, die Dragoner sind nach neapolitanischen, und die Husaren nach französischem Schnitte gemodelt; die (erst von dem jetzigen Papste statt der ehemaligen Cavallerizzi errichtete, aus etwa hundert freywilligen römischen Edelleuten bestehende) Nobelgarde hat sich die Engländer zum Muster genommen; die Schweizer allein sind ihrer barokken altdeutschen Tracht treu geblieben. Die Bevölkerung der Stadt, deren Sterblichkeit, aus Gründen, die der Vf. in dem ersten Abschnitte näher entwickelt, so beträchtlich ist, dass sie in einigen hundert Jahren aussterben müsste, wenn nicht der Verlust immer wieder aus der Provinz und dem Auslande ersetzt würde, betrug nach dem Staatskalender im J. 1800, die 9—10,000 Juden ausgeschlossen, 153004, worunter 1586 Priester, 1337 Mönche, 1330 Nonnen, 1383 Arme in Spitälern waren. Was von dem gegenwärtigen schlechten Zustande der Literatur Italiens, von der Schwierigkeit der Schriftstellerey u. s. w. bekannt ist, gilt grösstentheils auch Rom, wo es jetzt mehr als je, an den nöthigen Protectoren fehlt; denn „gegenwärtig möchten die Kardinäle, welche sich mit den Wissenschaften beschäftigen, leicht an den Fingern einer Hand abzuzählen seyn. Eben so selten ist jetzt auch gelehrte Bildung unter dem hohen Adel; der Principe Chigi und der Duca di Sermonete sind vielleicht die beiden einzigen unter der Menge, welche einen Theil ihrer Musse zu literärischen Beschäftigen verwenden." — Das grosse Publicum hat wenig Liebhaberey an Lectüre; Leseinstitute giebt es daher gar nicht, und sie würden auch wahrscheinlich nicht von der Regierung geduldet werden. Doch kann diese die Einführung verbotener Bücher, besonders der sogenannten neuen Philosophen, nicht hindern. An die Stelle des während der Revolution zuerst erschienenen einzigen Zeitungsblattes, des *Monitore* giebt jetzt der bekannte Antiquar *Fea* einen *Spettatore romano* heraus, der aber kaum die Kosten bezahlt. Je unbedeutender übrigens die einst so blühende Literatur Italiens und insonderheit Roms ist, desto rühmlicher herrscht diese Stadt noch jetzt im Gebiete der Künste; „denn wie ansehnlich auch — sagt der Vf., der hier ganz als Kenner spricht und durch diesen Abschnitt ein zum Theil stark herrschendes Vorurtheil widerlegt — der Verlust ist, den Rom im Laufe des verflossenen Jahrhunderts, durch die Ausführung so vieler vorzüglicher Kunstwerke in alle Länder Europens, nach Florenz und Neapel, nach England und Spanien, besonders aber durch die letzte grosse Plünderung der Franzosen erlitten hat: so finden sich doch immer noch die meisten Ueberreste der Alten, und die ersten Meisterwerke der neuern Kunst hier beysammen und stellen so, bis auf wenige, in andern Städten Italiens leicht auszufüllende Lücken, eine Geschichte der Kunst anschaulich dar." Mit Wärme erklärt sich hier der Vf. gegen die Plünderung der Franzosen, deren Unzulänglichkeit für die Bildung junger Künstler sie deutlich genug dadurch eingestehen, dass sie für nöthig halten, auch künftig, so wie vormals, die vorzüglichsten derselben nach Rom zu senden. Bey dieser Gelegenheit äussert sich der Vf. nicht aufs vortheilhafteste über den Geschmack der französischen Künstler, deren Idol ehedem Bernini, der Verderber des guten Geschmacks, war, und jetzt David ist, der, so wie jener in den Formen übertrieb, im Ausdruck übertreibt, und entwickelt überhaupt die Epochen des seit Raphael immer mehr gesunkenen Geschmacks der italianischen Künstler, die sich jetzt vornehmlich nach David bilden, doch so, dass die Werke Raphaels ihren Einfluss auf ihre Arbeiten noch nicht ganz verloren haben. Was der Vf. weiterhin über die verschiedenen jetzt mehr oder weniger gewöhnlichen Arten von Malerey, der Bildhauerey u. s. w. und den vorzüglichsten in- und ausländischen Künstlern, besonders dem seit kurzem so ehrenvoll ausgezeichneten *Canova*, und deren Werken

ken sagt, muss in dem Buche selbst nachgelesen werden. Den Beschluss machen allgemeine Bemerkungen über die letzte Revolution von Rom und des römischen Staats. Die zerrüttete Lage desselben ist nur zum Theil eine Wirkung der Revolution; sie beschleunigte bloss die Uebel, die auch ausserdem erfolgt seyn würden, und eben deshalb ist auch keine Hoffnung, dass Rom, gleich andern Staaten, durch den Frieden wieder in Aufnahme kommen werde. Diese lässt sich nur von einer andern Regierung erwarten. Indessen hat sich das Volk nach der Revolution leicht überzeugen lassen, dass das Elend unter dem Krumstabe erträglicher sey, als unter der strengen Zuchtruthe einer weltlichen Regierung. Ungeachtet übrigens die Revolution von zu kurzer Dauer war, um dem Geiste der römischen Volksmasse eine andere Richtung zu geben: so hat sie „doch nicht nur im Mittelstande, sondern selbst in den untern Volksclassen, einen Schimmer der Aufklärung zurückgelassen, den man so leicht nicht wieder vertilgen wird. Die Achtung für die Grossen hat sich sehr vermindert — die wöchentlichen Fasten werden weniger streng beobachtet; — und obgleich das Volk überzeugt ist, dass die Republik nicht der Weg war, zu irdischer Glückseligkeit zu gelangen: so fühlt es doch zugleich, dass die leere Segenshand des heiligen Vaters seine Uebel eben so wenig lindert; ja es will nicht einmal glauben, dass die Fortdauer dieser Uebel eine Wirkung der Revolution sey, da es freylich sieht, dass die Häupter der Regierung nur für die Wiederherstellung ihres ehemaligen Pomps sorgen und für seine dringenden Bedürfnisse nichts thun. Indessen ist bey allem diesem Elende der Luxus, besonders des weiblichen Geschlechts, stärker als je. Die Mittel ihn zu bestreiten findet der grösste Theil der Römerinnen in ihren Reizen." — — —

Eine sehr angenehme Zugabe zu diesem Gemälde von Rom, zu welchem in der Vorrede ein Seitenstück von Neapel versprochen wird, sind, ausser dem Bildnisse des Kardinals Ruffo, (ehemaligen Schatzmeisters der päpstlichen Kammer und Urheber des unseligen Papiergeldes, wie auch Generalissimus der neapolitanischen Insurgenten-Armee,) mit dessen Biographie, sechs römischen Originalen nachgebildete Kupfer mit deren Erklärung. 1) Duphots Ermordung vor dem Thore des Pallastes Corsini; 2) Ausstellung heiliger Reliquien in St. Peter, durch deren Berührung die päpstlichen Officiere ihre Degen weihen liessen; 3) die Berathschlagung der französischen Officiere in der Rotunda; 4) Berthier procla[illegible]t feyerlich die römische Republik auf dem Capitol; 5) Einzug der (ehemaligen) Consuln auf Eseln; 6) Leichenbegängniss Pius VI. Drey andere Kupfer, durch welche die auf den Titel versprochene Zahl voll wird, sind Umrisse Canovalscher Kunstwerke.

PHILOLOGIE.

Erlangen, b. Palm: *Praktische Anweisung, Kinder auf eine leichte, angenehme und den Verstand schärfende Weise französisch lesen und sprechen zu lehren.* Für Aeltern, die ihre Kinder selbst lehren wollen, Sprachmeister und Gouvernantinnen. Von *J. P. Pöhlmann.* 1802. 120 S. 8. (8 gr.)

Der Vf. setzt bey dieser Anweisung Kinder voraus, welche schon deutsch lesen gelernt haben, und auch die französischen Buchstaben kennen. Um ihnen die richtige Aussprache des Französischen auf eine leichte und angenehme Art beyzubringen, bedient er sich der auf Bretchen geklebten beweglichen Buchstaben, womit er Sylben und Wörter an einer dazu eingerichteten Tafel vor den Augen der Kinder zusammensetzt, und sie dann aussprechen lehrt. Gleich die erste Lection fängt mit den Silben ca, ce, ci, co, cu, an. *Lehrer:* Wie wollt ihr diese Sylben aussprechen? *Kinder* (lesen wahrscheinlich, wie im Deutschen). *L.* Das war falsch gelesen. Nun will ich einmal lesen. (Der Lehrer liest die angelegten Sylben einigemal vor.) Habt ihr nicht bemerkt, dass ich das c einigemal wie s ausgesprochen habe? *K.* Ja. *L.* Was behauptet ihr jetzt bemerkt zu haben? *K.* Dass Sie dass c wie s ausgesprochen haben. *L.* Durchaus, bey allen Vocalen? *K.* Nein.

Man sieht hieraus, dass die Methode des Vfs., wenn gleich nicht neu, doch die bessere ist, und dass Lehrer und Lehrerinnen, welche diese noch nicht kennen, seine Anweisung mit Nutzen werden gebrauchen können. Ein dabey befindlicher Bogen mit einzelnen, grössern und kleinern, Buchstaben und Sylben dient zur Einrichtung des Buchstaben-Kästchens, welches der Vf. aber auch Liebhabern ganz fertig mit dem dazu gehörigen Apparat gegen frankirte Einsendung von 5 fl. 30 kr. rhn. oder 2 Lbthl. zu liefern verspricht.

Die Gabe der Deutlichkeit besitzt der Vf. in einem hohen Grade, und die Beyspiele und Leseübungen sind mit Beurtheilung gewählt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 17. December 1802.

LITERATURGESCHICHTE.

UPSALA, b. Edman; *Bibliotheca Historica Sueo-Gothica* eller Förtekning uppå såväl tryckte som handskrifne Böker, Tractater och Skrifter, hvilka handla om Svenska Historier, eller därutinnan kunna gifva ljus; med Critiska och Historiska Anmärkningar, af *C. G. Warmholz*, Hof-Råd. *Åttonde* Del. (oder: *Verzeichniss sowohl gedruckter als ungedruckter Bücher, Abhandlungen und Schriften,* welche die Schwedische Geschichte betreffen oder solche erläutern, mit kritischen und historischen Anmerkungen, von Hofr. *Warmholz. Achter Theil.*) 1801. 229 S. 8.

Schon fingen wir an zu besorgen, dass diese schätzbare historische Bibliothek, obgleich der verstorbene Warmholz solche vollständig ausgearbeitet, in 15 Bänden hinterlassen hat, in Stocken gerathen würde. Um so angenehmer ist es uns, jetzt nach einer Pause von acht Jahren wieder einen neuen Theil davon zu erhalten; dessen Herausgabe wir dem Hn. Prof. *Aurivillius* in Upsala zu danken haben. Dieser Theil enthält bloss das Verzeichniss der Bücher und Schriften, welche die Schwedische Geschichte während der Regierung der Königin Christina betreffen. Diess Verzeichniss läuft mit fortgehender Numer der vorigen Theile hier von 3895 bis 4470. Freylich nicht alles grosse Werke und Bücher, sondern auch kleine Flugschriften, Reden, Schreiben, Münzen, Manifeste, Gedichte, auch Bücher die sich zwar nicht eigentlich mit der Schwedischen Geschichte beschäftigen, aber doch bey Dingen, welche die Schwedische Geschichte der Zeit angehen, verweilen. Die dem vollständigen Titel der Bücher oft beygesetzten Anmerkungen betreffen theils den Inhalt, theils sind sie bibliographisch, historisch oder biographisch, literarisch und kritisch, als z. B. bey *The Swedisch Intelligencer*, London 1634; wovon der Vf. nur vier Theile vor sich gehabt hat; nach *Harte* sind noch mehrere davon heraus, die aber schlechter sind, da sie einen andern Vf. haben; man findet sie selten beysammen. *Monro's Expedition with the Scots Regiment*, Lond. 1637. hat *Harte* gut zu nutzen gewusst. Vom Graf *Bisaccioni* ist sowohl der *Commentario delle Guerre succese in Almagna*, Venedig 1634, als die *Memoria Historiche*, Venedig 1642, und besonders das Werk: *Delle Historie memorabili de nostri tempi*, in zehn Büchern, Turin 1653. Auch er hält den Herzog Albrecht von Sachsenlauenburg für den Mörder K. Gustav Adolph, und führt die in neuern Zeiten wieder in Anregung gebrachte romanhafte Erzählung von dem Hasse dieses Fürsten gegen den König, wegen eines vormals von ihm empfangenen Backenschlages, an. Angenehm sind die literarischen Nachrichten von *Chemnitz Königl. Swed. in Teutschland geführten Krieges*, *I. Th.* Stettin 1648, den er hernach selbst ins Lateinische übersetzt, 1648 herausgegeben hat. Das Werk bestand eigentlich aus sechs Theilen. Den zweyten Theil, der seltener ist, legt *Vogt* ohne Grund dem Kanzler *Oxenstjerna* bey. Vom dritten Theil soll nach *Grubers* Bericht sich ein Exemplar in der Bibliothek zu Hannover befinden. Allein er ist überhaupt nicht gedruckt, da er nicht vollendet war, und also kann etwa eine Handschrift davon in der Hannöverischen Bibliothek auch nicht vollständig seyn. Eine Handschrift davon ist in der Königl. Bibliothek zu Stockholm vorhanden. (Rec. erinnert sich irgendwo gelesen zu haben, dass der vierte Band, der mit dem dritten zusammen die Geschichte des deutschen Kriegs, unter dem Feldmarschall *Baner* enthielt, im Reichsarchiv seyn soll.) *Stjernemann* versichert, dass alle ungedruckten Theile im Manuscript vorhanden sind, ohne anzugeben, wo sie sich befinden. *Bogisl. Phil. von Chemnitz* war ein Sohn des Holsteinschen Kanzlers *Martinus Chemnitius*, und Enkel des berühmten Theologen D. und Superint. *Martinus Chemnitius*. Er ward mit seinen fünf Söhnen und einer Tochter 1648 in Schweden geadelt. Nach vollendeten Studien ging er in Holländische und Schwedische Kriegsdienste, ward Capitain, hernach *Historiographus Regni Sueciae*, und zugleich *Häradshöfding* (Distriktsrichter), und 1675 Hofrath. Er starb im Febr. 1678 auf seinem Gute *Hallstad*, und mit ihm ging der in Schweden introducirte Zweig dieser Familie wieder aus. — Der Vf. der *Commentariorum de bello germanico ejusque Caussis auctore Benigno Julio*, Frfti 1638. in fol., war eigentlich *Nicol.* oder vielleicht richtiger *Julius Bellus*. Das Buch erschien zuerst 1627 in deutscher Sprache unter dem Titel: *Oesterreichischer Lorbeerkrantz*, und der von ihm herausgegebene: *Kayserl. Triumpffvagen*, ist nur ein Auszug daraus. *Bellus* veränderte oft seinen Namen, damit seine gelehrten Diebstähle nicht zu sehr in die Augen fallen möchten. *Henckelii* seltene *Epistolae carcerales*, Holm. 1640, worauf *Morhof* und *Gryphius* grossen Werth setzen, enthalten doch nichts Interessantes. In *Hulsius Ondergank des Roomschen Arents door den Noordschen Leeuw*, Amsterd. 1642, sind auch nur die Kupfer das Beste. *De Grenaille Saldat Suedois*, Paris 1642, ist eine Fortsetzung von *Spanheims Soldat Suedois*;

dois; enthält aber meist Zeitungsnachrichten. Vom *Epitome Rerum Germanicarum*, die *Böhm* zu Leipzig 1760 mit Anmerkungen herausgab, führt Hr. *W.* eine seltenere und weit vollständigere Ausgabe von 1657 an. *Dania ad exteros de perfidia Suecorum*, 1643 hat keineswegs den Bremischen Kanzler *Th. Reinning* zum Vf., welcher daher von den Schweden, die ihn gefangen bekamen, nach einiger Erzählung, gezwungen seyn soll, es in Grütze aufzuessen, sondern den bekannten *Gundaeus Rosencrantz*. Die erste Auflage von *J. H. Baeckleri Historia belli Danici*, Stockh. 1676, die wir *Bergenhjelm* zu danken haben, hat vor der spätern von 1679 manche Vorzüge. *Mannerschied Litterae*, Holm. 1653 sind nicht, wie es in der Vorrede zum fünften Band von *Mejers Act. pac. Westph.* heisst, zuerst in den *Miscell. Lips.* sondern schon vorher gedruckt, und des Rector *Ladows* zu Reval, Handschrift davon war eine Copie derjenigen, die *Oljequist Hist. Caroli Gustavi* angehängt ist. Der *Recueil des harangues*, *et des lettres*, Paris 1660, ist eine seltene Sammlung, die sogar *Arkenholz* nicht bekannt war. *Lacombe Histoire de Christine*, à Paris 1762, ist nur ein Auszug aus Arkenholz. Die Kritik der angeführten Bücher ist doch nur selten des Vfs. eigene, es ist aber immer angezeigt, woher sie genommen ist. — Unter den von dem Vf. aufgenommenen Manuscripten bemerken wir hier nur: z. B. Hn. *Bernharden des Grossen, Herzog zu Sachsen etc. Heldenthaten aufgezeichnet von dessen Gen. Adj. von der Grün, und mit dessen Annotatis in ein Compendium* verfasst, (von *W. C. Zorn* von *Blapsheim* in 4.) in der Gothaischen Bibliothek zu Friedenstein, *Annales regni Sueciae ab an.* 1628 *ad a* 1639, in der Bibliothek zu Skogkloster; *Sam. Neugebaueri Diarium obsidionis Bremensis*; *Ax. Oxenstierna Relatio de administratione regni sub minorenni Christinae Reg. aetate, consignata* 1644, im Reichsarchiv; *Chronologia Danica inchoata a M. Nic. Petraco, deducta per C. Aslacium, et ab Olao Wormio ad an.* 1648 *continuata*, in der akademischen Bibliothek zu Upsala; *Supplement til Dr. Christinae memoirer för åren* 1681—1687. von *C. G. W.*, dem Vf. dieser Bibliothek, der darin Manches hat, was Arkenholz theils nicht bekannt war, theils von ihm aus Mangel an urkundlichen Nachrichten nicht vollkommen entwickelt werden konnte. Es betrifft hauptsächlich die Verwaltung der der Königin zum Unterhalt ausgesetzten Länder, ihre Unterhandlungen mit dem Schwedischen Hofe, Processe mit verschiedenen Privatpersonen u. dgl. m. Rec. wünscht, dass man auf den neunten Theil nicht so lange, als auf den achten warten dürfe.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STOCKHOLM, b. Lindh: *Brefväxling. Förste Bandet. Första til Femte Häftet.* (*Briefwechsel. Erster Band.* I. bis V. Heft.) 254 S. 8.

Hr. Assessor und Bibliothekar *Gjörwell* in Stockholm, der so viele periodische, historische-literarische Arbeiten seit 1748 unter verschiedenen und oft veränderten Titeln herausgegeben, und viel dazu beygetragen hat, Liebe für Geschichte und Literatur in seinem Vaterlande zu wecken und zu befördern, hat bey seinen hohen Jahren seit einiger Zeit grösstentheils die Feder niedergelegt. Ausser seinen *Svea Rikets Annaler* (Schwedische Reichsannalen), und *Det lefvande och utseocknade Sverige* (das Lebende und mit Tode abgegangene Schweden), fing er 1798 an, diess *Colloquium epistolare*, welches er sein Familien Testament nennt, herauszugeben, wovon in diesem Jahre erst, der erste Band in fünf Heften vollendet erschienen ist. Er enthält 28 Briefe, zum Theil mit beygefügten Anmerkungen und einigen Beylagen. Die Briefe betreffen grösstentheils die Literatur überhaupt und die Historie, besonders die Schwedische und die Zeitgeschichte. Einige sind mit Abkürzungen oder nur Auszugsweise mitgetheilt. Ein paar derselben, die schon vorher in des Vfs. *Riks-Archivum*, gedruckt waren, sind neu übersehen und verbessert. Die Sammlung enthält sowohl Briefe an den Vf., als Briefe von ihm selbst. Erste sind besonders von dem um die Literatur so verdienten Hofr. *Warmholz* von 1756 bis 1785 da er starb, vom Prof. *Liden*, von 1763 bis an seinen Tod 1793 geschrieben: so auch vom Arch. v. *Linne*, Bischof *Rhyzelius*, D. *Bälter*; andere sind zwischen *Agrophilus* und *Urbicola*, zwey Pseudonymen gewechselt. Des Vfs. eigene Briefe sind grösstentheils an einen ungenannten Freund auf dem Lande geschrieben. Ausser mehrern, freylich nicht immer gleich wichtigen Dingen, liest man darin unter andern, eine Nachricht von der dem K. Gustav III. errichteten Statue, und dem von ihm der Stockholmer Bürgerschaft zu Ehren gesetzten Obelisk; von einem dem berühmten Dichter *Kellgren* errichteten Monument, welches zugleich in Kupfer gestochen beygefügt ist; von der Königin Margaretha der ältern zu Navarra; Urtheile über den Charakter K. Karl XII.; Nachricht von der Warmholzischen *Bibliotheca Historico Sueogothica*, wovon der Vf. die ersten sieben Theile herausgegeben, das ganze völlig geendigte Original in 15 Folianten aber jetzt an die Akademie zu Upsala abgeliefert hat, welche auch neulich die Herausgabe des achten Theils durch Hn. Prof. *Aurivillins* besorgen lassen. Auch liest man Nachrichten von den Reisen der Königl. Familie, von dem traurigen Tode des Erbprinzen von Baden; eine historisch-genealogische Nachricht von der Markgrafschaft Baden, und dem ganzen Markgräflich Badenschen Hause, u. dgl. m. Hr. *Gjörwell* setzt diesen Briefwechsel fort, und an Materie kann es ihm bey der Ausdehnung, die er der Sammlung giebt, so leicht nicht fehlen. Eine etwas strengere Auswahl möchte man doch, in Hinsicht dessen, was für Schwedische Literatur und Geschichte interessant, und sonst nicht allgemein bekannt ist, wünschen.

1) ZÜRICH, b. Waser: *Lavater der Kinderfreund.* Ein Neujahrgeschenk für die vaterländische Jugend

gend auf 1802, von einem dankbaren Verehrer des Seligen. 111 S. 12. (6 gr.)

2) Hamburg, b. Kratzsch: *Moralisches Taschenbuch für Jünglinge*, die für die Welt tauglich und in derselben glücklich werden wollen. Zunächst zum Gebrauche der Zöglinge des *Hezelischen* Lehr- und Erziehungs-Instituts bestimmt, von dem Director derselben. *Ein neubearbeiteter Auszug aus Chesterfield.* 136 S. 12. (10 gr.)

Der Vf. von Nr. 1., welcher sich *J. S.* unterzeichnet, und als einen warmen Verehrer, aber keinen von den engern Vertrauten Lavaters ankündigt, bemerkte, dass Lavater noch von Niemanden als *Kinderfreund* gezeichnet worden, da doch die Kinderliebe der hervorstechendste Zug in seinem Charakter gewesen. „Er war so ganz Kinderfreund, sein Sinn der ächte, rein evangelische Kindersinn, seine Seele-Kinderseele!" Diess bewog den Vf., durch eine eigene Schrift beyzutragen, dass Lavaters Kinderliebe, Kindereinfalt und Kindersinn bey seinen Landsleuten und besonders bey der vaterländischen Jugend in Andenken bliebe. Wiewohl wir nicht glauben, dass dieses Neujahrsgeschenk eigentlich zu einer Jugendschrift geeignet sey: so sehen wir sie doch als einen dankenswerthen Beytrag zur Charakterschilderung des ausserordentlichen Mannes an. Im ersten Abschnitt wird Lavater *als Freund und Liebhaber der Kinder überhaupt* geschildert. Er nahm zärtlichen, religiösen Antheil an Kindern, weil sie Jesus geliebt, nannte sie am liebsten *Engel Gottes*, unterhielt sich immer freundlich mit ihnen, entliess selten eines unbeschenkt „und wenn er mit hohen, fürstlichen Personen in Gesellschaft oder auf Spaziergängen war, schien ihm das kommende Kind willkommner als der Fürst selbst zu seyn." Er betete für sie und empfahl sich in das Gebet unschuldiger Kinder, dem er einen grossen Werth beylegte. Er ward von den Kindern geliebt und verehrt, und seine Lehren und Ermahnungen hatten grossen Einfluss auf ihren Fleiss und ihr sittliches Betragen. Sein physiognomischer Blick betrog ihn am wenigsten bey der Beurtheilung von Kindergesichtern. II. *Lavater als Religionslehrer der Jugend seiner Gemeinde.* Was er von einem Lehrer der Kinder foderte, wird hier durch eine Rede dargethan, die er bey Vorstellung eines Kinderlehrers in einer Landgemeinde gehalten hat. Er sorgte für die Erziehung der Zürcher Waisenkinder und der Kinder seiner Petersgemeinde durch Unterricht und durch Kinderschriften, die er herausgab. Sein Schulunterricht wie seine Catechisationen wurden mit Wärme, Freundlichkeit und Herzlichkeit gehalten, und drangen ans Herz. III. *Lavater als Vater und Erzieher seiner eigenen Kinder.* Rührende Züge der lebhaftesten Freude über die Kinder, die ihm geboren wurden. Er erzog sie mit Liebe und im Sinn des Christenthums; alles wurde mit Religion tingirt, aber mit der freundlichen, bey der sich die Kinder froh und wohl befanden. Wäre doch der Vf., der Lavatern einen aufgeklärten Erzieher nennt, nicht so leicht darüber hingeglitten, was Lavater für die Bildung des Verstandes und der Vernunft seiner Kinder gethan, ob er die Fehler, die bey der Ausbildung, welche er selbst erhalten oder sich gegeben hatte, begangen worden waren, zu vermeiden, und das Gefühlvermögen und die Einbildungskraft mit dem Verstand, der Urtheilskraft und der Vernunft derselben ins Gleichgewicht zu bringen suchte! Ein Zug von seiner steten Aufmerksamkeit für seine Kinder wäre auch hier an seiner Stelle gewesen, dass er seinem auf der Universität befindlichen Sohne monatlich ein für ihn besonders eingerichtetes, äusserst sauber in Folio geschriebenes und splendid gebundenes Tagebuch mit der Aufschrift: *Noli me nolle* zuschickte, worin die Geschichte der täglichen Vorfälle im Lavaterschen Hause mit allerley Bemerkungen und guten Lehren in gebundener und ungebundener Rede begleitet war. IV. *Lavater als Schriftsteller für die vaterländische Jugend.* Da ein Theil der hier verzeichneten Schriften weniger ausser dem Kreise, für den sie zunächst berechnet waren, bekannt geworden sind, so verdient der Vf. Dank durch Aufzählung und Beurtheilung derselben. Einigen wird grosses Lob ertheilt, von andern bekennt der Vf. selbst, dass der Ton in ihnen etwas verfehlt sey, und dass überhaupt Lavater's Vielschreiberey der Vollkommenheit seiner Arbeiten Abbruch gethan habe.

Was Nr. 2. anbelangt, so hatte es Hr. *Hezel* zunächst für seine Lehr- und Erziehungs-Anstalt in Giessen bestimmt. Da er aber unterdessen an die Kaiserliche Universität in Dorpat berufen wurde, wo er ein Institut für die adeliche Jugend in Curland, Liefland und Esthland zu errichten denkt: so erhält das Büchlein nun eine neue Bestimmung für seine Zöglinge *in spe*. Die Güte der Grundsätze, welche diese Anstalt den jungen Herzen einprägen wird, soll nun dieses moralische Taschenbuch beurkunden, welches 55 Chesterfieldische Aphorismen mit weitern Ausführungen enthält. Letztere wären einer sorgfältigern Ausarbeitung bedürftig. S. 45. „*Bemühe dich, dir edle Sitten zu eigen zu machen. Edle* Sitten schliessen alles Gemeine und Pöbelhafte aus. Wenn du Leute siehest, die im Besitze eines bedeutenden Vermögens, einen hohen Werth in ihre schönen Kleider, und überhaupt in Gegenstände des Luxus setzen, Andere, die es ihnen hierin nicht nachthun können, deswegen — mit Verachtung ansehen, und im Gegentheile, eifersüchtig und neidisch auf diejenigen sind, die es ihnen, in irgend einem Stücke, zuvorthun: so hast du einen Begriff von pöbelhaften und unedlen Sitten; mögen sie auch übrigens mit einem gewissen Grade von Feinheit und Geschmeidigkeit im Betragen, verbunden seyn." S. 46. *Rede oft, doch nie zu lange.* — Insbesondere hüte dich, *lange* Geschichten zu erzählen. — Nur wenn sie *sehr* artig und — *sehr* kurz sind, kannst du *zuweilen* eine vorbringen. Allzu oft damit zu kommen, lässt auf Schwäche des Geistes, *wenigstens auf* Man-

Mangel an Einbildungskraft (!), schliessen." Den sittlichen Werth der Chesterfieldischen Klugheits-Vorschriften hat neulich *Salat* gewürdigt.

KINDERSCHRIFTEN.

Lübben, b. Gotsch: *Moralische Kinderbibliothek* oder die menschlichen Pflichten in Erzählungen für die erwachsenere Jugend von M. *Friedrich Herrmann*, Conrect. am Lyceum zu Lübben. *Erster Theil.* Ueber die Bestimmung des Menschen, das Wesen und die Eigenschaften ächter Tugend und das Geschäft sittlicher Veredlung. 1802. 208 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Was wir von diesem Buche vor uns liegen haben, ist, einer angehängten Nachricht des Verlegers zu Folge, nur die erste Lieferung des ersten Bandes. Sie enthält drey Aufsätze, von welchen der letzte noch nicht vollendet ist. Der erste, mit der Ueberschrift: Tugend ist unsere Bestimmung und unser höchstes Gut, erzählt auf eine ziemlich unterhaltende Art die Geschichte dreyer Brüder, deren jeder sich einen andern Zweck zu erreichen vorsetzte, und welche endlich, nach verschiedenen Ereignissen, auf eine ziemlich romanhafte Weise vereinigt werden. Weniger interessant ist nach unserm Urtheile der zweyte Aufsatz: wir sollen auch glücklich werden, aber unser Glück muss der Tugend untergeordnet seyn, und das Streben nach dem ersten darf dem letztern nicht schaden. Sollte der S. 137. aufgestellte Grundsatz: wer gewohnt ist, sich Freuden zu versagen, der ist auch nicht aufgelegt, andern Freude zu machen, wirklich richtig seyn? Rec. glaubt vielmehr das Gegentheil. Wer nur immer selbst geniessen will, wird dadurch oft unfähig und ausser Stand gesetzt, andern eine Freude zu machen. Unrichtig ist auch die in dem dritten Aufsatze, über das Wesen der Tugend vorkommende Behauptung S. 183., dass Muhammed den Koran selbst geschrieben habe. Er dictirte nur einzelne Stücke desselben, wie sie ihm einfielen. Nachher wurden sie gesammelt und mit Zusätzen versehen.

Hamburg, in Comm. b. Kratzsch: *Auswahl der lehrreichsten und interessantesten Geschichten und Erzählungen für Kinder. Erster Theil.* 1801. 296 S. *Zweyter Theil.* 283 S. *Dritter Theil.* 183 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Fast alle in dieser sogenannten Auswahl befindliche Aufsätze sind aus *Campe's* Kinderbibliothek, *Moriz's* Fibel, den kleinen Belustigungen und dem angenehmen Zeitvertreib für Kinder etc. genommen. Wäre diese Compilation ein neuer Abdruck längst bekannter lehrrei*cher* und interessan*ter* Erzählungen genannt worden: so hätte der Sammler schon mehr als zu viel zu ihrer Empfehlung gesagt. Was soll denn den künftigen Erzählungsabschreibern zu ihrer Firma übrig bleiben, wenn jetzt schon das Lehrreich*ste* und Interessante*ste* weggenommen wird?

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Leipzig*, b. Kummer: *Abbildung und Beschreibung eines durch Praxin vervollkommneten holzersparenden Kochofens, wo mit dem vierten Theile Holz auszukommen.* Herausgegeben von *Georg Friedrich Kettner*, Bau-Inspector. 1800. 29 S. kl. 8. m. 1. K. (4 gr.)

Ebendas.: *Verbesserter Wärme- und Kochfeuer-Behälter in Betreff der Holzsparung und Betrachtung über Essen-Bau und Zug.* Von *G. F. Kettner*, Bau-Inspector. 1801. 52 S. kl. 8. m. K. (8 gr.)

Statt des gewöhnlichen Heerds in der Küche wird hier der holzsparende Koch-Ofen, zu Benutzung der bey dem freyen Feuer davon gehenden Hitze, angebracht. Er wird deswegen als ein Parallelopipedon von Mauersteinen, oder auch, wenn er zur Seite durch die Wand in ein Zimmer gehen soll, von Kacheln aufgebauet; seine wesentlichen Theile sind, die *Kochmaschine*, oder ein Kasten vo Eisenblech, in welchem die Töpfe eingesetzt werden, dessen Grösse sich also nach der Anzahl und Grösse der Töpfe, welche in einer Haushaltung zugesetzt werden sollen, richtet. Diese Maschine wird in dem Ofen fest gemacht, und bestimmt zunächst seine Weite und Tiefe. Ihr unmittelbar zur Seite ist in den Ofen der Wasserkessel eingemauert, der zur Hälfte ausser ihm hervorragt. Das unmittelbar unter der Kochmaschine auf einem eigenen mit dem nöthigen Luftzug versehenen Feuerheerd, angebrachte Feuer, zieht sich nun auf der linken Seite unmittelbar, auf der rechten Seite der Kochmaschine aber zwischen dieser und dem Wasserkessel aufwärts, und durchstreicht so einen Canal, über welchem eine blecherne Bratröhre und eine Wärmeröhre neben einander in einem gewissen Abstand angebracht sind, zwischen welchen sich das Feuer durchzieht, und endlich oben bey der mit einer Klappe versehenen Esse ankommt. Noch weiter verbreitet sich der Erfinder über diese Oefen in der Abhandlung über verbesserte Wärme- und Kochfeuer-Behälter. Er giebt in derselben die Beschreibungen von gewöhnlichen und verzierten Zimmeröfen, von Kochöfen, Bratröhren, Kesselfeuer, Brantwein, Destillir- und Dörröfen; und fügt diesem noch einen Aufsatz über Braupfannen, und über den Bau der Essen bey. Da die Beschreibung dieser Oefen hier zu weitläufig werden müsste: so begnügt sich Rec. nur zu bemerken, dass die Regeln, nach welchen diese Oefen gebauet werden, ganz auf ächten physikalischen Grundsätzen des Feuers und des Zuges beruhen, und deswegen vorläufig einen guten Effect versprechen; es ist daher um so mehr zu wünschen, dass auch durch die Erbauung solcher Oefen die zu beabsichtigende Holzersparung und einleuchtenden Vortheile mögen erprobt werden.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 18. December 1802.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Jena, b. Stahl: D. *Joh. Wilh. Schmid's katechetisches Handbuch zum Gebrauch für akademische Vorlesungen und Uebungen.* In drey Theilen. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. 1798 und 1801. gr. 8.

Die erste Ausgabe von 1791 ist in der A. L. Z. nicht angezeigt. Diese zweyte ist nach des Vfs. Tode von Hn. *K. Ch. Erh. Schmid*, Prof. der Theologie in Jena, besorgt und erweitert, so dass er, nach dessen Erklärung in der Vorrede zum zweyten Theil, eine Encyklopädie für einen vollständigen Unterricht in der christlichen Religionslehre darstellen soll. Der erste Theil von 305 Seiten enthält Regeln der Katechetik, der zweyte von 391 S. einen kurzen (?) Abriss der Religions- und Sittenlehre für die christliche Jugend, und der dritte Beyspiele von Katechisationen auf 276 S. In der Einleitung zum ersten Theil wird eine literarische Geschichte der Katechetik in allen christlichen Kirchenpartheyen gegeben, die ziemlich vollständig ist. Darauf *zuerst* von der Wahl der Materien aus der Glaubens- und Sittenlehre (wohin der Vf. auch die messianischen Weissagungen des A. T. rechnet, die doch jetzt nur für wenige von religiösem Gewichte seyn möchten) aus der Geschichte der Bibel und der Religion, den biblischen Geschichten, der Kirchen- und Dogmengeschichte, der Naturlehre und der Schrifterklärung [ein Plan zu einem vieljährigen Cursus!] *Zweytens* von guter Einrichtung und rechtem Gebrauch eines Katechismus nach Materie und Form [zu weitläufig]. *Drittens* von der Katechisation selbst, bey Kindern und Erwachsenen. Wobey gute Bemerkungen über die Anwendbarkeit der sokratischen [ironischen!] Methode, der Lehrart Christi, über die Erweckung der Thätigkeit der Urtheilskraft und des moralischen Gefühls u. s. w. vorkommen. Es ist doch sonderbar, dass man noch immer die sokratischen Gespräche, wie sie Plato und Xenophon uns aufbehalten haben, für Muster eines dialogischen Unterrichts hält. Wer ihre Form kennt, wird mit dem richtigen Urtheil Wielands im vierten Bande seines Aristipps einstimmen. Im *zweyten Bande*, der in der neuen Auflage den besondern Titel hat: *kurzer Abriss der Religions- und Sittenlehre für die christliche Jugend*, wird im *ersten Theil*, 1) vom Menschen, dessen Beschaffenheit, Bestimmung und Pflichten gegen sich und andere, 2) von Gott gehandelt, von dessen Daseyn zuerst der moralische, dann der physico-theologische Beweis von S. 42. bis 132. mit solcher Weitläufigkeit geführt wird, dass der Vf. eine ganze Naturgeschichte nach allen Naturreichen liefert, wobey doch einige Unrichtigkeiten mit unter laufen, z. B. S. 48. „dass die Erde beynahe länglicht rund, wie ein Ey, demungeachtet an beiden Polen etwas eingedrückt sey." Da nun der Durchmesser der Erde unter dem Aequator gegen den Durchmesser von einem Pole zum andern, sich wie 178 zu 177 verhält, welches einen Unterschied von etwa 16 deutschen Meilen beträgt, welch ein ungeheurer tiefer Krater müsste an beiden Polen *bey einer eyförmigen Gestalt* des Erdkörpers seyn? 3) von der Erde und den Veränderungen auf denselben, 4) von der Beschaffenheit des menschlichen Lebens und der menschlichen Gesellschaft, 5) von Erkenntniss Gottes aus der Betrachtung der Natur, wobey denn zum zweytenmal von Gottes Eigenschaften, wie schon oben im zweyten Kapitel, gehandelt wird. Der *zweyte Theil* handelt, von geoffenbarter Religion, 1) deren Beschaffenheit überhaupt [mit weiser Mässigung], 2) von der biblischen Geschichte des menschlichen Geschlechts und der Ausbreitung der Religion von S. 153. bis 213. mit einer Weitläufigkeit, die für den christlichen Religionsunterricht unnöthig scheint. Rec. würde Bedenken tragen, Katechumenen das antediluvianische Philosophem mit den hier und in der patriarchalischen und mosaischen Geschichte vorkommenden anthropopathischen und anthropomorphischen, auch so wenig richtigen physischen und moralischen Vorstellungsarten jenes Zeitalters — *als zum Religionsunterricht gehörig* — vorzutragen. Es ist ein Anderes, wenn Gelehrte diess alles als Archäologie, als Geschichte des langsam entwickelten Menschenverstandes behandeln. S. 186. gesteht der Vf. selbst, dass die Bücher Mosis zu unserm Unterricht in der Religion weniger brauchbar sind, als die jüngern Schriften der Bibel, und S. 190. wie wenig die Geschichte so roher Menschen, als die Richter Israels waren, erbaulich ist. In der Geschichte Jesu und der Apostel S. 213. bis 242. ist auch manches zu weitläufig und wiederholt erzählt. Nun fängt erst 3) die Abhandlung von den Lehren der *christlichen* Religion an, von Gott (wobey noch immer Stellen aus dem A. T. *als Beweisstellen* angeführt werden), von Gottes Wesen und Eigenschaften [die schon oben bey der natürlichen Religion abgehandelt waren, zum drittenmal], von der Dreyeinigkeit [wobey noch nach der alten Kirchendogmatik, Schriftstellen zum Beweise des mit Jesu vereinigten von Anfang *Gott selbst gewesenen* λογος, und der Gottheit des heiligen Geistes

ftes als einer *selbstständigen* göttlichen *Substanz* (für Katechumenen!) angeführt werden]. Eben so von den Engeln [nach einer Dogmatik des 17ten Jahrhunderts]. Von des Menschen Natur und Bestimmung mit weitläufiger Wiederholung dessen, was schon in der ersten Menschengeschichte überflüssig gesagt war. Dann von der Erlösung und Beglückung der Menschen durch Christum, von der Menschen sittlich guter und böser Beschaffenheit [mit Mässigung, doch noch mit zu vieler Schuldogmatik für den Volksunterricht;] von den Pflichten und Tugenden der Christen, von den Folgen des verschiedenen Verhaltens der Menschen in diesem und im zukünftigen Leben; endlich die Geschichte der christlichen Kirche und Religion seit der Zeit der Apostel bis auf unsere Zeit. Wenn man diesen zweyten Band als eine kurze Uebersicht [die unnöthigen Wiederholungen abgerechnet] dessen, was ein Religionslehrer *selbst* nothwendig gelernt haben und wissen muss, betrachtet: so ist es ein nützliches Handbuch für Candidaten und junge Prediger; soll es aber ein Leitfaden *zum Religionsunterricht* seyn, wobey der ganze Inhalt erklärt wird, so würden, bey wöchentlich vier bis sechs Stunden, mehrere Jahre dazu gehören, das alles gehörig zu lehren; — daher auch die Titel: *katechetisches Handbuch* und *kurzer Abriss* der Religions- und Sittenlehre *für die Jugend*, zu einem Buche in drey Theilen von zusammen 972 S. nicht zu passen scheint. Ueberdem enthält es vieles, was nur in eine kirchliche gelehrte Dogmatik, aber zur christlichen Religionserkenntniss gar nicht gehört, wodurch christliche Gesinnung im geringsten nicht befördert werden kann, vielmehr unnöthige Fragen und Anstösse, sonderlich in der alten Geschichte der Bibel, veranlasst werden können. Um durch Religionsunterricht gutgesinnte Christen zu machen, dazu wäre der dritte Theil des Inhaltes hinlänglich, und ohne unnütze Ueberladung des Gedächtnisses dienlicher. Der *dritte Band* enthält Beyspiele zur Erläuterung der Regeln des ersten Bandes, und mit Kindern wirklich gehaltene Katechisationen, zum Theil ausführlich, im Ganzen recht gut, doch in der Methode nicht unverbesserlich; indessen können Candidaten des Predigt- und Schulamtes vieles daraus lernen.

Schlesswig, b. Röhs: *Schleswig-Hollsteinischer historischer Kirchen- und Schulalmanach auf das Jahr* 1801. 274 S. 12. (18 gr.)

Ein patriotisches Unternehmen, welches Beyfall, Unterstützung, und sogar eine den Localitäten anzupassende, vielfache Nachahmung verdient. Der vorgesetzte Kalender ist zweckmässig. Er zeigt die gewöhnliche Perikopen neben den neuen an; alsdann die auf gewisse Termine nöthige Predigtgeschäfte, Berichte, Verlesungen von Verordnungen etc. Nun folgt ein Verzeichniss der sämmtlichen Predigerstellen im Herzogthum Schleswig, die Art, wie sie besetzt werden, ihrer Einkünfte, Abgaben und Lasten, Namen der jetzigen Prediger, der Diöcesen, etc. Verzeichniss sämmtlicher Landschulen in der Probstey Hütten und Eiderstädt auf ähnliche Art. Aufzählung noch unbeförderter sowohl als erst neu examinirter Candidaten, sogar mit öffentlichen Bekanntmachung des „Charakters" (des über ihre Geschicklichkeit gefällten, durch eine Chiffer ausgedrückten Urtheils). Möge diese Publicität vielen ein Sporn zu guten Vorbereitungen werden! Der Candidaten sind 90—100. Alle Jahre werden höchstens 20 bedienstet. Von Kiel sind 1800 abgegangen, um Ostern 11. um Michaelis 13 Theologie Studierende. Noch nicht beförderte (Schulmeister-) Seminaristen in Kiel, mit den Examinationscharakteren. Sie werden dort jetzt auch im Drechseln, Buchbinden, und im praktischen Gartenbau unterrichtet. Ein wichtiges Fach ist Nr. VII. verbesserte Einrichtung verschiedener Stadtschulen. Man sieht aber auch darauf, den Lehrern Fleiss möglich zu machen. Darauf weisst Nr. VIII. von Pensionsanstalten für Schulmeisterwittwen, und Nr. X. von Vertheilung der Schulfondsgelder (von jährl. 410 Rthlr. im Schleswigischen) für Zulagen und Aufmunterungen der Lehrer. Nr. XI. ältere Rescripte über das Schulwesen. Nr. XII. Anzahl der Haupt- und Nebenschulen im Rendsburgischen. Nr. IX. Verbesserung des freywillig bestehenden Predigerconvents im Eiderstädtischen. Den Schluss machen Notizen über die vaterländische das Kirchen- und Schulwesen betreffende Literatur von 1800. Mit bescheidenen und doch freymüthigen Winken zur Kritik. Schriften von Wolfrath, Bolte, Olshausen, G. H. Müller, Frise etc. zeichnen sich aus. Von Kleuckers Encyklopädie I. Bd. wird S. 257. gesagt: „Das ganze Werk ist ein Versuch, „das sogenannte orthodoxe System der Vorzeit zu „vertheidigen. Dass Hr. *Kl.* dabey der neuern Theo- „logie und allen neueren Theologen den Krieg an- „kündigen werde, war zu erwarten; und dass er sich „dabey manche bittere Ausfälle und gehässige An- „klagen gegen Andersdenkende erlaubt, ist nichts „ungewöhnliches, und es mag einem Manne voll so „fester Ueberzeugung von der Alleinwahrheit seines „Systems, das zu vermeiden, wohl schwer genug „seyn." etc. So wird diese Schrift und ihr Vf. in der Nähe beurtheilt. Bekanntlich enthält der zweyte Band eine wortreiche und heftige Antikritik gegen eine Rec. des ersten Bands in unserer A. L. Z., welche, ohne den Vf. näher zu kennen, seine Schrift aus dem nämlichen Gesichtspunkt schildern musste.

STATISTIK.

Nürnberg, b. Stein: *Statistische Aufschlüsse über das Herzogthum Bayern*, aus ächten Quellen geschöpft. — Ein allgemeiner Beytrag zur Länder und Menschenkunde, von *Joseph Hazzi*, Kurpfalzbayerischen General Landesdirectionsrath in München. — *Zweyter Band*, *erste Abtheilung*. 1802. 536 S. 8. und viele einzelne Beylagen. (3 Rthlr. 8 gr.)

Rec. freut sich, die schnelle Fortsetzung dieses wichtigen und dem Statistiker so wie dem Geographen

phen gleich unentbehrlichen Werks, vor sich zu sehen, und auf den unverzögerten Druck der übrigen schon vollendeten Arbeit mit Zuversicht rechnen zu dürfen. Der gegenwärtige Band enthält noch immer die Pflegämter und Gerichte des Rentamts München, und erst der folgende wird die noch fehlenden dieses Rentamts beendigen. Die Einrichtung und Behandlungsart des Vfs. kennen unsere Leser schon aus der Beurtheilung des ersten Theils; auch der gegenwärtige giebt vollständige Auskunft und Belege über Gröfse, Bevölkerung, Kleidertracht, Sitten und Denkungsart der Bewohner, über Beschaffenheit und Cultur des Landes. Ungleich reichhaltiger sind die glücklich aufgefafsten Bemerkungen Hn. *H.* über den gebirgigen Theil des Landes, wo sich der sorgfältige aus eigener langwierigen Einsicht urtheilende Beobachter nicht verkennen läfst. Die Sittengemälde, welche so vieles Auffallende liefern, das in andern Ländern sich nicht findet, welche den schädlichen Einflufs der Ordensgeistlichen, vorzüglich der Bettelmönche, auf Geist und Herz des übrigens gutmüthigen Landbewohners, nicht durch Raisonnement, sondern durch anspruchslos hingelegte Thatsachen bezeichnen, verdienen in der That, dafs der Vf. sein Buch auf dem Titel als einen allgemeinen Beytrag zur Länder- und Menschenkunde angiebt. Der Leser mag selbst nach einigen hier ausgehobenen Stellen urtheilen. S. 42. ff. ist von dem Kloster Benedictbayern die Rede, einem der reichsten und prächtigsten im Lande, und von der Behandlung der Untergebenen, welche aber in den übrigen Klöstern meist noch härter ist. „Die Klosterpferde sehen gut aus, weil bey der jährlichen Pferdeschau im ganzen Gerichte dem Klosterhausmeister die Füllen vorgetrieben werden müssen, und derselbe sich die schönsten für geringen Preis aussucht." — „Die Unterthanen haben alle Scharwerk für das Kloster zu entrichten. Auch müssen die Unterthanen alles vorher dem Kloster anbieten, ehe sie etwas verkaufen dürfen. Ihre Söhne und Töchter müssen alle zuvor als Knechte und Mägde im Kloster dienen; und dafs diefs keinen Vortheil bringt, beweifst, dafs sie sich mit 20 und mehr Gulden jährlich abkaufen, wenn sich jemand anders für sie stellt. Das Wirthshaus in der Jachenau hat die drückende Last, dem Pfarrer und Geistlichen Wohnung und Kost des Tags für acht Kreuzer zu geben." Doch liefse sich hier wohl auch manches zur Vertheidigung sagen, und Hr. *H.* läfst selbst die schönen Anstalten des Stifts für gelehrte Bildung und für das Schulwesen nicht unbemerkt. Von den Abläfsen und Wallfahrten hat der gröfsere Theil des nördlichen Deutschlands keinen hinlänglich lebhaften Begriff; hier also die kurze Beschreibung des Portiuncula Ablafs der Franciskaner zu Weilheim. S. 67. ff. „Den Tag zuvor läuft alles weit und breit zusammen, um zur Beicht zu gelangen, und die Volksmenge ist immer so grofs, dafs die Leute nicht alle in den (zahlreichen) Wirthshäusern unterkommen können, und auf der Gasse zu übernachten gezwungen sind. Am Tage des Ablasses selbst ist ein Drücken und Stofsen um die Kirche herum, ein Dampf, dafs man sich kaum nähern kann, und Kirche und Kloster sind wie belagert. Das gute Völkchen ist vergnügt, dafs es volle Freyheit hat, im Kloster alles zu sehen, und in die Zellen hineinschauen zu dürfen. Da wird denn jede Statue, deren man eine Menge auf allen Seiten antrifft, andächtig geküfst; besonders lassen die Mädchen den Strick des H. Antonius nie ungeküfst; denn nach ihrer Meynung hülft der erste Kufs, um vor der Heyrath nicht Mutter zu werden, und der andere, bald einen Mann zu bekommen." — Am reichlichsten mit Reliquien gesegnet ist aber das Kloster Andechs. S. 82. Der Berg, auf welchem es steht, heifst der heilige Berg, weil er eine halbe Million heiliger Leiber und Gebeine enthält. Folglich ganze Schaaren von Wallfahrern, die selbst von München aus jährlich mit Feyerlichkeit dahin wandern. In der Hofkapelle sind zu beschauen, Milchtropfen aus der Brust Mariä, Haarlocken von der heiligen Anna, einige von Judas Silberlingen, Blutstropfen und Flecke von der Veronika Schweifstuch etc. — Mehrere Züge stellen aber auch von der ehemaligen Landesverwaltung, und von der Lage des Landmanns kein erheiterndes Bild auf. S. 174. „Der hiesige Bauer hat ein unglückliches Misstrauen gegen seine Obrigkeiten. Er sieht sie alle für seine Peiniger an, die es sich zum Geschäfte machen, ihm das Leben zu verbittern, und alle seine Lebensfäfte auszusaugen. Ein hiesiger 70jähriger Bauer will aus seiner *lebenslänglichen* Erfahrung wissen, dafs *noch nie* eine landesherrliche Verordnung erschienen ist, wo nicht entweder eine neue Last aufgelegt, oder Gemeinden gegen einander gehetzt und Processe veranlafst, oder neue Abgaben ausgeschrieben wurden. Dieses Vorurtheil herrscht fast durchgängig. Der Gerichtsdiener läfst sich im Dorfe nicht ein einzigsmal unentgeldlich sehen; allemal wird er entweder für sich, oder für seine Herrschaft, oder für beide zugleich seine Foderungen anbringen; und diefs wie häufig des Jahrs! Der Bauer vermuthet bey jeder neuen Verordnung neue Bedrückung, und da er sich in diesem Stücke so selten irrt, so erschrickt er vor jedem neuen Befehl, so wie vor dem Anblick des Gerichtsdieners." Die Folge von dieser Behandlung und mehrern Rücksichten ähnlicher Art ist, dafs der Landmann die grofse Fruchtbarkeit in seinen Ehen so viel möglich zu beschränken sucht. S. 182. „Der Bauer freut sich, wenn sein Weib ihm das erste Pfand der Liebe bringt, er freut sich auch noch beym zweyten und dritten. Aber nicht so beym vierten; da treten schon Sorgen an die Stelle der Freude. Er sieht alle nachfolgende Kinder für feindliche Geschöpfe an, welche ihm und seiner vorhandenen Familie das Brod vor dem Munde wegnehmen. Sogar die zärtliche Mutter wird schon für das fünfte Kind gleichgültig, und dem sechsten wünscht sie laut den Tod, oder dafs das Kind (wie man sich hier ausdrückt) *himmeln* möchte." — Dafs übrigens der bayrische Bauer ein äufserst reizbares Gefühl für seine Ehre

Ehre hat, und sich sehr häusig bis auf den Tod herumbalgt, ist eine allgemeine bekannte Sache; so wie die schweren Strafen, die man vergeblich zur Einschränkung dieser öfters in Mordthaten ausartenden, rohen Nationalfreyheit, angewendet hat. Auch die Versündigungen im *puncto sexti* sind, zumal in einzelnen Gerichten, eine häusig vorkommende Erscheinung; aber auch hier benimmt man sich sehr delikat mit dem Ausdrucke: *sie hat selbst geheurathet*, sagt man von einem schwangern Mädchen. — Die über die Häuserzahl und einzelnen bemerkenswerthen Gebäude beygefügten zahlreichen Tabellen verdienen vollen Beyfall, weil aus ihnen allgemeine Resultate gezogen werden können, und Hr. *H.* seinen Angaben dadurch das sichere Gepräg der Zuverlässigkeit giebt. Doch begreift Rec. nicht, warum der Vf. die überall so leicht zu bemerkende Menschenzahl nicht beyfügte; er wundert sich desto mehr darüber, da der Vf. sich im Texte sehr häusig darauf bezieht. Z. B. S. 36. „Das Gericht Benedictbayern hat 1827 männliche und 1657 weibliche Köpfe, wie aus der Beylage Nr. 11. zu ersehen ist.“ Aber in der Tabelle finden sich keine Auseinandersetzungen über die Menschenzahl, welche man desto mehr vermisst, da sie zwar über die Städte und Märkte anderwärts her Rec. hinlänglich bekannt ist, nicht aber bey manchen sehr ansehnlichen Pfarrdörfern der hier beschriebenen Gerichte des Rentamts München. Man kann auch wegen dieser Auslassung keine Resultate über das Verhältniss zwischen den Einwohnern der Städte und Märkte, zu den Bewohnern des offenen Landes ziehen. Schon bey dem ersten Theile machte Rec. Erinnerungen gegen die weitläufigen Rechnungen von den herrschaftlichen Gefällen und Ausgaben bey jedem einzelnen Orte oder wenigstens Gerichte; und er muss sie hier wiederholen. Was kann es jedem Ausländer, auch jedem Bayern, der nicht selbst Kameralbeamter ist, frommen, eine Menge Artikel einzeln aufgezählt zu finden, deren mehrere er nicht einmal dem Namen nach kennt? und die ihm am Ende doch kein reines Facit über das Ganze der Abgaben, welche der Bauer zu bestreiten hat, und der Einkünfte, welche der Landesherr und der Gutsbesitzer an directer und indirecter Einnahme beziehen, gewähren können; und doch nehmen diese Tabellen die ganze Hälfte ein, und machen es jedem unbegüterten Manne fast zur Unmöglichkeit, sich ein Buch anzuschaffen, in dessen zwey beträchtlich starken ersten Theilen noch nicht einmal das Rentamt München beendiget ist.

* * *

Berlin, b. Schöne: *Leben und Schicksale, auch seltsame Abentheuer Eduard Isenflamms, eines relegirten Studenten.* Vom Verfasser der Leben und Schwänke relegirter Studenten. 2tes Bändchen. 1803. 314 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1800. Nr. 153.)

Berlin, b. Lange: *Gedichte-Sammlung für Schulen.* Herausgegeben von *August Hartung.* Erstes Bändch. 4te veränderte Auflage. 1802. 248 S. 12. (12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. Nr. 305.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Erlangen*, b. Hilpert: *Diss. hist. exeg. de ortu Theologiae veterum Hebraeorum ejusque cum diverso diversorum seculorum, quibus incrementa sua cepit, ingenio atque indole congruentia.* Pars Prior... Pro facult. docendi publ. def. *Leonhard Bertholdt*, Philos. D. 1802. 74 S. 8. Ein Beytrag zur althebräischen Dogmengeschichte, welcher von Auffassung des richtigen Gesichtspunkts über Modification der Meynungen von Gott nach der bürgerlichen Verfassung der alten Hebräer, von Fleiss, Literaturkenntniss, biblisch-philologischen Studien und eigenem Forschungstrieb Proben liefert, die auf den Vf. Aufmerksamkeit erwecken müssen. Die Uebersetzung von Genes. 6, 3. *vis mea (vitalis) et halitus non porro infra erit apud homines* wäre nach Vergleichung des arabischen Verbum *dun* passend, wenn nicht רוחי *Femininum* wäre. 1, 3. Mehrere alte Uebersetzungen geben ebenfalls dem Wort die Bedeutung *bleiben.* Und diese lässt sich unstreitig aus דון selbst, ohne Abänderung etwa in ידור, erklären. Auf jeden Fall ist דין und הדין wohl zu unterscheiden. Gut wird gezeigt, dass die בְּנֵי אֱלוֹהִים Hiob 38, 5. und sonst die Himmelsbewohner neben der Gottheit diesen Namen eben so führen, wie neben einem Grossemir die übrigen freyen Hausväter der Nomadenhorde die Söhne von jenem genannt wurden (Genes. 25, 12—16.) wenn sie gleich nicht zu seiner Nachkommenschaft gehörten, vielmehr nur seine Associirte und Schützlinge waren. Warum der Vf. die Volksmeynung, dass man Gott nicht ohne Lebensgefahr sehen könne, erst bey B. Richt. 13, 22. als gangbar gelten lässt, und daher Genes. 28, 17. ויירא und 32, 31. ותנצל נפשי für Interpolation hält, davon sieht Rec. den Grund nicht ein. Uns dünkt es wohl begreiflich, dass der grossherzige Abraham seinen Gott nicht fürchtet, auch der schwächere Isaac von ihm so erzogen war. Aber dass Jacob schon vor Gott bange ist, folgt eben sehr aus dem verwöhnten Charakter des Mannes, der, gleich seiner Mutter Rebecca, nicht offen und gerade, sondern listig und mit Wendungen handelt. Auch zeigt sich Exod. 3, 6. ähnliche Furcht. Dass das Lied 1. Sam. 2, 1—10. je für ein Lied der Channa angesehen werden konnte, von deren Angelegenheit es nicht eine Spur enthält, ist allerdings sonderbar.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 20. December 1802.

NATURGESCHICHTE.

Paris, b. Plassan: *Histoire naturelle des Poissons par le Citoyen La Cepède. Tome quatrième.* L'an X. de la Républ. (1802.) 720 u. XLIV S. 4. (7 Rthlr.)

Rec. geht zuerst die hier beschriebenen Gattungen und Arten durch, und verspart die Anzeige der Einleitung auf den Schluss. Das Kennzeichen der Gattung *Scarus* wird hier angegeben: *Les machoires osseuses, tres avancees, et tenant lieu de veritables dents: une seule nageoire dorsale.* Die aufgeführten 19 Arten werden in 3 Abtheilungen (*Sous-genres*) gebracht, 1 mit gabelförmigen, 2 mit geraden oder zugerundetem, 3 mit dreylappigem Schwanze. Im *Blochischen* System findet man 14 bestimmte und 5 unbestimmte Arten. Die Zahl ist nun zwar dieselbe; aber *Bloch* hat mehrere neue, welche *Lacepède* nicht kannte; und umgekehrt ist dieses derselbe Fall bey *Lacepède*. Dagegen findet Rec. darunter Fische, welche durchaus nicht in die Gattung gehören, und deren Beschreibung *Lac.* in den Büchern nicht selbst nachgelesen haben kann. Vermuthlich folgt er hier blindlings seinem Landesmanne *Bonnaterre*. So ist *Scarus purpureus* bey *Forskål* No. 12. mit einer Reihe kegelförmiger Zähne versehn; daher ihn *Bloch* unter die Arten von *Gramatistes* No. 28 gezählt hat. *Scarus stellatus* bey *Forskål* No. 10 und *Sc. Sidjan* Ebend. No. 9. haben zwar knöcherne Kinnladen aus einem Stücke; aber mit Zähnen auf dem Rande oder inwendig besetzt; daher Forskål sie von der Gattung *Scarus* getrennt wissen wollte; welches *Bloch* gethan, und beide in seine Gattung *Amphacanthus* No. 1. und 2. aufgenommen hat. Die vierte Art *Sc. enneacanthus* nach *Commerson* beschrieben, hat die knöchernen Kinnladen mit deutlichen rundlichen Zähnen besetzt. Den *Scarus niger* fand und beschrieb *Commerson* in der Farbe etwas anders als *Forskål*. *Scarus denticulatus* Pl. 1. f. 1. und *frenatus* f. 2. nach *Commerson* beschrieben, scheinen neu zu seyn. Hingegen ist *Scarus Schlosseri* in der Beschreibung von *Pallas Spicil.* 8. p. 41. nach P. eigner Meynung vielmehr eine *Sciaena* oder ein *Sparus*. Wegen *Scarus Catesby* hat Rec. auch grosse Bedenken, kann aber in dem Augenblicke das Buch nicht vergleichen. Noch mehr ist dieses der Fall bey *Scarus trilobatus*, *Plümiers Turdus varius, rictu obtuso, cauda fuscinulata*, welchen *Lac.* nach der blossen Zeichnung ohne Text beschrieben hat. Denselben Ausdruck *fuscinulata cauda* braucht *Plümier* von *Balistes vetula* bey *Bloch* 5 B. S. 22 und *Coryphaena Plumier* Das. S. 174. denen *Lac.* doch keine dreylappige Schwanzflosse beylegt. — Der letzte *Scarus maculosus* Pl. 1. f. 3. ist nach *Commersons* Zeichnung sehr kurz beschrieben, und von *Sonnerats*, hier übergangenem, *Sc. guttatus* verschieden. Wegen der 2 Rückenflossen trennt *Lac.* den nach *Commerson* sehr kurz beschriebenen Fisch, welcher hier *Ostorhinchus Fleurieu* heisst, und 3 B. Pl. 32 f. 2 abgebildet ist. Aber Rec. kann in der Zeichnung durchaus keinen *Scarus* erkennen, wenn gleich die Kinnladen knöchern seyn sollen. — Die Gattung *Sparus* hat hier folgende Kennzeichen: *Les levres supérieures peu extensibles ou non extensibles, ou des dents incisives ou des dents molaires, disposees sur un ou plusieurs rangs: point de piquans ni de denteluve aux opercules; une seule nageoire dorsale; cette nageoire eloignée de celle de la queue, ou la plus grande hauteur du corps proprement dit supérieure ou égale ou presqu' égale à la longueur de ce même corps.* Die 98 Arten bringt *Lac.* unter 3 Abtheilungen nach der Gestalt der Schwanzflosse wie bey den *Scaris*. Man sieht, dass kein einziges festes, allen Arten gemeines, Merkmal die grosse Anzahl von Fischen in eine Gattung verbindet, und dass der Vf. sich durch willkürliches Stellen über alle Schwierigkeiten weggesetzt hat, welche bey der Classification dieser Fische eintreten, und schon so viele verschiedene Versuche der Eintheilung veranlasst haben. Der Artikel über *Sparus aurata* begreift 19 Seiten, und enthält nicht etwa allgemeine Betrachtungen über die ganze Gattung, sondern über das von Griechen, Aegyptiern, Persern und Juden geweihte Symbol der belebenden Schönheit und der Entstehung der Erde aus dem Wasser, über mehrere ganz gewaltsam herbeygezogene Gegenstände der Physik und Kochkunst, und liefern ein Meisterstück von der erhabnen Beredsamkeit des Vfs., mit welcher er die kleinsten Umstände in der Naturgeschichte der Thiere zu verschönern weiss, indem er sie zugleich der nähern Betrachtung der Naturforscher entzieht, und sich selbst des ekelhaften Details einer genauen Beschreibung Theil für Theil überhebt. Die unschuldige Veranlassung zu diesem unnützen Aufwande von Gelehrsamkeit und Redseligkeit gab der Umstand, den aber mehrere Arten mit dieser gemein haben, dass die Griechen sie der Venus geweiht hatten, und dass die Kinnladen davon mit den runden Backenzähnen häufig versteinert gefunden werden. Desto schneller fertiget der Vf. nun die übrigen zahlreichen Arten ab. Vergebens sah Rec. sich hier nach neuen eignen oder frem-

fremden Bemerkungen um. An Kritik ist vollends gar nicht zu denken. So wird z. B. *Sparus calcaratus* (*Linnés Sparus Spinus*) noch besonders aufgeführt (S. 107) da er doch mit *Scarus Sidjan* bey *Forskäl* einerley ist, wie *Bloch Systema* S. 206. bemerkt hat. *Sparus fuscescens* wird S. 109 nach *Huttuyn* sehr kurz beschrieben; woher aber die Abbildung 3 B., Pl. 17 f. 3 mit der Aufschrift *Variété du Spare brunâtre* genommen sey, wird nicht gesagt. *Forskals Sciaena mahsena, karak, ramak* und *grandoculis* werden zu dieser Gattung gezogen. Endlich folgen S. 131—136 fünf neue Arten von *Commerson* beobachtet, *Sparus viridi aureus, Sp. mylostomus, Sp. mylio*, 3 B. P. 26 f. 2 abgebildet, *Sp. britannus* und *Sp. aureo lineatus*. Bey dem ersten merkt *Lac.* beyläufig an, dass *Commerson* die schuppige Stütze der Bauchflossen für ein Kennzeichen der Gattung *Sparus* ansah; folglich haben alle Fische, welche er *Sparus* nennt, diese Stütze, welche *Lac.* in der Beschreibung der ersten Art S. 132 anführt, und *une lame écailleuse alongée et aiguillonnée à l'angle extérieur de chaque thoracine* nennt. Im Charakter der fünften Art heisst sie *une ecaille alongée en forme d'aiguillon auprès du bout exterieur de la base de chaque thoracine*. Von der vierten Art heisst es S. 134 *la levre supérieure si extensible, qu'elle s'alonge quelque fois d'un neuvieme et même d'un huitieme de la lonqueur totale de l'animal*. Wie stimmt diess mit dem Gattungskennzeichen *les levres supérieures peu extensibles ou non extensibles?* — Die zwey *Spari semiluna* und *holocyaneos* (sonst schreibt *Lac.* um der Aussprache willen *holocyaneose*) Pl. 3 f. 1 und 3 B. Pl. 33 f. 2 sind nach *Plümiers* Zeichnungen copirt, welche *Bloch* wahrscheinlich schon unter andern Gattungen bekannt gemacht hat, ob Rec. sie gleich im Augenblicke nicht auffinden kann. *Sparus lepisurus* 3 B. Pl. 15 f. 2. *Sp. bilobatus* Pl. 2 f. 2 *Sp. cardinalis, Sp. sinensis, Sp. bufonites* Pl. 2 f. 3. *Sp. psittacus* 3 B. Pl. 26 f. 3 sind nach *Commerson* beschrieben und zum Theil abgebildet. *Lepisurus* hat einen grossen Theil der Schwanz, und Afterflosse mit Schuppen bedeckt; dergleichen hat *bilobatus* am Grunde der Schwanzflosse; noch mehr aber *Sp. bufonites*. *Cardinalis* und *Sinensis* sind nach sinesischen Zeichnungen höchst unvollständig beschrieben. Die Abbildungen von *Sparus cruentatus* Pl. 4 f. 1 ist eine Verkleinerung der Plümierschen Figur, welche *Bloch* Pl. 312 in natürlicher Grösse und Farbe gegeben hat. *Sp. chrysomelanus* ist nach *Plümiers* Zeichnung beschrieben; *Sp. hemisphaericus* 3 B. Pl. 15 f. 3 *Sp. pantherinus, Sp. brachion*, 3 B. Pl. 18 f. 3 und *Sp. Desfontaines* nach *Commerson*. Den letzten fand *Desfontaines* in dem warmen rauchenden Quellwasser so wie in den kalten Flüssen von Tunis. *Sp. brachion* hat die Brustflossen auf einer fleischigen Basis sitzen. *Sparus Abilgaardi* ist von *Bloch* späterhin für einen *Scarus* erkannt und beschrieben worden. *Sp. aureo ruber* B. 3 Pl. 33 f. 3 ist nach einer Zeichnung von *Plümier* beschrieben. Die Gattung *Dipterodon* enthält 6 Arten in 2 Abtheilungen, welche sich bloss durch die 2 Rückenflossen von der vorigen unterscheidet. Die Zähne sollen denen von den meisten *Sparis* ziemlich ähnlich seyn. Aber wie mancherley Art sind die Zähne der 93 Arten! Und wie kann der griechisch klingende Name dieses ausdrücken? Die erste Art *Dipt. Plumierii* ist nach einer Zeichnung von *Plümier*, *hexacanthus* nach *Commerson* beschrieben. Die Gattung *Lutjanus* hat 71 Arten zugetheilt erhalten, welche alle eine Rückenflosse, an die Blätter des Kiemendeckels gezähnelt, ohne Stacheln, eine oder gar keine Bartfaser haben sollen. Darunter sind neu *L. hexagonus* nach einem trocknen Fische beschrieben; *L. gymnocephalus* B. 3 Pl. 23 f. 3 *triangulum* B. 3 Pl. 24 f. 3 *microstomus* B. 3 Pl. 34 f. 2 nach *Commerson*; desgleichen *L. albo-aureus* Pl. 7. f. 1 *percula, albo-aureus*. Pl. 7 f. 1 *percula, elliptico-flavus, chaetodontoides, diacanthus, cayennensis*. Die Art *chaetodont.* soll *l'interieur des lèvres granulé* haben; was heisst diess? *Lut. trilobatus* 2 B. Pl. 16 f. 3 steht hier wegen der Schwanzflosse neben *Perca trifurca Lin.* Die Gattung *Centropome* unterscheidet sich bloss durch 2 Rückenflossen, und hat hier 13 Arten. Wie kann sie also den Namen mehr als die vorige verdienen, da er die Zähne des Kiemendeckels andeuten soll? Und wie ist dann die Gattung *Pomacentre* S. 509 verschieden, oder *Pomatome* S. 435? Macht die Versetzung der Worte einen Unterschied in der Bedeutung des Namens? Wie lässt sich lateinisch *Centropomus* daraus bilden? Fragen, die man an einen Mann nicht thun darf, welcher die griechischen Worte wahrscheinlich aus dem ersten besten Wörterbuche aufgreift und zusammenfügt, ohne sich um die Regeln der Grammatik und Analogie zu bekümmern. Neu sind *Centropomus mulus, ambassis, rupestris, macrodon, aureus, ruber*. Den ersten hat *Noel* geliefert; er heisst französisch *mulet*, sollte also lateinisch *mugil* lauten. Nach der Angabe von der Strahlenzahl in den Flossen ist er von *Mugil cephalus* verschieden, aber die Beschreibung ist zu wenig bestimmt. Der letzte *ruber* gehört wegen seines durchaus rauhen Kopfs und Körpers gewiss nicht in diese Gattung. Noch gehören aus den Zusätzen *C. fasciatus* und *perculus* nach *Commerson* sehr unvollständig beschrieben hieher. Die Gattung *Bodianus* unterscheidet *Lacepède* durch die Stacheln der Kiemendeckel ohne gezähnelten Rand und eine Rückenflosse. Von den 24 Arten ist *B. palpebratus* (*Sparus p. Lin.*) Pl. 4 f. 2 nach einer Zeichnung von *Boddaert* schlecht abgebildet. *B. vivanet*, Pl. 4 f. 3 nach *Plümier* beschrieben und abgebildet; *B. Fischeri* hat schiefstehende, rautenförmige, gezähnelte Schuppen wie *Chaetodon pictus* bey *Bloch Systema* N. 39. *B. decacanthus, lentjan, macrocephalus* 3 B. Pl. 20 f. 2 *cyclostomus* 3 B. Pl. 20 f. 3 *melanoleucus*, die beiden letzten *tetracanthus* und *sexlineatus* nach Exemplaren im National-Museum höchst mangelhaft beschrieben. Die Gattung *Taenia notes* hat einen oder mehrere Stacheln an den Kiemendeckeln und eine sehr lange Rückenflosse. Die erste Art *T. latovittatus* Pl. 3 f. 2 so wie die zweyte *triacanthus* würde Rec. zur Gattung *Coryphaena* gerechnet haben. Die Gattung *Sciaena* unterscheidet sich

fich von der vorigen blofs durch 2 Rückenflosfen, und hat 11 Arten; wovon *Sc. ciliata* und *heptacantha* neu und nach trocknen Exemplaren befchrieben find. Die erftere hat faft alle Schuppen, in Geftalt eines Trapezium, durch eine Quergräte getheilt, und den vordern Theil glatt, den hintern gerieft und gezähnelt. *Sc. pentadactyla* und *vittata* nach *Commerfon*, letztere hat eine fehr kleine Bartfafer am Kinne. Diefer Fifch ift der einzige aus vielen Gattungen, deren Kennzeichen immer *un feul barbillon ou point de barbillons* erwähnen, an welchem diefes Kennzeichen angeführt wird. Die Gattung *Microptere* hat eine zweyte kleine Rückenflosfe, und nur 1 Art *M. Dolomieu*, Pl. 3 f. 3. In der Abbildung fieht R. die zweyte Rückenflosfe für ein abgerifsnes Stück der erftern an. *Holocentrus* hat Zähne und Stacheln an den Kiemendeckeln und 1 Rückenflosfe. Von den 64 Arten find neu *H. boutton, flavo caeruleus, cauda vittata, nigricans, leopardus, ciliatus, albo ruber, albo fafciatus, diacanthus, tripetalus, tetracanthus, acanthops, radjabau, diadema,* 3 B. Pl. 32 f. 3. *gymnofus* 3 B. Pl. 27 f. 2 *rubro-fufcus, foldado, gibbofus, fonnerat, heptadactylus, pantherinus,* 3 B. Pl. 27 f. 3 *rosmarus* Pl. 7 f. 2 *oceanicus* Pl. 7 f. 3 *falmoides* 3 B. Pl. 34 f. 3. Von der erften heifst es S. 368: *la prémiere pièce de chaque opercule montre une échancrure propre à recevoir l'aiguillon de la feconde pièce.* Im Charakter S. 331 fteht: *un aiguillon tourné vers le mufeau à la derniere pièce de chaque opercule.* Diefen letzten Umftand haben wir im Charakter einiger vorhergehenden Fifche bemerkt gefunden, nicht aber die erftere Erklärung, welche mit der bey *Bloch Syftema* S. 318 übereinkommt. Die zweyte Art hat über den Augen eine durchfichtige Haut; die dritte die Bauchflosfen durch eine Haut an den Bauch befeftiget; die vierte eine gezähnelte Platte bey jedem Auge, und eine fchuppige Stütze der Bauchflosfen; die achte (*albo ruber*) mehrere Haufen von Stacheln zwifchen den Augen; die neunte Stacheln vor und hinter den Augen; die zwölfte *tetracanthus* eine gezähnelte Platte bey jedem Auge und über jeder Bruftflosfe; im Texte heifst es S. 373 dagegen: *des lames ecailleufes et dont la furface offre des ftries difpofées en rayons, couvrent le desfus des yeux;* die dreyzehnte (*acanthops*) eine geftachelte und ausgefchweifte Platte unter jedem Auge, über der Bafis der Bruftflosfen einen fchief nach oben gekehrten Stachel; *h. radjabau* eine fchuppenartige gezähnelte Platte über dem letztem Blatte des Kiemendeckels, wie *h. gibbofus, heptadactylus gymnofus* (aus *gymnofe*, und diefes wegen der Ausfprache aus γυμνος gemacht, wie anderwärts *chryfotofus* aus *chryfotofe* aus χρυσωτος) hat unfichtbare Schuppen, *h. foldado* hat den zweyten Stachel der Afterflosfe grofs, lang und platt gedrückt; *heptadactylus* hat am vordern Blatte der Kiemendeckel 3 Stachel nach vorn und 1 nach hinten gekehrt, und eine gezähnelte Schuppenftütze über den Bruftflosfen: die Anzahl der Zähne an den beiden fchuppenartigen Platten über den Bruftflosfen fcheint mit dem Alter zuzunehmen. Die Gattung *Perfèque* (*Perca*) hat Stacheln und Zähne an den Kiemendeckeln und 2 Rückenflosfen. Von den 14 Arten find *P. loubina, praslin, triacantha, pentacantha, fourcroy* neu; die erfte hat rautenförmige gezähnelte Schuppen; die dritte gekielte; die vierte eine 3 mal auf und niedergebogene Seitenlinie, die fünfte eine lanzettenförmige Schwanzflosfe. Die einzige Art der Gattung *Harpé*, nämlich *bleu doré* Pl. 8 f. 2 ift nach einer Copie von *Plümiers* Zeichnung befchrieben und abgebildet. Rec. begreift nicht, wie *Lac.* in der Zeichnung von Pl. die Zahl der Strahlen in der Kiemenhaut in den Flosfen, den *barbillon comprimé et triangulaire de chaque côté auprès de la commiffure des lèvres* erkennen konnte, was ferner hier heifst *l'anale attachee autour d'une prolongation charnue, ecailleufe, très grande, comprimée et triangulaire*, ift nach der Zeichnung zu urtheilen nichts als der mit Schuppen bedeckte Grund der Afterflosfe, gerade wie bey *Sparus lepifurus. Le Pimeloptère Bofquien* (eine neue Gattung und Art) Pl. 9 f. 1 hat den hintern Theil der Rückenflosfe, faft die ganze Afterflosfe und die Schwanzflosfe *adipeufe*. So nennt *Lacepède*, was fonft eine Fettflosfe andeutet. Aber in der Zeichnung fieht man überall deutliche Stralen ausgedrückt. Der Fifch hat in feiner Lebensart viel gleiches mit *Gafterofteus ductor*, und *Bosc* nannte ihn daher *Gafterofteus atherinus.* Die Bauchflosfen ftehn nicht unter, fondern hinter den Bruftflosfen. Die beiden neuen von *Commerfon* befchriebenen Fifche *Cheilio auratus* und *fufcus* bringt *Lac.* in eine neue Gattung mit länglichem Körper und Schwanze, niedergedrückter Schnautze, nacktem Kopfe und Kiemendeckel, granirtem Kiemendeckel ohne Zähne und Stacheln, hängenden Lippen, kleinen Zähnen und Bruftflosfen und langer Rückenflosfe. *Pomatomus fkib* Pl. 8 f. 3 aus Carolina mit 2 Rückenflosfen hat 3 Einfchnitte am obern Rande des gefchupten Kiemendeckels, platt gedrückte Zähne, und macht weite Sprünge. *Bosc* nannte ihn *Perca fkitea.* Die Gattung und Art *Leioftome queuejaune* (*Leiofiomus xanthurus*) Pl. 10 f. 1 bezeichnete *Bosc* fehr gut durch die Worte: *Perca edentula — P. D. fecundae 30 nafo obtufo, dentibus nullis.* Der folgende *Centrolophus niger* Pl. 10 f. 2 hat vor der Rückenflosfe 3 einzelne kurze Stacheln ftehn, eine fchwarz gepickelte Zunge, rautenförmige Schuppen am Kopfe, Leibe und Schwanze, und die Seitenlinie nach dem After zu gebogen. Der Fifch ward an der franzöfifchen Küfte gefangen und von *Noel* eingefendet. *Eques americanus*, von *Bloch* tab. 347 abgebildet, macht hier eine eigne Gattung aus; eben fo *Leiognathus argenteus*, (der Bedeutung nach mit *Leiofiomus* einerley, aber richtiger) *Blochs Scomber edentulus.* In der Befchreibung von beiden Schriftftellern wird man bey der Vergleichung des *Blochifchen Syftema* eine grofse Verfchiedenheit, nicht zum Vortheile des Franzofen, bemerken. Die Gattung *Chaetodon* hat hier 40 Arten, welche alle kleine und biegfame Zähne, Schuppen auf der einzelnen Rückenflosfe oder mehrere andere, und keine Zähne oder Stacheln an den Kiemendeckeln haben follen. Neu find *Chaetodon fargoides* Pl. 10 f. 3 nach *Plümier, pentacanthus,* Pl. 11 f. 2 *elongatus* Pl.

6 f. 2 und *gallina*. Die Gattung *Acanthinion* unterscheidet sich durch mehr als 2 Stacheln im Nacken, von ἄκων abgeleitet. Alle 3 Arten sind bekannt. *Chaetodipterus* hat 2 Rückenflossen und weder Stacheln noch Zähne am Kiemendeckel. Die einzige Art hat *Bloch* beschrieben. Die Zusammensetzung von *Chaetodon* ist sprachwidrig. Die Gattung *Pomacentrus* hat nebst der einzigen Rückenflosse einen gezähnelten Kiemendeckel ohne lange Stacheln; von den 7 Arten sind neu *P. enneadactylus* und *lunula*. Die erste hat längst der am Leibe gebogenen Seitenlinie eine Reihe kleinerer Schuppen, die übrigen gross und gezähnelt, fast alle Stacheln der Rücken- und Afterflosse lang, stark und platt gedruckt. Die einzige Art der Gattung *Pomadasys*, *argenteus* ist *Forskäls Sciaena argentea* mit 2 Rückenflossen. *Pomacanthus* hat lange Stacheln am ungezähnelten Kiemendeckel nebst einer Rückenflosse. Von den 7 Arten ist keine neu. Die Gattung *Holocentrus* hat ihre 13 Arten von den vorigen bloss durch die gezähnelten Kiemendeckel mit Stacheln unterschieden. Davon sind neu *H. la mark*, *geometricus* Pl. 13 f. 1 und *flavo niger* Pl. 13 f. 2. Die zweyte Art soll bey *Renard* 1 Pl. 5 f. 34 abgebildet seyn, und heisst dort *Douwing formose*. Die Gattung *Enoplosus* (von *enoplose* aus ἔνοπλος gemacht) enthält allein *Chaetodon armatus* von *White* beschrieben. *Glyphisodon* von 2 Arten hat eingekerbte oder ausgeschnittene Zähne. Dahin gehören *Chaetodon saxatilis Lin.* und *Blochs Ch. maculatus*. Die Gattung *Acanthurus* hat an den Seiten des Schwanzes einen oder mehrere Stacheln. Die Arten sind schon alle bekannt. Davon unterscheidet *Lac.* den Fisch, welchen er *Aspieurus sohar* nennt, wegen des knöchernen Schildes an der Seite des Schwanzes. *Acanthopodus* (aus *acanthopode* statt *acanthopus* gemacht) hat 2 bereits bekannte Arten mit Stacheln statt der Bauchflossen. Die Gattung *Selene* enthält 2 Arten, *argentea* nach *Plümier* beschrieben, und *Sloanes Faber marinus fere quadratus* tab. 251 f. 4. Also bemerkte *Lac.* nicht, dass er denselben Fisch schon einmal unter dem Namen *Chaetodon faber*, den ihm *Broussonnet* gegeben, beschrieben hatte. *Zeus vomer Lin.* wird hier unter den Namen *Argyreiosus vomer* beschrieben. Der wohlklingende Name ist aus *argyreiose*, und diess aus ἀργυρειος (statt ἀργυρεος) gemacht! *Zeus ciliaris*, *insidiator* und *faber Linn.* erscheinen hier unter ihrem alten Gattungsnamen; hingegen heisst *Zeus gallus* hier *Gallus virescens* und franzöfisch *le Gal verdâtre!* *Linnés Zeus luna* heisst im Charakter *Chrysostosus*, in der Beschreibung aber *Chrysotos luna*, auf Pl. 9 f. 3 abgebildet. Man wird aber über die Schwierigkeiten und Zweifel nicht belehrt, welche sich bey dieser Art zeigen, obgleich *Lac.* ein wohl erhaltenes Exemplar selbst untersucht haben will. Dagegen erfahren wir S. 588 den geistreichen Einfall eines französischen Beobachters, welcher diesen Fisch wegen seiner prächtigen Farbenzeichnung *un seigneur de la cour de Neptune en habit de gala* nannte. *Zeus aper Linn.* heisst hier *Capros aper*. Nun folgen die Schollen, 29 Arten in 4 Abtheilungen, wo Rec. endlich eigene oder fremde neue Bemerkungen erwartete. Davon sind die 6 Arten ohne Brustflossen getrennt, und unter dem Namen *Achirus* beschrieben. Die neue Art *Pl. chinensis* Pl. 14 f. 1 ist nach einem sinesischen Gemälde beschrieben und abgebildet. *Pl. pegusa* wird nach *Rondelet* hier aufgeführt, und durch *Noels* Zeugniss bestätiget. Die Grundfarbe ist schmutzig rothbraun, (*roux*) mit dunkel geränderten Flecken; die Flossen werden zwar im allgemeinen beschrieben, so wie die längliche Gestalt, aber zur Bestimmung der Art fehlen noch alle Kennzeichen. Eben dieses gilt von *Pl. argenteus* nach *Petivers* Zeichnung aufgeführt. *Pl. calimanda* wird nach *Duhamel* und *Bonnaterre* beschrieben, aber die Bequemlichkeit hat dem Vf. nicht erlaubt, die Stelle aus *Duhamel* anzuführen. Die Beschreibung ist schlecht, und alle Merkmale fehlen. *Pl. Commersoni* 3 B. Pl. 12 f. 2. Auch von diesem sind nur gemeine Umstände, wenige oder keine Merkmale angezeigt. *Achirus barbatus* wird nach *Gronov Zoophylaz.* N. 255 beschrieben, aber auf die wichtigere Stelle *Musei* N. 58 hat *Lac.* gar keine Rücksicht genommen, und also auch die Beschaffenheit der Schuppen nicht angegeben. Im Texte sagt er nichts von ihm, als dass man des Fisches Vaterland nicht kenne; und doch nennt *Gronov* Amboina. *A. marmoratus* 3 B. Pl. 12 f. 3 nach *Commerson A. pavonius* nach einem Exemplar der vormals holländischen Sammlung sehr unvollständisch beschrieben. *A. ornatus* ebenfalls. Diese Mangelhaftigkeit der Beschreibung nebst dem Mangel der Abbildungen läst keine genaue Vergleichung mit den von *Bloch* beschriebenen neuen Arten zu, unter welchen mehrere bärtige Kinnladen haben. Die Beschaffenheit der Zähne hat *Lac.* bey keiner Art bemerkt.

So hätte Rec. den Inhalt der Beschreibungen genau bezeichnet, insofern die Wissenschaft durch die Kenntniss neuer Arten bereichert worden zu seyn scheint. Die Methode der Eintheilung und die Art des Vortrags hat er ebenfalls mit des Vfs. eignen Worten kenntlich zu machen gesucht; mehrere Beyspiele hielt er nicht für nöthig, weil er glaubt in der Anzeige der vorigen Bände die Leser damit hinlänglich bekannt gemacht zu haben. Ueber die Grundsätze der Classification und die Art, wie er die von andern bestimmten vermehrt, vermindert, getheilt und verändert, wie er die von andern beschriebenen Arten unter andre Gattungen gebracht, ihre charakteristischen Merkmale aufgesucht, gestellt und bemerklich gemacht, und wie er überhaupt die Kenntniss der Fische als Wissenschaft behandelt habe, über alle diese Gegenstände will und kann Rec. sich hier nicht zum zweytenmale erklären, ausser dass er im Allgemeinen versichert, *Lacepède* sey sich und seiner Manier auch hier treu geblieben. Nur enthält dieser Band gar keine Bemerkungen von *Commerson* über die Lebensart und Oekonomie der von ihm beobachteten und beschriebenen Arten. Ob diess Zufall, Mangel an Aufmerksamkeit oder Sorglosigkeit des Bewahrers und Excerptors seiner Papiere sey, kann Rec. nicht entscheiden; aber fast möchte er aus der Art, wie *Lac.* die wichtigsten Bemerkungen von bekannten Schriftstellern verstümmelt oder ganz übergeht, mehr auf die Nachlässigkeit des Erben als auf die Unachtsamkeit des Verfassers der *Commersonschen* Papiere schliessen.

(*Der Beschluss folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 21. December 1802.

NATURGESCHICHTE.

PARIS, b. Plassan: *Histoire naturelle des Poissons*, par le Citoyen *La Cepède. Tome quatrième.* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Von S. 665 bis 728 folgen Zusätze zu den vorigen Theilen. Zuerst zu der Gattung Neunauge. Zwey neue Arten (*Petromyzon septoeuil* (das französische Siebenauge) und *Petr. niger*) werden nach *Noels* Angabe höchst unvollständig beschrieben, so dass bloss die Grösse der Mundöffnung, die Gestalt des Körpers und der Flossen, und die Farbe, nicht aber die Beschaffenheit und Zahl der Zähne angegeben werden. Die Abbildungen Pl. 15. lehren höchstens nur den Unterschied der beiden Arten im Aeussern! Hierauf 7 neue Arten von Rochen in 2 Unterabtheilungen nach den spitzigen oder stumpfen Zähnen. Zu jenen gehört 1 *Raja rostrata* S. 622. Sie gleicht der bekannten *R. oxyrynchus*, bleibt aber kleiner, ist gräulich, und hat 3 Reihen Stachel auf dem Schwanze. Das Weibchen unterscheidet sich durch kleine Stacheln unter der Schnautze und am Rande des Körpers. Die zweyte *R. cuculus* ist oben bläulich oder lichtbraun, hat grosse Nasenlöcher, welche erweitert werden können, im Maule jenseit der Zähne der obern Kinnlade einen gezähnelten Knorpel in die Quere liegend; der Kopf ist kurz und klein, der Obertheil der Schnautze und des Leibes glatt und ohne Stachel, dagegen stehn einer oder mehrere gezähnelte, lange, starke Stachel am schlanken Schwanze; der vordere Theil des Leibes ist erhoben. Zu diesen gehört 3 *R. nigra* Pl. 16 f. 1 hat einen rautenförmigen, oben schwarzen Leib; eine Reihe Stacheln geht vom Anfange des Rückens bis an das Ende des Schwanzes; 2 andre weniger dichte Reihen fassen die Seiten des Schwanzes ein; die Haut ist dick und chagrinirt; die Zähne platt gedrückt und zitzenförmig. Bey folgenden fand *Lacepède* die Form der Zähne nicht angegeben. 4 *R. mosaica* Pl. 16 f. 2 hat eine Reihe Stacheln vom Nacken an bis an das Ende Schwanzes, 2 oder 3 Stacheln vor jedem Auge, 1 oder 2 hinter jedem Spritzloche, eine Reihe von 5 oder 6 Stacheln auf jeder Seite zu Anfange des Schwanzes. Die Farbe ist gelblich mit weissen runden Flecken; dazwischen stehn kleine weisse Punkte in doppelten gebogenen Reihen; 2 Schwanzflossen. 5. *R. undulata*, Pl. 14 f. 2. hat breite zugerundete Brustflossen, den Leib oben mit wellenförmigen Linien auf graulichem Grunde geziert; eine Reihe Stacheln vom Kopfe an bis an das Ende des Schwanzes, 2 Stacheln vor und hinter jedem Auge, und 1 Stachel auf jeder Seite am Anfange der Rückenreihe; 2 Schwanzflossen. 6. *R. apteronota*, Pl. 14 f. 3 hat weder Rücken- noch Schwanzflosse; die Brustflosse schliessen nur zur Hälfte an den Leib an, und stehn hinten frey; der Schwanz ist kegelförmig; zwischen den Spritzlöchern zeigt sich eine Furche eben so wie vor den Augen, die Schnautze vorragend und spitzig. Sollte diese Art nicht die vom *Osbeck* beschriebene *R. hispanica* seyn, an welcher O. *pinnas pectorales alaeformes in uno tantum angulo adhaerentes* bemerkte? Alle diese 6 Arten hat *Noel* an den Küsten von Frankreich beobachtet. Die 7te ungeheure *R. fimbriata* ist nach einer Zeichnung, welche *Noel* unter den Papieren des Seecapitän *M. de Montéclair* fand, Pl. 16 f. 3 abgebildet und beschrieben. Der Körper ist schwarzbraun und rautenförmig, jedoch so, dass die Spitzen der Brustflossen verlängert und beweglich sind; der Schwanz hat über ⅓ von der ganzen Länge; die Schnautze hat vorn 2 flossenartige Anhänge; die Seiten des Schwanzes und der Brustflossen hinter der vorstehenden Spitze sind mit Bartfasern besetzt; in der Zeichnung zeigt sich weiter keine Flosse. Sollte das nicht die von *Desmarchais* bemerkte Art seyn, welche in *Blochs Systema Ichthyologiae* p. 369 No. h unter den unbestimmten Arten mit dem Namen *R. barbata* aufgeführt wird? Noch fehlt gar vieles zur vollständigen Beschreibung und Kenntniss des sonderbaren Fisches! — Unter dem Namen *Squalus anisodon* wird S. 680 *Lathams Pristis cirrhatus* beschrieben. Die übrigen von *L.* beschriebenen Arten sieht *Lacepède* für Abarten des gemeinen Sägefisches an. Es folgen *Balistes niger* und *undulatus* nach Mungo-Park beschrieben: *Cyclopterus musculus*, von der französischen Küste nach *Noel* S. 684 beschrieben und Pl. 15 f. 3 abgebildet. *Ophisurus fasciatus* S. 687 nach einem Exemplare der vormals Statthalterischen Sammlung beschrieben. Die neue Art von Schwertfisch strandete an der Küste von Frankreich; niemand kannte ihn; doch gab man ihm den Namen *Makaira*, welchen *Lacepède* beybehalten, und daraus den Gattungsnamen gemacht hat, mit dem Zusatze *nigricans* für die Art, ob er gleich den Grund davon nicht einsah. Offenbar ist es das griechische Μάχαιρα, *Schwert*. *Lacepède* erhielt davon nur die Pl. 13 f. 3 gelieferte Zeichnung nebst der Ausmessung der Theile des Körpers. Das Schwert oder die verlängerte obere Kinnlade ist so lang, dass es ⅕ höchstens ¼ der ganzen Länge hat; die untere Kinnlade ist nur halb so lang als die

die obere. Das Schwert ist glatt, an den Rändern zugerundet, und ohne Furrchen; das Maul ist ohne Zähne, der Gaumen aber sehr rauh; die Brustflosse sehr schmal, aber fast so lang als das Schwert; die vordere Rückenflosse sehr gross, beide so wie die Afterflosse dreyeckig; die Schwanzflosse halb zirkelförmig und so breit, dass der Abstand beider Enden 130 Centimetres beträgt: die Bauchflossen fehlen. An den Seiten des Schwanzes stehn 2 knöcherne, lanzettförmige Schilder über einander mit der Spitze nach dem Kopfe zugekehrt. Die ganze Länge des ungeheuern Fisches betrug 350 Centimetres. Warum *Lacepède* diesen Fisch von der Gattung *Xiphias* getrennt hat, davon sieht Rec. den Grund nicht ein. — Aus *Block* werden 3 Arten von *Stromateus* nachgeholt; von dieser Gattung aber trennt *Lacepède* die *Chrysostromes*, wovon die hier S. 698 beschriebene einzige Art *Rondelets Fiatola* ist, welche *Lac.* selbst nicht gesehn hat. Wegen der im Kupfer scheinbaren Bauchflossen hat er diesen Fisch abgesondert. — Der im 3ten Bande S. 138 nach einem Exemplare der Statthalterischen Sammlung beschriebene Fisch *Pogonias fasciatus* findet sich im Meere bey Carolina, wo ihn *Bosc* beobachtet, und *Chaetodon percatus*, *spinis dorsalibus* 9, *analibus* 2, *corpore elongato fasciato, mento barbato* genannt hatte. Von dem 3 B. S. 293 beschriebenem *Scomberomore Plumier* soll nach *Lac.* Meynung der von *Bloch* tab. 333 abgebildete *Scomber regalis* eine Abart seyn. Wenn er nur den Text lesen wollte, so konnte er ja sehn, dass *Bloch* denselben Fisch aus der vollkommenen Handschrift des P. *Plümier* beschrieben und abgebildet hatte, den *Lac.* nur aus einer Copie der *Plümierischen* Zeichnung kannte und unvollständig beschrieben hat! Die beiden Arten von *Labrus* aus den süssen Wassern in Carolina von *Bosc* beschrieben, *salmoides* und *irideus* hielt *Bosc* für Parsche, so wie auch den *Labrus sparoideus* 3 B. S. 449 und 518 den er in Carolina auch gefunden hat. — Unter die Gattung *Lutjanus* bringt *Lac.* den von *Bloch* beschriebenen *Gymnocephalus argenteus* und *Chaetodon arauanus Lin.* Als eine wichtige Berichtigung zur Beschreibung von *Coryphaina Plumieri* III B. S. 201 muss Rec. die Abbildung Pl. 8 f. 1 ansehn, welche nach *Plümiers* Handzeichnung gemacht ist, da die *Blochische* tab. 175 ganz vom Zeichner verändert worden war, wie *Bloch* selbst im *Systema Ichthyologiae* S. 299 erinnert. Aber *Lac.* scheint den Unterschied der Zeichnungen gar nicht bemerkt zu haben; denn wie hätte er sonst nicht daran erinnern sollen, dass die ächte Abbildung durchaus die Kennzeichen einer *Coryphaena* nicht hat? Noch erfahren wir im Avertissement, dass der im 3 B. pl. 25 f. abgebildete *Chaetodon Zebre* eigentlich *Chaetodon Couaga* vorstellen soll, den *Lacepède* hier unter den Zusätzen samt *Chaetodon tetracanthus* nach *Commerson* beschrieben, und den letztern auch dort Pl. 25 f. 2. abgebildet hat.

Die *Einleitung* zu diesem Bande ist überschrieben *Troisieme vue de nature*, und bezieht sich auf *Büffons* zwey Ansichten der Natur. Der Gegenstand ist die Vergleichung der Fische mit den Vögeln. Diese hebt mit dem Satze an: „In allen Classen von „Thieren giebt es eine herrschende oder Haupteigen„schaft, (*habitude*) welche auf alle übrigen Einfluss „hat, sie hervorbringt, modificirt und leitet, so dass „jede besondre Handlung der Art den Abdruck von „diesem allgemeinem und herrschendem Attribute „darstellt, welches die Classe unterscheidet. Gemei„niglich ist die Art sich zu bewegen die herrschende „Eigenschaft, mit welcher die übrigen zusammen„hängen und ihr untergeordnet sind. Diess sieht „man sehr deutlich in der Classe der Vögel und Fi„sche, welche wir mit einander vergleichen wollen, „um desto richtiger von ihren Eigenheiten (*proprie„tes*) zu urtheilen, und vorzüglich um die unterschei„denden Fähigkeiten (*facultés*), der Bewohner von „Flüssen und Meeren besser kennen zu lernen." Man sieht, dass hier der Art sich zu bewegen als Ursache alles dasjenige zugeschrieben wird, was andre Naturforscher dem Aufenthalte oder dem Elemente, welches die Thiere bewohnen, zuschreiben. Kann man alle thierische Handlungen (einmal nennt der Vf. selbst *actes particuliers de l'espèce*) mit dem Worte *habitudes* und *attributs* bezeichnen? Gesetzt aber man könne dieses füglich thun; so setzt doch die herrschende Eigenschaft sich zu bewegen einen eignen und herrschenden Organismus voraus; und von diesem müsste man eher und richtiger sagen können, dass der Hauptcharakter des Organismus der zum Fluge oder zum Schwimmen bestimmten Thiere einen Einfluss auf den Bau aller einzelnen Glieder und Theile des ganzen Körpers habe und sie modificire, nicht aber dass er sie erzeuge (*produire*); viel weniger, dass alle einzelne Handlungen einer Art das Gepräge vom Hauptcharakter des Organismus der Classe deutlich zeigten. Von dem angegebnen Zwecke der Vergleichung selbst hat der Vf. nur höchstens den ersten Theil und dürftig genug ausgeführt; vom zweyten findet Rec. nirgends eine Spur, er mag *facultes* für Fähigkeiten und eigne Kräfte, oder, wie der Vf. scheint gethan zu haben, gleichbedeutend mit *habitudes*, *attributs* und *proprietes* nehmen. Zuerst vergleicht der Vf. die Werkzeuge des Flugs und Schwimmens, hält sich aber nur an das Allgemeine, ohne sich in das Detail des Baues einzulassen, oder die Flossen und ihre verschiedene Richtungen und Wirkungen zu unterscheiden. Die Haut gleicht der Flügelhaut, sie kann gefaltet werden, und wird von festen, harten Zylindern unterstützt. Anstatt aber diese Zylinder mit den Federn im Flügel zu vergleichen, welche doch beide die Entfaltung und Vermehrung der Oberfläche bewirken, nimmt der Vf. lieber die Schuppen, womit bey einigen Arten einige Flossen zum Theil bedeckt sind, zu Hülfe, und versichert, bereits in den vorigen Theilen gezeigt zu haben, dass ihre Substanz einerley mit den (*ganzen?*) Federn der Vögel sey. Wie mag er aber von allen Flossen z. B. des Rücken und After, behaupten: *elle frappe avec force?* Mit den Lungen, Lungensäcken und

und hohlen Knochen der Vögel vergleicht er die Schwimmblaſe der Fiſche; aber wie konnte er ſagen, daſs die aufgeblähte Blaſe den Umfang (*volume*) des Fiſches vermehre und ſeine Maſse vermindere? Oder ſoll Maſſe hier das eigenthümliche Gewicht bedeuten? Allenfalls könnte man vom Schwimmer, der ſich ſeine mit Luft gefüllte Blaſe unterbindet, ein vermehrtes Volumen annehmen. Warum gnügte dem Vf. nicht das um ſo vieles leichtere Gas, welches den Körper hebt? Die Urſachen der Bewegung giebt er höchſt mangelhaft an. Die Rück- und Afterfloſsen vertreten, wie bey den Vögeln der Schwanz, die Stelle des Steuerruders, die Schläge der Schwanzfloſse aber theilen dem ganzen Körper Bewegung und Schnelligkeit mit. Wo bleibt das Steigen und Sinken? und wodurch wird der zuſammengedruckte, oben breitere und unten ſchmale Leib, des Fiſches im Waſſer aufrecht erhalten? Was iſt die Urſache, daſs ſo äuſserſt wenigen Arten die Bruſtfloſsen, vielen aber die Bauchfloſsen fehlen? — Nach einem ſtarken Schlage erhebt der Vogel die Flügel nur allmählig und ſanft, um ſich von der untern Luftſchicht empor heben zu laſſen. Wie vergleicht der Vf. damit die Wirkung der Floſsen? Mehrere Floſsen der Fiſche, ſagt er, verrichten ebenfalls ſehr abwechſelnd ſtarke und ſchwache Schläge (*égaux et inégaux*), und wenn der Schwanz links und rechts mit gleicher Schnelligkeit ſchlägt: ſo geſchieht es deswegen, weil der gleiche Widerſtand der beiden Seitenſchichten, gegen welche der Fiſch in ſchiefer Richtung ſchlägt, ihn in einer diagonalen Richtung, die er eben dadurch zu bewirken ſucht, fortſtöſst. Hier fragt Rec.: Welches ſind die Floſsen, welche abwechſelnd ſtarke und ſchwache Schläge thun und dadurch die Bewegung bewirken, da nach dem Vf. die Schwanzfloſse allein dem ganzen Körper Bewegung und Schnelligkeit mittheilt? Hiermit iſt nun die Vergleichung der organiſchen Aehnlichkeiten geſchloſſen; und der Vf. geht zu den übrigen ähnlichen Eigenſchaften und Handlungen über. Mit den [illegible] *ſsen Seglern* unter den Vögeln, welche allen Winden und Stürmen trotzen, vergleicht er diejenigen Fiſche, welche ihre breiten Floſsen, ihr ſtarker Schwanz und ihre kraftvollen Muſkel in den Stand ſetzen, ihren kühnen Zug mitten durch hohe Wellen und Stürme fortzuſetzen. Vermuthlich hatte der Vf. die Thunfiſche im Sinne, welche die ſtärkſte Schwanzfloſse, und meiſtens lange nicht eben breite Bruſtfloſsen haben, und ſo groſse und weite Züge aus dem Ocean durch die mittelländiſchen Meere thun. Aber warum beſtimmte er nicht die *breiten Floſsen* genauer? Mit den Zügen der Vögel vergleicht er die jährlichen Wanderungen aller Fiſche im Frühjahre aus der hohen und tiefen See an die Ufer, wo ſie allein die Fortpflanzung vollenden können. Gleich hinter her erzählt er die Züge der Seefiſche in die Flüſſe, giebt aber davon keine Urſache an. Der vermeynten Wanderungen der Häringe und der bekannten Züge der Thunfiſcharten erwähnt er hier gar nicht; aber bey Gelegenheit der zuerſt angegebnen Wanderungen an die Ufer nimmt er an, was ihm nicht alle Naturforſcher zugeben werden, daſs die Gewäſſer des Oceans faſt gleich dicht und in jeder Höhe gleich erwärmt ſeyen, wie S. XXXIII ſteht. Bedächtiger drückt er ſich ein paar Seiten hernach aus, wo er ſagt, daſs die Abwechſelung der Jahreszeiten in der Temperatur der verſchiedenen Theile des Oceans keine ſo groſse Abwechſelung hervorzubringen ſcheine, daſs dadurch die Fiſche zur jährlichen Auswanderung gezwungen würden. Aus dem Satze, daſs die Fiſche nur am Ufer die Fortpflanzung verrichten können, welchen Rec. in der hier angenommenen Allgemeinheit nicht zugeben kann, leitet der Vf. den zweyten ab, daſs die Fiſche ſich in gröſserer Anzahl in ſolchen Gewäſſern aufhalten, wo ſie ausgebreitetere Ufer in der Nähe haben; ferner den dritten, daſs die nördlichen Meere reicher an Fiſchen ſind als die ſüdlichen. Dieſs giebt ihm Veranlaſſung, ſich auf die verſchiedenen Hypotheſen von der Entſtehung und allmäligen Bevölkerung unſers Erdballs einzulaſſen. Aus einer jeden derſelben bemüht er ſich zu erklären, wie die Anzahl der Fiſche ab- oder zunahm. Wenn z. B. ehemals die Gewäſſer des Oceans einen Theil des jetzigen feſten Landes bedeckten und ſo in mehrere Inſeln zertheilten, ſo muſste damals die Anzahl und Fruchtbarkeit der Fiſche daſelbſt gröſser ſeyn als jetzt. Noch ausführlicher erklärt er, was in dem Falle, wenn ehemals die Gewäſſer des Oceans unſre ganze Erdfläche bedeckten, und nur nach und nach ſich zurückzogen, in der thieriſchen Schöpfung für Stufen und Abwechſelungen ſtatt gehabt haben mögen. Als noch alles ein Ocean war, gab es weder Vögel noch Fiſche; denn es waren keine Ufer zur Aufnahme ihrer Brut vorhanden. Sobald aber die Bergſpitzen ſich über die Waſſerfläche erhoben, entſtanden Ufer mit niedigen Gründen, und dann erſt erzeugten ſich die Fiſche, aber alle Claſſen und Familien, Fluſs- und [illegible] Raubfiſche und friedſame Moderfiſche, lebten noch durcheinander gemiſcht beyſammen. Als eine fürchterliche Kataſtrophe eine groſse Menge davon tödtete, kamen Meer- und Fluſsfiſche auf demſelben Grunde des Oceans ohne Unterſchied neben einander zu liegen. Auf dieſe Epoche der faſt gänzlichen Ueberſchwemmung unſers Erdballs will der Vf. die Entſtehung der Erdſchichten zurückführen, in welchen man noch jetzt Abdrücke oder Ueberbleibſel von Meer- und Fluſsfiſchen und von Bewohnern des ſüdlichen und nördlichen Oceans vermiſcht durch einander findet; und aus der Beſchaffenheit der wenigen trocknen Punkte der Erde will er erklären, wie die noch jetzt ſich findenden Abdrücke oder Ueberbleibſel der Fiſche ſich ſo unverändert (*modifiés*) in ihren weſentlichen Organen und ſo unverſehrt in jeder noch ſo zarten Geſtalt erhalten haben. — Mit den Fiſchen theilten die Wallfiſche, Lamentins, Dugons und Wallroſſe die Herrſchaft über den Ocean.

Ocean. Sobald mehr Land mit neuen Ufern und sandigen Bänken entblöfst war, fanden fich die Meerkälber, Meerfchildkröten und Krokodile (*im Meere?*) ein, und vermehrten fich fammt den fogenannten Seevögeln. Nach und nach erfchienen nun auch die Ufervögel. Aus den verdickten Dünften entftanden Regen, Waldftröme und Flüffe; und nun erft begann die grofse Trennung der bisher vermifchten Fifche in die bekannten vier Hauptclaffen, in die Meerfifche, Uferfifche, auswandernde Fifche und Flufsfifche. Die Verbreitung der Meerbäre, Tapirs, Schweine, Flufspferde, Nafenhörner, Elephanten und anderer Säugethiere, welche die Feuchtigkeit, den Schlam oder die Ufer lieben, gieng der Erfcheinung der übrigen Säugethiere und Vögel, welche auf dem trocknen Lande allein leben und fich nähren, auch dabey die Wärme lieben, voran. Nach diefen Epochen fucht der Vf. noch einmal das verfchiedene Alter der Erdfchichten zu erklären, in welchen fich Abdrücke oder Refte von verfchiedenen Thierclaffen befinden. Freylich pafst diefes Räfonnement nicht zu der hier zuletzt angeführten Hypothefe, dafs der Ocean nach und nach fich über die verfchiedenen Theile unfers Erdballs verbreitet und von andern zurückgezogen habe. Aber nun bricht der Vf. plötzlich ab, mit der Verficherung, dafs es eigentlich den Geologen zukomme, die Urfachen zu erforfchen, von welchen die angeführten Refultate herrühren. Der Zoologe fammle aus der Betrachtung der thierifchen Organe, und der daraus entfpringenden Eigenfchaften Data, welche er dem Geologen darreiche: er mache ihm die Folgerungen bemerklich, welche man aus diefen Formen, Sitten, Analogien, aus der Natur des verfchiedenen Aufenthalts und der Lage der Trümmer, aus der Trennung oder Vermifchung der Arten, aus der Veränderung oder Erhaltung ihrer Hauptcharaktere, aus der Beftändigkeit oder Veränderlichkeit ihrer Lebensart, aus der Temperatur des Clima, welches fie jetzt vorzüglich bewohnen und lieben, und aus der Wärme des Waffers, in welchem man fie ftets antrifft, ziehen müffe: kurz, der Zoologe fammle gleichfam die zurückgebliebenen Infchriften und Münzen aus den verfchiedenen Zeitaltern unfers Erdballs, welche die Geologie zur Gefchichte feiner Veränderungen verarbeite. Diefs ift der Inhalt der Einleitung, welche in dem gewöhnlichen gezierten Stile des Vfs. gefchrieben, durch viele tautologifche Kola zerhackt, und durch gefuchte Vergleichungen und überhäufte Metaphern zu einer übermäfsigen Länge ausgedehnt ift. Ueberall fieht man den Franzofen leicht und fpielend wie eine Möve über die Oberfläche dahin gleiten, und hier und da eine Mücke, irgend ein Infect, oder einen emporfteigenden Fifch ergreifen, den er mit grofsem Geräufche aufhebt und dem Lefer mit einem fchön klingenden Räfonnement zubereitet vorlegt. Im Detail der Befchreibungen felbft ift der Vf. fich ebenfalls ganz gleich geblieben; aber der Lefer fängt nun an, da die Formen der fo zahlreichen Gattungen fich immer mehr nähern und einander ähnlich werden, welches in den folgenden Theilen bey den Häringen, Lachfen und Karpfen noch mehr der Fall feyn wird, den Mangel einer genauern und beftimmtern Befchreibung aller äufsern Theile ftärker und mit gröfserm Widerwillen zu fühlen, und fieht fich oft, wie Rec., ganz aufser Stande, eine Vergleichung mit den von andern befchriebenen Arten anzuftellen, um zu urtheilen, ob wirklich die Fifche das find, wofür fie ausgegeben werden. Hiezu kommt noch die Kleinheit der Kupfer; der Mangel der natürlichen Farben, und die Willkür der Zeichner, denen der Vf. wahrfcheinlich die Arbeit ohne Anweifung nach vorgängiger Unterfuchung ganz überlaffen hatte, wie diefes leider! fo oft der Fall bey den gröfsten und theuerften, naturhiftorifchen Kupferwerken ift. Die Verwirrung wird alfo durch diefes Werk in der Naturgefchichte der Fifche nicht im mindeften gehoben oder vermindert, fondern durchaus vermehrt; und dem Kenner bleibt keine andere Ausficht zu deren Vernichtung übrig, als allein in der Hoffnung, dafs dereinft *Cuvier* oder einer feiner Schüler alle die von *Lacepède* nach Exemplaren im National Mufeum oder nach handfchriftlichen Sammlungen des *Commerfon* und andern befchriebene und abgebildete Fifche muftert, vergleicht und beftimmt. Rec. hat zwar hin und wieder grofse Aehnlichkeiten der für neu ausgegebnen Fifche mit bereits bekannten bemerkt, aber nur in einzelnen Theilen und Formen, wozu die Kenntnifs der übrigen und des Ganzen fehlt, welche ihn allein in den Stand fetzen konnte, zu urtheilen, dafs der Fifch derfelbe oder verfchieden fey. Fängt man alfo die Unterfuchung nicht ganz von vorn und mit allen Gattungen und Arten an, fo dafs man die befchriebenen neuen Arten zur Vergleichung vor Augen hat: fo ift man ftets wiederkehrenden Zweifeln und Widerfprüchen ausgefetzt, und verliert feine Zeit in fruchtlofen Vermuthungen oder Wortdeutungen. — Die Kupfertafeln find wie in den vorigen Theilen höchft mangelhaft bezeichnet, und enthalten meiftens Arten, die erft in folgenden Theilen befchrieben werden follen. Gleichwohl find unter dem Texte felbft bey der Anzeige der Arten die dazu gehörigen Kupfer nicht angedeutet, fondern in einem Avertiffement ift voraus die allgemeine Nachweifung enthalten, aber doch nicht allemal angezeigt, ob die Zeichnung nach einem Original verfertiget oder irgend woher entlehnt worden fey. Rec. hat bey der Anzeige der neuen Arten fogleich die dazu gehörige Zeichnung bemerkt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 22. December 1802.

NATURGESCHICHTE.

WEIMAR, im Industrie-Comptoir: *A. J. G. C. Batsch — Beyträge und Entwürfe zur pragmatischen Geschichte der drey Naturreiche. — Gewächsreich. Erster* Theil, *erste* Lieferung. 1802. Bog. A — M. 4. (1 Rthlr.)

Dieses Werk verdient die Aufmerksamkeit der Botaniker in einem hohen Grade, und wird, so viel sich jetzt urtheilen läfst, wenn es in dem Geiste seines zu früh verstorbenen Vfs. fortgesetzt wird, die ausführlichste und genaueste Abhandlung über die natürlichen Ordnungen der Pflanzen seyn. Der Vf. folgte zwar in vielen Stücken *Jussieu*, aber er vereinigte damit *Gärtners* Beobachtungen, und setzte vieles Eigene hinzu. In dieser Lieferung finden wir zuerst Bemerkungen über das Pflanzenreich überhaupt. Hier weicht der Vf. von seinen Vorgängern ganz ab. Er theilt die Pflanzen in deutlich blühende und undeutlich blühende. Die deutlich blühenden haben zusammengesetzte oder einfache Blumen; die letztern sind blofse Kelchblumen oder tragen Kronen: diese sind ein- oder vielblätterieht; ohne Rücksicht auf beides bestimmt die drey- und sechsfache Zahl in diesen Bedeckungen eine eigene Abtheilung der lilienartigen Gewächse; alle andern vielblätterichten Blumen sind ausgezeichnet unregelmäfsig oder regulär; und bey den letzten bilden vier Blättchen eine Kreuzblume, oder fünf eine Rosenblume. So sehr es Rec. auch billigt, dafs der Vf. in dieser Haupteintheilung auf die Samenlappen keine Rücksicht genommen hat: so hegt er doch manche Zweifel. Der Begriff von einer zusammengesetzten Blume ist sehr unbestimmt, und die Gränze zwischen ihr und dem kopfförmigen Blüthenstande kaum anzugeben. Eben so beruht ein Haupt-Unterschied auf einer sehr unsichern Unterscheidung zwischen Kelch und Blume (Blumenkrone). Wenn ferner die drey- oder sechsfache Zahl in den Bedeckungen die lilienartigen Gewächse auszeichnet, wohin soll man manche *Cannaceae* oder auch Palmen bringen? Doch dafür war wohl vom Vf. schon gesorgt. In dieser Lieferung handelt er die Steinfrüchte (*Drupaceae*) ab, oder die 7te Abtheilung von Jussieu's Ordnung *Rosaceae*, und zwar: 1) von der Familie überhaupt, 2) von den Gattungen derselben, 3) von den Arten, 4) von den Stämmen, Blättern, Ueberzügen und äufserm Ansehen in dieser Familie, 5) von den Blüthen, Früchten und Saamen, 6) von dem Wachsthum, Wohnort, den Säften und Gefäfsen, 7) von dem Schaden und der Benutzung in dieser Familie. Durch diese Stellung der Materien und die Art des Vortrags ist die Abhandlung lesbar geworden, da sonst die meisten Werke dieser Art nur zum Nachschlagen geschrieben scheinen. Um sich eine Uebersicht der Pflanzen in einer Familie zu verschaffen, ist des Vfs. Methode sehr zu empfehlen; aber sie ist freylich etwas weitläuftig, und möchte daher vielleicht etwas ermüdend, besonders in der Folge werden. Diesem Nachtheile liefse sich vielleicht abhelfen, wenn man sich mehr bemühte, die Mannichfaltigkeiten der Pflanzen auf einzelne Formeln (Gesetze kann man wohl nicht sagen) zu bringen. Dadurch würde der Naturbeschreibung ein grofser Dienst erwiesen, denn die blofse Aufzählung der Verwandtschaften stellt gleichsam ein Netz von verwirrten Fäden vor, wo es vielleicht nicht der Mühe werth ist, jeden Faden zu verfolgen. Sollte nicht überdiefs jeder noch so kleine Theil, jede noch so unbedeutende Form, in eine Verwandtschafts Beziehung zu bringen seyn? Rec. legt diese Bemerkung den Bearbeitern der Botanik zur Beurtheilung vor, indem sie auf die Behandlung dieses Gegenstandes einen grofsen Einflufs hat. Am Ende dieser Lieferung beginnt die Abhandlung der Familie *Prockiae*, oder der sechsten Abtheilung von Jussieu's Ordnung *Rosaceae*.

1) WEIMAR, im Industrie-Comptoir: *A. J. G. C. Batsch Grundzüge der Naturgeschichte des Thier-Reichs*. . .

2) Ebendas.: *Desselben Grundzüge der Naturgeschichte des Gewächs Reichs*. . .

3) Ebendas.: *Desselben Grundzüge der Naturgeschichte des Mineral Reichs*. — Von allen des *ersten* Theils *zweyte* Abth. *zweyte* Liefer. Bog. G — M. (1 Rthlr. 3 gr.)

Nr. 1. enthält die Familien der *Säugthiere*. Der Vf. theilt die Säugthiere in acht Ordnungen oder 20 Familien. Die Verwandtschaften sind mit einer grofsen Genauigkeit und Kenntnifs der Arten erörtert. Doch bleibt bey der Bestimmung der Familien sehr viel Willkürliches, welches von dem Gesichtspuncte abhängt, woraus der Anordner das Ganze betrachtet. So würde Rec. die Gattungen *Equus*, *Sus*, *Hippopotamus* nicht zu einer Familie bringen, er würde *Capra* von *Antelope* nicht blofs nach dem Profil des Gesichts trennen, auch nicht die *Ursina* von den *Mustelinis*, er würde nicht *Hystrix* und *Castor* zusammenstellen. Hingegen scheint *Ornithorhync-*

rhynchus sehr glücklich mit den *Bradypodis* vereinigt. Die Familien sind folgende: *Ovina*, *Cervina*, *Equina*, *Colossi*, *Cataphracta*, *Bradypoda*, *Pitheci*, *Felina*, *Canina*, *Ursina*, *Mustelina*, *Talpina*, *Pteropoda*, *Marsupiales*, *Murina*, *Leporina*, *Sciurina*, *Castorea*, *Pinnipeda*, *Cetacea*. Eine Verwandtschafts-Tafel der Familien, und zwey Tafeln mit Vorstellungen der Hirnschädel sind beygefügt.

Nr. 2. enthält ebenfalls die Familien der *Gewächse*. Mit diesem Gegenstande hat sich der Vf. schon lange beschäftigt, und was er hier liefert, verdient die Aufmerksamkeit der Botaniker. Eine Verwandtschafts-Tafel der Familien erleichtert die Uebersicht. Einzelne Bemerkungen schienen uns in der Recension von des Vfs. *Pragmatischen Geschichte der drey Naturreiche* besser angebracht.

In Nr. 3. wird die Geschichte der kohlensauren Kalkarten geschlossen und der schwefelsauren angefangen. Den Ursprung des jüngern Gypses erklärt der Vf. sinnreich durch die Erzeugung von Schwefelsäure aus den Schwefelkiesen in Vulkanen, welche die Kalkerde im Meerwasser niederschlug.

JENA u. LEIPZIG, b. Gabler: *Dictionnaire minéralogique françois-allemand*, par *J. H. L. Pansner*. 1802. 254 S. 8. (21 gr)

Da die französische Nomenclatur von der deutschen in der Mineralogie sehr abweicht: so würde ein französisch-deutsches und umgekehrt ein deutsch-französisches Wörterbuch der Mineralogie beiden Nationen sehr willkommen seyn. Das hier gelieferte kann seinen Nutzen haben, nur ist es in sehr vielen Fällen zu kurz. Neben dem französischen Namen findet sich ein deutscher ohne weitern Zusatz, welches in den meisten Fällen nicht hinreicht. Der Name blättriger Zeolit oder Zeolitspat z. B. giebt den Eintheilungsgrund nicht an, warum Hauy den Stilbit vom Zeolit trennte. Eben dieses ist der Fall mit *Amphibole*, *Pyroxène* u. s. w. Dafür hätten die Wörter, welche beiden Sprachen gemein sind, oder wo eines eine blose Uebersetzung des andern ist, füglich wegbleiben können. Uebrigens hat Rec. bey der Durchsicht die Namen fleisig gesammelt und richtig angegeben gefunden, Ein deutsches Register dient statt eines deutsch-französischen Wörterbuchs.

EISENACH, b. Wittekindt: *Die kleinen Freunde der Naturgeschichte*, von *Adolf Friedrich Höpfner*, Rector in Greussen. 1802. 326 S. 8. (18 gr.)

Diess im Ganzen wohlgerathene Buch soll ein Gegenstück seyn von dem *kleinen Physiker*, den der Vf. im vorigen Jahre herausgab. Es enthält Unterredungen eines Vaters mit seinen Kindern über Thiere, die wegen irgend eines Umstandes, wegen ihrer Gestalt, Lebensart, oder wegen des ökonomischen Gebrauchs, den man in Künsten und Gewerben von ihnen macht, merkwürdig sind. Unter den vielen ähnlichen Schriften für Kinder ist diese hier eine der bessern. Nur vergisst der Vf. zuweilen, dass er den Vater mit *Kindern* (wovon das älteste 12 Jahr alt ist), sprechen läst. Gleich in der Einleitung, welche an die Kinder gerichtet ist, kommt folgende Stelle vor: „Denn es ist eine allgemein bekannte Wahrheit, dass derjenige Unterricht, welcher gleichsam von ungefähr zu kommen scheint, mehr fruchtet, als der, welchen Kinder in den zum Unterrichte ausdrücklich bestimmten Stunden erhalten." Diese Wahrheit gehört weder für Kinder, bey denen dadurch leicht eine Geringschätzung der festgesetzten Lehrstunden veranlasst wird; noch ist der Satz, so ohne Einschränkung abgefasst, wie hier, ganz richtig. Auch verfällt der Vater oft in den eigentlichen Lehrton, der sich zwar für das Katheder, aber nicht für die Kinderstube schickt. Schwerlich möchten lebhafte Kinder einen so langen Sermon, wie S. 48 — 50. über die Reproductions- und Lebenskraft einiger Thiere anhören, ohne den Docenten zu unterbrechen. Selbst das Lesen solcher Stellen ist Kindern langweilig; ein munterer Dialog hat dagegen viel mehr Reiz für sie. S. 115. steht: „Unter der Oberhaut quillt aus kleinen Drüsen eine schleimige Materie, welche der *malpighische* Schleim heisst.“ Entweder müsste der Grund dieser Benennung hinzugefügt seyn; oder (wie diess Rec. besser scheint) man verschone die Kinder ganz mit gelehrten Namen.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

ALTENBURG u. ERFURT, b. Rink u. Schnuphase: *Predigten über die Merkwürdigkeiten des achtzehnten Jahrhunderts* in Bremen gehalten von *Joh. Jac. Stolz*, d. Th. D. und Prediger an d. Martini Kirche daselbst. 1801 — 2. 5. 6. 7. 8tes Heft. oder *zweyter Band*. 276 S. 8. (Jedes Heft 8 gr.)

Rec. darf auch diese 34 wirklich gehaltene Predigten für nicht minder merkwürdig und lesenswerth erklären, als die 32 der vier ersten Lieferungen waren, von denen bereits eine neue Auflage angefangen worden ist. Im 5. Heft wird, weil das verflossene Jahrhundert von manchen als das der Aufklärung charakterisirt wird, die Materie von der *Aufklärung* vielseitig und wirklich mit ächter Aufklärung beleuchtet. Eben so betreffen die übrigen im 5 und 6. Heft behandelten Materien eigentliche Merkwürdigkeiten des kürzlich geendigten Seculum. Eine von dem Geiste der Liebe begeisterte Pfingstpredigt am Ende des 5. Hefts, und die meisten Gegenstände des 7 und 8. sind, in sofern sie nicht bestimmt das 18te Jahrhundert betreffen, als Anhang zu betrachten. Ihr innerer Werth wird durch diesen Mangel einer nächsten Beziehung auf die Vergangenheit nicht im geringsten vermindert. Die erste Predigt im 7. Heft über den Himmel und seine Sterne betrifft schon eine Denkwürdigkeit des laufenden Säculum, die Erweiterung der Himmelskunde in unserm Planetensystem; welche zu Bremen um so eher zum Gegenstand einer religiösen Betrachtung gewählt werden konn-

konnte, als bekanntlich ein dortiger „geübter und menschenfreundlicher Arzt" Hr. Dr. Wilh. *Olbers*, sich auch in Hinsicht jener vieles Verdienst erworben hat. Nr. 50 — 59. liefern Betrachtungen der Leidensgeschichte Jesu, dieser so folgereichen, wahrhaft Epoche machenden Weltbegebenheit, welche, wenn sie auch nur an sich betrachtet wird, einem Menschenkenner, wie der Vf. ist, reiche Gelegenheit giebt, fast alle Gemüthsarten der Menschen in einem die religiöse Besserung befördernden Lichte zu zeigen. Wie treffend wird die spätere Sinnesänderung des Saulus aus den Rückerinnerungen entwickelt, welche dieser über Jesu Betragen von seiner Gefangennehmung an bis zum Hinscheiden in sich aufbewahrt und nach und nach im Contrast gegen die Eigennützigkeit der dabey wirkenden Priester und Gesetzgelehrten betrachtet haben mag. s. Philipp. 3, 7 — 11. Die vorsätzlich bösen Menschen werden in den Priestern, die niederträchtig schlechten in Judas, die schwachen in Petrus, die, welche keinen Charakter haben wollen, in Herodes, die, welche sich aus ihrem Charakter allzu leicht durch andere herauswerfen lassen, in Pilatus, der Pöbel aller Zeiten im Pöbel zu Jerusalem geschildert. Am Ende strahlt der Mensch Gottes, wie er seyn soll, Jesus hervor, den alle von ihm sehr gefühlte Schrecknisse des frühen, harten Todes von seiner individuellen Ueberzeugung nicht zurückdrängen, und die heftigsten Schmerzen (der Annagelung der Hände) nicht einmal gegen seine unmittelbaren Peiniger bitter machen konnten. Das 8te Heft beginnt mit einer zweckmäfsigen Secularpredigt. Eine Reihe von Reden über Freundschaft nach biblischen Mustern und Winke ist allgemein anziehend. Nr. 65. macht unter der Aufschrift „eine historische Bemerkung" von dem Umstand, dafs bey Luc. 10, 36. 37. der von Jesu redend eingeführte Schriftgelehrte den barmherzigen Samariter nur umschreibungsweise nennt, weil dieser als Samariter ihm verächtlich schien, sehr praktische Anwendungen. (Allerdings ist dieser Umstand, da die Begebenheit wohl nicht wirklich geschehen ist, sondern von Jesus als Lehrgeschichte erzählt wird, zugleich ein Datum von Jesu feinem Gefühl, das charakteristische der handelnden Personen in seinen Schilderungen des menschlichen Lebens zu treffen und auszudrücken). Eine Neujahrspredigt auf 1802. schliefst die Sammlung. Von der Freundschaft eines gelehrten und verdienstvollen Collegen, des Hn. Dompredigers, *Nicolai*, aber erhielt Hr. St. noch einen recht schätzbaren Nachtrag, zwey Predigten über Bremens kirchliche und weltliche Begebenheiten im verflossenen Jahrhundert. Der Vf. hielt diese Reden an der Stelle, wo einst Alb. Hardenberg wegen seiner Entfernung von Luthers Lehrmeynung über das Abendmahl zu seiner Absetzung und Vertreibung aus der Stadt (1562) Anlafs gegeben hat. „Seit dieser Zeit blieben die Einwohner Bremens in ihren Meynungen über die Art, wie Jesu Leib und Blut im Abendmahl gegenwärtig sey, getheilt, doch *mit dem sonderbaren Wechsel der Dinge*, dafs bey den Stadtgemeinden, welche Luthers Vorstellung einst so heftig vertheidigt hatten, allmälig reformirte Prediger, am Dom aber bey seiner Wiedereröffnung im J. 1639 lutherische angesetzt wurden." Eine treffende Bemerkung, um zu Betrachtung anderer Lehr- und Ritualstreitigkeiten des vorigen Jahrhunderts überzugehen, welche theils Bremen allein, theils die ganze protestantische Theologie betroffen haben. Einst veruneinigte man sich auch zu Bremen über die Unionsversuche zwischen Protestanten und Katholiken; einst verwünschte man sich über die Frage: ob der Segen auf der Canzel bedingt oder unbedingt ausgesprochen werden solle! Kurz aber treffend, schildert hierauf Hr. *N.* die Hauptmomente, in denen das vorige Jahrhundert Berichtigungen theologischer, doch auch in den Volksglauben übergegangener, Vorurtheile herbeygeführt und zu redlicher Fortsetzung den Zeitgenossen des 19ten Jahrhunderts überliefert hat. Mit Klugheit berührt Hr. *N.* die Periode, wo die nach dem holländischen Geschmack sich bildende Schriftausleger zu Bremen sich vor dem Anhangen am Buchstaben, die lutherischen Prediger vor einschläfernder Einförmigkeit im Vortrag und vor der Gewohnheit hüten müssten, „das Unsichtbare wie das Sichtbare zu behandeln, „und die Lehren von Gott und Unsterblichkeit, wie „körperliche, nach Maas und Zahl bestimmte Dinge „beweisen zu wollen." (Zugleich eine Probe, wie sich der Vf. auch über das schwer verständliche vor seiner Gemeine deutlich zu machen suche!). Vor mehr als 20 Jahren wollte die Gesellschaft zur Beförderung der reinen Lehre Bremen zum Hauptsitze ihrer Meynungen machen. Andere neue, lavaterische, apokalyptische etc. Schwärmereyen werden schonend, aber freymüthig warnend, bezeichnet. Früher suchten die Zinzendorfischen Brüder Eingang. An ihnen „misfiel das Bilderreiche und Spielende in ihren „Vorträgen und Liedern, die Versinnlichung geistiger „Dinge, die Errichtung einer Gütergemeinschaft oder „Heilandscasse, und die willkürliche Anordnung bey „ihren Ehen. Die Brüdergemeinde — so urtheilt „der Vf. — macht aufser der Hervorbringung schö„ner Kunstarbeiten, sich vorzüglich durch ihre Be„mühungen, das Christenthum unter die Heyden „auszubreiten, und die in den Negersklaven unter„drückte Menschheit durch ihre Genugthuungslehre „aufzurichten, *uns* noch merkwürdig." Der Hang, andere zu Sklaven ihrer Meynungen und Sitten zu machen, wird sich hoffentlich in derselben eher mindern, als vermehren, damit nicht das Geheime ihrer Verbindungen sich unvermeidlich eine gröfsere Aufmerksamkeit und Beleuchtung zuziehe. Zur besondern Ehre von Bremen führt der Vf. mit Recht an, dafs dort in neuester Zeit „eine freye und auf „richtigen Gründen beruhende Schrifterklärung in Schutz genommen und von allem Verdacht einer übeln Gesinnung freygesprochen wurde." — Auch die Begebenheiten der katholischen Kirche werden kurz berührt; näher aber die Verbesserung in Gesangbüchern, den Beichtanstalten etc. dagegen auch die

Kla-

Klage über Abnahme im Besuchen der Kirchenversammlungen. Das gleich interessante der andern Predigt über weltliche Hauptbegebenheiten empfehlen wir, wie diese ganze Sammlung, Lesern, welche den rein andächtigen Christussinn haben, alles aus dem Gesichtspunkt der Religiosität zu betrachten, ohne doch in Andächteley und in den Traum zu verfallen, als ob der Mensch spezielle Absichten Gottes über ihn und andere wissen oder gar voraus berechnen könne.

KINDERSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Erstes Bilder- und Lehrbuch zur zweckmäßsigen Beschäftigung des Verstandes und zur angenehmen Unterhaltung.* Zunächst für Kinder, welche noch nicht lesen können, von *J. A. C. Löhr.* 1802. 105 S. 8. Mit 50 Kupf. (2 Rthlr. 12 gr.)

Den Zweck, Kinder auf eine angenehme Art durch Bilder zu unterrichten, hat diess Buch mit den meisten Bilderbüchern, die für Kinder geschrieben sind, gemein. Der Vf. bestimmte es aber für Kinder, die noch nicht lesen können, und dadurch zeichnet es sich vor vielen andern aus. Es ist eine Art von Methodenbuch, ungefähr wie das bekannte Basedow'sche Elementarwerk, nur mit dem Unterschiede, dass in letzterem der Text von den Kupfern getrennt ist, welches dem Rec. beym Gebrauche bequemer zu seyn scheint. Denn der Vf. will nicht — und das mit Recht — dass den Kindern das Buch zum flüchtigen Durchblättern in die Hände gegeben werde; diess ist aber leichter zu verhindern, wenn man ihnen die Kupfer *einzeln* und vom Texte ganz abgesondert vorlegen kann, da ohnehin dieser — der Text — gar nicht für sie, sondern nur für den Lehrer bestimmt ist, dem er (nach des Vfs. eignem Ausdruck) eine ungefähre und nur nothdürftige Anweisung zum Unterricht seyn soll.

Die Auswahl der Gegenstände ist zweckmäfsig. Scenen aus dem menschlichen Leben wechseln mit Gegenständen der Natur und Kunst. Mit der Abbildung derselben kann man aber wohl nicht *durchgängig* zufrieden seyn. Selbst der Vf. klagt, dass Manches anders ausgefallen sey, als er es gewünscht und ursprünglich im Texte angegeben hatte. So ist z. B. auf der 6ten Tafel: der Knabe am Tische kein Knabe, sondern ein Mann, wenigstens ein vollkommner Jüngling; er krümmt sich auch nicht vor Schmerz zusammen, wie es im Texte heisst, sondern sitzt mit zurückgelehntem Leibe, fast wie ein Schlafender oder Betender. Einige Gegenstände sind der Natur nicht getreu und oft ganz unkenntlich. Dahin gehören: Taf. 8. der Sperling und die Bachstelze; Taf. 21. die Weisskohlköpfe; Taf. 22. die Elster und die Nachtigall. Die Giftpflanzen (Taf. 19.) sollten billig illuminirt seyn, zumal da der Text sie als illuminirt behandelt, z. B. „diese hier (mit den schmutzig blassgelben Blumen) heisst Tollkraut."

Der Text, oder die Anweisung, wie Aeltern und Lehrer ihre Kinder über die abgebildeten Gegenstände lehrreich unterhalten können, ist ein neuer Beweis von des Vfs. schon bekanntem Talente in diesem Fache. Sehr selten entschlüpft ihm eine kleine Unrichtigkeit oder Unbestimmtheit im Ausdrucke, wie z. B. S. 57.: „Sie (die Löwen und Tiger) lauern andern Thieren auf, erhaschen sie mit einigen Sprüngen, oder schlagen sie mit ihren gewaltigen Klauen, oder *mit ihrem starken Schwanze* nieder, und würgen sie." Des Schwanzes möchte sich wohl kein Löwe oder Tiger zu diesem Zweck und überhaupt nicht als Waffe bedienen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. Ohne Druckort: *Der Geist der Polemik ist nicht der Geist des Christenthums. Eine Abhandlung veranlasst durch den neueren Unfug des Controverspredigens.* 1802. 24 S. 8. (2 gr.) Nicht, wie man vielleicht vermuthen könnte, vom Predigen über streitige Lehrsätze unter Protestanten, von dieser Unsitte, particuläre Ansichten über Gegenstände, deren Gründe ein gemischter Haufe nicht beurtheilen kann, durch Ueberredungskünste und persönliche Autorität geltend zu machen, ist in dieser Abhandlung die Rede. Sie bezieht sich auf ein temporäres und locales Uebel der Gegenden von Kölln und Aachen, wo die Muster aller Controversprediger, die Capucinermönche, aufs neue den Fanatismus des Pöbels gegen alle, die nicht an sie glauben, zu wecken versuchen. Die Abhandlung giebt Beyspiele hievon. Was sie selbst aber dagegen sagt, hat bey weitem weder Gründlichkeit noch Lebendigkeit genug, um wahrscheinlich auch nur eine einzige Controverspredigt zu hindern. Die indess erfolgte Aufhebung der dortigen Klöster wird wenigstens die meisten dieser Controversprediger zum Stillschweigen bringen. Wir wünschten aber, dass der Eifer und die Gewandheit, womit sie der bösen Göttin Zwietracht dienten, auf alle Vertheidiger der Wahrheit und der Eintracht übergehen und die Schläfrigkeit verdrängen möchte, von welcher die gegenwärtige Abhandlung eine nur gar zu grosse Dose hat. Ihr einziger durchgreifender Satz ist das Motto: Das Jucken der Disputiersucht erzeugt die Krätze der Sectenmeynungen! und selbst dieser ist nur, wenn man ihn geradezu umkehrt, richtig.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 22. December 1802.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, in Comm. b. Kummer: *Fünf und vierzig Jahre aus meinem Leben.* Von *Wilhelmine Eberhard*, geb. *Köhler*. Eine biographische Skizze für Mütter und Töchter. 1802. 349 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Die Verfasserin schickt, um die Geschichte ihrer eignen Schicksale einzuleiten, ein Gemälde der Begegnisse ihrer Mutter in Briefen derselben (denen die Tochter ihre eigne Form gegeben hat) voraus, für welche auch ein eigner Titel beygefügt ist:

Briefe von Helene Wilhelmine K. . . . geb. S. . . . Nicht vielmehr als Bruchstücke aus dem Leben eines edlen deutschen Weibes. 1802.

Man lernt in diesen Briefen einen vielleicht idealisirten Charakter einer durch Geist und Schicksale anziehenden Unglücklichen kennen. Sie war von adlicher Abkunft, hatte früh ihren Vater, einen Hessischen Officier, verloren, war durch ihre Verwandte um das Ihrige gekommen, und war in Dienste bey einer Gräfin in London getreten, von welcher sie sich aber trennte, als man sie auf die Gefahr aufmerksam machte, in welcher sich ihre Unschuld und ihre Sitten bey ihrer Gebieterin befanden. (Es wird nur in dunkeln Anspielungen davon gesprochen). Sie kehrte nach Hessen auf das Dörfchen zurück, wo einst ihres Vaters Gut war, und lebte dort still von ihrem erworbenen Capitälchen. Ein liebenswerther Officier ward ihr angetragen, und sie, die bisher noch keine Liebe gefühlt hatte, ward schnell von dieser Leidenschaft ergriffen, und gab ihr Jawort, ungeachtet die innre Stimme ihr sagte: sie werde nicht glücklich! Ihre Ehe wird durch eine Tochter, die eigentliche Heldin des Buches, beglückt; aber der Hang ihres Gatten zum Spiel und die Gefahr, sich bey ausbrechendem Kriege von ihm trennen zu müssen, entwickeln den in ihrer Brust liegenden Keim des Trübsinnes. Hier schliessen sich die Briefe. Die Tochter tritt ein und erzählt, ihre Mutter habe den geliebten Gatten in das Feld begleitet und mit ihm alles gelitten; da aber ein Befehl in der Folge die Weiber von dem Heerzuge entfernt, habe der Gram ihr Herz zerrissen; sie sey in tiefe Schwermuth gefallen, die in Wahnsinn mit abwechselnder Raserey übergegangen. Endlich sey sie in einem Kloster gestorben. Die Unglückliche war von melancholischem Temperament, erhöhter, unnatürlicher Reizbarkeit, und war, was damit verbunden zu seyn pflegt, religiöse Schwärmerin. Ehe man noch die Entwicklung ihrer Schicksale liest, ahndet man schon aus allerhand Symptomen, dass sie nicht glücklich seyn werde; denn sie trug den Keim des Unglücks in sich selber, der nur durch Umstände entfaltet und gepflegt wurde.

Nicht ohne bange Besorgnisse nähert sich der Leser der Geschichte der Tochter, die aus solchem Blute entsprossen, und in Verhältnissen mit einer solchen Mutter aufgewachsen war. Sie brachte nämlich ihre Kinderjahre Tag und Nacht neben ihrer Mutter zu, die auch bey ihrer Verstandesverwirrung mit ausserordentlicher Zärtlichkeit an ihrem Kinde hing; sie war die Zeugin der herzzerreissenden Auftritte von Melancholie, Wahnsinn und Tollheit, und von den körperlichen Misshandlungen, welche die unglückliche Frau von ihrem Manne zu dulden hatte; befand sich oft selbst in Lebensgefahr, und rettete einst durch ihre Geistesgegenwart ihrem Vater, gegen welchen die Wahnsinnige einen Mordanschlag gefasst hatte, das Leben. Einsam, trübe, freudenleer und kränkelnd verlebte sie ihre Kinderjahre. Da endlich ihre Mutter der Sicherheit wegen in ein Kloster gebracht wurde: so erhielt das verwaiste Mädchen eine verständige und liebevolle Erzieherin. Wenn diese gleich die angeborne und durch die Lage unterhaltne Stimmung nicht vertilgen konnte: so wusste sie doch ihre Art zu seyn auf den Ton der Mässigung zu stimmen, und wirkte überhaupt vortrefflich auf die Bildung ihres Herzens, so wie in der Folge ein älterer Freund auch ihren Verstand anbaute. Der Hang zur Einsamkeit, zum Ernst, zum Umgang mit ältern Personen blieb hervorstechend, und die Scenen ihrer frühen Jugend verwischten sich nie, wiewohl sie sich abwechselnd auch einer heitern Stimmung und der Lust hingab; das isolirte Leben auf dem Lande gab ihr Eigenthümlichkeit; sie fand Geschmack an den härtesten Arbeiten, selbst an solchen, die nur für Männer passen; sie zeichnete sich durch ungewöhnlichen Muth und Gewandheit aus, wozu die ausserordentlichen Verhältnisse und Gefahren, in die sie früh gekommen war, beytragen mochten. Religiosität war ihrer Seele tief eingeprägt. Sinnliche Liebe ward ihr ein Gegenstand des Abscheues, und da sie sich die Männerliebe nur *so* dachte, entstand überhaupt Abneigung gegen die Liebe und Ehe bey ihr. (Schade, dass die Verfasserin ihre Denkart darüber auf eine solche Weise entwickelt, dass wir Bedenken tragen würden, jungen Mädchen diese Stelle lesen zu lassen). Ein ge-

gewandter Weltmann von Adel, der es auf ihre Verführung angelegt hatte, flöfste ihr zwar wirklich die leidenfchaftlichfte Liebe ein; aber feine Verfuche auf ihre Tugend fcheiterten, und, nach feiner Abreife, erreichte der Roman feine Endfchaft. Ihren Vater aus Verlegenheiten zu reifsen, in welche ihn feine Spielfucht gebracht hatte, nahm fie ihre Zuflucht zu einem Verwandten, bey welchem fie eine zeitlang lebte. Endlich ward fie auf Anrathen von Freunden gegen ihre Neigung verheirathet. Die Ehe ward nicht glücklich, weil ihre Gefinnungen und Grundfätze zu weit von den ihres Gatten abftanden, der keine Liebe als die des Inftincts kannte, feine Gattin verkannte und vernachläfsigte. Er verliefs fie zweymal. Seine Schwächen wurden durch fremde Verleitung zu Laftern; das Hauswefen gerieth in den tiefften Verfall; die Gattin mufste fich mehrere Jahre allein und auf das kümmerlichfte nähren, und litt an Geift und Körper. Endlich trennte fie fich, ohne fich fcheiden zu laffen. Sie hatte fchon eine zeitlang vorher mit einem jungen Arzt, einem Verwandten ihres Mannes, der fich durch Theilnahme und ärztliche Hülfe um fie verdient gemacht hatte, einen Bund vertrauter Seelenfreundfchaft gefchloffen. Die Bedingung war von ihrer Seite: „Das erfte Symptom von Weiblichkeit oder Wolluft, das er an ihr wahrnähme, follte er als ein Signal anfehen, fie *wie die Gefunkenfte* ihres Gefchlechts zu behandeln und zu verabfcheuen." (Wer fieht hier nicht die Ueberfpannung!). Diefen ebenfalls in den bedrängteften Umftänden lebenden Mann nahm fie als ihren Sohn an. Jetzt ift ihr Gefchäft die Erziehung junger Frauenzimmer, und fie fcheint vorzüglich mit in diefem Verhältnifs die Auffoderung gefunden zu haben, öffentlich Rede und Antwort von ihrem Lebenswandel zu geben, um die Verleumdung zum Schweigen zu bringen und zu verhindern, dafs ihre Pflegekinder (denn ihr einziges leibliches Kind, ein Knabe, von dem fie rührende Züge erzählt, ftarb früh), nicht an ihr irre werden. Ihre Gefchichte hat uns an Frau von Genlis erinnert, die fich in allen ihren Schriften als Tugendheldin zeigt, und doch fo viel zweydeutige Urtheile über ihre Aufführung und Verbindungen erfahren hat. Lebt der Gatte der Verfafferin noch: fo dürfte ihr doch die Art, wie er in einer Druckfchrift hier behandelt wird, von Manchen verdacht werden, wiewohl fie mit einer Schonung und Verfchleierung diefe Eheftandsfcenen behandelt, welche dem Intereffe des Buches nachtheilig find, da man fo viel über fchreckliche, häusliche Leiden lieft, ohne beftimmt zu erfahren, worin fie eigentlich beftanden haben. Der partheylofe Lefer, der weder die Verfafferin noch ihren Gatten kennt, wird, da er nur einfeitige Acten vor fich hat, fein Urtheil billig zurückhalten: er wird fich allerdings nach den edeln und vortrefflichen Zügen und Aeufserungen, welche die Verfafferin an den Tag legt, für fie und für die Wahrheit ihrer Ausfagen zu erklären geneigt finden; indefs wird er fich doch vielleicht die Vermuthung erlauben, dafs die Verfafferin durch ihre kränkelnde Reizbarkeit fich vielleicht felbft manche Leiden gefchaffen, oder doch die wirklich vorhandnen in ihrer Phantafie zu fehr ausgemalt habe. Das Buch ift eben fowohl pfychologifch merkwürdig als wegen feiner praktifchen Tendenz lehrreich und empfehlenswerth. Ueberall ftellt die Verfafferin Grundfätze weiblicher Seelengröfse und Reinheit und einer hohen Frömmigkeit aus; faft möchte man wünfchen, dafs fie diefs etwas weniger mit Rückficht auf fich gethan hätte, um nicht in den Verdacht zu gerathen, als liefse fie fich noch zuweilen von einem Anflug der Eitelkeit befchleichen, die fie überwunden zu haben glaubt. Ueberhaupt vermifst man hie und da den richtigen Tact in der Auswahl deffen, was von der individuellen häuslichen Gefchichte einer Frau etwa in eine öffentliche Schrift gehört. Das kleine Publicum feines Wohnorts oder feiner Familie ift man nur zu geneigt mit dem gröfsern zu verwechfeln.

Zürich u. Leipzig, b. Schiegg: *Geographifch-naturhiftorifches Bilderbuch mit ausführlichem Texte, enthaltend die Länder- und Völkerkunde.* Ein Gefchenk für die Jugend von einigen Jugendfreunden. *Erftes Heft.* Grönland und Spitzbergen. Mit einer Karte und zwey Kupfern (1 illumin. und 1 fchwarzen) 1801. XII. u. 40 S. 4. *Zweytes* Heft. Mit 2 illum. und 1 fchw. Kupf. 1802. 41—80 S. 4. (Jedes Heft 16 gr.)

Der Gedanke, die Naturgefchichte in Verbindung mit der Geographie mittelft getreuer Abbildungen naturhiftorifcher und geographifcher Gegenftände zu lehren, war fehr glücklich. Indefs wünfchte Rec., dafs es den Verfaffern gefallen haben möchte, den *ausführlichen* Text zu diefem Bilderbuche für Lehrer befonders heraus zu geben, und den Kupfern nur eine kurze Erklärung für die Jugend zur Seite zu ftellen, wie diefs bey dem beliebten *Bertuchfchen* Bilderbuche gefchehen ift. Denn die gegenwärtige Einrichtung hat die Unbequemlichkeit, dafs Manches in den Text aufgenommen wurde, was eben nicht für das Alter, dem das Werk beftimmt zu feyn fcheint, gehört, wenigftens dem Vortrage nach weder fafslich noch intereffant genug ift.

Das Werk foll enthalten: 1) Abbildungen der Nationen in ihren Coftumen. 2) Abbildungen, welche die Sitten, Gewohnheiten, Gebräuche etc. verfinnlichend darftellen. 3) Anfichten von Hauptftädten der Länder. 4) Anfichten andrer durch Menfchenfleifs und Kunft aufgeführter merkwürdiger Werke. 5) Anfichten von gewiffen merkwürdigen Verrichtungen der Menfchen. 6) Profpecte von fehr merkwürdigen und vorzüglich intereffanten Gegenden. 7) Naturwunder, z. B. feuerfpeiende Berge, unterirdifche Höhlen etc. 8) Die in jedem Lande *einheimifchen* Thiere und Pflanzen.

Die Vf. fangen mit der Befchreibung des Nordpols an, und wollen von da nach und nach zum Aequator, und von diefem zum Südpole fortgehen. Da

Da ohne Kenntniſs der allgemeinen Erdbeſchreibung Vieles in der beſondern unverſtändlich ſeyn würde: ſo ſteht im erſten Hefte eine Einleitung voran, welche die zum Verſtändniſſe des Werks nöthigen Vorbereitungskenntniſſe enthält.

Die Geſprächsform, in welche der Vortrag eingekleidet iſt, hat zwar für Kinder viel Reiz, und gewährt auch dem Schriftſteller mancherley Vortheile: aber ſie führt zugleich zu einer Weitſchweifigkeit, die bey einem Werke dieſer Art, das die ganze Erde mit allen ihren Merkwürdigkeiten beſchreiben wird, billig hätte vermieden werden ſollen. Auch fehlt dem Dialog der Vff. das *Natürliche*, wodurch er eigentlich recht anziehend wird. Die Kinder declamiren zu viel, und ſprechen oft zu altklug. Hier eine Probe aus der Einleitung.

Der Vater iſt von einer Reiſe zurückgekehrt, und dieſs veranlaſst ſeine drey Kinder zu dem Wunſche, auch einmal eine Reiſe zu machen.

„Der Vater: Was verſprecht ihr euch denn ſo Schönes von dem Reiſen?

Julchen. O, da giebt es alle Tage was Neues zu ſehen, und es wäre doch arg, wenn unter dem Neuen nicht auch was Hübſches wäre.

Friedrich. Die vielen ſchönen Gegenden, auf die man trifft, die hohen Berge, die lieblichen Thäler, das groſse weite Meer mit ſeinen Inſeln und Schiffen, die luſtigen Dörfer und die prangenden Städte — o, ich kann mir alles ſo denken!

Heinrich. Und die immer andern Menſchen, ihre mancherley Lebensarten und Sitten, alle ihre Einrichtungen und Anſtalten, die tauſend und tauſend Gegenſtände der Natur und Kunſt, die man auf ſeinen Reiſen findet, — wahrhaftig, wenn mir das ſo lebhaft in dem Kopfe herumgeht: ſo möchte ich mich gleich aufmachen und durch die weite Welt ziehen. Wie viel giebt es auf Reiſen nicht zu ſehen, zu hören und zu lernen! Ich habe ja immer gehört, daſs junge Leute, die recht gebildet werden ſollten, auf Reiſen gehen muſsten."

Ein geographiſch-naturhiſtoriſches Bilderbuch ſoll doch nur für *Anfänger* ſeyn, und der Ton, welcher in den vorliegenden Heften, im Ganzen genommen, herrſcht, zeigt auch, daſs die Vff. ſich dieſen Zweck bey ihrer Unternehmung dachten. Allein ſie verlieren ihn nicht ſelten aus den Augen, und tragen Sachen vor, die den Anfänger noch gar nicht intereſſiren können, z. B. über den Urſprung und die Erfindung der Land- und Seekarten; über den Widerſpruch, den Anfangs die Lehre von den Antipoden fand, wo es unter andern heiſst: „Bonifazius, Erzbiſchof von Mainz, ſchrieb im achten Jahrhunderte an den Biſchof von Salzburg Vergilius, welcher Gegenfüſsler glaubte, er ſolle nicht die Reinigkeit der chriſtlichen Religion durch dergleichen Träumereyen verfälſchen, und der Papſt Zacharias wollte den Salzburger Biſchof darum abgeſetzt wiſſen." S. 26. wird in einer Anmerkung das Wort Kabel (Kabeltau) aus den orientaliſchen Sprachen abgeleitet. Was ſollen Kinder mit ſolchem gelehrten Sprachforſchungen? Auch ſind Fabeln und Stellen aus Dichtern mit in den Text verwebt. Kurz, wenn die Vf. fortfahren, alles ſo weitläuftig zu behandeln, wie in dieſen beiden erſten Heften: ſo möchten ſie wohl ſchwerlich den Aequator, geſchweige den Südpol erreichen.

Gegen die Rechtſchreibung und gegen die Regeln der Sprache finden ſich einige Verſtoſse, die beſonders in einem Buche für die Jugend nicht ſtatt finden ſollten. Die Vff. ſchreiben z. B. *irrdiſch*; auf gleiche *Weiſse*; *Preiſs*; eine engliſche Ruthe enthält 18 *Füſse;* auf jeden derſelben 12 Zolle gerechnet. Den Definitionen in der Einleitung fehlt es zuweilen an Beſtimmtheit. Niedrige Bäume (S. 15.) heiſsen nicht Geſträuche. Es giebt hohe und niedrige Sträucher, wie hohe und niedrige Bäume, und letztere unterſcheiden ſich von erſtern dadurch, daſs nur *Ein* Stamm aus der Wurzel aufſchieſst. — Eider*vogel* (Heft II. S. 71.) iſt eben ſo ungewöhnlich, wie Gans*vogel*, Ent*vogel*, denn Eider (Edder) bedeutet im Isländiſchen einen Vogel aus dem Anas-Geſchlechte.

Nach des Rec. Urtheil verdient alſo das Unternehmen der Vff. Beyfall, und wird ihn wahrſcheinlich auch im Publicum finden, wenn ſie ſich der Kürze mehr befleiſsigen und den geraden Weg zu dem vorgeſteckten Ziele gehen, zu dem Ziele: der Jugend den *erſten* Unterricht in der Geographie und Naturgeſchichte zu erleichtern und angenehm zu machen; wenn ſie zu dem Ende alles, was der Jugend nicht frommet, allen gelehrten Prunk u. dgl. vermeiden, ſtatt der *wörtlich* abgeſchriebenen langen Stellen aus Reiſebeſchreibungen lieber das Weſentliche des Inhalts mit eignen Worten vortragen; wenn ſie endlich auch ſich beſtreben, in Anſehung der Sprachrichtigkeit und Beſtimmtheit der Begriffe Muſter zu ſeyn. Die Kupfer ſind ſauber gearbeitet.

HANNOVER, in d. Helwing. Hofbuchh.: *Erfahrungen über die Lagerſtätte der Steinkohlen, Braunkohlen und des Torfes*, nebſt Grundſätzen und Regeln für die Einrichtung der *verſchiedenen Feuerungen* mit Anwendungen derſelben auf die ökonomiſchen Gewerbe, nebſt einem Anhang über das *Deſtillirgeſchäfte*, vorzüglich mit Bezug auf das Brannteweinbrennen, von *E. F. Rettberg*. 1801. 200 S. 8. m. K. (16 gr.)

Im Eingange findet man einige allgemeine Erfahrungen über die verſchiedenen Gebirge, und eine Beſchreibung der Gebirge, vom Brocken ab nach Nordweſt hin, ſo wie Lehmann ſie nach Südoſt hin angezeigt hat. Der Vf. ſucht den Benennungen, Ur- und Flötzgebirge, auszuweichen, und nennt ſie lieber ältere und jüngere. Die ältern, beſonders der Harz, charakteriſiren ſich durch höhere und ſteilere Berge, die um einen höchſten Berg zuſammengehäuft ſeyn ſollen, wie die Cryſtalle einer Cryſtallgruppe um den Hauptcryſtall (?), und durch enge ſteilabſchieſsende Thäler. Sie beſtehen auf beträchtliche Strecken und Tiefen aus ein und derſelben Gebirgsart, und wo ſie mit andern abwechſeln, iſt ſelten beider Gebirgsarten-Schichtung der Scheidungsfläche parallel. Die jüngern Gebirge, wie die des Deiſters, Süntels und des Oſterwaldes, im Calenbergiſchen, ſind von geringerer Höhe und Steile, haben keinen ein-

einzelnen Berg, um welchen die benachbarten Berge wie die Neben-Cryſtalle um einen Hauptcryſtall liegen, hängen nicht ſo zuſammen, ſondern werden durch ſtundenweite Thäler getrennt. Ihr Inneres zeigt, oft an ein und demſelben Berge, ganz verſchiedene, in Bänken auf einander gelagerte Steinarten u. ſ. w. Granit und Gneis hält der Vf. für die älteſten, Grauwacke, Thonſchiefer u. a. für die jüngern, und endlich Mergel, Schieferthon, Sand und andere für die jüngſten Gebirgsarten, bey welcher Eintheilung aber die gröſsere Zahl derſelben, beſonders zwiſchen den jüngern und jüngſten vermiſst werden, denn das *und andere* iſt bey weitem zu unbeſtimmt. Auch iſt die Folge der Gebirgsarten vom Brocken ab, nur nach denen beſtimmt, die auf der Oberfläche ſichtbar werden, denn zwiſchen dem Thonſchiefer und dem Gips, unweit Oſteroda, liegt noch das Todliegende, bituminöſer Mergelſchiefer und Zechſtein, und der angezeigte Sandſtein dürfte vielmehr erſt nach dem Gipſe folgen. S. 26. bemerkt zwar der Vf., daſs das Rothe-todte-liegende hier fehlte, richtiger aber würde er geſagt haben, daſs es nicht zu Tage ausginge, denn vor zwanzig Jahren waren bey Herzberg, bey der Königshütte, und zwiſchen Oſteroda noch Schächte offen, wo es, wie Rec. bey deren Befahrung bemerkte, allerdings vorhanden war. Die Steinkohlen der Gebirge am Deiſter, Süntel und Oſterwalde ruhen auf Schieferthon, und werden vom Sandſtein bedeckt, welcher mehrmalen mit Schieferthon und Steinkohlen, und auf dem Gebirgsrücken auch mit thonartigen Eiſenſtein abwechſelt. Eine nähere Charakteriſtik dieſes Sandſteins würde hier am rechten Orte geſtanden haben, indem die Geologen mehr als eine Sandſteinformation, mit Recht, unterſcheiden. Der Vf. zählt überhaupt fünf Steinkohlenformationen auf; dieſe giebt Rec. zwar gern zu, kann aber den Wunſch nicht unterdrücken, daſs ſie ausführlicher angezeigt worden wären. Er wirft das Braunkohlenlager des Meiſsners, in Heſſen, mit unter die Steinkohlenformationen. Auch denkt er ſich den von Einigen ſogenannten Gryphiten-Kalk als den jüngſten, der über dem jüngſten Sandſtein liegen ſoll, er liegt aber in der Gegend von Saalfeld, wo er zuerſt bemerkt wurde, unter demſelben. Die Braunkohlen werden auf der einzigen Seite 31. abgefertigt, und zu der jüngſten Flötzformation gerechnet, da ſie doch von allen andern den noch jüngern aufgeſchwemmten Gebirgsarten untergeordnet werden. Nur die wenigen Braunkohlenlager, die eine Bedeckung von Baſalt haben, nimmt er davon aus. Der Torf wird ebenfalls nur berührt, obwohl der Leſer durch den Titel berechtigt ſeyn dürfte, von ihm ſowohl, als von den Braunkohlen, mehr zu erwarten. Von jenem, dem Torfe, erfährt man nur, daſs er aus vegetabiliſchen Faſern beſtehen ſoll, die theils von Regengüſſen, theils von Meeresfluthen aufgehäuft worden, worin Rec. dem Vf. keinesweges beypflichten kann.

Weit belehrender iſt das, was S. 39. bis zu Ende, im Allgemeinen über die Geſetze des Brennens, die Einrichtung der allen Feuerungen gemeinen Haupttheile, als des Roſtes, des Feuerkaſtens etc., über Stubenofen, Camine, Blaſen- Keſſel- und Pfannenfeuerungen, Kochherde, Backöfen, Malzdarren, Kalköfen, Ziegelöfen, ferner über die Art des Brennens der verſchiedenen Feuermateriale, und wie zweckmäſsige Feuerungen, vorzüglich mit Steinkohlen, einzuführen ſind, geſagt wird, und wo durchgehends die guten chemiſchen und phyſikaliſchen Kenntniſſe des Vfs. ſichtbar ſind. Auch wird man dieſs in dem Anhange über das Deſtillirgeſchäft mit Bezug auf das Branntweinbrennen bemerken. S. 47. erklärt ſich der Vf. gegen die faſt allgemein beliebten Schornſteine, die ſich nach oben erweitern, und behauptet das Gegentheil mit einleuchtenden Gründen. S. 69. werden die verticalen Züge den horizontalen, ſo wie S. 79. die Kachelöfen den eiſernen vorgezogen, und die hierauf Bezug habenden Vorſchläge Anderer gründlich beurtheilt.

Würzburg, b. Rienner: *Pflichten der Dorfſchultheiſen im Hochſtift Würzburg*, in Betreff der das Jahr hindurch zu den Aemtern zu erſtatten habenden Berichten in einen Kalender gebracht. Bearbeitet von *J. C. Neun*, Kellerey Scribenten in Arnſtein. 1801. XXIV. u. 94 S. 8. mit 3 Tabellen. (18 gr.)

In Form eines Kalenders liefert hier Hr. *N.* ein Verzeichniſs der Berichte, welche jeden Monat von würzburgiſchen Schultheiſen an ihre Aemter eingeſandt werden müſſen, und fügt von jedem Gegenſtande dieſer Berichte ein oder zwey Formularien bey, welche nicht übel gerathen und der Faſſungskraft des Landmanns angemeſſen ſind. Der Vf. hat dadurch den Dorfſchultheiſen das Erſtatten der Berichte ſehr erleichtert, da ſie die Formularien nur abzuſchreiben, und die Namen abzuändern brauchen. Dieſs mag nun freylich für einen groſsen Theil der Dorfſchultheiſen ſeinen Nutzen haben; aber für ſolche, die ſelbſt denken und einen Bericht aufſetzen können, deren im Würzburgiſchen doch auch nicht wenige ſind, iſt die Arbeit des Vfs. überflüſsig. Indeſſen ſoll einer neuern würzburgiſchen Verordnung zu Folge, jede Gemeinde auf dem Lande ein Exemplar des vorliegenden Werkchens kaufen. Es wäre zu wünſchen, daſs dieſe nämliche Ehre der bekannten Schrift des Schultheiſen *Müller* in Wipfeld über die Pflichten der Dorfſchultheiſen wiederfahren wäre; eine Schrift, welche dieſe Auszeichnung in einem höhern Grade, als das Neunſche Werkchen verdient hätte.

Zugleich mit dieſer Schrift wird ausgegeben: *Reſolvirungen über die im Hochſtift Würzburg beym öffentlichen Rechnungsweſen courſirenden Geldſorten*, als Anhang zu *J. C. Neuns* Schultheiſenpflichten und Berichten-Kalender. 28 S. 8.

Dieſe Reſolvirungen können ſehr gut dazu gebraucht werden, das fränkiſche Geld in rheiniſches zu verwandeln; jährliche Beſoldungen, Liedlohn und Beſtandgelder nach Monaten, Wochen und Tagen zu berechnen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 23. December 1802.

ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, b. Buiffon: *Voyage du Duc du Chatelet en Portugal*, revu, corrigé et augm. de notes par *J. F. Bourgoing*. Sec. Edit. 1801. T. I. 266 S. T. II. 260 S. 8. (1 Rthlr. 21 gr.)

Der *Duc du Chatelet* befand fich zu einer Zeit in Portugal, welche für den jetzigen Zuftand des Reichs fehr wichtig ift, zu der Zeit nämlich, als die jetzige Königin ihre Regierung antrat. Was damals von Pombals Neuerungen nicht abgefchafft wurde, ift bis auf einige Kleinigkeiten geblieben, was hingegen abgefchafft wurde, ift gewifs nicht wieder erneuert worden. In diefer Rückficht gehört diefes Werk zu den wichtigen Schriften über Portugal. Die Nachricht von der Krönung der Königin im erften Kapitel ift fchon merkwürdig. Die fruchtlofen Bemühungen, welche der Adel anwandte, um das Volk gegen Pombal aufzuhetzen, zeugen von der Stimmung des Adels, des Volkes und der Vorfichtigkeit der Regierung. Uebrigens fehlte es dem Vf. an einer genauen Kenntnifs des Reichs, und befonders an dem wichtigften Hülfsmittel dazu, einer genauen Kenntnifs der Landesfprache. Die geographifche Befchreibung ift mager, und zuweilen unrichtig; (der Vf. fchreibt *Entre Duero y Minho*, *Tra los Montes*). Die Gefchichte ift fchlecht; Graf Henrique foll die Schlacht auf dem *Campo de Ourique* gegen die Mauren gewonnen haben u. f. w. Das Kapitel, Gefetze und Verfaffung des Landes, enthält etwas von dem ältern, aber wenig von dem jetzigen Zuftande, und falfch ift es, dafs das römifche Recht zu des Vfs. Zeiten noch in Portugal galt. Ueber die Religion fagt der Vf. viel Uebertriebenes; die Schilderung von den Sitten und Gebräuchen ift faft ganz Carricatur; nur die Weiber kennt der Vf. ziemlich gut. Manche Urtheile des Vfs. find fchief: die Stiergefechte follen Unterricht zum Meuchelmorde geben; denn faft alle Ermordeten wären wie die Stiere getödtet. Aber man ftöfst ja den Stieren das Schwert in den Nacken. Defto richtiger ift das, was er von der königlichen Familie fagt; fein Rang und feine Sprache fetzten ihn in Stand, darüber zu urtheilen. Von Pombal (welchen Bourgoing in einer Anmerkung fehr richtig fchildert) redet der Vf. zu partheyifch, auch nicht ohne Unrichtigkeiten in der Erzählung feiner Lebensumftände; die Nachricht von des Vfs. Befuche bey diefem Minifter nach feinem Falle ift intereffant. Ueber die Colonien findet man hier blofs das Bekannte. Auf die Angabe von der Bevölkerung kann man fich nicht verlaffen; der Vf. giebt feine Quellen nicht an. Ueber Portugals Handel find Bourgoing's Zufätze lehrreich. Von dem Ackerbaue der Portugiefen fagt der Vf. viel Falfches; in den drey nördlichen Provinzen follen keine Orangen wachfen, da doch die Orangen von Barcelos, von Condeixa bey Coimbra, zu den beften im Lande gehören; die Provinz Traz os Montes foll ganz unfruchtbar feyn, da doch die Ebene von Chaves, das Campo de Villariça, die Gegend um Mirandella und viele andere fehr fruchtbar find; der Minho foll von einem Ende zum andern ein angebauetes Feld feyn, da doch nur die einzelnen Thäler es feyn können. Man kennt in Traz os Montes keinen Pflug, fagt der Vf., man bearbeitet das Land mit Keilhacken u. dgl. Wie mufs ein Portugiefe bey folchen Reifebefchreibungen lächeln! (Ueber den Hackenpflug in diefer Provinz f. *Memor. econom. da Academ. Real d. Lisboa* T. 1. p. 371. fq.) Der Artikel über das Militär enthält manches, was jetzt verändert ift, z. B. dafs die Armee keinen Generalftab habe, u. dgl. m. aber auch manche treffende Bemerkungen z. B. dafs für die Verpflegung der Armee im Kriege nicht geforgt fey. Die Gefchichte des Krieges von 1762 ift kurz und nicht genau erzählt; die Kriegszucht der Spanier wird als fehr fchlecht gefchildert; aber Rec. weifs aus dem Munde vieler alten Landleute jener Gegenden, dafs die Difciplin der fpanifchen Truppen vortrefflich in Vergleichung mit der Difciplin der Portugiefen war. Doch find die Vorfälle, welche beweifen, dafs zu der Zeit des Vf. die Officiere zuweilen an der Tafel aufwarteten, merkwürdig. Die Artikel *Marine*, *Impots et Finances*, *Sciences et belles Lettres*, *Arts et Metiers* find fehr mager an Notizen, defto reicher an Klagen und Vorwürfen, und nur *Bourgoings* leider zu feltene Anmerkungen haben Werth. Der Artikel Politik, vorzüglich von Bourgoing, ift vortrefflich; ein Urtheil, welches Rec. von einem erfahrenen portugiefifchen Gefchäftsmanne hat; nur mufs man bedenken, dafs ein Franzofe fpricht. Angehängt find die Grundgefetze des Reichs, und eine Nachricht von den Friedensfchlüffen deffelben mit andern Mächten. Die Karte ift fehr fehlerhaft; wenige Namen richtig; die kleinen Arme des Tagus gegen Liffabon über, find Bufen geworden; die Gegend von Liffabon bis Setuval ift gar nicht ähnlich. Das Titelkupfer ift aus den *Delices d'Efpagne et de Portugal* von *Colmenar* genommen, nur vergröfsert, denn jetzt fieht das Ufer hinter Belem ganz anders aus. Vermehrungen hat diefe Ausgabe nicht erhalten.

PARIS, b. Desenne, u. BORDEAUX, b. Audibert: *Lettres sur le Portugal, écrites à l'occasion de la guerre actuelle, par un François établi à Lisbonne, avec des observations sur le voyage du Duc du Chatelet, et des détails sur les Finances de ce royaume.* Publiées par *H. Ranque*, Docteur en médecine, membre de la Société médicale de Paris, et de la Société littéraire de Bordeaux. XXXVIII. und 125 S. 8. (2 Fr.)

Der Herausgeber sollte die französische Armee, welche bestimmt war, in Portugal einzudringen, als Arzt begleiten. Um das Land, wohin er sich begeben wollte, bey veränderten Umständen aber nicht begab, zum voraus genauer zu kennen, bat er einen seiner Freunde, der schon seit vielen Jahren in Lissabon wohnte, ihm hierüber die nöthigen Nachrichten mitzutheilen. Diese sind es, die *R.* hier bekannt macht, und die, ungeachtet sie nicht durchaus vollständig sind, und vielleicht selbst hier und da kleine Berichtigungen bedürfen, doch im Ganzen eine lehrreiche Lectüre gewähren.

Im ersten Brief giebt der Vf. eine allgemeine topographische Uebersicht von Portugal, und eine Anzeige dessen, wodurch sich das Clima jeder Provinz charakterisirt. Die Bevölkerung von ganz Portugal schlägt er auf etwa drey Millionen an, wovon der zehnte Theil in Lissabon wohnt. *Duchatelet* schätzt sie nur auf 2,250000. Diesem letztern zufolge baut Portugal höchstens für die Hälfte seiner Bewohner Getreide; unser Vf. glaubt versichern zu können, dass wenigstes ¾ des im Lande verbrauchten Getreides auch daselbst gebaut werden. Die Bereitung des Olivenöls ist sehr schlecht. Feigen, Orangen und Trauben sind das einzige gute Obst; die übrigen Obstarten sind mittelmäfsig. Vor einigen Jahren hat ein deutscher Ingenieur, *Heinrich Niemeyer*, zwey Stunden von Lissabon, auf dem linken Ufer des Tejo, an einem kleinen sandigen Orte, Coïna genannt, eine Queckfilbermine entdeckt, die von ihm gebaut wird, bis jetzt aber kaum die darauf verwandten Kosten zu vergüten verspricht. — Eisen ist zwar nicht selten in Portugal, es wird aber nichts gewonnen, und man zieht fast alles, was davon verbraucht wird, aus dem Auslande.

Im zweyten Brief findet man eine kurze Geschichte von Portugal, worin sich der Vf. vorzüglich bey der aus dem Kampfe der Politik und Religion entstandenen Krankheit der jetzigen Königin und dem regierenden Kronprinzen verweilt, über den er ein sehr günstiges Urtheil fällt. Besonders unpartheyisch zeigt sich der Vf. in der Entwicklung der Ursachen, welche die Portugiesische Regierung fast unwiderstehlich und gegen ihren Willen an England fesseln, und dieses Reich der Uebermacht seiner Feinde preis gaben. Die militärische Macht Portugals besteht unserem Vf. zufolge aus 29 Infanterie, 12 Kavallerie, 4 Artillerie-Regimentern, einer Legion leichter Truppen, einem Ingenieur Corps, welches mit Inbegriff der 43 Milizregimenter eine Armee von etwa 60 tausend Mann ausmacht. Mit den englischen Auxiliar-Truppen schätzt er die sämmtliche Landmacht auf 70 tausend Mann, von denen nach Abzug der Garnison-Truppen, 40 tausend Mann im Feld agiren könnten.

Der dritte Brief handelt von den Seehäfen Portugals, der Ein- und Ausfuhr, den sehr vervielfältigten Vorsichtsmaassregeln des Mauthwesens, deren ungeachtet die Einfuhr verbotener Waaren, oder erlaubter Waaren ohne Erlegung des Zolles, hier etwas sehr gewöhnliches ist. Nach den Erkundigungen des Vfs. auf der Lissaboner Börse, belief sich die Anzahl der jährlich in den Tejo einlaufenden Kauffartheyschiffe auf 1300. In dieser Anzahl sind die Adviso-Schiffe, die Kanonier-Schaluppen und andere Fahrzeuge, welche täglich, theils im Dienst der Marine, theils wegen der Verproviantirung der Stadt, ein- und auslaufen, nicht mit begriffen. In *Porto* laufen jährlich mehr als 300 Fahrzeuge ein, von denen die Hälfte englische sind. *Setuval* liefert den vereinigten nordamerikanischen Staaten, und den nördlichen europäischen Ländern, ziemlich gute Weine und vortreffliches Salz. Die Anzahl der daselbst einlaufenden Schiffe, die ehedem jährlich 4 bis 500 betrugen, hat sich, seit den Hindernissen, welche die Engländer der Schiffahrt der neutralen Mächte in den Weg legten, sehr vermindert. Die allgemeine Regel ist, dass (einige Nebengebühren ungerechnet) alles was eingeführt wird, 27 p. C. und alles was ausgeführt wird, 5 p. C. von seinem Werth als Abgabe zahlt. Getreide und Wein bezahlen noch besondere Auflagen. — Die Seemacht Portugals, die unserm Vf. zufolge, bey weitem nicht so grofs ist, als sie bey dem ausgedehnten Handel dieses Reichs seyn sollte, besteht aus 12 Linienschiffen, 12 Fregatten, einigen Corvetten und andern geringern Fahrzeugen. Die Allianz mit England machte zum Theil eine gröfsere Seemacht unnöthig. Seitdem der Vf. in Lissabon wohnt, sah er nur ein Schiff neu bauen, und etliche Fregatten ausbessern. Die neuen Schiffe werden, um den Holztransport zu ersparen, in Brasilien, in Rio Janeiro, und in der Allerheiligen-Bay gebaut. — Das Corps der Königlichen Marine besteht, mit Inbegriff der Admiräle, Escader- und Divisions-Chefs, (nicht, wie *Duchatelet* behauptet aus 114, sondern) aus etwa 400 Officieren, unter denen mehrere Fremde, besonders Engländer und Franzosen sind. Diese letzten gehörten vor der Revolution alle zur Königl. Französischen Marine. Unter ihnen zeichnet sich besonders Hr. *von Puysegur* aus, dem man eine sehr gute Karte von St. Domingo verdankt. Fast alle in portugiesische Dienste getretene Französische Officiere haben einen höhern Grad, als sie in ihrem Vaterlande bekleideten; ein Beweis, dass die Regierung eben nicht sehr günstig von den Talenten der eingebornen Officiere denkt. Indessen besteht seit 1779 eine Anstalt für diejenigen, welche sich dem Seedienst überhaupt widmen, seit 1782 eine Schule für die *Gardes de la marine*, und seit 1798 eine Gesellschaft für See- und Kriegswesen, und Erdkunde, so wie auch eine Königl. Sternwarte. Unter den Generalen ist der berühmteste der junge Marquis

quis *de Niza*, der Sohn des Premier-Ministers, Marquis de Ponte-de-Lima, der die portugiesische Escader commandirte, die nebst den Engländern Malta blokirte. — Da der portugiesische Seedienst sehr beschwerlich ist, so desertiren die Matrosen sehr häufig, so dass die Regierung nur wenig von dem rückständigen Solde an die Matrosen zu bezahlen hat, weil die, welche weggehen, ehe man sie förmlich beurlaubt hat, es nie wagen, das ihnen Zustehende zu fodern. Die Gebühren, welche von der Ein- und Ausfuhr erhoben werden, machen hauptsächlich die Einkünfte der portugiesischen Regierung aus. Sobald also der Handel dieses Reichs gehemmt ist, so fallen auch diese Einkünfte grösstentheils weg. Dieser Umstand ist die Ursache, dass Portugal die Allianz mit England nicht fahren lassen kann; denn bräche es diese Allianz, so wäre sein Handel, und somit fast alle Kron-Einkünfte dahin.

Im vierten Brief und in den vorläufigen Erinnerungen gegen *Duchatelet*, giebt der Vf. nähere Nachrichten über das portugiesische *Finanzwesen*. Die Einkünfte überhaupt schlägt er auf 80,435,000 Livres an; und zwar auf 24,600,000 L. im Innern, und auf 55,835,000 aus dem Handel und den Colonien, nach den einzeln angeführten Datis. Unter jenen sind die Einkünfte der Ländereyen, welche den Königinnen von Portugal und den Häusern Braganza und Infantado gehören, nicht mit einbegriffen. Sie müssen sehr beträchtlich seyn, weil von den 190 im Königreich befindlichen niedern Gerichtshöfen diese Domänen 44 enthalten. Diese Summe fand die Regierung in neuern Jahren nicht hinreichend zur Bestreitung der verschiedenen Staatsausgaben; sie machte im J. 1796 Papiergeld, welches aber eben so nachtheilige Folgen für die Finanzen des Staats hatte, als in andern Ländern. Auch hier hatte der gezwungene Curs des Papiergeldes den Einfluss, dass alle Lebensmittel im Preise stiegen, und jetzt die Regierung ärmer ist als vorher. Der Vf. bestätigt die Nachrichten älterer Reisenden über die Langsamkeit der Gerechtigkeitspflege, und die Ungestraftheit der Diebe und Mörder; glaubt aber nicht, dass die Richter, die alle sehr reiche und angesehene Personen sind, sich bestechen lassen, wohl aber, dass hier, wie fast überall, Protectionen grossen Einfluss haben; auch sind die Richter geneigt, alle mildernde Umstände gelten zu lassen. — So lange der Vf. in Lissabon wohnt, erinnert er sich nicht eines einzigen vollzogenen Todesurtheils; der Prinz begnadigte alle, welche von den Gerichtshöfen zum Tode verurtheilt worden, (deren Anzahl indessen geringe ist) und diese Begnadigten werden in den Africanischen oder Indischen Colonien zu öffentlichen Arbeiten gebraucht. — Die Jurisdiction der drey Inquisitionsgerichte zu Lissabon, Evora und Coimbra erstreckt sich höchstens noch über die Geistlichkeit. Die bürgerliche Gerechtigkeitspflege ist äusserst mangelhaft. Wer daher hier vor den Gerichtshöfen zu thun hat, kann seine Streitsache Jahre lang unentschieden sehn, da es ganz dem Belieben des Richters überlassen ist, den Bericht über den Process und den Urtheilsspruch, so oft er will, weiter hinaus zu verschieben. Es ist daher in Portugal zum Sprichwort geworden, dass ein Schuldner es völlig in seiner Gewalt hat, ob er bezahlen will oder nicht, wenigstens kann er mit Hülfe der Chikane die Zahlung 10 bis 15 Jahre lang verzögern. Diess hat auch auf den Credit im Handel und Wandel den sichtbarsten Einfluss. Der portugiesische Handelsmann hütet sich sehr, einem Eingebornen etwas auf Credit zu geben, ohne vorher alle möglichen Vorsichtsmaassregeln genommen zu haben, während er Fremden sehr leicht, für kleinere Summen besonders, ohne viele Vorsichtsmaassregeln Credit giebt, weil er weiss, dass der Ausländer es für eine Schande halten würde, wegen solcher Schulden vor Gericht gefodert zu werden, während der Portugiese dieses Gefühls ganz unfähig ist. Selbst die fünf Assecuranz-Compagnien stehen in so schlechten Credit, dass man lieber bey Auswärtigen assecurirt.

(Der Beschluss folgt.)

LITERATURGESCHICHTE.

PARIS, b. Levrault: *Annuaire de la Literature (française)* par *Guillaume Fleischer*. Première année. An 10. 1802. XXXIX. u. 766 S. 8.

Bekanntlich fehlte es bisher den Franzosen, so wie andern Nationen, (die Ungarn in den letzten Jahren ausgenommen) an Bücherverzeichnissen der Art, wie unsere Messcataloge sind, die aber freylich wegen der vielen unrichtigen, und bald zu früh, bald zu spät abgedruckten Titel, immer mehr ihren Werth verlieren, so dass man sich jetzt beynahe nur noch auf einige Sortimentscatalogen solider Buchhandlungen verlassen kann. Diesem Mangel hätte, sollte man denken, längst ein Pariser Buchhändler abhelfen können; aber keiner that es. Diess brachte Hn. *Fleischer*, einen in Paris sich aufhaltenden deutschen Buchhändler, auf den Entschluss, ein jährliches Verzeichniss dieser Art herauszugeben; aber sehr bald dachte er weiter, und liefert dafür ein systematisch-kritisches Verzeichniss mit alphabetischen Registern, ein ganz nach dem Muster der allgemeinen Repertorien der Literatur 1785—1790. und 1791—1795. ausgearbeitetes besonderes Repertorium der *französischen* Literatur (und Kunst) *eines* (des *neunten* republikanischen) Jahrs, mit Einschluss der im Gebiete der Republik gedruckten oder an Pariser Buchhändler in Commission gegebenen Schriften in andern Sprachen. Zuerst findet man einen Auszug der encyklopädischen Tabellen jener Repertorien, mit einer Lobrede auf die Verdienste der Deutschen um die Bibliographie begleitet, bey denen er allein das Muster fand, was er bey den Franzosen vergebens suchte, wie diese selbst öffentlich eingestanden haben. Diesem folgt dann der Haupttheil des Werks, das systematische Verzeichniss der Bücher, deren Titel vollständig, grösstentheils mit Jahrszahlen, Format,

Sei-

Seitenzahlen und Preisen, oft mit den Namen ungenannter Verfasser, und andern bibliographischen Notizen gröfstentheils aus eigener Ansicht angegeben werden, mit den Citaten von vorläufig vier französischen Journalen, (deren künftig mehrere gebraucht werden sollen) nämlich der *Bibliotheque française*, des *Magasin encyclopedique*, der *Décade philosophique*, und des *Mercure de France*, deren Urtheile mit denselben Zeichen, wie in den allgemeinen Repertorien der Literatur, angedeutet werden. Den Beschlufs dieses systematischen Verzeichnisses macht folgende Recapitulation der in den verschiedenen Fächern erschienenen Schriften und Kunstwerke: *Literature generale* 2. *Philologie* 107. *Théologie* 41. *Jurisprudence* 88. *Médecine* 121. *Philosophie* 46. *Pédagogie* 50. *Politique* 122. *Art militaire* 30. *Sciences naturelles* 101. *Economie, Technologie, Commerce etc.* 97. *Mathématiques* 72. *Geographie et Histoire* 316. *Beaux Arts* 841. *Histoire literaire générale* 54. *Ouvrages melangés* 65. *Suppl. de quelques articles imprimés en Egypte* 16. *Total* 2174. Angehängt sind drey alphabetische Verzeichnisse, 1) der Bücher, 2) der genannten Schriftsteller und Künstler; (die also auch ein Deutscher in Frankreich nicht zu verschmelzen wagte), und 3) der (zum Theil noch in einer besondern Liste nach ihren Geschäften u. s. w. charakterisirten) Verleger, mit Rückweisungen auf die Fächer und Numern des systematischen Verzeichnisses. In Ganzen ist das Werk genau und zweckmäfsig bearbeitet; doch läfst sich noch einiges für die gröfsere Vervollkommnung wünschen. Dahin gehört vorzüglich, (abgerechnet, dafs es dem Aeufsern nach etwas sparsamer gedruckt, auch vielleicht hier und da durch Abbreviaturen der Titel der Bücher und des bürgerlichen Charakters ihrer Verfasser verkürzt werden könnte), dafs der Vf. sich immer genau nur auf ein Jahr beschränken, und nicht, wie hier, für Bücher, die aus dem gegenwärtigen Jahre fehlen, und deren Nachweisung hier viel zu weit führen würde, Bücher aus frühern Jahren anzeigen möchte, ohne Rücksicht darauf, ob sie in den Journalen recensirt sind: so dafs man jedesmal den Ertrag eines Jahres mit Sicherheit übersehen, und allenfalls die Angabe der Jahrzahl gänzlich entbehren könnte, da man hingegen jetzt bey Schriften, bey denen die Jahrzahl fehlt, diese nicht mit Gewifsheit zu ergänzen im Stande ist. Auch wird der Vf. bey seinen Verzeichnissen des neuen Ertrags der französischen Literatur eines Jahrs noch öfterer seine Aufmerksamkeit darauf zu wenden haben: ob er wirklich ein neues oder ein altes Buch mit einem neuen Titel vor sich habe, wie z. B. S. 126. bey des schon 1791 verstorbenen Jesuiten *Griffet's Méditations pour tous les jours de l'année*, S. 241. *Kerguelen's Relation etc.* S. 298. *Jansen's Traité de la Culture du Tabac en Hollande* u. m. a. da der Kunstgriff, neue Titel zu alten Büchern zu geben, in Frankreich, wo man die Bücher zu brochiren pflegt, noch gewöhnlicher und leichter ist, als in Deutschland. Aufserdem würde noch mehrere Sorgsamkeit in der Stellung der Bücher nöthig seyn. So hätte sich, um nur einige Beyspiele anzuführen, für die unverdiente fünfte Auflage von *Doussin Dubreuils* Schrift *des Glaives* (S. 164.) ein anderer Platz finden müssen; die S. 186. aufgeführten *Annales philosophiques, morales et literaires par l'Abbé Boulongue*, wären wohl richtiger unter die allgemein vermischten Schriften gestellt worden; S. 386. ist *Martens's Cours diplomatique*, wie schon der Titel zeigt, und die beygefügte Recension noch näher lehrt, ganz irrig, als ein Lehrbuch der Diplomatik aufgeführt worden, ungeachtet der Vf. die übrigen Werke dieses Schriftstellers richtig unter die Rubrik des Völkerrechts gebracht hat. Eben so hätte S. 393. *Salaville's* Schrift in das Fach der Philosophie, S. 428. *Lazarillo de Tormes* unter die Romane gestellt werden sollen. — Die dankenswerthen Angaben der Verfasser vieler anonymen Schriften hätten leicht noch vermehrt werden können. So läfst sich dem S. 102. angeführten *Guide des Humanistes* der Name des in der vorhergehenden Numer genannten Abbé *Tuet*, S. 211. dem *Essai sur l'art de rendre les révolutions utiles* der Name *E. E. Bonnet*, S. 237. den beiden politischen Schriften über England *La Rochefoucauld Liancourt*, dem *Aide Mémoire à l'usage de l'Officier d'Artillerie* S. 241. *Gassendi*; dem *Voyage en Suisse et en Italie fait avec l'Armée de réserve* S. 350. *Musset*, der bekannten Schrift: *de l'etat de la France à la fin de l'an VIII.* S. 411. *Hauterive*, und mehrern Romanen im XIV. Fach lassen sich Namen (unter andern Nr. 410. 433. 440. (478.) 464. 489. *Christophe*, *Rosny*, *Boullault*, *Delbarre*, *Sewrin*) beyfügen, u. s. w. — Schriften, die entweder völlig gleiche oder nur wenig abgeänderte Titel haben, oder unter dem Namen verschiedener Verfasser erschienen, und doch der Seitenzahl und dem Preise nach dieselben sind, wie S. 483. die von *Lablée*, S. 524. die von *Maurisset* und *Zelottini* oder S. 546—547. von *Damière* und *Damin*, hätten einer kurzen Anmerkung bedurft. In dem hier angeführten letzten Beyspiele scheinen blofs durch einen Druckfehler zwey Bücher aus einem geworden zu seyn. Uebrigens haben wir im Verhältnisse zu der Menge von Namen nur wenig Druckfehler, wie diese, und überhaupt weniger bedeutende Mängel gefunden, als sonst gewöhnlich in dergleichen Schriften, besonders in Frankreich, vorkommen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 24. December 1802.

ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, b. Desenne, u. BORDEAUX, b. Audibert: *Lettres sur le Portugal, écrites à l'occasion de la guerre actuelle, par un François établi à Lisbonne, avec des observations sur le voyage du Duc du Chatelet, et des détails sur les Finances de ce royaume.* Publiées par *H. Ranque*, etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Im fünften Brief theilt der Vf. einige Nachrichten über Lissabon mit. Noch jetzt hat sich diese Stadt nicht ganz aus dem Schutte erhoben. Gegen *Murphy* spricht der Vf. von der Unreinlichkeit der Stadt, u. s. w. übereinstimmend mit andern Reisenden; dagegen widerlegt er eben diesen Engländer, der keine öffentlichen Springbrunnen gesehen haben will, durch die Bemerkung, dass ohne die zahlreichen Brunnen und Röhren zu rechnen, wodurch das Wasser in die Privathäuser geleitet wird, wenigstens zwanzig Springbrunnen zu 4, 6, 10 und 12 Röhren in Lissabon sind, (die Königs-Fontaine hat deren sogar 14.) so dass man auch in der grössten Hitze, wo sehr viel Wasser verbraucht wird, doch nie Mangel daran leidet. Eben so unrichtig ist es, wenn *Murphy* sagt, die Feuersbrünste seyen etwas sehr seltenes in Lissabon. Der Vf. glaubt vielmehr, es seyen in keiner Stadt von Europa die Feuersbrünste so häufig, indem er es oft erlebte, dass ganze Wochen lang kein Tag ohne Feuerlärm verging. — Uebrigens zeugen mehrere Anstalten in Lissabon von einer rühmlichen Tendenz der portugiesischen Regierung nach nützlichen Verbesserungen. Seit 1796 existirt hier ein *port franc* (dessen Magazine die Stelle eines ehmaligen Fort, das zu einem Staatsgefängnisse diente, einnehmen) wo man, gegen Erlegung von 1 p. C., als Transito, alle Arten von Waaren bis zur weitern Fortschaffung einlegen kann; man hat Fortification- und Handelsschulen, so wie auch eine Ackerbaugesellschaft errichtet. Die öffentliche Bibliothek ist schon über 80 tausend Bände stark, und steht dem Publicum dreymal in der Woche offen. Sie besteht grösstentheils aus *französischen Büchern*, zum Theil aus solchen, die man, bey den religiösen Vorurtheilen dieses Landes, hier nicht erwartet. Das theologische Fach ist natürlicherweise am besten besetzt, wird aber am wenigsten benutzt. Auch findet man ausser dieser Bibliothek, deren Ordnung und Verwaltung der Vf. lobt, mehrere Klosterbibliotheken. Merkwürdig ist es, dass in einer Stadt, wo sich so viele Engländer aufhalten, kein einziger englischer Buchhändler existirt; fast alle in Lissabon angesessenen Buchhändler sind Franzosen. — Zu den königlichen Gebäuden von Belem gehört ein naturhistorisches Kabinet und ein botanischer Garten, welche aber nur einmal in der Woche geöffnet werden, und nicht in der besten Ordnung sind. Ueberhaupt bemerkt der Vf., dass die naturhistorischen Wissenschaften in Portugal sehr vernachlässigt werden; er selbst verdankt die naturhistorische Kenntniss von Portugal meistens Ausländern. Unter diesen nennt er an mehrern Orten mit gebührendem Lobe den Grafen *von Hofmannsegg*. — Seit einigen Jahren haben einige Franzosen ein *Collège* gestiftet, das sehr stark besucht wird. Der Vf. giebt die Anzahl der niedern Schulen in Portugal auf 800 an, überdiess rechnet er 250 Schulen, wo lateinische Sprache gelehrt wird, 5 Lehrstühle für die griechische Sprache, 13 für Rhetorik, und 20 für Philosophie. — Die im J. 1798 in das Lissaboner Findel-Haus gebrachten Kinder beliefen sich, dem authentischen Verzeichniss zufolge, welches der Vf. vor Augen hatte, auf 795 Knaben und 800 Mädchen; mehr als die Hälfte derselben starben im nämlichen Jahre, nämlich 426 Knaben und 415 Mädchen. Indessen wird doch nach des Vfs. Versicherung diese Anstalt gut verwaltet. Die Knaben werden hier erzogen, bis sie als Schiffsjungen dienen können, wozu der grössere Theil bestimmt ist. Die Mädchen werden in allerley weiblichen groben Handarbeiten unterrichtet, und bleiben daselbst bis zu ihrer Verheyrathung, oder bis sie unter der Verantwortlichkeit der Anstalt, als Dienstboten in den Haushaltungen angestellt werden, wo man sie meistens lieber hat, als andere im allgemeinen sehr schlechte portugiesische Domestiken. Will die Herrschaft ein solches Mädchen nicht länger behalten, so muss sie es der Verwaltung wieder zurückgeben. Eine lobenswürdige Einrichtung in diesem Hause ist es, dass jährlich unter die zur Mannbarkeit gelangten Mädchen, welche sich durch ihre Aufführung und Geschicklichkeit am meisten auszeichneten, Preise vertheilt werden. — In den letzt verflossenen Jahren belief sich die Anzahl der Kranken, welche jährlich in den St. Joseph's Spital (dem grössten von Lissabon, wo Kranke beiderley Geschlechts gut verpflegt werden) kamen, auf 15 tausend; nie war die Anzahl der daselbst befindlichen Kranken unter 1000. Die Anzahl der Verstorbenen betrug etwa den neunten Theil der Eingetretenen. — Die Katholiken werden noch in den Kirchen begraben, doch braucht man die Vorsicht, den Körper mit Kalk zu bedecken.

Die Protestanten, welche zu Lissabon sterben, werden auf dem englischen Kirchhof begraben, welcher neben dem für die Matrosen der englischen Handelsschiffe, von einem reichen aus der Schweiz gebürtigen Kaufmann der englischen Factorey, Gerard de Vismes, gestifteten Hospitale liegt. — In dem Arbeits- oder vielmehr Lehrlings-Hause des Schlosses, werden junge Leute beiderley Geschlechts aufgenommen, deren Aeltern zu arm sind, um ihre Lehrjahre bey den Meistern der verschiedenen Handwerker zu bezahlen. Sie werden hier in mehrern lebenden Sprachen, im Zeichnen, und andern Künsten unterrichtet, auch finden sie hier Lehrmeister in Handwerksarbeit. — Die Anzahl der auf Kosten der Regierung nach den mineralischen Wassern von *Caldas* geschafften, und daselbst unentgeldlich verpflegten und gut genährten dürftigen Kranken, beläuft sich jährlich auf 1200 und darüber.

Im sechsten Brief beschäftigt sich der Vf. mit den politischen Maassregeln der portugiesischen Regierung, um den Flor des Reichs zu vermehren. Er beurtheilt besonders die von Pombal genommenen Maassregeln sehr unpartheyisch. Ein Hauptfehler der portugiesischen Regierung ist es, dass man Ausländern, die Güter ankaufen wollen, diess zu sehr erschwert, da man sich im Gegentheil beeifern sollte, sie anzuziehen. — Lissabon hat zwey Theater, und ein drittes existirt in Porto. Es werden meist nur aus dem Französischen übersetzte und nachgeahmte Stücke und italiänische Opern aufgeführt. Das eine von den Lissaboner Theatern ist ein Nationaltheater; das andere, welches mit den besten im übrigen Europa wetteifern kann, ist für die italiänische Oper bestimmt. Vor etwa zwey Jahren noch durften keine Frauenzimmer auf der Lissaboner Bühne erscheinen. Ihre Rollen wurden von Männern, und zwar nicht von Castraten, gespielt. Die Erlaubniss, die weiblichen Rollen auch durch Weiber spielen zu lassen, wurde erst, seitdem der Kronprinz sich im J. 1800 zum Regenten erklärt hat, ertheilt. Jetzt sind demnach Schauspielerinnen auf den zwey Lissaboner Theatern; das zu Porto war dem Gesetz, welches sie von der Bühne ausschloss, nicht unterworfen gewesen. Das grosse italiänische Theater hat auch ein Ballet, auf welchem sich seit einiger Zeit mehrere sehr gute französische Tänzerinnen befinden. Die Schauspieler werden hier ganz ausserordentlich gut bezahlt. Der *Signor Crescentini*, einer der ersten Sänger Italiens, erhält, seitdem er in Lissabon ist, jährlich wenigstens seine 60000 Livres. Der preussische General, den man kommen liess, um den Staat zu retten, ward nicht so gut bezahlt. — Der Vf. bemerkt, dass man in Portugal weniger Krüppel, Bucklichte, Hinkende u. dgl. als in Frankreich und andern Ländern antrifft. Gegen den Vorwurf der Faulheit rechtfertigt er die portugiesische Nation, und zeigt durch Thatsachen, dass um eben so arbeitsam als andere Nationen zu seyn, ihr nichts als Aufmunterung fehlt.

Im letzten Briefe spricht der Vf. von den Sitten, Gebräuchen und Vorurtheilen der portugiesischen Nation. Die *Fidalgos (fils de quelque chose)* oder die Edelleute der ersten Classe, befinden sich, trotz ihren grossen Besitzungen, meistens in sehr schlechten Finanzumständen, weil sie einen zu beträchtlichen Aufwand machen, zu zahlreiche Dienerschaft haben, und noch obendrein sehr dem Spiele ergeben sind. — Die Gattinnen der *Fidalgos* verlassen ihr Haus nur in einem Wagen, und von einer Menge Bedienten begleitet. Im Innern ihrer Häuser findet man sie auf Teppichen sitzend, und von ihren Kammerfrauen umgeben, mit denen sie schwatzen, spielen und arbeiten; oder von denen sie sich kämmen und kratzen lassen. — Gegen ihres gleichen, und die, welche sie in ihre Gesellschaft aufnehmen zu können glauben, sind die *Fidalgos* sehr höflich und liebenswürdig. Der Arme wendet sich selten an sie, ohne Beystand von ihnen zu erhalten; auch findet jeder, welcher sich einmal ihr Wohlwollen erworben hat, an ihnen unermüdete Beschützer. — Die Officiersstellen in der Armee werden meistens mit Edelleuten aus den niedrigen Classen besetzt. Diese sind im Durchschnitt sehr arm, und doch wird jede Art von Arbeit für sie als entehrend angesehen; diess geht so weit, dass ein Adlicher eher durch Arbeit, als durch Diebstahl, die Achtung seines Standes verlieren würde. Unter der Besatzung von Lissabon ist ein Grundsatz durchaus angenommen, der völlig das gesagte bestätigt, dass es nämlich einem Cadetten erlaubt ist, täglich etwa 15 Sous zu stehlen, um die mässige Löhnung, welche der Fürst giebt, zu erhöhen, und ihn in Stand zu setzen, sich ein besseres Kleid anzuschaffen, als der gemeine Soldat trägt. Man sagt sogar, dass mehrere Cadetten dieses vorgeblichen Rechts sich so gut bedienen, dass sie unter den nächtlichen zahlreichen Dieben, welche die Strassen Lissabons so unsicher machen, eine bedeutende Rolle spielen. — Von dem Mirakelglauben der Portugiesen, dem Indulgenzenwesen, dem Glauben an Gespenster, Hexen etc. theilt der Vf. mehrere Nachrichten mit. Nirgends werden Todte *weniger* betrauert als in Portugal, so sehr auch ihre Krankheit unter ihrer Familie Betrübniss verursacht hatte. Der Gedanke: *der Verstorbene ist im Himmel*, scheint hier ein mehr als in andern Ländern wirksamer und gefühlter Trostgedanke zu seyn. Die Verhältnisse der Mütter und der Töchter sind hier fast das Gegentheil von dem, was sie in andern Ländern sind. Hier sucht die Mutter ihrer Tochter alle beschwerliche Arbeit abzunehmen, und alles von ihr zu entfernen, was derselben nur im mindesten unangenehm seyn könnte; es ist etwas gewöhnliches, die Mutter ihrer Tochter das Schnupftuch, die Handschuhe, u. s. w. welche sie hat fallen lassen, aufheben, ihr die Arbeit, oder den eingekauften Putz nach Hause tragen zu sehen, u. s. w. — Nichts ist in Lissabon leichter, als eine Liebesintrigue anzuspinnen und zu unterhalten, da das weibliche Geschlecht hier auf den geringsten Anlass von männlicher Seite sehr geneigt ist, seiner Seits den

den zweyten Schritt zu thun. Seit einigen Jahren geniefst das weibliche Geschlecht zu Lissabon gröfsere Freyheit als vorhin. Die Damen wohnen öfters den Gesellschaften bey: und der Luxus ihrer Kleidung, wenn sie in Gesellschaften, ins Schauspiel u. s. w. gehen, übertrifft vielleicht noch den der Weiber in den reichsten Städten Europa's. — Die natürlichen Kinder werden hier im allgemeinen weit besser behandelt, als im übrigen Europa, da das Vorurtheil gegen sie weniger streng ist. Eine Menge derselben werden von ihren Vätern mit aller möglichen Sorgfalt erzogen. Es ist sogar nichts seltenes, dafs der Vater ein aufser der Ehe erzeugtes Kind in seinem Hause erziehen läfst, und dafs sein Eheweib diesem Kind alle Liebe und Sorgfalt beweifst. — Was *Duchatelet* über die schlechten Sitten der Klosterfrauen sagt, verneint der Vf. auf das förmlichste; von den Sitten der meisten Mönche aber macht er eine sehr nachtheilige Schilderung; mit Ausnahme des Klosters der französischen Kapuziner in Lissabon. — Die Versuche der portugiesischen Regierung, dem Bettelwesen zu steuern, sind bis jetzt immer fruchtlos geblieben, was besonders auch daher kommen mag, dafs man überhaupt das Betteln hier zu wenig für Schande hält. Das portugiesische Landvolk ist schlecht gekleidet, unreinlich in seiner Haushaltung und in seiner Nahrung. Die Häuser der mittlern Bürger Classe scheinten unserm Vf. bequemer und reinlicher in Lissabon, als in Paris zu seyn; es ist daselbst die englische Sitte eingeführt, alle Sonnabende die Wohnungen auszuwaschen. — Von den portugiesischen Besitzungen in den übrigen Welttheilen sagt der Vf. nichts, da bis jetzt die Regierung noch immer sehr geheim mit allem thut, was auf dieselben Bezug hat. Diefs geht so weit, dafs die Bemühungen des Grafen *von Hofmannsegg*, durch geborne Brasilianer oder solche Portugiesen, die von der Regierung nach Brasilien geschickt worden, sich naturhistorische Objecte oder auch blofs naturhistorische Nachrichten zu verschaffen, fast gänzlich fruchtlos waren.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) GRONINGEN, b. d. W. Vechner u. Lentz: *Jarichii Joannis Westra — Dissertatio chemico-medica de Antimonio.* 1792. 93 S. 8.

2) HADAMAR, in d. neu. Gelehrten-Buchh.: *Jarich Joh. Westra's*, ausüb. Arztes zu Haarlem, *Abhandlung vom Spiesglanze.* Aus d. Latein. übersetzt, und mit Anmerk. begleitet von *Sebastian Johann Ludwig Döring*, d. A. K. ord. u. öff. Lehrer auf der Johann's Akad. z. Herborn. 1802. IV. u. 322 S. (m. dem Regist.) 8.

Nr. 1. Der Vf. dieser gut gearbeiteten Probeschrift hat seine Materie in *drey Abschnitten* abgehandelt. I. *Abschn. Mineralogie des Spiesglanzes.* Aufzählung der verschiedenen, in der Natur vorkommenden Spiesglanzerze, nebst ihren Kennzeichen und Fundörtern; zuletzt Beschreibung des Verfahrens beym Ausschmelzen des Spiesglanzes aus seinen Vererzungen. II. *Abschn. Chemie des Spiesglanzes.* Bestandtheile des rohen Spiesglanzes; Scheidung des metallischen Theiles von dem Schwefel; Betrachtung des Halbmetalles; Verkalkung und Verglasung des rohen Spiesglanzes; Wirkung der Salpetersäure auf den rohen Spiesglanz; Wirkung der Laugensalze auf den rohen Spiesglanz; Spiesglanzauflösungen. III. *Abschn. Spiesglanzbereitungen und ihre Heilkräfte.* Die grofse Zahl der Spiesglanzbereitungen, der Reihe nach, abgehandelt, mit Uebergehung solcher, die keine Erwähnung verdienten. Zuweilen hat der Vf. eigene Erfahrungen, oder Erfahrungen seiner Groningischen Lehrer, *Verschuir* und *Driessen*, über die Wirkungen der Spiesglanzbereitungen in Krankheiten eingewebt. So wird bey *Regulus antimon. medic.* aufs Neue die Charlatanerie des *van den Bosch* (in der Schrift über die wahre Beschaffenheit der Kinderpocken) aufgedeckt.

Nr. 2. Der grofse Unterschied der Seitenzahlen läfst mit Recht vermuthen, dafs die Zusätze des Hn. *Dör.* beträchtlich seyn müssen. Aber, von welcher Art sind diese Zusätze? Wir bleiben zunächst bey dem *mineralogischen* Theile der Schrift stehen. Man nehme *Emmerling's Lehrb. d. Mineral.* 1. Ausg. 2. Th. in die Hand, und man wird sehen, wie leicht sich der Commentator seine Arbeit zu machen wufste. Ein Beyspiel sey folgendes:

Döring S. 18.	Emmerling S. 468.
Aeufsere Kennzeichen.	*Aeufsere Kennzeichen.*
Das dichte Grauspiesglanz-Erz hat eine *fahle*, *bleygraue Farbe*, die zuweilen ins *Stahlgraue* übergeht. Es bricht *derb*, *eingesprengt*, und selten *angeflogen*. Inwendig ist es theils *glänzend*, theils *wenig glänzend*; von *metallischem Glanze*; es hat einen *unebenen Bruch*, von *kleinerm* (*sic!*) und *feinem Korne*, welches letztere *zuweilen ins Ebene übergeht*. Es springt in *unbestimmteckige*, ziemlich *stumpfkantige Bruchstücke*. Gewöhnlich ist es *unabgesöndert* (*sic!*), und zeigt nur selten hier und da *kleinkörnige*, *abgesonderte* Stücke. Es ist weich, das ans *Sehrweiche* gränzt, *milde*, *färbt etwas ab*, ist *leicht zersprengbar*, wird *durch den Strich glänzender*, und ist *aufserordentlich schwer*. (Das *aufserordentlich* hat vermuthlich *Widenmann*, aus seinem *Handb. der Mineral.*, hergegeben).	Das dichte Grau-Spiesglanzerz ist von einer *fahlen bleygrauen* Farbe, die sich zuweilen ins *Stahlgraue* verläuft. Es bricht *derb*, *eingesprengt*, seltner *angeflogen*, ist inwendig *wenigglänzend* und *glänzend*, von *metallischem Glanze*, hat einen *unebenen Bruch*, von *kleinem* und *feinem Korne*, welches letztere zuweilen ins *Ebene* übergeht; springt in *unbestimmteckige*, *stumpfkantige* Bruchstücke, ist gewöhnlich *unabgesondert*; nur selten bemerkt man hier und da *kleinkörnige* abgesonderte Stücke, *weich*, das ans *sehr weiche* gränzt, *in einem geringen Grade spröde*, *leicht zersprengbar*, *färbt etwas ab*, wird *durch den Strich glänzender*, und ist *schwer*.

So geht es durch den ganzen mineralogischen Theil fort. Auch die Literatur ist, mit sehr geringer Ausnahme, aus *Emmerling* genommen. S. 33. macht das, was bey *Em.* S. 481. die Anm. *) ist, einen Theil

Theil des Textes aus. Auf eine andere Weise sind *E's.* Worte in den drey letzten Zeilen seiner 476sten Seite auf *D's.* 25ste Seite, wo von dem Silbergehalte des Federerzes die Rede ist, verpflanzt. Was *E.* S. 481. durch die Worte ausdrückt: „Zerstofsen schmelzt „es (das weifse Spiesglanzerz) ruhig und sehr leicht," lautet bey *D.* S. 33. also: „Zerrieben oder *zerflossen* „schmelzt es ruhig und sehr leicht," wo wir zerflossen, statt *zerstofsen*, für einen Druckfehler halten wollen, der aber nicht angemerkt ist. Das *zerrieben* ist wahrscheinlich aus *Widenmann* genommen, aus dessen *Handbuche* man zwischen den *Emmerling'schen* Stellen hier und da etwas eingeflochten findet. — So viel wir der Sache nachgehen können, sind die Zusätze zu dem *chemischen* Theile der Abhandlung besser gerathen. Hr. *D.* hat hier wenigstens die Schriftsteller ausdrücklich genannt, aus welchen er Stellen abschrieb. Ob er sich, in Ansehung der Literatur, bey diesem und dem folgenden Abschnitte etwas Aehnliches, wie bey dem ersten, hat zu Schulden kommen lassen, können wir nicht sagen, da wir verschiedene hierher gehörige Schriften, nicht bey der Hand haben. — Am besten sind vielleicht die Zusätze in dem dritten Abschnitte, der überschrieben ist: *Pharmaceutisch-medicinischer Theil,* ausgefallen. Der Vf. befolgt, bey der Angabe der Heilkräfte einer jeden Spiesglanzbereitung, die *Mönch'sche* Ordnung, so dafs er Wirkung, Benutzung, Gabe, Verbindung und Form auf einander folgen läfst, auch wohl zuweilen die Merkmale der Aechtheit namhaft macht. Ausserdem wird zuerst von dem innerlichen und äusserlichen medicinischen Gebrauche, bey Menschen, oder bey Thieren, und dann von der ökonomischen und technischen Anwendung (wo sie statt findet) gehandelt. Nur glauben wir nicht, dafs der Vortrag der letztern in eine pharmaceutisch-medicinische Abhandlung gehöre; Bereitungsarten, deren *Westra* nicht erwähnte, sind eingeschaltet, und das später Entdeckte (wie die *Calx. antimon. sulph.*) nachgetragen. Es wäre zu wünschen, Hr. *D.* hätte sich nur auf solche nützliche Zusätze eingeschränkt. Das, um vieles kleiner gewordene, Werkchen hätte hierdurch an wahrem Werthe gewonnen. Uebrigens wünschten wir die Schreibart reiner, und nicht Worte und Ausdrücke, wie folgende, zu lesen: *Schwefelliche Theile*; *das Spiesglanz* (st. *der*); *worin* (st. worein) man die Materie giefst; alter *Quark* (st. veraltete, unnütze Arzneymittel). Auf die gehörige *Consecutio temporum* ist auch nicht immer Rücksicht genommen.

HERBORN u. HADAMAR, in d. neu. Gelehrten-Buchh.: *Journal für die neueste holländische medicinische und naturhistorische Literatur.* Herausg. von *Seb. Joh. Ludw. Döring*, D. u. Prof. d. Med. z. Herborn, und *Gottlieb Salomon*, D. d. A. W. u. ausüb. Geburtshelf. z. Leyden. *Ersten Bandes, erstes Stück.* 1802. VIII. u. 138 S. 8. (15 gr.)

Mit Uebergehung der Gründe, durch welche die Herausg. ihr Unternehmen empfehlen, zeigen wir sogleich den Inhalt dieses neuesten Stücks an. I. *Abhandlungen.* 1) *Etwas über die Kuhpocken oder Vaccine*, von *E. J. Thomassen à Thuessink.* Der Vf. hat, ausser seinen eigenen, auch die Erfahrungen anderer holländischen Aerzte über die Kuhpocken mitgetheilt. 2) *Etwas zur Beantwortung der Frage: Ob die Blutgefäfse des Gekröses Chylus einsaugen, oder nicht?* Von *Vrolik* (nicht *Vrolyk*), Prof. zu Amsterd. Die Antwort ist verneinend, und gründet sich auf eine durch Einspritzung mit Quecksilber gemachte Beobachtung. 3) *Ueber die heilsame Wirkung der übersauern Salzsäure,* (*Acidum muriaticum oxygenatum*, oder *dephlogisticatum*) *in der Krätze und andern Hautkrankheiten.* Von *J. R.* (nicht *K.*) *Deiman.* Der Vf. heilte mit einem Liniment aus 60 Tropfen dieser Säure und einer Unze Oel die hartnäckigste Krätze. Als Mundspühlmittel that ihm, bey der scorbutischen Beschaffenheit des Zahnfleisches, eine Mischung aus 10—15 Tropfen Säure, 6 Unzen Rosenwasser und 1 Unze Rosenhonig bessere Dienste, als alle sonst gewöhnliche Mittel. Zum Versuche nahm er selbst eine Mischung aus 6 Unzen Wasser und 6 Tropfen Säure zu sich, ohne die geringste unangenehme Wirkung davon zu spüren. 4) *Heilbron* (zu Amsterd.) *bestätigte Wirksamkeit des abwechselnden Gebrauches des vegetabilischen Laugensalzes und des Mohnsaftes.* Nach *Stütz.* 5) *Glückliche Heilung einer Urinverhaltung, welche durch eine Quetschung des Hodensackes, des Mittelfleisches und der männlichen Ruthe verursacht wurde.* Von *S. Popta*, Wundarzte zu Harlingen. 6) *L. D. le Roy über die nützliche Anwendung der Bindung mit dem goldnen Drathe, in einem schweren und uneinrichtbaren Beinbruche.* Dem Wesentlichen nach bekannt aus der Rec. der *Verhandelingen van het Antwerps Genootschap* in den Ergänz. Bl. zur A. L. Z. J. I. B. 2. Nr. 115. — Wo wir die Uebersetzung mit der Urschrift verglichen haben (und das ist fast durchgehends geschehen,) haben wir sie treu, nur, so wie die Schreibart in den Recensionen, hier und da schleppend und überhaupt nicht gefeilt, gefunden. Auch fehlt es nicht an Ausdrücken, wie: *Errichtung einer Pharmacop.*; *Milchgang* (*ductus thorac.*); *Astvertheilung*; *unberechenbare Vortheile*; *abschilfernde Hautübel* (schuppen-schorfartige Hautkrankheiten); *verderbnifswidrige Mittel*, u. dgl. Der Druckfehler sind, aufser den hinten angezeigten, besonders in den Citaten, viele stehen geblieben. — II. *Recensionen.* Gröfstentheils Werke, die man in der A. L. Z. angezeigt findet, wie die gedachten Antwerpischen *Verhandelingen*; *Luiscius üb. d. Fäulnifs*; die *Nieuwe Scheikund. Bibl.*; *Ypey Mat. med.* Diese Bemerkung mag zugleich dazu dienen, die in der Vorrede aufgestellte Behauptung zu würdigen, dafs unsere A. L. Z. nur selten einen Platz für holländische medicinische Literatur habe. — III. *Vermischte Nachrichten.* Nachricht von dem Fortgange der Kuhpockenimpfung in der Bat. Rep. Nachricht von der gegenwärtigen medicinischen Einrichtung bey der Armee der B. R. (gröfstentheils aus dem *Bericht* von *Brugmans*, bekannt durch die *Ergänz. Bl. zur A. L. Z.*); Beförderungen; Todesfälle; Preisfragen; medicinische Verordnungen der Bat. Regierung, etc.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 25. December 1802.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Hannover, in d. Ritscherisch. Buchh.: *Eduard Jenners* und *Wilhelm Woodwille's fortgesetzte Beobachtungen über die Kuhpocken*, aus dem Englischen übersetzt, von D. G. F. *Ballhorn.* 1800. 112 S. 8. (10 gr.)

Der erste Theil ist eine gut gerathene Uebersetzung von *Jenner's further observations on the Variolae vaccinae* (London 1799. 8.) die bereits in der A. L. Z. (1801. N. 22) angezeigt sind. Die Anmerkungen des Uebersetzers sind nicht von Belang.

Der zweyte ist ein übersetzter Auszug der *Reports of a Series of inoculations for the Variolae vaccinae or Cow-Pox*, by *William Woodwille*, (London 1799. 8.)

W. hat nebst dem Prof. *Coleman* viele Versuche gemacht, durch Impfung der Grease-Feuchtigkeiten auf Kühe und Menschen auch Kuhpocken hervorzubringen, aber allemal vergebens; er hält daher nicht mit *Jenner* die Kuhpocken für eine vom Pferde abzuleitende Krankheit. Die Wirkung der Kuhpocken auf den menschlichen Körper hat *W.* ganz so wie *J.* gefunden. Man findet hier auch die Bemerkung, dass die Kuhpocken-Materie, wie die Menschen-Blattern-Materie, nicht unmittelbar nach der Impfung eingesogen wird, sondern einige Zeit örtlich bleibt. Von den in der Original Schrift beschriebenen 200 Inoculations Fällen hat der Uebers. hier nur 28 Fälle ausgezogen, und die im Originale befindliche lange Tabelle zur Uebersicht der geimpften Subjecte ganz weggelassen. In den von *W.* beschriebenen Fällen folgte auf die Kuhpocken-Impfung häufig ein allgemeiner mit Pusteln verbundener Ausschlag. Dass, wie *J.* annimmt, die Stadtluft Ursache des allgemeinen Ausschlags sey, leugnet *W.* nach seiner Erfahrung. 28 Subjecte wurden von *W.* mit zu gleichen Theilen gemischter Kuhpocken- und Blattern-Materie geimpft; bey der einen Hälfte zeigte die Local-Infection deutlich den Charakter der Kuhpocken, bey der andern hingegen den der wirklichen Blattern. Nach angestellter Vergleichung der Wirkungen der Kuhpocken- und Blattern-Materie zeigt *W.* die grössere Milde und Gefahrlosigkeit der Kuhpocken aus 600 gehabten Fällen. Eine höchst merkwürdige Stelle darf Rec. hier nicht unbemerkt lassen, wo es heisst, dass dem Vf. nach der Tabelle ein Säugling am 11ten Tage der Kuhpocken-Impfung starb. Es war hier die Geschwulst an der Impfstelle sehr unbeträchtlich, die Ausbruchserscheinungen zeigten sich am 7ten Tage zugleich mit krampfhaften Zufällen, die nach kurzen Intermissionen mit doppelter Heftigkeit wiederkehrten, und woran er endlich starb, nachdem vorher wohl hundert Pusteln ausgebrochen waren. Der Uebers. führt hiebey in einer Note gerechte Klage, dass *W.* diesen Fall nicht umständlicher beschrieben hat. Wie vieles hätte *W.* hier noch anführen und näher bestimmen müssen, wenn ausser Zweifel gesetzt seyn sollte, ob der Fall bloss Folge der Impfung gewesen sey, oder nicht. Uebrigens beweiset *W.*, dass, wenn Impfmaterie von den Impfstellen aufgenommen wird, die Krankheit gelinder ist, als wenn sie von den Pusteln des allgemeinen Ausschlags genommen ist. — Hn. B. Auszug ist um so schätzbarer, da er sich viel besser lesen läst, als *Friese's* wörtliche Uebersetzung.

London, b. Law: *A Continuation of facts and observations relative to the Variolae vaccinae or Cow-Pox. By Edward Jenner.* 42 S. 4.

Diese Schrift des berühmten Vfs. enthält neue Bestätigungen der bekannt gemachten Erfahrungen über die Kuhpocken-Impfung. Unter 6000 mit Kuhpocken-Materie geimpften Subjecten wurde kein einziges von den Menschenpocken angesteckt. Da *Woodwille*, welcher bald nach *J.* impfte, lehrte, dass nach der Kuhpocken-Impfung fast immer allgemeiner Ausschlag erfolge: so wandte *J.* alle Sorgfalt an, hierüber Beobachtungen anzustellen, fand aber nie auch nur eine Menschenpocken ähnliche Pustel entstehen. Er schliesst daher, dass *W.* entweder keine reine von aller Einmischung von Menschenpocken-Materie ganz freye Kuhpocken Materie angewandt habe, oder dass der beobachtete frühe Ausschlag Folge anderer körperlichen Ursachen gewesen sey. Nach der Zeit hat *W.* den allgemeinen Ausschlag seltener gefunden. *J.* machte bey seinen angestellten Beobachtungen die Erfahrung, dass die Kuhpocken-Materie von Kühen, welche in den Ställen gehalten werden, nicht verschieden sey von der, welche von solchen Kühen genommen werde, die auf fetten Wiesen weiden. Dieses bestätigen einige beygefügte Briefe von *Joh. H. Marshall.* In einem Briefe des Chir. *J. Fewster* wird ein einer älteren Jennerschen Behauptung entgegen stehender Fall erwähnt, wo 8 Tage nach geschehener Kuhpocken-Impfung das Scharlachfieber ausbrach, ohne dass weder dieses den Verlauf der Kuhpocken, noch diese den Verlauf des Scharlachfiebers hinderten.

London: *A Comparative statement of Facts and Observations relative to the Cow-Pox published by Doctors Jenner and Woodwille.* 1800. 48 S. 4.

Eine Kritik der verschiedenen Beobachtungen *Jenner's* und *Woodwille's*. Der Vf. stellt erst die verschiedenen Behauptungen beider gegen einander, und sucht sie dann zu vereinigen. Besonders ausführlich setzt der Vf. den Streit beider über die Ursache des von *W.* nach der Kuhpocken-Impfung beobachteten allgemeinen Ausschlages auseinander, und giebt endlich der Meynung, dass derselbe von der in dem Hospitale mit Menschenpockenstoff erfüllten Luft gekommen sey, den Vorzug. Dieser Abhandlung ist eine Kupfertafel beygefügt, auf welcher die Kuhpocken und Menschenpocken-Pustel vom 8. 10. 12. und 18ten Tage, neben einander recht gut abgebildet ist.

Wien, b. Camesina: *Eduardi Jenneri* M. D. *Continuatio disquisitionis et observationum in variolas vaccinas* Ex anglico in latinum conversa ab *Aloysio Careno*, M. et Ph. D. cum Fig. colorat. 1801. VI und 41 S. 4. (18 gr.)

Hr. C., von welchem wir in unserer Zeitung J. 1801. B. 1. S. 169 schon eine lateinische Uebersetzung der ersten beiden Jennerschen Schriften angezeigt haben, hat hier nun die eben angezeigten zwey englischen Schriften zusammen übersetzt. Die Uebersetzung ist in recht gutem Latein geschrieben, und die Kupfertafel des letzteren Werkes ist ziemlich getreu kopirt.

1) Breslau, in d. Meyer. Buchh.: *Kurze Darstellung der wichtigsten die Kuhpocken betreffenden Thatsachen.* Von *C. R. Aikin*, Mitgliede des königl. Collegiums d. Wundarzte in London. Aus dem Englischen übersetzt, von *F. G. Friese*, d. A. W. D. u. pr. A. in Breslau. 1801. XXXVI und 74 S. 8. (8 gr.)

2) Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *C. R. Aikins kurzgefasste Uebersicht der wichtigsten Thatsachen, welche bisher über die Kuhpocken erschienen sind.* Aus dem Englischen übersetzt, von *J. Kunnemann.* 1801. 79 S. 8. (8 gr.)

3) Berlin, b. Himburg: *Kurze Uebersicht der wichtigsten Erfahrungen über die Kuhpocken*, von *C. R. Aikin*, Mitgl. u. s. w. Aus dem Englischen. 1801. 74 S. 8. (8 gr.)

Das Original, von dem wir hier *drey* Uebersetzungen anzeigen, erschien unter dem Titel: *A concise View of all the most important Facts which have hitherto appeared concerning the Cow-Pox. By C. R. Aikin*, Member of the Royal College of Surgeons in London. London, 1801. Die Schrift enthält eine gute Uebersicht alles dessen, was vor *Aikin* in England über die Kuhpocken bekannt geworden ist. Das *erste* Kap. handelt von den natürlichen oder zufälligen Kuhpocken. 1) Von denen, womit die Kühe befallen sind. Hier wird des von *Jenner* und *Tanner* behaupteten Ursprungs der Kuhpocken gedacht. 2) Von denen, welche die Menschen befallen. Hier sind die aus den geschehenen Versuchen und Beobachtungen sich ergebenden Resultate kurz zusammengestellt. Das *zweyte* Kap.: Von den inoculirten Kuhpocken. Hier wird von der Auswahl der Materie, von den zur Inoculation tauglichen Subjecten und der schicklichsten Zeit, von der Methode der Inoculation, von dem Verlaufe der Krankheit, von der etwa nöthigen medicinischen Behandlung, und von der Verschiedenheit der Kinder- und Kuhpocken gehandelt. Das *dritte* Kap. enthält allgemeine, die Kuhpocken betreffende Beobachtungen, durch welche der Vf. besonders die Gefahrlosigkeit der Kuhpocken darthut. — Von den drey vorliegenden Uebersetzungen lässt sich nach Rec. Urtheil No. 2 am besten lesen. — Das Kupfer aber zu No. 1 ist offenbar besser, als das den andern beiden Uebersetzungen beygefügte. — Aus No. 1 bemerkt Rec. noch, dass der Uebersetzer eine Vorrede hinzugefügt hat, in welcher er von den Schicksalen der Kuhpockenimpfung einiges sagt. Er widerlegt hier nicht nur einen anonymen Aufsatz im Januarstück 1800 der schlesischen Provinzial-Blätter, sondern gedenkt auch eines Briefes von D. *Jenner* an D. *de Carro* in Wien, in welchem die merkwürdige Nachricht mitgetheilt ist, dass die Kuhpocken sich auf den Hund fortpflanzen lassen, aber nicht wieder Kuhpocken, sondern eine ganz verschiedene auch bey uns bekannte Hundekrankheit, die *Staupe (distemper)* hervorbringen.

Marburg, in d. n. akad. Buchh.: *Historische und medicinische Untersuchungen über die Kuhpockenkrankheit*, von *H. M. Husson*, Arzte und Mitgliede der medic. Gesellschaft zu Paris. Aus dem Französischen übersetzt, von *Seb. Joh. Ludw. Döring*, D. und ord. Prof. der A. K. zu Herborn. 1801. 168 S. 8. (9 gr.)

Das bereits in einer zweyten Auflage erschienene Original dieser Abhandlung: *Recherches historiques et medicales sur la Vaccine par H. M. Husson, Medecin, attache à la Bibliothèque de l'Ecole de Paris* etc. Paris, An IX. (1801) 108 S. 8. verdiente eine Uebersetzung und die hier gelieferte ist gut gerathen. Die Schrift zerfällt in *drey* Kapitel. Das *erste* betrifft die Geschichte der Entdeckung des Ursprungs der Kuhpocken, und die Bemühungen der Aerzte, die mit der Impfung beschäftiget sind. Der Vf. schildert den Wetteifer in Frankreich zur Verbreitung der Wohlthaten dieser Entdeckung durch die von Hn. *La Rochefaucault Liancourt* gestiftete Anstalt, und die Bemühungen der Gesellschaft der Wissenschaften im Louvre, auch zu Reims und in vielen andern Orten. Das *zweyte* enthält die Beschreibung der Kuhpocken. Der Vf. erkennt in der Kuhpocken Krankheit drey Perioden: 1) Die Perioden der Ruhe von der Impfung an bis zum dritten oder vierten Tag. 2) Periode der

der Entzündung, vom vierten bis eilften Tag. Die Erscheinungen sind sehr richtig angegeben, wenn gleich die Tage nicht immer so bestimmt sind. 3) Periode des Abtrocknens. Bis zum sieben und zwanzigsten Tage, und länger. Sehr richtig bemerkt der Vf., dass die Folge nicht so unveränderlich ist. Der medicinische Ausschuss zu Reims sah die Periode der Ruhe bis zum zwey und zwanzigsten Tag sich verlängern; bey anderen ging die zweyte Periode schon am Ende des zweyten Tages an. Von unächten Kuhpocken nimmt der Vf. zwey Gattungen an; die eine entwickelt sich bey einem Individuo, das die natürlichen Blattern überstanden hat, die andere ist ein blosses Product der physischen Reizung an einem Individuo, das die natürlichen Blattern noch nicht gehabt, und dem man die Kuhpocken eingeimpft hat. S. 82 u. f. findet man nach dem Beyspiele des D. *Thornton* im Moniteur die Wirkungen der geimpften Kuh- und Kinderblattern zur Vergleichung neben einander gestellt. Rec. will nur eines davon hier bemerken: der Vf. sagt von den Kuhpocken, dass man sie vortheilhafte Veränderungen in der Constitution einiger cacochymischen Individuen hat erzeugen, und kränkliche erbliche und constitutionelle Dispositionen zerstören sehen, und führt einige Belege dazu an; diese Behauptung erfodert aber noch mehrere Bestätigung. Bey der Impfung widerräth der Vf. die Blasenpflaster, und empfiehlt vielmehr den Gebrauch der Nadeln. Er läfst Nadeln machen, auf welchen ein kleiner Kanal angebracht ist, und verspricht sich bey der Impfung mehrere Sicherheit davon. Das *dritte* Kap. enthält die Widerlegung der Einwürfe, welche man gegen die Kuhpocken gemacht hat, und ist vorzüglich gegen *Vaume* und *Götz* gerichtet. Auch dieses Kap. ist nicht weniger, als die vorigen, lesenswerth.

FÜRTH, im Bureau f. Literatur: *Annalen der Kuhpocken-Impfung*, zur Verbannung der Blattern, herausgegeben von *Philipp Hunold*, d. M. u. Ch. D. u. Garnisonsmedicus zu Cassel. *Erstes Heft.* 1801. 96 S. 8. *Zweytes Heft.* 1802. bis S. 187. *Drittes Heft.* 1802. bis S. 280. (Jedes Heft 12 gr.)

Der Vf., welcher im Reichsanzeiger einen gedrängten Ueberblick der Geschichte der Kuhpocken Impfung hatte einrücken lassen, wollte erst eine vollständige historisch kritische Untersuchung alles dessen, was seit *Jenner's* Entdekung der Kuhpocken-Impfung für und wider diese Angelegenheit geschehen ist, ausarbeiten; da aber die Materialien dazu sich so sehr häuften, dass mehr Zeit zur Verarbeitung nöthig gewesen wäre, als dem Vf. verstattet war: so gab er diesen Vorsatz auf, und will nun das zusammengetragene, um es nicht nutzlos liegen zu lassen, unter dem Titel: *Annalen*, nach und nach drucken lassen.

Im *ersten* Hefte findet man 1) den Anfang einer *Geschichte der Kuhpocken Impfung.* Was die Kuhpocken-Impfung betreffend in England zuerst geschah, und wie dieselbe zuerst nach Deutschland überging. Diesen Theil der Geschichte findet Rec. treu, und ziemlich vollständig, auch gut vorgetragen. 2) *Sonnet auf die Kuhpocken-Impfung.* Gehört hieher so wenig, als die in den folgenden Heften mitgetheilten Gedichte. 3) *Das königl. preussische Circulare an alle Collegia medica et Sanitatis die Impfungsversuche mit Kuhpocken betreffend.*

Das *zweyte* Heft enthält 4) die Fortsetzung der *Geschichte der Kuhpocken-Impfung.* Zuerst holt der Vf. noch etwas von dem in *London Medical Review* von *Hooper* mitgetheilten Fall, und dessen Beantwortung von *Fosbrooke*, wie auch von dem blatterähnlichen Ausschlag, den *Pearson* nach den Kuhpocken erfolgen sah, nach. Dann aber setzt er die Geschichte der Kuhpocken-Impfung in Hannover, offenbar zu weitläuftig, fort. In einem Nachtrage liefert er ein ihm von Hofr. *Faust* mitgetheiltes Actenstück, welches *Steinbeck* in der Monatsschrift: der deutsche Patriot, 1802 Jan. S. 43—46 bekannt gemacht hat, nach welchem die Kuhpocken und ihre Schutzkraft wider die Menschenpocken in der Gegend um Göttingen schon 1769 bekannt gewesen sind. 5) *Chronologische Uebersicht einer vollständigen Literatur über die Kuhpocken.* Hin und wieder hat der Vf. etwas von dem Inhalte der angezeigten Schriften in () beygefügt. 6) *Programm des Harlem'schen Instituts für die Kuhpocken-Impfung, errichtet den 28. Febr. 1801.* 7) *Correspondenz-Nachrichten.* Diese Auszüge aus Briefen hätten zum Theil mehr abgekürzt werden können! 8) *Gedichte.* — Zuletzt theilt der Vf. noch in einem Nachtrage das Schreiben des Königs von Preussen an ihn mit, weil er es, wie er sagt, für eine wichtige Urkunde in der Geschichte der Kuhpocken hält.

Drittes Heft. 1) *Nachrichten über den Fortgang der Kuhpocken in Italien.* Eigentlich Resultate aus den Erfahrungen über die Kuhpocken Impfung in der Cisalpinischen Republik, nebst einigen Bemerkungen des Vfs. 2) *Zweifel und Bedenklichkeiten gegen die Vaccination*, aus dem Ital. übersetzt von *K. Sprengel*, nebst dessen Bemerkungen. 3) *Bemerkungen* des Herausgebers zu dem vorhergehenden Aufsatze. So gut und zweckmäfsig die Bemerkungen sind, so unerheblich sind die Zweifel und Bedenklichkeiten selbst. 4) *Merkwürdige Beyträge zu den Resultaten der Vaccination*, mitgetheilt von den Hn. Doctoren *Bernigau*, *Schaufuss* und *Schneider.* Die drey mitgetheilten Beobachtungen des letzteren sind das merkwürdigste dieser Beyträge. 5) *Rhapsodie über Pocken und Kuhpocken*, nach den Grundsätzen der Erregungstheorie. 6) *Correspondenz-Nachrichten.* 7) *Gedichte.*

GIESSEN, b. Heyer: *Archiv für die Kuh- oder Schutzpocken-Impfung.* Herausg. von Dr. *C. G. L. Müller*, Dr. *F. F. Hessert* und *F. Pilger.* Erstes bis drittes Stück. 1801. 186 S. 8. (1 Rthl.)

Das *erste* Stück enthält folgende Aufsätze: 1) *Die Pflicht der Aerzte, die Kuhpocken als eine neue und wich-*

wichtige Erfindung unseres Zeitalters zu prüfen und zu würdigen. Von dem Redacteur. (Pilger). Der Vf. übernimmt hier die Beantwortung zweyer Fragen: 1) Was sollte eigentlich jeder Arzt bey dieser wichtigen Erfindung thun? 2) Was soll jeder rechtschaffene Arzt, der diese Erfindung noch nicht gehörig kennt, eigentlich unterlassen? Rec. wünscht, dass dieses Bruchstück, obgleich es wohl etwas vollständiger hätte seyn können, gelesen und beherziget werden möge! — 2) *Beobachtungen über die Kuhpocken und die Impfung derselben. Von dem Hn. D. Pilgram zu Butzbach.* Der Vf. impfte 72 Kinder, und nur bey einem haftete das Gift nicht. Den glücklichen Erfolg seiner Impfungen schreibt er allein dem geschehenen tiefen Impfen zu, weil er allemal die Entzündung der Impfstelle früher und heftiger, und die Pusteln vollkommner fand, als bey flachen Impfungen. 3) *Resultate unserer Erfahrungen über die Kuhpocken. Von D. Hessert.* Trockene Materie soll nicht durch Wasserdämpfe, sondern mit dem aus den kleinen Wunden dringenden Blute erweicht werden. In der Wahl der Kuhpocken Materie soll man schwierig seyn. Die Materie soll aus einer wahren gefüllten Pustel aufgenommen werden, ehe die peripherische Röthe sich zeigt, weil dann die Krankheit gelinder werde. Sobald die Röthe zu schwinden anfängt, taugt das Gift nicht mehr. Ein allgemeiner Ausschlag zeigt sich nach des Vfs. Erfahrung fast immer: 1) wenn Impflinge, ehe sie die Kuhpocken ganz überstanden haben, mit gewöhnlichen Blatterkranken sehr nahe zusammen liegen; 2) wenn die Kinder schwächlich und zu Hautausschlägen geneigt sind; 3) wenn die zum Impfen angewandte Materie etwas später abgenommen wird; 4) wenn ein gewisser Einfluss der Luft statt hat (?). Als Ursachen der unvollkommenen Impfungen giebt der Vf. unter andern besonders Mangel an Empfänglichkeit für das Gift, und das Abkratzen der Impfpusteln an. Dieser Aufsatz ist unstreitig der vorzüglichste in diesem Stück: Rec. wünscht, dass der Vf. seine Wahrnehmungen ferner bekannt machen möge. 4) *Ein Beytrag zur Kuhpocken-Impfung, aus einem Schreiben des K. Kurbraunschw. Ministre resident v. Schwarzkopf, d. d. Frankfurt a. M. d. 31. Jan. 1801.* 5) *Gegner der Kuhpocken-Impfung, ihre Schriften. Widerlegung derselben. Vom Redacteur.* Der Vf. nimmt drey Gattungen von Gegnern an: 1) solche, die sich wirklich durch Erfahrung überzeugt zu haben glauben, dass die Kuhpocken nicht gegen die gewöhnlichen Blattern schützen; 2) metaphysische Speculanten; 3) medicinischen Pöbel. Von den Schriften der Gegner ist hier nur *J. V. Müllers* Schrift gegen die Kuhpocken recensirt, die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke. Zum Schlusse ist ein Verzeichniss von Schriften über die Kuhpocken angefangen.

Zweytes und *drittes* Stück: 1) *Bemerkungen über die Kuhpocken und deren Impfung* (von dem Hofr. und Landphysikus *Golze* zu Grünberg). Von den von dem Vf. Geimpften hatten 348 Kinder ächte Kuhpocken bekommen, 16 hatten schon vor der Impfung natürliches Blatterngift eingesogen, 18 hatten die natürlichen Blattern schon gehabt. Der Vf. beschreibt in diesem vorzüglichen Aufsatze, was er gesehen hat, und liefert Resultate aus eigenen Versuchen. Impfungen mit trockener Lymphe sind dem Vf. nur dann geglückt, wenn diese nicht über 8 Tage alt war. Rec. ist mit dem Vf. überzeugt, dass man immer am besten thut, die Materie so frisch zu nehmen, als man sie nur immer erhalten kann: obgleich Rec. auch mit schon 18 Tage alter wohl verwahrter Lymphe ächte Kuhpocken hervorgebracht hat. Die Beschreibung der zwey Gattungen unächter Kuhpocken, die der Vf. gesehen hat, findet Rec. nach seiner eigenen Beobachtung vollkommen richtig. Ueberhaupt bemerkt Rec. hier, dass die vorkommenden Unterschiede bey unächten Kuhpocken nicht genau genug beschrieben werden können, damit Irrungen in der Prognose des Erfolgs der Impfung so viel als möglich verhütet werden; und findet daher auch alle Cautelen, die der Vf. bey der Impfung angiebt, bemerkenswerth. 2) *Noch einige Worte über unvollkommene Impfungen von Dr. Hessert.* Der Vf. führt, um seine Anmerkungen hinzuzufügen, die Osianderschen Beobachtungen sehr ausführlich an, giebt dann noch eine eigene Beschreibuug einer unvollkommenen Impfung, wobey er einiges wahre über *Sybel's* Schrift sagt, an, und lässt endlich einige schon im Reichsanzeiger abgedruckte Thatsachen wörtlich folgen, durch welche die Schädlichkeit der Impfung mit Blasenpflaster gezeigt wird. Zuletzt führt der Vf. noch einige von ihm selbst angestellte Versuche über die Natur des Kuhpockengiftes an; Rec. wünscht, dass der Vf. diesem Gegenstande seine fernere Aufmerksamkeit schenke. Die Vorschrift des Vfs., die getränkten Fäden bey der Impfung ja nicht mit warmen Wasser anzufeuchten, leidet wohl Einschränkungen. Rec. feuchtet die Fäden beständig also an, und impft doch mit glücklichem Erfolg: es muss aber nur mit der gehörigen Schnelligkeit und Behutsamkeit geschehen. 3) *Bemerkungen über die Kuhpocken-Impfung meiner Tochter.* Vom Hn. Amtmann *Theis.* Sehr unerheblich und überflüssig. 4) *Verlauf der Kuh- und natürlichen Blattern zugleich bey einem Individuo.* Von dem Hn. Oberchirurgus *Thurn.* Beobachtungen der Art bekannt zu machen, findet Rec. sehr zweckmässig. Die hier vorkommenden sind ziemlich genau. 5) *Gegner der Kuhpocken.* Hier sind die Hn. *Müller* und *Herz* kritisirt. Dann folgen unbedeutende Anekdoten und kurze Nachrichten; hierauf von S. 120 — 180 Anzeigen einiger Kuhpocken-Schriften, und endlich ein Abdruck einer Aufklärung, das Vorgeben des Hn. D. *Ehrmann* betreffend, aus den Frankfurter Nachrichten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 25. December 1802.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

ERFURT, in d. Henning. Buchh.: *Die Pocken sind ausgerottet!* Ein Handbuch für Aerzte und Nichtärzte, die die Geschichte der Kuhpocken in ihrem ganzen Umfange kennen lernen, und die Impfung der Schutzblattern, die gröſste Entdeckung des achtzehnten Jahrhunderts zweckmäſsig anwenden und befördern wollen. Von dem Hofr. u. Prof. *Hecker* zu Erfurt. 1802. 232 S. *Zweyte* Abtheilung 136 S. 8.

Auf dem farbigen Umschlage jeder Abtheilung heiſst der Titel: *Die Pocken sind ausgerottet! An Deutschlands Fürsten und Regierungen, an Volkslehrer, Aerzte, Erzieher, und an alle, die in der gegenwärtigen und künftigen Welt das Wohl der Völker und einzelner Familien durch die Impfung der Schutzblattern wahrhaft befördern wollen.* — Nach der eigenen Erklärung des Vfs. hat er bey Herausgabe dieser Schrift folgende 2 Zwecke: 1) giebt er eine mögſtlichst vollständige Geschichte und Literatur der Kuhpocken, und will, was jetzt noch fehlen möchte und künftig herauskommt, nachtragen, damit diese Schrift ein vollständiges Repertorium der Geschichte und Literatur der Kuhpocken werde. Dabey macht der Vf. auf die Zweifel und Widersprüche aufmerksam, die sich bey verschiedenen Schriftstellern finden. 2) Zeigt er die Wichtigkeit und Wohlthätigkeit der Kuhpocken-Impfung, vertheidigt sie gegen Einwendungen, und lehrt die Methode, sie zweckmäſsig zu veranstalten. Unstreitig muſs ein Repertorium, wie der Vf. hier zu liefern anfängt, dem künftigen Geschichtschreiber höchst wichtig, ja unentbehrlich seyn. Jetzt, da Schriften über die Kuhpocken wie die Pilze hervorgehen, da unter denselben so viele an sich elende Broschüren sind, die bald nach ihrem Entstehen schon der Vergessenheit übergeben werden, in denen aber doch eine oder die andere Nachricht für den Geschichtschreiber brauchbar ist, jetzt gerade ist es Zeit, alles zu sammlen, und Rec. wünschte sogar, daſs der Vf. Zeitungsnachrichten und kleine Aufsätze über dieselben in Wochen- und Intelligenzblättern, besonders in dem Reichsanzeiger nicht übersehen, und dasjenige auswählen möchte, was dem künftigen Geschichtschreiber brauchbar seyn kann; denn daſs dergleichen Nachrichten, wie der Vf. S. 200. behauptet, für seinen Zweck nicht brauchbar wären, dürfte wohl eine zu allgemeine Behauptung seyn.

Das *erste* Heft ist in 2 Abschnitte getheilt. 1) *Die Literatur und Geschichte der Kuhpocken.* Der Vf. nennt zuerst alle *englischen* Schriften über die Kuhpocken und deren Uebersetzungen, liefert, in kurzen Auszügen das Wesentliche derselben, stellt dann alle englischen Beobachtungen und Versuche über die Kuhpocken bis um die Mitte des Jahres 1801 zusammen, und zieht aus denselben Folgerungen. (Der Vf. bezweifelt die Richtigkeit des Schlusses von den in England bestehenden Erzählungen über lebenslängliche Sicherung durch die Kuhpocken wider die Menschenpocken auf eine längere vollkommen dauerhafte Sicherheit; indessen dürften die Gründe des Vf. schwerlich alle Leser überzeugen) Dann kommt der Vf. auf die Geschichte der Kuhpocken-Impfung in der *französischen Republik*, in welcher besonders *Aubert's* wichtige Schrift ausführlich angezeigt wird. Endlich folgt dann die Geschichte der Kuhpocken in *Deutschland*. Sehr gerecht findet Rec. die Klagen und Beschwerden, welche der Vf. darüber führt, daſs die ganze Sache der Impfung und die Streitigkeiten darüber vor das groſse Publicum gebracht worden sind. Am Schlusse des ersten Abschnitts berührt der Vf. die Folgerungen, die sich aus den Verhandlungen deutscher Aerzte über die Kuhpocken ziehen lassen, und vergleicht sie mit dem, was englische Versuche und Beobachtungen gelehrt haben. 2) *Ausrottung der Menschenpocken durch die Impfung der Schutzblattern.* Dazu hält der Vf. für nöthig, daſs das Impfgeschäft nach folgenden Gesetzen betrieben werde: 1) nur der Sache genau kundige Personen dürfen impfen, 2) man suche zur Impfung immer eine ächte und in ihren Wirkungen gleiche Materie zu erhalten. (Sehr gut giebt der Vf. an, was dabey zu beobachten ist). 3) Man wähle diejenige Impfmethode, bey welcher die Impfpustel in ihrer vollkommensten Gestalt erscheint, und beobachtet werden kann. 4) Man beobachte die Veränderungen, welche die Impfpustel in verschiedenen Perioden durchläuft. 5) Die mit Schutzblattern Geimpften setze man auf alle mögliche Art der Gelegenheit aus, von Menschenpocken angesteckt zu werden. 6) Endlich mache man, ohne das bekannte zu wiederholen, jeden merkwürdigen, ungewöhnlichen oder ganz unerwarteten Erfolg bey und nach der Impfung freymüthig bekannt.

Im *zweyten* Heft setzt der Vf. die am Schlusse des vorigen angefangene Materie fort. Eine allgemeine Anerkennung der genannten Gesetze scheint man nicht eher hoffen zu dürfen, als bis sie ihre Sanction von der gesetzgebenden Gewalt im Staate erhalten habe.

habe. Da nun der preufsifche Staat ihnen diefe Sanction zuerft ertheilt: fo führt der Vf. auch zuerft das königl. preufsifche Circulare an alle *Collegia medica et Sanitatis* die Impfungsverfuche mit Kuhpocken betreffend an; dabey bemerkt er aber auch, dafs in Pfalzbayern, Augsburg und andern Gegenden ähnliche Verordnungen erlaffen find. Ferner führt der Vf. *Hufelands* Auffoderung an Deutfchlands Aerzte aus dem Journale deffelben, auch *Hunold's* Erklärung und Verfuche an. Da das *Suum Cuique* bey einem Gefchichtfchreiber unverletzt bleiben mufs: fo bemerkt Rec. hier, dafs die S. 16. befchriebenen Verfuche und Bemerkungen über die Natur des Kuhpockengiftes nicht von *Hunold*, wie man nach des Vfs. Erzählung zu glauben veranlafst wird, fondern von *Heffert* find, wie man aus deffen Archiv 2 und 3. Stück S. 73. u. f. fehen kann. Von *Schäffers* Schrift giebt der Vf. eine ausführlichere kritifche Nachricht, als von allen übrigen angeführten deutfchen Schriften. Hierauf zeigt der Vf. die Fortfchritte der Kuhpocken-Impfung in Frankreich. Bey Anzeige der Schrift von *Colon* beftätiget der Vf. die Behauptung deffelben, dafs die Gefundheit kränklicher Kinder durch die Kuhpocken verbeffert wird. Der Vf. impfte ein Kind, das feit einem halben Jahre an immer wiederkehrender Augenentzündung, an grofsen gefchwollenen Drüfen am Halfe, an einem eyterartigen Ausfluffe aus dem Ohre, und den übrigen Zufällen der Scropheln gelitten hatte. Die Impfpufteln wurden fehr vollkommen, das Fieber ftark, und es erfolgte ein allgemeiner eyternder Ausfchlag, wider welchen Mercurius gebraucht wurde. Der Ausfchlag verging und mit ihm alle fcrophulöfen Zufälle. *Colon*, *Aubert* und *Moreau* halten die peripherifche Röthe für keine wefentliche Erfcheinung bey der ächten Impfpuftel. Endlich zeigt der Vf., wie fich die Impfung nach Italien verbreitet habe, und was für Schriften dafelbft über die Kuhpocken erfchienen find. Am Schluffe des zweyten Heftes führt der Vf. eine Bedenklichkeit an, welche bemerkt zu werden verdienet: Wo werden wir künftig den Impfftoff hernehmen? Diefe Frage mufs allerdings wohl in Zeiten aufgeworfen werden, zumal da die Beftimmung der Kühe zur beftändigen Erhaltung des Impfftoffs wohl nicht fo gar leicht feyn möchte. Die Ausführung diefes Vorfchlags in der Lombardey hat nur kurze Zeit ftatt gefunden, beweifet alfo noch nichts. Der Staat kann hier wohl allein aushelfen.

Rec. fchliefst diefe Anzeige mit dem Wunfche, dafs der Vf. diefe Schrift mit vermehrter Sorgfalt fortfetzen möge.

Ehe wir die vielen einzelnen in Deutfchland erfchienenen befonders populären Schriften über die *Kuhpocken* anzeigen, halten wir es, bey der noch immer wachfenden Anzahl derfelben, für zweckmäfsig, im Allgemeinen einige Erinnerungen über diefe Art der Schriftftellerey hier vorauszufchicken. So lobenswerth es an fich ift, dafs Aerzte jedes Landes bey einer Angelegenheit, die fo unmittelbar die ganze Menfchheit angeht, als die Entdeckung der Kuhpocken und ihre Impfung zum Schutz wider die gewöhnlichen Blattern, bemüht find, ihr Publicum über diefe Angelegenheit zu belehren; fo wenig können wir es doch für nöthig halten, dafs fo viele einzelne Schriften über die Kuhpocken herausgegeben werden, als Aerzte ihrem Publicum diefen Unterricht ertheilen wollen. Die in den mehrften Ländern eingeführten Wochen und Intelligenzblätter find nach unferer Meynung der rechte Ort, wohin dergleichen, von Aerzten für ihr befonderes Publicum beftimmte Auffätze gehören; wie man denn auch in dem Hannöv. und Braunfchw. Magazin, in den Mecklenb. Strel. Intelligenzblättern und anderen Wochenfchriften dergleichen Belehrungen über die Kuhpocken an das Publicum findet. Dafs desfhalb aber eine eigene populäre Schrift, die dem wifsbegierigen Laien die ganze Gefchichte der Kuhpocken von ihrer erften Entdeckung an erzählt, unnöthig und unzweckmäfsig fey, wollen wir damit nicht gefagt haben. Nur dafs der Gefchichten der Kuhpocken immer mehrere herausgegeben werden, das glauben wir mit Recht tadeln zu müffen. Es ift nicht anders möglich, als dafs alle dergleichen Schriften entweder im wefentlichen einerley enthalten, oder dafs Sachen mit vorgetragen werden müffen, die theils Laien nicht verftehen und beurtheilen können, theils für fie ganz überflüfsig find. Mehrere Gefchichten der Kuhpocken beftätigen das Gefagte; in mancher Schrift find fogar ganze Seiten aus anderen ausgefchrieben. Auch dafs fo viele Bemerkungen und Erfahrungen über die Kuhpocken herausgegeben werden, aus welchen der Arzt nichts Neues lernt, tadeln wir wohl nicht mit Unrecht. Wir wünfchen desfhalb, dafs nicht jeder Arzt, der eine Anzahl Kuhpocken-Impfungen verrichtet hat, fich berufen fühle, eine Befchreibung feiner Impfungen herauszugeben; und dafs folche Aerzte, die fich mit Recht von der Bekanntmachung ihrer Beobachtungen und Erfahrungen Nutzen verfprechen können, doch nicht immer zugleich eine Gefchichte der Kuhpocken mit liefern; dafs endlich Aerzte, die eine Gefchichte der Kuhpocken für Laien fchreiben wollen, ihnen nicht mehr geben, als für fie gehört.

Doch wir wenden uns zur Anzeige einiger Schriften felbft:

1) SCHWERIN, b. Bärenfprung: *Ueber die Kuhpocken.* Ein Bericht an feine Mitbürger vom Hofmedicus Dr. *Bouchholtz*. 1801. XVIII. und 131 S. 8.

2) BERLIN, b. Braun: *Vollftändige Abhandlung über die Kuhpocken, das wahre Schutzmittel gegen Blatternanfteckung.* Ein Handbuch für Aerzte und Nichtärzte, von *Fr. Georg Aug. Bouchholtz*, Dr. Herzogl. Meckl. Schwer. wirkl. Hofmedicus. 1802. XXXV. und 507 S. 8.

In der letztern Abhandlung liefert der Vf. eine völlige Umarbeitung feiner Schrift über die Kuhpocken, die

die zu den besten über diese Materie gehört, und um so mehr den Wunsch erregt, dass sie nicht für Aerzte und Nichtärzte zugleich bestimmt worden wäre.

Der *erste* Abschnitt handelt von den Kuhpocken bey den Kühen. Ueber den S. 28. angegebenen Ursprung der Kuhpocken von der Mauke, die nach dem Vf. und anderen von den Engländern *the Grease*, von den Franzosen *Javard* genannt wird, bemerkt Rec., dass er irgendwo gelesen hat, dass Javard der Franzosen nicht dieselbe Krankheit sey, welche die Engländer durch *the Grease* bezeichnen. Uebrigens sind in diesem Abschnitte die verschiedenen Meynungen über den Ursprung der Kuhpocken viel vollständiger gesammelt, als in der ersten Schrift, auch hat der Vf. viel vollständiger angegeben, in welchen verschiedenen Gegenden Kuhpocken bey den Kühen beobachtet werden. Im *zweyten* Abschn. ist von den zufälligen Kuhpocken bey den Menschen gar viel mehr gesagt, als in der ersten Schrift. Z. B. von S. 84—112., wo die schützende Kraft der Kuhpocken durch angeführte Beobachtungen der englischen und deutschen Aerzte bewiesen ist. Im *dritten* Abschn. von den geimpften Kuhpocken bemerkt Rec. S. 127. eine Unrichtigkeit in den Worten: „Man benetzt die Spitze von platten silbernen Nadeln, die von reinem Golde verfertigt sind.“ Wo der Vf. von der peripherischen Röthe, den eyternden Impfstellen und ihrer Behandlung redet, giebt er S. 150. eine Idee des Hofmedicus *Masius* in Gnoien, die Impfstellen mit ausgehöhltem Kork zu bedecken, und dieses mit Heftpflaster zu befestigen, als nachahmungswürdig an. Ueber den allgemeinen Ausschlag nach den Kuhpocken und dessen wahrscheinliche Quellen, über den Unterschied der Kuhpocken in ächte und unächte, die Zeichen und den Ursprung der letzteren, über die Fälle von Kinderblattern nach Kuhpocken, und über das Zusammentreffen beider hat der Vf. sehr fleissig gesammelt. Ueberhaupt findet Rec. hier nichts übergangen, was in diesen Abschnitt gehört. Weniger vollständig ist im *vierten* Abschn. die Geschichte der geschehenen Kuhpocken-Impfungen, welches aber, da der Vf. keine genaue Nachrichten aus allen Ländern einzuziehen vermochte, auch nicht anders seyn konnte. Rec. hält aber auch dieses für sehr überflüssig; zweckmäfsiger scheint es ihm dagegen, auszuforschen, wie und zu welcher Zeit die Verbreitung der Kuhpocken von Land zu Land gegangen ist. Zur Geschichte der Gegenimpfungen sammelte der Vf., was er konnte. Der *fünfte* Abschn. von den Vortheilen der Kuhpocken-Impfung und ihren Vorzügen vor der Kinderblattern-Impfung, und der *sechste* von den Einwürfen gegen die Kuhpocken-Impfung, über die der Vf. sehr bescheiden spricht, haben des Rec. ganzen Beyfall; doch hätten die bereits bekannten Widerlegungen der gemachten Einwürfe in den Noten vollständiger angegeben werden können! Im *siebenten und letzten Abschn.* zeigt der Vf. 116 Schriften über die Kuhpocken an. — Die Einleitung ist unverändert geblieben.

Berlin, a. K. d. Vfs. u. in Comm. b. Schöne: *Das Wissenswürdigste aus der Geschichte der Menschen- und Kuhpocken, und vom Einimpfen derselben;* nebst Widerlegungen der zum Nachtheile der Vaccine gereichenden Besorgnisse des Hn. Hofr. und Prof. *Markus Herz*, in seinem Sendschreiben an den D. Dohmeyer, Leibarzt des Prinzen August von England. Für Aerzte und Nichtärzte. 1801. 143 S. 8. (12 gr.)

Diese Schrift gehört zu den besseren über die Kuhpocken, wenn gleich eigentlich in derselben nichts Neues gelehrt wird. Voran geht eine kurze Geschichte der natürlichen Blattern und ihrer Impfung, in welcher unter andern auch anzeigt wird, dass die Impfung der natürlichen Blattern auch ihre Widersacher gehabt habe, von welchen er nur die Hrn. *Selle*, *Metzger* (nicht Metziger) und *Plattner* nennt. In dieser Geschichte hat der Vf. mehrere Fälle gesammelt, in welcher Menschen die Blattern zweymal gehabt haben. S. 97. u. f. findet man einen Auszug aus *Faust's* Schreiben an den Congress in Rastadt über die Ausrottung der Blattern, in welchem die Wirkung der Blattern beschrieben ist. Hierauf folgt die Geschichte der Kuhpocken recht gut zusammengestellt; die Nachricht aber von den verschiedenen Ländern, wo geimpft wird, ist unvollkommen. Von S. 78. bis zu Ende beschäftiget sich der Vf. mit Widerlegung der Schrift des Hn. *M. Herz*, den er von Satz zu Satz verfolgt, ohne aus den Gränzen der Bescheidenheit zu treten.

Glogau, im Verl. d. n. Günther. Buchh.: *Das Wissenswürdigste über die Kuhpocken-Impfung*, eine das ganze Menschengeschlecht beglückende Entdeckung. Gesammelt von *G. S. Dietrich*, d. A. und Ch. D. pr. A. zu Glogau. Ohne Jahrzahl. 40 S. 8. (3 gr.)

Vorliegendem Schriftchen, bey dessen Herausgabe der Vf. laut seiner eigenen Angabe lediglich die Absicht hatte, durch eine kurze und deutliche Darstellung der wichtigen Entdeckung mehr Anhänger zu verschaffen, und mehr Sinn für die gute Sache zu verbreiten, kann Rec. mit Ueberzeugung das Zeugniss geben, dass die Ausführung der Absicht entspricht. Nicht nur findet der Laie alles Wissenswerthe über die Kuhpocken in einer ihm verständlichen Sprache vorgetragen beysammen, sondern es sind auch die bekannten Zweifel und Einwendungen kurz aus dem Wege geräumt. Am Schlusse hat der Vf. eine Beschreibung der von ihm in Glogau verrichteten Kuhpocken Impfungen beygefügt.

Königsberg, b. Degen: *Ueber Kuhpocken-Impfung.* 1801. 16 S. 8. (1 gr.)

Der Vf., welcher sich am Ende der Abhandlung *W. Motherby* M. D. unterschrieben hat, wollte durch diese Blätter seine Ueberzeugung von der Wohlthätigkeit der Kuhpocken zur Ueberzeugung seines Publi-

blicums, und dadurch die Einführung der Kuhpocken-Impfung allgemeiner machen. Er zieht erst eine kurze Parallele zwischen den gewöhnlichen Blattern und den Kuhpocken, dann beschreibt er kurz den Verlauf und die Behandlung der inoculirten Kuhpocken, und beantwortet endlich die gegen die Inoculation derselben gemachten Einwürfe, kurz aber zweckmäfsig.

Hamburg, b. Bohn: *Einige Worte ans* (an das) *Publicum über die Wichtigkeit der Kuhpocken-Impfung*, und deren durch so viele Erfahrungen als hinlänglich befundenen Eigenschaft, Menschen, welche die Kinderblattern noch nicht gehabt haben, davor zu bewahren; allen Aeltern, welchen das Leben und die von der Natur erhaltene Bildung ihrer Kinder wichtig ist, vorzüglich zur Beherzigung abgefafst von *Meyer Abramson*, d. A. u. W. A. D. 1801. 84 S. 8. (6 gr.)

Der Vf. fand in der aufserordentlichen Wichtigkeit der neu entdeckten Impfung ein Motiv, diese etwas zu weitläuftige Belehrung zu schreiben, in welcher gar häufig ganze Stellen aus anderen Schriften wörtlich angeführt sind. Bis S. 31., wo der Vf. von den zufälligen Pocken und deren Impfung redet, ist eigentlich Einleitung, dann erst fängt er von den Kuhpocken an. Der Geschichte der Verbreitung der Kuhpocken-Inoculation hätte man eine bessere chronologische Ordnung wünschen mögen.

Bremen, b. Wilmans: *Wiedemann, Himly und Roose über das Impfen der Kuhblattern.* Für besorgte Mütter aus dem braunschweigischen Magazin besonders abgedruckt und mit einem Anhange versehen. Herausgegeben von D. *Theodor Georg August Roose*, Prof. zu Braunschweig. 1801. 72 S. 8. (4 gr.)

Dieser ursprünglich nur für das braunschweigische Magazin bestimmte, nachher aber auch im Reichsanzeiger abgedruckte Auffatz ist nach S. 49. auf den Vorschlag des Verlegers für das gröfsere Publicum aufs neue abgedruckt worden. In dem Auffatze werden erst die Thatsachen, die über diese Angelegenheit bekannt sind, erzählt, die Vorzüge der Kuhpocken vor den gewöhnlichen Blattern geschildert, und die Einwürfe beleuchtet. Dann ist der Verlauf der Kuhpocken-Impfung aus dem hannöverschen Magazin etwas verkürzt abgedruckt, und hin und wieder sind einige kleine Bemerkungen hinzugefügt. Endlich haben die Vff. zu dem im braunschweigischen Magazin befindlichen Auffatze noch einen Anhang gemacht, um über den Erfolg der in Frankreich durch die dazu bestimmte Commission angestellten Versuche über das Kuhpocken-Impfen und über einige Einwürfe besonders des Arztes *Vaume* (im Moniteur) etwas hinzuzufügen. Dieser Anhang ist mehr für das grofse Publicum als die vorangehende Abhandlung.

Frankfurt a. M., in d. Behren. Buchh.: *Allgemeine Uebersicht der Geschichte der Kuhpocken und deren Einimpfung* als das sicherste und heilsamste Mittel zur gänzlichen Ausrottung der Menschenblattern; allen gefühlvollen und zärtlichen Aeltern, denen das Leben und die Gesundheit ihrer Kinder lieb ist, nahe an's Herz gelegt von *H. J. Goldschmidt*, d. A. G. D. 1801. X. u. 139 S. 8. (16 gr.)

Diese Schrift liefert eine recht gute Uebersicht aller über die Kuhpocken bekannter Verhandlungen, und es trifft den Vf. der Vorwurf nicht, mehr gesammelt zu haben, als für Laien gehört. Dafs der Vf. aber aus anderen Schriften über die Kuhpocken ganze Seiten ausgeschrieben hat, z. B. S. 93. aus *Macdonalds* Schrift, S. 99. aus *Bouchholtz* Abhandlung, S. 102—104. aus *Hufeland's* Journale, kann Rec. unmöglich billigen. Im ersten Abschnitte, welcher die Geschichte der Kuhpocken bey dem Viehe enthält, findet man die Beschreibung der Krankheit bey den Kühen, die verschiedenen Meynungen über die Entstehung der Kuhpocken, den Unterschied der ächten und unächten und ihre Kennzeichen. Der zweyte Absch. enthält die Geschichte der Kuhpocken bey Menschen. Der dritte Absch. zeigt die Impfungsmethode, den Verlauf nach der Impfung durch den Lanzettstich (warum hat der Vf. nicht auch den Verlauf der Kuhpocken nach der Impfung mit Fäden angegeben? Die Erscheinungen an den Impfstellen sind dort wirklich in etwas verschieden), die ächten und unächten Kuhpocken bey Menschen, die besonderen Vorzüge dieser neuen Impfung vor der bisher gewöhnlichen, und endlich die Nichtigkeit einiger Zweifel. Die Bemerkung S. 69., dafs ein zu warmes Verhalten den allgemeinen Ausschlag sehr begünstige, und dafs man ihn defshalb bey Säuglingen mehr als bey erwachsenen Kindern finde, stimmt nicht mit des Rec. Erfahrung überein, der bey erwachsenen Kindern, und einem fast kalten Verhalten den allgemeinen Ausschlag häufig beobachtet hat. In dem Anhange bemerkt der Vf., dafs wir im Deutschen noch kein eigenes Wort für das Einimpfen der Kuhpocken haben, und schlägt zugleich zur Bezeichnung der Handlung des Einimpfens der Kuhpocken das Verbum *bekuhpocken* vor, mit der Bemerkung, dafs im Deutschen viele verba neutra oder intransitiva durch die Vorsylbe *be* eine active Bedeutung erhalten. Dann folgt eine kurze Widerlegung einiger in Müllers Schrift *wider* die Kuhpocken enthaltenen Sätze; und endlich ein allgemeines Verzeichnifs der bis zur Ostermesse 1801 herausgekommenen engl. franz. und deutschen Schriften über die Kuhpocken.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 27. December 1802.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Frankfurt a. M., b. Guilhauman: *Prüfung der Schutz- oder Kuhblattern durch Gegenimpfung mit Kinderblattern* von Hofrath *Sömmering* und Doctor *Lehr* in Frankfurt am Mayn. 1801. 38 S. 8. (3 gr.)

Die Vff. halten den Namen *Schutzblattern* für schicklicher, und führen gleich anfangs in einer Note mehrere Gründe für denselben an: Rec. ist aber dennoch überzeugt, dass man den Namen *Kuhpocken* sehr mit Unrecht verwirft; am wenigsten kann der Anlass, den derselbe zu albernen Einwendungen wider die Kuhpocken gegeben hat, und vielleicht noch geben kann, einen Grund dazu darbieten. Die Vff. wollten sowohl ihr dortiges Publicum als auch diejenigen Auswärtigen, die von ihnen Kuhpocken-Materie erhalten haben, überzeugen: dass die ächte Kuhpocken-Impfung einen äusserst regelmässigen charakteristischen Gang halte, kaum eine leichte Krankheit zu nennen sey, nicht anstecke, nie etwas verdächtiges im Körper zurücklasse, manche vorhandene Krankheit vielmehr zu heben scheinte (was aber nach des Rec. Meynung noch gar nicht erwiesen ist); vornehmlich aber sie überzeugen, dass die Kuhpocken vor den gewöhnlichen Blattern schützen; desshalb veranstalteten sie, dass 14 Kinder, welche die Kuhpocken überstanden hatten, noch einmal mit frischem Kinder-Blatterngifte geimpft wurden; und um zugleich allem Misstrauen und allen Zweifeln hierbey vorzubeugen, liessen sie nicht nur die Hn. D. *Behrens* und *Wenzel* die Impfung verrichten, und mehrere Aerzte und Wundärzte dabey zugegen seyn, sondern auch den ganzen Verlauf nach der Impfung durch sämmtliche Aerzte und Wundärzte beobachten, und sich von ihnen schriftliche Zeugnisse darüber ertheilen, deren hier angefügte Abschriften beweisen, dass keines der 14 Kinder die mindesten Erscheinungen der eigentlichen Kinderblatternkrankheit zeigte.

Münster: *Ist jetzt schon die Kuhpocken-Impfung, ohne weitere Bedingung, als ein untrügliches Verwahrungsmittel gegen Menschenblattern zu empfehlen?* Von *Theodor Lutterbeck*, ausüb. Arzte zu Münster. 1801. 55 S. 8. (4 gr.)

Diese Schrift enthält zwey Aufsätze: der *erste* ist aus dem Münsterischen gemeinnützigen Wochenblatte abgedruckt, und enthält eine recht gute und zweckmässige kurze Belehrung des Publicums über die Sache der Kuhpocken, wodurch zugleich die Kuhpocken-Impfung als Sicherungsmittel für Blattern anempfohlen wird. — Der *zweyte* Aufsatz war auch für das genannte Wochenblatt bestimmt; da er aber in dasselbe nicht aufgenommen ist, so hat der Vf. ihn hier mit der Ueberschrift: *Auch ein Wort über die Kuhpocken*, besonders drucken lassen. Der Vf. wollte hier die Kuhpocken-Impfung von der zweifelhaften Seite vorstellen, und hat dazu alle bekannte, zum Theil abgeschmackte, Zweifel und Einwendungen gegen die Kuhpocken-Impfung aus öffentlichen Nachrichten, Wochenblättern, Journalen und besonderen Schriften gesammelt.

Wien, b. Camesina: *Ueber die Kuhpocken.* Eine Volksschrift, von Dr. *Careno.* 1801. 30 S. 8. m. 1. K. (4 gr.)

Ebend., b. Ebendems.: *Sur la Vaccine.* Par le Docteur *Careno.* 1801. 39 S. 8. (4 gr.)

In dieser Volksschrift handelt der in der Geschichte der Kuhpocken bereits rühmlichst bekannte Wiener Arzt seinen Gegenstand kurz, fasslich und zweckmässig ab. Nach einer kurzen Uebersicht der Geschichte der Kuhpocken und ihrer Einimpfung in der Vorerinnerung legt er die wichtigsten Fragen über die Kinderblattern, und die Kuhpocken und ihre Einimpfung, Verlauf und Behandlung vor, und fügt allemal die Beantwortung derselben hinzu.

Wien, b. Schaumburg u. C.: *Ueber die Kuhpocken,* von D. *J. G. Bremser*, zu Wien. 1801. 68 S. 8. (6 gr.)

Der Vf. erkennt in der Vorerinnerung, dass schon Schriften genug über die Kuhpocken da sind, meynt aber, dass die Sache von zu grosser Wichtigkeit sey, als dass leicht zu viel über dieselbe gesagt werden könnte. Diese Meynung des Vfs. würde gewiss anders ausgefallen seyn, wenn er *multum* und *multa* wohl unterschieden hätte. Bekämpfung der Vorurtheile hält er für den sichersten Weg, die Menschen zur Zulassung der Impfung zu bewegen; er widerlegt desshalb in dieser Schrift erst die bekannten Einwürfe wider die Kuhpocken, und sucht denen, die etwa noch gemacht werden könnten, durch Vorstellung der Vortheile der Impfung zu begegnen. Rec. hebt aus dieser kleinen Schrift noch einige Nachrichten aus, die den Freunden der Kuhpocken nicht gleichgültig scheinen werden. In *Wien* sind kürzlich

lich von dem Hn. D. *von Portenschlag Ledermayr* in Gegenwart von etlichen und 20 Aerzten 21 Kinder, welche die Kuhpocken gehabt haben, mit den Kinderblatten nachgeimpft worden, ohne dafs bey einem einzigen die Blattern gefafst hätten. In *Genf* mufs ein jeder Geiftlicher nach der Taufhandlung den Aeltern und Pathen des Neugebornen einen gedruckten Zettel überreichen, in welchem eine kurze Belehrung, ernftliche Ermahnung und Bitte, dem Kinde die Kuhpocken impfen zu laffen, enthalten ift, in welchem fich zugleich die unterfchriebenen Aerzte und Wundärzte verpflichten, jedes Kind unentgeldlich zu impfen. Es ift auch in Genf wirklich fo weit gekommen, dafs man keine andere mehr als Neugeborne zu impfen hat.

Frankfurt a. M., b. Guilhauman: *Ueber den Genius der Krankheiten*, von *Karl Wolfart*, Prof. zu Hanau. 1801. 343 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Titel verfpricht mehr, als im Werke felbft gefunden wird. Es ift die erfte Frucht eines jungen Mannes, welcher feine Inauguralfchrift unter diefer erweiterten Form vor das Publicum bringt. Schon die Jugend des Vfs. liefs fürchten, dafs diefs Sujet, wozu eine gereifte und vielumfaffende Erfahrung, Beobachtung vieler, befonders epidemifcher Krankheiten gehört, wenn es pragmatifch, eine reichhaltige Lectüre, wenn es blofs hiftorifch und antiquarifch behandelt werden foll, zu fchwer für den Vf. feyn dürfte. Unter Genius der Krankheiten verfteht der Vf. die allgemeine Norm, nach welcher fich alle Krankheiten, fie mögen noch fo verfchieden feyn, in ihrem ganzen Wefen mehr oder weniger richten, und wodurch fie einen gewiffen Anftrich bekommen, der ihnen allen gemeinfchaftlich ift, die gemeinfchaftliche Harmonie, die felbft das Wefen der Krankheiten durchdringt. Er unterfcheidet diefen Genius vom Charakter der Krankheiten, welcher fich blofs auf die momentane Einwirkung irgends einer plötzlich entftehenden Urfache auf die Form und das Wefen der Krankheiten bezieht, da hingegen jener immer allgemein die Folge vieler feit geraumer Zeit exiftirender, nach einem Zwecke hinwirkender Urfachen ift. (Man fieht, dafs der Vf. unter Krankheitsgenius das verfteht, was *Stoll* mit der Benennung *febris ftationaria* bezeichnete. In der That wären Unterfuchungen über *diefen* Genius alles Dankes werth; es gehört aber, wie wir oben fchon erinnerten, eine grofse Wiffenfchaft dazu, genaue mit Sorgfalt und Scharffinn angeftellte Beobachtungen der Witterung und ihres Einfluffes, befonders in ihrem allgemeinen Charakter und in ihren Abwechslungen ausgezeichneter Jahre, wie z. B. des heurigen, mühfame Unterfuchungen des felten aufgezeichneten Ganges derfelben in den ältern Zeiten verglichen mit der jetzigen, ins Detail gehende Vergleichungen der Krankheiten vor der allgemeinern Einführung der Kartoffeln und der warmen Getränke, als der auffallendften Abweichungen unferer Lebensart von der unferer Vorfahren u. f. w. Statt diefer Erfoderniffe einer guten Abhandlung über den Krankheitsgenius finden wir hier blofs einen Commentar über die gewöhnlichen Punkte der Diätetik, die nichtnatürlichen Dinge, Klima, Temperament und Charakter, Geiftescultur, Staatsform, Lebensart, Erziehung, in fo ferne fie auf die Gefundheit Einflufs haben. Um diefen Commentar angenehm und nützlich für den Lefer zu machen, fehlt es dem Vf. nicht fowohl an Kenntniffen, als am Vortrage, welcher nicht frey genug von den Fehlern jugendlicher Schriftfteller, zu weitläuftig, überhäuft mit Bildern, und zu reich an leeren Tiraden und pretiöfen Declamationen ift. So heifst es z. B. S. 202. von den Lungen, ihre Amtsarbeit fey durch die des Mutterkuchens *fufpendirt* und durch diefen *repräfentirt.* S. 218. Alle Materialien, aus denen der *Blitz* der Vernunft fich bildet, lagen eingehüllt. Die Zeit zieht die *dämpfende Hülle* hinweg, bis endlich der Geift, *eine helle Sonne*, *hochemporftrahlt.* Wenn ich den menfchlichen Geift in feinem Streben und Wirken erblicke, wie er fich *loswindet von den Gewürmen* und mit dem *Adlerflug* die Geftirne erreicht, bald im *Wirbel* fich umhertreibt, bald den Erdkreis *überflügelt* und das Weltall umfafst — *nein*, da vergeffe ich u. f. w. Reizende herzerhebende Ausfichten eröffnen fich und breiten fich aus vor meinen *hoffenden* Blicken, ich *fchwelge in die Zukunft hinein*, mein Geift umfafst künftige glückliche Generationen. — Vorher wird noch an einem C. e S. 293. von *überkochender* Reaction, an einem andern vom Blute gefprochen, das durch die Adern *hüpfe.* Von der Lebensart heifst es S. 294. fie fey der *wüthendfte Scorpion*, der unfere Conftitution verwunde. Die Schilderung der Schweiz S. 44. pafst in der That auch eher in einen Roman, als hieher. Unter den angegebenen Druckfehlern fehlen mehrere, aus denen wir nur *Detaille*, *Empyrie*, *Phtyfis*, *Siftem* auszeichnen wollen.

LITERATURGESCHICHTE.

Erfurt, b. Hennings: *Allgemeines Jahrbuch der Univerfitäten, Gymnafien, Lyceen und anderer gelehrten Bildungsanftalten in und aufser Deutfchland.* 1—6tes Stück oder erfter Band. 1798 bis 1802. Zufammen 1 Alph. 14 Bogen. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Titel diefer feit vier Jahren in zwanglofen Heften herausgekommenen Zeitfchrift fcheint uns nicht paffend genug, indem wir ihn einer Seits für zu eng, anderer Seits für zu weit umfaffend halten. *Zu eng*, weil, aufser dem fogenannten Jahrbuch, auch Abhandlungen oder Auffätze über allerley, das Bildungs- oder Erziehungswefen betreffende Gegenftände darin geliefert werden: *zu weit*, weil fie fich auch über Länder aufser Deutfchland erftrecken *foll*, diefs aber nur fehr dürftig thut. Denn in diefen fechs Heften finden fich, aufser einigen ärmlichen Nach-

Nachrichten von Gröningen, Kasan, Königsberg, Upsal, Utrecht und Bergen in Norwegen, lauter solche, die Deutschland betreffen. Es ist auch in der That rathsamer, sich in Zukunft auf dieses Land einzuschränken, weil es theils an und für sich schon vielfachen und reichlichen Stoff zur Füllung mehrerer Hefte im Verlauf eines Jahres darbietet, theils weil in den bisher gedruckten, verhältnissmäsig nur von wenig deutschen Lehranstalten, Nachrichten und Beschreibungen mitgetheilt werden. Wir würden auch rathen, künftig keine Abhandlungen aufzunehmen, sondern den übrigen Theil des voranstehenden Planes, mit Hülfe vieler thätigen Mitarbeiter und Correspondenten, die in allen Gegenden des deutschen Reichs angestellt werden müssten, auszuführen; nämlich *Annalen deutscher Universitäten, Gymnasien und anderer gelehrten Bildungsanstalten* zu liefern, und selbst diesen schicklichern Titel künftig zu wählen. Es würden diesem nach, und zu Folge des von den Herausgebern selbst vorgezeichneten Planes, folgende Gegenstände zu bearbeiten seyn: *Fortschritte und Verbesserungen der Lehranstalten. Landesherrliche, zu diesem Behuf ergangene Verordnungen. Subsidien für gelehrte Bildung, Stipendien, Legate, Freytische u. dgl. Universitätsgerichte. Bibliotheken. Gelehrte Gesellschaften. Allerley Anstalten zur gelehrten Ausbildung, als Conversatorien, Disputirübungen, Prämien, klinische Institute. Oekonomische Einrichtung der Universitäten, Gymnasien u. s. w. Verzeichnisse der Lehrer, Beförderungen, Besoldungen, Lehrart derselben. Züge ihres sittlichen Betragens. Lehrtypen. Todesfälle. Biographieen. Anzahl und Aufführung der Lernenden. Erwähnung fleissiger und fähiger* (vielleicht auch liederlicher) *Subjecte. Gesellschaftliche Verbindungen und Ton auf Universitäten. Vergnügen. Promotionen.* Prüfungen u. dgl. *Anzeigen der Progammen, Disputationen und Preisschriften von Universitäten, Gymnasien und andern gelehrten Bildungsanstalten. Anzeige anderer damit verwandter Schriften.* Allen Falls könnten auch *Vorschläge* oder *Plane zu Verbesserungen der Lehranstalten* aufgenommen werden. Ein solches Journal, sollte man denken, müsste Liebhaber und Leser in solcher Menge erhalten, dass dessen Herausgeber und Verleger dadurch in den Stand gesetzt würden, dasselbe mit Eifer und zum Nutzen des ganzen höhern Erziehungswesens viele Jahre lang fortzusetzen.

Es liegt uns nun noch ob, den mannigfachen Inhalt der bisher gedruckten Stücke, wenigstens in der Kürze, anzugeben. Zuerst die Abhandlungen. H. 1. Nr. 1. *Bemerkungen über den Werth der Akademieen* (richtiger: *Universitäten.*) Eigentlich Beantwortung der Frage: In wie ferne Universitäten überhaupt für die Menschheit und zu den Zwecken, die sie erreichen sollen, wohlthätig sind? Und noch eigentlicher: Wozu noch jetzt der mündliche Unterricht in den höhern Wissenschaften, da die Umstände (der höhern Lehranstalten) eine so grosse (von dem Vf. beschriebene) Veränderung erlitten haben? In wie ferne ist denn noch jetzt, da man die Wissenschaften in gedruckten Schriften (vorgetragen und erklärt) findet, der mündliche Unterricht ein Bedürfniss? In wie ferne ist er der Belehrung aus Büchern, in wie ferne dieser jenem vorzuziehen? Der Vf. führt die Gründe für und gegen den mündlichen Unterricht bündig an, und neigt sich am Ende auf die Seite der letzten: doch wünscht er, dass, wenn er beybehalten würde, er anders eingerichtet werden möchte, nämlich Unterredungs- oder Gesprächsweise. Dieser Vorschlag hat allerdings viel für sich; und die sogenannten Examinatorien leisten schon etwas Aehnliches; sollten es wenigstens. Aber ist er auch überall ausführbar, zumal wenn die Zahl der Zuhörer gross ist? Das Haupthinderniss aber dabey besteht darin, dass die wenigsten entweder aus Schüchternheit oder aus Stolz zum Sprechen oder Antworten zu bringen sind. Und so lang der grösste Theil der Studirenden aus mittelmässigen, bequemen und anhaltende Arbeit scheuenden Subjecten besteht — und diess wird ewig der Fall seyn — so lang werden sogenannte Vorlesungen nothwendig und nützlich bleiben. Freylich, je zweckmässiger und deutlicher, desto besser! Nr. 2. *Ein Wort über die zunehmende Menge der Mediciner auf unsern Universitäten*, von D. *J. H. G. Heusinger.* Er nennt es, so wie andere vor ihm thaten, mit Recht ein Uebel, so wie die Studiersucht überhaupt. Er glaubt, die vollständige und Radicalcur habe schon wirklich angefangen, nämlich die immer mehr überhandnehmende Umänderung der Stadt- oder Landschulen in Bürger- oder Industrie- oder Real-Schulen. — H. 2. Nr. 1. *Ueber Schullehrerwittwencassen* — von *Schlichthorst.* — Es wird an dem Beyspiel der im J. 1792 für die Wittwen der Lehrer an der lateinischen Domschule zu Bremen errichteten Casse gezeigt, wie ein so nützliches Institut einzurichten sey. Nr. 2. *Die neueste Studiermethode auf Universitäten.* Alte, bekannte Klagen über die immer ärger werdende Eilfertigkeit und Oberflächlichkeit unserer meisten Studirenden. Sie werden auch fortdauern, so lang ihnen von oben herab nicht abgeholfen wird; wozu in der neuesten Zeit Vorschläge genug geschahen, aber wohl noch keiner realisirt ist. — H. 3. Nr. 1. und H. 5. Nr. 1. *Ueber Cornelius Nepos*; zugleich als Ankündigung einer historisch-kritischen Behandlung seiner Biographieen, von D. *Wilh. Mosche*, Lehrer am Gymnasium zu Frankfurt (am Mayn). Mit nicht gemeinem Scharfsinn widerlegt oder schwächt wenigstens der Vf. die Meynung derer, die vorgeben, wir besässen diese Biographieen nicht vollständig, wie Nepos sie ursprünglich schrieb, sondern nur Auszüge, etwa von Aemilius Probus. Er zeigt zu dem Ende, dass die darin herrschende Kürze von ihm selbst herrühre, und dass die auf der andern Seite ihm angeschuldigte unverhältnissmässige Weitläufigkeit nur denen scheinbar sey, die nicht an den Plan desselben denken, oder wohl gar wähnen, er habe planlos geschrieben; wenn er auch im Ganzen unkritisch gearbeitet zu haben scheine: so verdiene er nicht nur

Ent-

Entschuldigung, besonders durch sein Zeitalter, sondern auch die Gründe seiner Abweichung von historischer Wahrheit seyen erst noch der Untersuchung würdig. Weiterhin thut Hr. *M.* auch gegen neuere Behauptungen dar, dass Nepos, unter gewissen Einschränkungen und bey einer geschicktern Behandlung, als die gewöhnliche ist, gar wohl als Schulbuch gelten könne; und diese Behandlung, wie Hr. *M.* sie hier schildert und seiner Versicherung nach ausübt, ist allerdings musterhaft. — H. 4. Nr. 1. *Versuch einer Beantwortung der Frage: Was können unsere Bildungsanstalten für die Beförderung der physischen Erziehung thun?* von G. *Köpke*, Collaborator am Berlinischen Gymnasium. Der Vf. ist mit Recht sehr dafür, dass bey allen Bildungsanstalten, so weit als es nur immer möglich ist, auch Rücksicht auf die körperliche Erziehung genommen und sie ausgeübt werde. — H. 6. Nr. 1. *Ueber den Vortrag der Mathematik auf Gymnasien.* So weit die Competenz des Rec. hierin reicht, scheinen ihm die hier geäusserten, lichtvoll dargestellten Vorschläge der Beherzigung und Befolgung würdig.

Die, grösstentheils in Briefen abgefassten Nachrichten von den Universitäten zu *Jena* (H. 1. Nr. 3. H. 3. Nr. 3.), *Halle* (H. 1. Nr. 4.), *Erlangen* (H. 2. Nr. 3. H. 4. Nr. 2.), *Leipzig* (H. 2. Nr. 4.), und *Heidelberg* (H. 5. Nr. 2.), von den Gymnasien zu *Coburg* (H. 4. Nr. 3.), und *Idstein* (H. 6. Nr. 2.), wie auch von einigen gelehrten Schulen des Kurfürstenthums Sachsen (H. 3. Nr. 2. und H. 6. Nr. 3.), reizen, sehr begreiflich, die Neugierde am stärksten, sind auch grösstentheils anziehend, aber nicht immer unpartheyisch genug, hier und da auch oberflächlich, abgefasst.

Die kürzern Annalen gymnastischer Bildungsanstalten betreffen hauptsächlich *Bremen*, *Celle* (gehört eigentlich nicht unter diese Rubrik; denn es ist nur von dem dortigen Erziehungsinstitut des Hn. Pastors *Wichmann* die Rede. Die vier dabey angestellten Lehrer erhalten nicht, wie es hier heisst, 80 bis 100, sondern jeder wenigstens 200 Thaler baar. Dass die Landesregierung zu Hannover dieses Institut einmal mit 400 Thalern beschenkte, ist eigentlich kein Räthsel, wenn man bedenkt, dass durch dasselbe jährlich wenigstens 8000 Thaler baares Geld aus dem Auslande nach Celle einwandern), *Eisenach*, *Erfurt* (der Nachfolger des verstorbenen Directors des katholischen Gymnasiums *Merk* — nicht *Mark* — eines hinterlistigen Exjesuiten, heisst *Scheidlin*, ehemals Kaplan zu ...... auf dem Eichsfeld. Der wahrhaft ehrwürdige Abt *Placidus Muth*, auf dem Petersberg legte die übernommene Direction bald wieder nieder), *Frankfurt am Mayn*, *Heidelberg*, *Magdeburg*, *Marburg* (Bürgerschule), *Schleusingen*, *Weimar*, *Würzburg*, *Coburg*, *Giessen*, *Gotha*, *Hof*, *Neukolin* in Böhmen, *Stade*, *Idstein*, *Ludwigslust* (Schullehrerseminarium), *Mannheim*, *Papa* in Ungarn, *Arnstadt*, *Bayreuth*, *Bautzen*, *Culmbach*, *Freysingen*, *Gera*, *Oldenburg*, *Wernigerode*, *Darmstadt*, *Göttingen*, *Otterndorf* u. a. m. Gelegentlich werden viele, zum Theil interessante Einladungsschriften angezeigt, zum Theil auch beurtheilt, die sonst ohne ein solches Journal dem grössern gelehrten Publicum unbekannt bleiben würden. Aus dieser, und noch mehr aus andern, vorhin berührten Ursachen, wünschen wir die baldige und ununterbrochene Fortsetzung desselben.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. 1) *Zürich*, b. Orell: Füssly u. C.: *Abhandlung über die Milchblattern, oder die sogenannten Kuhpocken* einer leichten und gefahrlosen Krankheit, die auf eine zuverlässige Art vor den Pocken verwahren soll, von Dr. *J. H. Lavater*. Der phys. Gesellschaft in Zürich d. 1. December 1800 vorgelesen. *Zweyte* vermehrte Auflage. 1801. 72 S. 8. (8 gr.)

2) *Mannheim*, b. Schwan u. Götz: *Kuhpocken- und Kuhpockenimpfung, als ein unfehlbares Mittel, die Kinderblattern zu verhuten.* Den Unkundigen zur Belehr- (Belehrung) und Aufklärung, von *Joh. Georg Zehner*, Kurfürstl. Rheinpfälz. wirkl. Med. Rath, Hofmedicus und Hofrath. *Zweyte* verbesserte Auflage. 1801. 54 S. 8. (4 gr.)

Diese neuen Auflagen von Schriften über die Kuhpocken, von denen man bey der ersten Auflage kaum das Daseyn kannte, zeugen, neben so vielen andern Belehrungen, von dem Interesse, womit diese Entdeckung in verschiedenen Gegenden auf genommen wurde. — Hr. *L.* liefert eine recht gute Zusammenstellung der dem Leser bereits aus anderen Schriften bekannten Erfahrungen von den Kuhpocken und ihrer Impfung, und eine ruhige Prüfung einiger gegen die Kuhpocken-Impfung gemachten Einwürfe. Nur thut es uns leid, hier eine Empfehlung der Impfung mit ganz kleinen Blasenpflastern, als der vorzüglicheren Impfart zu finden, da Erfahrungen in Menge die Impfung mit Blasenpflastern verwerflich machen.

Hr. *Z.* hatte seine Schrift zuerst auf eigene Kosten drucken lassen, um sie unentgeldlich austheilen zu lassen; vorliegende zweyte Auflage wurde aber mit seiner Bewilligung veranstaltet. Die Schrift hat vor anderen ihres Gleichen nichts vorzügliches, wenn sie gleich keinesweges zu den schlechten gehört.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 28. December 1802.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Crusius: *Gedichte von Friederich Schiller. Erster Theil.* 1800. 335 S. 8.

Es giebt Dichter, die von der Natur, welche sie darstellen, so innig ergriffen werden, dass ihr Geist ganz in dieselbe übergeht, und dass sie in ihren Werken nichts von ihrer Individualität offenbaren. Es giebt andere, die da sie früher reflectiren als empfinden, die Natur, welche sie darstellen, nicht sowohl empfangen als erzeugen, so dass nicht ihr Geist die Form und Farbe des Gegenstandes annimmt, sondern dieser die Form und Farbe ihres Geistes, und dass sich in ihren Werken etwas Charakteristisches offenbaret, welches den gemeinschaftlichen Ursprung derselben kenntlich macht.

Von den Werken der zuerst erwähnten Dichter bildet jedes ein für sich bestehendes Ganzes, und setzt in dem Hörer, um gefühlt und verstanden zu werden, nur Kunstsinn voraus. Die Werke der andern stehen unter sich in einer gewissen Verbindung, und erfodern, um gefühlt und verstanden zu werden, ausser dem Kunstsinne eine positive Kenntniss von der Individualität des Dichters. Diese prägt sich nirgends bestimmter aus, als in denen lyrischen Poesien, in welchen der Dichter darstellt, was die durch Selbstbeschauung erregte Begeisterung ihm eingiebt. — Ohne hier über den Vorzug der einen Classe von Dichtern vor der andern etwas auszumachen, bemerken wir nur, dass *Schiller* unserer Meynung nach zu der zweyten gehört, und dass man sich daher das Studium seiner lyrischen Poesien vorzüglich muss angelegen seyn lassen.

Die in vorliegender Sammlung enthaltenen Gedichte, welche überschrieben sind: *Der Tanz. Das Glück. Der Genius. Die Worte des Glaubens. Der Spaziergang. Die Geschlechter. Die Antike an den Wanderer. Die Sänger der Vorwelt. Das Reich der Formen. Shakespears Schatten. Der Kampf. Resignation. Die Worte des Wahns. Votivtafeln* — diese Gedichte reichen den Schlüssel dar zu allen übrigen Werken des Dichters. Wir ersuchen unsre Leser, die genannten Poesien mit ernstem, stillem und gesammeltem Gemüthe zu betrachten, und dann zu bedenken, ob sie nachstehenden Bemerkungen über Schillers Genie ihren Beyfall geben können.

Indem *Schiller* in seiner berühmten Abhandlung über naive und sentimentale Dichter den Unterschied derselben so bestimmt, dass jene *Natur*, diese *Ideen* schildern, jene *das Sinnliche*, diese *das Uebersinnliche* zum Objecte der Einbildungskraft machen, jene durch *unendliche Darstellung* diese durch *Darstellung des Unendlichen* mächtig sind, weiset er sich selber seine Stelle unter den sentimentalen an. Für die Leser, welchen die Resultate jener Abhandlung nicht gegenwärtig sind, setzen wir als Beyspiel einer sentimentalen Dichtung den Schluss der Elegie die *der Tanz* heisst, her:

> Sprich wie geschiehts, dass rastlos erneut die Bildungen schwanken
> Und die Ruhe besteht in der bewegten Gestalt?
> Jeder ein Herrscher, frey, nur dem eigenen Herzen gehorchet,
> Und im eilenden Lauf findet die einzige Bahn?
> Willst du es wissen? Es ist des Wohllauts mächtige Gottheit,
> Die zum geselligen Tanz ordnet den tobenden Sprung,
> Die, der Nemesis gleich, an des Rhythmus goldenem Zügel
> Lenkt die brausende Luft, und die verwilderte zähmt,
> Und dir rauschen umsonst die Harmonieen des Weltalls,
> Dich ergreift nicht der Strom dieses erhabnen Gesangs,
> Nicht der begeisternde Tact, den alle Wesen dir schlagen,
> Nicht der wirbelnde Tanz, der durch den ewigen Raum
> Leuchtende Sonnen schwingt in kühn gewundenen Bahnen?
> Das du im Spiele doch ehrst, fliehst du im Handeln, das Maass.

Was *Schiller* von andern sentimentalen Dichtern unterscheidet, ist, dass bey diesen die Ideen, welche sie darstellen, Eingebungen augenblicklicher Begeisterung sind, bey ihm Resultate tiefsinniger Nachforschung. Mit aller Anstrengung eines der Philosophie sein ganzes Leben ausschliessend weihenden Denkers hat unser Dichter gestrebt, sich die grossen Fragen der Metaphysik befriedigend zu beantworten. Die Lehren derselben über den Ursprung unserer Erkenntniss, über die Möglichkeit der Erfahrung, über die Kräfte der Seele zum Anschauen, Denken und Handeln, über die Gesetze, nach welchem sie wirken, über die verschiedenen Quellen der Ueberzeugung, über die Kennzeichen des an sich Wahren und Guten, über das Wesen des Schönen und Erhabenen, über Freyheit und Nothwendigkeit, über Bestimmung und Schicksal, über Kunst und Sittlichkeit — liegen tief in seiner Seele als *Wissenschaft*. Unter Wissen-

senschaft wird hier verstanden der Inbegriff dessen, was man als wahr annimmt mit innigem Bewusstseyn der Gründe *warum*, was in das Gemüth eingeht, als Resultat von Forschungen, die man mit möglichster Gewissenhaftigkeit angestellt, in Folge von Ueberzeugungen, die man sich errungen hat. Die Erscheinungen nun, die dieser tiefsinnige Philosoph sieht, wenn in Stunden der Begeisterung seine Ideen sich in Bilder verwandeln, sind der Inhalt der angeführten Poesien. Diese wunderbare Vereinigung der Speculation mit dem Talente der Darstellung giebt Schillers Werken folgende Eigenthümlichkeiten. Die erste besteht darin, dass ihnen etwas Geheimnissvolles und Mystisches beywohnet. Die ästhetischen Ideen haben das Unterscheidende, dass sie zwar angeschaut, aber nicht begriffen werden, die Ideen der Vernunft, dass sie zwar begriffen, aber nicht angeschauet werden. Der naive Dichter, indem er die Natur, das Wirkliche, das in den Sinnen Gegenwärtige, zum Objecte der Einbildungskraft macht, *erhöht* durch die Darstellung den Gegenstand. Der sentimentale Dichter hingegen, wenn er die Natur nicht nur auf Ideen bezieht, sondern, wie *Schiller* oft thut, die Ideen selbst darstellt, muss seinen Gegenstand gewissermasen *vernichten*: denn durch die Darstellung raubt er den Ideen der Vernunft ihre Begreiflichkeit und macht, dass sie für den Verstand an Deutlichkeit verlieren, was sie für die Empfindung an Fülle gewinnen. Durch den Inhalt *erweckt* er die Reflexion, durch die Form *erschwert* er sie. Daher jenes Mystische und Geheimnissvolle. Hier ein Beyspiel. In der Elegie: *das Glück*, heisst es:

Vor Unwürdigen kann dich der Wille der ernste bewahren,
Alles Höchste, es kommt frey von den Göttern herab.

Und der Schluss lautet so:

Auf dem geschäftigem Markt, da führe Themis die Wage
Und es messe der Lohn streng an der Mühe sich ab,
Aber die Freude ruft nur ein Gott auf sterbliche Waugen
Wo kein Wunder geschieht, ist kein Beglückter zu sehn.
Alles Menschliche muss erst werden und wachsen und reifen
Und von Gestalt zu Gestalt führt es die bildende Zeit
Aber das Glückliche siehest du nicht, das Schöne nicht werden;
Fertig von Ewigkeit her steht es vollendet vor dir.
Jede irdische Venus ersteht wie die erste des Himmels
Eine dunkle Geburt aus dem unendlichen Meer.
Wie die erste Minerva, so tritt mit der Aegis gerüstet
Aus des Donnerers Haupt jeder Gedanke des Lichts.

Man vergleiche hiemit folgende Bemerkungen des vortrefflichen Philosophen Hemsterhuys: „Erwägen wir, sagt dieser, welch ein Ton in den „Handlungen des Sesostris, des Themistokles, selbst „des Macedoniers herrschet, und vergleichen wir „ihn mit dem Tone in den Handlungen des Socra„tes, Epaminondas und Timoleon, so finden wir bey „jenen in der That Grösse, aber zugleich Anstren„gung, Mühseligkeit, Arbeit, während bey diesen „alles Grosse Natur und Einfalt ist, ein sicherer Be„weis von der steten Eintracht ihres Innern. Die „Glückseligkeit, die bey andern als Wirkung der „Umstände, der Schicksale und der Tugend des Ta„ges erscheinet, zeigt sich bey diesen Heroen als ein „Ausfluss ihres Wesens. Was die Menschen Uebel „nennen, hört auf, bey ihnen es zu seyn, und „nimmt die Gestalt des Guten an. Der Rückzug bey „Delium hat denselben Ton, den die Siege des The„baners haben." — Zu diesen Bemerkungen kann man hinzusetzen, dass nicht nur beym Handeln, sondern auch im Gebiete der Kunst und Wissenschaft sich an gewissen Individuen Kräfte offenbaren, ganz verschieden von denen, die wir kennen, verschieden von den Kräften, die das Reich der Natur, verschieden von den Kräften, die das Reich der Freyheit constituiren, dass überall das Vollendete sich als etwas Uebermenschliches ankündigt, als eine unmittelbare Einwirkung göttlicher Gnade, dass wir daher solche Individuen ehren müssen als Dämonen, als Mittelwesen zwischen uns und der Gottheit.

Alle diese Ideen dämmern beym Anhören der angeführten Poesie in uns auf. Um ihnen aber den erfoderlichen Grad der Klarheit zu geben, ist die Betrachtung nicht hinreichend, sondern Forschung nothwendig. Ein anderes Beyspiel: Offenbar ist der Mensch zweyer Arten von Ueberzeugung fähig, die eine geht aus vom Raisonnement, die andere vom Gefühl; jene ist das Werk richtiger Wahrnehmung durch die Sinne und eines die empfangenen Vorstellungen vergleichenden und verknüpfenden Verstandes; sie hat zu ihrem Objecte Gegenstände der Erfahrung. Die Stärke der andern steht im Verhältniss mit der Bestimmtheit und Innigkeit des Bewusstseyns unserer Menschheit; das Object derselben ist das Uebersinnliche. Je mehr wir nun die Organe üben, wodurch das Irdische geschaut wird, desto mehr stumpfet sich das Organ ab, wodurch das Ueberirdische und Göttliche geschaut wird. Daher kommt, dass eine schuldlose, fröhliche, hoffnungsvolle, mit holder, ungeschwächter Lebenskraft erfüllte Jugend der Wahrheit näher ist als das kluge und bedächtige, im Denken und Beobachten vielfach geübte Alter. Schön aber auch mystisch stellet der Dichter diese Ideen in derselben Elegie so dar:

Neigungen haben die Götter, sie lieben der grünenden Jugend
Lockichte Scheitel, es zieht Freude die Fröhlichen an.

Nicht

Nicht der *Sehende* wird von ihrer Erscheinung beseligt,
Ihrer Herrlichkeit Glanz hat nur der *Blinde* geschaut.
Gern erwählen sie sich der Einfalt kindliche Seele,
In das bescheidene Gefäß schliessen sie Göttliches ein.

Allerdings giebt es unter *Schillers* Gedichten mehrere, welche das Bedürfniss zu forschen in demselben Augenblicke befriedigen, in welchem sie dasselbe erwecken; dahin gehört folgende Stelle aus *Shakespears Schatten*:

„Glauben sie nicht der *Natur* und den alten Griechen, so heisst du
„Eine Dramaturgie ihnen vergebens herauf."
O die *Natur*, die zeigt auf unsern Bühnen sich wieder
Splitternackend, dass man jegliche Rippe ihr zählt.

Was bedeutet hier *Natur?* In demselben Augenblicke, wo man diese Frage aufwirft, beantwortet man sie sich. Der Schatten spricht von der *wahren*, der Fremdling aus der Oberwelt von der *wirklichen* Natur. Vorzüglich empfehlen wir in dieser Rücksicht unsern Lesern das Studium *des Spaziergangs*, eines Werkes, welches wegen des tiefsinnigen Inhalts und der lieblichen Klarheit der Form *Schillers* Genie in seiner ganzen philosophischen Würde und dichterischen Anmuth zeigt. Viel weniger befriedigend von Seiten der Klarheit ist *das Reich der Formen*. Wer nicht den Verfasser der Briefe über die ästhetische Erziehung Schritt für Schritt begleitet hat, in dem vielfach sich windenden Gange der Speculationen, die ihn auf das Resultat führen, das Wesen des Schönen sey *lebendige Gestalt*, wird Mühe haben, das Gedicht überhaupt, und insonderheit folgende Strophe zu verstehn:

Nur der Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schicksal flechten,
Aber frey von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin seliger Naturen
Wandelt oben in des Lichtes Fluren,
Göttlich unter Göttern die *Gestalt*.
Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln schweben,
Werft die Angst des Irdischen von euch
Fliehet aus dem engen dumpfen Leben
In des Ideales Reich!

Im Allgemeinen aber glaube man ja nicht, dass *Schillers* Muse von ihren Verehrern Kenntniss eines bestimmten philosophischen Systems, Anhänglichkeit an die Lehren einer gewissen Schule verlange. Sie verschliesset ihr Heiligthum Niemanden, der einen zur Philosophie und Poesie gebildeten Geist hat, verdanke er diese Bildung dem Homer und Plato, oder Kant und Göthen. Unter *Philosophie* wird hier verstanden eine Gesinnung, herrschende Liebe zur Wahrheit, die den Geist immer wach erhält, und unablässig warnet, nicht eher etwas für gewiss zu halten, als bis das *Gewissen* Zeugniss giebt, dass man hinreichende Gründe dazu habe, ernstes Streben, über die grossen Fragen, was der Mensch wissen könne, was er thun solle, was er hoffen dürfe, durch methodisch angestellte Untersuchungen mit sich selber einig zu werden, stets reger Eifer, nach vollendeter Speculation die einzelnen Erscheinungen aus den gefundenen Principien zu erklären, oder nach denselben zu beurtheilen, eben das, was unser Dichter darunter versteht, wenn er sagt:

Welche wohl bleibt von allen den Philosophieen? Ich weiss nicht.
Aber die Philosophie, hoff ich, soll ewig bestehn.

Ausser dem Mystischen unterscheidet *Schillers* Dichtungen die in denselben durchgängig herrschende Erhabenheit. Erhaben nennt man die Werke der Kunst, welche das Gefühl von der Würde, die uns als vernünftigen, selbstthätigen und freyen Wesen zukommt, entweder darstellen oder durch die Darstellung erwecken. Dass ungeachtet der furchtbaren Gewalt, welche Natur und Schicksal über uns ausüben, wir Kräfte besitzen, die über beide uns unendlich erheben, die Kraft zu denken und zu wollen, dass wir einer Weltordnung angehören, in welcher die unterste Stufe einzunehmen, unendlich ehrenvoller ist als in der sinnlichen die höchste — diese Ideen liegen tief in des Dichters Seele. In jedem Augenblicke der Begeisterung werden sie in ihm lebendig, und heiligen die Darstellung jedes von ihnen noch so entfernt scheinenden Gegenstandes. Reich an höchst erhabenen Schilderungen ist die schon erwähnte Elegie: *der Spaziergang*. Eine von ihnen ist folgende; der Wanderer steht auf einer Brücke, und sagt:

Endlos unter mir seh ich den Aether, über mir endlos,
Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schaudern hinab,
Aber zwischen der ewigen Höh, und der ewigen Tiefe
Trägt ein geländerter Steg sicher den Wandrer dahin.

Das wunderbare Verhängniss, nach welchem der Mensch, hingeworfen in das Universum, eingeengt zwischen den engen Grenzen der Geburt und des Todes, unwissend woher er kommt und wohin er geht, hinter sich, vor sich, um sich das Unendliche, schwebend zwischen Himmel und Erde, rings umgeben von übermächtigen Naturkräften, trotzend auf die eigene Stärke, mit der stolzen Zuversicht eines Gottes durch das Leben wallet, wie erhaben ist es dargestellt! Und die Würde der Wissenschaft stellt dasselbe Gedicht so dar:

Aber im stillen Gemach entwirft bedeutende Zirkel
Sinnend der Weise, beschleicht forschend den schaffenden Geist,
Prüft der Stoffe Gewalt, der Magnete Hassen und Lieben

Folgt

Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Aether dem Stral,
Sucht das vertraute Gesetz in des Zufalls grausenden Wundern
Sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.

Der Forscher erscheint hier als ein Gott, der die unendliche Kraft der Natur unter die noch mächtigere Gewalt seines Geistes beuget. Selbst wenn er scherzt, ist der Dichter erhaben. Diese Eigenheit lernt man am besten kennen aus dem Gedichte: *Shakespears Schatten.* Durch den schnellen Wechsel auf einander folgender Vorstellungen, von denen die eine immer die Nichtigkeit der andern anschaulich macht, erhält dieses Gedicht seine komische Kraft und erregt Lachen; durch das Gemälde von der *Würde* der *wahren* tragischen Kunst, welches die *eine*, und durch das Gemälde von der *Unwürdigkeit* der *wirklichen* tragischen Kunst, welches die *andere* Reihe von Bildern aufstellt, erhält es seine satyrische Kraft, und macht ernst. Als erhabenes Spottgedicht kündigt sich diese Poesie durch die ersten Distichen an:

Auch erblickt' ich allda die hohe Kraft des Herakles,
Seinen Schatten, er selbst leider war nicht mehr zu sehn.

Ringsum schrie wie Vogelgeschrey das Geschrey der Tragöden,
Und das Hundegebell der Dramaturgen um ihn.
Schauerlich stand das Ungethüm da, gespannt war der Bogen
Und der Pfeil auf der Senn traf noch beständig das Herz.

(Der Beschluss folgt.)

Leipzig, im Industrie Comptoir, und Wien b. Mollo u. Comp.: *Sammlung von Zeichnungen der neuesten englischen, französischen und deutschen Staats oder Stadt-Wagen, leichter Coupe's, Chaisen, Cabriolets* etc. *Erste Sammlung.* Mit 12 illuminirten Kupferstichen. *Zweyte Sammlung.* Mit 16 Kpf. *Dritte Sammlung.* Mit 8 Kpf. kl. Querfol. (13 Rthlr.)

Wessen Gewerbe oder Liebhaberey oder Bedürfniss es erheischt, dieses Werk durchzusehen, wird solches ohne Zweifel nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen; denn es enthält gar mancherley, was sich durch Zierlichkeit, Neuheit und auch zum Theil durch Zweckmässigkeit empfiehlt. Die Wagen, deren Abbildungen die dritte Sammlung ausmachen, haben durchgehends weniger hübsche Formen, als die, welche man in der ersten und zweyten Sammlung findet.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Hadamar*, in d. neuen gelehrt. Buchh.: *Beyträge zur Abwendung des Holzmangels*, nebst einem praktischen Unterrichte über die geometrische Aufnahme und Taxation der Waldungen in einem Anhange, von *W. B. Herget*, Fürstl. Oranien-Nassauischen Oberförster in Hadamar. Mit einer Vorrede, einigen Zusätzen und der nöthigen Literatur begleitet, von Pfarrer *Schmidt.* 1801. 64 S. 8. (4 gr.) Der Vf. giebt drey Hauptursachen des Holzmangels an: 1) Schlechte und forstwidrige Behandlung der Gemeindewaldungen (man kann allgemeiner sagen, der Waldungen überhaupt) und zweckwidriger Verbrauch des Holzes. 2) Unbeschränkte Viehweide, welche in manchen Gegenden in den Communwaldungen gestattet wird, und auch öfters (gewöhnlich) die herrschaftlichen Wälder betrifft. 3) Die in holzarmen Gegenden angelegten Hüttenwerke und Holz verzehrende Gewerbschaften.

Ob nun gleich nicht überall, vielleicht in den wenigsten Gegenden, die Gemeindewaldungen so gemissbraucht werden, wie hier beschrieben wird: so ist es doch sicher, dass fast in allen nicht eigentlich forstwirthschaftlich verfahren wird, und dass der Regel nach sich der Schultheiss oder Dorfrichter mehr Recht über die Bewirthschaftung der Waldungen anmasst, als der darüber bestellte Förster.

Als Vorschläge zur Abhelfung des Holzmangel werden aufgezählt: Sorge für junges Holz durch Anbau und Schonung, 2) für besondere Waldungen durch Holzersparungsanstalten, eine bessere Forstbewirthschaftung, Einführung eines Forstcatechismus für Bauernkinder etc. — Da diese Gegenstände schon vielmal abgehandelt worden sind: so ist fast nicht zu vermuthen, dass etwas neues gesagt werden könne. Man kann aber noch jetzt dieselben nicht oft genug wiederholen, da man von den schon oft gethanen Vorschlägen noch keine allgemeine Befolgung sieht. Weniger bekannt, obgleich auch nicht ganz unbekannt ist des Vf. Vorschlag die Kiefern künstlich zu erziehen. Die gereinigte Waldfläche wird vor der Aussaat im April bey nasser Witterung etlichemal geegget, dann auf einen Morgen von 160 Quadratruthen 10 Pfund guter Samen gestreut, und der Ort noch einmal mit der Egge überzogen. Ist der Boden mit Moo oder andern Waldunkräutern besetzt, so soll man ihn abschälfen und dann besäen lassen; ist er aber zu ackern: so soll man ihn drey Jahre lang bestellen, das letzte Jahr im Herbst umackern, im Frühjahr Hafer mit aussäen und diesen eineggen, alsdann den Kiefersamen ausstreuen, und mit umgewandter Egge bloss einschleifen. — Beym Schlagholz redet der Vf. bloss von Samenbäumen, die auf einem Acker stehen bleiben sollen, und nicht von Hauptbäumen, angehenden Bäumen, Oberständen und Lossreissern.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 29. December 1802.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Crusius: *Gedichte von Friedrich Schiller* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Eine dritte aus den bisher gemachten Bemerkungen leicht zu erklärende Eigenthümlichkeit in Schillers Gedichten besteht, wie uns scheint, darin, dass die Stimmung, worein sie versetzen, fast nie rein künstlerisch ist. Zwey Triebe regen sich unablässig in des Menschen Brust, der eine strebt nach Stoffe, nach Erweiterung des Daseyns, der andre nach Form und Gesetzmässigkeit. Wird einer dieser Triebe auf Kosten des andern befriedigt: so befinden wir uns in einer zwangvollen und peinlichen Verfassung. Gäbe es einen Zustand, worin beide Triebe zu gleicher Zeit ihre höchste Befriedigung fänden: so könnte man von diesem sagen, dass er dem Menschen den Genuss des höchsten Gutes gewähre. Ein solcher Zustand ist der ästhetische, hervorgebracht durch die Betrachtung des rein Schönen: denn das eine Element des Schönen, die Ideenfülle, macht, dass die Sinnlichkeit unumschränkt herrscht; das andere, die Zweckmässigkeit, macht, dass die Sinnlichkeit unumschränkt beherrscht wird, folglich gewährt uns die Betrachtung desselben eine gesetzmässige Erweiterung des Daseyns, und das Eigenthümliche der rein künstlerischen Stimmung ist *das Gefühl der befriedigten Sehnsucht nach dem höchsten Gute.*

Durch das Mystische erregen Schillers Gedichte ein Interesse der praktischen Vernunft. Wo ein Interesse ist, da ist ein Bedürfniss, das Bedürfniss macht unruhig, die Unruhe stört den Genuss.

Was wir hier als etwas Unterscheidendes von Schillers Werken anführen, behauptet er selber in der angeführten Abhandlung von allen sentimentalen Dichtungen. „Anders als die durch naive Stim„mung, sagt er, ist die, welche der sentimentale „Dichter hervorbringt. Er erregt in dem Hörer ei„nen lebendigen Trieb, die Harmonie in sich zu er„zeugen, welche er dort wirklich empfand, ein „Ganzes aus sich zu machen, die Menschheit in sich „zu einem vollendeten Ausdrucke zu bringen. Daher „ist hier das Gemüth in Bewegung, es ist angespannt, „es schwankt zwischen streitenden Gefühlen, da es „dort ruhig aufgelöst, einig mit sich selbst, und voll„kommen befriedigt ist." Dieser Bemerkung stimmen wir bey in Beziehung auf diejenigen sentimentalen Dichter, welche Ideen darstellen, in Beziehung auf die aber, welche die Natur auf Ideen nur beziehn, wagen wir, anderer Meynung zu seyn, und berufen uns desswegen auf den Eindruck, den Göthens *Zueignung* in dem Hörer zurücklässt. Unter dem Schleier der Allegorie stellt diese Poesie die Reihe von Zuständen dar, welche die Seele des gebornen und geweiheten Dichters durchirrt, von dem Augenblicke an, wo sie sich ahnet und suchet bis zu dem Augenblicke, wo sie sich findet und versteht, und wo vor dem entzückten Auge das Allerheiligste der Kunst sich öffnet. Ohne Zweifel ist dieses Gedicht sentimental; und doch, welche Stimmung bringt es hervor? himmlische Ruhe und seligen Frieden. — Eben so würde man irren, wenn man glaubte, dass das Erhabene die Seele nothwendig beunruhigen müsse. Bey Schiller thut es diese Wirkung freylich sehr oft, weil es in dem Grade, als es die Würde *des* Menschen fühlbar macht, uns den Unwerth *der* Menschen inne werden lässt. Um sich zu überzeugen, dass es erhabene Poesien gebe, welche der Seele zu dieser Reflexion nicht Zeit lassen, vergleiche man Mahomets Gesang von Göthe. Die Ursachen dieser Verschiedenheit anzugeben, ist hier der Ort nicht, weil es eine vollständigere Theorie des Erhabenen voraussetzt, als wir bis jetzt haben.

Alles bisher Gesagte wird nur angeführt, um zu zeigen, dass Schillers Gedichte zwar einen vielfachen, höchst edeln, in seiner Art einzigen Genuss gewähren, aber nicht einen rein künstlerischen, und dass die Ursache hievon nicht in der Gattung liegt, worin er arbeitet, sondern in seinem Genie, darin, dass seine Einbildungskraft fast nie ganz frey wirket, sondern selbst in ihren kühnsten Schwüngen unter der Herrschaft nicht des Verstandes (denn das muss sie bey jedem Dichter immer und überall), sondern der Vernunft bleibt. Allerdings giebt es in vorliegender Sammlung mehrere Poesien, in denen des Dichters Einbildungkraft, dieser Fesseln entledigt, sich ganz frey bewegt. Dürfen wir aber freymüthig bekennen, was wir denken: so gestehen wir, dass Schiller uns hier nicht in seiner Sphäre zu seyn scheint. An die wahrhaft genialischen Dichtungen der Alten und einiger Neuern, von denen man, so paradox es auch klingt, mit Wahrheit sagen kann, dass sie je inhaltloser desto schöner sind, reichen diejenigen von Schillers Gedichten nicht, welche des Interesse der Vernunft beraubt, durch die blosse Form gefallen sollen. Obgleich sie durch die Vortrefflichkeit der Diction und andere Vorzüge des Hörers Gemüth einnehmen: so erfüllen sie doch dasselbe nicht,

nicht, und von ihnen möchte gelten, was der Dichter, mit grofser Ungerechtigkeit gegen fich, von der ganzen vorliegenden Sammlung fagt, wenn er fpricht:

> Nicht länger wollen diefe Lieder leben,
> Als bis ihr Klang ein fühlend Herz erfreut,
> Zur fernen Nachwelt wollen fie nicht fchweben,
> Sie tönten, fie verhallen in der Zeit.
> Des Augenblickes Luft hat fie geboren,
> Sie fliehen fort im leichten Tanz der Horen.

Jetzt einige Bemerkungen, auf die uns die Vergleichung einiger Gedichte diefer Sammlung mit den frühern Ausgaben derfelben geleitet hat.

Die, welche fich noch immer nicht entwöhnen können, zur Betrachtung und Beurtheilung eines Werkes der Kunft moralifche Anfichten mitzubringen, find unzufrieden, dafs Schiller das Gedicht, welches überfchrieben ift *Refignation*, in die neue Sammlung aufgenommen hat. Solchen zu gefallen, wollen wir verfuchen, obgleich diefes ganz aufserhalb der Gränzen eines Kunfturtheils liegt, für jene Poefie einen Gefichtspunkt anzugeben, aus welchem betrachtet fie höchft religiös erfcheinet. Es heifst darin:

> Ein Götterkind, das fie mir *Wahrheit* nannten,
> Die meiften flohen, wenige nur kannten,
> Hielt meines Lebens rafchen Zügel an.
>
> „Ich zahle dir in einem andern Leben
> Gib deine Jugend mir,
> Nichts kann ich dir als diefe Weifung geben."
> Ich nahm die Weifung auf das andre Leben
> Und meiner Jugend Freuden gab ich ihr.

Vertrauend auf jene Verheifsung ruft der Getäufchte am Ende feines Lebens trotzig aus:

> All meine Freuden hab ich dir gefchlachtet,
> Jetzt werf' ich mich vor deinen Richterthron,
> Der Menge Spott hab' ich beherzt verachtet,
> Nur deine Güter hab' ich grofs geachtet
> Vergelterin, ich fodre meinen Lohn.

Dem fo gefinnten, der nur aus Begehrlichkeit enthaltfam, nur aus Eigennutz mäfsig, nur aus Lohnfucht fromm war, der vieles hingab, um es mit Wucher wieder zu empfangen, ruft fein Genius zu:

> Du haft gehofft, dein Lohn ift abgetragen,
> Dein Glaube war dein zugewognes Glück.

Was lehrt diefe Erfcheinung? dafs der Gedanke an die Unfterblichkeit Wahn fey? keinesweges, fondern nur, dafs derjenige Glaube, der aus einer unreinen Quelle fliefst, weder ftärke noch erquicke, und in dem Augenblicke verfiege, wo der Geängftete nach einem Labetrunke daraus lechzet, dafs eine Ueberzeugung, die fich auf das Irdifche ftützet, mit dem Irdifchen dahin finke.

J'ai trop fouffert dans cette vie, pour n'en pas attendre une autre, fagt Rouffeau, ftatt zu fagen: Ich habe in diefem Leben zu wenig *erreicht*, um nicht ein anderes zu hoffen. Während der in dem finnlichen Bedürfniffe gegründete Glaube immer fchwankt, gewinnet der in dem Bedürfniffe des Geiftes gegründete bey jedem Fortfchritte im Leben an Stärke und Feftigkeit. Ein einziger Seufzer, den uns dann und wann die Sehnfucht auspreſst, nicht die gemeine, die nach dem Wohlfeyn, fondern die edle, die nach der Vollendung fchmachtet, ift für den wohlgearteten ein mehr als geometrifcher Beweis von der Fortdauer der Seele.

Drum, rufen wir mit unferm Dichter aus:

> Drum edle Seele entreifs dich dem Wahn
> Und den *himmlifchen* Glauben bewahre.

Aehnliche Betrachtungen laffen fich anftellen über das Gedicht überfchrieben *der Kampf.* Merkwürdig ift, dafs beide vom Jahre 86 find, aus einer Zeit, wo, wie wir glauben, Schiller feine Speculation noch nicht durchgeführt hatte. Schon damals ahnete fein edler philofophifcher Geift das Unhaltbare in den herrfchenden Meynungen.

So wie die angeführten: fo haben mehrere andere der ältern Gedichte bedeutende Verbefferungen erhalten. Das Gedicht überfchrieben die *Götter Griechenlands* ift von 25 Strophen auf 16 herabgefetzt. Die fechfte, fiebente, achte, neunte und eilfte Strophe der erften Ausgabe find unterdrückt, ohne Zweifel, weil die zu fehr in's Einzelne gehende epifche Ausmalung mythologifcher Bilder die Empfindung fchwächte. In der funfzehnten, fiebenzehnten, drey- vier- und fünf und zwanzigften liefs der Dichter die Ideen der Vernunftreligion mit den Bildern der Phantafiereligion contraftiren, um das Unpoetifche derfelben darzuftellen. Ohne Zweifel aber haben auch jene viel Poetifches, wenn auch nicht Schönes, doch Erhabenes, vielleicht ift das die Urfache, warum der Dichter jene Strophen unterdrückt hat. Von den beiden neu hinzugekommenen fchliefst die eine das Lied fehr lieblich alfo:

> Ja fie kehrten heim und alles Schöne,
> Alles Hohe nahmen fie mit fort,
> Alle Farben alle Lebenstöne,
> Und uns blieb nur das entfeelte Wort.
> Aus der Zeitfluth weggeriffen fchweben
> Sie gerettet auf des Pindus Höhn,
> *Was unfterblich im Gefang foll leben,*
> *Mufs im Leben untergehn.*

Viele fchöne Verbefferungen hat auch das Gedicht erhalten, überfchrieben *die Ideale.*

Die eine Strophe lautete:

> Wie einft mit flehendem Verlangen
> Den Stein Pygmalion umfchlofs,
> Bis in des Marmors kalte Wangen

Em-

Empfindung glühend sich ergofs.
So schlangen meiner Liebe Knoten
Sich um die Säule der Natur,
Bis durch das starre Herz der Todten
Der Strahl des Lebens zückend fuhr.

An den unlieblichen *Knoten der Liebe*, an der *Säule der Natur*, die hier nichts als Natur selbst bedeutet, an dem *Durchfahren* des Lebensstrahls mag mancher Leser Anstofs genommen haben. Wie viel schöner jetzt:

So schlang ich mich mit Liebesarmen
Um die Natur, mit Jugendlust,
Bis sie zu athmen zu erwarmen
Begann an meiner Dichterbrust.

Wo es sonst lautete:

Des Ruhmes Dunstgestalt berührte
Die Weisheit, da verschwand der Trug;

itzt viel kräftiger und ansprechender:

Ich sah des Ruhmes heil'ge Kränze
Auf der gemeinen Stirn entweiht.

Die Elegie überschrieben der *Tanz*, besteht aus 16 Distichen. In diesen sind nur 8 Verse unverändert geblieben.

Der Anfang lautete:

Sieh, wie sie durch einander in kühnen Schlangen sich winden,
Wie mit geflügeltem Schritt schweben auf schlüpfrigem Plan!
Seh' ich flüchtige Schatten von ihren Leibern geschieden?
Ist es Elysiums Hain, der den Erstaunten umfängt?

Den ersten dieser Verse entstellt der Uebelklang *Sieh wie sie*; und das unschickliche Bild *kühne Schlangen*. Auch dem zweyten Distichon fehlt genaue Angemessenheit des Ausdrucks, denn die geistige Schattengestalt gehört der Seele zu und nicht dem Leibe, von welchem sie nur als einer gröbern Hülle umschlossen wird. Der Ausdruck *Elysiums Hain* giebt der Phantasie ein zu reiches Gemälde, und zerstreut sie zu sehr, als dafs sie nur bey den Tänzen der Abgeschiedenen verweilen sollte. Ohne Zweifel hat daher die neue Leseart grofse Vorzüge

Siehe wie schwebenden Schritts im Wellenschwung sich die Paare
Drehen, den Boden berührt kaum der geflügelte Fufs.
Seh ich flüchtige Schatten, befreyt von der Schwere des Leibes?
Schlingen im Mondlicht dort Elfen den luftigen Reihn?

Wir brechen hier ab, und schliefsen diese Anzeige mit folgender Bemerkung. Wenn diejenigen unter unsern Lesern, die Freunde der Poesie und Philosophie sind, dem was über Schiller hier gesagt ist, beystimmen; wenn sie bedenken, welch einen köstlichen Schatz wir an den Werken dieses Mannes haben; wenn sie dann der andern grofsen Denker und Dichter sich erinnern, die zur rechten und zur linken neben diesem stehn, und der Vielen, die, wenn gleich weit umher zerstreut in dem Schoofse des Vaterlandes, doch innig verbunden sind durch die Verehrung für solche Männer, und durch den Eifer, mit dem sie an ihren Werken sich bilden; wenn sie dann ihren Blick auf das Ausland werfen, jenseit des Canals, des Rheines und der Alpen, in wie tiefen Verfall daselbst jene edeln Künste und Wissenschaften gerathen, dann werden sie voll frohen Gefühls ihrer Deutschheit mit uns ausrufen:

Wir
Erköhren uns kein ander Land
Zum Vaterland, wär' uns auch frey
Die grofse Wahl!

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b Maurer: *Meine Reise nach Frankreich* in den Jahren 1800 und 1801. von *Ludwig Selbiger. Zweyter* Theil. 1802. 480 S. 8. m. 1 K. und 2 Vign.

Die Laune und Lebhaftigkeit, die den Vortrag im *ersten* Theile charakterisirten, und was wir sonst daran lobten (S. 1801. Nr. 239.), finden wir auch in diesem *zweyten* Theile wieder. Mit Interesse lieset man die Darstellungen des Vfs., von welcher Art sie auch seyn mögen, und gern begleitet man ihn daher, bey seinen frohen und traurigen Abentheuern, auch jenseits des Rheins, an den Gränzen und im Innern von Frankreich. Wenn es übrigens aus dem Detail über manche Oerter und Gegenstände immer wahrscheinlicher wird, dafs der Vf. wirklich eine Reise zu unsern westlichen Nachbarn gemacht habe: so deutet dagegen der Zusammenhang mehrerer Auftritte diefs und jenseits des Rheins, z. B. die sehr unerwartete Entdeckung der Kinder eines Emigrirten, den der Vf. in Deutschland kennen lernte, und verschiedene noch unentwickelte Begebenheiten auf Dichtung hin. — Doch Wahrheit oder Dichtung — ist eine sehr gleichgültige Frage für Leser, die blofs Unterhaltung suchen, und diese finden sie hier in einem Grade, dafs sie am Schlusse dieses Theils wahrscheinlich mit Vergnügen sehen werden, dafs der Vf. sich noch bey Paris aufhält, und folglich die Erzählung einer abentheuervollen Rückreise und den Aufschlufs mehrerer noch unerklärbaren Vorfälle erwarten läfst.

LEIPZIG, im Industrie-Comptoir: *Modelle für Tischler. Sechstes* Heft. gr. 4. m. 13 Kupfertafeln. (1 Rthlr.)

Weil dieses Werk, dessen frühere Hefte schon oben Nr. 79. angezeigt sind, eine Sammlung der neuesten Londner und Pariser Meubles enthält, und be-

besonders am erstern Ort gegenwärtig der ägyptische Geschmack nach der Mode ist, dabey aber nicht eben zum besten angewandt wird: so ist manches, was in dem vorliegenden Heft von dergleichen Art vorkömmt, ziemlich hässlich; das Geräthe auf der 12. Tafel nimmt sich auch nicht gut aus, obschon es *im antiken reinen Stil* gezeichnet seyn soll. Ferner scheinen uns tadelhaft der Stuhl a. und Sopha d. Tab. 8., wie auch der Tisch Nr. 8. Tab. 9., empfehlenswerth hingegen mehrere Muster zu Fussboden Tab. 3. 6 und 9., nebst ein paar Tischen Tab. 1.

LEIPZIG, im Industrie-Comtoir u. WIEN, b. Mollo und Comp.: *Gebräuche und Kleidungen der Chinesen*, dargestellt in bunten Gemälden von dem Maler Pu — Qua in Canton. Als Supplement zu Macartneys und Van Braam Houckgeests Reisen. Mit deutschem und französischem Text, nach dem Englischen, herausgegeben von *Joh. Gottfr. Grohmann.* Prof. 3 — 10tes Heft. gr. 4. jeder Heft hat 5 illum. Kupfertafeln und eben so viele Blätter Text. (28 Rthlr.)

Diese Hefte (vgl. A. L. Z. 1801. Nr. 323.) enthalten manche in ihrer Art noch interessantere Figuren, und man wird aus dem Ganzen einst eine sehr lebhafte Anschauung des innern Zustands der chinesischen Nation, ihrer Sitten und Gewerbe erhalten. Die kurzen Erklärungen der Kupfer sind zweckmäsig abgefasst, und man erfährt aus denselben noch nebenher allerley Wissenswerthes. Wer über Kunstgeschmack und Fertigkeit der Chinesen unterrichtet zu seyn verlangt, darf übrigens sich nicht an dieses Werk halten; obwohl der Name eines chinesischen Malers auf dem Titel steht. Denn alles ist stark mit englischem Gut versetzt worden.

LEIPZIG, im Industrie-Comptoir: *Sitten, Gebräuche und Kleidung der Russen in St. Petersburg.* 6. u. 7ter Heft, jeder mit 5 illumin. Kupferstichen und Erklärung derselben in deutscher und französischer Sprache. gr. 4. (1 Rthlr. 12 gr.)

Dieses Werks wurde schon A. L. Z. 1802. Nr. 88. erwähnt. Gegen die frühern Hefte gehalten, haben die Kupfer der beiden vor uns liegenden ungefähr ebendieselben Verdienste gut aufgefasster Darstellung und passender Charaktere; nur dass sie hier etwas flüchtiger behandelt scheinen. An der gezierten und geschraubten Manier der beygefügten Erklärungen, kann Rec. immer noch keinen Geschmack finden.

* * *

WEIMAR, im Landes-Industrie-Comptoir: *Benjamin Franklins kleine Schriften meist in der Manier des Zuschauers, nebst seinem Leben.* Aus dem Englischen von G. *Schatz.* 2te Aufl. 1. Th. mit Franklins Bildnisse. 1802. 188 S. 2. Th. 224 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1794. Nr. 303.)

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. 1) Ohne Druckort: *Gedanken über die in der Person des Hn. Geheimenraths von Bötticher in Braunschweig vorgewesene (beabsichtigte) Schatzraths-Wahl.* Von einem Freunde der Braunschweigischen Landesverfassung. 1800. 40 S. 8. (3 gr.)

2) *Wolfenbüttel*, b. Albrecht: *Darf ein braunschweigischer Minister zu der Stelle eines Schatzraths aspiriren?* Eine Prüfung der Gedanken über die in der Person des Hn. Geh. Raths von Bötticher vorgewesene Schatzraths-Wahl u. s. w. Von *Friedrich Carl von Strombeck*, Fürstl. Abteyl. Gandersheimischen Hof- und Lehnsrathe, Herzogl. Braunschw. Hofgerichts-Assessor u. s. w. 1801. 16 S. 8. (2 gr.)

3) *Wolfenbüttel*, b. Albrecht: *Was ist der Schatzrath im Fürstenthum Braunschweig Wolfenbüttel?* Eine Untersuchung angewendet auf die neulich wegen der Schatzrathwahl aufgeworfene Frage. 1801. 29 S. 8. (3 gr.)

Der Vf. von Nr. 1. sucht zu erweisen: dass die Qualität eines Fürstl. Ministers mit der eines Schatzraths ihrer Natur nach unverträglich sey, d. h. dass von einem Fürstl. Minister nicht zu erwarten sey, dass er *einen guten Schatzrath mache* die Stelle eines Schatzraths wohl verwalte); *vielmehr dass* (dass vielmehr) durch die Vereinigung beider, so heterogenen Dignitäten nothwendig ein starkes Hinderniss *in dem Hauptwirkungskreise des engern Ausschusses entgegengestellt* (dem Hauptwirkungskreise des engern Ausschusses entgegengesetzt) werde. — Hierauf wird Nr. 2. erwiedert, die Rechte eines jeden ritterschaftlichen Deputirten auf eine Schatzraths-Stelle zu aspiriren, wären eine Folge von den landschaftlichen Rechten eben dieses Individuums. Erst müssten diese Rechte aufgehoben werden, ehe das Recht zur Candidatur verloren gehen könne. Finde man Bedenklichkeiten bey der Wahl eines Ministers: so brauche man ihn nicht zu wählen, allein das *Aspirationsrecht* des Ministers müsse ungekränkt bleiben. Gründlicher wird die Fähigkeit des Ministers zu dem Amte eines Schatzrathes zu gelangen Nr. 3. vertheidigt. Hier nämlich wird aus der Geschichte gezeigt, dass der Braunschweig-Wolfenbüttelsche Schatzrath *als solcher* nicht mehr und nicht weniger als ein wahrer Steuerrath sey, keinesweges aber Repräsentant der nicht vereinigten Landschaft. Zwar könne man dem Schatzrath die Initiative oder Einleitung der eigentlich für die Landschaft gehörigen Verhandlungen nicht absprechen, da er wegen seiner Kenntniss landschaftlicher Angelegenheiten und Geschäfte vorzüglich dazu geeignet sey, allein selbst dann thue das Schatzcollegium nichts weiter, als was unter gleichen Umständen von jedem Dritten ebenfalls geschehen könnte. Es sey also nicht einzusehen, wie die Vereinigung einer Ministerstelle mit der eines Schatzraths, dem Lande und seiner ständischen Verfassung gefährlich werden könne.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 29. December 1802.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Berlin, b. Unger: *Hiſtoriſcher Kalender* auf das Gemein Jahr 1803. *Wallenſtein von Woltmann.* Mit Kupfern von *Dan. Chodowiecki* und 7 Bildniſſen. 132 S. Text und 11 Bogen chronologiſche und genealogiſche Tafeln, und Poſtcurs-Verzeichniſſe.

2) Ebendaſ.: *Berliniſcher Damen-Kalender* auf das Jahr 1803. Mit 13 Kupfern. 124 S. Text und 8 Bogen Geneal. und Poſttabellen.

3) Ebendaſ.: *Militäriſcher Kalender* auf das Jahr 1803. Mit Kupfern. 18 Bog.

4) Ebendaſ.: *Genealogiſcher- und Poſtkalender* auf das Jahr 1803. Mit Kupfern. 14 Bog.

5) Ebendaſ.: *Taſchenkalender* auf das Jahr 1803. Mit ſechs Fabeln von *Lafontaine*, deutſch und franzöſiſch, und 12 dazu gehörigen Kupfern. 56 und 31 S.

6) Ebendaſ.: *Taſchenkalender* auf das Gemein-Jahr 1803. Mit Kupfern geziert. 66 S.

Hr. Prof. *Unger* fährt rühmlich fort, ſeine Kalender durch nützlichen Inhalt und ſchöne Verzierungen auszuſtatten.

Der hiſtoriſche Kalender enthält Hn. *Woltmanns* Biographie von *Wallenſtein* in kraftvoller Darſtellung und edelm Stil. „Es giebt Geiſter, hebt der Biograph an, die nur an ſich glauben, und jede Einwirkung von andern auf ihre Eigenthümlichkeit mit Stolz von ſich weiſen. In frühſter Jugend zeigte ſich als einen ſolchen Albrecht von Wallenſtein. Als Knabe lernte er wenig, weil er nach fremder Willkür unterrichtet werden ſollte, und die Stimme ſeines Vaters galt nichts bey ihm, weil ſie ſeiner Natur nicht entſprach. Er ſchuf ſich eigene Ideen, und vollführte ſie mit unerſchütterlicher Kraft. Drohungen und Strafen, ſtatt ihn zurück zu ſchrecken, *feſſelten* ihn inniger an ſeine Entwürfe. Ungebändigt im väterlichen Hauſe, fühlte er ſich in einer öffentlichen Lehranſtalt noch ſtärker; denn unter ſeinen Mitſchülern war er bald Anführer der mächtigſten Partheyen. Er ſchuf ſie unter den Knaben, und ſtellte ſie gegeneinander, wie nachher die Mächte des dreyſsigjährigen Krieges. Gegen die Lehrer führte er ſie an, wie ſpäter als Mann das kaiſerliche Heer gegen den Kaiſer. Gänzlich *feſſellos* ſtürmte er umher, als er auf die hohe Schule von Altorf geſchickt war. Keine Wiſſenſchaft hatte ihn *gefeſſelt;* er muſste ſeine Kraft in Ausſchweifungen vergeuden; aber ſelbſt in ihnen zeigte der Jüngling noch mehr Härte als Kühnheit." Wir fügen noch das Gemälde von Wallenſtein's Lebensart nach ſeiner Verabſchiedung hinzu: „*Wallenſtein* ging nach Böhmen, und lebte auf ſeinen prachtvollen Gütern, und am häufigſten in ſeinem Palaſte zu Prag, *wo er nach Rache dürſtend die Hauptzüge ſeines Gemüths bis an ihre letzte Gränze ausdehnte.* Jetzt ſtieg ſein Stolz am höchſten, da ihm das Glück weniger lächelte. Alle Vertraulichkeit ſchwand aus ſeinem Umgange. Schwer drang man durch ſeine Leibwache durch eine Schaar von Edelknaben und Bedienten zu ihm. Von den Kammerharrn, welche die Fremden bey ihm einführten, hatten einige den kaiſerlichen Schlüſſel getragen. Jedes Talent fand bey ihm königliche Belohnung. Indem er Plane zum Verderben in ſeiner Seele *wälzte*, wuchſen ſeine Unruhe, ſein Argwohn, ſeine Verſchloſſenheit und Neugierde auf die furchtbarſte Weiſe. Stets rollten ſeine Augen im Kopf, und ſuchten Geheimniſſe; ſein Geſpräch ging faſt einzig auf Fragen über die Welthändel. Nur leiſe Töne durften in ſeine Nähe kommen, weit um ſeine Wohnung ſtanden Poſten, welche den Nahenden ſtilles Vorübergehn geboten; kaum war er aus dem Getöſe der Schlachten gekommen, und konnte jetzt nicht das Klirren eines Sporns hören. Die wunderbaren Geiſter in ihm ſollten nicht verſcheucht werden, er wollte ſie ungeſtört belauſchen. Alle bedeutende Briefe ſchrieb er ſelbſt; kein anderer konnte ihm ſeine Gedanken verſteckt genug ausdrücken. Selten zeigte er ſich auſserhalb ſeiner Zimmer; alle ſtaunten ihn an und zitterten, wenn er, ein gefürchteter Zauberer, erſchien, von welchem die Sage ſeltſame Dinge erzählt, der böſe und gute Gaben mit unſichtbarer Hand reichlich von ſich geworfen. Seine Geſtalt war ſehr hager geworden, wiewohl die Kraft der Muskeln noch hervorſtrebte; ſein ſchwarzes kurzgeſchnittnes Haar, das ſich nur hinter den Ohren in Locken kräuſelte, begann ſchon zu verbleichen; er ſtützte ſich auf ein ſpaniſches Rohr, und ging langſam wegen gichtiſcher Schmerzen. Das goldne Vlieſs, ſeine Lieblingstracht, ein Geſchenk Philipps IV. von Spanien, vermehrte den wunderbaren Eindruck ſeiner Geſtalt." Da wir dieſe Biographie mit Recht als eine ſchöne hiſtoriſche Compoſition betrachten, ſo iſt es der Mühe werth, den Vf. auf einige Anläſſe zur Verbeſſerung der Schreib-

Schreibart aufmerksam zu machen. Hier und da wäre ein gefälligerer Numerus, zumal in den Schlufsfällen der Perioden zu wünschen. Mehrere Stellen haben zu viele *incisa*. Zuweilen geht der historische Stil in den poetischen über, wie in der Stelle von den *wunderbaren Geistern*. Der Ausdruck *die Hauptzüge seines Gemüths bis an ihre letzte Gränze ausdehnen*, ist in der Allegorie verfehlt. „Jetzt stieg sein Stolz am höchsten, da ihm das Glück weniger lächelte," wäre besser gesagt: *da das Glück aufhörte ihn zu heben*. Der Ausdruck *fesseln* kömmt in der ersten Stelle zu oft vor. — Ausser den noch vom sel. Chodowiecki gezeichneten Kupfern aus Wallensteins Leben, erhält man hier sehr gut gearbeitete Porträte von Wallenstein, Kaiser Ferdinand, Kurf. Max. v. Bayern, Axel Oxenstierna, Herzog Bernhard v. Weimar, Ottavio Piccolomini und Johann Oxenstierna.

Der *Damenkalender* (Nr. 2.) liefert zuerst in dem Auffatze: *Hoftanzmeister Mereau*, dargestellt von *Iffland* einen sehr interessanten Beytrag zur Mimik. Mit Vergnügen sieht man, wie das Vorbild eines Eckhoff, die freundliche Belehrung eines Gotter, und des über seine Kunst mit ungewöhnlicher Feinheit nachdenkenden Mereau dazu beytrugen, Ifflands Talent zu der Höhe der Kunst zu bilden, die das Publicum an ihm bewundert. Es folgt eine angenehme Erzählung: *der Fremde*, deren Knoten gut geschürzt ist, und in seiner Auflösung gefällig überrascht. Auch die folgenden Stücke: *Eine Nacht bey den amerikanischen Wilden*, von *Chateaubriand*, ferner *Agnes Sorel* und *Mdelle de la Fayette*, jene Karls VII. und diese Ludwigs XIII. Geliebte, beide nach Hn. *Bernh. Keith's* Erzählung verdienen ihre Stelle. Die Monatskupfer stellen Scenen aus dem Romane: *Rosalie* und *Nettchen* vor.

Der *Militärische-Kalender* mit den schönen Bildnissen Ludwigs XII. K. v. Frankreich, Franz I. K. v. Fr., Ferdinand's Herz. v. Alba, des Grafen v. Aremberg, Joh. v. Ligne, des Ritters Georg und Kaspar v. Frundsberg, des Sancho d'Avila, des Marquis v. Spinola, und des Grafen Peter Ernst v. Mannsfeld verziert, setzt die Geschichte der Feldzüge der Franzosen in Italien fort, beschreibt die Belagerung von Ostende im J. 1601., giebt eine (künftig fortzusetzende) Uebersicht der vornehmsten europäischen Armeen, unter denen hier die österreichische und russische nach ihrem Bestand, Stärke, Organisation, Cantonwesen u. s. w. beschrieben werden. Den Beschluss macht eine chronologische Uebersicht der merkwürdigsten Treffen und Gefechte seit dem dreyssigjährigen Kriege und biographische Nachrichten von Grafen v. Frundsberg, Peter Grafen v. Mannsfeld, Sancho d'Avila, und Marquis Spinola.

Der *Genealogische-* und *Postkalender* (mit den nämlichen Kupfern wie beym Damenkalender) ist durch den Fleifs des Herausgebers von neuem vermehrt und berichtigt. Im genealogischen Verzeichniss ist nunmehr Bonaparte als lebenslänglicher erster Consul der Republik Frankreich aufgeführt. Ort und Zeit seiner Geburt ist hier noch *in blanco* gelassen. Er ist aber geboren zu Ajaccio in Corsica d. 15. August 1769.

In Ansehung des genealogischen Kalenders wäre zu wünschen, entweder dass er erst jedesmal nach Neujahr gedruckt, oder dass allemal in der Neujahrsmesse, die seit dem May des vorhergehenden Jahrs, wo bereits der Druck des genealogischen Verzeichnisses angefangen wird, vorgefallenen Veränderungen nachgetragen würden.

Den Inhalt der beiden kleinen Taschen- und Etuikalender erklärt der Titel.

Bremen, b. Wilmans: *Hanseatisches Magazin.* Herausgegeben von *J. Smidt*, Prof. der Philosophie in Bremen. I. Band. 1799. 336 S. II. Band. 1799. 332 S. III. Band. 1800. 354 S. IV. Band. 845 S. V. Band. 1801. 352 S. VI. Band. 1. Heft. 1802. 180 S. 8. (5 Rthlr. 12 gr.)

Mit Vergnügen zeigen wir ein Journal an, das theils für Geschichte und Statistik Deutschlands sehr wichtige Provinzialbeyträge liefert, theils über Handelsgegenstände im allgemeinen ein Licht verbreitet, das um desto vorzüglicher ist, je mehr diese Städte der Kanal des Handels mit dem Auslande geworden sind.

Der erste Auffatz, die *Geschichte der Hansa* von Prof. *Büsch* verbreitet zugleich viel Licht über den ganzen Gang der Handlung in dem Zeitraum, wo diese blofs auf Handlungspolitik gegründete Verbindung von fast 85 deutschen, oder die deutsche Sprache führenden Städte, in voller Wirksamkeit war, und zu dem Fortschritt der Cultur, insonderheit in Deutschland und dem nördlichen Europa nicht wenig beytrug. *Ueber den gegenwärtigen Zustand der bildenden Künste in Hamburg*, von Domh. *Meyer*. Hamburg, das in den Künsten lange zurück war, hat jetzt auch hierin erfreuliche Aussichten. Mit Recht schreibt der Vf. ihren Keim der 1765 gestifteten Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe zu. *Zur neuesten Culturgeschichte von Lübeck*, von dem Domsyndikus D. *Overbek*: Interessante Nachrichten von den wohlthätigen Bemühungen der literarischen Gesellschaft, welche im J. 1793 den Namen einer *Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit* annahm. *Anzeige einer neuen Karte von der Reichsstadt Bremen und ihrem Gebiete.* Sie ist das erste in einem gewissen Grade vollkommene Unternehmen der Art, und wird mit Benutzung aller bisherigen, hier recensirten Hülfsmittel, insonderheit des Grundrisses von *Murtfeld* von 1766, sehr schön von *Tischbein* gestochen, aber wohl nur für die Subscribenten. Die Länge wird auf 26° 33′ 6″, die Breite auf 53° 4′ 50″ bestimmt. *Ueber das Geheimhal-*

halten der richterlichen Entscheidungsgründe, von D. *Gildemeister.* Der Vf. erklärt sich lebhaft dagegen, doch ohne die Frage zu erschöpfen.

Der *zweyte Band* hebt an mit den *Skizzen zu einem Gemälde von Hamburg*, die auch in dem dritten und vierten Bande fortgesetzt werden, und nachher einzeln mit vieler Eleganz gedruckt sind. Diess Gemälde ist, wie man leicht sieht, von Meisterhand — treffend und lebhaft, nur hier und da etwas stark verschönert. Auch der Stil ist an mehreren Stellen zu gesucht — ein Fehler, auf den wir eben den Vf., wegen seines sonst vorzüglichen Talents aufmerksam machen müssen. *Ueber die öffentlichen Schulanstalten der freyen Reichsstadt Bremen*, von Prof. *Rump*; manche erfreuliche Nachricht, aber auch offenes Geständniss erheblicher Mängel, unter denen in unseren Zeiten die förmliche, verfassungsmäfsige Trennung reformirter und lutherischer Schulen um so mehr auffallen muss, da vermittelst derselben jene allein Sache der Stadt als eines deutschen Staats sind. Schluss der *Geschichte der Hansa*, von Prof. *Büsch*; enthält die überaus lehrreiche Entwickelung der Handelsconjuncturen, welche seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts den allmälichen Verfall dieser einst so mächtigen Verbindung verursachten. *Armenanstalt in Hamburg*; einfache Darstellung der segenreichen Wirkungen der verbesserten Armenpflege, von ihrem verdienten Vorsteher, dem Etatsrath *Voght*, der neben Prof. *Büsch* die ganze Sache vorzüglich betrieb und in das Werk setzte. Man sieht hier eine Vergleichung des Armenwesens in Hamburg im Jahre 1789 und im Jahre 1799, deren Resultate so überaus wichtig sind, dass man in der That Grund hat, allen Regierungen es als eine Foderung der Menschheit an das Herz zu legen, sich mit den Hamburgischen Einrichtungen genau bekannt zu machen, um sie nach Möglichkeit anzuwenden. Im Jahre 1789 war die Anzahl der Personen, die in Hamburg Armen Unterstützung bedurften 9757, im Jahre 1799 nur 6013; es sind also in diesem Zeitraum, bey einer beträchtlichen Zunahme der Bevölkerung, dennoch von dieser Classe 3744 Menschen für den Staat, und man kann wohl sagen für die Menschheit gewonnen worden. Nach der gänzlichen Störung der Betteley waren im Jahre 1799 nur 401 Kinder als ganz arm eingezeichnet; unter 2689 erwachsenen Armen, die alle gekleidet, genährt, versorgt, aber doch auch zu aller Arbeit, deren sie fähig sind, angehalten wurden, befanden sich 1592 zwischen 60 und 100 Jahren, 908 zwischen 40 und 60 Jahren, meistens mit chronischen Krankheiten beschwert, und 189 Krüppel oder sieche Menschen unter 40 Jahren: dagegen betrug im Jahre 1789 die Anzahl der eingezeichneten Kinder 2225, und die der erwachsenen 5166, zusammen 7391 also mehr als das doppelte. Ausser den eingezeichneten Armen waren im Jahre 1789 auf dem Krankenhofe 920, im Jahre 1799 aber 894; im Zucht- und Werkhause 446, im Jahre 1799 nur 147; im Waisenhause 1000, im Jahre 1799 nur 600; dagegen sind in der Summe des letzteren Jahres noch eingerechnet 237 Personen, welche den erhaltenen Vorschuss nicht zurück bezahlten, und 1043 Kinder, deren Erziehung den noch nicht verarmten Aeltern erleichtert wird. *Darf bey milden Stiftungen von der Bestimmung des Testators abgegangen werden?* von dem Domsyndicus *Overbeck*; die Frage wird mit Recht bejahet, wenn das vorhandene Legat zu höheren Bedürfnissen des Staats angewandt werden kann. *Geschichte des Museum in Bremen*, von D. *Wienholt*; eine wissenschaftliche Anstalt, welche man in neueren Zeiten möglichst zu vervollkommen gesucht hat. Beschreibung des Amts *Ritzebüttel.*

In dem *dritten Bande* hat ein Ungenannter einen *Versuch einer Darstellung des Handlungskrisis in Hamburg im Herbst* 1799 geliefert, der die Ursachen dieser in der Handlungsgeschichte von ganz Europa so merkwürdigen Begebenheit, wahr und unpartheyisch entwickelt. *Versuch einer Geschichte der musikalischen Cultur in Bremen*, von Mag. *Müller*; ein interessanter Beytrag zur Kunstgeschichte. *Aus welcher Classe, vom Adel oder aus der Kaufmannschaft, waren diejenigen Bremer und Lübecker Bürger, welche im Jahre* 1190 *die Stiftung des deutschen Ordens veranlassten?* von Hofrath *Bachem*; sowohl adeliche als nicht adeliche Bürger von Bremen und Lübeck hatten Antheil an dem Spital vor Acre und der dadurch veranlassten Stiftung des deutschen Ordens: *Ueber den Gebrauch, dem Gesinde Trinkgeld zu geben*, vom Senator *Deneken*; der Vf. erklärt sich sehr dagegen. *Ein paar Worte über das Gesindewesen in Bremen, mit angehängten Nachrichten von den Hamburgischen und Oldenburgischen Ersparungscassen für das Gesinde*, von Prof. *Smidt*, interessant besonders wegen der kurzen Nachricht von den Ersparungscassen, über welche, als Einrichtungen von allgemeiner Nützlichkeit, eine umständlichere Nachricht ohne Zweifel wünschenswerth wäre. *Ueber die Ursachen der letzten Handlungskrise und ihren Einfluss auf Bremen*, von Prof. *Smidt*; ein nützlicher Beytrag zu den ähnlichen Schriften, welche vorzüglich Hamburg betreffen. Die Staatsbillets oder Creditscheine gegen vollkommene in Waaren gegebene Sicherheit zeigten sich auch hier als das zweckmäfsigste Mittel, dem gänzlich gesunkenen Credit wieder aufzuhelfen, und die Stockung aller Handelsgeschäfte zu verhindern. Es war nicht einmal nöthig, für eine volle Million Staatsbillets zu verfertigen, denn die sämmtlichen eingelegten Waaren wurden nur für 1600000 Thaler taxirt, also nur für 200000 Thaler Staatsbillets ausgegeben, und für 600000 Thaler zur Sicherheit des Umschreibens in der Bank aufbewahrt.

Aus dem *vierten Bande* zeigen wir besonders an: *Karl Rechlins Leben*; der edle Jüngling ward schon in einem Alter von 27 Jahren (er starb den 17. December 1796) den Wissenschaften, und der ausübenden Pädagogik entrissen, für welche er viel versprach.

sprach. *Ueber die Entstehung der neuen Bürgerschule in Bremen und die erste öffentliche Prüfung der Schüler*; von Doctor *Ewald* und *Häfeli*. Die Schule, welche einem wahren Mangel in Bremen abhilft, verdankt ihre Entstehung dem D. *Ewald* im J. 1799. Diess wird hier weitschweifig genug erzählt; auch enthalten die beiden Reden bey der öffentlichen Prüfung nichts, was sie für ein grösseres Publicum interessant machen könnte. *Ueber einige in Hamburg vorfallende Sünden wider die Vaterlandsliebe*, die Sucht sich ausländische Sachen zu kaufen, und durch Titel von Höfen sich den bürgerlichen Aemtern zu entziehen. *Beschreibung des Gebiets der Reichsstadt Bremen;* für jetzt die geographische und ökonomische Beschreibung des Gebiets, so wie es durch den Stader Vergleich mit Kurbraunschweig am 6. August 1741 bestimmt ist. *Ueber die in Lübeck eröffnete Leihcasse für Professionisten;* eine nützliche Anstalt, die am 1sten April 1799 mit einem Fonds von 18000 Mark Lübsch eröffnet ward, auf Anlass einer ähnlichen Einrichtung in Nürnberg, die schon am 11ten April 1795 zu Stande kam, und durch die Bemühung der Lübeckischen Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit, die dem Publicum im J. 1799 von ihren Absichten und deren Erfolg in einer eigenen kleinen Schrift Reckenschaft gab. *Kurze Uebersicht der Bremischen Gerichtsverfassung*, von Senator *Denken*; aus der genauen Angabe der verschiedenen Gerichte und ihrer Competenz lässt sich leicht genug abnehmen, dass die Gerichtsverfassung hier, wie in den meisten Reichsstädten, keinesweges zu den Segnungen der Reichsstädtischen Verfassung gehört. Dennoch sind die Bremer so eifersüchtig darauf, dass kein Bremischer Bürger seinen Mitbürger bey einem auswärtigen Gerichte belangen darf, auch dann nicht einmal, wenn die Güter in einem fremden Gebiete liegen, oder der Contract an einem andern Ort geschlossen ward; wagt er es, so wird er willkürlich gestraft, muss dem auswärts angestellten Process entsagen, und seinen Gegner Schaden- und Kostenlos halten.

Der *fünfte Band* enthält zuvörderst Ehrendenkmale auf *Büsch* und *Kirchhof* (Senator, berühmt als Kenner und Schriftsteller in der Mathematik, Physik und Staatswirthschaft starb 1800.) von Domherr *Meyer*, welcher gemeinschaftlich mit Prof. *Brodhagen* auch eine Beschreibung von Kirchhofs sehr reichem physischen Kabinet geliefert hat. *Ueber die öffentlichen Schulanstalten von Bremen*, von Prof. *Rump*; eine umständliche Nachricht, lehrreich auch durch eingestreute allgemeine praktische Bemerkungen. *Proben einer Bildergallerie Hamburgischer Männer des achtzehnten Jahrhunderts*; eine kurze Charakteristik von 97 in dem abgewichenen Jahrhundert verstorbenen merkwürdigen Männern, unter denen mehrere sich um die Wissenschaften höchst verdient machten. *Ueber den Einfluss des Handels auf die Cultur derer, welche sich damit beschäftigen;* richtige Entwicklung der Mittel zur Cultur, welche der Handel darbietet. *Die Briefe eines Hanseaten* geben einige gute Nachrichten zur Kenntniss der Topographie und der Sitten der Hansestädte, aber in einem nicht glücklichen Vortrage, und vermischt mit manchen trivialen und schiefen Bemerkungen.

Des *sechsten Bandes erstes Heft*, liefert bloss einen einzigen Aufsatz über den *wichtigen und allgemein nützlichen Einfluss der reichsfreyen Hansestädte in die Handlung aller Länder*, mit einigen daraus hergeleiteten Folgen für alle Zeiten. Dieser Satz an sich wird auf eine so überzeugende Art ausgeführt, dass wohl kein unbefangener Sachkundiger ihn ferner in Zweifel ziehen kann, und sich daher auch für die vollkommmenste Sicherstellung der Neutralität dieser Städte in Reichskriegen lebhaft interessiren muss. Aber der Verwickelungen und Schwierigkeiten, welche daraus entstehen, dass diese Städte auch ausserhalb ihres Weichbildes *unmittelbares Gebiet* von Land und Leuten besitzen wollen, erwähnt der Vf. überall nicht, und diese sind so gross, dass, so viel wir einsehen, alle verständige Freunde der Freyheit der Hansestädte, und der noch übrigen freyen Reichsstädte überhaupt, alle Ursache hätten, zu wünschen, dass sie sich dieser wahren Bürde entladen möchten, um dadurch ihre Freyheit und ihre politische Existenz desto mehr zu sichern, und alle unangenehme Collisionen mit ihren Nachbaren völlig zu vermeiden.

Am Ende jedes zweyten Hefts, oder jedes Bandes, befinden sich noch verschiedene kürzere Aufsätze und Nachrichten aus verschiedenen Reichsstädten, unter denen manches interessante vorkömmt. So steht in dem zweyten Heft des vierten Bandes eine mit vieler praktischen Kenntniss abgefasste Darstellung der Folgen der grossen Handelskrisis im Herbst 1799 für Lübeck, und die wahre, einfache Denkschrift *Ebelings* auf den verdienten Prof. *Büsch*, seinen vieljährigen Freund und Mitarbeiter bey der Handlungsakademie. In dem zweyten Heft des fünften Bandes findet man interessante Nachrichten von der Navigationsschule in Bremen, und von den Verhandlungen der oben genannten Lübeckischen Gesellschaft von October 1799. bis zum 27ten Januar 1801.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 30. December 1802.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Feind: *John Ferriars*, Doctors der Heilkunde und Arztes an dem Krankenhause und der Arzneyversorgungsanstalt zu Manchester, *neue Bemerkungen über die Hundswuth, die häutige Bräune, den Keichhusten, die Lustseuche, eine zeither missverstandene Krankheit der Lymphgefäfse, und andere Krankheiten, nebst Angabe der besten Heilarten.* Aus dem Englischen übersetzt von *Christian Friedrick Michaelis,* Doctor der Arzneywissenschaft, und Arzt am Johannishospital zu Leipzig. 1801. 9 B. gr. 8. (12 gr.)

Unter diesem Titel ist der *dritte Theil* von des Vfs. Bemerkungen enthalten, deren beide vorhergehende Sammlungen zu ihrer Zeit in der A. L. Z. (1792. B. IV. S. 312. u. 1800. B. I. S. 431. f.) angezeigt worden sind. Freylich sagt, wie doch billig gewesen wäre, der Titel davon Nichts, und es ist daher sehr auffallend, dass die sogenannte Norm den dritten Theil anzeigt, bis man im Vorberichte des Uebersetzers den Aufschluss findet. Der Inhalt betrifft folgende Gegenstände: I. *Von der Hundswuth.* Die Benennung: Wasserscheue ist sehr unpassend; manche neuere Aerzte sind dadurch verleitet worden, ein hinzukommendes Symptom irrig für eine specifische Krankheit zu nehmen. Der Fehler liegt in dem Mangel an Zergliederungen in dieser Krankheit. (Freylich wahr; aber wer will diese leicht wagen? Nach der königl. preussischen Taxordnung für die Medicinal-Personen vom 30. April 1802 sind (S. 9) „alle Instrumente, welche ein Wundarzt bey der Hydrophobie angewendt hat, zu allem ferneren Gebrauch „untüchtig und müssen cassirt werden.") Wenn künftige Zergliederungen erweislich machen sollten, dass bey den an der Hundswuth Gestorbenen sich gemeiniglich eine Congestion in den Lungen erzeugt: so ist der Vf. geneigt, diese Krankheit von der Hemmung des Blutumlaufes in diesem Organe abzuleiten. Derjenige Grad der Entzündung des Magens oder der Speiseröhre, welcher den Genuss von Flüssigkeiten erschwert, entsteht nicht allein aus Mitleidenheit, sondern auch als Folge der Beschaffenheit der Lungen allein. Verstattet es die Periode der Krankheit: so sollte man Blasenpflaster auf den Kopf, die Brust, und den Rückgrath legen. Gegen wiederholte Aderlässe und Blutlassen aus der Halsader muss man sich nicht durch die Beschaffenheit des Pulses und die anscheinende Mattigkeit furchtsam machen lassen; dabey ist jedoch, während das Blut fliesst, besonders nach der ersten Aderlässe, grosse Aufmerksamkeit auf den Zustand des Pulses zu richten, wie in der Lungenentzündung. Sollte inzwischen das häufige, allgemeine, Aderlassen bedenklich seyn: so müssen Blutigel an die Schläfe gesetzt werden. Dem Moschus ist wenig zuzutrauen. Calomel mit Opium, beides in reichlichen Gaben, ist mit dem äusseren Gebrauche des Quecksilbers zu verbinden; es ist äusserst wichtig, früh einen Speichelfluss hervorzubringen. Während der Existenz der Symptome ist der Gebrauch des kalten Bades und der Rinde gänzlich zu untersagen. Diess ist der Plan, nach welchem der Vf. sich vorgenommen hat, zu verfahren, wenn neue Fälle von dieser Krankheit ihm vorkommen sollten, ob er gleich völlig überzeugt ist, dass die Gründe, weshalb er dieser Heilmethode den Vorzug giebt, erst durch sorgfältige Zergliederungen und genaue Unterscheidung der Symptome mehr auf's Reine gebracht werden müssen. II. *Nachricht über die Einrichtung der Fiebersäle zu Manchester.* Genaue und umständliche Beschreibung einer vortrefflichen Anstalt, die auf die Vorstellungen des Vfs., welche aus dem ersten und zweyten Theile dieses Werkes bekannt sind, errichtet wurde. Grosses Lob des kalten Bades im Synochus und Typhus (S. 51 ff.); doch weicht der Vf. darin von Currie ab, dass er es nicht in den ersten Tagen des Fiebers anwenden läfst, sondern es in dem späteren Zustande der Krankheit unabänderlich heilsam und zuverlässig befunden hat, wo jener insgemein davon abräth; ein Widerspruch, der vielleicht, wie er glaubt, in der Verschiedenheit der Lage und Beschäftigungen von Liverpool und Manchester seinen Grund hat. III. *Ueber eine, zeither falsch erklärte, Krankheit der Lymphgefäfse,* nämlich Entzündung derselben aus inneren Ursachen. Anwendung auf den mit Fieber verbundenen Rheumatismus, die Sackwassergeschwulst, den Skirrhus in den Gekrösdrüsen, die Schwindsucht, die Lustseuche, die Pest, die Geschwulst der Extremitäten bey Kindbetterinnen, von welcher letzteren bey dieser Gelegenheit umständlich gehandelt wird. IV. *Ueber die häutige Bräune, oder den Croup.* Beschreibung und Verlauf der Krankheit, die der Vf. selbst, wie er sagt, zu wiederholtenmalen in seiner Jugend erlitten und bey einem grossen Theile der Seinigen gesehen hat. Diagnosis des *unächten* Croups: im letzteren hat 1) der Husten nicht den gellenden, wimmernden Ton, welcher den eigentlichen Croup auszeichnet, sondern ist von rauherer Art und erfolgt in längern Zwischenräumen; 2) das Athemholen wird, selbst wenn der Husten sehr heftig werden sollte, nicht so sehr gestört,

ſtört, und die Verſtopfung der Luftröhre führt nicht das dem Croup eigenthümliche Ziſchen bey ſich, ſondern gleicht mehr der gewöhnlichen Dyspnöe; 3) der unächte Croup wird nicht von der Unruhe, dem Zittern, dem Klopfen, der Schlagadern begleitet, welche den ächten auszeichnen. Doch laſſen dieſe Unterſcheidungszeichen ſich nur durch angeſtrengte Aufmerkſamkeit auf die verſchiedenen Fälle der Krankheit erkennen. Der Vf. ſah Kinder von faſt jedem Alter, unter neun Jahren, dieſe Krankheit erleiden. Nie hatte er Grund, ihn für anſteckend zu halten, und es iſt ihm ſehr zweifelhaft, daſs die Neigung dazu erblich ſey. Wenn nicht in den erſten ſechs Stunden ſich die Symptome legen: ſo wird die Krankheit gemeiniglich tödtlich. Die zur Verſchaffung von Hülfe ſchickliche Zeit iſt gegen 10 oder 11 Uhr Abends, wenn der Huſten, der kurze Athem, und das Herzklopfen zunehmen. Es leidet keinen Zweifel, daſs der wahre Croup eine Krankheit höchſt inflammatoriſcher, Art iſt; die Haut iſt wohl Nichts anders, als eine inflammatoriſche Exſudation. Der Vf. ſah den Croup ſich, als acceſſoriſches Uebel, zweymal zur bösartigen Bräune geſellen, und einmal eine Lungenentzündung ſich in den Croup verwandeln. Bey ſeinen Kranken war der Hauptumſtand der Kur, daſs ſofort, und, wenn er früh genug gerufen wurde, bis nahe zur Ohnmacht, zur Ader gelaſſen wurde. Zu gleicher Zeit muſs ein *groſses* Blaſenpflaſter auf die Bruſt oder zwiſchen die Schultern gelegt werden. Alsdann iſt zunächſt ein Brechmittel erfoderlich, wozu der Vf. ſich gewöhnlich des Brechweinſteins bedient, in ſehr gefährlichen Fällen aber den blauen Vitriol anwendet. Erfolgt auf die erſte Aderläſſe und das erſte Brechmittel keine nachdrückliche Erleichterung: ſo muſs das Aderlaſſen wiederholt und mit der Ausleerung ſolange fortgefahren werden, als die Kräfte es nur zulaſſen. Dazwiſchen kann man warme Bäder und Beſänftigungsmittel einſchalten. Die Entleerung durch Blutigel iſt ganz unangemeſſen. Die Oeffnung der Luftröhre iſt völlig fruchtlos. V. *Vom Keichhuſten.* Im Anfange der Krankheit kann, wenn ſie von Symptomen des Fiebers und der Entzündung begleitet wird, zuweilen Blutlaſſen erfoderlich ſeyn. Noch öfter ſind Blaſenpflaſter nöthig, und tartariſirtes Spiesglas, als gelindes Brechmittel, iſt ſehr ſchicklich. Nach dieſen vorläufigen Maaſsregeln iſt, dem Vf. zu folge, das einzige thätige Mittel zur Verkürzung der Krankheit die Auflöſung des weiſsen Arſeniks, wovon er bey Kindern täglich mit einem Tropfen, bey kleinen Kindern unter ſieben Jahren mit zwey Tropfen anfängt, und dieſe Gaben nach Beſchaffenheit der Symptome wiederholen läſst. Man muſs jedoch der angehäuften Wirkung dieſes Mittels vorbeugen, und zu dem Ende den Gebrauch deſſelben nach Gelegenheit einen oder mehrere Tage lang ausſetzen und die Leibesöffnung durch etwas Calomel unterhalten. (Möchte doch Ferriars Name Niemanden zur Unvorſichtigkeit und zum Miſsbrauche verleiten!) VI. *Ueber die Anwendung der Salpeterſäure in der Luſtſeuche und einigen andern Krankheiten.* Acht Krankengeſchichten. Der Vf. bemerkte nicht, daſs bey der Verbindung der Säure mit Queckſilber eine kleinere Quantität von dem letzteren zur Ausrottung der Krankheit hinreichend geweſen oder durch den Gebrauch der Säure die Wirkung des Queckſilbers auf die Speicheldrüſen befördert worden wäre. Er vermuthet, nach ſeinen Erfahrungen, daſs die Säure die Reizbarkeit des Körpers vermindere und der zu groſsen Ausbreitung der veneriſchen Krankheit ſteure. Ihre eigenthümliche Kraft beſchränkt ſich auf gewiſſe Symptome in den ſpäteren Perioden derſelben. Sie ſcheint die Schmerzen der Knochen zu heben, und auf die obern Geſchwüre der dritten Periode zu wirken; allein der Vf. getrauet ſich ſchwerlich, die Kur eines nur zu ausgemacht veneriſchen Uebels durch die bloſse Säure zu verſuchen. — Der Kochſalzſäure bediente ſich der Vf. häufig, um die Kräfte der bewegenden Fiber in Scrofeln, Lungenſchwindſucht, Unverdaulichkeit oder allgemeiner Schwäche wieder her zu ſtellen: immer bewirkte ſie Beſchleunigung des Pulſes, eine angenehme Wärme im Magen, ein Gefühl von vermehrter Lebhaftigkeit und Munterkeit, und eine Erhöhung der Farbe; und ſie bewies ſich in vielen Fällen als ein heilſames Subſtitut der Rinde, des Stahls und der bittern Mittel. — Die Salpeterſäure bewies ſich im chroniſchen Rheumatismus ſehr heilſam, und leiſtete in allgemeiner Schwäche und groſser Reizung des Nervenſyſtems ſo viel, als nur die kräftigſten Stärkungsmittel hätten leiſten können. Sie kann bey vielen reizbaren, gallenreichen Conſtitutionen mit groſsem Vortheile, ſtatt der Rinde und der andern gewöhnlichen Mittel, angewandt werden. Im anhaltenden, bösartigen Fieber wird ſie ſich wahrſcheinlich als ein vortreffliches Stärkungsmittel erweiſen, zumal wenn der Magen reizbar iſt, und die Kochſalzſäure Durchfall erzeugen oder unterhalten ſollte: wo im Typhus ſtarker Durchfall oder Neigung zur activen Entzündung oder Blutfluſs vorhanden iſt, muſs wenigſtens die Doſis der Säure vermindert und Opium *in Subſtanz*, indem das Laudanum leicht eine Exploſion zuwege bringt, damit verbunden werden. — Die Salpeterſäure iſt in manchen Perioden der veneriſchen Krankheit ſehr dienlich, die Gröſse und Dauer ihrer Wirkung laſst ſich aber zur Zeit noch nicht beſtimmen. — Die überſaure Kochſalzſäure der Pottaſche fand der Vf. in dem eigentlichen Scharbock wirkſam. In der Luſtſeuche leiſtete ſie nicht viel. In allgemeiner Schwäche ſchlug ſie immer fehl. In einem leichten Falle wirkte ſie als Harnmittel und hob die Krankheit; bey andern waſſerſüchtigen Kranken half ſie nicht. Er gab ſie gewöhnlich zu 15 Granen alle vier Stunden. Ihre Anwendung iſt vollkommen ſicher. VII. *Ueber die Behandlung der Sterbenden.* Ein leſenswerther und befolgenswerther Aufſatz, aus dem man die menſchenfreundliche Denkart des Vfs. ſchätzen lernt und deſſen Hauptinhalt das Motto: „Störe ihn nicht! — Laſs ihn in Frieden ziehn!“ anzeigt.

An-

Anhang. I. *Für die Armen.* Enthält eine Anweisung, wie sie sich gegen ansteckende Fieber zu schützen haben, und war ursprünglich dazu bestimmt, vom Gesundheitsausschusse ausgetheilt zu werden, was jedoch nachher unterblieb. II. *Beyträge* von *William Simmons* zu Manchester. 1) *Ueber den Gebrauch des reinen Pflanzenlaugensalzes (kali purum), als eines Aetzmittels in der Wasserscheu.* Gegen vierzig Leute, die sich, als von tollen Hunden gebissen, bey dem Krankenhause gemeldet hatten, entgiengen alle der Krankheit durch folgende Behandlung. Man liess auf den verwundeten Theil reines Pflanzenlaugensalz legen, und gab nebenher, des *sçavoir faire* wegen, das Ormskirkische Mittel. Würde gleich das Uebel wohl an sich in vielen dieser Fälle nicht erschienen seyn; so ist es doch höchstwahrscheinlich, sagt der Vf., dass es in manchen derselben sich gezeigt haben würde, da es sich kaum denken lässt, dass das Gift in allen sollte unwirksam geblieben seyn. Man kann vorher das Ausschneiden anwenden, und dann die Oberfläche mit reinem Laugensalze berühren; nur muss man ein Geschwür entstehen lassen, das mit der Tiefe und Ausdehnung der Wunde in Verhältniss steht. 2) *Ueber den Gebrauch der Salpetersäure in der Lustseuche.* Zwey Fälle, deren erster zeigt, dass sie keinesweges im Stande ist, die secundären Symptome anhaltend zu heben, wie viele temporäre Linderung sie auch in Halsgeschwüren gewährt. Dennoch zeigt sie in Herstellung der Gesundheit und Kräfte in secundären Fallen einen schleunigen und beharrlichen Einfluss, und sie hemmt unter Umständen, wo keine Quecksilber Kur rathsam ist, z. B. im bösartigen, anhaltenden Fieber, den Fortgang der Lustseuche. Der Vf. sah davon vielen Nutzen bey nach einer Quecksilberkur zurückbleibenden, und durch ferneren Gebrauch des Mercurius sich verschlimmernden Geschwüren. Doch pflichtet er für jetzt dem Satze, dass Salpetersäure und Quecksilber durch ihr Oxygen wirken, nicht bey.

Von der medicinischen Anwendung der Luftarten sagt Ferriar Nichts, weil er, nach wiederholten Versuchen, sich (Vorr. S. VI.) nicht davon zu überzeugen vermag, dass sie sonderlichen Nutzen gewähren.

Der Uebersetzer ist lesenden Aerzten durch mehrere Arbeiten dieser Art bereits rühmlich bekannt. Gerade um so mehr halten wir uns daher verpflichtet, ihn auf einige kleine Nachlässigkeiten und Uebereilungen aufmerksam zu machen, die sich in der gegenwärtigen eingeschlichen haben. Folgende Stellen werden zum Beweise hinreichen: „*aus Folge* eines tollen Hundsbisses, (S. 2) *Kurzäthmigkeit*, (S. 9) *wiederhohlentlich*, (S 77) *gichterischer* Krampf, (S. 78) *viele Leben*, im Pluralis, (S. 84) Herrn — *sein* Bedienter, (S. 130) die *Gasse*, st. die Gas-Arten, (S. VI. Vorr.) u. s. w. Bey den chemischen neuen Benennungen würde es für Ungeübte rathsam gewesen seyn, den Ausdruck im Originale in Klammern einzuschalten, wie z. B. S. 100. 105. nicht geschehen ist.

Leipzig, b. Supprian: *Bouvyer-Desmortiers Untersuchung über Taubstumme und die Mittel, ihnen das Gehör und die Sprache zu verschaffen*, aus dem Franz., mit Anmerk. von *Franz Heinr. Martens.* 1801. 252 S. 8. m. 1 Kpf.

Der Vf. ist kein eigentlicher Artzt, aber ein wohlwollender und genauer Beobachter. Er ist in mehrern Hinsichten ein Gegner des berühmten *Sicards* zu Paris. Seine Abhandlung zerfällt in drey Abschnite. Der erste enthält allgemeine Betrachtungen über Taubstumme, zumal in psychologischer Rücksicht; der zweyte beschäftigt sich mit der medicinischen Behandlung derselben, und im dritten sind Bemerkungen über die weitere Behandlung derselben, ein Briefwechsel mit einer Taubstummen und Nachrichten von dem bekannten Pariser Taubstummen *Massieu* enthalten. Die Darstellung des Vfs. ist ein wenig weitläuftig, mit Abschweifungen von dem eigentlichen Gegenstande, die doch manchmal interessant genug sind, z. B. die Bemerkung, dass eine Frau immer abwechselnd ein schlecht- und ein guthörendes Kind gebar. Er geht auch mitunter sehr ins Detail, z. B. wo er die ganze Behandlung des taubstummen Mädchens, was er behandelte, tageweise aus seinem Journale auszieht, zeigt aber doch auch wirklich eine nicht alltägliche philosophische Cultur sowohl in seiner Meynung über die ursprünglichen Anlagen und Fähigkeiten dieser unglücklichen Menschen, als auch über die Sprache und Rede überhaupt. Das Mittel, welches er fast zu allgemein bey Taubstummen für heilsam hält, ist die *Electricität.* Mit Recht zweifelt der Uebers., welcher dieser Schrift manche gute Anmerkung beygefügt hat, ob es möglich sey, die organischen Fehler des Gehörganges damit verbessern zu können. Organische Fehler nennt der Uebers. diejenige Unvollkommenheit in Bildung und Mischung der Theile, wodurch die Ausübung der Function schlechterdings gestört wird; widernatürliche Bildung in *excessu et defectu*, widernatürliche Mischung, Verwachsung der Theile. Unter die entfernten Ursachen rechnet er Lähmung der zum Gehör nothwendigen Nerven und Muskeln, und Krankheiten der nahe gelegenen Theile. Die organischen Fehler sind meistens unheilbar, die entfernten Ursachen können gewöhnlich entfernt werden; im Fall der Kranke nicht ganz ohne Empfindung des Gehirns gewesen ist oder noch ist, sey unter günstigen Umständen immer noch Heilung möglich.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

München, b. Seidel: *Predigten bey besondern Veranlassungen gehalten*, von *Ludwig Friedrich Schmidt*, 1802. 264 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Diejenigen, welche Gelegenheit gehabt haben, den Vf., Kabinetsprediger der regierenden Frau Kurfürstin zu Pfalzbayern, predigen zu hören, rühmen ihn, als einen der vorzüglichsten Kanzelredner; insofern ge-

gedruckte Predigten von dem Talent und der Kunst dessen, der sie gehalten hat, Zeugnifs ablegen können, bezeugen die vorliegenden diefs zur Genüge. Es sind ihrer sechszehn. Die besondern, auf dem Titel berührten Veranlassungen sind grofsentheils von Lebensumständen der Frau Kurfürstin hergenommen, z. B. nach ihrer unglücklichen Entbindung, ferner beym Hervorgang der Kurfürstin aus dem Wochenbette, an ihrem Namensfeste u. s. w. Mit vieler Würde der Religion selbst sind diese Veranlassungen namhaft gemacht und diese Umstände behandelt. Wie besonnen und klug aufserdem der Vf. sich in die ihm, als dem ersten protestantischen Prediger in München, eigenthümliche Lage zu fügen weifs, beweist unter andern die 5te Predigt dieser Sammlung: Von der Zufälligkeit und Vergänglichkeit irdischer Güter und Freuden über Matth. 6, 19—21, bey Gelegenheit der Jahrsfeyer (in der katholischen Kirche) des Todes Karl Theodors. Wie freymüthig zugleich und wie entfernt von einer oft wohl klugen, aber nicht eben auch christlichen Zurückhaltung und Schüchternheit er zu seyn vermag, davon zeugt folgende Stelle aus dieser Predigt: „Erinnert uns nicht die ewige Ebbe und Fluth im menschlichen Leben ununterbrochen und ernst an den Zuruf unsers Erlösers: Sammelt euch Schätze, die ewig sind im Himmel. Und ernst und feyerlich erinnert uns auch der heutige Tag daran. Es ist der Tag, an dem vor einem Jahre die Herrlichkeit eines Fürsten in den Staub sank, der während seiner langen Regierung den Unbestand des Glücks und die Flucht der Zeit vor manchen andern seiner gekrönten Brüder gefesselt zu haben schien. Es ist der Tag, an dem einst Bayern seinen Beherrscher verlor, der während seiner mehr als 50jährigen Regentenlaufbahn doch auch den Wechsel der Dinge oft genug erfuhr, und bald Ruhe, bald Stürme, bald blühenden Wohlstand der Völker, bald ihren Jammer unter den Bedrängnissen verheerender Kriege erlebte, der hier Lob, dort Vorwürfe und Tadel, hier Dank, dort Unzufriedenheit ärndete. — Es ist der Tag, an dem einer der mächtigsten Fürsten Deutschlands, so hülflos und ohnmächtig dem Tode in die Arme sank, wie der geringste seiner Unterthanen, wo aller Glanz und alle Herrlichkeit erlosch, und wo ihm nichts hinüber folgte in die andre Welt, als seine Thaten, die dort gerichtet werden sollten." „Der Tag macht Könige den Knechten und Bettler den Monarchen gleich, und in den Hallen der Ewigkeit gilt keine Krone als Empfehlung und kein Fürstenhut als Freybrief vor dem ernsten Urtheil der unbestechlichen Gerechtigkeit, — ihre Werke folgen ihnen nach, und sie bestimmen dem Könige sein Loos, wie dem Sklaven." Diese Stelle mag zugleich eine Probe von der beredten und edlen Sprache des Vfs. seyn. Aufserdem ist die Darstellung fast in allen diesen Predigten, wie in der angeführten Stelle lebhaft, erwärmend, oft hinreifsend. Anordnung und Ausführung sind plan- und lichtvoll, die Gebete kurz und eindringend; kurz, das Gemüth fühlt sich durch sie erbauet, ohne durch ein Dociren und Analysiren in seiner Andacht gehemmt, und doch auch ohne durch Dunkelheit, oder trübes, mystisches Aufschauen gestört zu werden. Aufser dem besondern Interesse also, das diese kleine Sammlung durch die äufsern Umstände hat, liegt in ihr selbst noch ein anderes, das sie jedem gebildeten Leser lieb und werth macht.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Berlin*, b. Mazdorf: *Worte eines Menschenfreundes über die jüdische Nation, in Hinsicht der zu bewerkstellen möglichen so nothwendigen Verbesserung des Zustandes des ärmern Theils dieser Nation, insbesondre in den königl. preufs. Staaten. Eine Auffoderung an den reichen und beguterten Theil dieser Nation.* 32 S. 8. (4 gr.) Nachdem der Vf. die bekannten Hindernisse ihrer Verbesserung, dafs sie blofs auf den Erwerb durch Handel, der ihren moralischen Charakter durchaus verdirbt, eingeschränkt sind, dafs man ihre Existenz als Duldung, durch immer erhöhete Schutzgelder zur Finanzoperation macht, wobey immer aller Aufklärung ungeachtet, eine bürgerliche Trennung zwischen ihnen und den Christen fortdauert, angezeigt hat; schlägt er vor, dafs Juden zum wirklichen Feldbau zugelassen und gebraucht werden, dafs man ihnen dazu wüste Gegenden in West- und Ostpreufsen, Pommern u. s. w. einräume und ihnen dabey unter gehöriger Leitung friedliebend begegne (welches sonst oft, aber vergeblich, gesagt ist). 2) Dafs jeder reiche Jude nach seinem Vermögen dazu die nöthigen Kosten so weit beytrage, dafs ein gehöriger Fond dazu gebildet werden könne. 3) Eine Reformation ihrer alten Gesetze, in sofern sie auf Zeit und Ort nicht mehr passen. *Pia desideria!* Stünden nur nicht von allen Seiten ihrer Erfüllung Hindernisse entgegen! Werden die reichen Juden, die sich von den armen als eine so ganz unterschiedene Gattung von Menschen betrachten, die sich an die levitischen und talmudischen Gesetze so wenig als an die Synagoge kehren, dazu wohl Capitalien hergeben? — Wo bringen begüterte Christen ihren armen Glaubensgenossen oder Nationalverwandten solche Opfer?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 31. December 1802.

GESCHICHTE.

Nürnberg, in d. Bauer. u. Mann. Buchh.: *Taschenbuch für die neueste Geschichte*, herausgegeben von D. *Ernst Ludwig Posselt*. Mit Küffnerischen Kupfern. Erster Jahrgang 1794. 141 S. Zweyter Jahrg. 1795. XVI. u. 380 S. Dritter Jahrg. 1796. XVI. u. 267 S. Vierter Jahrgang: Feldzug. 1795. 1798. XX. u. 375 S. Fünfter Jahrgang: Feldzug 1796. 1799. XVI. u. 413 S. Sechster Jahrgang: Feldzug 1797. 1800. XXIV. u. 201 S. Siebenter Jahrg.: Feldzug 1799. 1801. XVI. u. 344 S. Achter u. letzter Jahrgang: Feldzug 1800. 1802. XX. u. 427 S. 12. (Jeder Jahrg. 1 Rthlr. 8 gr.)

Diese jetzt vollendete Geschichte des merkwürdigsten aller Kriege wird immer auch unter den Werken der historischen Kunst eine vorzügliche Stelle behaupten. Je schwieriger das Unternehmen war, man mag nun auf den Umfang der Handlung oder auf die einander so oft völlig widersprechenden Quellen der Nachrichten sehen, desto grösser ist das Verdienst der Bearbeitung. Zwar bleibt es ohne Zweifel noch lange eine unmögliche Foderung, diese Geschichte vollständig und, so weit das menschliche Auge reicht, mit aller Wahrheit zu schreiben. Denn die Begebenheiten sind so zahlreich, der Wechsel derselben ist so schnell, der Schauplatz so vielfach und so verschieden, die Ursachen der Ereignisse so mannichfaltig, die wahren und geheimen Triebfedern so verschieden von denen, die scheinbar vor Augen liegen, dass eine helle Einsicht nicht eher zu hoffen ist, als bis der Fortgang der Zeit, die Besänftigung der Leidenschaften, und die gänzliche Veränderung des Privatinteresse, die Beleuchtung der Gegenstände zulassen, über welche jetzt noch ein mehr oder weniger undurchdringliches Dunkel schwebt. Dann erst wird man begreifen, wie jener gänzliche Wechsel des Glücks möglich war, der an allen Erscheinungen in diesem ungeheuren Drama so ausserordentlich und beyspiellos ist, dass wir ihn für unglaublich halten würden, wenn wir nicht wüssten, dass er wirklich wäre: dann erst wird man einsehen, dass selbst der grosse Tag der Schlacht bey Marengo, die über Europens Schicksal entschied, nicht so ganz von dem Zufall abhing, wie man aus dem Umstand schliessen muss, der eigentlich den Ausgang der Schlacht bestimmte, sondern dass das abermalige Unglück der österreichischen Waffen, denen der vortreffliche Erzherzog Carl einen solchen Glanz gegeben hatte, wieder seinen guten Grund in einer Kette von Ursachen hatte, die selbst während der glänzenden Siege zu wirken fortfuhren, und am Ende einen Definitiv-Frieden herbey führten, den noch im April 1800 der menschliche Verstand, nach der bekannten Lage der Dinge zu urtheilen, eben so wenig voraussehen konnte, als man die gedachte Lage bey dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten im März 1799 vermuthen durfte. Inzwischen bis dieser Zeitpunkt eintreten kann, wird beides für das Bedürfnis unserer Zeitgenossen gesorgt und der künftigen Geschichte sehr nützlich vorgearbeitet, wenn wir die Facta, so wie sie uns jetzt bekannt seyn können, an einander reihen, mit möglichster Sorgfalt vergleichen, von manchen Schlacken säubern, von manchen Zusätzen sondern, die wir schon jetzt nach einigen Jahren als falsch erkennen, und dadurch ein Ganzes bilden, das, ohne auf Vollendung Anspruch zu machen, uns doch viel weiter führt, als die Darstellung einzelner Theile, und insonderheit auch dem künftigen Geschichtforscher grösere Aussichten eröffnet. Diess Verdienst gebührt in hohem Grade dem Vf., dessen erster Versuch dieser Art in lateinischer Sprache schon das verdiente Lob erhielt. Die deutsche Umarbeitung der Kriegsgeschichte des Jahres 1792 (denn nur diese ist Nachbildung des lateinischen Originals) aber ist noch weit vollständiger, gedrängter und belebter; und in den folgenden Jahrgängen entwickelt sich das Talent des Vfs. zu immer grösserer Vollkommenheit. Er leistet an der seinem Zweck angemessenen Vollständigkeit, an kritischer Benutzung der bekannten Materialien, an Sorgfalt der Darstellung alles, was der Leser billiger Weise erwarten darf. Die grosse Schwierigkeit, bey einer so weitumfassenden, verwickelten Geschichte die chronologische Ordnung im Ganzen zu befolgen, ohne doch den Verfolg der einzelnen grossen Begebenheiten abzubrechen, hat er mit einer seltenen Geschicklichkeit überwunden. Sein Stil ist deutlich, lebhaft, voll Würde und Kraft; nur dass auch in dieser Arbeit des Vfs., zumal in den ersteren Jahrgängen, der Ausdruck hie und da mehr in das Gesuchte fällt, als die Einfachheit der schönen historischen Schreibart es gestattet. Und ein ganz besonderes Talent zeigt er bey einem Gegenstande, wo die meisten Geschichtschreiber, selbst aus dem Militärstande, scheitern: nämlich bey der Beschreibung der Schlachten und kriegerischen Unternehmungen. Er weiss sie so klar, so lebhaft, so anschaulich vorzustellen, dass nicht bloss der Laie sich mit ihm wie an Ort und Stelle versetzen kann, sondern dass auch der Krieger selbst nach seiner Beschreibung ein

ein kunstmäsfiges Urtheil zu fällen im Stande ist. So sind z. B. die Beschreibung der Ueberwältigung der französischen Linien vor *Mainz*, des *Rückzugs*, der *Moreau's* Namen unsterblich machte, der Schlachten bey *Novi* (15. Aug. 1799), bey *Marengo* und bey *Hohenlinden*, wahre Meisterstücke der Darstellung. Auch dürfen wir nicht unbemerkt lassen, dass der Vf. schon jetzt in der pragmatischen Bearbeitung dieser merkwürdigen Geschichte sehr viel geleistet hat, theils durch die Art der Darstellung selbst, theils durch eingestreute Bemerkungen über Beweggründe und Absichten der handelnden Personen. So hat er insonderheit von der inneren Geschichte Frankreichs immer so viel angeführt, als zu einer vollständigen Uebersicht der Kriegsbegebenheiten nothwendig war, und manche dieser Abschnitte, wie z. B. die Geschichte von Robespierre's Fall, gehören leicht zu den vorzüglichsten und interessantesten Stellen des Werks.

In wie fern der Vf. auch die zweyte grosse Eigenschaft des Geschichtschreibers, Unpartheylichkeit, immer an den Tag gelegt habe, ist bey einer solchen Geschichte sehr schwer zu bestimmen. Keiner seiner Leser, wie wenig sie auch selbst unbefangen seyn mögen, wird ihn beschuldigen, die Wahrheit absichtlich geschmälert zu haben; vielmehr ist in dem ganzen Verlauf des Werks ein so reges Gefühl für Verdienst jeder Art herrschend, dass der Vf. immer mit gleichem Interesse für beide Partheyen schreibt, wenn er es wirklich mit Helden zu thun hat. Eine andere Frage ist es, ob nicht im Ganzen eine gewisse, gleichsam unwillkürliche Vorliebe, für die Sache der Republikaner, die anfangs jedem Menschenfreunde sich in einem so schönen Lichte zeigte, den Vf. mit unwiderstehlicher Gewalt hingerissen habe, die Farben, da, wo die Beleuchtung unsicher war, zum Besten der Franzosen zu mischen, ob sie ihn nicht geneigter mache, verhältnissmäsfig den Erzählungen dieser Parthey mehr Glauben beyzumessen, ihm nicht fast mehr Enthusiasmus noch für republikanische Tugend einflösse: und dennoch sollte billig der Geschichtschreiber eben die entgegengesetzte Tendenz zeigen, weil in allem, was zur Darstellung gehört, die französischen Berichte ohnehin einen entschiedenen Vorzug behaupten. Aber wer wird ihm aus dieser Vorliebe ein Verbrechen machen, auf einer Bahn, die, wir sagen es noch einmal, so schlüpfrig ist, dass fast mehr als menschliche Festigkeit dazu gehört, nie auszugleiten.

Neben der Hauptgeschichte eines Feldzugs enthält jeder Jahrgang noch einige interessante Beylagen, die sehr gut geschriebene Erklärung der Kupfer, und am Schlusse eine chronologische Tafel. Im *zweyten* Jahrg., der *Brissots* und *Dümouriez's* Bildniss hat, befindet sich eine Notiz von Dümouriez und Brissot, beide, wie es scheint, nicht von dem Herausgeber; beide seiner nicht würdig. Der *dritte* Jahrg. mit *Barrere's* Bildniss, enthält einen sehr guten Aufsatz über die Luftbälle und Telegraphen, mit Kupfern, und Schilderungen von *Robespierre* (dessen Bildniss vor dem ersten Jahrgang fehlt) und Barrere. In dem *vierten* Jahrgang mit *Pichegrü's* Bildniss, stehen die französische Constitution vom 23. Sept. 1795, die ersten Friedensschlüsse der Republik und die historisch wichtigen Volkslieder, die im Anfang allerdings eine erstaunende Wirkung hervorbrachten. Der *fünfte* Jahrgang, mit *Bonaparte's* Bildniss, liefert alle späteren Friedensschlüsse bis Ausgang des Jahrs 1796 und eine historische Skizze von Bonaparte, den damals in Aegypten Freunde und Feinde ohne Rettung begraben glaubten. Der *sechste* Jahrgang mit des Erzherzogs *Karls* Bildniss, enthält zugleich die Friedensschlüsse des Jahres 1797, auch die geheimen Artikel von Campo Formio (jedoch ohne Erwähnung der aus anderen zuverlässigen Nachrichten bekannten Verbredungen zu Gunsten Oesterreichs). Bey dem *siebenten* Jahrgang mit *Massena's* Bildniss, erhalten wir *Moreau's* Bildniss und einen sehr gut gerathenen Grundriss von Zürich und der umliegenden Gegend; unter den Beylagen eine Schilderung des 10. Novemb. 1799 und Notizen von *Scherer* und *Macdonald*. Am Schlusse des *achten* Jahrgangs findet man als Beylagen die (jetzt schon wieder wesentlich umgeformte) fränkische Staatsverfassung vom 13. Dec. 1799, die Conventionen und Friedensschlüsse des J. 1800, nebst den Waffenstillstands-Conventionen vom 16. Jan. u. 26. Jun. 1801 und dem Lüneviller Frieden; ingleichen Gedichte auf *Desaix* und *Moreau*, und eine kurze Biographie von *la Tour d'Auvergne*, dem ersten Grenadier der französischen Armee.

LEIPZIG, b. Schwickert: *Historisch-literarisches Handbuch berühmter und denkwürdiger Personen, welche in dem achtzehnten Jahrhunderte gestorben sind*; oder kurzgefasste biographische und historische Nachrichten von berühmten Kaisern, Königen, Fürsten, grossen Feldherrn, Staatsmännern, Päpsten, Erz- und Bischöfen, Cardinälen, Gelehrten aller Wissenschaften, Malern, Bildhauern, Mechanikern, Künstlern und andern merkwürdigen Personen beiderley Geschlechts. Herausgegeben von *Friedrich Karl Gottlob Hirsching*, Doctor und Prof. der Philosophie auf der Universität zu Erlangen, und verschiedner gelehrten Gesellschaften Mitglied. *Erster* Band. 1794. 1 Alph. 2 Bog. — *Zweyte* Abth. *Brockes* — *Deshays*. 1795. 1 Alph. 1 Bog. — *Zweyter* Band, erste Abth. *Desing* — *Genovesi*. 1795. 1 Alph. 2 Bog. — Zweyte Abth. *Genovesi* — *Hartsoeker*. 1796. 1 Alph. 3 Blät. — *Dritter* Band, erste Abtheil. *Hartzhaim* — *Hymmen*. 1797. 22 Bog. 2te Abtheil. *Jablonowsky* — *Keitmayr*. 1797. 1 Alph. 1 Bog. — *Vierter* Band, 1ste Abth. *Kremer* — *Loen*. 1799. 1 Alph.. — 2te Abth. *Löscher* — *Marperger*. 1799. 1 Alph. — *Fünfter* Band, 1ste Abth. *Marschall* — *Micheli*. 1800. 21 Bog. — 2te Abth. *Middleton* — *Mustapha* 1801. 14 Bogen. gr. 8. (10 Rthlr.)

Dieses, noch nicht vollendete Werk ist zwar schon seit länger als acht Jahren bekannt genug geworden;

den; da aber dessen noch nicht in unsern Blättern gedacht wurde: so wird eine kurze Nachricht von der Absicht und Beschaffenheit desselben nicht planwidrig seyn. Schon der weitläufige Titel lehrt überhaupt, was der inzwischen (am 11ten März 1800.) verstorbene Vf. damit beabsichtigte, nämlich Nachrichten von berühmten und denkwürdigen Menschen, die im 18ten Jahrhundert lebten und starben, in alphabetischer Ordnung zu ertheilen. Von Rechtswegen hätte er nun aber auch in der Vorrede bestimmen sollen, was für Menschen ihm *berühmt* und *denkwürdig* schienen; oder, was für einen Maasstab des Ruhmes und der Denkwürdigkeit er sich gewählt habe. Aber nach dieser Bestimmung sieht man sich eben so vergebens um, als nach der Bestimmung des Charakters seiner Arbeit. Zwar heisst es S. IV. „Dieses „Handbuch soll *möglichst charakterisirende Lebensbe-„schreibungen* solcher Personen enthalten, welche in „diesem (18ten) Jahrhunderte — verstorben sind, und „die sich durch besondere Schicksale, durch nützli-„che Thätigkeit, durch viel umfassende (?) Kennt-„nisse, durch nützliche Schriften, oder sonst auf „eine vorzügliche Art ausgezeichnet haben, in was „für einem Stande, und durch welche Wirksamkeit „das immer geschehen seyn mag." Allein, er sagt uns nicht, was er unter *möglichst charakterisirenden Lebensbeschreibungen* versteht. Wollt' er von den vielen tausend Personen, die er aufzuführen hatte, Biographieen ausarbeiten, die jede derselben so weit, als es nur immer möglich war, schildern oder anschaulich darstellen sollen — und anders kann man wohl seine Worte nicht interpretiren: — so würde diess die Kräfte eines einzigen, noch so talent- und kenntnißreichen Mannes sehr weit übersteigen, folglich noch weit mehr die Kräfte eines solchen Compilators, als Hirsching bekanntlich war. Wenn er noch gesagt hätte: *Lebensnachrichten!* aber *Lebensbeschreibungen?* Diesen war er durchaus nicht gewachsen. Weiter hin S. VII. drückt er sich etwas deutlicher aus, widerspricht sich aber auch zugleich, vermuthlich, weil er nicht mehr an das, was er S. V. geschrieben hatte, dachte. „Meine Absicht ist, *ganz „kurz die Lebensumstände* e i n e s j e d e n w i r k l i c h „g r o s s e n M a n n e s, nebst seinen mancherley Ver-„diensten und literarischen Bemühungen darzustel-„len." Also, *Lebensumstände* und *ganz kurz*. Diess lässt sich hören. Aber, die Lebensumstände *e i n e s j e d e n g r o s s e n M a n n e s?* Bedachte H. auch wohl, was er da schrieb? Was für einen Maasstab von Grösse mag er im Sinn gehabt haben? Wahrscheinlich wollt' er schreiben: eines jeden *merkwürdigen* Mannes. „Ob mir gleich, setzt er hinzu, *zusehends* manche „*Zeichnung* grösser gerathen ist, als ich mir es vorge-„nommen hatte." Ja wohl *zusehends*! Und — manche Zeichnung wär' *ihm* zu gross gerathen! Rec. wettet Tausend gegen Eins, dass ihm — Hirschingen — keine einzige von allen in diesem Werk aufgestellten Zeichnungen angehört. Gleich dahinter her heisst es: „*Des Guten* kann man ja nicht zu „viel thun!" *Des Abschreibens* wollt' er sagen. Denn beym Lichte besehen, that er nichts, als abschreiben. Und damit haben wir zugleich die Beschaffenheit des Werks charakterisirt. Es ist nämlich — die neueste Abtheilung gewissermassen ausgenommen — nichts anders, als Compilation, so wie alle Bücher dieses Autors. Daher muss man sich das Misverhältniss der Artikel und Notizen in diesem Handbuch erklären. Hatte der Vf. ausführliche Biographieen oder nur Nachrichten von dieser oder jener Person vor sich: so schrieb er sie rasch und ohne Nachdenken, *von Wort zu Wort*, ab, statt dass er sie planmässig hätte zusammendrängen sollen, wovon er in der Vorrede viel spricht, aber nichts geleistet hat. Zur Probe vergleiche man nur den Artikel *Genovesi*. Er lässt sich gut lesen; denn er ist — wahrscheinlich von Hn. *Jagemann* — aus *Galanti's* italiänisch geschriebenen Lobschrift dieses Neapolitanischen Philosophen übersetzt. Wie behandelt nun aber H. diesen Aufsatz? Er schreibt ihn, etwa zwey Stellen ausgenommen, *von Wort zu Wort* ab! statt dass er Plan- und Pflichtmässig ihn hätte zusammenziehen sollen; welches durch Tilgung der lobrednerischen und wortreichen Stellen hätte geschehen können. Aber diess schien entweder über seine Kräfte zu gehen, oder er eilte mit Fleiss, um nur bald viele Bogen zu füllen. — In dem bald hernach folgenden Artikel *Georg* II. wird fast gar nichts, was zur Charakteristik dieses Königs von Grossbritannien dienen könnte, beygebracht, wohl aber, was die Engländer, während seiner Regierung, unter Leitung der Minister, Merkwürdiges verrichteten, lahm und matt genug, aus dem Neuen historischen Handlexicon wiederholt. — Der Artikel *Johann Gottlob Mayer* nimmt fast einen ganzen Bogen ein. Nun mag dieser Bayreuthische geheime Regierungsrath und Consistorialpräsident ein ganz würdiger und verdienter Mann gewesen seyn: aber, welches Misverhältniss zwischen ihm und dem König Georg von Grossbritannien, dem nur 3 Seiten gewidmet sind! Freylich ging jener Mayer Hirsching'en näher an, als dieser König; denn er war, wie wir gegen das Ende dieser Art von Leichenpredigt sehen, sein Oheim und Taufpathe. Allein, was geht diess das Publicum, für welches H. compilirte, an?

Mit allem dem wollen wir dieser biographisch-literarischen Sammlung keineswegs allen Werth absprechen. Vielmehr empfehlen wir sie, die gerügten Fehler abgerechnet, als wirklich brauchbar; und wir würden es bedauern, wenn ihre Vollendung unterbleiben sollte. Der Vf. schrieb doch, so weit wir ihn verglichen, treu und genau ab; und da die von ihm gesammelten Nachrichten in sehr vielen Büchern zerstreut liegen: so ist man ihm für das Zusammentragen desselben Dank schuldig. Wie weit brauchbarer aber die ganze Arbeit ausfallen könnte, erhellt aus der neuesten Abtheilung, die zwar auch Hirsching's Namen an der Stirne führt, worin auch noch mancher Artikel von ihm stehen mag, worin man aber auch verschiedene bemerkt, in denen ein an-

anderer Geist wehet; ihr Urheber sey übrigens, wer es wolle. Hätte dieser sich so viele Mühe gegeben, als z. B. mit den Artikeln *Mirabeau* (*Gabr. Honor. Riquetti*), *Möhsen*, *Montesquieu*, *J. J. Moser*, *Moses Mendelsohn* (wo uns besonders die Beantwortung der Frage: Was verdankt denn Deutschland vorzüglich unserm M.? dem Vf. eigenthümlich zu seyn scheint), *Mosheim*, *O. F. Müller*: so würden wir seine Arbeit unbedingt loben. Es mag seyn, dass er aus den von ihm angeführten Hülfsmitteln abgeschrieben hat; aber wenn auch: so geschah es doch mit Einsicht. Auch ist er ehrlich genug, zu bekennen, wenn er bloss abgeschrieben hat. So steht nach dem Artikel *Burkard Christoph von Münnich*: „Obige kurze Nachricht „von Münnich ist wörtlich aus *Haids* historischen „Wörterbuch, ohne dass, leider! von den vorher„gehenden" (nämlich *Büsching* und *v. Halem*) „etwas „benutzt worden wäre." Indessen ist diess freylich nicht zu loben, und zeugt von einem gewissen Hang zur Gemächlichkeit; wohin auch die allzu schwache Bogenzahl dieser Abtheilung und die bisher unterbliebene Fortsetzung des Werks zu gehören scheinen; auch hätte ein solcher Fortsetzer unbedeutende Artikel, wie *Helena Sibylla* (nicht *Sybilla*) *Mollerin*, *Reinh. Abr. Möller* und *Markus Wilh. Müller*, nicht aufnehmen sollen. — S. 64. wird unter dem Artikel *G. P. Mörl* versprochen, das Leben seines Sohnes *Joh. Siegmund* solle *gleich nachher* folgen: man findet aber keine Spur davon. — S. 146. heisst es: *J. J. Moser's* berühmte Söhne, *Friedrich Karl* und *Wilhelm Gottfried*, werden in den folgenden Supplementbänden eine Stelle erhalten. Warum aber fanden sie dieselbe nicht gleich jetzt? Und wann werden diese Bände erscheinen, da das Hauptwerk so schneckenmäsig fortschleicht? Dort wird man hoffentlich auch manche, von Hirsching übergangene Person, wie *Griffet* und *Joh. David Michaelis*, antreffen. Den noch lebenden Tonkünstler *Gretry* hat der verstorbene Vf. als einen Todten behandelt.

RÖMISCHE LITERATUR.

Brandenburg, in d. Leichschen Buchh.: *E. J. A. Seyferts auf Geschichte und Kritik gegründete lateinische Sprachlehre. Fünfter* Theil oder vierter Cursus. 1802. VIII. u. 392 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Mit diesem Theile beschliesst der gelehrte Vf. ein Werk, welches ihm Ehre macht, und welches man, auch ohne seine Betheurung, für die Frucht mehrjähriger gründlicher Studien der Sprache und ihrer Lehrer anerkennen wird. Schade, dass dem Vf. manche Hülfsmittel, vorzüglich neuerer Zeit, abgegangen zu seyn scheinen, durch welche seine Vorstellungen und Angaben theils Bestätigung, theils Berichtigung hätten erhalten können, und bey deren Kenntniss vielleicht auch manches Einseitige und Paradoxe weggeblieben wäre, wohin wir z. B. rechnen, was S. 3. von dem *Codex argenteus* in Upsala gesagt wird, den er ein „*altdeutsches* (nicht gothisches) Buch" nennt, „welches auf violettem Pergament, nach heutiger *Buchbinderart*, mit silbernen Buchstaben *gedruckt* ist." Da nun Hieronymus schon alter purpurner Membranen mit goldnen und silbernen Buchstaben (*auro argentoque descriptos*) gedenkt: so schliesst der Vf.: „Waren nun dergleichen Bücher zur Zeit des Hieronymus schon uralt: so muss die eigentliche Erfindung der Buchdruckerkunst weit über 1000 Jahr älter seyn, als man bisher vorgab, die jedoch ihrer damaligen Beschwerlichkeit wegen, nicht allgemein werden konnte. Sie scheint sich indessen hier und da, besonders in sehr reichen Klöstern, fortgepflanzt zu haben, bis endlich unsre viel wohlfeilere und leichtere nach und nach daraus, nicht schon vor der Mitte des 15ten Jahrhundert (wie es uns der auf mehr als einer gelehrten Windmacherey ertappte Trithemius weiss machte), sondern erst eine geraume Zeit nach A. 1463 (wie diess der vielgesetztere Erasmus von Rotterdam versichert) entstanden ist." Man nehme diess zugleich als Probe von dem Vortrag des Vfs. und von seiner Neigung zu literarischen Abschweifungen. Der letzte Cursus ist an Gelehrsamkeit und Subtilität den übrigen gleich, und er wird nicht so sehr dem Anfänger als dem im Lateinischen Vollkommneren und insonderheit dem Sprachforscher nützlich seyn können. Die Aufstellung der Paradigmen veralteter Formen von Nominibus und Verbis hat uns sehr wohlgefallen. In der Prosodie ist die Lehre von den Versarten weit kürzer und unbefriedigender abgehandelt als in den gewöhnlichsten Sprachlehren. Die Entschuldigung: „Nachdem man die Uebungen in der eigenen Verfertigung der lateinischen Verse auf den Schulen abgeschafft hat: so habe ich hier nur dasjenige angebracht, was beym Lesen der Dichter zu wissen, unumgänglich nöthig ist," wird man schwerlich gelten lassen, da das Versmachen nicht allenthalben abgeschafft, ja selbst zum Lesen der Dichter viel mehr davon zu wissen nöthig ist, als hier vorkommt. Wenigstens hätten die Anfänger auf Jani Ars poëtica und die Gebildetern auf Herrmann's Metrik verwiesen werden sollen. Ausführliche Register sind dem ganzen Werke zur Begleitung gegeben.

Jena, gedruckt bey Johann Michael Mauke.



